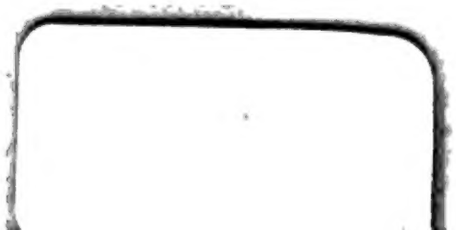
IM NEUEN REICH: WOCHENSCHRIFT FÜR DAS LEBEN DES DEUTSCHEN VOLKES IN STAAT, ...

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

211944

Herausgegeben

von

Dr. Konrad Reichard.

Sechster Jahrgang, 1876.

Zweiter Band.

(Juli bis December.)

1876

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1876.

DONATED BY THE
MERCANTILE LIBRARY ASSOCIATION
NEW YORK CITY

R

Digitized by Google

308774

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Politik.

Deutsches Reich.

Der Sitz des Reichsgerichts. G. 908.
Parteien und Wahlen. 495.
Ein „wirklich Liberaler". 343.
Die Wahlen. 789.
Handelsgerichte oder nicht? Von W. Genſel. I. II. 641. 692.
Die jüngſte Schwindelperiode in Deutſchland. Von O. M. 401.
Zum Hülfskaſſenweſen. Von F. Roſenſtein. 939.
Die Münzprägungsfrage im deutſchen Reichstag. 1006.
Die deutſchen Volksbildungsvereine in Heidelberg. 154.
Aus Berlin. O.
Zur auswärtigen Situation. Kunſtausſtellung. 509.
Zur Situation. Die Irrfahrten des Odyſſeus. 558.
Die auswärtige Lage. Juſtizgeſetze. Sociales. 597.
Aus Berlin. J.
Serbiens Rüſtungen. Zu den Wahlen. Vom Landtage 37.
Der ſerbiſche Krieg. Inneres. 78.
Die Reichſtadter Zuſammenkunft. Die deutſche Induſtrie. 114.
Aus Berlin. J.
Die Einigung der Mächte. Die deutſch-conſervative Partei. 158.
Die Regierung und die Wahlen. Auswärtiges. 196.
Zur Wahlbewegung. Auswärtiges. 236.
Berliner Sommer. 276.
Reuleaux Antwort, Zur Wahlbewegung. 316.
Ueber Bayreuth. Die Regierung und Reuleaux. Orient. 356.
Auswärtiges. Zur Wahlbewegung. 398.
Sedanfeier. 437.
Unſere orientaliſche Politik. Zu den Wahlen. 672.
Die auswärtige Lage. Die Wahlen. 710.
Die Thronrede und die politiſche Lage. Die Wahlen. 759.
Vom Reichstag. Der Waffenſtillſtand. 796.
Die „ſlaviſche Sache". Vom Reichstag. 836.
Die Pariſer Weltausſtellung. Reichstag. 876.
Die Conferenz. Moltkebriefe. Reichstag. 915.
Bismarcks after dinner speech. Reichstag. 953.
Bismarcks Rede im Reichstage. 989.
Reichstag. 1036.

Digitized by Google

Aus der Provinz Preußen. N—s.
Sängerfest. Theater. Handel. 309.
Wahlbewegung. Theater. 587.
Aus Ems.
Regatta. Der Kaiser. 75.
Vom Rhein. Jupp.
Rheinische Gründer. Die Madonna von Marpingen. 395.
Vom Rhein.
Wahlen und Wunder. 912.
Aus Schleswig-Holstein.
Die Kieler Universitätsfeier. Die Wahlen. 830.
Aus Stuttgart.
Rückblick auf den Landtag. Reactionäre Anzeichen. 185.
Die Wahlen und die Parteien. 313.
Vom Landtag. Die Gemeindejustiz. 669.
Die Aufrechterhaltung der Gemeindejustiz. 704.
Zum Landtagsschluß. 832.
Die Berliner Schwabenschlacht und die deutsche Partei. 946.
Aus Baden.
Der Rücktritt Jollys. 591.
Die Verfassungsangelegenheit. 624.
Zur Lage. 874.
Die politischen Parteien in Mecklenburg. 535.
Aus dem Elsaß.
Politische Regungen. Elementarnöthe. Industrie. 34.
Politische Stimmungen. 707.

Nachbarn und Fremdlande.

Europa fürchtet sich. Von Anton Springer. 601.
Aus Pest-Ofen.
Die Lage der Deutschen in Ungarn. 473.
Aus der Schweiz.
Von der Gesetzgebung. Kirchliche Fragen. 190.
Von der Schule. Altkatholicismus. 626.
Wahrheit und Dichtung vom Kriegsschauplatze. I. II. 110. 151.
Zur Richtigstellung russischer Phrasen. A. S. 872.
Die Eisenbahnfrage in Italien. 229.
Die wirthschaftliche Lage der napoletanischen Provinzen. Von Woldemar Kaden. 777.
Türkische Zustände. Von einem Augenzeugen. I. II. 681. 726.
Zum vierten Juli. Von Constantin Bulle. 1.
Aus der argentinischen Republik.
Bitte um ein deutsches Kriegsschiff. 507.

Geschichte und Biographie.

Ueber die Entstehung der Monumenta Germaniae. Von Ernst Dümmler. 201.
Aus Assurbanipals Bibliothek. Von Moriz Carriere. 255.
Alexandria. Ein Stadtbild aus dem Alterthum. Von Curt Wachsmuth. 181.
„Wunderliche Begebnussen". Von Ludwig Hänselmann. I. II. 521. 575.
Zur Naturgeschichte der mecklenburgischen Landstände. Von Julius Wiggers. 821.
Die Beziehungen Friedrichs des Großen zur Universität. Von Martin Hertz. 741.
Ein Brief Blüchers vom Jahre 1796. Von Karl Blasendorff. 866.
Vom Hofe Friedrich Wilhelm III. Von Karl von Beaulieu-Marconnay. 96.
Der Staatsstreich und die Orleans. S. 881.
Gegen Paris. 55.
Herbsttage in Frankreich. 614.
Zu Schlossers hundertjähriger Geburtstagsfeier. A. 818.
Zum Gedächtniß Barthold Georg Niebuhrs. Von Arnold Schäfer. 241.
Wilhelm Eduard Albrecht. Von Otto Stobbe. I II. 10. 41.
Zur Erinnerung an August Nefftzer. Von Wilhelm Lang. 420.
Georg Heinrich Pertz. Von Wilhelm Arndt. 652.
Antonelli. Von Wilhelm Lang. 821.
Friedrich Ritschl. Von Paul Schuster. 1001.

Digitized by Google

Länder- und Völkerkunde.

Naumburg an der Saale. Von Richard Radonek. 381.
Aus einem entlegenen Winkel deutſcher Erde. Von Friedrich Weber. 542.
Dinkelsbühl. Von Friedrich Lampert. 910.
Vom alten und neuen Wien. 1009.
Neukarlsbad. Von Richard Radonek. 347.
Saturn. Von Gotthilf Dahlke. 26.
Der Kurort St. Moritz. 301.
Aus den Alpen.
Neue Straßen und Reiſeziele. 748.
Aus Berlin.
Von der Reiſe. J. 633.
Ein Kirchgang in Florenz. Von S. Junghans. 216.
Bath und Wells. Von Reinhold Pauli. 570.
Aus Kopenhagen.
Allgemeine Eindrücke. 593.
Unter den Neugriechen. Von Wilhelm Lang. I. II. 883. 921.
Aus Portsmouth.
Die arktiſchen Schiffe. 950.

Literatur, Literaturgeſchichte, Kunſt.

Ein deutſcher Dichter am böhmiſchen Königshofe. Von Ernſt Martin. 721.
Das Grimmelshauſenfeſt in Renchen. Von Erich Schmidt. 352.
Der Humoriſt Anton Bucher. Von Karl Theodor Heigel. 81.
Berliner Skizzen vom Jahre 1797. Von Karl von Beaulieu-Marconnay. 65.
Briefe von Karl Auguſt und Luiſe von Weimar an Lavater. Mitgetheilt von J. C. Mörikofer. I. II. 266. 291.
Ein Beſuch bei Goethe. Von Julius Wiggers. 907.
George Sand. Von Wilhelm Lauſer. 321.
Arthur Fitgers Dichtungen. Von E—e 329.
Neue Dorfgeſchichten. Von E—e. 896.
Die Verfaſſerin von „Eritis sicut deus“. Von C Mezger. 1026.
Das Leben Schliemanns. Von Friedrich Schlie. 281.
Schliemanns Funde auf Hiſſarlick. Von Friedrich Schlie. 1031.
Das deutſche archäologiſche Inſtitut zu Athen und die Ausgrabungen zu Olympia. Von Adolf Michaelis. 128.
An Herrn Profeſſor Michaelis. Von Ernſt Curtius. 212.
Die Olympiafunde in Berlin. Von A. Milchhöfer. 481.
Abermals zur Abwehr. Von Theodor Mommſen. 413.
Das deutſche Kunſtgewerbe. Von R. von Eitelberger. 361.
Von der Münchener Ausſtellung. Von C. Aldenhoven. 140.
Im Münchener Glaspalaſt. Von G. Dahlke. 975.
Die kunſthiſtoriſche Ausſtellung in Köln. Von Anton Springer. 441.
Das Bayreuther Bühnenfeſtſpiel. Von Franz Gehring. 345.
Das Feſtſpiel in Bayreuth. Von Franz Gehring. I. II. III. IV. V. 390. 428. 467. 500. 548.
Der Schwan vom Aetna. Von Franz Gehring. 826.
Die Theaterfrage von Ernſt Wichert. 961.

Verſchiedenes.

Die gemüthliche Stellung des Menſchen zum Thiere Von Karl Ludwig. 121.
Glück und Werth der Illuſion. Von Johannes Volkelt. 175.
Anonyme Recenſionen. Von Edmund Pfleiderer. 459.
Muttergotteserſcheinungen. Von Auguſt Schricker. 561.
Die Reform der Irrenanſtalten. Von Hermann Reimer. 605.
Die Hohe Karlsſchule. Von Julius Klaiber. 658.
Das Manöver. 740.
Eine Erziehungsanſtalt vor fünfzig Jahren. Schulerinnerungen. I. II. 801. 875.

Digitized by Google

Kritiken und Uebersichten.

Vom Büchertisch:

Eckardt, Russische und baltische Charakterbilder. 80.
Fischer, Preußen im neunzehnten Jahrhundert. 118.
Duncker, Aus der Zeit Friedrichs des Großen. 119.
Mörikofer, Geschichte der evang. Flüchtlinge. 119.
Franzos, Aus Halbasien. 160.
Meyer, Conversationslexicon. Bd. 8. 200.
Eckardt, Livland im achtzehnten Jahrhundert. 240.
Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse. 280.
Bädeker, Rheinlande, Süddeutschland, Südbaiern. 320.
Ritgen, Führer auf der Wartburg. 360.
Döring, Kunstlehre des Aristoteles 400.
Rochholz, Tell und Geßler. 439.
Birlinger, Deutsche Lieder. 440.
Carmina clericorum. 440.
Weller, de tribus impostoribus. 440.
Hellwald, Die Erde und ihre Völker. 600.
Lohmeyer, Deutsche Jugend. 800.
Capponi, Geschichte der florentinischen Republik. 839. Nd.
Ein kleinstaatlicher Minister des 18. Jahrhunderts. 878.
Stern, Milton und seine Zeit. 879.
Martin, Leben des Prinzen Albert I. 879.
Trevelyan, Leben Macaulays. 880.
Hirsch, Byzantinische Studien. 880.
Schuler, Aus der Türken- und Jesuitenzeit. 880.
Kelle, Die Jesuitengymnasien in Oesterreich. 880.
Frommann, Aufsätze zur Geschichte des Buchhandels. 880.
Jensen, Aus vergangenen Tagen. 880.
Balck, Bilder zur Geschichte der deutschen Landwirthschaft. 880.
Gädeke, Die Politik Oesterreichs in der Erbfolgefrage. 917.

Vom Büchertisch:

Heigel, Der österreichische Erbfolgestreit. 918.
Stieve, Das kirchliche Polizeiregiment in Baiern. 918.
Gottschall, Neuer Plutarch. 919.
Schwebel, Kulturhistorisches. 919.
Isfordink, Briefe des Freiherrn von Wessenberg. 919.
Scheibe, Caroline Herschels Memoiren. 920.
Wattenbach, Geschichte des römischen Papstthums. 920.
Morpurgo, Statistik. 956.
Brückner, Handbuch der Reichsgesetze. 957.
Nerrlich, Jean Paul. 957.
Baier, Heidenröslein. 957.
Bärenbach, Herder als Vorläufer Darwins. 958.
Leitschuh, Entwickelungsgang der griechischen und deutschen Kunst. 958.
Brockhaus, Jeremias Gotthilf. 958.
Dunger, Der gelehrte Bauer Schmidt. 958.
Baumgart, Hamlettragödie. 958.
Faucher, Culturbilder. 958.
Stieler, Bilder aus Elsaß-Lothringen. 959.
Lentner, Geschichten aus Tirol und Oberbaiern. 959.
Beuthien, Slesvig Holsteiner Buerngeschichten. 959.
Brinkmann, Plattdeutsche Erzählungen. 959.
Wedell, Pompeji. 959.
Koch, Führungen. 959.
Helm, Vater Carlets Pflegekind. 959.
Dietlein, Deutschland über Alles. 959.
Otto, Deutsche Geschichten. 959.
Volkmar, der Waffenschmied von Frankfurt. 959.
Lankenau, Russisches Reich in Asien. 959.
Ule, Wunder der Sternenwelt. 959.
Volkelt, Symbolbegriff der Aesthetik. 960.
Helm, Anleitung zum Studium der Perspective. 960.

Digitized by Google

Vom Büchertiſch:
Walker, Ein preußiſches Unterrichtsgeſetz. 960.
Noltemeier, Berufsrichterprincip. 960.
Zur orientaliſchen Frage. 960.
Elſaß-Lothringen, ſeine Vergangenheit und Zukunft. 960.
Beer, Zehn Jahre öſterreichiſcher Politik. 995.
Ranke, Jugenderinnerungen. 996.
Hellwald, Culturgeſchichte. 996.
Harms, Philoſophie ſeit Kant. 997.
Göring, Raum und Stoff. 997.
Krauſe, Geſetze des Herzens. 997.
Medem, Grundzüge einer exacten Philoſophie. 998.
Gizycki, Philoſophie Shaftesburys. 998.
Fallmerayer, Fragmente aus dem Orient. 998.
Theodor Storms geſammelte Schriften. 999.
Frey, Neue Schweizerbilder. 999.
Reymond, Culturkampf in der Bronze. 999.
— Das neue Laienbrevier des Häckelismus. 999.
Amyntor, Randgloſſen. 1000.
Hanno, Liebe und Weisheit. 1000.
Lipiner, Prometheus. 1000.
Baumbach, Zlatorog. 1000.
Vogel, Axel. 1000.
Vom Büchertiſch:
Jetzt oder nie. 439.
Neue Reiſebücher. 40.
Hiſtoriſche Literatur. Rd.
Aus den Papieren des Freiherrn von Schön. 4. Bd. 758.
Philippſon, Heinrich IV. u. Philipp II. 760.
The life of the prince Consort. By Th. Martin. p. 713.
Abhandlungen. Von Joh. Guſtav Droyſen. Rd. 476.
Geſchichte von Japan. Von O. Adams. Rd. 480
Weil's mi' freut! Von K. Stieler. Rd. 638.
Karl Ruckſtuhl. Von L. Hirzel. Rd. 720.
Geſchichte der neueſten Zeit. Von C. Bulle. E—e. 635.
Georg Jenatſch. Von F. Meyer. E—e. 636.
Sakuntala. Von F. Rückert. L. 677.
Italia III. Von Hillebrand. Wilhelm Lang. 752.
Ueber deutſche Kunſt. Von A. Reichensperger. 719
Strousberg. Von ihm ſelbſt. 675.
Ueber die Grundſätze der Oelmalerei. Von H. Ludwig. Anton Springer. 512.
Reuleaux und die deutſche Induſtrie. Anton Springer. 755.
Zwei Prachtwerke. Anton Springer. 993.
Briefwechſel zwiſchen Schiller und Cotta. —i—. 575.
Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt. —i—. 560.
Hans Salat. Von Bächtold. —i—. 637.
Sander, Felders Leben. —i—. 1039.
Bartſch, Dantes göttliche Komödie. —i—. 1039.

Bibliographie.

360. 600. 640.

Notizen.

Zur Doctorfrage. P. 120.
Bericht der Plenarverſammlung der hiſtoriſchen Commiſſion. 677.
Preisaufgaben der Jablonowskiſchen Geſellſchaft. 680.
Erklärungen. 720. 840. 1000.
Aufruf zur Beſchickung der Wiener hiſtoriſchen Kunſtausſtellung. 1040.

Digitized by Google

Zum vierten Juli.

Von Conſtantin Bulle.

Wenn die hundertjährige Jubelfeier der nordamerikaniſchen Union ein paar Jahrzehnte früher begangen worden wäre, mit welchem Schwall von Begeiſterung würde ſie auch dieſſeits des Oceans begrüßt worden ſein, welch überſchwängliche Hymnen würden zum Preiſe der jugendkräftigen transatlantiſchen Rieſenjungfrau erklungen ſein, welch ſpitzige Redensarten und anzügliche Vergleiche hätte ſich die alternde Dame Europa gefallen laſſen müſſen. Heute nehmen wir an dem Feſte, das unſere Vettern feiern, zwar freundlichen und aufmerkſamen Antheil, aber von jedem Anflug des Neides fühlen wir uns völlig frei, und der Wunſch, unſere deutſchen Zuſtände mit amerikaniſchen zu vertauſchen, klingt kaum noch irgend wo wie eine Reminiscenz aus früheren Tagen nach. Auch der mächtige Zug, der den Einzelnen über das Meer hinübertrieb, die Hoffnung, ſich drüben in neuen Verhältniſſen ſchnell eine behaglichere und angeſehenere Exiſtenz verſchaffen zu können, iſt wie ausgetilgt; die Auswanderung liegt darnieder, und zahlreicher faſt ſind die Paſſagiere, die von den Vereinigten Staaten herüber kommen, als die, welche in den deutſchen Häfen ſich nach der Union einſchiffen.

Kein Zweifel, daß bei dieſem Wechſel die großen Wandlungen, die wir ſelbſt erlebt haben, erheblich mitwirken: weil es bei uns beſſer geworden iſt, ſind unſere Augen für die Schattenſeiten des amerikaniſchen Lebens ſchärfer geworden, hat unſer Eifer, die guten Seiten deſſelben aufzuſuchen, nachgelaſſen. Andrerſeits iſt die ſchwere Geſchäftskriſis, die ſich in der Union noch viel empfindlicher bemerklich macht als bei uns, ganz danach angethan, den Peſſimismus groß zu ziehen, vorübergehende Mißſtände als dauernde Gebrechen, krankhafte Auswüchſe, als unheilbare Fehler des ganzen Organismus erſcheinen zu laſſen. Aber Alles das in Betracht gezogen und gebührend in Anrechnung gebracht, es reicht doch nicht hin, um die ernſten Zweifel an der

inneren Gesundheit und Lebensfähigkeit des Jubelstaates, die überall auftauchen, zu erklären und zu entkräften, und den Gedanken zu verscheuchen, der sich wie ein unheimliches Gespenst bei der Centennialfeier zu Gaste lädt, den Gedanken, daß diese erste Säcularfeier auch die letzte sein werde.

Es möchte schwer sein, die patriotischen Beklemmungen, die den denkenden und uneigennützigen amerikanischen Politiker beschleichen, auf eine einzige letzte Ursache zurückzuführen. Wohl hören wir mahnende Stimmen mit gewaltigem Nachdruck dem Volke ins Gewissen rufen, daß die letzte Quelle alles Uebels die maßlose Corruption sei, welche die öffentlichen Gewalten beherrscht; wir hören die Losung ausgeben, daß, wie die Aufgabe des Jahres 1776 die Erringung der Unabhängigkeit gewesen, so die Pflicht des Säcularjahres die Erzwingung einer gründlichen Reformation sei; wir sehen, gleichsam zur Feier des Centenniums, innerhalb der herrschenden Partei sich eine Fraction der ehrlichen Leute bilden. Aber bezeichnend, wie diese Thatsache ist, sie genügt dem forschenden Blicke doch nicht; die Corruption ist das augenfälligste Symptom der Krankheit, aber sie kann selbst doch wieder nur als das Product zahlreicher anderer Factoren betrachtet werden, und wenn es mit einem Schlage gelänge, die Bestechlichkeit, die Ringwirthschaft, die Ausbeutung des Staatswesens zu Privatzwecken zu beseitigen, so würde damit doch immer noch nichts weiter erreicht sein, als die Möglichkeit, mit gründlichen Reformen zu beginnen; von der gewonnenen Basis aus müßte die ernste Arbeit erst anfangen, wenn nicht die vorübergehend gereinigte Luft sich bald wieder mit den alten Miasmen füllen sollte.

Zu den Zeiten des Sonderbundskrieges gehörte es in Deutschland zum guten Tone, sich mit rücksichtslosester Entschiedenheit auf die Seite des Nordens zu stellen, und der Durchschnittsliberale würde sich entsetzt bekreuzt haben, wenn man ihm Sympathien für die Sclavenbarone hätte zutrauen wollen. Die Erhaltung der Union wurde wie ein großer Sieg der Civilisation über die Barbarei gefeiert, und die Unterwerfung des Südens als der Ausgangspunct einer neuen ruhmreichen Entwickelung betrachtet. Ehrenhaft wie diese Täuschung sein mochte, wird sie als Täuschung doch jetzt ziemlich allgemein erkannt sein. Auch die Sclaverei war, wie die Corruption, zwar an sich ein Uebel, dessen Beseitigung gewiß höchlichst zu wünschen stand; aber ein großer Irrthum war es, zu glauben, daß dieses Uebel kurzer Hand durch die Befreiung der Sclaven gehoben werden könne. Die gesetzliche Unfreiheit der Schwarzen war doch auch nur ein Symptom, dieses Symptom schaffte man weg; aber damit hatte man nicht die eigentlichen Keime der Krankheit, die gesellschaftliche, intellectuelle und sittliche Inferiorität der Negerbevölkerung, beseitigt. Daran Hand zu legen, wäre nun die dringendste Aufgabe gewesen; allein diese Aufgabe hatte man sich selbst erschwert durch die gesetzliche Gleichstellung

der Schwarzen, und so war das Uebel geblieben und hatte nur den Namen gewechselt; die Befreiung der Sclaven wurde ihrerseits ein neuer mächtiger Hebel für die Corruption, der dadurch Millionen käuflichen „Stimmviehs" als billige Beute zugeführt wurden.

In der Existenz dieser Millionen, und nicht blos der schwarzen, sondern auch der weißen Proletarier, die, Dank dem allgemeinen Stimmrecht, in den meisten Staaten den Ausschlag bei den Wahlen geben, besteht unzweifelhaft eine der schwersten Gefahren: sie zu überwinden könnte nur durch einen völligen Bruch mit der gepriesenen amerikanischen Freiheit, durch eine großartige Reaction gelingen. Aber wie ist eine solche Reaction auf dem Wege der friedlichen Reform möglich? Es würde eine idealistische Utopie sein zu hoffen, daß die Tausende und aber Tausende, die von dem Verkauf ihrer Stimmen Gewinn ziehen, auf diesen Vortheil verzichten und ehrliche Leute wählen sollten, die offen erklärten, daß sie jenen den Ast, auf dem sie sitzen, abzusägen, daß sie das allgemeine Stimmrecht zu beseitigen gedenken. Die einzige Möglichkeit eines Fortschritts zum Bessern ist, so paradox es klingen mag, der Weg, der durch die Corruption zum aufgeklärten Despotismus und über ihn hinweg führt. Bisher ist freilich auch davon noch nicht viel zu spüren gewesen. Nicht Ehrgeiz und Herrschsucht, sondern gemeine Geldgier ist es ausnahmslos, die den amerikanischen Städten ihren „Boß", d. h. ihren Tyrannen, mit seinem „Ringe" verschafft. „Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit", so hören wir klagen, „sind heutzutage bei der Verwaltung des Staates fast unbekannte Eigenschaften; Käuflichkeit und Unfähigkeit haben statt jener Platz gegriffen. Wir werden von organischen Banden von Politikern regiert. Das Volk ist in Wahrheit ohne Stimme und Einfluß. Seine Interessen werden entweder nicht verstanden oder geopfert. Privatvortheil ist die große, bewegende Kraft unseres öffentlichen Lebens geworden . . . . . Die Entsittlichung, die den tonangebenden Kreisen entströmt, ergießt sich durch tausend Canäle über das Land, verdirbt unsere jungen Männer, befleckt unsere gesellschaftlichen und geschäftlichen Schichten. Anständige und einsichtsvolle Leute bemühen sich das politische Feld zu meiden, und das öffentliche Leben, das in einem gehörig aufgebauten Gesellschaftszustande einen großen Theil der begabtesten Talente in Anspruch nehmen sollte, wird wesentlich den Geistern überlassen, die sich durch einen niederen Grad von Intelligenz und unzuverlässigen Charakter auszeichnen." *)

Aber je ärger und unerträglicher dieses Ausbeutungssystem wird, um so näher muß die Möglichkeit rücken, daß energische Naturen, statt immerfort

*) Dr. C. C. Clark von Oswego, New-York, bei John H. Becker, die hundertjährige Republik. Augsburg, Lampart & Co. 1876.

Digitized by Google

als Amboß zu dienen, selbst den Hammer zu spielen sich entschließen, daß sich obligatorisch-reactionäre Gegenringe bilden, die ihre Macht nicht zur persönlichen Bereicherung, sondern zur Begründung eines Patricierregimentes benutzen. Ob sich daraus dann weiter monarchische Formen entwickeln, ob vielleicht diese heilsame Reaction von vornherein die Gestalt des Cäsarenthums annimmt, das sind Fragen von verhältnißmäßig untergeordnetem Interesse.

Das aber wird jedem, der eine Entwickelung dieser Art für wahrscheinlich hält, nicht zweifelhaft sein, daß sie sich nicht in der Centralregierung der Union vollziehen kann, sondern nur in den einzelnen Staaten, und daß sie daher eine Zerspaltung der gewaltigen Republik im Gefolge haben muß. Der Gedanke, daß dieses ungeheuere Staatswesen zerfallen werde, hat die Amerikaner eigentlich niemals verlassen. Schon Washington fürchtete die Zeit, in der eine geographische Linie den Norden vom Süden trennen werde, und Thomas Jefferson sah in der Sclaverei den Keim künftiger Verwirrung, innerer Kriege und völligen Umsturzes. Und das geschah zu Zeiten, wo der räumliche Umfang der Republik noch weit von seinen jetzigen colossalen Dimensionen entfernt war, wo die Gegensätze, die sich innerhalb der einen Verfassung ausgleichen sollten, mit den heutigen Parteiungen verglichen, noch verhältnißmäßig geringfügig waren, wo die Corruption noch nicht annähernd zu der schwindelnden Höhe gestiegen war, die sie heute erreicht hat. Es geschah zu Zeiten, wo die Union ihre großartige Aufgabe, das riesige Binnenland und die Ufer des stillen Oceans der Civilisation zu erschließen, noch nicht halbwegs gelöst hatte, wo der Fortbestand des großen Staatenbundes daher die Vorbedingung für die Lösung einer hochwichtigen Culturmission war. Diese Mission ist jetzt in ihren großen Zügen erfüllt; es ist kein Grund abzusehen, weshalb nicht die Zukunftsstaaten, die man bereits aus dem Körper der Union construirt hat, das was fernerhin zu thun ist, ebensowohl besorgen könnten wie die einige Republik; wohl aber ist mancher Grund aufzuweisen, weshalb ein Bund der Pacific-, der Golf-, der Mississippistaaten, jeder in seinem Bereiche, dieser Aufgabe leichter und erfolgreicher gerecht werden könnte, als die Conföderation widerstreitender Interessen, die wir die Vereinigten Staaten nennen.

Es liegt in diesem Urtheil keine Ungerechtigkeit und kein Undank gegen das, was die Union in ihrem ersten Jahrhundert geleistet hat; man darf vielmehr wohl sagen, daß sie mit einer gewissen Naturnothwendigkeit bei der Lösung ihrer wichtigsten Mission ihre eigene Existenz untergraben mußte. Die dreizehn Staaten, die vor hundert Jahren sich verbanden, waren schon unter sich verschieden genug, um das Band, das sie verknüpfen sollte, nicht allzufest zu schlingen; trotzdem wurde dieses Band im Laufe der Zeit zu einer drückenden Fessel bald für diesen, bald für jenen Theil, zumeist für die Neu-

Digitized by Google

England-Staaten, doch gelegentlich auch, und zumal im letzten Jahrzehnt, für den Süden. Nicht die Frage der Sclaverei allein, sondern kaum in geringerem Maße die des Schutzzolls, führte Wendungen herbei, die dem Süden oder dem Norden einen hohen Preis für die Erhaltung der Union aufzwangen, einen Preis, der von dem leidenden Theile stets nur widerwillig gezahlt wurde. Oft genug kam es in solchen Momenten dahin, daß die Auflösbarkeit der Union alles Ernstes discutirt wurde, und wenn der thatsächliche Versuch, sie durchzuführen, nur vom Süden und nur zweimal, bei der Nullification von 1832 und dem Sonderbundskrieg von 1861, unternommen wurde, so hatte der Norden doch die Neigung dazu nicht minder gehabt, und wie in seiner Mitte der Gedanke daran schon 1814 entstanden war, so erkannten noch fast ein halbes Jahrhundert später Männer wie Seward und Chase seine Berechtigung an. Daß er trotzdem lange Zeit in Frieden unterdrückt wurde, daß die Union fortbestand und ihre Expansionskraft im vollsten Umfange entfalten konnte, war ein Beweis dafür, daß die Vortheile der Verbindung doch noch größer waren als die Vortheile der Trennung; aber daß es zuletzt des furchtbarsten Bürgerkrieges, den die Geschichte kennt, bedurfte, um eine große Minderheit unter das Joch der in sich selbst durchaus gespaltenen Mehrheit zurückzuführen, war ein Zeichen, daß die Compensation der Nachtheile durch die Vortheile für diese Minderheit zu Ende war. Mag man in der blutigen Ausrottung der Sclaverei die nothwendige Sühne eines tiefgewurzelten Uebels erkennen, mag man den Sieg des Nordens demgemäß als einen großen Culturfortschritt preisen, den Charakter eines Pyrrhussieges kann man ihm vom Standpuncte der Union aus schwerlich abstreiten. Aus den dreizehn Staaten sind dreimal so viel geworden, die Zahl der Bürger hat sich mehr als verzehnfacht, der Bund ist aus seiner Verfassung herausgewachsen, und die Versuche ihn darin festzuhalten, können auf die Dauer doch kein anderes Ergebniß haben als sie zu sprengen.

So darf man das gewaltige Wachsthum der Republik als die Erfüllung einer geschichtlichen Aufgabe und zugleich als den Proceß der Selbstzerstörung bezeichnen. Dasselbe Urtheil drängt sich noch unter einem zweiten Gesichtspuncte auf. Zur Besiedelung der weiten Länderstrecken, die der Civilisation gewonnen werden sollten, bedurfte es eines ungeheuren Menschenmaterials. Dieses wurde angelockt einerseits durch die Aussicht auf den Erwerb eigenen Grundbesitzes, den die Union dem Einwanderer nach dem Heimstättengesetz unentgeltlich darbot, andererseits durch den Genuß vollster politischer Freiheit und Gleichberechtigung. Das erste Lockmittel ist jetzt verbraucht; wohl ist das Heimstättengesetz noch in Kraft und ungemessene Territorien sind noch zur Vertheilung verfügbar; aber durch Lage und Beschaffenheit sind sie jeder Anziehungskraft bar, und wer guten, verwerthbaren Boden haben will, muß ihn

Digitized by Google

für theures Geld wie anderswo erkaufen. Das zweite Lockmittel ist zur Hauptquelle des Verderbens geworden. Diese Einwanderer, die man nicht entbehren konnte, denen man ungeschmälerten Antheil an der politischen Macht gewähren mußte, haben dem Lande nicht allein die unbezahlbaren Arbeitskräfte, sondern als verderbliches Residuum auch die ungezählten Pöbelmassen der großen Städte gebracht und dadurch die riesenhafte Corruption erst ermöglicht. Man hat den Nativismus, das Knownothingthum der Amerikaner oft bitter gescholten, wie es denn gerechten Anlaß dazu reichlich genug bot; aber ein gesunder Kern, ein richtiger Instinct war doch darin enthalten. Von dem Augenblick an, wo die Schaaren der Einwanderer in den Städten sich anhäuften, statt neue Länderstriche zu cultiviren, wurden sie durch ihren politischen Einfluß, der für sie nur den Werth einer Erwerbsquelle hatte, zu einem Krebsschaden des Landes, und so viele tüchtige Elemente unter ihnen vorhanden sein mochten, in ihrer Gesammtheit schufen sie mehr Unsegen, als die Summe des Nutzens, den der Einzelne der Republik brachte, begleichen konnte. Auch in dieser Hinsicht leidet die Union also unter den Folgen, die sich unvermeidlich aus der Anwendung der Mittel ergaben, deren sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe nicht entrathen konnte.

Ganz abgesehen von diesen Mitteln barg aber auch die Aufgabe selbst, gerade durch ihre Größe und Dankbarkeit, die drohendsten Gefahren in sich. Die Fülle des Reichthums, die in den neu erschlossenen Gebieten sprudelte, die Leichtigkeit und doch Gefährlichkeit des Erwerbs und der schnelle Wechsel in der Glückslage des Einzelnen mußten die sittlichen Anschauungen mächtig beeinflussen. Wenn sich auf der einen Seite dadurch eine Thatkraft, eine Entschlossenheit, eine Findigkeit entwickelte, die den amerikanischen Nationalcharakter vor allen andern auszeichnet, so mußte andererseits dadurch eine Ueberschätzung der materiellen Güter, eine Geringachtung der geistigen Interessen, eine Gleichgiltigkeit gegen ethische und gemüthliche Motive herangezogen werden, die um so üppiger wuchern konnte, je erheblicher der Theil der Bevölkerung war, der von dem Mutterboden und von alle den conservativen Einflüssen, welche die Heimath unmerklich ausübt, losgerissen wurde. Und das waren nicht blos die europäischen Einwanderer, sondern ebensowohl die eingeborenen Amerikaner, die aus den alten Ansiedlungen in die Wildniß eindrangen und neue Staaten gründeten. Wohl hat es sich auch hier gezeigt, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebt, daß er eine Idee braucht, in deren Dienst er für seine edleren Bedürfnisse Befriedigung finden kann. Diese Idee ist für die Amerikaner die Herrlichkeit ihrer Republik, die Glorie des Sternenbanners, der Cultus der Freiheit geworden. Sie ist tief genug gewurzelt, um für Millionen ein Glaubenssatz zu sein, dessen Heiligkeit sie nicht antasten lassen, dessen Wahrheit sie mit ihrem Blute zu besiegeln bereit

sind; aber für andere Millionen ist er doch auch eine eitle Phrase, ein bloßes Idol geblieben, ein Aushängeschild, dessen sie sich nur bedienen, um den nackten Egoismus zu verbergen, der sie in ihrem politischen Thun so gut wie in ihrem Privatleben leitet.

Man braucht in dieser Beziehung gar nicht einmal bis auf die großen Massen zurückzugehen, sondern kann die Principienlosigkeit und Scheinheiligkeit schon an der Politik der organisirten Parteien studiren. Um weiter Zurückliegendes, wie die Tarifstreitigkeiten, bei Seite zu lassen, wo hat man eine solche Verdrehung des eigenen Parteiprogrammes gesehen, wie in der republikanischen Partei, als sie nach der Niederwerfung des Sonderbundes mit einem Schlage ihre bisherigen Theorien über das Secessionsrecht völlig auf den Kopf stellte und sich leidenschaftlich gegen den Präsidenten Johnson wandte, der zu Anfang des Conflictes doch nichts anderes verbrochen hatte, als daß er die nothwendigen Consequenzen aus der anerkannten Parteidoctrin zog. Wenn kein Staat, wie die Republikaner bisher immer behauptet hatten, das Recht besaß aus der Union auszuscheiden, wenn kein Staat mithin aufhören konnte Staat zu sein und seine verfassungsmäßige Mitwirkung im Congreß wohl durch die Rebellion seiner Angehörigen thatsächlich hatte unterbrochen, aber nicht rechtlich hatte aufgehoben werden können, so bedurfte es unbezweifelt nur der Reconstruirung williger und treuer Organe in dem unterworfenen Süden, um denselben wieder in den Vollbesitz seiner Rechte treten zu lassen. Trotzdem weigerte sich der Congreß diese Folgerung anzuerkennen und stellte unter völliger Nichtachtung seines bisherigen Standpunctes die Theorie auf, daß die Sonderbundsstaaten durch ihre Rebellion alle Staatenrechte verloren hätten, daß sie zu Territorien herabgesunken seien, daß ihre Wiederaufnahme zu gleichem Rechte von willkürlichen Bedingungen abhängig gemacht werden dürfe. Der unerhörte Parteiterrorismus, den die Republikaner in äußerlich legalen Formen seit der Bezwingung der Secession verübten, hat wohl zuerst weiteren Kreisen die Augen darüber geöffnet, was man von den schönen Phrasen amerikanischer Plattformen in der Praxis zu halten habe.

Auch die neueste Reformbewegung, die durch Carl Schurz Namen sich in Deutschland verhältnißmäßig viel Credit und Sympathie erwerben dürfte, kann deshalb doch nur mit dem größten Skepticismus aufgenommen werden. Denselben zu widerlegen oder ihn zu rechtfertigen wird ihr freilich nicht vergönnt sein; erweist sie sich doch gleich in ihren Anfängen als so schwach, daß ihr gänzliches Mißlingen schon jetzt außer Frage steht. Etwa zwanzig Stimmen unter siebenhundertundfünfzig, das ist Alles, was sie auf der republikanischen Parteiconvention in Cincinnati hat zusammenbringen können. Wäre es ihr aber gelungen einen bestimmenden Einfluß zu üben, hätte sie die Nomination Bristows zum Präsidentschaftscandidaten durchgesetzt, ja wäre ihr

Digitized by Google

Candidat als Sieger aus den Wahlen hervorgegangen, so würde sie sich doch in allen diesen Stadien nicht rein haben erhalten können, und die corrupten Elemente, die sich an sie gehängt und ihren Erfolg ermöglicht, würden sich um den Preis sicherlich nicht haben betrügen lassen. Sie würden ihren Antheil an der Beute, ihr reichliches Maß einträglicher Aemter und Würden sich wohl zu sichern verstanden haben, und die scheinbar siegreiche Reformpartei würde gar bald in den schmutzigen Fluthen der professionellen Erwerbspolitik wieder untergegangen sein.

Wer der Union mit einem Schlage einen energischen und aufgeklärten Cäsar, eine starke und zuverlässige Armee, eine gewissenhafte und ehrliche Büreaukratie verschaffen könnte, der möchte ihr damit vielleicht die Mittel geben, ein zweites Jahrhundert in ungeschmälertem Bestande fortzudauern und sich in dieser Zeit von Grund aus zu reformiren. Weil das Niemand kann, so wird der Zersetzungsproceß unaufhaltsam fortschreiten. Und wir sehen nicht ein, warum man das beklagen sollte. Ja, wenn die Union die Kraft besäße, die befreiten Neger zu civilisiren, dann möchte man ihre Erhaltung auf das lebhafteste wünschen; denn sie allein wäre im Stande, bis dahin, wo dieses Ziel erreicht wäre, blutige Kämpfe zwischen den Schwarzen und ihren vormaligen Herren zu verhüten. Aber nach den Erfahrungen, die bis jetzt gemacht sind, fehlt der Hoffnung, daß die Kluft zwischen Weißen und Schwarzen sich friedlich überbrücken werde, jede Stütze, und sobald die Weißen des Südens die furchtbaren Wunden, die ihnen der Secessionskrieg geschlagen, verheilt fühlen, werden wir uns auf eins von zweien gefaßt zu machen haben: entweder, wenn die demokratische Partei im Norden, wie es den Anschein hat, wieder ans Ruder kommt, auf eine neue Knechtung der Schwarzen, wenn auch nicht gerade in den Formen der Sklaverei — oder, wenn die bisherige Coalition der Neger mit den Republikanern des Nordens an der Herrschaft bleibt, auf einen furchtbaren Rassenkampf. Daß auch die erste Eventualität zu diesem zweiten Resultate führen könne, ist dabei leider keineswegs ausgeschlossen. Ein genauerer Einblick in die Zustände, die in den meisten Südstaaten herrschen, lehrt mit erschreckender Deutlichkeit, wie Alles dort „haitisch-mexikanischen" Verhältnissen entgegentreibt, und daß der Einfluß des Nordens, weit entfernt dem entgegen zu wirken, bisher nur zur Verschlimmerung der Lage beigetragen hat.

So sind es denn wenig erfreuliche Gedankengänge, zu denen die festlichen Tage der hundertjährigen Jubelfeier anregen, sobald wir den Blick von der Gegenwart in die Zukunft schweifen lassen. Allerdings wäre nichts leichter als diese dunklen Bilder mit einem schön bemalten Vorhange zu verschleiern, und in preisenden Worten den märchenhaften Aufschwung zu verherrlichen, den dieses erste Säculum der Union gesehen hat. Aber würde einen Washing-

ton oder Franklin dieser Glanz und dieser Reichthum mit Freude erfüllen? Schwer genug hatten sie selbst zu ihrer Zeit mit der Selbstsucht und dem Parteihader ihrer Landsleute zu kämpfen; aber wenn sie die üppige Auswucherung dieser Fehler heutiges Tages sähen, sie würden finden, daß sie mit dem rapiden Wachsthum des materiellen Wohlstandes nur zu sehr gleichen Schritt gehalten. Es mag Uebertreibung sein, wenn in Amerika selbst jetzt Stimmen laut werden, welche die Frage aufwerfen, ob überhaupt Etwas da sei, würdig, in einer Jubelfeier verherrlicht zu werden; aber darin irren sie nicht, wenn sie meinen, es sei für die übrige Menschheit durchaus nicht klar, daß die Einrichtungen Amerikas die Probe nur eines einzigen Jahrhunderts mit Erfolg bestanden haben. Hat jahrzehntelang der europäische Liberalismus mit sehnsüchtigem Blick über den Ocean hinübergeschaut, so erleben wir es jetzt, daß patriotische Amerikaner die Zustände jedes Landes im nördlichen Europa für beneidenswerth erklären, verglichen mit der Lage, in der sie sich befinden. „Alle Anker", so ruft einer von ihnen aus, „alle Anker, woran der Glaube des Volkes an die Republik gekettet war, reißen aus ihrem Bette los, und tiefes Bangen ergreift jeden intelligenten Mann, der sich für die Gefahren und Hoffnungen des Landes theilnehmend interessirt; düsterer wird von Tage zu Tage diese trübe Anschauung der Dinge."

Zu zahlreich und stark sind die Fäden, die unser deutsches Volk mit den Stammgenossen in Amerika verbinden, als daß wir ohne herzliche Theilnahme den Krisen, die da kommen werden, entgegensehen könnten. Andererseits hat eine tausendjährige Geschichte uns mit Katastrophen, in denen die Form zerbricht, aber der Inhalt geläutert wird, zu vertraut gemacht, als daß wir vor Umwälzungen, wie sie eintreten mögen, pessimistisch zurückschaudern sollten. Die hundertjährige Republik wird an den Gebrechen, die sie großgezogen, zu Grunde gehen, aber die reichen Keime civilisatorischer Entwickelung, die in ihr ausgestreut sind, werden deshalb nicht verkümmern. Wer freilich die Erhaltung der Union als Selbstzweck betrachtet, dem mag der Ausblick in die Zukunft, wie er sich uns darstellt, als geradezu trostlos erscheinen, aber der überschätzt eben, wie es uns scheint, auch in unberechtigter Weise den Werth der bisherigen Form. So gewiß wie vor hundert Jahren die Föderalisten den Standpunct vertreten, von dem aus allein eine kräftige politische Entwickelung ausgehen konnte, so gewiß erfordert jetzt die unerläßliche Regeneration des corrumpirten Staatswesens eine Lockerung, ja Lösung des Bandes, das für die ungeheuren Länderstrecken, die heute die Union bilden, zu eng geworden ist, und große Gebiete der tyrannischen Willkür der Mehrheit preis giebt. Wenn die Freiheit und die Selbstregierung, die in erschreckendem Maße zum trügerischen Schein herabgesunken sind, wieder Wahrheit werden sollen, so muß eine Rivalität verschiedener Staatswesen Leben in die Stagnation bringen.

Digitized by Google

Krieg und Revolution, so verhaßt sie dem friedlichen Bürger sein mögen, sind nicht die größten Uebel im Dasein der Staaten; sie werden sich der Union als reinigende Sturmwinde erweisen, unter deren Brausen die giftigen Dünste, die sich angehäuft haben, verschwinden werden. Wohl hat nicht jeder Krieg diese segensreichen Folgen, wie die Unterdrückung des Sonderbundes nur zu eindringlich beweist; aber auch diese hat ja durch die Zertrümmerung der Sklaverei als einer legalen Institution ihre Culturaufgabe gelöst, und wenn das nur geschehen konnte unter Erhaltung der Union, so wird deren Zerstörung eben die Aufgabe einer neuen weltgeschichtlichen Katastrophe sein. Daß diese sich bald, schnell und leicht vollziehen und der Ausgangspunct einer neuen glorreichen und gesegneten Entwickelung werden möge, das ist der beste Wunsch, den wir zu dem Säculartage der Unabhängigkeitserklärung glauben aussprechen zu können.

Wilhelm Eduard Albrecht.*)

Von Otto Stobbe.

I.

Am 22. Mai dieses Jahres gegen 10 Uhr Morgens starb zu Leipzig Wilhelm Eduard Albrecht. In ihm haben wir nicht nur einen der größten Juristen unsers Jahrhunderts, sondern auch einen unserer besten Männer verloren, der in Zeiten, wo wenige ihm zur Seite standen und begriffen, um was es sich handelte, mit Selbstverleugnung und Unerschrockenheit seine ganze Existenz für politisches Recht und gegen despotische Willkür einsetzte und jeder Zeit das Wohl des Vaterlandes höher als seine eigenen Interessen und Neigungen gehalten hat.

*) Da mir keine Selbstbiographie Albrechts bekannt ist, eine solche sich weder in seinem Nachlaß fand, noch auch irgendwo in Acten vorhanden zu sein scheint, machte es große Schwierigkeit, das biographische Material zusammenzubringen. Mit großem Dank habe ich es zu erwähnen, daß mir Se. Excellenz der Herr Minister Dr. von Gerber Auszüge aus den sächsischen Ministerialacten und der Herr Geheime Ministerialrath Jansen zu Oldenburg eine Reihe von oldenburgischen Ministerialactenstücken gütigst zur Disposition stellte; Professor John in Göttingen hatte die große Gefälligkeit, die Göttinger Kuratorialacten für mich durchzusehen und mir die Albrechtschen Briefe an ihn zu übersenden. Siebenunddreißig Briefe an Dahlmann hat dessen Sohn die Güte gehabt mir mitzutheilen. Manches fand sich in Albrechts Nachlaß. Besonders aber wurde ich durch Albrechts langjährigen hiesigen Freund, Dr. Salomon Hirzel, unterstützt, welcher unermüdlich war, neue Beiträge herbeizuschaffen, und über wichtige Fragen Aufschluß zu geben vermochte. Auch sonst haben mir Collegen von andern Universitäten oder Freunde Albrechts werthvolle Mittheilungen gemacht.

Digitized by Google

Jedem deutschen Juristen ist es bekannt, daß mit Albrecht eine neue Epoche in der deutschen Rechtswissenschaft anbrach. Aber auch weit über die Kreise der Fachmänner hinaus wird sein Tod ernste Trauer erweckt haben. Denn wer die Geschichte der letzten vierzig Jahre kennt, der weiß, daß Albrecht einer der Göttinger Sieben war und was wir diesen Sieben für unsere staatliche und sittliche Entwickelung verdanken.

Wilhelm Eduard Albrecht wurde am 4. März 1800 zu Elbing geboren*); er war der Sohn eines nach dem Maßstabe jener Zeit wohlhabenden Kaufmanns. Ostern 1818 bezog er die Universität Königsberg, um Jura zu studiren; ein Jahr später ging er nach Göttingen, wo Eichhorn, unbestritten der bedeutendste Germanist jener Zeit, zahlreiche Schüler aus allen Theilen Deutschlands um sich versammelte. Wenn Albrecht hier noch eine Zeit hindurch schwankte, ob er bei dem ergriffenen Studium der Jurisprudenz verbleiben sollte, so war für ihn diese Frage entschieden und war er definitiv für die Jurisprudenz gewonnen, sobald er unter Eichhorns Leitung sich mit dem Wechselrecht zu beschäftigen begonnen hatte. Es ist dies für seine wissenschaftliche Richtung höchst charakteristisch; er war seiner ganzen Begabung nach eine dogmatisch angelegte Natur, welche nach plastischer Rechtsgestaltung und fester Construction verlangte. So erklärt es sich auch, daß er für lehnrechtliche Materien, welche damals im Verhältniß zu andern Theilen des deutschen Rechts die interessantesten Probleme für die juristische Construction darboten, ein ganz besonders lebhaftes Interesse gewann.

Er hatte das Glück, bald seinem Lehrer Eichhorn näher zu treten und von ihm zu wissenschaftlichem und geselligem Verkehr herangezogen zu werden. Es blieb für ihn kein Zweifel mehr, daß er sich der jungen Wissenschaft des deutschen Rechts und der akademischen Laufbahn widmen solle. Am 1. April 1822 unter Hugos Dekanat wurde er zu Göttingen zum Doctor juris promovirt, im Diplom heißt es: post exhibita publice privatimque eximiae legitimae scientiae specimina. Um sich auf den Lehrberuf vorzubereiten, verweilte er noch längere Zeit in Berlin, wo Savigny auf ihn einen großen Einfluß gewann. Es ist noch das Zeugniß vorhanden, in welchem Savigny am 7. August 1822 Albrecht bescheinigt, daß er mit ausgezeichnetem Fleiß bei ihm Vorlesungen gehört und ihm „außerdem theils durch Ausarbeitungen, theils in vielfältigen Unterhaltungen Beweise von einem wissenschaftlichen Ernst und Eifer gegeben, welcher zu den schönsten Hoffnungen berechtigt." Zugleich trat er hier in freundschaftliche Beziehungen zu manchen jugendlichen

*) Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zwei unserer bedeutendsten älteren deutschen Rechtshistoriker, Albrecht und Rogge, in Elbing geboren sind und ihre akademische Laufbahn in Königsberg eröffneten. Rogge war 1793 geboren und folgte 1824 einem Ruf nach Tübingen. Auch Phillips und v. Martitz sind geborene Elbinger.

Digitized by Google

juriſtiſchen Gelehrten, welche ſich ebenſo wie er dem akademiſchen Beruf widmen wollten, beſonders auch zu dem fünf Jahre älteren Homeyer, deſſen reicheres gelehrtes Wiſſen für ihn manchmal etwas beſchämendes und beengendes hatte.

Nachdem er im Sommer 1823 eine Reiſe nach Süddeutſchland und der Schweiz ſeiner Geſundheit halber unternommen hatte, habilitirte er ſich für deutſches Recht zu Königsberg und publicirte als Habilitationsſchrift den erſten Theil ſeiner Schrift: doctrinae de probationibus secundum jus Germanicum medii aevi adumbratio*). Da hier eine eigentliche Vertretung des deutſchen Rechts fehlte, wurde er ſchon am 26. Auguſt 1825 zum außerordentlichen Profeſſor befördert; um ſich als ſolcher zu habilitiren, ließ er 1827 den zweiten Theil der eben genannten Schrift erſcheinen. Nachdem dann ſein Epoche machendes Werk über die Gewere 1827 erſchienen war (die Vorrede iſt vom April 1827 datirt, auf dem Titelblatt ſteht die Jahreszahl 1828) erfolgte am 28. Januar 1829 ſeine Ernennung zum ordentlichen Profeſſor. In dem Patent heißt es: „Für die von ihm zu leiſtenden treuen Dienſte ſoll derſelbe aller in dieſer Qualität ihm zuſtehenden Prärogative und Gerechtſame ſich zu erfreuen und ſein bisheriges Gehalt ferner zu genießen haben"; dies Gehalt betrug dreihundert Thaler.

Homeyer, welcher kurz vorher die ordentliche Profeſſur des deutſchen Rechts zu Berlin erhalten hatte, war vom Miniſterium am 7. Januar 1828 erſucht worden, über Albrechts literariſche Bedeutung zu referiren; er berichtete am 12. Februar unter anderm: „Ich ſtehe nicht an, mit voller Ueberzeugung, welche auch durch eine noch genauere Prüfung des Einzelnen nicht wohl erſchüttert werden kann, das Urtheil auszuſprechen, daß in der germaniſtiſchen Literatur, ſoweit ſie die genaue Erforſchung einzelner Lehren des alten deutſchen Rechts betrifft, keine an Reife und Gediegenheit dieſer Arbeit gleichkommt, daß ſie jedem Germaniſten in einer oder der anderen Beziehung Belehrung gewähren, und für die ex professo behandelten Gegenſtände auf geraume Zeit die Grundlage künftiger vervollſtändigender und vielleicht berichtigender Forſchungen bleiben wird, daß ſie endlich als die bedeutendſte Frucht der mächtigen Anregung, welche Eichhorn für die tiefere Begründung der Theorie des gemeinen deutſchen Rechts gegeben, betrachtet werden kann."

---

*) Das Datum der Habilitationsſchrift iſt vom 13. Juni 1825; doch iſt Albrecht, wie mir Herr College Schirmer in Königsberg mittheilt, ſchon vor der eigentlichen Habilitation zum dociren zugelaſſen worden, ohne daß ſich aber aus den Acten ermitteln ließe, in welchem Semeſter er zuerſt als Docent aufgetreten ſei. Soweit mir hier die Königsberger Lectionsverzeichniſſe zugänglich ſind, finde ich ihn zuerſt im Sommer 1824 mit Vorleſungen über deutſches Privatrecht und über Handelsrecht; im Winter 1824 auf 25 zeigte er Lehnrecht und die Theorie des Civilproceſſes an.

Die juristischen Studien lagen damals in Königsberg tief darnieder und es scheint nicht, daß es Albrecht trotz seines eminenten Docententalents gelungen wäre, in den Studirenden einen besonderen Eifer für die von ihm vertretenen Fächer zu erwecken. Es wird darüber einmal berichtet*): „Albrecht empfehle sich immer mehr durch seine ganze Persönlichkeit und wenn er nicht so viele Zuhörer habe, als andere dortige Lehrer der Jurisprudenz, so läge die Ursache davon nur darin, daß er streng wissenschaftlich zu Werke gehe, was bei dem Mangel an Bildung der meisten Studirenden in Königsberg gerade dort nicht den gewünschten allgemeinen Eindruck machen könne; während andere Docenten durch übergroße Nachgiebigkeit und durch ihre Herabstimmung zu dem weniger guten Geiste ihrer Zuhörer einen unwürdigen Applausus sich zu verschaffen suchen. Er lese abwechselnd deutsches Privatrecht, Lehnrecht und Staatsrecht, auch würde er deutsche Staats- und Rechtsgeschichte vortragen, wenn nicht die Studirenden in Königsberg dergleichen für gänzlich unbrauchbar hielten."

Als sein Lehrer Eichhorn zu Ostern 1829 den Lehrstuhl in Göttingen aufgab und für einige Zeit jeder akademischen Thätigkeit entsagte, wurde auf dessen Vorschlag**) Albrecht zu seinem Nachfolger berufen, am 29. October 1829 ernannt und trat Ostern 1830 sein Amt hier an.

Mehr als sieben Jahre hindurch hat er zu Göttingen in seinen Vorlesungen über deutsches Recht, Handelsrecht, Staatsrecht, später auch Kirchenrecht eine glänzende Lehrthätigkeit entfaltet. Mit dem größten Behagen blickte er in späteren Jahren auf diese glückliche, jugendliche Epoche zurück, in welcher er im freundschaftlichsten Verkehr mit den Koryphäen deutscher Wissenschaft lebte, mit Dahlmann, den Grimm's, mit Baum, Lücke, Kraut, Ribbentrop und Andern. Mit vielen der Göttinger Freunde blieb er noch lange in brieflichem Verkehr, oft unternahm er später Reisen nach Göttingen, um die alten Beziehungen neu zu beleben; alles, was dort sich ereignete, interessirte ihn bis zum letzten Augenblick.

Dies behagliche, völlig befriedigende Leben nahm für ihn ein Ende, als Ernst August von Hannover mit einem Gewaltstreich das Staatsgrundgesetz von 1833 beseitigte. War Albrecht seinem ganzen Wesen nach eine nach

*) In den Göttinger Curatorialacten findet sich ein Schreiben des Professor Bergmann vom 23. Juni 1829, welcher in Königsberg Erkundigungen über Albrecht eingezogen hatte, als es sich um seine Berufung nach Göttingen handelte.

**) In einem Bericht Eichhorns vom 10. Januar 1829 heißt es: „Wäre die Rede von Männern, welche zwar auch schon als gelehrte Schriftsteller und Docenten bekannt, aber noch jünger sind, so könnte ich als bereits recht ausgezeichnet nennen: Homeier (sic) in Berlin, Paulsen in Kiel und Albrecht in Königsberg ... Albrecht hat im letzten Jahre eine größere Abhandlung, von der Gewere nach deutschem Recht herausgegeben, die von ihm als Gelehrten und Forscher sehr viel erwarten läßt."

Digitized by Google

Ruhe und Frieden verlangende Natur, welche jedem schweren Conflict, ja selbst jeder kleinen Unannehmlichkeit aus dem Wege zu gehen liebte, bei jeder unsympathischen Berührung sich schnell zurückzog und ungern an die Oeffentlichkeit hervortrat, so lebte in ihm doch ein unwandelbares Rechtsbewußtsein und erfüllte ihn jede Unwahrheit und Treulosigkeit mit tiefster Verachtung und Abscheu. Es bedurfte keines Drängens von anderer Seite und keines fremden Einflusses, um ihn, den gewissenhaften Mann, den Lehrer des deutschen Staatsrechts, zu dem Protest zu bewegen und mit seinen Genossen laut seine Stimme erheben zu lassen, um dem deutschen Volke ein Beispiel wahrer Pflichterfüllung zu geben und in ihm das Rechtsbewußtsein zu erwecken oder zu verstärken*).

Als das königliche Patent vom 5. Juli 1837 erklärte, daß das Staatsgrundgesetz den König weder in formeller noch in materieller Hinsicht binde, stellte er im Verein mit Dahlmann und Jakob Grimm beim akademischen Senat den Antrag, über die Gültigkeit des Patents zu verhandeln. Der Senat ging darauf nicht ein. Nachdem dann am 1. November der König die verbindliche Kraft des Staatsgrundgesetzes für erloschen erklärt und alle königlichen Diener des Verfassungseides entbunden hatte, fand am 11. November auf Albrechts Zimmer eine Versammlung mehrerer Professoren statt, um über die einzuschlagenden Schritte zu berathen; Dahlmann war wegen Krankheit abwesend. Ein fester Beschluß wurde nicht gefaßt. Ewald und Jakob Grimm drängten zu raschen Schritten.

Da setzte Dahlmann am 17. November den bekannten Protest auf, welcher dem Universitätscuratorium zugesandt werden sollte. Nur sieben Professoren fanden sich, welche ihn Tags darauf, am 18. November, unterzeichneten; Albrechts Name ist der zweite; er folgt auf Dahlmann und steht vor Jakob Grimm.

Ueber die Entstehung der Protestation sagt Albrecht selbst in der im Jahre 1838 erschienenen Rechtfertigungsschrift (die Protestation und Erklärung der sieben Göttinger Professoren. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. S. 5): „Die Sache wurde vielfältig im engern und weitern Kreise besprochen, doch kam es zu keinem Beschluß und am wenigsten zu einer Vereinigung gerade derjenigen sieben Professoren, welche die Protestation unterschrieben haben. Von jener konnte nie früher als vom Augenblicke der Unterzeichnung selbst die Rede sein und diese erfolgte erst im Laufe des 18. November, desselben Tages, wo die Protestation an das Universitätscuratorium abgesandt wurde.“ **)

*) Wir folgen hier im Wesentlichen der Darstellung von Springer, F. C. Dahlmann. 2 Bände 1870, 72.

**) In einem weiteren Schreiben der Sieben an das Curatorium vom 11. De-

Mit vollem Recht konnten die Protestirenden von sich sagen: „Sie sind sich bewußt, bei treuer Wahrung ihres amtlichen Berufs die studirende Jugend stets vor politischen Extremen gewarnt und so viel an ihnen lag, in der Anhänglichkeit an ihre Landesregierung befestigt zu haben. Allein das ganze Gelingen ihrer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werthe ihrer Lehren, als auf ihrer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald sie vor der studirenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, eben sobald ist der Segen ihrer Wirksamkeit dahin." Und ähnlich sagte Albrecht in der Rechtfertigungsschrift (S. 31): „Als Lehrer an einer Universität sind wir dem Urtheile des Publicums in einem weit über Stadt und Land sich erstreckenden Kreise ausgesetzt; täglich und fortwährend sind wir genöthigt, unsere Ansichten und Ueberzeugungen, welche Andere, wenn auch gleichgesinnt, verschweigen mögen, öffentlich auszusprechen. Was muß uns wohl mehr am Herzen liegen, als daß unsere Handlungen mit unsern Lehren in Uebereinstimmung erscheinen und nicht durch das Gegentheil entweder die letztere von uns selbst widerlegt, oder unser Charakter in das verächtlichste Licht gestellt wird? Wird jeder die Stärke dieses Motivs für diejenigen von uns anzuerkennen geneigt sein, die durch Beruf und Neigung der Politik, dem Staatsrechte, der Geschichte sich widmen, so wird doch schon die Betrachtung, wie alle Zweige der Wissenschaft in dem Dienste für Wahrheit und Recht sich zu einer sichern Einheit verbinden, hinreichen, um einzusehen, wie jenes Motiv, wenn auch in verminderter Stärke, auch bei den Uebrigen wirken mußte."

Der weitere Verlauf ist bekannt; ohne Untersuchung und Recht wurden die sieben Göttinger durch königliches Rescript vom 11. December ihres Amtes entsetzt.

Überall in Deutschland gab sich die lebhafteste Sympathie für das muth- und opferbereite Auftreten des „Göttinger Siebengestirns" kund. Aus [illegible] Briefen, zuerst aus Leipzig, trafen Adressen an Dahlmann und seine [illegible]. Noch bevor die Entsetzung ausgesprochen war, bereits am [illegible]er, erließen zehn Leipziger Bürger, Kaufleute, Buchhändler und

---

ember (abgedruckt in der oben genannten Schrift S. 45) heißt es: „noch einige Stunden vor der Absendung wußte Niemand von uns, ob fünf, ob sieben, ob neun oder mehr Collegen sie unterzeichnen würden." Und Jakob Grimm sagt ähnlich in seiner Schrift: Ueber meine Entlassung 1838 (jetzt auch in seinen kleinen Schriften I. 1864. S. 41): „Unsere Erklärung an das Curatorium war den 17. November Abends entworfen worden, noch wußten wir nicht, ob sie am folgenden Tage von fünf, oder von sieben, oder von dreizehn unterschrieben abgehen sollte. Sieben Namen standen am Schluß der am 18. November entsandten Ausfertigung. Jeder war auf seinem Wege mit völliger Unabhängigkeit des Geistes zu der Ueberzeugung gelangt, welche die Protestation aussprach."

Digitized by Google

Gelehrte, einen Aufruf, in welchem sie zu Beiträgen aufforderten, um, „wenn jene biedern Männer ihres Amts verlustig werden sollten, zur Erleichterung ihres harten Geschicks beizutragen". Dies Beispiel fand allerwärts Nachfolge. Von dem sogenannten Göttinger Verein, d. h. von der deutschen Nation, wurde den sieben Vertriebenen ihr Gehalt so lange weiter fortbezahlt, bis sie zu neuen Anstellungen gelangten.

Albrechts Betheiligung wurde mit dem größten Beifall und mit freudigem Stolz in seiner heimathlichen Provinz verfolgt, in welcher damals lebhafter als in andern Theilen der preußischen Monarchie die politischen Interessen gepflegt wurden. Die philosophische Facultät zu Königsberg promovirte ihn auf Antrag Lobecks unter dem Decanat von Schubert durch einstimmigen Beschluß *) bereits am 21. December zum Ehrendoctor, ohne allerdings bestimmter die Veranlassung zu dieser Ehrenbezeugung anzugeben. Die Prädicate lauten: viro doctrinae ubertate, disserendi habilitate, morum candore et integritate inter omnes conspicuo . . . propter insignia in rem litterariam merita inprimisque praeclaros in interpretatione juris Germanici ac publici historica successus honoris causa et testandae observantiae sincerae. Der Sinn der Ehrenbezeugung war aber um so unzweideutiger, als gleichzeitig die medicinische Facultät einen andern der Sieben, Weber, zu ihrem Ehrendoctor creirte und das Diplom trotz der Erinnerung des Curators (Reusch), daß ein gleichzeitiges Absenden desselben auffällig sein werde, sofort abschickte. Aus seiner Vaterstadt Elbing richteten eine Anzahl Bürger am 27. December eine Adresse an ihn, welche ihnen von dem preußischen Minister von Rochow unter dem 15. Januar 1838 den Verweis eintrug, daß es dem Unterthan nicht ziemt, „die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen (sic) und sich in dünkelhaftem Uebermuthe ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen," — ein Verweis, der bekanntlich die Ausbildung des geflügelten Worts: „beschränkter Unterthanenverstand" veranlaßt hat.

Es entstand eine ganze Literatur über den hannöverschen Verfassungsbruch. Dahlmann, Jakob Grimm, Ewald wiesen in ihren Schriften die Unsittlichkeit und Unrechtlichkeit der hannöverschen Vorgänge nach. Albrecht verfaßte im Auftrage der Freunde eine Rechtfertigungsschrift: „Die Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren," welche Dahlmann mit einem Vorwort vom 24. Februar 1838 versah und die Weidmannsche Buchhandlung verlegte. Albrechts Name steht nicht auf dem Titel und wird nur in der Vorrede von Dahlmann genannt. Sie ist eine reine Rechtsdeduction,

*) Die Mitglieder der Facultät waren Schubert, Lobeck, Drumann, Voigt, Rosenkranz, Jacobi, Neumann, die beiden Hagen, Dull und Meyer.

Digitized by Google

eine Schrift, „welche den geraden Weg rechtlicher Erörterung unseres nur zu berühmt gewordenen Rechtsfalles geht, unter geflissentlicher Vermeidung aller der Verhältnisse, die, so schwer sie dem Menschen wiegen, doch in der Wagschale rechtlicher Entscheidung keinen Ausschlag geben" (Dahlmann in der Vorrede). In durchaus kühler, juristischer Ausführung, ohne jedes Pathos, wird die Bodenlosigkeit des Verfahrens der hannöverschen Regierung Punct für Punct erwiesen. Albrecht selbst sagt: „Was uns allein am Herzen liegt, ist unsere Handlung von Seiten ihrer Rechtmäßigkeit (Legalität) und namentlich vor dem Vorwurfe eines revolutionären Schrittes zu rechtfertigen."

Noch vor dem Druck schrieb er an Dahlmann (am 18. Januar): „Wenn mir irgend etwas dabei gelungen ist, so ist es, wie ich glaube, der ruhige Ton eines Beurtheilers, der bei der Sache gar nicht interessirt ist, ja! es ist mir oft eingefallen, daß gerade deswegen Gleichgesinnten meine Arbeit nicht genügen wird, sie werden sie zu kalt und nüchtern finden."

In der That war Dahlmann mit diesem Ton nicht zufrieden und es entwickelte sich zwischen den Freunden eine lebhafte Correspondenz über die Angemessenheit desselben. Wir heben aus einem Brief an Dahlmann vom 21. Februar ein Paar Sätze hervor, welche den verschiedenen Standpunct und die verschiedene Sinnesart des Juristen und des Politikers charakterisiren: „Für mich ist," sagt er, „die staatsrechtliche Beurtheilung dessen, was von uns und gegen uns (und das Land) geschehen ist, so sehr die Hauptsache, daß alles Uebrige mir in einen sehr fernen Hintergrund gerückt wird, jene scheint mir dasjenige, was vor Allem, ja ich möchte sagen, allein Noth thut . . . Dieser staatsrechtliche Gesichtspunct schließt keineswegs Wärme und Begeisterung für die Sache selbst aus und ich bin mir bewußt, sie zu haben, aber es ist das die Wärme, mit der man die Waffen für eine gerechte und große Sache ergreift, die aber während des Kampfes selbst der kälteren Besonnenheit und Nüchternheit ihren Platz einräumt."

Die Schrift verfehlte nicht ihren Eindruck. Obgleich sie in Sachsen die Censur passirt hatte, wurde sie in Hannover verboten. Albrecht meldet am 28. März an Dahlmann: „Meine Schrift ist hier bei fünfzig Thalern verboten, nachdem sie bis auf zwei Exemplare verkauft war."

Dahlmann traf am 20. December 1837 in Leipzig ein und fand die gastlichste Aufnahme bei Karl Reimer. Dahlmanns Aufforderung, Leipzig gleichfalls zu seinem provisorischen Domicil zu wählen und es zu versuchen, ob er hier zu einer akademischen Thätigkeit gelangen könne, folgte nach längerem Zögern im Frühjahr 1838 auch Albrecht, dem es außerordentlich schwer fiel, Göttingen und die dortigen Freundeskreise aufzugeben.

Digitized by Google

Es lag die Gefahr vor, daß Hannover seinen Einfluß verwenden würde, um die Anstellung der Abgesetzten an andern Universitäten zu hintertreiben. Der bekannte Bundesbeschluß vom 20. September 1819 über die in Ansehung der Universitäten zu ergreifenden Maßregeln, einer der schmählichen Karlsbader Beschlüsse bestimmte: „Die Bundesregierungen verpflichten sich gegen einander, Universitäts- und andere öffentliche Lehrer, die durch erweisliche Abweichung von ihrer Pflicht, oder Ueberschreitung der Grenzen ihres Berufs, durch Mißbrauch ihres rechtmäßigen Einflusses auf die Gemüther der Jugend, durch Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren, ihre Unfähigkeit zu Verwaltung des ihnen anvertrauten wichtigen Amtes unverkennbar an den Tag gelegt haben, von den Universitäten und sonstigen Lehranstalten zu entfernen. Ein auf solche Weise ausgeschlossener Lehrer darf in keinem andern Bundesstaate bei irgend einem öffentlichen Lehrinstitute wieder angestellt werden." Albrecht war in seiner Rechtfertigungsschrift sofort dem etwaigen Versuch entgegengetreten, den Hannover machen könnte, um auf Grund dieser Bundesbestimmung ihn und seine Genossen von jeder künftigen Anstellung auszuschließen.

Wenn auch zunächst keine Regierung einem der Sieben eine Professur zu übertragen wagte, so rescribirte doch das sächsische Unterrichtsministerium an die Leipziger Universität: „Sollte der Eine oder der Andere der in Göttingen bisher angestellten Lehrer sich nach Leipzig wenden, so ist ihm, sofern nicht sonstige Bedenken entgegenstehen, der Aufenthalt selbst nicht zu erschweren, auch derselbe, wenn er in der Eigenschaft als Privatlehrer akademische Vorlesungen zu halten beabsichtigen sollte, hieran nicht zu behindern."

Albrecht machte von dieser Erlaubniß Gebrauch und es erscheint in dem Leipziger Vorlesungsverzeichniß für den Sommer 1838 sein Name ohne weiteren Zusatz (Dr. W. E. Albrecht) mit einer Vorlesung über deutsches Privatrecht. Der Andrang zu seiner ersten Vorlesung war so groß, daß Viele, welche ihn hören wollten, nicht in das Auditorium zu gelangen vermochten. Mit einem Hoch wurde er empfangen.

„Mein ganzes jetziges Glück," schreibt er Dahlmann, „(oder da dieser Ausdruck ein wenig zu viel sagt, substituiren Sie dafür einen weniger sagenden), beruht auf ungestörter Betreibung derjenigen Beschäftigung, die mir stets die liebste war, das Lesen, mit dem jetzt, wie fast immer meine ganze übrige wissenschaftliche Thätigkeit in naher Berührung steht. Alles übrige, was ich hier habe, würde allein kaum eine Woche ausreichen, um mir den hiesigen Aufenthalt so erträglich oder wie ich wirklich sagen muß, so angenehm zu machen, wie er wirklich ist."

Im Winter 1839 auf 1840 las er über Staatsrecht (warum er für

dies Semester nicht in dem Vorlesungsverzeichniß steht, ist mir unbekannt), später dann auch über deutsche Rechtsgeschichte und Kirchenrecht. Einen Ruf, den er im Herbst 1838 nach Basel erhielt, lehnte er ab, theils wegen des sehr geringen Gehaltes, welchen man ihm antrug, theils weil er hier eine Anzahl von Vorlesungen übernehmen sollte, welche seinen Studien fern lagen.

Das sächsische Ministerium legte großes Gewicht auf die Vorträge Albrechts*) und hätte gewiß ihm sehr gerne eine Professur übertragen, wenn nicht die Rücksicht auf ein gutes Einvernehmen mit der hannöverschen Regierung hinderlich gewesen wäre. In einem Rescript vom 24. October 1839, welches obgleich Albrecht damals noch als Privatdozent fungirte, doch an den Hofrath Professor Dr. Albrecht gerichtet ist, schreibt ihm der Minister von Carlowitz: „das Ministerium hat mit Wohlgefallen wahrgenommen, welche Verdienste Ew. Wohlgeboren durch Ihre seit mehreren Semestern bei der Universität Leipzig gehaltenen Vorträge über deutsches Staats- und Privatrecht um diese wissenschaftliche Lehranstalt sich erworben haben und wie es Ihnen namentlich bald gelungen ist, für diese so wichtigen und zur richtigen Würdigung des Rechtszustandes eines jeden deutschen Volkes so unentbehrlichen Theile der positiven Rechtswissenschaft in den dortigen Studirenden von Neuem einen Eifer und ein Interesse hervorzurufen, welches nur erfreulich zu nennen ist.

„Um Ihnen daher einen Beweis theils der aufrichtigen Anerkennung dieser Ihrer ersprießlichen Leistungen, theils des lebhaften Wunsches zu geben, die Früchte Ihrer Gelehrsamkeit und vorzüglichen Lehrgaben auch ferner der königlichen sächsischen Landesuniversität erhalten zu sehen, bietet Ihnen das Ministerium einstweilen und bis Ihre definitive Anstellung unter möglichst vortheilhaften Bedingungen bei der Universität Leipzig erfolgen kann, eine mit Ostern dieses Jahres beginnende Remuneration von sechshundert Reichs-

*) In einem Schreiben vom 3. November 1840 an das Ministerium sagt Albrecht: „Zwar muß ich gestehen, daß meine amtliche Wirksamkeit nicht ohne Hindernisse ist, die namentlich darin liegen möchten, daß meine Vorlesungen großentheils Gegenstände betreffen, über die bisher oder seit längerer Zeit auf der hiesigen Universität entweder gar nicht gelesen worden ist, oder neben mir mit geringerem Aufwande von Zeit und publice gelesen wird, während ich für sie theils eine größere Zahl von Stunden, theils die Form von Privatvorlesungen — in der That nicht blos um des eigenen Vortheils, sondern auch um der Sache selbst Willen — in Anspruch nehmen zu müssen glaube. So mache ich aber jetzt die niederschlagende Erfahrung, daß eine Vorlesung, die ich für ebenso wichtig halte, als mit besonderer Vorliebe zu pflegen gewohnt bin, nämlich das deutsche Staatsrecht, vor nicht mehr als fünf oder sechs Zuhörern von mir gehalten wird, was ich nach den sehr entgegengesetzten Erfahrungen, die ich Jahre lang in Göttingen gemacht habe, dem einen oder dem andern jener Hindernisse zuzuschreiben kaum umhin kann. Indeß gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß sich dieselben zum Theil mit der Zeit werden überwinden lassen."

thaler für jedes Halbjahr, wo Sie jene Vorträge daselbst halten werden, dafern Sie sich gefälligst erklären, einen auswärtigen Ruf nicht eher annehmen zu wollen, bis Sie das Ministerium davon benachrichtigt und demselben die Gelegenheit gegeben haben, mit Ihnen über Ihr ferneres Verbleiben als akademischer Lehrer in Leipzig sich zu vereinigen." Diese Stellung Albrechts sollte nach der Absicht des Ministeriums vorläufig geheim bleiben, wurde aber doch bekannt und trug ihm bei seinen Freunden scherzweise den Titel eines „Geheimen Professors" ein.

Eine Gelegenheit ihn an Leipzig zu fesseln, fand sich sehr bald, als auf Savigny's Betreiben von Berlin aus Anstrengungen gemacht wurden, ihn an die dortige Universität zu ziehen. Da in derselben Zeit der Leipziger juristische Professor Klien starb, ein Mann, dessen Name jetzt in der gelehrten Welt fast vergessen ist, wurde er am 21. October zum ordentlichen Professor des deutschen Rechts an der Universität zu Leipzig ernannt. Die Entscheidung zwischen Berlin und Leipzig hatte ihm einen sehr harten Kampf gekostet, da er im Frühjahr 1840 sich mit der Tochter des Berliner Professor Ideler, mit welcher er im Herbst vorher in Teplitz bekannt geworden war, verheirathet hatte und seine Frau und deren Familie die Uebersiedelung nach Berlin in hohem Grade gewünscht hätten. Aber, wie er in seinem Dankschreiben an das sächsische Ministerium am 3. November 1840 hervorhebt, „gab das Gefühl der Dankbarkeit gegen die sächsische Regierung vor allem den Ausschlag und hoffte er darin auch eine Beruhigung zu finden, wenn sich künftig etwa von neuem Zweifel darüber in ihm regen sollten, ob er das Rechte gewählt habe."

Er blieb der Universität Leipzig treu und hat zum Ansehen und zur Bedeutung ihrer Juristenfacultät wesentlich beigetragen. Obgleich er in der Folge noch mehrere glänzende Berufungen an andere Facultäten erhielt, so 1842 nach Heidelberg, 1848 nach Gießen und nach Göttingen, konnte er sich doch nicht entschließen, den Ort zu wechseln, sich in neue Lebenskreise zu begeben und die Wirksamkeit an der hiesigen Universität mit einer anderen zu vertauschen. War es in den ersten Jahren die Dankbarkeit gegen Leipzig und die sächsische Regierung, welche ihn hier zurückhielt, so kam doch später noch eine gewisse Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit hinzu, welche es ihm unmöglich machte, einen so entscheidenden Schritt zu thun. In einem Brief vom 20. Juni 1842, in welchem er den Ruf nach Heidelberg ablehnte, spricht er es geradezu aus: „Es fehlt mir an dem Muth, mein Leben nochmals neu zu gestalten. Ich kann mir denken, daß dieses Bekenntniß eines Mannes, der eben erst in das fünfte Decennium seines Lebens getreten ist, Ihnen wie hypochondrischer Kleinmuth oder etwas Aehnliches vorkommen wird, und in der That war es für mich die Hauptaufgabe, durch sorgfältige Selbstprüfung

zu ermitteln, ob hier nicht eine blos vorübergehende Verstimmung und Herabdrückung meiner Lebenskraft in mir wirke, ob nicht gerade die Veränderung meiner Lage, die größere akademische Wirksamkeit, welche Heidelberg mir zu versprechen scheint, die Schönheit der dortigen Natur und dergleichen meine gesunkene Kraft wieder heben, kurz gerade das wegräumen werde, was mich zum Hierbleiben bewegt." Ja er glaube, daß er überhaupt kaum je einen Ruf annehmen werde; eine Universität gäbe es allerdings, bei der ganz besondere, seinen individuellen Verhältnissen angehörige Gründe wahrscheinlich die vis inertiae oder wie man das sonst nennen wolle, was ihn hier halte, besiegen könnte.

Unzweifelhaft dachte er an Göttingen. Aber als dann Ernst August am 8. April 1848 die Genehmigung zu seiner Rückberufung nach Göttingen ertheilte, konnte er sich wiederum zu dem wichtigen Schritt nicht entschließen. Im Auftrage der hannöverschen Regierung verhandelte mit ihm, der damals in Frankfurt weilte und dem Siebzehnerausschuß angehörte, der Klosterrath von Wangenheim. Seine Göttinger Freunde und Collegen, besonders Kraut, bestürmten ihn mit Bitten, dorthin zurückzukehren. Man faßte den Plan, alle sieben Vertriebene zurückzurufen. In Göttingen beabsichtigte man ihm ganz dieselbe Stellung bei der Universität zu geben, wie wenn er 1837 gar nicht entlassen worden wäre.

Albrecht erbat sich eine längere Bedenkzeit und erklärte am 22. April brieflich an Wangenheim, daß wenn er zurückkehren sollte, er verlangen müßte, daß auch die Regierung öffentlich ihre Entlassung zurücknehme und zwar nicht blos mit Bezug auf ihn, sondern auch auf seine dermaligen Genossen. „Denn sonst erschiene seine Berufung, wie eine besondere Begnadigung, deren Annahme ihn in eine schiefe Stellung versetzen würde." Von der Deliberationsfrist machte er einen sehr ausgiebigen Gebrauch und wie seine Briefe es ergeben, schwankte er in seinem Innern sehr lange. Erst Mitte November 1848 schreibt er seinem Freunde Kraut, am 5. December dem hannöverschen Cultusministerium, daß er den Ruf ablehnen müsse. An Kraut schrieb er, daß die Motive, welche ihn zurückhielten, „zum Theil so verwickelter Natur seien, daß er sie selbst seinen Freunden nicht vollständig habe auseinandersetzen können." Hauptsächlich wirkte bei der Entscheidung die Abneigung seiner Frau Leipzig zu verlassen und die wenig entgegenkommende Haltung der hannöverschen Regierung gegenüber den in Frankfurt vom Parlament gefaßten Beschlüssen.

Albrecht las in Leipzig über dieselben Disciplinen, wie in Göttingen: deutsches Recht, Handelsrecht, Obligationenrecht, Kirchenrecht, Staatsrecht. Wohl bei keiner Materie war er mit mehr Energie des Denkens dabei, als

beim Staatsrecht; in diesen Vorlesungen wirkte er wohl auch am tiefsten und nachhaltigsten auf seine Zuhörer ein; sie genossen der größten Berühmtheit. So sandte auch der Großherzog von Oldenburg den Erbgroßherzog, den jetzt regierenden Großherzog, nach Leipzig, um unter Albrechts Leitung sich mit Staatsrecht zu beschäftigen und es begründete sich eine nähere, vertrautere Beziehung zum Oldenburgischen Herrscherhause, welches ihn auch nachmals mehrfach in staatsrechtlichen und politischen Fragen consultirt hat.

Hatte sich Albrecht in Leipzig in wesentlich theoretischer Weise mit Staatsrecht beschäftigt und sich von jeder Demonstration und praktischen Betheiligung an der Politik zurückgehalten, so zog ihn das Jahr 1848 mit unwiderstehlicher Gewalt in die Bewegung hinein.

Am 10. März 1848 hatte die Frankfurter Bundesversammlung die Regierungen aufgefordert, für die siebzehn engeren Stimmen des Bundesraths je einen Vertrauensmann nach Frankfurt zu entsenden, um über die Revision der Bundesverfassung zu berathen. Drei von den sieben Göttingern wurden jetzt mit dem Vertrauen der Regierungen beehrt: Dahlmann wurde von Preußen, Gervinus von den vier freien Städten, Albrecht von der fünfzehnten Stimme, das heißt von Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg nach Frankfurt entsendet. Er nahm den ihm von Oldenburg gemachten Antrag an, äußerte aber in seinem Schreiben vom 25. März 1848 an den Geheimrath von Beaulieu, daß er zu dem wichtigen Geschäft nur eine sehr geringe Gabe, legislatorischer Productivität mitbringe; nur der Gedanke, daß auch die Fähigkeit, gegebene oder in Vorschlag gebrachte Grundlagen zu prüfen und weiter auszubauen, die er sich eher in einem gewissen Grade zutrauen dürfe, am Platze sein werde, könnte ihn ermuthigen, den ehrenvollen Auftrag anzunehmen. „Das ist recht und schön," schrieb Dahlmann am 25. März, „daß Sie angenommen haben, liebster Albrecht; in den jetzigen Zeiten darf man sich nicht entziehen." Albrecht traf am 27. März in Frankfurt ein; der Oldenburgsche Bundestagsgesandte berichtete Tags darauf an den Großherzog: „Uebrigens findet Albrechts Wahl hier den ungetheiltesten Beifall und wäre das ihm von Oldenburg zugegangene erste Ersuchen um vier Stunden später bei ihm eingegangen, so würde er demselben nicht haben entsprechen können, da sich die königlich sächsische Regierung mit einem gleichen Antrag an ihn wandte."

Im Auftrage des Siebzehnerausschusses arbeiteten in den ersten Apriltagen Dahlmann und Albrecht, welche in demselben Gasthaus, im Römischen Kaiser, Quartier genommen hatten, den „Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes" aus. Er wurde von den Siebzehnern mit Majorität im wesentlichen angenommen und am 26. April 1848 der Bundesversammlung übergeben. Es ist nicht bekannt, was davon Dahlmann und was Albrecht angehört; indessen werden wir nicht fehlgehen, wenn wir aus der Verschiedenheit

Digitized by Google

der beiden Männer in Anlagen, Interessen und Neigungen annehmen, daß Dahlmann, dem praktischen Politiker die Grundzüge und Albrecht, dem feinen Juristen die Formulirung angehören.

Einer vertrauten Jugendfreundin zu Königsberg schrieb er am 27. April: „Daß wir es Keinem recht gemacht haben werden, weder den Fürsten noch den Völkern, ist fast mit Sicherheit vorauszusehen. Das Schlimmere aber ist, daß wir oder wenigstens Viele von uns an unserm eigenen Werke verzweifeln. Je länger desto mehr setzt sich bei mir der traurige Gedanke fest, daß Deutschland nicht auf diesem friedlichen und überlegten Wege sich zurecht finden werde, sondern nur auf vielen Umwegen und durch die harte Schule schweren Unglücks und arger Schläge. Während der Arbeit selbst, die den Geist in hohem Grade in Spannung hielt, trat diese Besorgniß mehr in den Hintergrund, nun aber jene Spannung nachläßt, taucht sie mit erneuerter Stärke wieder auf."

An der Neigung, im Parlament sich an den Verfassungsarbeiten zu betheiligen, fehlte es ihm durchaus und er hatte in den Tagen des Vorparlaments Ende März auch seine Anlagen in dieser Beziehung zu prüfen Gelegenheit gehabt. Er schrieb am 25. April darüber an das Oldenburgische Ministerium: „Wie ich in dieser großen vorberathenden Versammlung nur die Rolle eines schweigenden Zuhörers gespielt habe, so würde ich auch in der constituirenden Versammlung wahrscheinlich nicht darüber hinauskommen und das Verdienst durch Aufstehen oder Sitzenbleiben bei der Abstimmung der guten Sache eine Stimme zuzuführen, kommt bei einer so zahlreichen Versammlung nicht in Betracht."

Indessen wurde Albrecht am 2. Mai 1848 zu Harburg für den elften hannöverschen Wahlbezirk in das Parlament gewählt. In seinem Annahmeschreiben verhehlte er es seinen Wählern nicht, daß er nur mit Widerstreben in das Parlament gehen werde; es würde eine bloße Redefloskel sein, wenn er ihnen für die Wahl danken wollte; manche Gründe erschwerten ihm die Annahme; indessen halte er es für geboten, in solchen Tagen nicht zurückzustehen.

Nachdem Albrecht einige Tage in Leipzig und Oldenburg verweilt hatte, um dem Großherzoge seine Ansichten über den Gang der Dinge mitzutheilen, kehrte er nach Frankfurt am 21. Mai zurück, um sich an den Sitzungen des Parlaments zu betheiligen. Aber bereits am 17. August hatte der Präsident im Anfange der Sitzung zu erklären, daß Albrecht aus Rücksichten auf sein Amt und seine Gesundheit ausgeschieden sei. — Er fühlte sich dort nicht wohl, konnte sich in dem parlamentarischen Leben nicht zurecht finden und hat auch auf den Gang der Verhandlungen keinen irgendwie hervorragenden Einfluß ausgeübt. Er war zu ruhig und kühl, als daß er daran geglaubt hätte, die

Digitized by Google

Frankfurter Verſammlung werde die Schäden Deutſchlands unmittelbar heilen können. „Ich kann mich überhaupt nicht," ſchreibt er an ſeine Frau am 2. Juli 1848 von Frankfurt aus, „für das, was wir hier ſchaffen, erheben. Die Unſicherheit, das Beſorgliche, welches auf unſerer Zukunft liegt und ſich auch an den Act anhängt, den wir eben vollzogen haben (die Wahl des Reichsverweſers), überwiegt bei mir die Hoffnung. Erblicke in dieſer Aeußerung kein Zeichen, daß ich ſchon wieder in Verſtimmung herabſinke. Es iſt eigentlich nie anders in mir geweſen, auch in der beſten Zeit meines hieſigen Aufenthaltes, und nur, wenn ich durch einen gerade vorliegenden Gegenſtand lebhaft intereſſirt werde, vergeſſe ich den trüben Hintergrund, der eigentlich ſtets in meiner Seele iſt. Jenes Intereſſe wird aber häufig dadurch gekreuzt, daß ich mir geſtehen muß, über viele Fragen eigentlich rathlos zu ſein. Täglich wird es mir deutlicher, was ich freilich von jeher geahndet habe, daß mir die Fähigkeit, eine neue Geſtaltung der bürgerlichen und Staatsverhältniſſe zu finden abgeht .... Meine Zeit wird erſt wieder beginnen, wenn wir zu einem gewiſſen Niederſchlag des Beſtehenden gekommen ſein werden, in deſſen Betrachtung und tieferes Verſtändniß ich mich verſenken kann."

Seinem ganzen Naturell und ſeinen Neigungen nach paßte er nicht hierher. Er war eine zu ſinnig und ſkeptiſch angelegte, zartbeſaitete Natur. Von jedem ſtarken Conflict und jedem leidenſchaftlichen Kampf, Auge in Auge wurde er empfindlich berührt; in wichtigeren Fragen kam er oft nur ſchwer zur Entſcheidung und hatte überhaupt vor dem öffentlichen Auftreten und der parlamentariſchen Discuſſion eine unüberwindliche Scheu. Es fehlte ihm der Schwung der Leidenſchaft und die fortreißende Gewalt der Rede. Wenn er mit ſouveräner Sicherheit ſich auf dem Katheder bewegte, ſo war doch die Rednertribüne nicht der Ort, auf welchem er ſeine Anſichten zu entwickeln vermocht hätte.

Er ging von Frankfurt zur Stärkung ſeiner Geſundheit zunächſt nach Kiſſingen und kehrte dann wieder in das akademiſche Leben zurück, in welchem er wie früher die vollſte Befriedigung fand. „Es war kein Vorwand," ſchreibt er an Dahlmann am 22. December 1848, „oder ein Irrthum über mich ſelbſt, wenn ich mein Ausſcheiden aus der Nationalverſammlung damit motivirte, daß ich als Profeſſor ungleich nützlicher ſein könnte, wie als Deputirter. Ich bin der Erſtere wieder mit Leib und Seele und nicht ohne eine verhältnißmäßig erfreuliche Wirkſamkeit, ja! ich muß unſeren Studirenden das Lob geben, daß ſie ſich nicht allein nicht fauler, ſondern ſogar fleißiger als früher zeigen."

Er verfolgte auch jetzt jede ſtaatsrechtliche und politiſche Frage mit dem regſten Intereſſe, ſah ſich aber nicht veranlaßt, ſeine Anſichten durch den Druck zu veröffentlichen oder in öffentlichen Verſammlungen zu vertreten.

Digitized by Google

Aber noch einmal wurde er in den Kampf hineingezogen. Zur Zeit der Reactivirung der Bundesverſammlung und der Octroyirungen und Verfaſſungsreviſionen brach bekanntlich auch in Sachſen eine ſchlimme Periode der Reaction ein. Die Regierung hob durch Verordnung vom 3. Juni 1850 das Verfaſſungsgeſetz vom 15. November 1848 auf, ſtellte die Verfaſſungsurkunde von 1831 vollſtändig wieder her und berief die beiden Kammern in derjenigen Geſtaltung ein, welche im Jahre 1848 beſeitigt worden war. Sollte die Univerſität dieſen Rechtsbruch ruhig hinnehmen und einen Vertreter auf den Landtag entſenden?

Von neuem bewährte ſich die Unbeugſamkeit Albrechts, wo es ſich um Fragen des Verfaſſungsrechts handelte. Trotz ſeiner Abneigung gegen politiſchen Kampf und jedes Hervortreten ſeiner Perſönlichkeit, konnte er, der Vorkämpfer des Jahres 1837, nicht ſchweigen, wenn das Recht gebeugt wurde. Nachdem eine Vorbeſprechung in Otto Jahn's Hauſe ſtattgefunden hatte, beantragte er mit ſieben Genoſſen eine Senatsſitzung. Wiederholt erklärte er in derſelben am 20. Juni, daß es ſich nicht um eine politiſche, überhaupt nicht um eine Parteifrage, ſondern um eine Rechtsfrage handle. Mit zwanzig gegen ſechzehn Stimmen beſchloß der Senat, keine Wahl eines Deputirten zum Landtage vorzunehmen; Albrecht wurde mit der Abfaſſung einer motivirten Erklärung über die Ablehnung der Wahl beauftragt.*)

Dahlmann ſchrieb ihm am 6. Juli aus Bad Elgersburg: „Es war mir ein lieber Gedanke, Ihnen unſere auf Gemeinſamkeit der Ueberzeugung in den großen, die Geſammtheit erhaltenden Grundſätzen gegründete Freundſchaft ins Gedächtniß zurückzurufen, zu der Zeit, da ſich ein Anlaß Ihnen aufgedrungen hat, ſie aufs neue zu beſiegeln. Denn wozu nützt auch am Ende aller dieſer mühſeliger Apparat des Wiſſens, wenn er nicht mit dem Leben hart zuſammentreffend, plötzliche Funken ſchlägt? Es iſt wahr; es iſt ungefähr die Erneuerung wieder der Geſchichte von 1837, die Sie betrifft, allein um ſo beſſer, ſage ich unbedenklich, und ſelbſt in dieſer politiſchen Einöde des Thüringer Waldes habe ich Gelegenheit gehabt, den großen Eindruck zu bemerken, den es macht, wenn ein Mann, deſſen ganze Natur politiſchen Händeln abhold iſt, ſeine Stimme erhebt in einem Falle, wo Moral und Politik in einanderfließen. Ich wünſche Ihnen und dem Vaterlande von Herzen Glück dazu. Wenn ſolche Bewährungen ſich vervielfältigen, ſo kann von innen heraus doch noch etwas aus Deutſchland werden."

Jene Verhandlungen im Senat wurden ſofort in der Preſſe für und wider beſprochen. Die „Sachſenzeitung" ſchrieb: „Wird das Miniſterium den Muth haben, wie das hannoverſche Miniſterium Scheele, dieſe Männer davon-

*) Dieſelbe iſt übrigens ſpäter nicht abgegeben worden.

zujagen? Mit dem Bettelsack müßten die Zwanzig, ohnehin zum Theil von fremd her Berufene, aus dem Lande marschiren."

Ganz so weit wie im Jahre 1837 die hannöversche Regierung, wollte im Jahre 1850 die sächsische denn doch nicht gehen. Das Ministerium verfügte, daß auch die Minorität des Senats die Wahl zum Landtage vornehmen dürfe, suspendirte jene Zwanzig von ihrer Mitgliedschaft im Senat und der Decanibilität und eröffnete gegen sie eine Disciplinaruntersuchung. Das Resultat der Untersuchung war, daß sie ein Jahr darauf am 21. August 1851 vom Minister von Beust einen Verweis erhielten. In der Rüge wird Albrechts Betheiligung an dem Schritt in den Vordergrund gestellt. Unter anderem heißt es hier: dessen „Aeußerung, er gehöre nicht blos Sachsen, sondern Deutschland an, müsse daher auf das Urtheil eines weiteren Kreises außerhalb Sachsens Rücksicht nehmen und er habe vielleicht für Sachsens particulare Interessen nicht die überwiegend besondere Theilnahme, welche nothwendig gewesen, um im vorliegenden Falle die Forderungen des Staatsrechts den politischen Rücksichten unterzuordnen, beweist zur Genüge, zu welchen bedenklichen Folgen es führen müßte, wenn ein Lehrer an der Hochschule den von ihm auf dem Lehrstuhl mit Recht beanspruchten allgemeinen wissenschaftlichen Standpunct in sein Verhältniß als Mitglied des akademischen Senats gegenüber der vorgesetzten Dienstbehörde und sein Verhalten gelegentlich einer particularen Landesangelegenheit übertragen dürfte."

Hatte Albrecht sich schon in früherer Zeit oft von den allgemeinen Universitätsangelegenheiten fern gehalten — wie er z. B. auch nie das Decanat bekleidet hat —, so zog er sich jetzt noch mehr zurück und lebte wesentlich seiner Docententhätigkeit und dem Verkehr mit einigen wenigen, näher stehenden Freunden. Tief verletzte es ihn, als im August 1851 seine Freunde, die Professoren Otto Jahn, Moritz Haupt und Theodor Mommsen wegen ihres Verhaltens zu Leipzig während des Dresdener Maiaufstandes ihrer Aemter entsetzt wurden, obgleich sie in der Criminaluntersuchung freigesprochen waren. Unermüdlich war er in seinen Bemühungen, ihnen an einer anderen Universität eine Stätte zu bereiten.

Saturn.

Von Gotthilf Dahlke.

Nahe dem Wege, der sich von Kurtatsch nach Margreid zum Etschthal niedersenkt, trauern auf grünumlaubtem Hügel die Ueberreste eines Schlosses,

Digitized by Google

in deſſen Thurm Oswald von Wolkenſtein der Treuloſigkeit ſeiner ehemaligen Geliebten inne werden ſollte. Sabine Jäger, die den letzten Minneſinger zur Wallfahrt nach Jeruſalem bewogen, vor ſeiner Rückkehr ſich vermählt und nach dem Tode ihres Mannes an Herzog Friedels Hofe in neuen Wonnen des Daſeins Troſt gefunden hatte, ließ den argloſen Abenteurer zu einer Zuſammenkunft nach Tramin einladen und von hier gefeſſelt nach Entiklar führen, um eine Forderung von ſechstauſend Gulden zu erpreſſen oder ihre Rachegelüſte zu befriedigen. Der Dichter hat ſelber die Schrecken jener Nacht, in welcher er zuſammengeſchnürt an einem Balken hing, und die traurigen Zuſtände eines Zeitalters geſchildert, das über die ſpärlichen Strahlen des Rechtslebens jener Zeit weithinreichende Schatten warf, aber wie ſein eigenes Heim im Hauenſteiner Walde verfallen iſt, ſo bildet auch die Stätte ſeines Martyriums wenig mehr als einen Trümmerhaufen, der nur noch an den Untergang mittelalterlicher Herrlichkeit mahnt.

Vorüber . . . durch die unſauberen, winkeligen Straßen von Margreid und quer durch das fieberhauchende Weinland nach Salurn, deſſen Häuſerzeile am linken Ufer der Etſch zwiſchen dem Nordhange des Geiersberges und dem Südrande des Porzenmooſes gebettet iſt. Unterhalb des Dorfes beginnt ein Engpaß, der minder wild und romantiſch als die Lienzer Klauſe, den Schauplatz blutiger Schlachten zwiſchen Römern und Teutonen, Franken, Langobarden, Tirolern und Franzoſen, nach der Völkerwanderung — als die Herzöge der Bajuvaren von Bozen, der Langobarden von Trient aus um die Herrſchaft über Südtirol ſtritten — den Grenzort der bajuvariſchen Macht bezeichnet. Wo einſt, wie die Sage will, die Teutonen und deren heldenmüthige Frauen den römiſchen Legionen unter Marius erlagen und der Langobardenkönig die Axt in einen Baum warf, den Bajuvaren Autharis' wuchtige Hiebe zu zeigen, wo die Franken unter Herzog Cramnichis 575 ſich unter dem Schwert des Herzogs Evin verbluteten und die Tiroler Schützen wiederholt mit den Franzoſen ſtritten: da umgürten ſchroffe, faſt baumloſe Kalkgebirge das Felſenthor des deutſchen Alpengaues, da beſchatten Schilf und Weidengeſtrüpp neben Mais und Rebenblätterwerk den moorigen Grund, der erſt vor der Mündung des Rosbaches den Charakter einer Klauſe verliert, — und das Felſenamphitheater von Mezzolombardo giebt der eintönigen Scenerie einen wirkungsvollen Hintergrund.

Derſelbe Gegenſatz des Berg- und Sumpflandes und die Poeſie der Heldenſage, deren immergrüne Ranken das altersgraue Burggemäuer umflechten, verleihen der Bucht von Salurn gleichen Reiz. Es ſind wenige Münzen, welche die Gründung der Feſte durch Römerhand beglaubigen, wenige Blätter der Wilkinaſage, in denen das Caſtell zur Wiege Dietrichs von Bern erhoben wird; allein bei dem Anblick der verwitterten Feſte auf fahler Felſen-

kuppe folgt die Phantaſie lieber dem Fluge der Dichtung zu den Recken der Heldenzeit, als dem Schritt der Forſchung in den Nebel der Geſchichte. Saß nicht droben — wie Vincenz von Zingerle ausführlicher im Alpenfreund erzählt — des mächtigen Rüdigers ſchöne Hildeſwid, die der Ritter Samſon in einen dunklen Wald entführte und, nachdem er ihren Vater und ihren Oheim erſchlagen, an der Spitze von zweitauſend Rittern und Reiſigen unter Harfen- und Geigenſpiel zur Herrin der Burg erhob; indeß er ſelber die Königskrone empfing? Freite nicht ſein ſchwarzbrauner Knabe Dietmar, den ihm ein Kebsweib geboren, Jarl Elſungs Tochter Odilia — die Mutter jenes feuerſchnaubenden Helden, der fort und fort als Amelungentroſt im deutſchen Liede lebt und als Theoderich nicht minder Unſterblichkeit ſich errang? Und beklagte nicht ſchon der alternde König den Verfall des ächten Heldenthums, als er vor ſeiner letzten Reiſe nach Rom und dem Paradieſe an ſeine getreuen Unterthanen ſchrieb: „Unſere Schwerter waren geröthet von Blut und ſchartig von Hieben; jetzt zerfrißt ſie der Roſt, die Schilde zerberſten und unſere Hengſte, welche willig durchs Feuer liefen, ſind nicht mehr; jetzt will jeder Ritter einen Paßgänger reiten und im ſchnellſten Rennen keine Feder von ſeinem Helmbuſch ſchütteln."

Fern an die Grenzen des deutſchen Gaues hat die Sage vorahnend jenes Helden Wiege geſetzt, der durch ſeine ritterlichen Thaten Samſons Ruhm verdunkelte, den die Gegenwart noch immer als Inbegriff deutſcher Kraft und Treue, als Träger deutſchen Volksbewußtſeins, deutſcher Größe feiert —, und indem ſie den Strahlenkranz poetiſcher Verklärung um Dietrichs Stirne wob, die Urenkel zu Schutz und Schirm ſeines Heims verpflichtet. Wo Cimbern und Teutonen auf italiſchem Boden von den Römern verſprengt und vernichtet wurden — in den sette und tredici comuni klingen noch germaniſche Laute an des Reiſenden Ohr*) und halberloſchene Traditionen weiſen auf den Zuſammenhang mit urgermaniſchen Stämmen; aber die Wächter der Salurner Klauſe haben der ſüdlichen Völkerſtrömung freien Lauf nach Norden gelaſſen und die Fluth romaniſcher Elemente brandet um den Felſen der alten Königsburg.

Wie im Hauſe und auf den Straßen von Salurn italieniſche und deutſche Rede ſich meſſen, ſo trifft man die Sammtjacke neben dem Wollengewand und ſchaut vergebens nach der alten Landestracht mit langen Stiefeln, kurzer Hoſe, beborteter Jacke, die hier wie in Tramin den Deutſchen von dem wälſchen Nachbar unterſchied. Wenn man die Querſtraße des Dorfes bis zum Schießſtande verfolgt, ſo kann man ſchon neben dem Zielhauſe die

*) Chr. Schneller: Ein Beſuch bei den Cimbern der alten dreizehn deutſchen Veroneſer Gemeinden. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 286/7. 1875.

Spur eines Steiges unterscheiden, der in mannigfachen Krümmungen durch Gebüsch und Gestrüpp am Felshang zur Ruine führt. Zwar wird der Anstieg hier durch Kalkschotter, dort durch Steilheit des Böschungswinkels erschwert, doch bedarf es keiner besonderen Anstrengung, um in einer halben Stunde das Ziel zu erreichen, da der letzte Abschnitt des Pfades sich in mäßiger Krümmung längs der Dolomitmauer aufwärts zieht. Auf halber Höhe fand ich einen italienischen Begleiter, der hier und da unaufgefordert die Zweige überhängender Sträucher auseinanderbog, hier und da die Hand zu leichterem Emporklimmen bot und vor dem Portal den schwankenden Steg über die Klamm zu befestigen suchte. Mit einer Sorgfalt, wie sie dem gewiegten Alpenfahrer zur Ehre gereichen würde, prüfte er zuerst die Haltbarkeit des zollstarken Brettes, sprang dann, nicht ohne Gefahr hinabzurutschen, hart an der Schloßmauer in den abschüssigen Schlund, um mit einer Hand die fliegende Brücke, mit der andern den zaghaften Wanderer zu stützen; mit gleicher Gewandtheit erkletterte er das Thor, zog ihn über die Felsenstaffel, welche der offenen Pforte zur Schwelle dient, in den verfallenen Bau und blieb in ebenso zuvorkommender als höflicher Weise für die Sicherung seines Kameraden bedacht. Nie ist mir auf den Streifereien im Alpenlande von einem Deutschtiroler freiwillig gleiche Aufmerksamkeit zu Theil geworden, wie sie der Südländer dem verhaßten Tedesco angedeihen ließ, nie der Unterschied zwischen germanischer Derbheit — die nicht immer Ausfluß biederer Gesinnung ist — und romantischem Schliff so grell vor das Auge getreten, als bei dem Vergleich dieses Burschen mit den Reggl im Eggenthal, die sich aus absichtlicher Irreführung des Fremden ein Vergnügen bereiteten; aber des Romanen Scharfblick in der Erspähung und Gewandtheit in der Ausnutzung günstiger Umstände giebt auch für die rasche Verbreitung des Wälschthums in Deutschtirol einen nicht zu unterschätzenden Erklärungsgrund.

So merkwürdig die Mauerreste, so großartig die Felsenfundamente von Rüdigers Schloß, da der spitze, jäh aufragende Kofel des Hauptbaues mit dem castellartigen, von vier Felshöckern gekrönten, näher an die Wand des Geiersberges gerückten Seitenwürfel durch ein Steinband verbunden ist, das nur geringer Nachhilfe bedurfte, um einen bedeckten Gang zwischen beiden Theilen zu bilden. Hier wie dort folgen die Umfassungsmauern dem lothrecht abstürzenden Felsenrande, aber während der südliche Dolomitstock für die Gemächer des Schloßherrn und seiner Dienerschaft hinreichenden Raum gewährte, trägt das Geklipp des vierspitzigen Massivs blos Befestigungswerke, indem die natürlichen Thürme künstlich verstärkt und unter einander wie mit dem Zwischengange verbunden wurden. Längst ist die scala bis auf wenige Stufen verfallen, so daß der Begleiter zwar noch den vordersten Vorsprung erklimmen, weiter hinauf in das zerklüftete Burgverließ jedoch keinen Zugang

Digitized by Google

finden konnte und mich von dem Versuch nähern Einblicks in das Abbild von Omars Felsenmoschee zurückhalten mußte. Wenig besser erhalten sind die Umfassungsmauern und die Zwischenwände des Hauptgebäudes, in dessen Binnenräumen Feigenbäume und wildes Gesträuch den Kalkschotter überziehen: abgebrochene Balkenköpfe, Fensteröffnungen, Zinnen und — an der Südseite — des Bergfrieds hohler, vierkantiger Thurm ohne Pracht, ohne Farbenschmuck, lassen die Dürftigkeit des alten Ritterschlosses ahnen. Neben dem Thurm thronte auf erhöhter Terrasse ein Seitenbau — vielleicht der Palas —, dessen Trümmer denselben Anblick grauenvoller Verwüstung gewähren als die ebenerdigen Gemächer und der Hofraum, von dem man durch die Oeffnung einer Porphyrplatte in eine weite, breite, tief in das Gestein gegrabene Gruft steigen kann, die das blöde Auge des Laien wohl für eine Cisterne, die Phantasie des Sagenforschers für den Eingang zu Rüdigers Keller halten mag. Waren hier nicht vor zweihundert Jahren noch unter Obhut von drei geisterhaften Greisen riesige Fässer voll uralten köstlichen Traubensaftes gelagert, aus denen ein Bürger von Salurn immer neuen Vorrath schöpfen durfte, so lange er das kostbare Geheimniß nicht verrieth, und hatte nicht der Schwätzer als Andenken an Samsons versunkenen Schatz dreißig uralte Thaler heimgetragen, ehe er den Verrath des Geheimnisses mit dem Leben bezahlte?

So duftig indeß die Blüthen der Sage, so dürr die Reiser, welche die historische Chronik um den Zinnenkranz des Schlosses geflochten, und so glänzende Namen in raschem Wechsel als Herren des alten Römercastells vorüberziehen, so dunkel das Wann und Wie seines Unterganges. Nur die Vermuthung liegt nahe, daß Karl von Böhmen auf seinem Rachezuge gegen Margaretha Maultasch 1347 das landesfürstliche Schloß, das noch im dreizehnten Jahrhundert als Bollwerk der Eppaner Grafen Bedeutung hatte, erobert und zertrümmert habe, indem Markgraf Ludwig von Brandenburg 1349 „die gebrochene Burg ob dem Dorfe Salurn" dem Herzog Konrad von Teck verpfändete. Kaiser Maximilian gab 1497 Schloß und Herrschaft dem Landeshauptmann Leonhard Colonna von Völs zum Pfande, 1577 wurde Philippine Welser Besitzerin, 1648 Graf Zenobio in Venedig Lehensträger und gegenwärtig sind dessen Nachkommen weiblicher Linie — Zenobio Albrizzi — Inhaber der zerbröckelnden Burg. Nur an festlichen Tagen erschüttert zuweilen Böllerdonner die Fundamente und Thürme, nur einmal, am St. Josephsabend, belebt sich das fahle Gemäuer und falbe Gestein im Gluthschein bengalischer Flammen mit den Gestalten der Sagenwelt: da sieht man wieder geisterhafte Schatten, die Wächter des unterirdischen Schatzes und den Riesen vor dem Feuer im schimmernden Saal, bewundert wieder des farbenstrahlenden Baues feenhafte Pracht, wie sie sonst nur dem Auge des geweihten Dichters fühlbar wird, und sieht betroffen den ganzen Zauber der Romantik in

Digitized by Google

das Dunkel der Nacht, in die Tiefen des Gebirges versinken. Doch wie mächtig dieſe Zauberwelt der Dichtung den Sinn auf der Ruine feſſelt, freudiger ſchweift das Auge über des Etſchlandes grünende, blühende Gebreiten und die ſtolzen Felſenfirſten, an deren Hängen hier Rebenlaub des Winzers Hütte, dort Laub- und Nadelgezweige den Einödhof des Bauers bekränzen, freudiger über die Wohnſtätten des lebenden Geſchlechtes und die Spiegelbilder friedlicher Cultur. Nur der bleiche, bläuliche Ton des Porzenmooſes dämpft das Rebengrün des Colorit, nur die Fieberluft des Sumpfes miſcht dem Aether verderbenbringendes, ſchleichende Gift: aber birgt nicht des blauen Gummibaumes lockeres Zellgewebe die Arzenei für dieſen Peſthauch faulender Gewäſſer, könnte nicht das ganze Etſchland von Andrian bis zur Salurner Klauſe, und tiefer hinab bis zur Mündung des Stromes in einen Garten des Paradieſes umgewandelt werden, wenn der ſegenbringende Baum des Heils — nicht der Erkenntniß — in den tiroler Sümpfen Wurzel faſſen wollte?

Zu den Sehenswürdigkeiten auf ebener Erde wieſen mich zwei Salurner Bürger, die auf einem Spaziergange nach dem Waſſerfall begriffen waren. Unfern des Schießſtandes trifft man dicht am Berghang den freiſtehenden „Hofkeller", deſſen ſchmuckloſe Umfaſſungsmauer kleine viereckige Fenſter und rundbogige Marmorportale an den Giebelſeiten unterbrechen, und deſſen Inneres der Länge nach in zwei Abtheilungen zerfällt, von denen die ſüdliche den ernſten feierlichen Charakter eines romaniſchen Gotteshauſes ohne Apſis zeigt. Der Schlüſſel war nicht zur Hand, doch ließen ſich durch die Giebelöffnung in dem dämmerigen Raum zwei Reihen mäßig hoher, von Alter geſchwärzter Säulen als Träger eines dreifachen Tonnengewölbes unterſcheiden, doch bot die Regelmäßigkeit des architektoniſchen Gefüges und das Spiel ſich kreuzender Schatten in den Bogengängen ein wunderſames anziehendes Bild. Während am Oſtgiebel des hohen ſattelförmigen Daches die Linien von zwei kleinen Dreiecken auf angebaute Vorhallen deuten, die ſpäter abgebrochen oder verfallen ſein mögen, tritt nirgends die Wölbung einer Apſis, der Vorſprung eines Chors in der unteren Wand hervor, ſo daß die Frage nach der urſprünglichen Beſtimmung dieſes thurmloſen Bauwerkes, das der Volksmund zu einem Heidentempel ſtempelt und das jetzt als Weinkeller Verwendung findet, noch der Löſung harrt. Wie unter dem Boden dieſer Säulenbaſilika Faß an Faß des edlen Traubenblutes lagert, findet man auch den pfeilerloſen Raum der nördlichen Hälfte mit Vorräthen koſtbaren Weines angefüllt.

Vom Wein zum Waſſer; — wenige hundert Schritte, durch den älteſten Theil des Dorfes mit armſeligen Häuſern und Hütten .. und man ſteht vor dem Sturz des Titſchbaches, der in der Senkung zwiſchen dem Geiers- und Buchholzerberge über den Felshang niederrauſcht. Leider hatte die Sommer-

dürre der Schönheit des Falles, dessen Stromzug — wie Staffler so anschaulich schildert — die malerischen, da und dort mit zartem Moos und Buschwerk bekleideten Kalksteinwände aus einer Höhe von nahezu zweihundert Fuß in senkrechter Linie durchschneidet und bei großem Wasserreichthum die meisten Sturzbäche des Alpenlandes an Majestät übertreffen soll — empfindlichen Abbruch gethan und die Fluth das Dolomitgestein schon tiefer durchsägt, so daß statt des mächtigen, weithin sprühenden Bogens nur ein dünner Strahl aus der Oeffnung drang, dessen zerstiebender Tropfenwirbel bei günstiger Beleuchtung wohl durch Regenbogenfarbenspiel, aber nicht durch wilden Ungestüm das Auge verwirrte. Anscheinend hat das Sumpfwasser früher den Fuß des Geiersberges umspült und ist erst durch die Ablagerungen des Baches, der mit schollerigem Kalkgeröll auch Porphyrblöcke zur Tiefe führt, wie durch Felsabrutschungen so weit zurückgestaut worden, daß hier die Römer — neben ihrer Mansio Endide — Raum zu Ansiedelungen fanden. Aus dem Schutt des Gallenbüchels hat man römische Münzen, Ringe, Bracelette, Messer und auch eine Lanze von Bronze ausgegraben, deren rundes Oehr zur Befestigung des Holzschaftes ausgeweitet worden war.

Ohne Zusammenhang mit diesen Funden erscheint eine Sage, die der Franziskaner Johann Baptist Schöpf aus Bozen bei seinen Forschungen über südtirolische Mundarten entdeckte und die Ignaz von Zingerle als einen Nachklang der nordischen Wölsungensage von Sigmunds Schwert gedeutet wissen will. Als einmal zwei Knaben am Wasserfall vorüber nach dem Walde gingen, erblickten sie am Rande des Schlundes den goldenen Griff eines Schwertes, das sie nur zur Hälfte aus dem Boden zu ziehen vermochten und deshalb stecken ließen; am folgenden Tage trafen sie an derselben Stelle einen riesigen Mann in fremdartiger alterthümlicher Tracht, der den ältesten Buben erhaschte, in sein unterirdisches Schloß entführte und im prächtigen Saal vor einem hochlodernden Feuer also bedeutete: „Hättest du das Schwert aus dem Felsen gezogen, so wäre ich erlöst und dir unüberwindliche Macht verliehen worden — nun muß ich wieder ins Feuer zurück." Gesagt, gethan; doch wie der Riese sich in die Lohe stürzte, floh der geängstigte Knabe aus dem Schloß und fand sich — am Rande des Schlundes allein.

Unfern des Titschbaches findet man auf baumloser Terrasse die Reste eines Gebäudes, das zwar an Größe und Pracht dem „Heidentempel" nicht zu vergleichen ist, doch in der Construction des Deckengewölbes und Anlage eines unterirdischen Raumes verwandte Züge trägt. Kein Dach beschattet, kein Pfeiler, keine Säule stützt das Rundgewölbe des „Steinkellers," die Stiege ist verschüttet, und die Oeffnung des Fußbodens läßt zweifelhaft, ob drunten ein Brunnen oder ein Keller der Vorzeit Geheimnisse verberge, während der seitliche Verbindungsgang zu einer Felsenspalte führt, dessen Mündung durch

Mauerwerk vor dem Zusammenfallen gesichert ist; doch unverkennbar war dies Bauwerk von Anbeginn Lagerstätte edlen Weines und könnte wieder derselben Bestimmung zugewendet werden, wenn man die Terrasse durch Baumpflanzungen zu einem Lustgarten oder Vergnügungsplatz Salurner Zecher verwandeln wollte.

„Salurn ist deutsch" — so klingt es aus dem Munde germanischer Bewohner, „Salorno è tedesco" — von den Lippen italienischer Bürger wieder, auch tragen Kirche, Schule, Gericht und politische Verwaltung unzweifelhaft deutsches Gepräge — und dennoch hat das Wälschthum in diesem Grenzort sich so behaglich ausgebreitet, daß die Kopfzahl der Romanen schon die Ziffer der germanischen Alpensöhne übertrifft, daß in dem nahen Buchholz, dessen Höfe sich auf dem Mittelgebirge um das Kirchlein der heiligen Ursula gruppiren, die neubegründete deutsche Schule erst wieder dem verlorenen Deutschthum neue Wege bahnen soll. In der Liste der Gemeindeausschüsse und Räthe figuriren zehn italienische und acht deutsche Namen, deren Inhaber bei Abstimmungen über politische Fragen in dem Verhältniß von elf zu sieben freisinnigen Anschauungen huldigen, der Bürgermeister stammt aus italienischem Geschlecht und ist Neffe Guiseppe Frapportis, der sich als Kämpe für die Unabhängigkeit des Trentino, als politischer und philosophischer Schriftsteller einen geachteten Namen erwarb und der auf seine einflußreiche Stellung eines Studienrathes in Mailand verzichtete, um der österreichischen Regierung in bescheidenerem Wirkungskreise dienstbar zu bleiben. Das Gemeinwesen bietet manche erfreuliche Züge, zu denen auch die friedliche Ausgleichung und Durchdringung der nationalen Gegensätze gerechnet werden könnte, wenn Dr. Frapportis Angaben von der Germanisirung des Wälschthums der Wirklichkeit entsprächen; allein noch begünstigt der italienische Gottesdienst in der Friedhofskirche das Trennungsmittel der Sprachenscheide, während die Ergänzung fehlender Arbeitskräfte durch wälschtirolische Einwanderer die Hoffnung auf Beseitigung dieses Zwiespalts in immer weitere Ferne rückt. Mit Ausnahme des östlichen Theils, in dem die Armuth ihren Herd gegründet, bezeugen schon die stattlichen Dorfgebäude den Wohlstand der Bevölkerung, die durch Weinbau, Seidenzucht, Wald- und Wiesennutzung reiche Erträgnisse gewinnt und zu ihren Bürgern opferwillige Pfleger des Gemeinwohls zählt. Dagegen entsprechen die Leistungen des alternden Lehrers und seines Gehülfen nur in geringem Grade den Mitteln, welche, zum Theil durch Stiftung, der Schule zugeführt worden sind, und das heißblütige Naturell wälscher Bursche führt nicht selten zu Ausschreitungen, deren Sühne dem Spruch des Richters überlassen werden muß. Wie gewissenhaft der Bürgermeister die Förderung allgemeiner Interessen ohne Rücksicht auf Haß und Gunst der Parteien zur Aufgabe seiner amtlichen Wirksamkeit macht und welche Achtung er dem deutschen

Geiſte in Kunſt und Wiſſenſchaft, im Staats- und Völkerleben zollt: — Dr. Fraporti weiß und fühlt ſich doch als Italiener zu ſeinen Stammgenoſſen hingezogen, und indem er ihren Charaktereigenſchaften ein ebenſo feines Verſtändniß als mildes Urtheil entgegenbringt, giebt er unbewußt dem Wachsthum wälſchen Einfluſſes Raum. Bemerkenswerth däuchte mir ſein Zeugniß über die ehemalige Verbreitung des Deutſchthums im Etſchlande: eine gerichtliche Verhandlung aus Trient über den Nachlaß eines Familiengliedes in deutſcher Schrift, und ſeine huldigende Anerkennung des deutſchen Genius, die eine Statuette Bismarcks auf dem Schreibtiſch offenbarte. Ein anderes Symbol ſah ich in dem alterthümlichen doppelſchneidigen Dolch mit Kreuzgriff von Bronze und Figurenrelief, der an die Zeit der Römerherrſchaft mahnt: die Waffe war im Schutt des nahen Hügels mit anderen Stücken aufgefunden worden, deren Erwerbung dem Bürgermeiſter nicht gelang.

Zur Hebung einiger Sagenſchätze vom Spitzkofel und den Salurner Bergen, hatte Herr v. M. freundlich den Schlüſſel geboten; allein die Vorzeichen des Witterungswechſels raubten mir die Luſt zu längerem Aufenthalt. Und da auch der Gang nach Aichholz, deſſen weißgetünchte Häuſer von der Schloßruine aus im Morgenſonnenſchein ſo reizend erſchienen, wenig Genuß verhieß — das Dorf iſt völlig verwälſcht und ſoll in ſeinen engen, ſchiefen, ſchmutzigen Gaſſen den Anblick einer Räuberhöhle gewähren — ſo zog ich über Neumarkt, Auer, Branzoll und Leifers heim.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Elſaß. Politiſche Regungen. Elementarnöthe. Induſtrie. — Für die Beurtheilung der deutſchen Verwaltung Elſaßlothringens in den erſten fünf Jahren ſind zwei Umſtände ſtets zu berückſichtigen: das Verwaltungsperſonal entbehrte, weil aus den verſchiedenſten Theilen des Reiches zuſammengewürfelt, einer einheitlichen Auffaſſung über den Kreis und die Behandlung der geſtellten Aufgabe; die Bevölkerung verhielt ſich demſelben gegenüber völlig paſſiv, eine etwaige Kritik geißelte höchſtens das perſönliche Auftreten der Eingewanderten. Die letzten Wochen beweiſen, daß man doch nicht mehr unbedingt an der Maxime: Alles gehen zu laſſen, wie es geht, bis zur Rückkehr der Franzoſen, feſthält. Die Arbeiten des Landesausſchuſſes werden mit einem gewiſſen Intereſſe verfolgt, beſonders das Vorbringen all der kleinen, oft rein localen Beſchwerden, welche zeigen, daß in der Verwaltung ebenſo die erforderliche Kenntniß der Verhältniſſe, als auch die Einheitlichkeit noch fehlt. Der Einheimiſche ſelbſt wird ſich dabei überzeugen, daß dieſe beiden

Eigenschaften wegen des abwehrenden Verhaltens der Bevölkerung noch nicht erreicht werden konnten. Zum Ausdruck gelangte diese Erkenntniß in zwei Beschlüssen: man verlangte möglichst umfassende Uebertragung der Verwaltung nach Straßburg, entgegen den Projecten auf Errichtung elsaßlothringischer Ministerien in Berlin, man gab dem Oberpräsidenten ein Vertrauensvotum in Erwiderung auf die Gerüchte über sein Abschiedsgesuch. Die durch den persönlichen Verkehr mit den Beamten des Oberpräsidiums erzielten Erfolge werden allmählich die Scheu brechen, auch außerhalb der Versammlungen in amtlichen Verkehr mit den Behörden zu treten. Nur kurze Zeit hörte man die Verwünschung der Herren Schlumberger und Köchlin, als dieselben in Berlin an höchster Stelle ihre Wünsche für die Autonomie vortrugen und die Eidesverweigerungen in den Gewerbegerichten finden nur noch wenig Beifall, zumal sie ja auch für diese ein Eindringen der Preußen veranlassen konnten.

Aus Veranlassung der Drittelserneuerung fanden im Juni fast in allen Cantonen Wahlen zum Kreis- oder Bezirkstag statt, welche beinahe überall die Wiederwahl der bisherigen Vertreter ergeben. Hierdurch ist auch die Gefahr einer größeren Veränderung in den Vertretern der Bezirkstage im Landesausschusse beseitigt, dagegen die Hoffnung auf eine fernere erfolgreiche Thätigkeit desselben befestigt. Von Anfang an mußte letztere dadurch erschwert werden, daß fast kein Mitglied desselben bisher in einer politischen parlamentarischen Thätigkeit sich bewegt hatte, die Aufgabe der Mitwirkung an einer Staatsverwaltung und Gesetzgebung vollkommen neu an dieselben herantrat. Nicht nur die Elsässer waren den Lothringern, sondern selbst die Vertreter des Oberelsasses denen des Unterelsasses fast völlig fremd. Die Berathungen lassen deshalb noch oft keine allgemeinen, sondern nur locale Gesichtspuncte hervortreten. Gegen manches Erwarten trat bei den Wahlen keine politische Partei als solche auf, von Allem hat die Geistlichkeit sich meist jeder Einwirkung enthalten. Mehrfache Candidaturen in einzelnen Cantonen entsprangen localen und persönlichen Beweggründen.

Trotzdem ist diesen Wahlen eine politische Bedeutung beizumessen. Nicht mehr wie vor drei Jahren, huldigt die bedeutend größere Zahl Wähler der Enthaltungspolitik; das Land verlangt die Mitwirkung seiner Vertreter selbst bei den noch mäßigen Befugnissen. Weniger Bedeutung werden in dieser Beziehung die binnen Kurzem bevorstehenden Gemeinderathswahlen haben. Das allgemeine Stimmrecht hat keineswegs für dieselben jene Gefahren, welche sich die preußischen Magistratscollegien so schrecklich ausmalen, jedenfalls eine weit bessere Interessenvertretung herbeigeführt, als das Dreiclassensystem. Die Betheiligung an diesem Wahlkampf ist meist eine sehr starke, die Geistlichkeit behufs Aufrechthaltung ihres Einflusses sehr thätig. Der Gegensatz

Digitized by Google

zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus tritt in den betreffenden Gemeinden ſchärfend hervor.

Einen Schluß auf die künftigen Reichstagswahlen kann man daher aus den Wahlen dieſes Sommers nicht leicht ziehen.

Die dritte Woche des Juni war den Rheindörfern und der Umgebung Straßburgs ſpeciell eine Periode des Schreckens und der Verwüſtung. Das ſüdliche Elſaß iſt in Folge des dem Rhein parallel gehenden Laufes der Ill an Waſſernöthe gewöhnt und erſt im Monat März hatten die aus dem Gebirg hervorbrechenden, bei der Einmündung in die Ill ſich ſtauenden Bäche großen Schaden angerichtet. Während man noch über die Mittel gegen die Verwüſtungen der letzteren — Sammelbecken und Correctionen — ſich ſtreitet, überflutheten die Waſſer des Rheins deſſen Dämme und die Niederungen. In der Schweiz liegen heuer noch coloſſale Schneemaſſen, da die bis Mitte Juni herrſchende kalte Temperatur durch Niederſchläge denſelben eher Vermehrung als Minderung brachte. Die Kataſtrophe, welche einige ſchwüle Tage und dann darauf folgenden mehrtägigen warmen Regen — vielleicht in dieſem Jahr noch nicht das letzte Mal — brachten, mußte um ſo gefährlicher werden, weil erſt die neue ſchweizer Bundesverfaſſung die Möglichkeit giebt, der wirklich unverantwortlichen Waldverwüſtung der Gemeinden entgegenzutreten. In Folge deſſen zeigen denn die Hochwaſſer des Rheins ein ſehr bedenkliches Wachſen ihres höchſten Waſſerſtandes. Obwohl dieſes Mal die Bäche des Schwarzwaldes und der Vogeſen um ein Geringes geſtiegen waren, erreichte der Rhein ein gegen den bisher bekannten höchſten Stand um fünfzig Centimeter beträchtlicheres Maximum. Das deutſche Reich wird nicht umhin können, durch Verhandlungen mit der Schweiz eine raſchere Erledigung der gegen derartige Ereigniſſe zu ergreifenden Maßregeln zu fördern zu verſuchen; denn ſeine großartigen Waſſerbauten von Lindau reſpective Hüningen aus werden ſtets gleichen Gefahren ausgeſetzt ſein, wenn nicht denſelben ſchon im Gebirg entgegengetreten wird. Baden und Elſaß dürften ſich ſogar dabei zu einem Beitrag für Regulirung des wichtigen Sammelbeckens im Boden- und Unterſee entſchließen. Gerade das letztere ſteht im Begriff, einen Culturkampf zu beenden, welchen ſchon ſeit der Keltenzeit menſchlicher Witz gegen die Naturgewalten führt. Es gilt nicht nur die Arbeit vieler Jahrzehnte, ſondern auch die theuren im Bau befindlichen Eiſenbahnbrücken möglichſt bald und ſicher zu ſchützen.

Die hohe Blüthe, die glänzende Entwickelung der oberelſäſſiſchen Induſtrie ward auf einer zweimonatlichen, durch die „Société industrielle“ veranlaßten Ausſtellung gezeigt. Dieſelbe hat die höchſt ſchwierige und gefährliche Uebergangsperiode rühmlich überſtanden; denn ihre Stärke lag von jeher darin, daß ſie der Schulung und Feſthaltung der Kräfte große Summen wid-

mete und bei allen Betheiligten die Ueberzeugung der gemeinschaftlichen Aufgabe des Strebens nach immer größerer Vervollkommnung verbreitete.

Die „Société industrielle“ hat die Hebung des Unterrichts mit auf ihr Programm geschrieben; ihren Bemühungen und Opfern ist es zu danken, daß das Elsaß in Frankreich sich durch sein Schulwesen auszeichnete. Trotzdem entstanden der deutschen Verwaltung große Aufgaben, denn ohne gesetzlichen Zwang und genaue Controllirung des Schulbesuchs konnten jene Bestrebungen stets nur einen mittelmäßigen Erfolg erzielen. Es galt nicht nur das unnatürliche System eines zweisprachigen Unterrichts, sowie die unbedingte Abhängigkeit des bei Weitem größten Theils des Lehrerpersonals von geistlichen Obern zu beseitigen, sondern auch eine gemeinschaftliche Lehrmethode ein- und durchzuführen, das geeignete Personal zu finden, Schullocale zu schaffen und den Einfluß des Staates zu sichern. Diese Aufgabe mußte vor Allem schwer sein in einem District, in welchem Protestantismus und Katholicismus sich scharf gegenüberstehen, ersterer über die Geldmittel, letzterer über intelligente Führer verfügen, jener die Ausbildung in seinen Anstalten und Fabriken, dieser die religiöse Erziehung betonen, beide mit französisch-patriotischen Hintergedanken sich scheinbar der Regierung als Organe zur Verfügung stellen. In einer solchen Stellung doch große Erfolge errungen, der deutschen Schule bereits die festen Grundlagen gegeben zu haben und ohne scharfen Zusammenstoß, ist das Verdienst des bisherigen Schulinspectors Vogt von Mülhausen. Das Reichsland hat sich freilich daran gewöhnen müssen, daß die tüchtigen Kräfte unter seinen Beamten bald wieder ihm entzogen werden und so ist es schließlich auch dem preußischen Staat gelungen, jenen Herrn wieder in seine Dienste zu übernehmen.

Aus Berlin. Serbiens Rüstungen. Zu den Wahlen. Vom Landtage. — Es scheint denn doch nicht, daß die orientalische Frage in diesem Sommer von der politischen Tagesordnung verschwinden werde. Höchstens wird dem Ruhebedürfnisse Europas die Concession gemacht werden, daß die Großmächte alles aufbieten werden, um sie zu localisiren, und sie als eine solche zu behandeln, welche nur die Türkei angeht und die allgemeinen europäischen Interessen nicht berührt. So hat man auch seit dem Thronwechsel in Constantinopel von Seiten der Mächte jede officielle Kundgebung und jede officielle Action sorgfältig vermieden und sollte es jetzt zu einem Kampfe zwischen Serbien und der Pforte kommen, so wird man voraussichtlich, so lange es angeht, sich demselben gegenüber passiv verhalten. Freilich, so lange es angeht, denn zu übersehen ist dabei nicht, daß Oesterreich durch die Action Serbiens sehr bald in directe Mitleidenschaft gezogen werden wird und sodann ist ja überhaupt dieser ganze Gedanke einer Localisirung der türkischen Krise

nur eine wohlgemeinte Fiction, welche darauf abzielt, die großmächtliche Action in möglichſt weite Fernen hinauszuſchieben. Natürlich wird der Tag ihres Wiederbeginnes nicht ausbleiben können. Für jetzt beſchränkt man ſich auf eine ſtillere Wirkſamkeit, welche namentlich auf Belgrad gerichtet iſt. Es läßt ſich zur Stunde noch nicht mit vollkommener Sicherheit ſagen, ob die Regierung des Fürſten Milan die Stunde des Kampfes wirklich gekommen wähnt, oder ob ſie nur mit dem Säbel raſſelt, um von der Pforte einige Conceſſionen zu erzwingen, ohne thatſächlich den Kampf zu eröffnen. Indeß ſprechen alle Anzeichen für den erſten Fall. Die Mächte rathen zwar von jeder Feindſeligkeit ab und warnen vor dem entſcheidenden Schritt, aber Fürſt Milan ſcheint ſich nicht daran zu kehren. Vielleicht iſt es zur Umkehr zu ſpät, vielleicht iſt im Friedensfalle der Staatsbankerott erſt recht vor der Thür, vielleicht verläßt man ſich auch auf den ruſſiſchen Freund. Bemerkenswerth iſt, daß die Türken ihrerſeits mit einem gewiſſen Behagen der Eröffnung des Kampfes entgegenſehen; ſie halten ſich militäriſch für überlegen und freuen ſich, auf einen Gegner losſchlagen zu können, deſſen verſteckte Unterſtützung der Inſurrection ihnen gefährlicher ſcheint als ſein offenes Entgegentreten. Allzugroß iſt die Spannung nicht, mit der man hier die Entwickelung des kriegeriſchen Dramas erwartet. Selbſt für den Fall, daß Oeſterreich in ſeinen ſüdungariſchen Gebieten den Belagerungszuſtand erklären müßte, um eine den Serben ſympathiſche Bewegung der dortigen Bevölkerung zu verhindern, würde man noch keinen ernſteren Beſorgniſſen Raum geben, obgleich damit allerdings ſchon der Uebergang zu allgemeinen politiſchen Verwickelungen angebahnt wäre.

Unſere Blicke ſind zur Zeit mehr den Angelegenheiten unſeres eigenen Landes zugewandt. Vor allem iſt es die Wahlbewegung, welche das öffentliche Intereſſe in Anſpruch nimmt. Wenn man den conſervativen Organen Glauben ſchenken wollte, ſo müßte man annehmen, daß mindeſtens ſämmtliche ländlichen Wahlkreiſe für die liberale Partei bereits verloren wären. So ſchlimm wird die Sache nicht ſein. Indeß iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß es der conſervativen Agitation in vielen Gegenden gelungen iſt, eine ſehr lebhafte Reaction in das Leben zu rufen, zu deren Bekämpfung von liberaler Seite alle Kräfte aufgeboten werden müſſen. Eine der Hauptfragen, die Frage nach der Stellung der Regierung zu den Wahlen, harrt noch immer der Beantwortung und es ſcheint auch nicht, als ob dieſelbe ſobald erfolgen werde. Indeß mehren ſich die Anzeichen, welche darauf hindeuten, daß die Regierung eine gewiſſe Hinneigung zu den Conſervativen hat oder haben wird. Es iſt erſichtlich, daß die conſervative Strömung deswegen eine große Anziehungskraft für die Regierung hat, weil ſie ſie für die zur Zeit ſtärkere und für die nächſte Zukunft maßgebende hält. Gelingt es der conſervativen Agitation, die Majorität der Wähler der liberalen Partei abwendig zu machen, ſo muß

Digitized by Google

natürlich sowohl die leitende Stellung der liberalen Partei verloren gehen als auch ihr Verhältniß zur Regierung eine Aenderung erfahren. Wir haben zwar weder im Reiche noch in Preußen eine parlamentarische Parteiregierung, immerhin aber wird die Regierung mit derjenigen Partei eine intimere Berührung suchen, welche eine compacte Majorität im Parlamente darstellt und damit in den meisten Fällen das entscheidende Gewicht in die Wagschale legen kann. Bei entsprechender Kraftentfaltung wird sich die liberale Partei diese Position erhalten können, wodurch dann einer Reaction von vorne herein der Boden entzogen sein würde.

Der Landtag hat noch kurz vor seinem Ableben seine letzten Kräfte zu einer sehr bewegten und wichtigen Debatte aufgewandt. Es stand die Discussion des Schreibens des Staatsministeriums auf der Tagesordnung, durch welches die Ernennung des Staatssecretärs von Bülow und die des Präsidenten des Reichskanzleramtes Hofmann zu preußischen Staatsministern dem Hause angezeigt wird. Die Debatte bewegte sich um die Frage nach der verfassungsmäßigen Berechtigung dieser Ernennungen. Der Abgeordnete Windthorst resumirte seine Ausführungen dahin, daß diese Ernennungen zwar nicht dem Buchstaben, wohl aber dem Geiste der Verfassung widersprächen, weil sie die Homogenität des Ministeriums störten, da Männer, welche im Reiche zum Reichskanzler im Verhältnisse eines vortragenden Rathes ständen, sich ihm gegenüber im preußischen Ministerium nicht die genügende Selbständigkeit bewahren könnten. Andererseits erklärte Windthorst die neu ernannten Minister im Reichstage darüber interpelliren zu wollen, in wie fern sie sich dem Gesetze über die preußischen Staatsdiener hätten unterwerfen können, ohne ihre Reichsstellung zu verletzen. Auch bezeigte Herr Windthorst große Neigung eine Resolution zu beantragen, durch welche die Regierung aufgefordert wird, ein Gesetz über die Organisation des Staatsministeriums und die Ministerverantwortlichkeit einzubringen. Er unterließ es, weil, wie er sich ausdrückte, seine Anträge sich bei der Majoritätsfraction einer zu geringen Gunst erfreuten. Weit schärfer als dieser Redner ließ sich der Abgeordnete Virchow über die Angelegenheit aus. Nach einer recht übellaunigen Schilderung der neuen Minister wünschte er dem Artikel 45 der Verfassung, nach welchem der König die Minister ernennt und entläßt, die Einschränkung zu geben, daß die königliche Prävogative sich nur auf die vorhandenen Ministerstellen beziehen könne. Wenn diese Interpretation schon durch ihre Kühnheit einige Zweifel rege machte, so wurde die Zuversicht des Hörers in die Richtigkeit der politischen Auffassung des Redners vollends erschüttert durch die durchaus unrichtige Darstellung der Aufnahme, welche die Präcedenzfälle von Ernennungen von Ministern ohne Portefeuille im Hause gefunden hätten. Virchow sprach von Protesten gegen dieselben, während der Finanzminister nachwies, daß das Haus seiner Zeit durchaus keinen Widerspruch erhoben hat. Ebenso unglücklich war der ironische Vorschlag des Redners, der König von Baiern möge im Interesse der Nationalentwickelung die beiden neuen Minister ebenfalls in sein Ministerium berufen. Hält der Redner es etwa für wünschenswerth, daß Baiern oder irgend ein anderer deutscher Bundesstaat außer Preußen einen überwiegenden Einfluß auf die Reichsangelegenheiten erhält, oder hält er vielleicht den jetzigen Einfluß Baierns für so entscheidend, daß ohne eine intime Verbindung der obersten Reichsbehörde mit der höchsten bairischen Behörde die Reichsmaschine in das Stocken käme? Bezüglich Preußens ist dies allerdings der Fall und deshalb hat die Reichsregierung

Digitized

auch durch die Ernennung der beiden hohen Reichsbeamten zu preußischen Staatsministern eine dauernde organische Verbindung zwischen dem Reiche und Preußen angebahnt. Ein anderer Redner der Fortschrittspartei bemerkte, diese Verbindung sei genügend gewahrt durch die Vereinigung des Amtes des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten in einer Person und dadurch, daß die preußischen Minister meist Mitglieder des Bundesrathes seien. Schwerlich dürfte diese Verbindung zwischen dem Reiche und Preußen für die Zukunft ausreichend gewesen sein. Dem Reichskanzler selbst wenigstens erschien seine Kraft zu gering und die Mitgliedschaft der preußischen Minister im Bundesrathe kann wohl den Einfluß Preußens im Reiche zur Geltung bringen, nicht aber den des Reiches in Preußen, und das ist doch wohl mindestens ebenso nothwendig. Gegenüber den constitutionellen Bedenken Virchows und Windthorsts bei den Ministerernennungen hob der Finanzminister Camphausen hervor, daß sich sämmtliche Mitglieder des preußischen Staatsministeriums für die verfassungsmäßige Zulässigkeit der Maßregel ausgesprochen hätten. Darauf sei die Ernennung erfolgt, und zwar wie jede andere Regierungshandlung des Königs unter Contrasignatur eines Ministers, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. Die Angelegenheit wurde schließlich der Justizcommission des Hauses überwiesen, die darüber berichten wird. J.

Literatur.

Neue Reisebücher. Mittel- und Norddeutschland. Von K. Bädeker. Siebzehnte Auflage. Leipzig, Karl Bädeker. — Ueber die Vorzüglichkeit der rothen Reisebücher und über die Stellung, die sie zu ihren zahlreichen Nachahmern einnehmen, haben wir uns zu oft schon ausgesprochen, als daß wir, ohne uns selbst zu wiederholen, es abermals hier thun könnten. Auch beweist die große Zahl der Auflagen, daß das Publicum der leitenden Hand der Kritik hier längst nicht mehr bedarf. Es genügt einfach darauf hinzuweisen, daß auch in dem vorliegenden Bande sorgsamst nachgetragen und gebessert ist. Daß dem oberflächlichen Blick die Veränderungen nicht sofort in die Augen springen, ist nur ein Beweis mehr für die Sicherheit und Festigkeit des Gebäudes. Es ist weitergearbeitet worden in jenem conservativen Sinn, den sich wohlgeordnete Zustände gestatten dürfen; revolutionäre Umgestaltungen waren eben nicht nöthig; wie aber im einzelnen geändert worden ist, das mögen und werden Viele zu Nutz und Freude persönlich selbst erfahren. Die praktischen Vorzüge der Bädekerschen Methode drängen sich uns um so mehr auf, wenn wir ein anderes Reisebuch zur Hand nehmen, welches das einzige seiner Art bereits in dritter Auflage erschienen ist: Schweden und Norwegen nebst Führer durch Kopenhagen. Von Ingvar Nielsen. Hamburg, W. Mauke Söhne. Man braucht nur die beiden Abschnitte über Kopenhagen mit einander zu vergleichen, um dies so recht zu empfinden. Indeß ist das Buch in seiner neuen Auflage vielfach vermehrt und verbessert worden. Wenn auch begreiflicherweise immer noch der Hauptnachdruck auf die Routen in Norwegen gelegt ist; so ist doch auch Schweden jetzt eingehender berücksichtigt worden. An Reichhaltigkeit der Touren läßt es nichts zu wünschen übrig.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 30. Juni 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Wilhelm Eduard Albrecht.

Von Otto Stobbe.

II.

Da Albrecht eine schwächliche Constitution hatte, oft an Migräne, nervösen Verstimmungen oder rheumatischen Schmerzen litt, von jedem Unwohlsein stark afficirt wurde und ihm leicht nachgab, da überdies auch ein gewisser Hang zur Bequemlichkeit und Beschaulichkeit mit den Jahren bei ihm zunahm, trug er sich lange Zeit mit dem Gedanken sein Amt aufzugeben oder sich wenigstens seinen Beruf zu erleichtern. „Schon längst gehe ich damit um," schrieb er mir am 13. März 1857, „das eine oder das andere der Fächer, die ich hier vertrete, aufzugeben, nur muß ich es an Solche abtreten können, die es nicht herabziehen." Und am 23. Juli 1865: „Mir, der ich mich dem fünfzigjährigen Jubiläum der Docententhätigkeit mit starken Schritten nähere, will bisweilen die Lust und Freude daran entschwinden, was für mich identisch wäre mit dem Aufgeben dieses Berufes. Indessen ist sie doch bisher noch immer wieder aufgewacht, und hat mich über dem Wasser erhalten, ob aber noch für lange, ist mir sehr zweifelhaft."

Am 8. October 1866 traf ihn der harte Schlag seine Frau nach mehr als sechsundzwanzigjähriger Ehe plötzlich an der Cholera zu verlieren. Er schrieb mir am 9. December: „Sie begreifen, daß ich dadurch für längere Zeit für meine gewohnten Beschäftigungen unbrauchbar wurde. Seit dem Beginn der Vorlesungen (gegen Mitte November) bin ich zwar genöthigt, mich ihnen wieder zu widmen, und Gott sei Dank, spüre ich auch das Wiedererwachen der alten Liebe dafür und die heilende Kraft, die das auf mein krankes Gemüth ausübt."

Aber jetzt beschäftigte ihn ernstlicher der Gedanke seiner Pensionirung. Nachdem er mehrmals beim Ministerium um seine Entlassung und Versetzung in den Ruhestand gebeten hatte und „nachdem alle Versuche den Entschluß

Digitized by Google

rückgängig zu machen, gescheitert waren," erhielt er zum 1. April 1868 seine Entlassung, jedoch wurde ihm ausdrücklich das Recht vorbehalten, sobald es ihm beliebte, seine Vorlesungen wieder aufzunehmen.

Als ihm seine Collegen ihr schmerzliches Bedauern über seinen Entschluß und ihren Dank für seine bisherige Thätigkeit aussprachen, antwortete er der Facultät am 20. April 1868:

„Gerade bei mir, der ich jenen Beruf ohne irgend einen äußern Antrieb aus reiner innerer Neigung ergriffen, der ich oft geäußert habe, das akademische Dociren sei für mich ein wahres Bedürfniß meines geistigen Lebens, kann mein Entschluß es aufzugeben, bevor mich körperliche oder geistige Unfähigkeit dazu nöthigte, doppelt auffallend erscheinen. Aber unter allen Motiven, die den Einzelnen an seinen Beruf fesseln, ist Neigung, Freude an der Thätigkeit selbst, dasjenige, welches am wenigsten eine, auch nur beginnende, Erschlaffung und Abstumpfung verträgt. Bloße Uebung und Gewöhnung, der Erfolg, mit dem man sich schmeicheln zu können glaubt, oder gar bloß äußere Vortheile können es nicht ersetzen. Wenn sich nun in den letzten Jahren ein Ermatten meines inneren Dranges zum Katheder in mir immer mehr aus einer blos vorübergehenden Stimmung zu einer bleibenden gesteigert hat, so lockerte sich ganz von selbst das Band, welches mich an mein Amt gefesselt hatte und ich glaubte es um so mehr lösen zu müssen, als ich mir wohl bewußt war, daß auch der Erfolg, den meine Vorlesungen etwa gehabt haben, viel weniger meinem Wissen, als meiner Liebe zur Sache zuzuschreiben ist. Demnach werden Sie mir, wie ich hoffe, das Zeugniß nicht versagen, daß ich durch meinen Entschluß mir selbst nicht untreu geworden bin, daß er vielmehr mit dem übereinstimmt, was das Amt für mich und ich für das Amt war."

Mir schrieb er später darüber (am 20. März 1869): „Wie bei ähnlichen Fällen in hohen Regionen „Gesundheitsrücksichten" den ostensibeln Grund abzugeben pflegen, so auch bei mir, nur mit dem Unterschiede, daß ich selbst ihn nicht gebraucht habe, sondern Andere daran glauben oder ihn wenigstens simuliren. Der wahre Grund war der, daß ich die Freude und Lust am Dociren verlor. Alles Andere, was sonst diesen Beruf ergreifen und festhalten läßt, ist für mich von jeher oder wenigstens seit vielen Jahren von geringer Bedeutung gewesen, je länger desto mehr war jene Freude am Dociren das einzige Band, welches mich an mein Amt fesselte. Sobald ich daher fühlte, daß dieses sich lockerte, sogar ins Gegentheil verkehrte, konnte meines Bleibens nicht länger sein. Daß ich dabei nicht voreilig eine blos vorübergehende Mißstimmung für etwas Bleibendes ansah, mögen Sie schon daraus abnehmen, daß der Gedanke meine Entlassung zu nehmen, schon Jahre lang in mir rumorte, oft zurückgedrängt, immer von Neuem und in verstärkterem

Digitized by Google

Maße auftauchte und wenn auch noch im letzten Moment ein Rest von Zweifel blieb, so ist dieser vollends gehoben durch die Erfahrung des letztverflossenen Jahres; von einem Verlangen, das Katheder wieder zu besteigen (das Recht dazu ist mir vorbehalten) ist in mir keine Spur. Als ich zuerst den Gedanken faßte, das Dociren aufzugeben, schmeichelte ich mir bisweilen mit der Hoffnung, daß ich bei der dadurch gewonnenen Muße noch einmal zu schriftstellerischer Thätigkeit kommen könnte. Allein diese Aussicht schwindet mit jedem Tage mehr. Dazu bedürfte es bei mir eines Aufraffens, dessen ich mich ja leider zu lange entwöhnt habe. Im übrigen aber beschäftige ich mich mit unserer Wissenschaft nicht anders oder mit geringerem Interesse, als früher und da ich einer alten Neigung, meine Lectüre auf mancherlei, auch außer meinem Fache und der Jurisprudenz liegendes, zu erstrecken, jetzt noch mehr als früher den Zügel schießen lasse, so kommt es mir trotz meiner Muße so vor, als ob es mir an Zeit gebricht. Seitdem ich nicht mehr lese, mit Academicis überhaupt nichts mehr zu thun habe, vom gesellschaftlichen Leben mich schon seit einer Reihe von Jahren zurückgezogen habe, hat natürlich mein Haus eine um so größere Bedeutung für mein Leben gewonnen. Darin finde ich mich, Gott sei Dank, so wohl, wie ich es nach dem Tode meiner Frau nicht erwarten durfte." Er schildert dann, wie vortrefflich die Dame, welche er zur Führung seines Hauswesens zu sich genommen hatte, ihre Pflichten erfülle und auf seine geistigen Interessen eingehe. „Alles zusammengenommen wird Ihnen das Bild, welches ich Ihnen von meinem Leben entworfen habe, für einen verwittweten, kinderlosen Neunundsechzigjährigen erfreulich genug erscheinen, auch wenn Sie einige Schatten, welche namentlich von temporären Störungen der Gesundheit und selbst habituellen Altersschwächen herrühren, hineinzeichnen mögen."

Im Herbst 1869 wurde er vom Könige zum lebenslänglichen Mitgliede der ersten sächsischen Kammer ernannt; aber er hat nur den Winter 1869 auf 1870 in Dresden zugebracht und einmal (am 29. November 1869) bei der Verhandlung über die Aufhebung des Patronats mit einer Rede in die Debatte eingegriffen. Er sehnte sich nach Ruhe, nach der Stille seiner Studierstube, aus deren Fenstern er gerne das lebhafte Treiben auf dem Hofe der Universität beobachtete, und zu dem behaglichen Verkehr mit seinen alten Freunden oder einzelnen seiner ehemaligen Collegen zurück.

Besonders nahe war ihm Gerber in den letzten Jahren getreten. Albrecht hatte immer das Bedürfniß seine juristischen Probleme und Interessen mit Fachgenossen durchzusprechen. Er hat es oft gegen mich und Andere brieflich hervorgehoben, wie genußreich ihm dieser Verkehr mit Gerber, besonders auch in Rücksicht auf staatsrechtliche Fragen sei. Gerber seinerseits hatte seiner

Digitized by Google

Verehrung für Albrecht dadurch Ausdruck gegeben, daß er ihm seine Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechts widmete.

So war es für Albrecht denn ein schwerer Verlust, als Gerber im Herbst des Jahres 1861 zum sächsischen Cultusminister ernannt wurde. Zunächst hatte diese Ernennung für Albrecht noch eine weitere Folge. Auf Gerbers und der Facultät Andringen ließ er sich bewegen noch einmal das Katheder zu besteigen und für den Winter dessen Vorlesungen über deutsche Rechtsgeschichte zu übernehmen. Seine Stimme besaß freilich nicht mehr die ausreichende Kraft, um den großen Hörsaal zu füllen und die Vorlesungen griffen ihn überhaupt an, indessen haben mir doch manche seiner begabteren Zuhörer aus jener Zeit mit wahrem Enthusiasmus von seiner Lehrgabe gesprochen.

Nach dem Schluß des Semesters, am 1. April 1872, beging er sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Wenngleich ihm jede Ostentation und große mit Ceremonien verbundene Feierlichkeit zuwider war, so war es ihm doch eine wohlthuende Empfindung zu erfahren, daß er überall auch nach dem Rücktritt vom Amt in höchsten Ehren gehalten wurde. Die Auszeichnung, welche er vom König von Sachsen erfuhr, die zahlreichen Deputationen von Collegen und alten Schülern, die vielen Adressen von den verschiedenen juristischen Facultäten, die Briefe von Freunden und Schülern, alles erfreute und bewegte ihn herzlich und er sprach noch lange sehr gerne von diesem Ehrentage. An John schrieb er am 29. April 1872: „Ich war von jeher kein Freund von Jubiläen, zu deren Feier man hier vielleicht in einem noch größeren Maße als anderwärts geneigt ist. Daher sah ich meinem Doctorjubiläum mehr mit Resignation, als mit Freude entgegen. Doch ist es mir angenehmer, als ich dachte, verflossen. Was mir vor allem lästig und zuwider gewesen wäre, ein von der Universität projectirtes großes Diner, hatte ich mir auf das Entschiedenste verbeten. Der Besuche, die ich erhielt, waren zwar mehr, als ich erwartet hatte. Doch erhielt ich mir den wie natürlich in Superlativen gehaltenen Lobeserhebungen gegenüber den gehörigen Gleichmuth und suchte den mitunter etwas pathetischen Ton der Anreden in meinen Antworten mehr ins Gemüthliche herabzuziehen. Was mir die größte und nachhaltigste Freude gemacht hat, war das durch jene Tage lebhaft in mir erweckte Bewußtsein, daß mein akademisches Leben mit Einschluß meiner Studentenzeit ein sehr glückliches gewesen ist und dieses in seinen Einzelnheiten mir selbst vorzuhalten oder auch einzelnen Freunden gegenüber mich darüber auszusprechen, hat mich mit herzlichem Dank gegen Gott und gegen Menschen, Verstorbene und Lebende erfüllt."

Bis an seinen Tod führte er ein nach seinen Ansprüchen und Neigungen geradezu glückliches Leben, otium cum dignitate. Von großer Geselligkeit

Digitized by Google

fern bleibend, unterhielt er einen lebhaften Verkehr mit seinen alten Freunden, seinen Collegen, geistig hervorragenden Bürgern der Stadt und fein gebildeten Frauen. Jederzeit gehörten zu seinem Umgange frei denkende Theologen; dem starren Confessionalismus abgewandt, hatte er doch ein sehr entschiedenes Interesse für religiöse Fragen und das Bedürfniß nach kirchlicher Gemeinschaft.

Vielfach kränklich, oft hypochondrisch kleinen körperlichen Leiden nachgebend, verstand er es doch sich geistig und gemüthlich sein Leben behaglich einzurichten und sich kleinere Unbequemlichkeiten aus dem Wege zu schaffen. Die Dinge um ihn her betrachtete er mit einer durchaus heitern Lebensanschauung und mit wahrhaftem Wohlwollen. Ein Spruch, den er gern im Munde führte, war: „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt."

In einem gewissen geistigen Epikuräismus, frei von jedem äußerlichen Zwange, trieb er nur das, was seinen Geist oder sein Gemüth bewegte und anregte, bald Musik, bald Wissenschaft oder Literatur. Kein interessantes, historisches oder politisches Buch, kein hervorragenderer Roman, kein bedeutenderes juristisches Werk erschien, daß er nicht Notiz davon genommen hätte. Jede neu auftauchende politische Frage packte ihn und mit dem gespanntesten Interesse, oft mit großer Sorge verfolgte er jede Phase des Culturkampfes. Alles was ihn bewegte oder beschäftigte, war er bereit mit denen, welche ihm näher standen, auf seinen täglichen Spaziergängen im Rosenthal oder bei freundschaftlichen Besuchen im Hause zu besprechen. Ueberall trat die Eigenartigkeit seines Denkens und die Selbständigkeit seines Urtheils entgegen.

Mit philosophischer Ruhe sah er dem Tode entgegen. „Sie sehen," schrieb er mir im Jahre 1871, „daß mein Leben eine Gestalt angenommen hat, die ein Vorspiel meines gänzlichen Abscheidens von der Welt ist. Ich sage das ohne Bedauern, vielmehr in dem Gefühl, daß es das Natürliche und meinem Alter Angemessene und mir ganz recht ist."

Doch bevor wir von ihm Abschied nehmen, glauben wir noch im Zusammenhange seine literarische und akademische Bedeutung schildern zu sollen.

Die literarische Bedeutung Albrechts beruht wesentlich auf den bereits erwähnten zwei Arbeiten, seiner Schrift über das altdeutsche Beweisrecht und seinem Buch: „die Gewere als Grundlage des ältern deutschen Sachenrechts." Schon durch jene Erstlingsschrift, welche in zwei Abtheilungen 1825 und 1827 erschien, hatte er in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, indem er für eine Frage, in welcher man bisher nur eine regellose Masse von Quellenaussprüchen ohne innern Zusammenhang gefunden hatte, feste Principien aufzustellen versucht hatte. Die Sätze, welche er aus den Quellen

gewonnen hatte, ſind auch noch gegenwärtig großentheils richtig, wenngleich die Schrift durch zahlreiche ſpätere Arbeiten Anderer überholt worden iſt*).

Aber ſeine eigentliche Größe zeigte ſich in ſeinem Hauptwerk über die Gewere**). Mit ihm hatte er die höchſte Stufe wiſſenſchaftlicher Bedeutung erſtiegen. Wir glauben nicht zu übertreiben mit unſerer Behauptung, daß dies Werk das bahnbrechendſte auf dem Gebiet der deutſchen Rechtsgeſchichte geweſen iſt, in gewiſſem Sinne noch bedeutender als Eichhorn's Rechtsgeſchichte. Ja, wenn wir etwa Savigny's Werk über den Beſitz für die Wiſſenſchaft des Römiſchen Rechts ausnehmen, dürfte wohl überhaupt kein Buch exiſtiren, welches eine juriſtiſche Disciplin in ſo eminentem Maß gefördert und eine ganze Reihe von Zwiſchenſtufen wiſſenſchaftlicher Fortentwickelung überſprungen hätte, als Albrechts Gewere. Mit einer für ſeine Zeit geradezu ſtupenden Gelehrſamkeit — man vergegenwärtige ſich nur, wie mangelhaft und an wie ſchwer zugänglichen Orten damals viele unſerer Rechtsquellen herausgegeben waren — verſucht es der Verfaſſer, die geſammten Grundſätze des älteren Sachenrechts als einen einheitlichen, feſt in ſich gefügten Bau vor uns aufzuführen. Er begnügt ſich nicht, wie ſeine Vorgänger, mit der Anführung der einzelnen poſitiven Sätze, welche die Quellen enthalten, ſondern ſucht die das alte Recht beherrſchenden Principien auf. Er will eine Dogmatik des mittelalterlichen Rechts, gemeſſen an deſſen eigenen Grundgedanken, gewinnen.

Es kann hier nicht der Ort ſein, den Inhalt dieſes nur den Rechtshiſtoriker intereſſirenden Werkes wiederzugeben oder auch nur begreiflich zu machen, wie ſich die Anſichten des Verfaſſers zu denen der ältern Literatur verhalten und wie ſie allmählich von der neueren Wiſſenſchaft berichtigt oder widerlegt worden ſind. Aber das iſt zu erwähnen, daß es mehr als zehn Jahre gewährt hat, bis Andere anfingen ihre Anſichten über die Gewere zu entwickeln. So ſehr nahm die Gelehrtheit der Forſchung, der Scharfſinn der Deduction, die Geſchloſſenheit des Syſtems alle Welt gefangen. Im Jahre 1839 hat Gaupp ein kurzes Stück einer Abhandlung über die Gewere publicirt; im Verhältniß zu Albrecht unbedeutende, kleinlich mäkelnde Bemerkungen, welche nirgends tiefer in die Sache eindrangen. Es blieb bei dieſem erſten Theil des Aufſatzes; der Verfaſſer mochte es ſchließlich ſelbſt empfunden haben, daß er bei Bekämpfung des Albrechtſchen Syſtems ſeine Kräfte überſchätzt hatte und nichts beſſeres an die Stelle zu ſetzen wußte. Seitdem

*) Um ihren Werth richtig zu ſchätzen, vergleiche man ſie einmal mit dem, was Eichhorn's Rechtsgeſchichte und das für ſeine Zeit gleichfalls bedeutende Werk von Rogge (Gerichtsweſen der Germanen) über dies Thema enthält.

**) Für den Nichtjuriſten ſei bemerkt, daß das altdeutſche Wort „Gewere" etwa durch „Beſitz" wiedergegeben werden kann.

mehrten ſich die Angriffe und es giebt heutzutage keinen Germaniſten mehr, welcher den Grundgedanken Albrechts noch aufrecht erhielte.

Aber trotz alledem geht unſere Wiſſenſchaft noch immer auf Albrechts Gewere zurück und kein Buch der ältern Literatur wird noch gegenwärtig ſo häufig bei einzelnen Fragen citirt. Und wenn auch die Grundgedanken längſt aufgegeben ſind, ſo enthält es zahlreiche Partien, über welche wir noch gegenwärtig kaum hinausgekommen ſind. Immer wieder von neuem wird jeder Jünger der deutſchen Rechtswiſſenſchaft, auch wenn er darauf vorbereitet iſt, daß dieſe Principien veraltet ſind, und wenn er auch nicht im Stande iſt, die Bedeutung des Buchs nach dem Maß ſeiner Entſtehungszeit zu meſſen, von der Macht des hier arbeitenden Geiſtes gepackt werden. Das iſt ja die Größe wahrhaft Epoche machender Werke, daß ſie auch dann noch belebend wirken, wenn ſie längſt aufgehört haben den Gedankenkreis zu beherrſchen. Noch der neueſte Schriftſteller über die Gewere, Andreas Heusler (1872), welcher am energiſchſten die Albrecht'ſche Theorie bekämpft und deſſen Anſichten gegenwärtig die herrſchenden ſind, ſagt in ſeiner Vorrede:

„Albrechts Buch über die Gewere übt bis auf den heutigen Tag einen räthſelhaften Zauber und eine geheimnißvolle Macht. Denn ſo viel auch allſeitig dem von ihm aufgeſtellten Princip widerſprochen wird, ſobald es ſich darum handelt, eine andere Theorie an die Stelle der ſeinigen zu ſetzen, geräth man unwillkürlich wieder auf denſelben Boden und ſagt im Grunde daſſelbe oder doch Aehnliches mit etwas andern Worten. — Und nicht nur Deutſchland ſteht unter dem Druck dieſes merkwürdigen Buches, ſondern auch Frankreich. Seitdem Klimrath ſeinen franzöſiſchen Fachgenoſſen verkündet hat, daß man der savante et laborieuse Allemagne nicht nur das maßgebende Werk über die römiſche Beſitzlehre, ſondern auch die Aufklärung der deutſchen Beſitztheorie verdanke und die Reſultate Albrechts auf die franzöſiſche Saisine übertragen hat, befindet ſich auch die franzöſiſche Jurisprudenz unter dem Banne von Albrechts Buch. — Woher dieſer Zauberbann eines Werks, unter welchem ſich niemals irgend Jemand wohl und heimiſch gefühlt hat? Homeyer giebt den Schlüſſel, wenn er ſagt, man rüttle ſo ungern an Albrechts kunſt- und ſinnreichem Gebäude. In der That hat Albrecht vor Allem, was ſeit ihm über die Gewere iſt geſchrieben worden, den Vorzug einer in ſich abgeſchloſſenen Theorie, eines künſtleriſch geſtalteten Syſtems voraus, und darin liegt ſeine Stärke."

Schon längſt hatte Albrecht es aufgegeben, gegenüber den von den verſchiedenſten Standpuncten aus erfolgenden Angriffen noch weiter ſeine Theorie feſtzuhalten; in wahrhaft großartiger Weiſe und ohne jede Empfindlichkeit ſtellte er ſich den neueren Arbeiten über das Thema gegenüber. Als ich in der Erſch-Gruber'ſchen Encyclopädie auf ſeinen Antrieb den Artikel „Gewere"

geschrieben hatte, da er sich nicht noch einmal über diesen Gegenstand äußern wollte, schrieb er mir am 27. April 1858: „Empfangen Sie das dankbare Bekenntniß, daß Ihre Abhandlung und die durch sie von neuem angeregte Beschäftigung mit einem Lieblingsgegenstande meiner früheren und besseren Jahre mir wahrhaft genußreiche und glückliche Stunden und Tage bereitet hat. Auch hat mich darin der Umstand nicht im Mindesten gestört, daß Sie mein Gebäude der Gewere in wesentlichen Theilen zertrümmern. Auch abgesehen von der ehrenvollen Art, wie Sie meiner gedenken, weiß ich, daß, so wenig ich meine Arbeit jemals für infallibel gehalten habe, auch Sie die Ihrige nicht für den Abschluß der Untersuchung halten werden. Ueberdem ist die Differenz zwischen uns im Einzelnen geringer, als es nach meinem Buche scheint, da ich manches dort Gesagte längst aufgegeben habe und in Andern durch Sie eines Bessern belehrt worden bin. Im Wesentlichen freilich kann ich mich auch jetzt noch nicht entschließen, meine bisherige Ansicht aufzugeben und zu der Ihrigen überzutreten." Als Laband's Buch über die vermögensrechtlichen Klagen (1868) erschienen war, schrieb er mir am 20. März 1869: „Selbst wenn es der „Gewere" den Todesstoß versetzen sollte, würde das meine Freude daran nicht stören. Immerhin aber gereicht es mir zum Troste, daß auch Sie ihr noch, neben dem Laband'schen Buche, ein Leben zusprechen." Und endlich als Heusler's genanntes Werk noch weiter in der Polemik ging, antwortete er ihm am 23. December 1872 auf die Zusendung: „Zwar sehe ich, daß Ihr Buch dem meinigen über denselben Gegenstand nicht bloß in vielen Einzelnheiten entgegentritt, sondern was Begriff und Wesen der Gewere betrifft, ihm den Todesstoß giebt. Glauben Sie aber nicht, daß mich das verletzt oder auch nur überrascht hat. Ich selbst bin schon seit langer Zeit an der in meinem Buche niedergelegten Ansicht irre geworden. Daher hat Ihr Buch an mir einen ganz unbefangenen Leser gefunden und ich in ihm eine rechtshistorische Leistung ersten Ranges."

Es ist eine gewiß sehr vereinzelt stehende Erscheinung, daß ein Mann, der, kurz nachdem er auf der Universität zu lernen aufgehört hat, binnen dreier Jahre eine eminente Productionskraft bewährt und durch Epoche machende Arbeiten einer ganzen Disciplin für längere Zeit ihre Richtung giebt, mit so wenigen Schriften seine literarische Thätigkeit beschließt und fortan nur noch als theilnehmender Zuschauer und Berather erscheint, ohne jeden Wunsch, durch ausgearbeitete Werke weiter in den Gang der Wissenschaft einzugreifen. Hier und da schreibt Albrecht noch eine eingehendere Recension, zuletzt im Jahre 1842, dann wieder in den fünfziger Jahren ein paar kurze Anzeichen in Zarncke's „Centralblatt"; das letzte, was er meines Wissens

Digitized by Google

hat drucken lassen, ist eine kurze Anzeige von Arnold's Geschichte der deutschen Freistädte in Schletters Jahrbüchern 1855*).

Wir begreifen es kaum, daß er, der in frühester Jugend in seinen Werken nicht bloß geistreiche Gedanken hingeworfen, sondern eine staunenswerthe Arbeitskraft entwickelt und die unverkennbare Freude an dem ausgedehntesten und mühsamsten Quellenstudium bewiesen hatte, in seinen spätern Jahren die Lust an der Production vollständig verliert. Diese Wandlung seines geistigen Wesens fällt zeitlich mit seiner Uebersiedlung nach Göttingen zusammen. Möglicherweise haben ihn in der ersten Zeit die ihm so äußerst behaglichen socialen Verhältnisse Göttingens von angestrengten Forschungen abgehalten; außerdem ließen die größeren Anforderungen, welche der dortige Lehrstuhl an ihn stellte, die Detailuntersuchungen zunächst zurücktreten. Später fehlte es ihm, der durch Kränklichkeit und auch Hypochondrie oft niedergedrückt war, an der Energie und dem Muth, die früher begonnenen Arbeiten zum Abschluß zu bringen. Die längere Entwöhnung von literarischen Publicationen und die immer zunehmende Skepsis und strengere Selbstkritik erschwerte es ihm, mit größeren Arbeiten hervorzutreten.

Lange hat er sich noch mit literarischen Plänen herumgetragen. Zunächst hatte er sofort nach dem Erscheinen seiner Gewere ein Werk über das Personenrecht (Vogtei) in Angriff genommen. Noch bis in seine letzten Lebensjahre hinein erfreute ihn jede besonders significante Notiz aus den Quellen, welche er gelegentlich über diese Materie antraf. In der ersten Zeit, als er in Leipzig war, beabsichtigte er ein deutsches Staatsrecht zu schreiben. Schon hatte die Weidmann'sche Buchhandlung in dem Meßkatalog es als ein künftig erscheinendes Werk angekündigt; aber bald ließ er den Plan wieder fallen. Dann beschäftigte ihn die Lehre von den juristischen Personen. Noch im Jahre 1853 sagte er einmal zu mir: „Wenn ich mich auch der Schriftstellerei ganz entwöhnt habe, darüber lasse ich doch noch einmal etwas drucken." Nie erkaltete sein Interesse an diesem Thema; unendlich oft hat er mit mir darüber discutirt und immer wieder von neuem seine Unzufriedenheit mit einzelnen Richtungen in der neueren Literatur und mit Savigny's Lehre aus-

*) Mir sind folgende Recensionen bekannt: (Berliner) Jahrb. f. wiss. Kritik 1830. S. 502—515 (über v. Sydow's Erbrecht des Sachsenspiegels); Gött. Gel.-Anz. 1837. S. 1489—1504, 1508—1515 (über Maurenbrecher's Grundsätze des deutschen Staatsrechts); Richter u. Schneider's Jahrb. 1839. S. 309—324 (über Duncker's Reallasten); ebendaselbst 1842. S. 321—353 (über Beseler's Erbverträge); Liter. Centr.-Blatt von Zarncke 1851. S. 673 (Schulze, Recht der Erstgeburt), 1852. S. 686 (Marquardsen, Haft und Bürgschaft bei den Angelsachsen); Schletter's Jahrb. 1855. S. 330 (Arnold, Geschichte der deutschen Freistädte). — Irgendwo habe ich die Notiz einmal gefunden, Albrecht habe 1845 ein Universitätsprogramm geschrieben; dies ist ein Irrthum.

gesprochen. Er konnte dabei in eine leidenschaftliche Aufregung und Lebendigkeit gerathen und Stunden lang den Gegenstand festhalten*).

Seine Freunde trieben ihn immer von neuem zur Production. Dahlmann schreibt am 24. Juli 1853: „Lassen Sie mich aber, lieber Freund, meinen Brief mit einer Mahnung an Sie für dies Mal schließen. Sie besitzen die große Gabe, die beschwerliche Verwickelung der Rechtsverhältnisse auf ihre einfachen Grundlagen zurückzuführen. Das habe ich oft an Ihnen in Gesprächen und Schriften bewundert. Sie sollten doch wirklich diese seltene Gabe nicht durch die Scheu vor Schriftstellerei, die im Grunde auf einer Sucht nach Fehlerlosigkeit beruht, zu Grunde gehen lassen. Sie würden nach meiner innigen Ueberzeugung, wenn Sie mit dem Lehrer mehr den Schriftsteller verbänden, sich ganz neue geistige Flügel wachsen fühlen und die Widerwärtigkeiten der Gegenwart mit frischem Muthe überwinden."

Aber es fehlte ihm in diesen späten Jahren an der Frische und an dem Muth, um sich den Anstrengungen unterziehen zu wollen oder zu können, welche eine solche Arbeit verlangte, wenn sie den Ansprüchen genügen sollte, welche er selbst stellte und welche das Publicum erhoben haben würde, wenn ein Mann von dieser Bedeutung und nach so vielen Jahren völligen Schweigens noch einmal als Schriftsteller aufgetreten wäre. Er resignirte sich dahin, nur noch in Gesprächen oder gelegentlich in Briefen seine Lieblingsthemata zu behandeln.

Hatte seine literarische Thätigkeit eigentlich schon mit dem Jahre 1828 ihr Ende erreicht, so bewährte sich seine Meisterschaft als Docent bis in die letzten Jahre hinein.

Wer ihn je auf dem Katheder gehört hat, wird es bezeugen, daß er nie einen besseren und wirksameren Docenten zu seinem Lehrer gehabt hat, und wer ihn nicht gehört hat, dem wird es schwer sein, einen Begriff von dem fesselnden Zauber zu geben, den er auszuüben vermochte und mit dem er, gleichviel welche Disciplin und welches Thema er augenblicklich behandelte, die Hörer in unausgesetzter Spannung zu erhalten vermochte. Mit welcher Leidenschaft und Befriedigung er seinen Lehrberuf umfaßte und wie er seine Aufgabe viel mehr in dem Dociren, als in der literarischen Production fand, haben schon einzelne angeführte Aeußerungen von ihm selbst ergeben.

Albrecht war von der Natur nicht mit besonderen Rednergaben ausge-

---

*) In seinem Nachlaß finden sich einzelne Abschnitte von Werken über die Vogtei und über die juristischen Personen. Indessen sind dieselben wenig abgeschlossen und gehören auch nicht den letzten Jahren an, so daß es sich nicht empfehlen würde, sie jetzt zum Druck zu geben.

Digitized by Google

ſtattet: er hatte ein ſchwaches, meiſt in hohen Tönen ſich bewegendes, bei erhobener Stimme ſogar etwas kreiſchendes Organ. Es fehlte ihm an oratoriſcher Gewandtheit; um den bezeichnendſten Ausdruck zu finden, unterbrach er ſich nicht ſelten mit Flickworten. Aber über all das ſah man leicht, gleich in der erſten Stunde, die man ihn hörte, hinweg, weil man eine in vollſter geiſtiger Thätigkeit arbeitende, ſittlich vornehme Perſönlichkeit vor ſich hatte, welche von den Gedanken, welche ſie ausſprach, ganz erfüllt war. Nie gab ſich Albrecht rhetoriſchen Phraſen hin; ich glaube, er hat auf dem Katheder nie einen Gedanken improviſirt, — alles war vorher gründlich durchdacht und ſo gruppirt, wie es ihm in ſeiner meiſterhaften Methode am angemeſſenſten für ſeine Hörer erſchien. Nie trug er die Dinge einfach ſo vor, wie ſie ſich ihm als Reſultat ſeiner Studien ergeben hatten, ſondern er entwickelte ſie in ſokratiſcher Weiſe, indem er gewiſſermaßen einen Dialog zwiſchen dem Lehrer und Schüler aufführte. Er erhob jeden Einwand, der dem Hörer aufſtoßen mochte, beſprach ihn nach ſeiner Bedeutung und gelangte ſchließlich mit unverholener Freude, in einer Art Triumph zu dem Endreſultat, welches ſich für ihn nach dem Durcharbeiten aller Momente herausgeſtellt hatte.

Nie dachte er daran, dem Schüler mit ſeiner Autorität imponiren zu wollen, nie verſuchte er mit halbwahren Gründen oder mit wohlfeilen Späßen ſich eine abweichende Anſicht vom Halſe zu ſchaffen oder über ganz untergeordnete Gegner einen leichten Sieg zu feiern. Von Eitelkeit, Ueberhebung, Effecthaſcherei, von Koketterie nie eine Spur! Ihm galt es nur um die Sache und es kam aus ſeinem Munde ſicherlich kein Wort, welches nicht in dem Augenblick, wo er es ausſprach, ihm die vollſte Wahrheit bedeutete und ſeiner wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung ganz entſprach. Einem Manne, der nie müde wurde, die ſchwierigen Probleme ſeiner Wiſſenſchaft immer wieder von neuem zu durcharbeiten und zu durchdenken, war es denn auch keine Beſchämung hie und da ein non liquet auszuſprechen. Ruhig bezeichnete er, dem es ſo leicht geweſen wäre, die Schwächen und Lücken zu verdecken, das, was er uns gab, gelegentlich als nicht völlig fertig oder befriedigend und forderte weitere Arbeit.

Was die äußere Form ſeines Vortrags betrifft, ſo pflegte er ſatzweiſe, oft auch nur einen halben Satz zu dictiren und dann das eben mitgetheilte zu erläutern und dem Zuhörer zum Bewußtſein zu bringen. Als ich mich in Königsberg habilirt und ihm geſchrieben hatte, daß ich es verſuchte, gar nicht zu dictiren und es dem Zuhörer zu überlaſſen, wie viel er nachſchreiben wollte oder könnte, antwortete er mir am 16. Juli 1855:

„Auf die innere Einrichtung Ihrer Vorleſungen dürfen Sie dem Urtheil oder vielmehr der meiſtens ganz grundloſen Sympathie oder Antipathie der Studirenden keinen beſtimmenden Einfluß gönnen. Bleiben Sie ja bei dem,

Digitized by Google

was Ihnen in dieser Hinsicht bei sorgfältiger und wiederholter Ueberlegung das Rechte dünkt und ich verspreche Ihnen, daß Sie zuletzt auch den Studirenden gegenüber Recht behalten werden. Auf die bloße Aeußerlichkeit des Vortrages, ob bloß frei und schnell sprechend, oder zum Theil dictirend, mag allerdings die geistige Fassungskraft der Zuhörer Einfluß haben und wenn Sie bisher die erste Form versucht haben, so hätte ich Ihnen voraussagen können, daß Sie sehr bald zu der zweiten greifen werden, wie Sie es ja selbst sich bereits vornehmen. Selbst den Bessern unter den Studirenden muß man durch theilweises Dictiren unter die Arme greifen und für den großen Schwarm ist sogar anhaltendes Schreiben ein Hauptmittel, sie ans Auditorium zu fesseln. Sie fürchten sich vor dem Nachreiten. Darum will ich freilich nicht dem beständigen Dictiren das Wort reden, weil für mich der „große Schwarm" überhaupt gar nicht vorhanden ist. Ich thue für ihn nichts und mache mich seinetwegen nicht verantwortlich."

Wenn Jeder durch Albrechts Vorlesungen in gespanntester Aufmerksamkeit erhalten wurde, so muß man doch gestehen, daß sie eigentlich fruchtbringend nur für den waren, der in geistiger Beziehung und wissenschaftlichem Sinn über das Durchschnittsmaß hinausreichte und sich mit der Materie bereits eine gewisse Vertrautheit erworben hatte. Er verschmähte alle äußerlich wirkenden Mittel, stieg nie von dem hohen Standpunct herab, den er für den einzig wissenschaftlichen hielt, und hatte in seiner Docententhätigkeit immer einen gewissen aristokratischen Zug.

Je länger er docirte, um so weniger Neigung hatte er, seinen Hörern das Detail von Kenntnissen zu überliefern, welches das tiefere Verständniß seiner allgemeinen Betrachtungen erst ermöglichte. Da er selbst allmählich das Interesse für die quellenmäßige Forschung verloren hatte, wurden seine Vorlesungen immer weniger stoffhaltig und immer mehr nur den allgemeinen Fragen und Problemen zugewendet. Der Uneingeweihte merkte bei manchen seiner allgemeinen Bemerkungen gar nicht, um was es sich handelte, während, wer mit den Detailkenntnissen ausgerüstet die Vorlesung hörte, eine wahre Befruchtung seines Wissens erhielt. Für den Anfänger waren seine Vorlesungen mehr anregend als belehrend; der Vorgeschrittenere wurde durch sie auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Erkenntniß gehoben. Wer ein dickes Heft zu erhalten oder auf bequeme Art für das Examen dressirt zu werden wünschte, der sah sich bald in seinen Erwartungen getäuscht. Mit diesem Charakter der Vorlesungen hing es auch zusammen, daß Albrecht nur sehr ausnahmsweise ein Buch citirte oder eine wissenschaftliche Autorität nannte. Ja, es ging seine Abneigung, die Zuhörer mit dem gelehrten Apparat vertraut zu machen, sogar so weit, daß, wer es nicht anderwärts

Digitized by Google

her wußte, daß sein Lehrer ein epochemachendes Werk über die Gewere geschrieben habe, in seinen Vorlesungen es gewiß nicht erfuhr.*)

Dazu mit seinen Zuhörern in directeren Verkehr durch seminarartige Uebungen zu treten, mit ihnen Quellen zu lesen oder sie arbeiten zu lehren, hatte Albrecht nie Neigung. War ihm aber Jemand gut empfohlen, zeigte er angenehme gesellschaftliche Formen und wissenschaftlichen Sinn, so war er gerne bereit, ihn in sein Haus zu ziehen und mit ihm auch über wissenschaftliche Fragen sich zu unterhalten. Hatte er gar noch musikalisches Talent, um mit ihm Abends eine Zeit lang zu musiciren, so war er seiner ganz besonderen Berücksichtigung sicher.

Eine große Zahl von Männern, welche längst Lehrstühle auf verschiedenen Universitäten einnehmen, verdanken ihm belebende Anregung durch Privatverkehr. Wurden sie räumlich von ihm getrennt, so unterhielt er mit größter Bereitwilligkeit einen Briefwechsel mit ihnen, in dem er nicht bloß auf ihre wissenschaftlichen Interessen, sondern auch auf alle ihre Privatverhältnisse mit seltener Güte einging. Wohl nie ist Albrecht einem solchen jüngeren Freunde einen Brief schuldig geblieben. Wer je ihm im Leben nahe getreten war, für den erkaltete niemals sein Interesse, so lange er sich desselben würdig zeigte. Auch manchem, der später nicht die Erwartungen rechtfertigte, welche man in jungen Jahren von ihm gehegt hatte, hat er sein Wohlwollen nie entzogen.

Er hat ein glückliches Ende gehabt. Vormittags den 21. Mai hatte er noch den Besuch seines ehemaligen Collegen, des Staatsministers v. Gerber. Derselbe hatte die Güte mir (am 23.) darüber zu schreiben: „Albrecht freute sich herzlich über meinen Besuch. Zwar klagte er über einen einseitigen Kopfschmerz am linken Auge und meinte, als ich ihm die Bedeutung seines Unwohlseins ausreden wollte, er halte es für ernstlich, zumal er auch völlig appetitlos und ohne geistiges Interesse sei, — aber bald hatte er in unserm Gespräch Alles vergessen, nachdem wir in unser altes juristisches Verhandlungsgeleis eingetreten waren. Wir sprachen über die neuere staatsrechtliche Literatur und tauschten unsere Ansichten über die Construction des deutschen Reichs aus. Dann kamen wir auf verschiedene Naturbegabungen bei der

*) Vgl. über seine Vortragsweise auch die anonymen Schriften: „Die sieben Göttinger Professoren nach ihrem Leben und Wirken". Braunschw. 1838. S. 22–24 und „die Universität Göttingen". Leipz. 1842. S. 102. (aus den deutschen Jahrb. für Wiss. u. Kunst abgedruckt; meines Wissens von Dr. Oppermann). Die dortigen Mittheilungen zeigen, daß die von mir, nach meiner eigenen Erfahrung, mitgetheilten Eigenthümlichkeiten seiner Vorlesungen bereits der Göttinger Epoche angehörten.

Behandlung der Rechtswissenschaft und waren darin einig, daß es Juristen gebe, die auch die entlegensten Rechtsproductionen nur unter der klaren Verstandesbrille moderner Kritik zu betrachten vermöchten, während Andere sie nie anders als in Verbindung mit den Culturelementen ihrer Zeit aufzunehmen vermöchten. Später kamen wir auf Gneist's verschiedene Bücher, über welche wir, wie in allen Dingen, ebenfalls sehr übereinstimmende Ansichten wechselten. Einmal wurden wir durch die Ankunft des Arztes unterbrochen, er bat mich zu bleiben und seine Zurücklunft zu erwarten. Als wenn er ahnte, daß es unser letztes Begegnen sei, wollte er mich gar nicht fort lassen. Noch lange standen wir an der Stubenthür, immer neuer Gesprächsstoff drängte sich auf. Als ich endlich ging, begleitete er mich bis an die Hausthür; noch frug er theilnehmend nach dem Befinden aller Glieder meiner Familie und endlich nahm er so recht herzlich Abschied — es war der letzte Abschied."

Nachmittags machte er, wie gewöhnlich, einen weiten Spaziergang nach dem Rosenthal. Nach dem Abendbrod spielte er noch lange in Gegenwart der Dame, welche ihm das Hauswesen führte, Klavier. Plötzlich sprang er auf mit dem Schrei: „Was ist das für ein furchtbarer Kopfschmerz! Das ist mein Tod!" Er brach zusammen, das Bewußtsein verließ ihn und kehrte nicht mehr zurück. Am 22. Mai Vormittags gegen 10 Uhr starb er; am Himmelfahrtstage, den 25. früh, wurde er unter zahlreicher Betheiligung der Studirenden, und unter dem Geleit seiner Collegen, seiner vielen Freunde, Verehrer und Schüler zur ewigen Ruhe gebracht. Dr. Howard, der Pastor der reformirten Gemeinde, sein langjähriger Freund, hielt ihm die Grabrede; der Rector der Universität, Professor Dr. Overbeck, sprach Namens der Universität am offnen Grabe einige Worte des Dankes.

Und in der That hat die Universität ihm zu danken, wie Wenigen. Er war nicht bloß einer ihrer bedeutendsten Lehrer, er ist auch ihr größter Wohlthäter.

Albrecht war, wie Jeder der ihm nahe stand es wußte, ein sehr ordentlicher, sparsamer und bedürfnißloser Mann. Aber er weiß auch, daß, wo es sich um wohlthätige Zwecke und um Unterstützung von Nothleidenden handelte, Albrecht jeder Zeit bereit war mit wahrer Theilnahme und mit vollen Händen zu geben. Wenn es Manchem auffallend gewesen sein mag, daß ein Wittwer ohne Kinder ein Vermögen zu sammeln bestrebt war, so liefert sein Testament vom 11. Juli 1867 den erhebenden Beweis, daß er sparsam war, um edeln Zwecken zu dienen. Auch den ferner Stehenden wird es interessiren zu erfahren, daß er, abgesehen von einzelnen Legaten, z. B. an die Leipziger reformirte Kirche und an den Gustav-Adolf-Verein, die Stadt Leipzig mit 10,000 Thalern bedacht hat, um aus den Zinsen Sparkassenbücher für Kinder

Digitized by Google

ärmerer Einwohner anzuschaffen, denen dann bei ihrer Etablirung oder Töchtern bei ihrer Verheirathung ein kleines Kapital ausgehändigt werden soll. Er will durch diese Stiftung „im Kreise der ärmeren Bewohner unserer Stadt den Sinn für Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit fördern". Zu seiner Erbin hat er die hiesige Universität eingesetzt und ihr, nach Abzug der Legate, ein Kapital von mehr als 100,000 Thalern zugewendet. Davon sollen die Zinsen von 30,000 Thalern zur Erhöhung der Pensionen der Professorenwittwen verwendet werden. Das übrige Vermögen soll „für eine Stiftung mit dreifachem Zweck verwendet werden, nämlich a) zur Unterstützung von hiesigen Studirenden, welche sich zu Docenten an unserer Universität zu habilitiren gesonnen sind, insbesondere um durch den Besuch noch anderer Universitäten sich zu ihrem Berufe vorzubereiten, b) zur Unterstützung von Privatdocenten an unserer Universität, c) zur Gewährung von Reisestipendien für wissenschaftliche Zwecke an Docenten und Professoren an unserer Universität."

Das sind großartig gedachte Verfügungen, welche einer edeln, für die Wissenschaft, für das sittliche, geistige und leibliche Wohl der Mitbürger warm empfindenden Seele entstammen.

Wenn Albrechts Name in der Geschichte der Wissenschaft immer mit Bewunderung genannt werden wird, wenn es unvergessen bleiben wird, daß er durch sein mannhaftes Auftreten im Jahre 1837 und durch seine schöpferische Thätigkeit im Jahre 1848 der politischen Neugestaltung Deutschlands vorgearbeitet hat, so wird sein Andenken bei Stadt und Universität Leipzig ewig mit Dankbarkeit gefeiert werden und werden seine Stiftungen nicht bloß dem einen Ort, sondern dem geistigen Leben der ganzen Nation für alle Zeiten zu gute kommen.

Ehre seinem Andenken, Dank dem theuren Entschlafenen.

Gegen Paris.*)

Unleugbar wird durch das langsame Erscheinen des Generalstabswerkes die Theilnahme der weiteren Kreise seiner Leser rege erhalten und diese finden leicht die Muße, ein Heft von mäßigem Umfange durchzusehen, welches etwa dreimal im Jahre ihnen vorgelegt wird. Das gegenwärtig erschienene Heft

*) Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Heft 10. Einschließung von Paris. — Einnahme von Toul und Straßburg. Berlin, Mittler.

hatte besonders lange auf sich warten lassen. Die große Anzahl der beigegebenen Pläne und Karten haben die Verzögerung verursacht.

Das letzte Heft brachte die Schilderung der ersten Zeit der Einschließung von Metz und Straßburg. Heute reicht die Darstellung bis zur Einnahme dieser Stadt. Die fortlaufende Handlung des Operationskrieges führt uns bis vor Paris.

Der Feldzug tritt in ein neues Stadium — den Kampf gegen die französische Republik. Um zur Anschauung der Gesammtlage zu gelangen, müssen wir zurückgreifen auf die Verhältnisse des 2. September. Die Deutschen stehen versammelt um die Höhen von Sedan, das gefangene Heer wird auf die von der Maas im weiten Bogen umflossene Halbinsel von Iges geführt und wandert von dort in einzelnen Abtheilungen den Bahnstationen der Grenze zu. Für die Bewachung der Gefangenen und die Gestellung der Begleitcommandos blieb das elfte preußische und das erste baierische Corps unter dem General von der Tann zurück. Diesen Truppen fiel zugleich die Aufgabe zu, das ausgedehnte Schlachtfeld aufzuräumen und das gewaltige Kriegsmaterial des Feindes zu sammeln und zu ordnen. Diese mühevolle Arbeit, doppelt peinlich durch den langen Aufenthalt auf dem Schlachtfelde, nahm ihren allmählichen Verlauf und erst am 11. September konnten die beiden Corps von Sedan aufbrechen. Einzelne Abtheilungen, welche beim Transport der Gefangenen auf den Etappenpuncten bei der Fülle des Andranges nicht abgelöst werden konnten, geriethen tief nach Deutschland und trafen erst im October vor Paris ein. Die Masse des deutschen Heeres, welche ungesäumt den Vormarsch gegen die Landeshauptstadt antreten sollte, mußte für diesen zunächst von dem engen Raum, den sie während der Entscheidung eingenommen, wieder auseinandergezogen werden. Die Bewegungen vor der Schlacht hatten die dritte Armee des Kronprinzen von Preußen zwischen die Maasarmee und Paris geschoben. Am 3. September zogen sich daher die Corps der dritten Armee nach Süden, damit jene die Straßen vor sich frei fand und beide Heeresgruppen wieder in das richtige Verhältniß zu ihren rückwärtigen Verbindungen treten konnten.

Bevor wir dieselben auf ihrem Vormarsch begleiten, müssen wir eines Nachspiels der Ereignisse bei Sedan gedenken, welches einen gänzlich verschiedenen Ausgang nimmt. Das sechste preußische Armeecorps, Schlesier, welches bei der Vorbewegung in der Richtung auf Chalons den linken Flügel gehabt hatte, war naturgemäß nach dem Rechtsabmarsche der ganzen Armee gegen Norden am weitesten von dem Schauplatz der Kämpfe an der Maas entfernt. Es fiel diesem Corps in Folge dessen die Aufgabe zu, die Flanke und die Verbindungen der Armee gegen Westen zu decken. Besonders hatte man im

Digitized by Google

deutschen Hauptquartier Reims als den möglichen Sammelpunct französischer Verstärkung im Auge.

Am Tage der Schlacht von Sedan stand dieser Heerestheil nebst der fünften und sechsten Cavalleriedivision südlich von Mézieres. Dieser Festung am nächsten befand sich die sechste Cavalleriedivision, weiter südlich die fünfte und in der Gegend von Attigny an der Aisne das sechste Armeecorps.

Bei Mézieres stand der General Vinoy mit Theilen des neugebildeten dreizehnten Corps, dessen solidesten Bestand die römische Brigade bildete. General Vinoy hatte den Auftrag, den Rücken der Armee von Mac-Mahon zu sichern und Kräfte des Feindes auf sich zu ziehen. Die Lage dieses Corps war indeß eine äußerst schwierige geworden.

Vinoy hatte Kenntniß, daß ihm südlich bereits deutsche Truppen gegenüber standen. Am Vormittag des 1. September tönte von Sedan der Kanonendonner der Schlacht herüber. Die nicht mehr abzuwendende Katastrophe voraussehend, beschloß der General, sein Corps so rasch als möglich zum Schutz der Hauptstadt zurückzuführen. In der Nacht zum 2. September trat er den Marsch auf Rethel an. Diese an der Aisne liegende Stadt glaubte Vinoy noch von einer französischen Abtheilung besetzt, welche von Reims aus dorthin vorgeschoben war. Dieselbe hatte jedoch den Ort verlassen und war einem Zusammenstoße mit deutschen Truppen entgangen. Die mit der Besetzung beauftragten Truppen des sechsten Armeecorps trafen bald nach dem Abmarsch der Franzosen in Rethel ein und verblieben daselbst. Der General Vinoy hatte also eine Richtung gewählt, in welcher ihm zwei Cavalleriedivisionen und ein Theil des sechsten Armeecorps gegenüberstanden.

Bald nach ihrem Abmarsche stieß die Spitze der zwölf Batterien und elf Bataillone starken Marschcolonne auf preußische Cürassiere, welche zur sechsten Cavalleriedivision, Herzog Wilhelm von Mecklenburg, gehörten. Derselbe sammelte seine Regimenter, nahm jedoch in Anbetracht der Truppenzahl des Gegners von einem Angriffe Abstand. Der General Vinoy setzte seinen Marsch fort, indem er sich nach der Seite durch herausgeschobene Abtheilungen deckte. Durch Einwohner aus Rethel ging ihm inzwischen die Nachricht von der Besetzung dieses Ortes durch die Preußen zu und er sah die Nothwendigkeit, nach Westen auszubiegen. Während die Colonne bei Saulces von der Chaussee abschwenkte, schlugen Granaten in das Dorf. Eine Brigade der fünften Cavalleridivision war nämlich auf die Nachricht vom Vorrücken der Franzosen herangerückt und suchte ihren Marsch aufzuhalten. Doch gelang es denselben, die einzelne Batterie zurückzudrängen und die Bewegung fortzusetzen.

Ein ähnlicher Vorgang wiederholte sich eine Strecke weiter, als eine zweite Cavalleriebrigade die abziehenden Colonnen mit ihrer Batterie beschoß.

Es wurden denſelben einige Gefangene abgenommen, aber der General Vinoy erreichte mit den Truppen Novion Porcien, anderthalb Meilen nördlich Rethel gelegen. Dort machte er Halt, da der Marſch von Mézieres bereits über drei Meilen betrug, und bezog ein Bivuak.

Die preußiſchen Truppen in Rethel, unter dem General von Hoffmann, waren auf die Nachricht vom Anmarſch des Feindes auf die Höhen nördlich der Stadt in Stellung gerückt. Als dann die Nachricht einlief, daß derſelbe die Straße verlaſſen habe, gewann es den Anſchein, als ob er weiter weſtlich bei Chateau Porcien den Uebergang über die Aisne gewinnen wolle. Die Abtheilung aus Rethel, nur fünf Bataillone ſtark, rückte daher in dieſer Richtung ab, um ſich dem Feinde vorlegen zu können.

Während der Nacht zum 3. September umſtanden ſomit die preußiſchen Truppen in einem weiten Bogen öſtlich und ſüdlich die Diviſion des Vinoyſchen Corps. Der größere Theil des ſechſten Armeecorps hatte ſich jedoch erſt gegen Abend auf dem ſüdlichen Ufer der Aisne Rethel genähert und befand ſich noch weit vom Feinde entfernt. Am frühen Morgen des 3. September brach der General von Hoffmann in nördlicher Richtung auf, um den Feind bei Novion Porcien oder auf ſeinem Marſch anzugreifen. Vinoy jedoch, in voller Erkenntniß der großen Gefahr ſeiner Lage, hatte bereits um 2 Uhr Nachts das Bivuak verlaſſen, in welchem er die Wachfeuer brennen ließ und war in nordweſtlicher Richtung auf Chaumont Porcien abmarſchirt. Die Meldung hierüber traf den preußiſchen General ſpät, ſo daß ſeine Truppen erſt mit einem Umweg über Novion auf die Spur des Feindes trafen. Unter einem angeſtrengten Marſch im ſtrömenden Regen holten dieſelben die letzten Abtheilungen der Franzoſen bei Chaumont-Porcien ein, zu ſpät, um ihren Weitermarſch zu hindern. Derſelbe erfolgte nun auf Laon, wo eine andere Diviſion des Vinoyſchen Corps ſtand. Von dort erreichte daſſelbe auf der Eiſenbahn am 9. September die Hauptſtadt. Das Entkommen des General Vinoy erſcheint geringfügig neben dem großen Erfolge von Sedan, immerhin aber konnte die Vernichtung auch dieſes Theils der franzöſiſchen Kräfte von weſentlicher Bedeutung für die Vertheidigung von Paris werden. Unleugbar hat Vinoy ein großes Geſchick während dieſer Bewegungen an den Tag gelegt und keine Maßregel verſäumt, welche die Marſchleiſtungen ſeiner jungen Truppen erhöhen konnte.

Für die richtige Würdigung der Vorgänge auf deutſcher Seite, liegt es nahe, ſich zu vergegenwärtigen, wie ſehr die Aufmerkſamkeit Aller auf die Ereigniſſe bei Sedan gelenkt war. Dies erklärt, daß dem Anmarſche der franzöſiſchen Truppen von Mézieres von Hauſe aus keine hohe Bedeutung beigelegt wurde.

Wie bereits angeführt, fand außerdem die Anweſenheit des Feindes bei

Reims eine besondere Beachtung. Die schnelle Gewinnung dieser großen Stadt war ja für den Vormarsch auf Paris von großer Wichtigkeit. In der That erging schon am 2. September vom Obercommando der dritten Armee ein Befehl, welcher das sofortige Vorrücken des sechsten Armeecorps und der beiden Cavalleriedivisionen gegen jene Stadt vorschrieb. In Verfolg dieser Weisung wurde befohlen, von der Verfolgung des Feindes abzulassen, sobald dieselbe nicht mit dem Marsch auf Reims zu vereinigen war.

Es folgt nunmehr in dem Generalstabswerk die Schilderung des Zuges nach Paris. Die dritte Armee erhielt die Richtung über Reims gegen die Südfront, der Kronprinz von Sachsen diejenige über Laon gegen die Nordseite der Hauptstadt.

Der Lauf des Marnethals bezeichnete im wesentlichen die Grenzlinie zwischen beiden deutschen Armeen, welche zur Erleichterung der Bewegung und Ernährung in möglichst breiter Front marschiren sollten. Die Cavalleriedivisionen gingen dem Heere weit voraus. Auf dem rechten Flügel erreichte die sechste Cavalleriedivision Laon, dessen Commandant am 9. in die Uebergabe der Citadelle willigte. Bei der Besetzung erfolgte die bekannte Explosion des Pulvermagazins, welche Feind und Freund eine große Anzahl Leute kostete.

Ueberhaupt mehrten sich auf dem Vormarsche die Anzeichen der Erbitterung im französischen Volk. Brücken und Wege waren häufig zerstört und Franctireurs begannen sich bemerklich zu machen. Die württembergische Division blieb daher bis zum Heranrücken des baierischen Corps zur Sicherung des Rückens der Armee in Reims, woselbst das Hauptquartier des Königs mehrere Tage verweilte.

Am 15. September erließ dasselbe aus Chateau Thierry den Befehl für die Einschließung von Paris. Der leitende Gedanke war die vollständige Isolirung der Hauptstadt vom Lande. Bei der nach Millionen zählenden Bevölkerung konnte der so ausgeübte Druck den Wunsch nach Uebergabe lebendig machen. An einen förmlichen Angriff war vorläufig nicht zu denken, so lange die Festung Toul noch die Eisenbahn sperrte, welche außerdem durch die Sprengung des großen Tunnels bei Nanteuil unterbrochen war. Das deutsche Heer, welches sich um Paris legen konnte, zählte zur Zeit 150,000 Mann und 620 Geschütze. Der Maasarmee wurde die Einschließung auf dem rechten Marne- und Seineufer übertragen, ihre Cavalleriedivisionen hatten die Oise und die Seine unterhalb der Stadt zu überschreiten, um die Verbindung mit der dritten Armee herzustellen. Diese sollte von Süden her auf dem linken Marne- und Seineufer längs der Stadt vorrücken und zunehmend sich nach Westen ausdehnen, sobald ihre noch rückwärts von Sedan heranmarschirenden Corps eintrafen. Gleichzeitig fiel indeß derselben die Auf-

Digitized by Google

klärung und Sicherung gegen die Loire zu, wo sich nach den letzten Nachrichten neue Truppenansammlungen des Feindes vorbereiteten.

Die Wandelung, welche sich nach der Niederlage von Sedan in Paris und im Land vollzogen hatte, eröffnete gänzlich veränderte Aussichten. Gewiß war der Krieg entschieden, aber wie es zum Frieden kommen sollte, war nicht abzusehen. Volkshaufen, zum Theil bewaffnete, waren am 4. September in die Sitzung des gesetzgebenden Körpers gedrungen und hatten die Versammlung unter dem Rufe: „Die Absetzung, es lebe die Republik!" auseinander getrieben. Gleichzeitig wiederholte sich im Stadthause ein ähnlich schon oft eingetretener Vorgang. Die energischen Führer der Minorität erklärten über die Volksvertretung hinweg die Absetzung der Napoleonischen Dynastie und riefen die Republik aus. An die Spitze der vorläufigen Regierung trat General Trochu, welcher der Menge als der geeignete Mann erschien, nachdem der Krieg die Angaben seiner aus dem Jahr 1867 bekannten Schrift über die französische Armee bestätigt hatte. Die Umwälzung vollzog sich ohne jeglichen Widerstand der bisherigen Machthaber. Die Kaiserin reiste am selben Tage nach Belgien ab. Der Gedanke des Widerstandes hielt alle Parteien zusammen. Thiers trat seine bekannte Rundreise an und die Erlasse von Gambetta an die Präfecten, sowie von Jules Favre an die Vertreter Frankreichs im Auslande ließen keinen Zweifel über die Absichten, den Krieg „bis aufs äußerste" fortzuführen, und dieser Ruf fand im ganzen Lande Widerhall. Die Steigerung der Vertheidigungsfähigkeit von Paris wurde auf das eifrigste betrieben und die Centralisirung der Kräfte des Landes in der Hauptstadt, die überreiche Zahl der dorthin mündenden Verbindungswege half Erstaunliches leisten. Die Lage der Festung begünstigte den Widerstand im vollsten Maße. Der weit ausholende Bogen der Seine im Westen wird beherrscht von der Höhe des Valérien. In den Befestigungen von St. Dénis lehnt sich die Nordfront an den Fluß. Die sanft geneigte Fläche am Fuß des Montmartre und der Höhe von Belleville, welche auf große Strecken mit Ueberschwemmung bedeckt war, bestreicht das große Fort von Aubervilliers. Auf dem Höhenzuge, der weiter nach Osten führend die Stadt ringartig umschließt, zieht sich eine Reihe Forts bis zur Marne und wieder zur Seine hin. Weniger stark war die Südfront, hier liegt den Befestigungen ein Höhenzug nahe gegenüber, von welchem die Geschütze der Belagerer eine gefährliche Wirkung ausüben konnten. Dort suchte die Vertheidigung eine Anzahl von Verschanzungen aufzuführen, dieselben wurden jedoch zum Theil nicht fertig, zum Theil fielen sie in deutsche Hände. Mit besserem Erfolge wurden die Lücken zwischen Süd- und Westfront durch neue ausgehobene Werke geschlossen. Die reichen Hülfsmittel der Pariser Industrie traten in den Dienst der Vertheidigung und stellten im ganzen Umkreise der Stadt ein vortreffliches Tele-

Digitized by Google

graphennetz her. Die Forts wurden mit Apparaten zu elektrischer Beleuchtung des Vorlandes versehen und außerhalb zahlreiche Gruppen von Torpedos gelegt. Auch die artilleristische Ausrüstung war durch die Sendungen aus den Küstenfestungen auf einen ausreichenden Stand gebracht, 805 schwere Geschütze standen auf den Wällen der Stadteinfassung, über 1300 waren für die Forts verfügbar. Auf dem Flusse konnten schwimmende Batterien und gepanzerte Kanonenboote verwendet werden, welche vorher für den Rhein bestimmt waren.

Schwieriger gestaltete sich die Organisation der Streitkräfte. An Linientruppen gab es nur zwei Armeecorps, dasjenige des General Vinoy und das neugebildete vierzehnte Corps. Den festesten Kern der Besatzung bildeten 14000 Mann Marinesoldaten, welche aus den Häfen herangezogen waren. Gensdarmen, Douaniers, Förster und Polizeimannschaften wurden zu Truppenkörpern geformt. Die „Mobilen" und die Angesichts der drohenden Belagerung auf das doppelte vermehrte Nationalgarde stellten große Ziffern dar, besaßen aber nur einen geringen Leistungswerth. Die auf 300,000 Mann berechnete Gesammtzahl umfaßte nur eine schwache Reiterei, dagegen wurde aus den Beständen und mit Hülfe der Werkstätten eine beträchtliche Zahl neuer Feldbatterien aufgestellt, deren Zahl gegen Ende der Belagerung auf 124 (!) angegeben wird. Die Genietruppen verstärkten sich durch Bildung besonderer Corps und technischer Gesellschaften; die Herstellung der Luftballons wurde zeitig in Angriff genommen. Für die Unterbringung der Truppen, für Aufnahme und Pflege der Kranken und Verwundeten sorgte der Vertheidigungsausschuß durch Herstellung ausgedehnter Baracken. Die Thätigkeit der freiwilligen Hülfsvereine gewährte eine ergiebige Unterstützung. Die Verpflegung schien auf längere Zeit sicher gestellt, die Summe des Schlachtviehs am 19. September wird auf 30,000 Ochsen, 6000 Schweine und 180,000 Hammel angegeben.

Die Vertheidigung zerfiel in eine Anzahl von Abschnitten unter besonderen Befehlshabern, die Oberleitung blieb dem Gouverneur Trochu. Der Dienst für die Bewachung der Werke und für die Bereitschaft der Reserven wurde unter den Truppen gegliedert. Nationalgarde und Mobile erhielten besondere Aufgaben. In den Außenbefestigungen stand meist Marine, die Linientruppen waren Anfangs auf der Süd- und Ostfront weit vorgeschoben, um die erwähnten Höhenzüge dem Feinde streitig zu machen, dessen Annäherung die Meldungen der Landbewohner und Recognoscirungen hoch aus den Ballons captifs verkündeten.

Am 18. September betrat die Maasarmee die Zone der Verwüstung, welche die zurückweichenden Schaaren der Franctireurs um die Hauptstadt zu legen versucht hatten. Die Ortschaften waren großentheils verlassen und ge-

plündert. Auf dem Felde qualmten die hohen Getreideschober, in deren Asche dann wohl der deutsche Soldat auf dem Marsche rastend harmlos Kartoffeln röstete, welche in reicher Fülle im Boden steckten.

Für den 19. waren die Anordnungen getroffen, um den Feind, sobald er außerhalb der Festung Widerstand leistete, zurückzuwerfen, doch erreichten an diesem Tage die Corps schon in den Vormittagsstunden die zugewiesenen Aufstellungen, während nur die Vortruppen bei Bourget, Stains und Pierrefitte leichte Gefechte mit dem weichenden Feinde bestanden.

Ein dichter Nebel bedeckte in der Frühe die Landschaft, bald aber traten die Höhen Montmartre und Romainville im hellen Sonnenlichte scharf hervor, hoch über den Häusern der Stadt, welche in dem Einschnitt zwischen beiden sichtbar wurden, zeigte sich in der Ferne deutlich erkennbar die Kuppel des Pantheon. Zu beiden Seiten der großen Liller Straße breitete sich das preußische Gardecorps gegenüber jenen Höhen aus. Vor einem halben Jahrhundert hatten mehrere seiner Regimenter an ihrer Erstürmung in der Schlacht von Paris kräftigen Antheil genommen. Rechts, gegenüber von St. Denis, setzte sich das vierte Armeecorps fest. Zur Linken, gegenüber den Höhen des Mont-Avron schlossen die Sachsen den Halbkreis bis zur Marne und sicherten die Verbindungslinie des Heeres mit der Heimath.

Nicht ohne ernsteren Kampf vollzog sich die Einschließung auf der Südfront. Zunächst den Sachsen rückte die württembergische Division ein; das sechste Armeecorps nahm seinen Platz auf beiden Ufern der Seine, deren Ueberbrückung ihm zufiel. Das zweite baierische Corps sollte die Linie bis Meudon besetzen, von dort über Versailles das fünfte preußische Corps herumgreifen und mit seiner Cavallerie durch den Wald von St. Germain den Anschluß an die Maasarmee schaffen. Schon am 17. und 18. hatten leichte Gefechte mit dem Vinoyschen Corps südlich der Marne stattgefunden, am 19. griff der General Ducrot von der Hochfläche von Chatillon die deutschen Truppen auf ihrem Marsche nach Westen an. Der Stoß traf die neunte Division des fünften Corps, doch griffen zeitig die demselben folgenden baierischen Truppen in den Kampf ein. Von zwei Seiten gedrängt wichen die Franzosen nach hartem Gefecht von den Höhen zurück und räumten die zur Vertheidigung hergerichteten Dörfer vor dem Nachdrängen des Gegners. Die Verluste in diesem Gefecht, das den Namen von Chatillon und Bicêtre trägt, waren auf beiden Seiten nicht unerheblich. Groß vor allem aber war bekanntlich der Schrecken, welchen die zurückströmenden Flüchtlinge in Paris verbreiteten. Die Einschließung auf deutscher Seite nahm ihren planmäßigen Fortgang. Am Abend des 19. standen sechs deutsche Corps und die württembergische Division in elf Meilen langer Front um die Hauptstadt. Im Rücken derselben streifte die Cavallerie ins Land hinaus. Das elfte und erste

Digitized by Google

baierische Corps trafen an jenem Tage in Chateau Thierry ein. Das große Hauptquartier ging nach Ferrières. Gegen Abend traf dort auch der König selber ein, nachdem er am Vormittag in Gonesse der Einschließung der Nordfront beigewohnt, wohin denselben nächst der Erwartung eines Gefechtes auch die Erinnerung an das Jahr 1814 ziehen mochte.

Auf dem Wege nach Ferrières traf der Bundeskanzler Jules Favre, welcher ihn aufzusuchen kam; zum ersten Male in diesem Kriege begann eine Besprechung über die Aussichten, denselben zu beendigen. Trotz aller Kampfeslust und dem Kriegseifer der herrschenden Partei hegte die französische Regierung den Wunsch nach einer vorläufigen Verständigung mit dem siegreichen Gegner. Schon am 10. September war eine erste Aufforderung zum Beginn von Unterhandlungen an das deutsche Hauptquartier ergangen, einstweilen jedoch abgelehnt worden. Die bestehende Regierung besaß nicht diejenige Sicherheit des rechtmäßigen Bestehens, welche der Abschließung eines völkerrechtlichen Vertrags zu Grunde liegen mußte. Erst auf ein neues Gesuch, welches ein Secretär der englischen Botschaft aus Paris überbrachte, erklärte Graf Bismarck sich bereit, Jules Favre zu empfangen und dieser begab sich durch die Vorposten auf den Weg nach Meaux, ohne sich mit den übrigen Mitgliedern der Regierung vorher zu benehmen. Der Verlauf der Besprechung ist bekannt. Eine Gebietsabtretung verweigerte der französische Minister rundweg. Für die Eingehung eines Waffenstillstandes behufs Vornahme der Neuwahlen wurde deutscherseits die Forderung der Besetzung von Straßburg und Toul gestellt. In Betreff der Hauptstadt hatte die französische Regierung die Wahl zwischen der Fortdauer der Einschließung oder der Uebergabe einiger Forts. Beide Vorschläge wurden verworfen und die Verhandlungen abgebrochen. Nach wenigen Tagen indeß befand sich Toul nach kurzer Beschießung und bald auch Straßburg in deutschen Händen, ein Beweis, daß die geforderte Auslieferung nicht eine den Feind zum äußersten treibende Bedingung war.

Den Schluß des Heftes bildet die eingehende Schilderung der Belagerung von Straßburg, welcher hier nur kurz gedacht sein soll.

Das Bombardement der Festung war erfolglos gewesen, doch war gleichzeitig damit die Vorbereitung des förmlichen Angriffes erfolgt. Am Abend des 30. August begann die Aushebung der ersten Parallele auf der Nordwestseite der Stadt.

In derselben Nacht wurden auch 11 neue Belagerungsbatterien errichtet und armirt. Hierdurch stieg die Zahl derselben auf 21 mit 88 Geschützen, welche nunmehr aus gesicherten Stellungen den Angriff gegen die Festung führen konnten. Diese Einleitung geschah vollkommen überraschend für den Vertheidiger, welcher am nächsten Morgen die lange Linie der Erdarbeiten

ſich gegenüber ſah. Auf dem rechten Rheinufer bei Kehl traten nur 36 Geſchütze in Thätigkeit.

Schon am Abend des 1. September ſchritt man zur Herſtellung der zweiten Parallele, welche bereits auf vier- bis fünfhundert Meter von den Wällen geführt wurde. Ein heftiger Ausfall hielt diesmal die Vollendung des Baues auf, ohne jedoch die Erdarbeiten zu zerſtören. General Uhrich konnte nur an den Kriegsminiſter telegraphiren: „Dieſen Morgen ehrenvoller Ausfall, aber theuer erkauft und kein anderer Erfolg als dem Feind Achtung eingeflößt.“ Nicht mehr bewirkte ein Vorbrechen des Feindes am nächſten Morgen, nachdem auf deutſcher Seite die Arbeiten theils vervollſtändigt, theils beſſer gelegt waren.

In den nächſten Tagen ſteigerte der Angriff die Thätigkeit ſeiner Artillerie. Am 9. September ſtanden 96 gezogene Geſchütze im Feuer, welche mit großer Treffſicherheit das Mauerwerk und die Erdbruſtwehren planmäßig zerſtörten. Die dritte Parallele, auf zweihundert Meter, wurde in den Tagen vom 9. bis 14. September beendet, obgleich die Feſtung das Feuer heftig erwiederte. Bis zum 18. waren jedoch die Geſchütze derſelben auf der Angriffsſtelle großentheils zum Schweigen gebracht und man ſchritt zur Krönung des Glacis vor den vorderſten Lünetten, deren Beſetzung dann auch am 22. ohne Widerſtand vom Gegner zugelaſſen werden mußte. Der Angreifer richtete nun ſein Feuer gegen den dahinter liegenden Hauptwall. Die Breſchen in den beiden zum Ziel gewählten Baſtionen ſtürzten bis zum 26. September ein. Es war in der einen Baſtion eine Oeffnung von ſechsunddreißig Fuß Breite durchgeriſſen worden und der Sturm konnte erfolgen. Auf die Meldung, daß die Breſche gangbar ſei, trat jedoch in Straßburg der Vertheidigungsrath zuſammen und erklärte es für unmöglich, unter dem vernichtenden Feuer der Belagerungsbatterien fortdauernd Truppen in der Nähe der Breſche zur Abwehr des erwarteten Sturmes bereit zu halten. Der Angreifer würde die Wälle erreichen, ohne einen Gewehrſchuß zu thun und ohne Widerſtand zu finden. Die Anknüpfung von Unterhandlungen ſei daher geboten.

Während auf deutſcher Seite die Arbeiten rüſtig fortgetrieben wurden, erſchien am 27. September Nachmittags 5 Uhr die weiße Fahne am Thurm des Münſters. Bald erſchollen ringsum Straßburg jubelnde Siegeslieder.

Noch in der Nacht wurden die Capitulationsverhandlungen abgeſchloſſen. In denſelben wurden 500 Officiere und 17,000 Mann für Kriegsgefangene erklärt. Eine reiche Menge Kriegsmaterial und zugleich die Beſtände der Staatsbank waren der Preis des Siegers.

Am 30. September wurde auf Befehl des Königs aus den Belagerungstruppen ein beſonderes Armeecorps, das vierzehnte, gebildet, denn ſchon warteten neue Aufgaben der Truppen nach den Anſtrengungen der überſtande-

nen Belagerung. Die Gardelandwehrdivision setzte sich auf Paris in Bewegung.

„Der fast gleichzeitige Fall von Toul und Straßburg führte zu einer nicht unwesentlichen Veränderung der allgemeinen Kriegslage. Der Endpunct der Eisenbahnverbindung zwischen dem deutschen Heere vor Paris und der Heimath, wurde nun weit über die erstgenannte Festung hinaus nach Westen verlegt. Durch die Eroberung von Straßburg aber hatten die Deutschen im nördlichen Elsaß festen Fuß gefaßt und einen wichtigen Stützpunct für die Besitznahme der südlichen Theile des alten Reichslandes gewonnen. Auch war es zu dieser Zeit, wo die deutsche Heeresmacht durch ihre Aufgaben vor Metz und Paris fast vollständig in Anspruch genommen wurde, der obersten Heeresleitung sehr erwünscht, den auf Antrieb der republikanischen Regierung im Innern Frankreichs sich sammelnden bewaffneten Schaaren neue Streitkräfte entgegenstellen zu können."

Berliner Skizzen vom Jahre 1797.*)

Von Carl von Beaulieu-Marconnay.

Am 17. August 1756 war Friedrich II. aus dem Leben abberufen worden. Ihm folgte sein Neffe, Friedrich Wilhelm II., der sich in seinem zweiundvierzigsten Lebensjahre befand. Sein Unstern hatte es gefügt, daß sein Günstling Bischofswerder, der schon seit 1780 sein besonderes Vertrauen zu gewinnen gewußt hatte, als Illuminat zum Mysticismus und zur Geisterseherei neigte, und so anderen Gleichgesinnten Ansehen und Einfluß verschaffte, unter denen Johann Christian Wöllner sich als der Gefährlichste erwies. Dieser, früher Landprediger, verstand es, den Monarchen für Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus so zu begeistern, daß er, zum Staatsminister ernannt, schon im Jahre 1788 mit dem berüchtigten Religionsedict hervortreten konnte. Die protestantischen Geistlichen und Schullehrer sollten bei Strafe der Cassation nur das lehren, was der einmal festgesetzte Lehrbegriff der Religionspartei mit sich bringe. Zu dem Ende wurden geistliche Immediat- und Examinationscommissionen eingesetzt, welche direct unter dem König, das heißt Wöllner, standen. So thörigt es überhaupt ist, den Glauben durch obrigkeitliche Verordnungen und polizeiliche Maßregeln stützen zu wollen, so mußte hier von vorn herein auf jeden Erfolg verzichtet werden, wenn man

*) Nach ungedruckten Materialien.

das Beispiel betrachtete, welches von der glaubenseifrigen Regierung selbst gegeben ward. Die stark ausgeprägte Sinnlichkeit des Königs, dem durch eine unglückliche Ehe so zu sagen der Boden unter den Füßen weggezogen worden war, hatte ihn in die Hände von Buhlerinnen fallen lassen, die seine weiche, nachgiebige Natur in schlimmster Weise zu mißbrauchen verstanden. Das harte Urtheil, welches diesen Regenten elf Jahre später in das Grab begleitete, hat im Laufe der Zeit einer milderen Beurtheilung Platz gemacht, so weit es seine Person und seinen Charakter betraf; die Anerkennung ist ihm nicht versagt worden, daß er edel von Gemüth, mild und wohlwollend, ritterlich und tapfer war; neuere Forschungen von Max Duncker haben es herausgestellt, daß er in den ersten Jahren seiner Regierung große Verdienste um den Fürstenbund und dessen Ausbildung sich erworben, und daß er in der höchst bedenklichen Lage der preußischen Politik während jener Jahre mit großer Energie die Gefahr abzulenken verstand; — aber der Umgang mit frivolen Weibern und intriganten, scheinheiligen Männern ließ seine guten Eigenschaften sich nicht entwickeln. Daß unter solcher Führung, wo Frömmelei und Schmarotzerthum zur üppigsten Entfaltung gediehen, der Staat in seinem innersten Wesen immer gefährlicher erkranken mußte, ist selbstverständlich. Es war denn auch wirklich soweit gekommen, daß bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1797 Niemand den eigentlichen Sitz des Uebels klar zu erkennen und zu bezeichnen wußte. Wohl wurden hier und dort Mißstände beseitigt: die mächtige Gräfin Lichtenau verschwand von der Bühne; ihr folgte nach kurzer Zeit der General von Bischofswerder, dem man immerhin die Anerkennung nicht versagen konnte, daß er im Grunde ein rechtschaffener Mann war, — und dies mag auch das Motiv gewesen sein, daß ihm der junge König selbst den schwarzen Adlerorden überreichte, wobei er allerdings die bedeutungsvollen Worte sprach: „ich danke Ihnen, daß Sie mir die Gelegenheit offen gelassen haben, Ihnen ein Andenken von der Gnade meines Vaters zu geben!" Die Entlassung Wöllners folgte einige Monate später, da dieser Mann die verschiedenen Andeutungen, die man ihm gab damit er seinen Abschied erbitte, durchaus nicht verstehen wollte. In der Verwaltung ward eine bessere Controlle eingeführt, eine strengere Sparsamkeit im obersten Rechnungswesen, daneben wurden zweckmäßige Reformen im Schulfache und in der Volkserziehung angeordnet. Aber die bedenklichsten Formen des überlieferten Regiments blieben unangetastet, — und daher, um mit Häussers Worten hier zu reden, „war eine sittliche Regeneration des Staates und der Gesellschaft natürlich nicht zu hoffen. Die Weichlichkeit, die platte Genußsucht, welche die Kraft des Volkes entnervte, die Frivolität und Ungebundenheit, die eine Erbschaft der Vergangenheit war, der flache äußere Sinn, der die Zeit beherrschte, dies Alles blieb unverändert, wie es in den

letzten Zeiten Friedrichs und unter Friedrich Wilhelm II. gewesen; das officielle Frommthum verschwand, aber die Immoralität und Heuchelei, die sich dahinter versteckt, blieben. Es war in der ganzen Staatsmaschine ein Stocken, in der Gesellschaft eine sittliche Lähmung eingetreten, deren Gefahr erst erkannt ward, als es für die friedliche Heilung zu spät war."

Zu dieser Zeit lebte in Berlin ein gewisser J. D. Sander. Er hatte sich von Jugend auf den Wissenschaften gewidmet, und nach absolvirtem Universitätsstudium als Schulmann in seiner Vaterstadt sich aufgehalten. Durch eine Verkettung von Umständen kam er in nähere Verbindung mit dem Buchhändler Voß jun. und ward sein literarischer Hausfreund, den jener bei den meisten Unternehmungen zu Rathe zog. Sander war besonders in den neueren Sprachen sehr bewandert und galt allgemein als einer der besten Stilisten. Eng befreundet mit Lafontaine, dessen Bekanntschaft er durch Niemeyer in Halle gemacht hatte, ließ er es sich angelegen sein, den zahlreichen Romanen seines Freundes die letzte Feile zu geben. Auch als Tonkünstler war er nicht unbedeutend und bearbeitete z. B. Glucks Iphigenie, dem Texte nach, für die Berliner Bühne. Nach dem Tode des jüngeren Voß ward ihm die Leitung der Handlung anvertraut, und diese Stellung brachte ihn in Berührung mit Carl August Böttiger, der damals als Director des Gymnasiums und Oberconsistorialrath in Weimar lebte. Dieser hatte im Sommer 1796 der Vossischen Buchhandlung den Verlag seiner amerikanischen Briefe angeboten; Sander ging mit größter Lebhaftigkeit auf das Anerbieten ein, und so entwickelte sich eine Correspondenz, die von 1796 bis 1811 ununterbrochen fortdauerte, und namentlich von Sander so eifrig gepflegt wurde, daß zwei dicke Bände der mit winzig kleiner Schrift geschriebenen Briefe sich in der Sammlung der Papiere aus Böttigers Nachlaß befinden, die in der königlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt wird.

Gegenstand dieser Correspondenz war Anfangs wesentlich die Literatur, in so weit sie den Verlag der Voßischen Buchhandlung betraf oder in Zukunft berühren konnte, sie erweiterte sich dann aber rasch nach den verschiedensten Seiten hin. Bei der eigenthümlich zersplitterten Thätigkeit Böttigers, der damals neben seinen Berufsgeschäften noch das Journal für Luxus und Mode unter Bertuchs Namen, und den neuen deutschen Merkur unter Wielands Namen redigirte, läßt sich voraussetzen, daß er einen gewandten, mit einer Menge hervorragender Personen jener Periode befreundeten Correspondenten zu immer neuen Mittheilungen anreizte. Und dies war bei der Persönlichkeit Sanders leicht zu erreichen; mit schwärmerischem Enthusiasmus und gemüthlicher Offenherzigkeit pflegte er die neu eröffnete literarische Bekanntschaft, die durch einen Besuch Böttigers in Berlin bald zu einer persönlichen ward; gegenseitige Uebernahme von Pathenstellen bei neugeborenen

Söhnen, einige Besuche Sanders in Weimar, schlossen das Band immer enger, und die später auftauchende Idee, Böttiger nach Berlin zu berufen, ward von Sander mit wärmster Theilnahme aufgegriffen und gab Stoff und Veranlassung zu den vielfältigsten Mittheilungen über Personen und Zustände. Wir ersehen aus denselben, daß der Kreis von Bekannten, in welchem Sander sich bewegte, ein ziemlich ausgedehnter war, und viele von den bedeutenderen wissenschaftlichen Autoritäten damaliger Zeit in sich faßte.

Auf die geselligen Beziehungen des durch Sanders Briefe uns näher gerückten Kreises sollte aber sonderbarer Weise keine der in Berlin fest eingebürgerten Persönlichkeiten einen belebenden Einfluß ausüben, sondern ein Eingewanderter, der fast als Flüchtling nach Berlin kam, und auch dort nicht sehr lange eine bleibende Stätte behielt, — der bekannte Ignaz Aurelius Feßler. Er spielte als Kapuzinerpater Innocenz eine bedeutende Rolle unter Joseph II., wirkte mit zur Abstellung mancher Mißbräuche in den Klöstern, und wurde, um ihn dem Cardinal Migazzi zu entziehen, als Professor nach Lemberg gesetzt. Hier schrieb er eine Arabisch-Syrisch-Chaldäische Grammatik, (Leipzig, bei Breitkopf). Als sein Beschützer Joseph II. auf dem Todtenbette lag, wurde ihm für seine Freiheit bange, und er ging aufs gerathewohl nach Schlesien, ohne zu wissen, wovon er leben sollte. Der Fürst von Carolath machte ihn zu seinem Vorleser und Bibliothekar, d. h. er gab ihm auf eine gute Art jährlich 500 Thaler und daneben noch für 300 Thaler Victualien, Holz und dergleichen, ohne eigentlich dafür etwas zu verlangen. Aber der Fürst war kein besonderer Finanzmann. Ob er gleich 130,000 Thaler Einkünfte besaß, so kam er bei seiner Art zu wirthschaften doch nicht aus, und machte so beträchtliche Schulden, daß zu Anfang 1796 seine Güter in Sequester genommen und ihm bis zur Bezahlung seiner Schulden nur 10,000 Thaler jährlich gelassen wurden. Natürlich mußte er sich nun einschränken und seine Officianten größtentheils entlassen. Dies Loos traf auch Feßler. Zwar konnte dieser nach einem mit dem Fürsten geschlossenen Contrakte die Bezahlung seiner Pension gerichtlich fordern; allein das wollte er nicht, um gegen den Mann nicht undankbar zu sein, dem er einige glückliche Jahre verdankte. Er kam im Juni 1796 mit mehreren Empfehlungen nach Berlin, wo er einige Verwandte hätte, unter anderen den Kriegsrath Kanowski, Secretär bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, dessen in Schlesien wohnender Bruder mit einer Schwester von Feßlers Frau verheirathet war.

Sander lernte ihn durch Lafontaine kennen und sah ihn häufig bei sich, was dann auch eine nähere Bekanntschaft der beiderseitigen Frauen zur Folge hatte. Im September 1796 entwarf Feßler mit Bartholdi, einem jungen Schulmanne und gutem Kopfe, gemeinschaftlich den Plan zu einer Art litera-

Digitized by Google

rischen Gesellschaft, — der Mittwochsgesellschaft, — einer Vereinigung, die wirklich durch die in ihr zur Geltung kommende Humanität einige Aufmerksamkeit verdient. Es genügte den Mitgliedern Menschen zu sein, und es war ihnen gleichgültig, ob diese Menschen Christen oder Juden waren; Alle ließen ihren Stand zu Hause, um sich Mittwochs von 5—10 Uhr Abends mit Literatur und verwandten Gegenständen zu beschäftigen. Die Versammlungen waren wechselsweise gesetzlich und gesetzesfrei. An den gesetzlichen Tagen ward ein Vortrag gehalten, historisch, ästhetisch, moral-philosophisch, artistisch — alles populär gehalten, aus Rücksicht auf die an der Gesellschaft theilnehmenden Damen und Dilettanten. Den Preis trug anfangs immer Markus Herz davon, der seit 1777 in Berlin philosophische Lehrvorträge hielt und verschiedene medicinische Werke herausgegeben hatte; seine physikalischen Vorträge, die er regelmäßig alle vierzehn Tage hielt, wußte er durch Experimente so anziehend zu machen, daß ihm die gespannteste Aufmerksamkeit ununterbrochen zu Theil ward. An den gesetzesfreien Tagen unterhielt man sich bald mit Lesen eines Schauspiels mit vertheilten Rollen, bald mit Musik, wobei Zelter das Piano spielte, der damals noch in Berlin privatisirte, und erst später, im Jahre 1800, die Leitung der Singakademie übernahm. Zu den Theilnehmern dieser Mittwochsgesellschaft gehörten u. a. Johann Gottfried Schadow, seit 1788 Rector an der Akademie der bildenden Künste; Friedrich Eberhard Rambach, seit 1791 Prorector des Friedrichswerderschen Gymnasiums und später Professor der Alterthumskunde an der Kunstakademie, Herausgeber des „Berliner Archivs der Zeit", in Gemeinschaft mit Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, der früher Professor der Philosophie in Göttingen gewesen war, jetzt aber in Berlin privatisirte, und sich später durch die Biographie des Schauspieldirectors Schröder einen Namen gemacht hat; — Isaak Eupel, aus der Schule von Moses Mendelssohn, als Aesthetiker und Grammatiker damals bekannt und geschätzt, auch verdienstvoll als Herausgeber des jüdischen Sammlers; — Johann Karl Philipp Spener, Begründer der Spenerschen Zeitung, Uebersetzer mehrerer englischen Reisebeschreibungen, Herausgeber, in Gemeinschaft mit Friedrich Wilhelm August Schmidt (von Werneuchen), des Kalenders der Musen und Grazien, dem wir das reizende Spottgedicht von Goethe verdanken; — Alois Hirt, der in Berlin sein Glück gemacht hatte, weil er in Rom der Cicerone der Gräfin von Lichtenau gewesen war, Mitglied der Akademie und später Professor der Archäologie an der Universität, dem die Anerkennung gebührt, daß er wesentlichen Antheil an der Errichtung des Berliner Museums hatte. Viele von diesen Männern erschienen mit ihren Gattinnen; so Sander selbst, dann Schadow, Zelter, Herz; unter den Damen zeichneten sich die beiden geistreichen Töchter des alten Juden Itzig besonders aus: Madame Lewy und

Digitized by Google

Madame Wolf; einige von ihnen waren mit ſchönen Stimmen begabt, die unter Zelters Leitung zu beſter Geltung kamen. Kurz, es kann nicht Wunder nehmen, daß faſt alle bedeutenden Fremden, die Berlin berührten, in dieſer Geſellſchaft als Gäſte geſehen wurden. Iffflands Auftreten und gleich darauf folgendes Engagement als Director des königlichen Theaters erregte das lebhafteſte Intereſſe, und wir vernehmen aus den Briefen um ſo mehr von ihm, da Sander in perſönlichem Verkehr mit ihm ſtand.

In dieſe friedliche Zeit des geſellig literariſchen Treibens fiel wie eine Bombe der Muſenalmanach für 1796 mit den Xenien von Goethe und Schiller, die Anfangs allgemeine Indignation erregten; das mildeſte Urtheil ſprach ſich dahin aus: „wohlerzogene Leute würden, wenn ſie an die Xenien kämen, geſchwind noch einmal nach dem Titel ſehen, ob nicht Furienalmanach darauf ſtehe?“ Aber nicht weniger empört lauten die Aeußerungen über die raſch erſcheinenden Antixenien, z. B. „Gegengeſchenke an die Sudelköche in Weimar und Jena“; „die Aufgabe, ein noch gröberes Epigramm zu machen als Goethe und Schiller, iſt hier auch ohne Prämie gelöſt. Gott behüte, welch ein Ton! Was werden G. und S. zu dieſen erſchrecklichen Invectiven ſagen? Beſſer hat es doch die Hamburger Zeitung vom 3. December 1796 gemacht; der Einfall, die ganze Recenſion des Muſenalmanachs in Diſtichen zu machen, (die aber freilich mitunter über ihre eigenen Füße ſtolpern) hat mir ein Lächeln abgenöthigt; ſogar die unter dem Texte ſtehenden Noten ſind Diſtichen.“ Ueber den für das Jahr 1797 herausgekommenen Mückenalmanach hatte man in Berlin die Vermuthung, er ſei in Neuſtrelitz herausgekommen, und zwar bei Michaelis, einem Juden, dem Verleger des Schillerſchen Muſenalmanachs für 1796 — „und in dieſem Falle läßt ſich nicht ohne Grund vermuthen, daß er von einem in Strelitz wohnenden Herrn Krüger ſein müſſe. Dieſer Krüger iſt bei ſeinem ehemaligen Aufenthalte in Berlin zwar kein Mitglied des Goetheclubs geweſen, hat aber bei Madame Lemos, der Mutter der Madame Herz, im Hauſe gewohnt, und ihn dadurch ſehr genau kennen gelernt.“ Von dieſem ſogenannten Goetheclub vernehmen wir Folgendes, was uns Epigonen komiſch genug klingt: „Es giebt hier ein kleines, etwa fünfundzwanzig Jahre altes Judenmädchen, Namens Rahel Lewi; dieſe iſt vor zwei Jahren mit einer andern, Marianne Meyer, einem ehemals außerordentlich ſchönen, und auch jetzt noch in ihrem dreiunddreißigſten Jahre nicht häßlichen Mädchen jüdiſcher Nation in Karlsbad geweſen, wo Beide die Bekanntſchaft des Herrn von Goethe gemacht haben, der auch mit ihnen correſpondirt. Die Rahel Lewi (oder mit ihrem Spitznamen der kleine Gnome, denn ſie iſt wirklich zwergartig) iſt witzig und dabei ziemlich boshaft; Herr von Humboldt wohnte, als er in Berlin war, ihr gegenüber; da ſie nun des Herrn von Goethe gute Freundin iſt, ging er natürlich mit in ihr bureau

d'esprit. Eins von deſſen weiblichen Mitgliedern, eine gewiſſe Madame Flies, iſt eine gute Freundin von meiner Frau und mir; es wäre uns alſo leicht, mit in dieſen Cirkel zu kommen; doch treiben ſie es darin zu toll; wenn es ihnen einfällt, kommen ſie noch Nachts um 11 Uhr zum Thee zuſammen, holen die Fehlenden aus den Betten, und treiben allerhand Unfug. Unter andern gehört dazu die Schauſpielerin Unzelmann, vormals ein reizendes Geſchöpf, jetzt aber vor der Zeit verblüht; ferner der Fürſt Reuß, öſterreichiſcher Geſandter, der Vicomte Aradia, portugieſiſcher Geſandter u. ſ. w."

Noch war der Unwille über die Xenien nicht verraucht, und ſchon gab es für den guten Sander wieder neuen Anlaß ſich über literariſche Erſcheinungen zu ärgern. Er ſchreibt unter dem 21. März 1797: „Hier iſt bei Nicolai dem jüngern ein Ding herausgekommen: der geſtiefelte Kater, ein Kindermärchen in drei Acten von Peter Leberecht, — das eine Satire auf Iffland und zugleich auf das Berliner Publicum ſein ſoll. Auch Ihnen als Bewunderer von Iffland will der Verfaſſer eins verſetzen. Wenn das Ding doch nur eine Spur von Witz hätte; ſo aber iſt es unter aller Kritik. Man ſagt mir, der Verfaſſer ſei ein gewiſſer Ludwig Tieck. Den Namen Peter Leberecht habe ich ſchon öfters geſehen, doch immer nur vor dummen Zeuge, z. B. Ritter Blaubart, ein dramatiſirtes Ammenmärchen." Und weiter am 28. März: „Hierbei Tiecks Ammen- und Kindermärchen; brauchen Sie beide Dinger wozu Sie wollen, und ſchicken Sie mir keines zurück, weil es das Porto nicht werth wäre. Herr Buchhändler Nicolai hat mir mit edler Parrheſie zugemuthet, das Zeug zu recenſiren oder vielmehr zu loben. Gott behüte mich! Die Anſpielungen in dem geſtiefelten Kater weiß mir niemand zu erklären, den ich deshalb fragen zu können glaubte. Es verlohnt ſich übrigens wohl nicht der Mühe weiter nachzuforſchen." Wie ſehr erinnert dieſes befangene Urtheil an die zwei Jahre ſpäter auftretende verdammende Kritik, die von der Schlegelſchen Partei über Schillers Glocke ausgeſprochen wurde.

Eine Erholung gewiſſermaßen nach dieſem lediglich durch perſönliche Beziehungen und Empfindlichkeiten hervorgerufenen Aerger, gewährte die Bekanntſchaft und genaue Beſchäftigung mit Goethes damals beendetem Gedichte Hermann und Dorothea. W. Humboldt hatte es übernommen den Druck desſelben in Berlin zu beſorgen und zu beaufſichtigen; die Wahl fiel auf die Druckerei der Voßiſchen Buchhandlung, und damit war es von ſelbſt gegeben, daß Sander die Correctur übernahm. Humboldt ſchreibt darüber an Goethe am 6. Mai 1797: „Der erſte Bogen hat mir ſehr correct gedruckt erſchienen; der Corrector iſt ein Herr Sander, der ſelbſt Schriftſteller iſt und mir ein genauer und ſorgfältiger Mann ſcheint. Er wird nicht nur, wie er mir, da ich ihn gleich dieſer Sache wegen beſuchte, verſprach, wenn ihm etwas

im Manuſcripte auffallen ſollte, ſogleich bei mir darüber anfragen, ſondern ich werde auch, ſo lange ich hier bin, die letzte Reviſion bekommen. In der Interpunction iſt er mir zu freigebig mit Diſtinctionszeichen geweſen; die Schrift iſt mit Kommaten überſäet. Ich habe ihm dies geſagt; freilich ſtehen einige ſolche Kommata im Manuſcript. Allein, da ich weiß, daß Sie über Ihre eigene Interpunction nicht ſtrenge halten, und mir der Corrector hierin verſtändig ſcheint, ſo habe ich ihm geſagt, hierin nicht zu ängſtlich zu ſein."

Sander ſelbſt läßt ſich darüber gegen Böttiger folgendermaßen vernehmen: „Sie wollen auch wiſſen, welchen Eindruck das Gedicht auf mich gemacht hat. Nun, ich verkenne die ſchönen, aus der Natur aufgegriffenen Züge nicht; aber in der Diction oder in der Verſification finde ich allerlei zu tadeln. Die ſo oft hinten angehängten Beiwörter laſſe ich unangetaſtet, weil Herr von Goethe ſich nun einmal darauf geſetzt hat, unſere Sprache der griechiſchen näher zu bringen; doch, auch darüber hinweggeſehen, wird der Kritiker noch immer viel zu erinnern finden. Gleich auf der erſten Seite: „Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz." Zwei Zeilen weiter: „Das überrheiniſche Land" — „zu uns herüberkommen." Wieder zwei Zeilen weiter: „Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort Schickteſt." Gehandelt gehört nicht in dieſen vertraulichen Ton; es ſollte nach meinem Gefühl heißen: du haſt wohl daran gethan. Auch das „o" iſt mir in dieſer Verbindung anſtößig. Milde (auch von dem grammatikaliſch unrichtigen e abgeſehen) iſt hier ein bloßes Flickwort; in dem Fortſchicken des Sohnes liegt die Milde nicht, ſondern in dem Geben. Nur noch eine Seite:

„Vater, nicht gerne verſchenk ich die abgetragene Leinwand,
Denn ſie iſt zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich ſo gerne
Manches beſſere Stück u. ſ. w.
Denn ich hörte von Kindern u. ſ. w.
Wirſt du mir aber verzeihn? Denn auch dein | Schrank iſt ge|plündert u. ſ. w.

Das letzte denn iſt mir doppelt anſtößig; außer der unangenehmen Wiederholung macht es den Vers auch ſchleppend. Es mußte, denke ich, gänzlich wegbleiben, da der Dichter es mit Recht für gut fand, die Mittelidee, welche der ſchulgerechte proſaiſche Vortrag verlangt hätte, wegzulaſſen. Und die unangenehme Skanſion: denn | auch dein | Schrank u. ſ. w. Es wäre doch viel beſſer, wenn die Skanſion ſo fiele: „ver|zeihen? Auch | dein Schrank wurde geplündert." Das wäre ein reiner Spondeus."

Vier Wochen ſpäter meldet er: „Herr von Humboldt iſt jetzt wieder hier, wie es ſcheint faſt nur in der Abſicht um Goethes Gedicht unſer ſeiner Aufſicht drucken zu laſſen. Ich habe ein paar Kleinigkeiten geändert und er

Digitized by Google

hat es gebilligt. Bei andern Stellen habe ich nur Erinnerungen gemacht; er hat diese zum Theil richtig gefunden, aber doch nichts ändern mögen."

Es läßt sich vermuthen, daß diese Betheiligung Sanders beim Drucke von Hermann und Dorothea ebenso zu seiner wie zu Goethes Befriedigung ausfiel. Denn als Letzterer im Jahre 1800 seine neuesten Gedichte bei Unger in Berlin drucken ließ, übernahm wieder Sander die letzte Correctur, und wie erwünscht dies Goethen war, ersehen wir aus einem Briefe desselben an Unger vom 2. April 1800, worin er schreibt: „Herrn Sander danken Sie für seine Bemühungen. Es ist mir sehr angenehm, die letzte Correctur in seinen Händen zu wissen". Sander selbst äußert sich über diese Arbeit in einem Briefe vom 26. April 1800: „Herr von Goethe hat in seinen Epigrammen aus Venedig ein Lob Ihres Herzogs eingeschaltet, das Sie ja wohl interessiren muß. Sonst werden Sie in dem Bande Gedichte, den er jetzt als siebenten Theil seiner neuen Schriften drucken läßt, nicht viel Neues finden, nur Epigramme ausgenommen, von denen ich nicht weiß, was ich daraus machen soll. Sie sind überschrieben: Weissagungen des Bakis, — und sind größtentheils förmliche Räthsel. Ich wage kein Urtheil darüber, denn, wie gesagt, ich verstehe sie nicht, wenigstens nicht zum größten Theile."

Als nun im Mai desselben Jahres Sander in Begleitung seiner Frau den früheren Besuch Böttigers erwiederte, stellte sich ein persönliches Verhältniß zu Goethe her, welches vorzüglich auf einem besonderen Wohlgefallen des Letzteren an der hübschen und koketten Frau begründet gewesen zu sein scheint. Wir erfahren dies nur nebenbei aus den kurzen Briefchen, welche Frau von Schiller an ihren Mann schrieb, als dieser gerade zu jener Zeit sich in Ettersburg aufhielt, um Maria Stuart zu vollenden. Am 29. Mai meldet sie: „Goethe hat heute ein großes Gastmahl. Madame Sander ist da, und der Mann, den du kennst. Sie waren gestern in meiner Loge, die Frau ist nicht übel und hat schöne Züge, aber etwas Abgelebtes und Leichtes. Sie hat erzählt, daß Goethe versprochen habe, sie solle dich sehen, und du bist vor einer Visite nicht sicher." Und weiter am 31. Mai: „Die Berliner Dame war gestern bei mir und treibt es sehr Dich zu sehen und fragte so, ob sie Dir wohl recht käme, und ich solle ihr einen Brief an Dich mitgeben, ich habe aber natürlich gesagt, sie bedürfe keiner Empfehlung. — Sie ist aber recht artig und nicht geziert; ich kann aber Goethes Neigung doch nicht begreifen, denn sie scheint eher in den Zirkel zu passen, den er nicht gern hat. Aber hübsch ist sie. Sie wird heute oder morgen Thee bei mir trinken."

Von Goethe selbst wird dieser Bekanntschaft nur einmal Erwähnung gethan, indem er in den Tag- und Jahresheften gelegentlich seines Aufenthalts in Pyrmont im Jahre 1801 bemerkt, daß er dort die Bekanntschaft einiger Damen gemacht, welche Verwandte von Madame Sander in Berlin seien.

Digitized by Google

Im November desselben Jahres übernahm Goethe eine Pathenstelle bei dem jüngsten Töchterchen des Ehepaares. Sander meldet dies seinem Freunde mit den Worten: „Von Goethe habe ich schon Nachricht; ich habe ihn zum Gevatter gebeten, und in einem sehr artigen, halb scherzhaften Briefe ein recht freundliches Ja bekommen. Der Schluß des Briefes lautet buchstäblich: „Mögen Sie Beide sich bei dieser geistlichen Verwandtschaft meiner in Liebe erinnern, so habe ich den besten Gewinn davon." Seit diesem Briefe behaupte ich noch fester als vorher, daß ihm ein gewisses freimüthiges offenes Wesen ohne Demuth wohlgefällt. Mein Brief an ihn war voll Achtung, aber wahrhaftig nichts weniger als kriechend, und ich habe ihn hingeschrieben wie alle meine Briefe ohne vorher auf Wendungen zu studieren."

Dieses freundschaftliche Verhältniß sollte jedoch im Frühling des folgenden Jahres 1802 eine unwillkommene Störung erleiden. Es ist hinlänglich bekannt, daß Kotzebue den Winter 1801—2 in Weimar verlebte, und hier in Folge der Aufführungen des Jon und des Alarkos mit den Gebrüdern Schlegel in eine gewaltige Fehde gerieth, in der sich Goethe auf die Seite der Letzteren stellte. Daß dann eine, aus dem Oppositionsgeiste gegen den Dichterfürsten entsprungene Idee Kotzebues, eine öffentliche Huldigung Schillers auf dem Stadthause ins Werk zu setzen, scheiterte, bedarf hier gleichfalls nur einer kurzen Erwähnung, da wir genügend darüber unterrichtet sind. Eine unmittelbare Folge dieser Differenzen war, daß Kotzebue Weimar verließ und sich nach Berlin wandte, wo er im vorhergehenden Sommer sehr entgegenkommend aufgenommen worden war, und auch nähere Beziehungen mit Sander angeknüpft hatte, in dessen Verlage sein „merkwürdigstes Jahr meines Lebens" erschienen war. Hier nun gründete er ein neues Journal „der Freimüthige", und Sander übernahm nicht nur den Druck und Verlag, sondern auch einen Theil der Redaction. Doch sehr bald, schon nach den ersten Nummern, war dieser mit dem darin herrschenden Tone so unzufrieden, daß er, nach verschiedenen fruchtlosen Vorstellungen und Protesten, jeden ferneren Antheil aufgab und einfach geschäftlich die Sache betrieb. Er schreibt einmal darüber: „Ich sehe es beinahe als das größte Unglück meines Lebens an, daß ich mich mit diesem Blatte eingelassen habe, ob es mir gleich in diesem Jahre etwas einbringt. Gott weiß, ich wollte die Plackerei damit gern umsonst gehabt haben, wenn es mir nur gelungen wäre, den Unfug zu verhüten, den ich verhüten wollte." Da nun in diese verschiedenen Streitigkeiten auch Böttiger als erklärter Gegner der beiden Schlegel mit hineingezogen war und als Verfasser einiger boshaft-witzigen Persifflagen dieser Letzteren galt, so ist es kein Wunder, daß auch auf Böttigers Freund und Correspondenten und auf Kotzebues Verleger ein Theil der Ungnade fiel, die Jene sich zugezogen hatten.

Unter diesen Verhältnissen kann es denn nicht überraschen, wenn wir über einen zweiten Besuch des Sanderschen Ehepaares in Weimar und Jena im Sommer 1802 nur eine einzige, etwas bedenkliche Erwähnung finden, die in einem Briefe Schellings an A. W. Schlegel vom 16. Juli 1802 enthalten ist; Letzterer lebte damals in Berlin, und es geht aus Sanders Briefen hervor, daß er mehrfach in dessen Hause verkehrte. Schelling schreibt: „Es würde vielleicht unterhaltend sein, von Madame S . . . . r (was nur Sander heißen kann) die Höflichkeiten zu vernehmen, die sie und ihr Gemahl hier (in Jena) und in Weimar von Goethe genossen haben. Für uns war es nicht wenig lustig, es zum Theil mit anzusehen, und zu hören, wie sie bei Goethes Ankunft in Lauchstädt schon wieder gegenwärtig waren, und er ihn beim Aussteigen empfing, von ihm aber mit der Aeußerung gegen seinen Reisegefährten, daß es ein wahres Zigeunerpack sei, empfangen wurde. Natürlich, daß S . . . . r das nicht hörte."

So gar böse mag dies jedoch nicht gemeint gewesen sein, denn Sander meldet seinem Freunde unter dem 28. December 1802: „Goethe hat mir vor Kurzem sehr artig, beinahe freundschaftlich geschrieben; wenigstens traut er mir „freundschaftliche Zuneigung" für ihn zu. Ich habe ihm dann ausführlich geschrieben, besonders über Sie (Böttiger); er hat Ihnen, sage ich, Unrecht gethan; Sie sind immer sein erklärter Verehrer gewesen, und haben Kotzebue in mehr als Einem Briefe dringend gebeten, doch die Sache mit dem Jon vergessen sein zu lassen. Das alles und noch mehr habe ich ihm in meiner offenherziger Weise gesagt; ich habe den Geheimen Rath und den großen Dichter vergessen und die Feder fortlaufen lassen, wohin sie gewollt hat. Es mußte ihm doch Einer einmal die Wahrheit sagen; und warum sollte ich das nicht sein? Ich habe von ihm nichts zu hoffen, nichts zu fürchten, und stehe doch mit ihm in einer Art von Verhältniß, da er mein Gevatter ist. Große und gerechte Complimente dem Dichter, — aber lautere Wahrheit dem Beschützer der Schlegelschen Schule."

Daß diese Apologie keinen großen Eindruck auf Goethe gemacht hat, ersehen wir wieder aus einem Briefe an W. Humboldt vom Juli 1804, worin es nach Böttigers Abberufung in seine Dresdner Stellung heißt: „Ueberhaupt ist man in Weimar wie im Himmel, seitdem der Böttigerische Kobold weggebannt ist."

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Ems. Regatta. Der Kaiser. — Die nahe bevorstehende Abreise des Kaisers hat in diesen Tagen noch zu einigen Festlichkeiten Veranlassung gegeben, von denen die ihm zu Ehren veranstaltete Regatta auf

Digitized by Google

der Lahn die eigenthümlichste und schönste gewesen sein dürfte. Trotz des ungünstigen Wetters — es regnete nicht sehr stark, aber fast unaufhörlich — waren die von dem seltenen Schauspiel herbeigelockten Zuschauer, ähnlich wie bei einem größeren Wettrennen, nach Tausenden zu zählen. Mit einem solchen hat die Regatta bekanntlich viel Aehnlichkeit; ja, die äußere Anordnung — sie hat ihre Preisrichter, ihren Unparteiischen, ihren Starter — ist genau dieselbe. Im Uebrigen möchte ich sie höher stellen, als den doch immer mit Thier- und Menschenquälerei verbundenen Wettkampf. Unsere Sportsmen von Profession mögen darüber lächeln; aber gewiß ist, daß die Freude der unbetheiligten Zuschauer der Regatta schon um so viel besser ist, als diese keine Trübung derselben durch schwere Unglücksfälle befürchten müssen. Freilich können auch die Kähne, zumal so winzige, wie die Helgoländer, gelegentlich „umwerfen"; indessen ihre Insassen sind durchweg so geübte tüchtige Schwimmer, daß dadurch, wenn es geschieht, nur die allgemeine Heiterkeit erhöht wird; und was für sich allein den Ausschlag geben dürfte: bei der Regatta hängt Alles an der Kraft und Geschicklichkeit der concurrirenden Menschen, die dazu nicht erst künstlich ausgehungert werden müssen, wie unsere armen Jockeys.

An diese harmlosen Nachfolger der weiland römischen Gladiatoren erinnerten denn auch die an der Regatta betheiligten, abgesehen von ihrer buntfarbigen Kleidung und Kopfbedeckung, nicht im Geringsten. Viel eher an die auch ruderkundigen Helden Homers, wie wir sie nach den Preller'schen Odysseebildern uns vorstellen. Ja, diese stämmigen hohen Männergestalten aus Köln, Bonn, Wesel, Rotterdam, Hamburg u. s. w. auch nur zu sehen, ist schon ein Genuß ... Allein der Frankfurter Ruderclub hatte eine allzugrüne Jugend entsandt, und mußte dafür büßen.

Um den ersten Ehrenpreis der Curcommission rangen die vierrudrigen inrigged gigs der Beuel-Bonner und Weseler. Es galt 3200 Meter Wegs zurückzulegen und dreimal zu wenden. Bis zum letzten Drehpuncte waren die Weseler um mehr als Bootslänge voraus, und schon begrüßte sie das Publicum mit lautem Beifallsrufen als Sieger. Da plötzlich, beim letzten Umwenden, änderte sich das Verhältniß zu Gunsten der Beuel-Bonner, und sie blieben, obschon hart von ihren Gegnern verfolgt, im Vortheil.

Die zweite Wettfahrt mit vierrudrigen deutschen Booten entschied sich gleich vom Anfang zu Gunsten des Kölner Rudervereins Union gegen die Frankfurter, die, beiläufig bemerkt, in der Regatta des vorigen Jahres hier — und dadurch vielleicht zu sicher in ihren diesjährigen Erwartungen — mehrere Preise davongetragen haben.

Jetzt galt es mit vierrudrigen outrigged race Booten um den Kaiser-Preis, den die Beuel-Bonner, die Sieger in der ersten Wettfahrt, dem Kölner

Digitized by Google

Ruderclub ſtreitig zu machen ſuchten. Diesmal vergeblich. Die Kölner, ſehr bald ſchon ihren Gegnern um zwei Kahnlängen voraus, blieben Sieger.

Höchſt intereſſant war demnächſt die Wettfahrt um den „Ehrenpreis der Damen," den die inrigged Wherries „Nymphe" vom Hamburger Club Germania, und der „Falke" vom deutſchen Ruderverein in Rotterdam einander ſtreitig machten. So elegant und ſicher, wie von den Vertretern des Hamburger Clubs iſt wohl von keinem andern gerudert worden; aber die Deutſchen aus Rotterdam griffen mit einer Leidenſchaft aus, als ob „Holland in Noth" nur durch ſie gerettet werden könnte. So machte ſie dem Namen ihres ſchönen Boots Ehre und gewannen den Preis.

Auf zweirudrigen Kielbooten verſuchten ſich nun diejenigen gegeneinander, die bei den drei erſten Wettfahrten je geſiegt hatten: der Beuel-Bonner Ruderclub, der Kölner Ruderclub und der Kölner Ruderverein Union. Der zuletzt genannte war der erſte am Ziel.

Den Schluß bildete eine Wettfahrt mit kleinen Grönländern (canoes), zu der nicht weniger als neun Concurrenten angemeldet waren. Vier von dieſen traten im letzten Augenblick wieder zurück, und noch vier andere hätten daſſelbe thun können. Soweit war die mit unvergleichlicher Meiſterſchaft geführte „Schlange" vom Kölner Ruderclub bald allen andern voraus, daß deren Anſtrengungen, obgleich ein „Lohengrin" und eine Frankfurter „Elſe" darunter waren, faſt nur den Eindruck des Komiſchen machen konnten.

Kanonendonner gab zu jeder einzelnen Wettfahrt das Signal, und zwei Muſikcorps ſpielten abwechſelnd dazu auf. Der Kaiſer hatte auf dem Balkon des Curhauſes (Ziel ſämmtlicher Wettfahrten) Platz genommen und ſchenkte dem etwa zweiſtündigen Schauſpiel „unterm Regenſchirm" bis zu Ende die aufmerkſamſte Theilnahme. Das war mir nun, offen geſtanden, noch ungleich intereſſanter, als die Regatta, weil wie irgend etwas ſein Wohlbefinden bezeugend. Daſſelbe unterliegt freilich auch ſonſt keinem Zweifel; ja, ich möchte behaupten: wer ſich nicht ganz wohl befindet, kann unmöglich gegen alle Welt ſo unermüdet freundlich ſein, wie unſer Kaiſer.

Von der ſchlichten Einfachheit des erlauchten Herrn und ſeines Hofhaltes hier dürfte man ſich auswärts kaum einen Begriff machen. Nur die Fahne auf dem alten Curhaus verräth ſeine Anweſenheit; ſonſt abſolut nichts: weder Schilderhaus, noch Polizei; nicht einmal ein Diener, der hinter ihm herginge. Wie „Eberhard, der mit dem Barte" — findet der mächtigſte Herrſcher Europas vollauf Sicherheit in der pietätvollen Liebe ſeines Volkes und in der Wahrheit der ſchönſten Ode des Horaz: Integer vitae etc. Faſt täglich kommt irgend woher eine ganze Schule, lediglich „um den Kaiſer zu ſehen," — ſo neulich gar eine aus Heilbronn —; und die erhalten, eine wie die andere, — Audienz auf ſeinem Spaziergang.

Aus Berlin. Der ſerbiſche Krieg. Inneres. — So ſind denn endlich alle Zweifel gelöſt. Serbien und Montenegro haben der Türkei den Krieg erklärt und ſtehen zur Stunde wahrſcheinlich ſchon mit ihren Truppen auf türkiſchem Gebiete. Damit iſt die orientaliſche Kriſis in ein ganz neues, ſehr folgenſchweres Stadium getreten. Es liegt heute noch nicht klar zu Tage, wie es geſchehen konnte, daß die Fürſten Milan und Nicolaus den Friedensermahnungen der Mächte zum Trotze zu den Waffen griffen. Mehrfach wird die Meinung ausgeſprochen, in letzter Stunde hätten die am nächſten intereſſirten Mächte, Rußland und England, überhaupt von dieſen Ermahnungen Abſtand genommen und beiderſeits ganz gern die Erfüllung ihrer Wünſche von dem Erfolge der ſerbiſchen oder türkiſchen Waffen abhängig machen laſſen. Auch dies iſt nicht verbürgt. Dahingegen iſt es wohl vollkommen zuläſſig, ſich die Stellung der genannten Mächte in der nächſten Zukunft derartig zu denken, wenigſtens verſichern ſie beiderſeitig, den kriegeriſchen Ereigniſſen fern bleiben und den ſerbiſch-türkiſchen Kampf als eine innere Angelegenheit der Türkei betrachten zu wollen. Es liegt nicht der mindeſte Grund vor, an der Aufrichtigkeit dieſer Verſicherung zu zweifeln, denn abgeſehen von allen andern für dieſelbe ſprechenden Gründen, iſt ſie wohl ſchon deswegen ſehr ernſtlich gemeint, weil jede etwa geplante Einmiſchung nach Austrag des ſerbiſch-türkiſchen Krieges ſehr viel zweckmäßiger ſein muß, als während deſſelben. Doch meint man hier mit gutem Grunde, daß auch nach Beendigung des Krieges oder nach der entſcheidenden Wendung deſſelben ein directer und einſeitiger Eingriff der zunächſt betheiligten Mächte nicht erfolgen werde. Wohl aber wird man ſeitens dieſer Mächte nach einem ſolchen Zeitpuncte die Gelegenheit ergreifen, um ſeinen Standpunct auf das Neue zu präciſiren und ſeine Wünſche zu Gunſten des einen oder des andern Theiles geltend zu machen.

Hier iſt man im Allgemeinen der Anſicht, daß die Türken das Feld behalten werden. Es iſt mißlich, in ſolchen Dingen zu prophezeien. Wir verſuchen dies hier auch keineswegs, ſondern geben nur wieder, was Sachverſtändige denken. Dieſe halten zwar die ſerbiſchen Officiere beſonders wegen der unter ihnen befindlichen ausländiſchen Elemente den türkiſchen für überlegen, ſchätzen aber andererſeits die türkiſchen Streitkräfte bedeutend höher als die vereinigten ſerbiſch-montenegriniſchen und trauen auch dem türkiſchen Soldaten an ſich mehr zu als ſeinem Feinde, zumal wenn es ſich nicht, wie bisher, um einen Guerillakrieg, ſondern um einen Kampf im offenen Felde handelt. Sollte ſich dieſe Rechnung als richtig erweiſen, ſo würden wir alſo demnächſt von Siegen der Türken hören und die Exiſtenz Serbiens und Montenegros ſtände dann auf dem Spiele. Dieſer Fall würde die ruſſiſche Politik in die Action rufen, da die Sympathieen der ruſſiſchen Bevölkerung mit

Digitized by Google

den Slaven im türkischen Reich zu stark sind, als daß die russische Regierung deren völliges Unterliegen ruhig mit ansehen könnte. Es ist bekannt, daß Rußland schon in den ersten Stadien der orientalischen Krise eine Intervention in den insurgirten türkischen Provinzen angestrebt hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man russischer Seits im Falle einer dringenden Gefahr für Serbien auf ähnliche Gedanken zurückkommen wird. Indeß ist wohl zu beachten, daß heute oder in Zukunft eine Intervention etwas ganz anderes bedeuten würde, als vor Ausbruch des serbisch-türkischen Krieges und daß sie in dem früher beabsichtigten Sinne wohl kaum mehr unternommen werden kann. Früher handelte es sich um einen Kampf der Pforte mit aufständischen Unterthanen, deren sie nicht Herr werden konnte. Hätte Rußland damals intervenirt, so wäre dieses Einschreiten, gleichviel welches seine Zwecke gewesen wären, immerhin ein Act gewesen, der formell als eine der Pforte gebrachte Hülfsleistung zu bezeichnen war. Heute liegen die Dinge anders. Heute liegt die Türkei im Kampfe mit einem aufständischen Vasallen und wollte eine Macht zu Gunsten desselben interveniren, so würde sie sich im offenen Gegensatz zu einer anderen europäischen Macht sehen und damit wäre die Ruhe Europas dahin. Da aber die Erhaltung des Friedens nach wie vor das gemeinsame Ziel der Mächte ist, so ist eine Intervention Rußlands in diesem Sinne heute von vorneherein ausgeschlossen und auch gewiß nicht beabsichtigt. Dagegen würde man sich in Petersburg gewiß nicht besinnen, den eigenen diplomatischen Einfluß und den der befreundeten Mächte bei der Pforte in Bewegung zu setzen, um die Existenz Serbiens im Falle seiner militärischen Niederlage zu retten.

Im andern Falle, wenn die Serben obsiegten, würde sich die Lage zunächst vielleicht weniger schwierig gestalten. Serbien und Montenegro würden dann das vollends ausführen, was sie bereits vorbereitet, angekündigt und theilweise auch schon in Angriff genommen haben. Sie würden die Herzegowina und Bosnien unter der Souveränetät der Pforte in ihre Gewalt nehmen. Damit wären sowohl die Wünsche der Insurgenten wie die der Serben und Montenegriner befriedigt. Schwerlich aber würde die Pforte, ohne vorher die äußersten Kraftanstrengungen gemacht zu haben, in ein solches Kriegsergebniß willigen und sicherlich würde England ihr zu weiterem Widerstand die kräftigste Unterstützung leihen. Die Verwickelung würde also dann erst recht schwierig werden, zumal auch nicht zu übersehen ist, daß Oesterreich nichts mehr fürchtet, als die Entstehung eines großserbischen Reiches. Man sieht, die Situation ist überaus bedenklich und je näher man sie in das Auge faßt, desto mehr Schwierigkeiten werden erkennbar. Nur einer sei hier noch gedacht, die sich der Einverleibung der Herzegowina und Bosniens in Montenegro und Serbien entgegenstellen würde, nämlich die den ersteren Ländern eigenthümliche Mischung der Confessionen, welche einem größeren montenegrinischen oder serbischen Staatswesen sehr gefährlich werden würde. Während es in Serbien, wie auch in Rumänien, nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl Muhamedaner giebt, repräsentiren diese in der Herzegowina und in Bosnien einen ansehnlichen und zwar den herrschenden Theil der Bevölkerung. Kommen diese Länder nun unter slavische Herrschaft, so wird das muselmännische Element offenbar einer heftigen Reaction ausgesetzt und bildet in Folge dessen eine Opposition, die jede haltbare Staatsorganisation unmöglich macht. Einstweilen treten derartige Sorgen freilich in den Hintergrund. Im Augenblick herrscht das Gesetz der Waffen. Uebrigens glaubt man hier, daß

Digitized by Google

ſich Fürſt Milan in einem ſchweren Irrthum befindet, wenn er, wie aus ſeiner Proclamation hervorgeht, auf die Hülfe Griechenlands rechnet. Es mag den Griechen durchaus nicht an der Geneigtheit fehlen, den Türken in den Rücken zu fallen, wohl aber an der Kraft. Denn erſtens würde jede griechiſche Erhebung die türkiſche Flotte in den Piräus und in die ſonſtigen Hafenorte führen, die alleſammt ſich einem türkiſchen Angriffe kaum erwehren könnten, und ſodann laſtet die zurückhaltende Hand Englands ſchwer auf Griechenland. Die griechiſche Regierung ſteckt tief in der finanziellen Schuld Englands und kann ſich dem beſtimmenden Einfluß ihres Gläubigers nicht wohl entziehen. Vor der Hand wird alſo der Fürſt Milan wohl auf ſeine eigene Kraft angewieſen bleiben.

Man kann übrigens nicht ſagen, daß die Entwickelung des orientaliſchen Dramas hier mit allzu großer Spannung erwartet würde. Schon die Jahreszeit verhindert eine ſehr thätige Theilnahme an den Angelegenheiten der Politik. Auch unſere Landboten durften endlich von der politiſchen Bühne abtreten und der Hauptſtadt den Rücken kehren. Die letzten Sitzungen boten kein erfreuliches Bild. Herrenhaus wie Abgeordnetenhaus waren nur ſpärlich beſetzt. Die geiſtige Temperatur war ebenſo erhitzt wie die klimatiſche. Der Miniſtertiſch wechſelte mit den Bänken der Fortſchrittspartei heftige Reden, mit Mühe gelang es, noch das Competenzgeſetz und einige andere Geſetze zu Stande zu bringen. Die Städteordnung und das Geſetz über die Berlin-Dresdner Bahn waren ſchon allerſeits aufgegeben. Der Schluß des Landtags erfolgte durch den Finanzminiſter Herrn Camphauſen in knappſter Form. Der Arbeiten des Landtages wurde dabei in keiner Weiſe gedacht. Man hat dieſe Zurückhaltung als ein Symptom der Mißſtimmung zwiſchen der Regierung und der liberalen Partei gedeutet. Es liegt kein zwingender Grund zu dieſer Annahme vor, aber es beweiſt dieſe Reſerve des Miniſters immerhin, daß die Situation eine ſchwierige iſt, und daß es ihm angemeſſen erſchien, ſich ihrer Charakteriſirung ganz zu enthalten. Auch die Reichsjuſtizcommiſſion hat nunmehr ihre mühevollen Arbeiten beendet und ſich vertagt.

J.

Literatur.

Vom Büchertiſch. Ruſſiſche und baltiſche Charakterbilder aus Geſchichte und Literatur. Von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker und Humblot. Aufs neue verbeſſert und nicht unerheblich vermehrt liegen in dieſem Buche die vielgeleſenen baltiſchen und ruſſiſchen Culturſtudien des geiſtvollen Autors vor uns, der ohne Zweifel in Deutſchland der erſte Kenner der von ihm geſchilderten Zuſtände iſt. Auf das Charakterbild jenes merkwürdigen Philipp Wigel, der, ein pſychologiſches wie hiſtoriſches Curioſum, mit an der Spitze der nationalen Reaction in Rußland ſteht, folgen intereſſante Abhandlungen über die religiöſen Verhältniſſe des europäiſchen Oſtens und über die ſtaunenswerthe Entwickelung der periodiſchen Preſſe in Rußland durch Katkow und Leontjew. Ein weiterer Aufſatz behandelt die politiſche Stellung des ruſſiſchen Ackerweſens, während die Arbeit über Turgenjew und ſeine Zeitgenoſſen die Blüthe der ruſſiſchen Literatur ins Auge faßt. Der Reſt des Buches beſchäftigt ſich vorwiegend mit livländiſchen Dingen, vornehmlich mit Biographien berühmter Livländer, unter denen als allgemein intereſſant beſonders die des Feldmarſchalls Loudon hervorzuheben iſt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 7. Juli 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der Humoriſt Anton Bucher.

Von Karl Theodor Heigel.

Es war bei einem Ausflug in die Münchener Umgebung. Der heiße Tag drohte mit einem Gewitter und ſchwärzlichgrau zog es über den Tannen herauf. Im Drang, den „nächſten Weg“ zu meinem Ziel zu finden, war ich auf den Irrweg gerathen und endlich froh, ein Dorf zu erreichen, wenn es auch einen von mir noch nie gehörten Namen trug.

Im Gaſthaus waren, wie es die ländliche Sonntagsfeier erheiſcht, alle Räume mit johlenden „biederen Landleuten“ überfüllt. Schon wollte ich mich in einen Winkel drücken, als der Ortspfarrer, der eben die Stube verließ, mich freundlich in ſein Pfarrhaus lud.

Dort, in der ſchlicht behäbigen Studierſtube, während ich die kleine Bibliothek muſterte, fiel mein Blick auf ein altes, nicht übel gemaltes Miniaturporträt, das ziemlich verſteckt in einer Ecke hing. Es war das Bildniß eines Pfarrherrn aus der Zopfzeit. Die Augen blickten freundlich und treuherzig, doch um die Lippen ſpielte ein ſatiriſcher Zug. Wen es darſtellte, erfuhr ich noch nicht, denn ſichtlich vor einer Frage verlegen, zog mich mein Gaſtfreund an den Tiſch, wo er mir den herben, aber reinen Wein kredenzte.

Kein Kopfhänger und Zelot, fand der alte alte Herr ſeinen Freimuth bald. Wir ſprachen von den Wahlen und den Wahlumtrieben ſeiner Amtsgenoſſen.

„Dieſe Vermiſchung von Kirchen- und Staatsintereſſen,“ ſprach er erregt, „kann nur für beide unglücklich ausfallen. Je feindſeliger ſich die Vertreter der Kirche gegen den Staat zeigen, deſto raſcher treiben ſie dieſen in die Arme einer Philoſophie, die ihn zur offenen Intoleranz gegen alles Kirchliche drängen wird.“

Heftig ſprach er ſich gegen die antinationale Färbung der jüngeren Theologen, die Mönicherei der Weltgeiſtlichen und ihren jede freiere Geiſtesrichtung verdammenden Jeſuitismus aus.

„Aber es iſt Alles ſchon einmal da geweſen. Vor hundert Jahren gab es die nämlichen Ränke und die nämlichen Klagen. Das Porträt dort in der Ecke, das Sie vorhin mit ſolchem Intereſſe betrachteten, iſt das eines Mannes, der damals wohl am Wirkſamſten gegen dies Eindringen des römiſchen Elements in unſer deutſches Kirchenweſen gearbeitet hat. Zum Dank dafür wurde er von den Oberen verläſtert und verfolgt, und ich bin gezwungen, ſein Bild in den dunkelſten Winkel zu hängen und ſeine Bücher zu verſtecken. Aber ich habe ſie alle, die Schriften unſeres Bucher!“

Dabei holte er aus dem unterſten Fach des Schrankes einige Octavbände. Da ich nicht länger verweilen konnte, warf ich nur einen flüchtigen Blick hinein, doch was ich las, überraſchte und ergötzte mich in ſolchem Maße, daß ich mich ſchon in der nächſten Zeit mit dieſem originellen Autor bekannt machte. Sein Name wird in der Literaturgeſchichte kaum erwähnt — ein Süddeutſcher wird ja gewöhnlich im Norden nicht gekannt, im Süden nicht geſchätzt —, obwohl Jean Paul einmal Buchers Witz und Beobachtungsgabe rühmend hervorhob.

Der Nachruhm iſt das Erbe der Edlen, es erſcheint mir daher gewiſſermaßen als Pflicht, auf das Leben und Wirken dieſes Prieſters und ganzen Mannes aufmerkſam zu machen.

Anton von Bucher, der Sohn eines nicht unbedeutenden Miniaturmalers, iſt 1746 zu München geboren. Die Stationen ſeines Bildungsganges ſind die humaniſtiſche Lehranſtalt ſeiner Vaterſtadt und die Hochſchule zu Ingolſtadt. Nach den Lehrjahren kehrte er als geweihter Prieſter nach München zurück. Saat und Ernte, Arbeit und Lohn ſcheinen in dieſem curriculum vitae auf den erſten Blick ſich zu decken. Denn da die akademiſche Jugend von Ingolſtadt von Jeſuiten geleitet wurde, waren Dogmatik und Exegeſe das wahre und einzige Tummelfeld der jugendlichen Geiſter. Doch auch in jene Grüfte, in denen nur der Geiſt eines Duns Scotus umging, drang ſchließlich ein Strahl des neuen Tages, ein Hauch der verjüngten Welt. Zeugniß unſer Bucher, der aus der Jeſuitenſchule und in den Prieſterſtand die Kritik der Vernunft rettete.

Unter dem Schutze des milden und aufgeklärten Max Joſef III. entfaltete ſich gerade damals jene geiſtige Regſamkeit im Unterrichts- und Erziehungsweſen, der ein neuer Aufſchwung des politiſchen und ſocialen Lebens des bairiſchen Landes zu verdanken iſt.

Und es war hohe Zeit. Die bairiſchen Lehranſtalten ſtanden in Allem tief unter den Schulen Mittel- und Norddeutſchlands. Mechaniſches Lernen

Digitized by Google

und todtes Wissen boten sie der Jugend. Aber die Schule des Lebens ersetzt nicht das Leben der Schule. Die großen Massen lebten in einem „endlos schwarzen, sternenlosen Luftkreis", wie die Trägen in der Hölle Dantes. In der Stadt München allein gab es über 1150 Personen geistlichen Standes, somit war der dreiunddreißigste Bewohner ein Religiose. Ein Religiose — kein Religiöser. Denn nirgendwo war der Katholicismus so ausschließlich leerer Formendienst geworden, wie hier. „Kein Land ist auf der Welt," pflegte der Baier zu sagen, „wo die Religion so bequem und die Andacht so lustig ist, wie bei uns." Ein schlimmes Zeugniß für den Werth dieser lustigen Andacht legt aber die Thatsache ab, daß Stagnation des geistigen Lebens und tiefe Entsittlichung des Volkes damit Hand in Hand gingen. In ganz Baiern gab es sechs Buchhandlungen, deren Absatz sich fast nur auf Erbauungsbücher und Räubergeschichten beschränkte, und auf dergleichen Productionen beschränkte sich der Producent. Beinahe werthlos für den Fortschritt der deutschen Geistesbildung ist daher das damalige Schriftthum des katholischen Südens, zu den Schöpfern und Heroen jener Literaturepoche stellte Baiern nicht einen Mann. Wenn in den Nicolaischen Literaturbriefen vom Jahre 1762 behauptet ist: „Man kann wohl sagen, daß die katholischen Provinzen in Deutschland, sobald von den schönen Wissenschaften die Rede ist, fast ganz auszuschließen sind," so ist dabei nicht an prahlerischen Particularismus des Berliners zu denken, — aufgeklärte Baiern schildern ebenso düster die Verwahrlosung der Zustände ihres Vaterlandes, wo vor der Jesuiten- und Obscurantenherrschaft ein Aventin so hoch alle deutschen Zeitgenossen überragt hatte. Rührend erscheint mir die Klage Westenrieders, wenn er in den Aufsätzen mit dem wunderlichen Titel: Ob wir klüger handeln als Sachsen, Preußen und Oesterreicher? zugesteht: „Werke des Nachdenkens, der Künste, der Oekonomie, mit einem Wort, Werke des Ernstes, worin ein Mann mit Männern redet, finden in Baiern keinen Absatz; was soll auch aufmuntern sich anzustrengen, wo kein Unterschied der Köpfe? Die allgemeine Sprache lautet: Ich lerne Nichts, weil ich Nichts brauche! Ueberall Mangel an Bürgersinn, überall Theilnahmslosigkeit an dem, was ins Große, ins Zukünftige geht!"

Es bedurfte einer vollständigen Wiedergeburt des Volkes, einer innersten Wandlung. Dank den Max Josef und Ickstadt und Braun und anderen Männern von höchstem Verdienst hat sie sich vollzogen. Mit der Erkenntniß des Zwangs kam der Wunsch nach dem Vollbesitz geistiger Freiheit; die Reform des Schulwesens war das erste Gebot, die Aufhebung des Jesuitenordens die erste befreiende That. Nicht etwa blos Laien waren thätig, die Vorurtheile auszurotten, den pedantischen Scholasticismus zu brechen und den Forderungen der Vernunft, die ja Gott selbst in den Menschen gelegt, freie

Digitized by Google

Bahn zu öffnen — es gab auch eine große Anzahl von Geistlichen, die auf Staats- und Geistesleben nicht von hierarchischer Warte herabsahen und den Zelotismus als Ersatz für geistige Rührsamkeit verachteten. In Dietls „Vertraulichen Briefen eines Geistlichen" wird energisch auf ein werkthätiges Christenthum gedrungen und die Ausbeutung der Erscheinungen der Schwester Alacoquez als unwürdig der katholischen Kirche gebrandmarkt. In Westenrieders „Briefen bairischer Denkungsart" wird muthig für Aufklärung gegen falschen Religionseifer und kindischen Aberglauben gestritten. Man höre nur sein strenges Wort über die Prediger, die immer gegen Toleranz und Freigeisterei hetzen: „Noch rauchen die Gefilde Deutschlands von dem Bürgerblut und den Verwüstungen der Städte und Tempel. Seitdem jenes sanfte unsichtbare Reich einer andern Welt der heftigste sichtbare Despotismus in dieser Welt ward, machte die durch Priesterhände entweihte christliche Religion die Menschen hart, grimmig, unbarmherzig und grausam, sie trieb die Fürsten an, diese Welt in eine Hölle zu verwandeln und im Namen eines gütigen Gottes die zu martern und zu quälen, die sie lieben und bedauern sollten . . ." Des gläubig frommen Westenrieder Ausspruch: „Unrichtige Begriffe in polemischen Glaubenssätzen sind kein Verbrechen wider den bürgerlichen Staat", bezeichnet gleichsam die Grenze zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen Staat Baiern.

In diesen Kreis freisinniger Gelehrter trat nun auch Bucher ein. Durch Brauns Verwendung wurde er zum Director der deutschen Schulen in München ernannt und als solcher hielt er 1772 gelegentlich einer öffentlichen Preisvertheilung eine Rede über den Vorzug der öffentlichen Schulen vor dem Privatunterricht, die eine Fülle reifster pädagogischer Klugheit enthält. Zum Prediger der lateinischen Congregation ernannt, nahm er nicht Anstand, seine Ansichten freimüthig auszusprechen; zum ersten Mal in München wurden von einer Kanzel herab Vorschläge zur Reinigung des katholischen Cultus laut. Während die Ultras nur mit klotziger Grobheit die „akademischen Schöpse und Prahlhanse", wie sich P. Gruber ausdrückte, kämpften, stand Bucher eine feinere, wenn auch ungeschminkte Ironie zu Gebote, und seine erstaunliche Belesenheit machte ihm stets möglich, sich die schärfsten Waffen aus dem Lager der Gegner selbst zu holen. Als ihm auch trotz seiner Jugend das Rectorat des Gymnasiums übertragen worden, suchte er durch Vorschriften, die auf Neigungen und Versuchungen der Jugend gebührend Rücksicht nahmen, alles Treibhausartige aus der Anstalt zu verbannen und diese so umzugestalten, daß die Schüler wirklich für das Leben Nutzen zögen. Auch aus jener Zeit ist uns eine Rede, 1775 bei einer öffentlichen Schulprüfung gehalten, aufbewahrt, die von seinem gesunden Sinn, seiner Vorurtheilslosigkeit und Unerschrockenheit ein glänzendes Zeugniß giebt. Er tadelt darin die

Digitized by Google

Abneigung ſo vieler Eltern, ihre Kinder für den Bürgerſtand zu erziehen und trotz mittelmäßiger Begabung auf die Gelehrtenſchule zu ſchicken, noch bitterer aber die Unſitte vieler geiſtlicher Lehrer und Lehrerinnen, die den Unterricht mißbrauchen, um ihre Zöglinge in den geiſtlichen Stand zu locken. Es klingt durch die ganze Rede ein helles, friſches Lob des ehrlichen Arbeiterſtandes, der ſich vor dem Dünkel der halbwiſſenden, bevorzugten Stände durchaus nicht zu beugen brauche und helleres Licht verbreite als mancher Heiligenſchein.

Dieſe Vermeſſenheit rief aber auch einen Sturm des Unwillens von Seite der Pädagogen, die ſich getroffen fühlten, hervor. Der Exjeſuit Gruber ſchrieb eine fulminante Epiſtel dagegen. Beide Schriften wurden dem Kurfürſten vorgelegt. Max Joſef, herzensgut und verſtändig, aber ein Freund des Friedens, gab ſeine Einwilligung zur Entfernung Buchers von ſeinem Lehrerpoſten, entſchädigte ihn jedoch durch Verleihung der einträglichen Pfarrpfründe zu Engelbrechtsmünſter.

Wenn nun die Widerſacher des freimüthigen Gelehrten darauf gerechnet hatten, ihn durch dieſe Entfernung unſchädlich zu machen, ſo hatten ſie ſich getäuſcht. Bucher benutzte die Muße, die ihm ſein Seelſorgeramt ließ, zu ſchriftſtelleriſcher Arbeit und entſandte in den nächſten Jahren aus ſeiner weltverlornen Pfarrklauſe eine Reihe von Schriften, in denen er unter der Maske eines geſchwätzigen Luſtigmachers mit unerbittlicher Strenge das Weſen des Jeſuitismus in Baiern und die durch ihn hervorgerufenen Uebelſtände bloßlegte, denn die Aufhebung des Ordens hatte dieſem Treiben kein Ende gemacht, mit Fug konnte Bucher auf ihn die Textworte anwenden: „Er iſt nicht geſtorben, er ſchläft nur!“

Zuerſt erſchien: „Pangraz, die Geſchichte eines Bürgerſohnes“. In Sternes Manier greift der Autor noch über die Geburt ſeines Helden hinaus, denn der Gewiſſensrath der Mutter ſpielt eine bedeutſame Rolle in der Familie. Pangraz' Jugendgeſchichte bringt ein treues Konterfei des bairiſchen Schulweſens von damals bis ins kleinſte Detail. Die auftretenden Perſonen ſind nicht anziehend, aber wahr, ja heutzutage noch für manche Landſtriche typiſch. Lehrbücher, Belohnungen und Strafen werden einer bitteren Cenſur unterzogen und einzelne Schilderungen der ſeltſamen Bemühungen der Jugendbildner ſind Meiſterſtücke, ſowohl bezüglich der Beobachtung wie der Darſtellung. „Ich ſchreibe keine Satire auf die Schullehrer und Magiſterchen jener Zeiten,“ flicht der Verfaſſer ein, „nein, es iſt helle Wahrheit. So ſahen vor vierzig Jahren die Penſa in Grundſchulen aus. Erhob ſich hier und da ein Kopf, der anders dachte als der allgemeine Präfectus Studiorum, Pater Schlendrianismus, ſo warf ihn der Pöbel mit Steinen, und es fanden ſich immer auch unter ſogenannten Leuten von Extraction Zeloten, fertig, zu

Digitized by Google

geißeln, zu verfolgen und auch ohne Anſtand mit kaltem Herzen ad majorem dei gloriam zu verbrennen aut similia." Der Bürgersſohn Pangraz wird vermocht, die Mönchskutte zu nehmen, verläßt aber das Kloſter wieder und verheirathet ſich. Da er bald darauf ſeine Frau verliert, betrachtet er dies Geſchick als Strafe dafür, daß er in die ſündhafte Welt zurückgekehrt, und verbannt ſich in eine Klauſe, wo er im Geruch der Heiligkeit ſtirbt. Als Anhang folgt eine ſchnurrige Aufzählung der Wunder, die durch die Utenſilien des verſtorbenen Waldbruders, ſeine ehrwürdigen Socken, ſeine miraculoſe Schnupftabaksdoſe und ſeinen Collecturſack bewirkt wurden. „Erſtaunlicher Weiſe iſt in der Tabakbüchſe der Tabak noch vorhanden, obgleich ſeit dem Tode des Beſitzers kein Menſch eine Priſe daraus nahm, und der Collecturſack läßt ſich noch auf und abziehen und bleibt leer, wenn man nichts hineinlegt, wie eine Waidtaſche, wenn der Jäger noch ſo oft ſchießt und nichts trifft, welches über allen Begriff iſt."

Natürlich war nach dem Tode Max Joſefs, als unter dem Nachfolger der Exjeſuit P. Frank ſo unheilvollen Einfluß auf die Verwaltung des Landes gewann, für Bucher erſt recht keine Möglichkeit, in einen größeren Wirkungskreis zurückzutreten. Männer von freier Geſinnungsart durften nicht wagen, die Köpfe zu erheben, ſondern konnten höchſtens „ein Bischen die Augen von der Erde erheben, ſich unter einander anſehen und über den Druck der Zeit philoſophiſch lächeln." Aber in ſeiner Zurückgezogenheit ſammelte der Pfarrer zu Engelbrechtsmünſter, der 1783 zum Mitglied der Münchner Akademie gewählt wurde, reiches Material zur Aufklärung über die Umtriebe jener Janitſcharen des Papſtthums. Als Prediger und Schulmann hatte er am Beſten Gelegenheit gehabt, ihre Grundſätze und Handlungsweiſe kennen zu lernen. In den „Jeſuitenbiographien" ſind ſeine Erfahrungen niedergelegt. Aus der Maſſe von Folianten, womit ihre Gelehrſamkeit die Welt beſchenkte, und aus den „Auserleſenen Gnadentröpflein" und „Mirakuloſen Wunderbronnen" und „Marianiſchen Liederbüchlein", womit ſie namentlich auf die Frauenwelt einzuwirken ſuchten, ſammelte er eine Blumenleſe von Beiſpielen ihrer Caſuiſtik, von Zeugniſſen des Aberglaubens und der Intoleranz, wie ſie in ſolcher Fülle wohl nie geboten wurden.

Dieſe Ceremonien, Weihen, Exorcismen, dieſes Meditiren, Wallfahren, Pfalliren und Faſten und alle dieſe auf die Einbildungskraft des Volkes berechneten asketiſchen „Begriffe" und Bilder wurden ja nur auf Koſten der reinen Moral des Gewiſſens in den Vordergrund gedrängt und dienten nur zur Befeſtigung der Herrſchaft der geiſtlichen Väter. Nicht gegen die Religion alſo, ſondern gegen Mißbrauch derſelben richtet ſich Buchers Eifer. Er konnte ſeinen zelotiſchen Gegnern das Wort des la Motte de Vayer entgegenrufen: „J'ai tant de religion, que je ne suis pas de la votre!"

Digitized by Google

„Buße und Gebete", ſagt er, „ſind freilich die heiligſten Beſchäftigungen des Chriſten. Sprach aber nicht Gott ſchon im Paradieſe: Operare! Wirke! Handle! Sind nicht die Geſchäfte des Lebens manchmal mit ſo vielen Bitterkeiten durchweht, doch, ernſtlich getrieben, Werke der Buße? Wozu bereiten die unzähligen Gebetsformeln, als zum betenden Mönchsleben? Und was macht der Staat mit ſo zahlreichen Chören von betenden Mönchen?" Bucher haßt die Aſkeſe, die der tieferen ethiſchen Begründung entbehrt. Die Seelſorger ſollen nicht Kopfhänger, ſondern lebensfrohe und deshalb gottgefällige Gläubige heranbilden. „Glücklich die Zeit," ruft er aus, „welche die Chorröcke an den Nagel hängen, ſich durch Wiſſenſchaft und ſchöne Handlungen vom geringen Pöbel unterſcheiden, die Ruthe zerbrechen, ohne Hortulus animae mit Gott und den Menſchen ſprechen lehrt und in die Fußtapfen unſrer Väter zurückführt."

Dieſe Schriften über die Jeſuiten und Congregationen wurden erſt nach Buchers Tod 1817 von Kleſſing herausgegeben, doch will ich auf dieſe Thätigkeit Buchers als Hiſtoriker nicht näher eingehen; da uns der Humoriſt Bucher beſchäftigen ſoll, kommen beſonders die von ihm ſelbſt in den letzten zwei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts veröffentlichten kleineren Schriften in Betracht.

Ich könnte allerdings mit eben ſo viel Berechtigung von dem „Satiriker" Bucher ſchreiben. Humor wurde ein Lächeln unter Thränen genannt. Bucher hat ebenſowohl das ſcharfe Hohnlachen des Zornes; er will nicht nur durch ſeine Schilderungen erheitern, ſondern auch die Geſchilderten treffen, unter dem Schalk verbirgt ſich oft genug ein grimmiger Rächer. Doch ſein Frohmuth iſt ſtärker als ſein Unmuth, und obzwar er die Wahrheit über die Schönheit ſetzt, nimmt er ſich das Recht heraus, auch dem Laſter luſtige Schellen anzuhängen. Wir begegnen in ſeinen Schriften jenem echt deutſchen Humor, der in den Ernſt der frühgothiſchen Ornamentik ſich ſtiehlt, in den geiſtlichen Schauſpielen des Mittelalters radſchlägt und in der Literatur der Renaiſſance ſeine reichſten Blüthen treibt, es ſei nur an den Mainzer Fiſchart erinnert, der jetzt ein harmloſer Bruder Luſtig und jetzt die grollende, drohende, furchtbare Oppoſition iſt.

Im „Portiunkulabüchlein" greift Bucher die Tetzel ſeiner Zeit an. In mehreren „Spektakeln wird der Urſprung des Portiunkalaablaſſes nach Pater Cochem geſchildert. In dramatiſcher Form wird dargeſtellt, wie Franziscus ihn im Himmel ſelbſt bewilligt erhält, ſo daß eine päpſtliche Bulle gar nicht nöthig war. Vom Himmel werden wir mitten in das Dorfleben geführt. Eine Reihe von Genrebildern in Teniers und Browers Geſchmack zieht an uns vorbei: wie der Hans die unhabige Gretl unter Lichtzeiten vor dem Kammerfenſter auf das luſtige Portiunkulafeſt vertröſtet, wie der Sixt be-

Digitized by Google

dauert, daß kein Hanswurst mehr beim Fest auftreten darf, denn der Kapuziner „kanns halt doch nicht so", wie der Stoffel die Schläge, die er im vorigen Jahre bekam, dem Görgl wieder einbrockt, wie die Agnes das schöne Oelbergg'spiel sehen darf und des Martl Bub, der den Engel zu agiren hat, zu großem Unheil von süßen Leckereien ungebührlich nascht u. s. w.

Ein köstliches Culturbild wird in der „Kinderlehre auf dem Lande" aufgerollt. Offenbar hatte Bucher, wenn er auch, wie es der Satire zusteht, grelle Farben aufträgt, die Originale vor Augen, Katecheten aus der Jesuitenschule, die mit erstaunlicher Eitelkeit erstaunliche Rohheit des Herzens und der Sitte verbinden.

Bei Beginn seiner Rede kanzelt der Herr Pfarrer seine Gemeinde wacker ab, weil sie es an nöthigem Respekt vor ihm fehlen läßt. „O meine Bauern, daß ich jetzt das Buch aller Bücher bei mir hätt', Euch recht zu sagen, was ein Geistlicher ist. Erst gestern hab' ich's unterm Essen gelesen in dem unvergleichlichen Buch: Vorboten des neuen Heidentums benamset, welches ein gelehrter Exjesuit herausgegeben und sich gewiß jeder rechtschaffne Pfarrer angeschafft hat, wenn er nicht auch von den leidigen Freigeistern, dergleichen es leider schon viele giebt, angesteckt ist. Da steht's recht d'rin, was das sagen will: ich bin ein Geistlicher." Es wird aus Josef Weissenbachs wunderlichem Panegyrikus der Nachweis ausgezogen, wie hoch der geistliche Stand nicht bloß über die Fürsten und Könige dieser Welt, sondern auch über die Heiligen und Engel des Himmels erhaben sei, denn weder diese noch jene hätten die Schlüssel zum Himmel und könnten nicht den wahren Gott hervorbringen wie das Priesterthum.

„Und nun", fährt der Lehrer des Evangeliums fort, „nun kommt Ihr Kanalli mit einem einfältigen: Herr Pfarrer! nichts Ihro Excellenz, nichts Ihr Hochwürden, in's Zimmer und wollt's mit uns reden. Ja, was will ich da sagen von Euerm Respekt gegen uns? Thät's nicht Noth, man ging' Euch im Herbst auf den Fuß nach, wenn's Einem eine Zehentfuhr gratis thun sollt? Was hab' ich nicht überall für schönes Obst gesehen, wenn ich bei Euren Gärten vorbei gegangen bin! Und was bekam ich davon? Hätte mir der Treu' wohlgethan, wenn mir einer oder der andere nur ein Apferl oder ein paar Zwetschgen geschenkt hätte. Sauber habt's mich sitzen lassen und nicht ein Gratl hab' ich gesehn von all Euerm Obst. Ich bin nicht interessirt, behüt mich Gott! aber kommt's darauf an, daß einen das Feuer straft oder der Schauer schlagt, da wißt's brav, wo ich d'rin bin, da kommt's fleißig zehnmal auch noch um Zehentnachlaß, wenn ich schon neunmal sagen laß: Ich sei nicht zu Hause ⁊c. . . . . " „Ja, wenn einer von uns nicht gleich bei der Hecken wär', sobald Ihr schickt (und Ihr wartet fein ordinari, bis Euch die Seel' auf der Zunge liegt), da wäre Feuer im Dach. Da darf man

Digitized by Google

seine Nudeln oder Knödel flugs stehen lassen und laufen, daß einem die Kutten aufspringt, um die ausfliegende Seel' noch bei einem Flügel zu ertappen, damit sie nicht so rußig, wie Ihr in Euerm Gesicht, vor dem lammfarbenen Antlitz des himmlischen Richters erscheint."

Nun wird ausgemalt, wie sich die Pforten der Ewigkeit öffnen. „Da mußt auch Du hin, Bauer, mit Deinem Ranzen auf dem Buckel! Da ist vor selber ein Universal-, Maut- und Waaghaus. Da kommt ein veritabler Waarenbeschauer, noch weit ein anderer als der von Friedberg, selig, der höllische Satan selbst. Da wird der Weizen Deiner guten Werke geläutert, das Korn Deines Herzens, das Du bei der theuern Zeit verborgen hast, aufgeschüttet, der Mischling Deines Gewissens untersucht, und Du wirst brav links hinüber in Luzifers schwarzes Tabakstübl commandirt werden, wenn Du Paflwaar' mit Dir bringst! Da wird's heißen: Herauf mit dem Flachs, Bäurin! Da wird's aufkommen, um wie viel Centner Du in deinem Leben Deinen Pfarrer betrogen hast, wenn er Dir ihn aus gutem Willen um die Hälfte zu putzen hat zukommen lassen. Da wird Deine zu geringe Butter hinauffahren auf der Waag, wie ein Bisperl, und der höllische Marktschörg wird hernach gleich Dich und Deine Butter mit einander confisciren. Da wirst Du dann d'rin sitzen in dem feurigen Höllenstall und aus brennenden Kühen lauter siedheißes Blei melken. Da wirst Du eingesperrt werden in der Furien ihr teuflisches Milchkammerl und in einem glühenden Rührkübel nichts als rühren müssen und doch, weil Dir der Teufel kein Lukaszetterl von Deinen Kapuzinern zuläßt, von Ewigkeit zu Ewigkeit nicht ausrühren können!"

Das eigentliche Examen beginnt unglücklich. „Sag' auf, Diendl, wie viel Stück gehören zur Beicht?" — „Sechse, das erst' die Tauf', das ander' die Firmung." — „Da hast eine Tachtl, Lall'n große! Schamst Dich nicht, einen solchen Hadern nicht z'wissen! Wollt's alleweil heiraten, — und hernach wißt's kaum, wie viel Gott sein. Oder wie? sag's, wie viel sein Gott?" — „Ein Gott und drei Personen." — „Das sind ja Viere?" — „Ja!" — „Brav. Wie heißen's?" — „Das Erste der Tod, das andere das letzte Gericht. — „Und da hast für das dritt' und viert' noch ein paar. — Ich will Euch fuchsen, wenn Ihr mir bei der Stuhlfest in meine Klauen kommt" und so weiter.

Nur der liebe, brave Lipperl giebt guten Bescheid. Dann geht's über die größeren Bursche, „die nur immer so dastehn und die Hüt' vor den Goschen haben." — „'S ist eine Frag', ob Ihr alle wißt, was das ist: katholisch sein, und hab's Euch doch schon so oft g'sagt, daß katholisch sein nichts anderes sei — als ein rechtes Mitglied sein von der katholischen Kirche. Merkt's Euch doch einmal, was man Euch so deutlich erklärt. Micherl! sind die Lutheraner auch katholisch?" — „Ja!" — „Hab' ich nicht den Kopf

g'ſchüttelt, Fratz! Wenn's Euch nur das einmal merken thät's. Schaut's, wenn ich den Kopf ſchüttle, iſt's allemal: Nein! und wenn ich knaup', iſt's: Ja! Merkt's Euch das. Sonſt wenn fremde Leut' in der Kirche ſind und Ihr hinten und vorn alleweil gabiſch antwortet, muß ſich ja unſer einer ſelbſt ſchämen. Alſo: nein! Die Lutheraner ſind nicht katholiſch. Warum aber nicht? Was hab' ich g'ſagt? Weil's die Ketzereien und Irrthümer nicht meiden, welche die Prälaten und Lehrer einträchtiglich verwerfen und verdammen. Schau, ſteht ja ſo ſonnenklar im erſten Hauptſtück" u. ſ. w.

Das „Geiſtliche Vorſpiel zur Paſſionsaction" perſiflirt die unwürdige Verſinnlichung der Gottheit und göttlicher Dinge bei ſolchen Volksſchauſpielen. Der Verfaſſer ergeht ſich aber mit ſolchem Behagen und ſo gutmüthiger Laune in ihrer Schilderung, daß der Satiriker ganz hinter dem Humoriſten zurücktritt.

Der „Entwurf einer ländlichen Charfreitagsproceſſion" verſpottet das theatraliſche Unweſen, das ſich bei ſolchen Umzügen breit machte. Da ziehen nicht bloß die Heiligen in persona mit, ſondern auch die Götter des Olymps, die Jahreszeiten und andere allegoriſche Geſtalten. Die Sacramente, die Sünden und andre Symbole werden von den Zünften repräſentirt, die Taufe z. B. von den Bierzapflern und Wirthen; ſie führen mit ſich eine Tafel, mit der Inſchrift: „Er aber taufete mit Waſſer!" Die Jungfern Kellnerinnen tragen Lilienkränze und führen ein Lamm an rothſeidenen Bändern und ein Genius trägt neben ihnen her einen Schild: „Dieſe ſinds, die dem Lämmlein nachfolgen werden!" Die Buße wird von den Kaminfegern repräſentirt, mit ihnen kommt auch Judas in Ketten, der ſich dann an des Verwalters Haus aufhängt. „Weil er ſo thut, als thäte er ſich zu Tod zappeln, — er hängt ſich aber nur beim Hoſenbandel auf, damit kein Unglück geſchieht, ſo juchzen die Teufel und intoniren eine fröhliche Aria, winden ihm auch das Eingeweid' aus dem Leib und werfen Lunge und Leber und Würſte unter die Leute zu heilſamem Schrecken. Iſt wahrhaftig ad motum egregie inventirt und der Sünder müßte ein ſteinernes Herz haben, dem ſo was nicht usque ad interiora penetrirte." Das ſiebente Sacrament, die Ehe, ſtellen die Hochzeitlader dar, die einen Bräutigam führen, mit dem Spruch: „Nehmet ihn hin und kreuziget ihn!" Den Rieſen Goliath agirt der Hofmarkskaſtenknecht, und „wenn er ſo des gnädigen Herrn Perrückenſtock auf einer Hopfenſtange unter einer roßhaarenen Perrücke brav herumdreht, ſo iſt's zum Todtlachen." Den Geiz verſinnbildlichen die Bäcker und Melber, die Völlerei die Weinwirthe mit dem Spruch: „Und ſie gaben ihm ein Getränk von Eſſig, Myrrhen und Aloë und er wollte dies nicht trinken", den Zorn die Hofmarks- und Gäumetzger, ihr Fahnenträger führt den Spruch aus den Pſalmen: „Viel feiſte Stiere und Ochſen umgeben mich!" Die Trägheit

Digitized by Google

die Bauleute, die Arche Noah tragend mit dem Spruch: „Sie baueten hundert Jahre daran“. Auch die Herren Autoren gehen mit, einige magere Herren unter einem Joch, das ihnen die Herren Buchhändler mit Flittergold haben faſſen laſſen; ihr Spruch lautet: „Jeſus ſpeiſete mit wenig Brot viertauſend Mann“. Ihnen folgen die Verfaſſer gelehrter Sammlungen, die Käskrämer und Häringshändler. Die Erbſünde wird agirt vom hochherrſchaftlich gnädigen Stubenmadel; ihre Töchter, die Hoffart und die Mode, haben in ihrem Kopfputz ein Dachfähnl gar künſtlich angebracht. Die vier letzten Dinge bilden den Schluß: den Tod repräſentirt der Magister medicinae, das letzte Gericht der Amtmann, den Himmel die sage-femme des Ortes, die Hölle der Steuerbote.

Wenn endlich die Proceſſion beendet und das heilige Grab ſich aufgethan, „dann geht Alles auseinander zu den Wirthen und Bräuern und erzählt einander von der Proceſſion und wer da und wer nicht da geweſen iſt, und was ſie für Gewänder angehabt, und daß die bei den Jungfern geprangt hat und hätte gar nicht hingehört, und daß unſer Herr in der Kreuzziehung ein ſchöner Mann ſei und daß ihm die gelbſafianenen Pantoffeln und die weißen Handſchuh und der Favor in der Hand vortrefflich angeſtanden, und daß der Kreuzzieher in der blauen Kappe mit den zinnernen Schnallen der Hachlbeniknecht geweſen, und daß der Thorwartl einen hübſchen Cavalier agiren thäte, und daß das kleine Johannesl leicht um einen Gulden Leckerl gegeſſen, daß er aber gar ſo tantſchig geweſen“ u. ſ. w.

In ſolcher Weiſe ſind ähnliche Stoffe behandelt im „Deliberirbüchlein oder geiſtliches Suchverloren“, in den komiſchen „Mönchsbriefen“, in der „Verlaſſenſchaft des Pfarrers Tröſtegott u. A., namentlich die letztgenannte Humoreske ſtammt aus der beſten Periode ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit.

Seine humoriſtiſch-humaniſtiſche Weltanſchauung erinnert an Jean Paul, ebenſo ſeine Darſtellungsweiſe, indem er, wie jener, keinen Einfall der Form opfert und Anekdoten, Apropos und Gloſſen bunt durcheinander wirbelt, daß die künſtleriſche Einheit und Abrundung natürlich darüber verloren geht. Aber die Empfindſamkeit Jean Pauls, dem das Weinen immer ebenſo nahe ſteht wie das Lachen, fehlt unſerem Bucher ganz und gar. Manche Züge auffälliger Aehnlichkeit finden ſich dagegen bei einem Vergleich Buchers mit Abraham a Santa Clara. Auch der Wiener Hofprediger haßte und verfolgte den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit des Volkes, wie die jeſuitiſche Andächtelei der höheren Stände. Auch bei Abraham ſchlägt die praktiſche Richtung der Religion durch: „Wer friſche und geſunde Glieder hat, wer bei guten Leibeskräften iſt, der muß nit allen Weichbrunn ausſchlecken und nachmals warten, biß ihm Gott durch ein Wunderwerk die tägliche Unterhaltung ſchicke, das nit, das gar nit, ſondern er muß ſich ſelbſt um ein Stückel Brot bewerben,

allen Fleiß anwenden, wie er ſich ehrlich ernähre" u. ſ. w., und dem Klerus, an dem er eine gänzlich verkehrte Auffaſſung der Seelſorge rügt, ruft er zu: „Der Beichtſtuhl muß von lindem Holtz ſeyn und nit von hartem!"

Die alten Römer ließen ihre Kinder die Heimatherde berühren, damit ſie reden lernten. Eine tiefſinnige Symbolik, die wir auch auf die Poeten beziehen möchten. Um Buchers literariſches Schaffen zu verſtehen, muß man den Boden kennen, woraus er ſich ſeine Nahrung geſogen, — er hat die heimatliche Erde berührt und kennt die Sitte und Sprache der Heimath wie Wenige. Es ſind keine Idyllen, die er uns vorführt, er greift ins wirkliche Leben und zeichnet Charaktere, wie ſie ihm im Lande der Naturwüchſigkeit und Eigenart entgegentraten. Wie einer Reihe von Porträts ſtehen wir ſeinen Schriften gegenüber, bei denen zunächſt die hiſtoriſche Richtigkeit das Wichtigſte, und dieſe iſt uns hier geboten. Die modernen Dorfgeſchichten laſſen uns mit dem Bauernvolk nur auf der Heerſtraße Bekanntſchaft machen, wo es in ſeinem Sonntagsſtaat einhergeht und ſich geziert und affectirt benimmt, Bucher führt uns ſeine Leute im Werkeltagsgewand vor, wie ſie ſich wirklich gebaren bei Arbeit und Gebet, beim Kartenſpiel und Kammerfenſterln, in der Kirche und in der Kunkelſtube. Da geht es freilich anders her, als uns die Goldſchnittpoeſien glauben machen möchten, — das ſind plumpe, vierſchrötige Geſtalten, wie die Schwyzer des Jeremias Gotthelf — ihre Händelſucht, ihr Aberglaube, ihre rohe Sinnlichkeit, ihr Bauernſtolz treten uns in grellen Farben vor Augen; daß ihre Lichtſeiten, wenn ſich ſolche etwa finden möchten, minder deutlich ſich zeigen, bringt der ſatiriſche Charakter der Schriften mit ſich. Welch lebenswahre Geſtalten ſind z. B. die Gäſte des Portiunkulafeſtes: die Stanzl, die ſich über die gekaufte Suppenſchüſſel freut, weil drin ein ſo lieber Spruch gemalt iſt; der „ſchelchmaulete" Hafenbinder, den der Pfarrer alleweil ſeinen Poeten nennt, weil er allerhand Lieder machen kann, geiſtliche und weltliche, wie man ſie ihm beſtellt und zahlt; der Woverl mit ſeiner Urſel, der ſich was Luſtiges auffingen läßt: „Und wenn's dann ſo was g'ſungen haben, das in unſren Kram getaugt hat, ſo hat ſie mich g'ſtoßen oder ich ſie, aber ſo, als wenn's von ungefähr g'ſchehen wär', dann haben wir einander in die Augen g'ſchaut, und gleich hat ſie wieder die Augen auf ihr Fürtuch und ich auf den Boden gedreht." Wie derb, aber wahr ſind die Briefe der Jungfer Katherl an ihren Hochgeehrten Herrn Göd'n und an das „liebe Nannerl Gottes" im „Geiſtlichen Suchverloren." Wenn z. B. der Pfarrer im Beichtſtuhl fragt: „Haſt in der Faſtenzeit nit g'fenſterlt?" und das Dirndl antwortet: „O nein, die Zeit iſt gar zu heilig, aber nach Oſtern, will's Gott, wird's wieder angeh'n!" — iſt nicht mit den einfachſten Strichen ein köſtliches Bild gezeichnet?

Aber freilich — es iſt nicht ſelten eine erſchreckende Treue! Von Buchers

Digitized by Google

Schriften gilt, was Schubart im Allgemeinen über den Scherz der Baiern ſagt: „Er erregt nicht Lächeln, ſondern hoch aufſchallende herzliche Lache!“ Namentlich wenn er, wie er ſagt, „die Filzſchuhe auszieht,“ dann regnet es hageldicht Schnurren und Schwänke, und er giebt, — es muß geſagt ſein, — oft zu viel. Allerdings liegt die Gefahr, noch häßlicher zu verzerren, da nahe, wo ſchon das Urbild eine Charge. Wer ſich z. B. über die ſchmutzige Phantaſie des Autors beklagen möchte, der eine Scene wie die oben erwähnte Judasaffaire niederſchrieb, kann bei Steub die nämliche Scene als wirklichen Vorgang bei einer Paſſionskomödie in Tirol geſchildert finden. Bizarre und groteske Geſtalten kann nun einmal die niedrige Komik nicht entbehren. Aber es wirkt peinlich auf uns, wenn, wie in manchen Schriften Buchers, dem Abdruck einer ſchmutzigen Realität eine ſo behagliche Behandlung gewidmet wird, die nicht mehr im Verhältniß ſteht zu dem dadurch erzielten komiſchen Effect. Die Stoffe ſelbſt ſchon haben eine gewiſſe Familienähnlichkeit und der ewig wiederkehrende Spott über die „Jeſuwiterei“, die uns à tors et à travers entgegengehalten wird, wirkt zuletzt monoton. Die Cynismen entbehren oft des Salzes, das ſie allein genießbar macht, und nicht alle Bemerkungen und Gleichniſſe ſind ſinnig. Der Strom der Laune, die Fülle der Einbildungskraft reißt uns mit, aber all dies kann uns nicht vergeſſen machen, daß die vollendete Form des Kunſtwerkes fehlt. Der Autor überſchüttet uns förmlich mit Früchten ſeiner Phantaſie und ſeines Gedächtniſſes, aber — Weniger wäre Mehr. Athemlos perſiflirend, in ausgelaſſenſter Willkür, jagen dieſe Situationen ohne die geringſte ideale Verklärung an uns vorüber, ſo daß wir uns nach einem Ruhepunct ſehnen, nach einem der Natur in ihrer Weihe abgelauſchten Stillleben, wie es Reuter einzuflechten pflegt, wenn er uns die Thorheiten und Verkehrtheiten ſeines mecklenburgiſchen Mikrokosmos geſchildert hat. Wie Einfachheit der Charaktere und Situationen mit größter Treue in der Nachbildung des Realen vereinbar iſt, wie ein Stoff aus dem gemeinen Leben nur durch die Behandlung geadelt werden kann, zeigen uns die ländlichen Genrebilder der George Sand. Unſer Bucher dagegen kümmert ſich um äſthetiſche Ausarbeitung keinen Deut, um des materiellen Zweckes willen, den Pfeil auf ſeine Gegner abzuſenden, verſchmäht er, ein Kunſtwerk von idealem Gehalt zu bieten, er will nicht Phantaſiegeſtalten, ſondern nur Bilder aus der Wirklichkeit bringen.

Aber doch iſt er nicht blos ein Abſchreiber und Nachſchreiber der Natur. „Das Genie unterſcheidet ſich eben dadurch,“ ſagt Jean Paul, „daß es die Natur reicher und vollſtändiger ſieht.“ Bei der ungemein großen Anzahl humoriſtiſcher Schriften Buchers iſt es erklärlich, daß der Witz oft ſchaal erſcheint und die Anſtrengung ſichtbar wird und damit vergeblich, aber — wenn auch manche Hülſen ſich leer erweiſen, wir werden bei wiederholter Lectüre

doch immer wieder einige volle Raketen finden. Man darf den ewig jungen Stil eines Leſſing nicht zum Vergleich herbeiziehen, doch, um den Werth der literariſchen Leiſtungen Buchers richtig zu ſchätzen, vergleiche man ſie einmal mit Bahrdts Kirchen- und Ketzeralmanach oder mit Nicolais Leben des Magiſter Sebaldus Nothanker, Werken, deren Ruhm damals über ganz Deutſchland verbreitet war. Wie altmodiſch und vergilbt erſcheinen uns heutzutage dieſe Satiren, wie friſch verhältnißmäßig Buchers Schriften! In ſeinen Poſſen ſind oft ebenſowohl feine ſatiriſche Stacheln verborgen, wie auch Nuançen von harmloſer Heiterkeit. Hören wir z. B. den Kapuziner in der Predigt zu Ehren St. Chriſtophs: „— Doch: Kling kling: Was höre ich? Schon 9 Uhr! — Alle neun. — Jetzt heißt es, Auserwählte in Chriſto, einpacken, ſonſt fangen's auf der Orgel wieder zu dudeln an" u. ſ. w. Iſt es nicht köſtlich, wie der fromme Mann durch das Wort „Neun" plötzlich an ſein geliebtes Kegelvergnügen erinnert wird und ſelbſtvergeſſen „Alle neun!" ausruft?

Wie für Sitte und Anſchauungsart ſind Buchers Werke auch eine unerſchöpfliche Fundgrube für Sprache und Ausdrucksweiſe des altbaieriſchen Stammes. Wir können hieraus erſehen, daß kein anderer deutſcher Stamm über einen ſo reichen und mannichfaltigen Sprachſchatz gebietet, und wenn auch ſeine Wortbildungen und Redewendungen nicht gerade aus der kaſtaliſchen Quelle geſchöpft ſind, ſo übertreffen ſie doch an plaſtiſcher Anſchaulichkeit weit das hochdeutſche Analogon. Statt des hochdeutſchen „betrügen" ſagen Buchers Bauern „beluchſen," ſtatt „ſchmeicheln" „fuchsſchwänzeln," ſtatt „blitzen" „himmelizen" ꝛc., in den Vergleichen wählen ſie ebenſo richtig: „hainbuchen," „ſchmalzgut," „bockbeinig" ꝛc., und in den Bildern: „alle fünfe g'rad ſein laſſen" ſtatt „unthätig ſein," — „Bettelmanns Umkehr" ſtatt „ſchlechte Herberge," — „dichten, wie der Karpf' im Vogelhäusl" u. ſ. w. Schade, daß auch für uns ſchon manche Wortſpiele ihren localen Beziehungen wegen unverſtändlich ſind. Freilich wird auch in der Auswahl der Worte an rhypographiſchen Ausſchreitungen das Möglichſte geleiſtet, aber dieſe Unflätereien entſpringen weder aus Unſittlichkeit, noch verlocken ſie dazu, ſie ſind nicht frivol, und deshalb iſt dieſer Cynismus gift- und gefahrlos.

Das Nämliche gilt von ſeiner Behandlung ehrwürdiger und heiliger Stoffe. Es iſt zwar nicht jene naive Vermiſchung des Heiligen und Profanen, wie ſie uns in den ſpaniſchen Autos sacramentales oder in den Narren- und Eſelfeſten ntgegentritt, aber ihm iſt auch nicht, wie den franzöſiſchen Aufklärern ſeiner Zeit die Herabwürdigung chriſtlicher Myſterien Endzweck, ſondern er will, gerade weil ihm die uſuelle Entwürdigung der religiöſen Ceremonien frivol erſcheint, durch Verſpottung dieſer Fratze zur Abſtellung ſolcher Auswüchſe beitragen. Freilich, wenn man das

Digitized by Google

Einzelne herausnimmt, klingt es wie rationalistischer Hohn auf religiöse Vorstellungen überhaupt, — im Zusammenhang aber zeigt sich, daß er nicht den Glauben, sondern den Aberglauben, nicht die christliche Treue, sondern den kirchlichen Fanatismus, nicht die Frömmigkeit, sondern die Frömmelei geißelt und verfolgt. Nicht den Priester, der seinem Berufe treu, die Leuchte des Ideals zu tragen sucht, verspottet er, sondern denjenigen, der dem Hang des Volkes, Religion nur äußerlich aufzufassen und sich mit dem Ewigen nur formell abzufinden, Vorschub leistet und im Sinn hierarchischer Herrschaft Gottes Wort paraphrasirt. Jene Erbauungsbücher verhöhnt er, welche Unterwerfung der Wissenschaft und aller weltlichen Interessen unter die Gesetze des Reiches Christi predigen, aber sonst gar wenig Christussinn verrathen. Nicht die heiligen Symbole christlichen Lebens verzerrt er, sondern er malt nur, wenn auch mit grellen Farben, ihre unwürdige Verkörperung, die durch eitlen Flitterstaat und Sinnencultus die hehre und schlichte Lehre des Religionsstifters bis zur Unkenntlichkeit entstellt und dem Volke statt des reinen Weines der Bibelworte den Zaubertrank des Mysticismus reicht. Um den Irrenden zu belehren, muß er die Blöße des Irrthums aufdecken und, wie Rabelais, Swift, Sterne, Young und andere seiner Amtsgenossen das Gleißnerische der falschen Propheten brandmarken. Es ist doch eine auffallende Erscheinung, daß so viele Humoristen und Satiriker, die selbst dem geistlichen Stande angehören, sich das dunkelste Schwarz ihrer Körperschaft als Zielscheibe ihres Witzes wählten; sie kann doch nur darin ihre Erklärung finden, daß diese am Besten die Krankheiten kennen und die daraus entspringenden Gefahren abzuwehren suchen.

Welch innere Kämpfe mußten aber die Brust eines frommen, gottergebenen Mannes bewegen, bis ihm die Nothwendigkeit, daß sich der Geist des Christenthums in andere Gefäße ergießen müsse, zum Bewußtsein geworden, — welche Seelenqualen sind verborgen hinter diesen Scherzen und Sarkasmen! Auch in uns lebt ja noch die Erinnerung an die Gefühle unserer Jugend, als Glockengeläute uns mehr war als irdischer Klang, als die Capelle inmitten reicher Saaten und blühender Büsche uns nicht vergeblich zum Gebete lud, — aber wer anders trägt die Schuld, daß solche Gedanken nur noch Aufwallungen des Augenblicks, als jene, die der menschlichen Geisteskraft die Zwangsjacke anlegen wollen, — wer anders trägt die Schuld, daß uns ein Aufblick zum gestirnten Himmel andächtiger erscheint als der Lippendienst in den Kirchen, wer anders als jene, die „das sanfte unsichtbare Reich einer anderen Welt in den heftigsten sichtbaren Despotismus in dieser Welt" verwandelten! „Das Paulinische Tradatur satanae," sagt Bucher, „wird unseren jungen Seelsorgern in den geistlichen Dressuranstalten wohl eingetrigt, aber nicht das Vade in pace; es wird ihnen vor Augen geführt, wie

Digitized by Google

der Herr mit der Geißel in den Tempel dringt, nicht aber, wie er in den Staub ſchreibt und der Ehebrecherin den Frieden giebt!"

Die Welt rollt unaufhaltſam neuen Zielen zu, das Chriſtenthum mit unſeren neuen Anſchauungen und Gedanken zu verſöhnen, müſſen diejenigen trachten, die Gott im Geiſt und in der Wahrheit ſuchen!

„Ich wurde im Traum," ſo erzählt Bucher in ſeinen „Viſionen," „in ein Spital geführt. Da lagen in einem ſchlechten Winkel die drei theologiſchen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, auf den Tod. Es war aber faſt Niemand in der Welt, der ſich um ſie umſah. Papſt Benedikt XIV. erbarmte ſich, Krankenwärterdienſt zu machen, und um den armen Tugenden ihre Lage zu erleichtern, ſchenkte er denen, die ſich mit ihnen abgaben, ſieben Jahre und ſieben Quadragenen Ablaß. Spitalerinnen, Nonnen und andere Mütter kamen nun freilich zu ihrem Krankenbett. Doctor Keller von Landshut in Baiern nahm endlich den Glauben in die Cur und Doctor Oswald von Straubing die Liebe. Aber ich ſah keine von beiden Tugenden beſſer werden. Ich fürchte, ſie ſterben unter ſolchen Händen. Die Hoffnung verbat ſich alle Arzneien und ließ nach dem neuen Syſtem die Natur wirken. Siehe da, dieſe ſah ich geſund herausgehen aus dem Spital. Sie iſt auch in der Welt von vielen mit Freuden empfangen worden, da die anderen noch immer im Spital bleiben." —

„Wir wollen," ſagte der ehrliche Pfarrer, der mich zuerſt auf unſeren Satiriker in der Soutane aufmerkſam machte, beim Abſchied, „wir wollen uns mit Buchers letztem Wort vor dem Verſcheiden tröſten: Ich hoffe!"

Vom Hofe Friedrich Wilhelm III.*)

Von Carl von Beaulieu-Marconnay.

Mit ganz beſonderer Theilnahme und Ausführlichkeit berichtet Sander, aus deſſen Briefwechſel mit Böttiger ich im vorigen Hefte bereits einiges mitgetheilt habe, ſeinem Freunde über alles, was ſeit dem Regierungsantritt des jungen Königs Friedrich Wilhelm III. (am 16. November 1797) ſich begiebt und im Publicum erzählt wird. Daß dabei eine Menge Klatſch mit unterläuft, namentlich was die Gräfin Lichtenau und Conſorten betrifft, iſt begreiflich. Manches dient aber zur Charakteriſtik des Königs und der Königin, ſowie zur Signatur

*) Nach ungedruckten Materialien. Siehe „Im N. R." 1876. II. S. 65.

Digitized by Google

der damaligen Zeit, und dürfte doch der Aufbewahrung werth sein. Die Gewährsmänner, auf die Sander sich stützt, waren wohl in der Lage, Manches selbst zu sehen und zu hören, was dem größeren Kreise verborgen blieb. Ein solcher war der Cabinetsrath Mencken, der schon unter Friedrich II. Cabinetssecretär war, dann unter Friedrich Wilhelm II. als Rath in das Cabinet kam, während der letzten Regierungsjahre desselben aber zurückgesetzt ward und fast gar keine Geschäfte hatte; dessen der junge König hingegen sich sofort als einzigen vortragenden Rathes bediente. Es gehören dazu ferner: der Cabinetssecretär Niethe, der diesen Posten schon bei dem Kronprinzen bekleidet hatte; der Stallmeister Thümmel; der Hofmarschall von Massow, den der Kronprinz auch nach seiner Thronbesteigung bis zum Jahr 1802 bei sich behielt; der Kammerdiener Wolter, der diesen Posten schon über zwanzig Jahre inne hatte; Carl August von Brinkmann, der damals schwedischer Geschäftsträger in Dresden war, sich aber viel in Berlin aufhielt, namentlich während der hier in Frage kommenden Zeit, und viele Andere. Die nachfolgenden Mittheilungen sind aus Briefen genommen, die vom 21. November 1797 bis zum 30. Januar 1798 geschrieben wurden.

Alle gesellschaftlichen Unterhaltungen in Berlin betreffen jetzt natürlicher Weise fast nur unsern jungen König, und es ist nur eine Stimme darüber, daß er sich in jedem Falle so vorzüglich benimmt, wie man es kaum erwarten konnte. Bis jetzt hat er sich freilich vorzüglich nur als einen guten, von Vorurtheilen freien Mann gezeigt; indeß läßt sich mit Sicherheit hoffen, daß er auch ein guter König sein wird, da er den besten Willen und noch jugendliche Kräfte hat. Nach seinem Anfang zu urtheilen, läßt sich Gutes von ihm erwarten. Er steht Morgens um 4 Uhr auf, und schon um 5 Uhr kommt der vortragende Cabinetsrath Mencken zu ihm. Als dieser zum erstenmal vortragen will, hat er sich einen Auszug aus den eingelaufenen Bittschriften u. s. w. gemacht. Der König sagt ihm jedoch: Nein, das geht nicht; ich lese alles selbst. Aber wird denn kein Tagebuch über die einlaufenden Papiere gehalten? — Nein. — Das muß künftig geschehen; jeder Brief muß notirt werden, und auch die Antwort darauf; wird nach Jahren in derselben Sache wieder geschrieben, so können wir nachsehen, was vorher geantwortet worden ist.

Eine Aeußerung des Königs in Betreff der Staatsoffizianten ist gleichfalls der Mittheilung werth. Er wisse sehr wohl, daß mancher geheime Rath drei und mehr Aemter an sich gerafft habe und 5 bis 6000 Thaler Besoldung ziehe, aber die Arbeit unmöglich bestreiten könne, sondern sie von Subalternen machen lasse, die sich mit 500 Thalern kümmerlich behelfen

Digitized by Google

müßten; das solle abgestellt werden; jeder Offiziant solle leben können, und keiner mehr Arbeit haben als er zu bestreiten im Stande sei.

Das erste, was den Berlinern an ihrem jungen König sehr auffiel, war die große Einfachheit und die Beseitigung der bisher am königlichen Hofe beobachteten strengen Etikette. Zu der ersten großen Cour ging er von dem kronprinzlichen Palais, das er noch bewohnt, zu Fuß nach dem Schlosse und ebenso wieder zurück, obgleich es kurz vorher geregnet hatte. Seine Gemahlin theilt vollständig diese Einfachheit. Eine Deputation des Magistrats von acht Personen war zur Condolenz- und Gratulationsaudienz vorgelassen worden. Der König sagt ihnen: „Der Verlust meines Vaters ist mir sehr schmerzlich gewesen und ich hätte sehr gewünscht, daß er noch viele Jahre leben geblieben wäre. Fahren Sie fort, das Beste der Stadt zu befördern; ich werde alle Gelegenheiten wahrnehmen, Sie zu unterstützen. Fahren Sie fort, mit Treue auf das allgemeine Beste zu wirken, das ist unsere gemeinschaftliche Pflicht." Die Deputirten waren überglücklich und sprachen in ihrer hellen Freude den Wunsch aus, sich bei der jungen Königin melden zu dürfen. Dies geschieht, und sie werden von der Königin empfangen im Pudermantel, die ihnen sagt: „Nehmen Sie es nicht übel, meine Herren, — ich muß mich soeben frisiren lassen, — aber ich wünschte nicht Sie aufzuhalten, freue mich sehr, Sie kennen zu lernen" u. s. w.

Die dem hohen Paare näher stehenden Personen waren mit dieser Einfachheit und Natürlichkeit längst bekannt. Die übertrieben strenge Etikette ward im engeren Kreise häufig verspottet, obgleich die Oberhofmeisterin, Frau von Voß, (deren Denkwürdigkeiten wir jetzt haben kennen lernen) mit scharfem Auge die genaueste Observanz beizubehalten bestrebt war, und deshalb im Scherz den Beinamen: „Madame Etikette" erhalten hatte.

Eine Anekdote bestätigt diese Vorliebe für Einfachheit. Der junge König will mit seiner Gemahlin ausfahren; die Frau Oberhofmeisterin dringt darauf, daß acht Pferde vorgespannt werden sollen. Ihre Gebieterin antwortet scherzend: „Meinen Sie denn, ich wäre, seitdem ich eine Majestät bin, um so viel schwerer geworden, daß zwei Pferde mich nicht mehr ziehen können?" Frau von Voß läßt sich zwei Pferde abdingen, aber auch nicht mehr. Der sechsspännige Wagen fährt vor. Der König, der gerade am Fenster steht, macht dies auf und sagt hinaus: „Es sollen vier Pferde ausgehängt werden." Dann zu der Oberhofmeisterin sich wendend: „Wenn Sie mit meiner Gemahlin ausfahren, mögen Sie meinetwegen zwölf Pferde vorspannen lassen; aber, wenn ich mit ihr fahre, brauchen wir nur zwei." Der König und seine Gemahlin scheinen es darauf abgesehen zu haben, aller Etikette Hohn zu sprechen; sie werden dadurch an Achtung wahrhaftig nichts verlieren, wohl aber an Liebe gewinnen. Jedermann, der die junge Königin gesprochen hat, ist ganz

Digitized by Google

begeistert von ihrer Grazie und ihrer einnehmenden Freundlichkeit. Ein Mitglied der Magistratsdeputation sagte mir: sie nur ganz in der Nähe gesehen, und einige Worte von ihr gehört zu haben, sei einer der größten und schönsten Genüsse seines Lebens; er sei damals vor Freude wie berauscht nach Hause gekommen.

Neulich wollten nach hergebrachter Sitte auch die Halloren aus Halle ihren Glückwunsch abstatten und das herkömmliche Geschenk, ein Neujahrscarmen und eine Anzahl Sooleier (Eier in dem natürlichen Salzwasser der hallischen Quelle gekocht) überreichen. Der König war gerade nicht anwesend, aber die Königin nimmt sie an und sagt: „Ich bedaure, daß mein Mann nicht zu Hause ist." Die Halloren sagen ihr: „Ew. Majestät, wir haben vor zwei Jahren das Glück gehabt, Ihren Sohn, den Kronprinzen, in der Wiege zu sehen." — „Ich weiß es noch sehr wohl, und werde meinen Sohn gleich hierher kommen lassen." Und das hat sie denn auch richtig gethan.

Veränderungen in der Regierung sind bis jetzt (December 1797) noch nicht vorgefallen; aber, daß der junge König ein guter Mensch ist und ein guter Fürst sein will, davon zeugen viele kleine Anekdoten. Hier eine zuverlässige, die ich aus dem Munde des Generalchirurgus Goerke habe. Vor einigen Tagen läßt die Königin diesen rufen, kommt ihm mit einem Brief in der Hand entgegen, und sagt: „Sehen Sie einmal, da hat ein Prediger in Pommern an mich geschrieben. Er hat viele Kinder, und einer seiner Söhne ist in der chirurgischen Pepiniere. Ich soll Sie bitten, diesen Sohn zum Bataillonschirurgus zu machen, damit er eine von seinen Schwestern zu sich nehmen, und dem Vater seine Last erleichtern kann." Goerke antwortet: „Ew. Majestät, das kann ich nicht. Ein so junger Mensch hat noch nicht Kenntnisse und Erfahrung genug, um Bataillonschirurgus werden zu können." Unmittelbar nachher tritt der König in das Zimmer. Seine Gemahlin sagt zu ihm: „Lieber Fritz, ich habe Goerke gebeten u. s. w.; er hat es mir aber abgeschlagen, weil u. s. w." Der König wandte sich zu Goerke: „Daran haben Sie sehr recht gethan!" — und sagte dann der Königin: „Du mußt Dich überhaupt in so etwas nicht mischen. Davon verstehen wir Beide nichts. Goerke ist ein ehrlicher Mann, und weiß, was er thun kann. Ein Bataillonschirurgus hat über 200 Mann zu besorgen; und so viele Menschen kann man nicht einem Anfänger anvertrauen." Goerke äußerte noch: „Der empfohlene Mensch ist brav und giebt gute Hoffnung; sein einziger Fehler ist Jugend und Mangel an Erfahrung." Worauf der König entgegnete: „Nun, wenn er sich ferner gut aufführt und geschickt wird, so nehmen Sie in der Folge besonders auf ihn Rücksicht." Unter allen Anekdoten, die ich Ihnen bisher von unserm König geschrieben habe, hat mir keine mehr Vergnügen gemacht, als nachstehende. Der Regierungspräsident von Toerner in Magde-

308774

Digitized by Google

burg (auch als juriſtiſcher Schriftſteller bekannt) iſt geſtorben. Der Großkanzler von Goldbeck ſchlägt den Regierungsdirector Vangerow zu der erledigten Stelle vor, und ſagt in ſeinem Schreiben, der Mann ſei ſehr geſchickt und rechtſchaffen, und verdiene die Stelle. Da aber der Magdeburgiſche Adel nicht gewöhnt ſei, einen bürgerlichen Präſidenten zu haben, ſo überlaſſe er es Sr. Majeſtät, ob Sie den Regierungsdirector Vangerow nicht in den Adelſtand erheben wollten. Der König antwortet, er könne nicht glauben, daß der Magdeburgiſche Adel noch ſo weit in der Aufklärung zurück ſei, um zu verlangen, daß ein Präſident, der die zu ſeinem Poſten erforderlichen Geſchicklichkeiten und Fähigkeiten beſitze, auch noch überdies ein Edelmann ſein ſolle. Ueberhaupt müſſe er dem Großkanzler eröffnen, daß er ſelbſt nicht viel auf den Adel, zumal den neuen, halte.

Wie ſorgfältig der König über ſich ſelber wacht, ſieht man aus nachſtehendem Vorfall. Er iſt vor Kurzem einmal ſehr guter Laune. Sein erſter Kammerdiener Wolter, der nun ſchon über zwanzig Jahre bei ihm iſt, will dieſen Augenblick benutzen, um etwas für ſeinen künftigen Schwiegerſohn (Juſtizcommiſſarius Nitze in Magdeburg) zu erbitten. Der König wird ernſthaft und ſagt: „Ich bin mit Dir zufrieden und habe Dich lieb; aber wenn Du noch einmal meine gute Laune benutzeſt, um etwas für Jemanden zu bitten, ſo ſind wir den Augenblick geſchiedene Leute.“

Ueberhaupt hat der König eine gute Laune, die man ihm bei dem Ernſte in ſeinem Geſichte nicht zutrauen ſollte. Ich glaube indeß, es läßt ſich erklären, warum ſie erſt jetzt zum Vorſchein kommt. Er wurde von einem ſehr düſtern, halb verrückten Menſchen, Behniſch (der z. B. Sünden wider den heiligen Geiſt wie feurige Puncte um ſich her fliegen ſah) unterrichtet, und in Potsdam faſt unter den Augen Friedrichs II. von ſteifen Soldaten erzogen. Als er nach dem Regierungsantritt ſeines Vaters beſſere Lehrer und Erzieher und zugleich mehr Freiheit bekam, wurde er heiterer, und ich kann Ihnen aus dem Anfang dieſer Periode einmal einige drollige Anekdoten von ihm ſchreiben, die ich aus Maſſows Munde habe. Bald nachher ſah er die tolle Wirthſchaft im Staate, und mußte ſeinen Verdruß darüber verbergen. Das machte ihn ernſt, verdrießlich, — und daher die Vorurtheile gegen ihn, die er jetzt ſo ſchön widerlegt, und die ich, wie Sie ſich vielleicht erinnern, ſchon im vorigen Sommer lebhaft beſtritt. Die Liebe zu ſeiner Gemahlin trug dann ohne Zweifel viel dazu bei, ihn milder und humaner zu machen und ſo den Nachtheil ſeiner frühern Erziehung zu vermindern. Hier noch eine Probe von ſeiner guten Laune. Neulich ſind die Königin, ihre Schweſter, die beiden Brüder des Königs, die Hofdamen u. ſ. w. bei den Spieltiſchen ſehr laut. Der König hat ſich in eine Ecke geſetzt und lieſt. Endlich wird ihm der Lärm zu arg; er geht raſch auf die Spieltiſche zu und ſagt: „Der

Digitized by Google

König kommt!" Alle stehen auf und sind verlegen. Kaum merkt er das, so sagt er: „Na, jetzt ist der König da, und nun laßt Euch weiter nicht stören!"

„Die reine Vernunft ist vom Himmel gekommen und hat sich auf einen Thron niedergelassen!" Dies Urtheil hat gestern Abend Marcus Herz über unseren König gefällt; und durch ein Ungefähr, da ich dem Hofmarschall von Massow auf der Straße begegnete, konnte ich machen, daß dies schon heute der Königin mitgetheilt werden mußte. Herz hätte indeß der reinen Vernunft die Gutmüthigkeit oder Herzensgüte zur Begleiterin geben sollen. Man ist wirklich in Verlegenheit, was man bei unserem König höher schätzen soll: seinen ruhigen, schnelldurchblickenden Verstand, oder sein der Menschlichkeit und jeder schönen Empfindung so offenes Herz.

Massow erzählte mir heute in aller Geschwindigkeit eine Anekdote, die nun zwar schon über sechs Wochen alt ist, aber mir doch noch unbekannt war. Er hat die Zimmer des verstorbenen Königs im hiesigen Schlosse gleich nach dessen Tode versiegeln müssen. Dicht neben diesen Zimmern wohnte Herr Rietz, dessen Zimmer ebenfalls versiegelt wurde. Massow findet auf dem Tische mehrere offene, niederträchtig kriechende Briefe, die einige Staatsminister — ihre Namen wollte er nicht Preis geben, sie lassen sich indeß leicht errathen — an Herrn Rietz geschrieben hatten. Er bringt sie dem Könige, und sagt dabei: „Ew. Majestät müssen doch Ihre Leute kennen lernen." — Der König liest, stampft mit dem Fuße, und sagt: „Ist denn in so wenigen Jahren der preußische Geist ganz verschwunden!" Massow hat erwidert: „Er schläft nur; Ew. Majestät werden ihn wohl wieder erwecken." — Und die Prophezeihung scheint in Erfüllung zu gehen.

Wie gut der König und die Königin gegen Leute sind, deren Charakter erprobt ist, und die ihre Zuneigung haben — davon dient unter anderen der Generaladjutant von Köckeritz zu einem Beweise. Der König und die Königin bemerken, daß dieser sich gleich nach der Mittagstafel immer wegschleicht und erst nach einer halben Stunde wiederkommt; sie wollen gern wissen, was er während der Zeit anfängt, und schicken ihm einen Bedienten nach. Dieser geht unter einem guten Vorwande in des Generals Zimmer, und findet ihn am Kamin bei einer Tasse Kaffee und mit einer Tabakspfeife im Munde. Am folgenden Tage will Köckeritz nach Tische wieder weg; der König sagt aber: „Warten Sie doch noch ein Weilchen" — und führt ihn in ein kleines Zimmer. Nicht lange, so kommt die Königin mit einem Präsentirteller, auf dem eine Portion Kaffee und ein brennender Wachsstock steht, und nun hilft kein Widerreden; er muß seine Pfeife bei der Königin rauchen, und raucht sie seitdem alle Nachmittage.

Bei Gelegenheit des Tabakrauchens. Neulich ist große Cour bei der verwittweten Königin. Auf einmal bemerkt man einen starken Tabaksgeruch;

Digitized by Google

und siehe da! Se. Excellenz der türkische Ambassadeur haben sich im Nebenzimmer Ihre Pfeife angesteckt und rauchen mit vollen Zügen. Man hat das lächerlich gefunden, ihn aber nicht in seinem Vergnügen gestört.

Die Leute, welche als Deputirte von Corporationen Audienz bei dem Könige gehabt haben, wundern sich alle, daß er sich um das Detail so mancher Gegenstände bekümmert hat. So fragte er z. B. die Magdeburgischen Kaufleute: „Der Handel ist bei Ihnen ohne Zweifel zeither sehr beträchtlich gewesen?" — „Ja, Ew. Majestät; aber jetzt, da wieder Friede ist, wird er sich vermindern." — „Während des Krieges hatten Sie doch meistens nur Transitohandel. Sie müssen sich nun Mühe geben, daß Magdeburg seinen eigenen Handel erweitert."

Unsere Denk- und Preßfreiheit ist so gut wie gänzlich wiederhergestellt. Zum Beweise dient, daß der „Obscurantenalmanach" in den Zeitungen feil geboten werden darf, obgleich darin steht, Wöllner sei entweder ein Narr, den man ins Tollhaus, — oder ein Schurke, den man ins Zuchthaus bringen müsse, — und obgleich auch die anderen geistlichen Charlatane, Hermes, Woltersdorf, Oswald u. s. w. darin gewaltig mitgenommen werden. Am stärksten beweist indeß die Wiederherstellung unserer Preßfreiheit Tellers Gedächtnißpredigt auf Friedrich Wilhelm II.; zwei Stellen darin sind so merkwürdig, daß ich sie Ihnen abschreiben muß. Seite 9: „Es kann mit Wahrheit von ihm gesagt werden, daß er alles, was zum Glück seiner Unterthanen gereichen konnte, nach seinem freundlichen Sinne wollte, in so weit es ihm nicht verborgen blieb, oder er sonst durch mannichfache Umstände, von welchen der Mächtigste auf Erden abhängig bleibt, nicht daran verhindert wurde; und also auch (welches hinzuzusetzen die Unparteilichkeit mir besonders zur Pflicht macht) nichts dafür konnte, wenn seine Verfügungen selbst in den wichtigsten Angelegenheiten der Religion bald mißverstanden, bald übertrieben, und wohl noch öfter von falschen Eiferern oder irregeleiteten Schwärmern oder arglistigen Heuchlern gemißbraucht wurden." Seite 11: „Aber was diesem Andenken gleichsam das festmachende Siegel aufdrückt, und woran sich die Anbetung Gottes selbst anschließt, ist die Betrachtung, daß Er, der Höchste, den König zu einem der ersten Werkzeuge mit bestimmt hatte, dessen Er sich bedienen wollte, die Völker Europens, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, durcheinander zu rütteln, und seinen Rathschluß, ein Neues unter ihnen zu schaffen, mächtiglich auszuführen. Wir wissen Alle, welche beispiellose Staatsumwälzung in einem der größten Reiche vorgegangen ist u. s. w. Da nun war er es, der verewigte König, der nach dem Plane des Ewigen, zu der Zeit auf dem Throne sitzen, und Theil nehmen sollte, um die große Veränderung in Gang zu bringen .... So mußte also Friedrich Wilhelm II. schon einige Jahre mehr in die Reihe der Könige Preußens eingetreten sein, ... um das

Digitized by Google

große Ganze mit einzuleiten und dann durch friedliche Unterhandlungen es seinem nie vorhergesehenen Ende näher zu bringen u. s. w."

Es gehört doch in der That Muth dazu, so etwas auf der Kanzel zu sagen und hinterher noch drucken zu lassen.

Von Wöllner, auf den die erstere dieser Stellen wohl vorzüglich mit gemünzt ist, muß ich Ihnen gleich noch eine Anekdote mittheilen. Dem Oberschulrath Steinbart*) waren auf Verwendung des Ministers Zedlitz 2000 Thaler jährlich angewiesen, um ein Seminar für Schullehrer anzulegen. Er machte sofort Anstalten dazu, kaufte ein Haus und verschrieb ein paar Lehrer. Auf einmal wurde, als Wöllner Einfluß bekam, alles rückgängig, und Steinbart erlitt einen beträchtlichen Verlust an seinem eigenen Vermögen. Er wendet sich mit Vorstellungen an Friedrich Wilhelm II., bekommt aber nie Antwort. Jetzt hat er sich bei unserm jungen König gemeldet. Dieser schreibt an das Oberschulcollegium und verlangt Bericht. Wöllner findet für gut, als Chef, den Bericht selbst zu erstatten, und unterzeichnet ihn blos mit seinem Namen. Der König schickt aber seinen Bericht zurück und schreibt dabei: „Ich habe Bericht von dem Oberschulcollegium verlangt und nicht von dem Minister."

Wöllner wird überhaupt sehr in die Klemme gerathen. Er hat vor sechs oder sieben Jahren den verstorbenen König beredet, ein schon vor mehr als hundert Jahren verlassenes Bergwerk, Alvensleben im Magdeburgischen, wieder bauen zu lassen. Man hat dem Könige eingebildet, es gebe da Gold und Silber; aber der Bau ist mit 200,000 Thaler jährlichem Verlust betrieben worden. Der Minister des Bergwerkdepartements, Heinitz, hat Vorstellungen gegen diese unsinnige Verschwendung gemacht; Wöllner hat ihm aber geantwortet: „es wird Ew. Excellenz wohl nichts angehen, wenn der König für gut findet, jährlich 200,000 Thaler auf sein Vergnügen zu wenden." Heinitz hat jetzt seinen Briefwechsel mit Wöllner producirt, und das kann wohl schwerlich ohne Folgen bleiben.

Großes Aufsehen macht eine von dem Könige selbst geschriebene Cabinetsordre an die sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w. die ich ihrer Originalität wegen wörtlich mittheile.

„So bekannt es mir auch ist, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen u. s. w. viele äußerst brave, rechtschaffene, arbeitsame und fähige Menschen angestellt sind, und daß gemäß dessen auch die

*) Gotthelf Samuel Steinbart, geboren 1738, war Director des Gymnasiums in Züllichau, ward 1787 als Oberschulrath und Professor der Philosophie und Theologie nach Frankfurt an der Oder berufen.

Digitized by Google

Geschäfte in der Art bisher getrieben werden; so ist mir auch im Gegentheile nicht entgangen, daß sich verschiedene andere Subjecte darunter finden, die nichts weniger als vorbenannte Qualitäten besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig observiren: woraus denn wiederum erfolgt, daß nicht allemal so gehandelt wird, als es zu erwarten gewesen. Da nun aber ein dergleichen Verfahren inskünftige durchaus nicht mehr gelitten werden soll, auch solche unnütze Brot-Esser dem Staate nur à charge, und mehr schaden als nützen; so werden sämmtliche Departements-Präsidenten u. s. w. aufgefordert, wenn sich dergleichen unbrauchbare Subjecte in ihren resp. Departements finden sollten (woran nicht zu zweifeln, wenn ohne Parteilichkeit verfahren wird) selbige zu notiren und davon Listen höhern Ortes einzureichen, bei welchen dann in kurzem die Ursachen der physischen und moralischen Untauglichkeit anzumerken, auch wie sie am besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen: denn es ist nothwendig, daß auch hierin ein Unterschied zu treffen, indem, zumal bei wichtigen Stellen, keine incapable und ihrem Posten nicht gewachsene Subjecte füglich gelitten werden können ohne dem Ganzen zu schaden. Dergleichen Männer können aber vielleicht sonst gut und ehrlich sein; dahingegen ganz unbrauchbare, physisch und moralisch, erstere wenn sie infirme und incapable, mit einer mäßigen Pension zu verabschieden, letztere, die moralisch Untauglichen aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Interesse oder Schmutz gegeben, oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht gethan oder sonst ganz unbrauchbar sind, sofort zu entlassen: denn es ist besser, daß ein einziges Individuum leide, als daß das Ganze dabei zu Grunde gehe oder doch wenigstens moralisch leide. Für die Richtigkeit der Eingabe respondiren die Eingeber. Sollten hierbei Menschlichkeiten oder Parteilichkeiten vorkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, wird also auch eine dem gemäße Behandlung zu erwarten haben.

„Wenn aber gleich dergleichen Subjecte nicht augenblicklich auszumerzen, so wird dem ohngeachtet denen resp. Departements-Präsidenten u. s. w. aufs neue und schärfste aufgegeben, jeder Zeit nach Pflicht und Gewissen und dem von ihnen geleisteten Eide getreu, zu verfahren, sich der Geschäfte mit Thätigkeit und Eifer anzunehmen, und unverändert darauf zu passen daß ein gleiches von ihren Untergebenen geschehe, so daß Alles, vom Obern bis zum Niederen, wie eine Kette an einander hänge und in einander greife. Der Obere ist schuldig seinem Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, auch ihn mit Ernst dazu anzuhalten.

„Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müssige Glieder

Digitized by Google

zu besolden; wer sich also dessen schuldig gemacht, wird ausgestoßen, und sind hierzu keine großen Umstände und Proceduren nothwendig, sobald die Sache ihre Richtigkeit hat; denn der richtige und thätige Geschäftsgang kann nicht eines unbrauchbaren oder unwissenden, unthätigen Individuums halber gehemmt werden, denn der Nachtheil davon erstreckt sich auf das Ganze des Staats und dieses darf nie bei einer regelmäßigen Regierung leiden. Dieses aber kann nirgends angetroffen werden als wo Thätigkeit und Ordnung herrscht, und wo das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entschieden wird. Daß dieses geschehe, muß unverändert gemacht und darauf gehalten werden, und muß, wie schon erwähnt, der Obere seine Untergebenen jeder Zeit im Auge halten und ihnen durchaus keine Winkelzüge oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt, so wird, wie ich hoffe, und mit Gottes Hülfe, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können.

Auf dieses Alles werde ich mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt wachen, den redlichen wackern Mann jederzeit hochzuachten und auszuzeichnen bemüht sein, so wie ich den der seiner Schuldigkeit nicht gehörig nachlebt, dafür ansehen und nach Maßgabe der Umstände, mit Strenge, aber Gerechtigkeit zu bestrafen wissen werde: wonach sich ein Jeder zu achten und vor Schaden zu hüten; und ist dieses meine ernstliche und bestimmte Meinung.

Hiernach hat sich sowohl das Etats-Ministerium selbst zu richten, als diese meine eigenhändige Ordre durch die einzelnen Departements-Chefs an die Präsidenten ergehen zu lassen."

Berlin, 23. November 1797.

Friedrich Wilhelm.

Dieses Cabinetsschreiben hat Eindruck gemacht, und alle Geschäftsleute bieten jetzt ihre besten Kräfte auf. Ganz Berlin freut sich, daß es doch nun von der Ministerregierung erlöst ist, und daß jeder Einzelne sich wieder bei dem Könige Gehör verschaffen kann. Ich wette, unsere sonst so gepriesene und seit mehreren Jahren sehr heruntergekommene Justiz wird nun wohl nicht länger Processe, die in einem halben Jahre beendigt sein könnten, drei Jahre lang hinschleppen.

In der vorigen Woche hat Gedike ein Souper gegeben, wobei neben mehreren Gelehrten und Geschäftsmännern auch der Minister Struensee, Nicolai und Bieweg gewesen sind. Die Rede kommt auf die Cabinetsordre, und Nicolai erzählt bei Tisch folgenden neuesten Streich von Wöllner: „Sie

Digitized by Google

kennen alle die eigenhändige Cabinetsordre des Königs. Nun, die hat auch der Herr von Wöllner bekommen, und ihr zufolge den Präsidenten der Consistorien befohlen: gewissenhaft anzugeben, welche Prediger sich nicht nach dem Religionsedikte richten!" Die ganze Gesellschaft ist über diese bêtise oder diese effronterie des Herrn von Wöllner in ein lautes Gelächter ausgebrochen, und dem Minister Struensee sind, wie Vieweg mir erzählt, vor allem Lachen Thränen in die Augen getreten. Natürlicherweise hat es dann nicht an lustigen Einfällen über Seine höchst alberne Excellenz gefehlt.

Ich erhalte soeben die Abschrift einer sehr wichtigen Cabinetsordre, die ich Ihnen sofort mittheilen muß. Sie wissen, daß dem Oberconsistorium seine Rechte geschmälert und zum Theil gänzlich genommen waren, — daß man Examinationscommissionen anstellte, den Predigern und Schulleuten elende Lehrbücher aufdrang u. s. w. Jetzt hat das Oberconsistorium — natürlicherweise ohne Zuziehung Wöllners — seine Rechte reclamirt, und auf seine Vorstellung folgende Antwort bekommen:

„Se. Kön. Majestät haben die Vorstellung erhalten, worin das Oberconsistorium um Wiedereinsetzung in diejenigen Rechte bittet, welche demselben nach seiner Instruction zustehen, und finden um so weniger Bedenken diesem Gesuche zu genügen, da das Oberconsistorium dadurch in den Stand gesetzt wird, die ihm obliegenden Pflichten ohne Einschränkung zu erfüllen, und seinen Wirkungskreis mit zweckmäßiger Thätigkeit zur Beförderung wahrer Sittlichkeit und Religiosität auszubreiten. Se. Majestät wollen daher, daß das Oberconsistorium seinen Geschäftsgang überall nach den Worten und dem Sinn seiner Instruction einrichte, und alle dagegen eingeschlichene Mißbräuche, besonders bei Examinirung der Candidaten, Einführung der Lehrbücher, Besetzung der Pfarrstellen, Censur theologischer und philosophischer Schriften und dergl., in Zukunft vermeide, und mit gehöriger Behutsamkeit gänzlich abstelle; wogegen Höchstdieselben von den sämtlichen Mitgliedern des Oberconsistoriums eine erneute Anstrengung ihres Diensteifers zur gewissenhaften Erfüllung ihres höchst wichtigen Berufes mit vollem Vertrauen gewärtigen."

Berlin, 27. December 1797.

Friedrich Wilhelm.

Am 4. Januar 1798 hat der General von Bischofswerder endlich seine Demission erhalten; wenn doch nun bald von Wöllnern etwas Aehnliches in der Zeitung stände! Aber der hat eine breite Stirn, und will sich so lange behaupten als möglich. Als am vorigen Donnerstag die gewöhnlichen Ge-

Digitized by Google

schäfte im Oberconsistorium beendigt sind, tritt Zöllner*) auf und sagt: „Ich habe nun noch in Betreff einer Cabinetsordre vorzutragen, deren Inhalt uns Allen bekannt ist. Wie soll es jetzt mit den Verfügungen an die Provinzialconsistorien gehalten werden?" — Wöllner: „Wie so? was für Verfügungen?" — „Nun, nach der Instruction des Oberconsistoriums müssen die an uns ergangenen Befehle den Provinzialconsistorien mitgetheilt werden." — „Wozu ist das in diesem Falle nöthig?" — „Es steht ja in der Cabinetsordre ausdrücklich, daß die eingeschlichenen Mißbräuche, besonders bei Examinirung der Candidaten u. s. w, abgestellt werden sollen." — „Nun, Sie wollen doch Hermes und Hillmer nicht etwa absetzen?" — „Nein, wir wissen wohl, daß wir das nicht können." — „Nun, so examiniren Sie doch, und lassen Sie Hermes auch examiniren; das Mehr schadet ja hier gar nichts." — „Ich dächte, wir müßten über die Sache gemeinschaftlich berathschlagen." — „Ich bitte, daß Sie dem geistlichen Departement Bericht erstatten." — So ist man auseinander gegangen. Natürlicher Weise wird nun das Oberconsistorium aufs Neue an den König schreiben. Biester hat gemeint, dies Benehmen passe ganz in Wöllners Plan. Er wolle das Oberconsistorium nöthigen, sich so oft an den König zu wenden, bis dieser der Sache müde werde. — Ich hoffe aber, der König soll auch hier einmal wieder überraschen.

Lassen Sie mich meinen heutigen Brief (vom 27. Januar 1798) damit eröffnen:

An den Minister von Wöllner.

„Die Deutung welche Ihr meiner Ordre vom 23. November v. J. in Eurem unter dem 5. December an die Consistorien erlassenen Rescript gegeben habt, ist sehr willkührlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort vorhanden ist, welches nach gesunder Logik zur Einschärfung des Religions-Edictes hätte Anlaß geben können. Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftighin nicht ohne vorherige Berathschlagungen mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Eurem Departement kein Mangel ist, zu Werke geht, und hierin dem Beispiel des verewigten Münchhausen folgt, der denn doch mehr als viele Andere Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen. Zu seiner Zeit war kein Religions-Edikt, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt, und das geistliche Departement stand bei Einländern und Ausländern in der

*) Johann Friedrich Zöllner, Oberconsistorialrath, Probst zu Berlin und Pastor Primarius; Inspector des vereinigten Berlin- und Zöllnerschen Gymnasiums, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften.

Digitized by Google

größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorstellungen, und möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie die Sache des Gefühls, des Herzens und der eignen Ueberzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einer gedankenlosen Plapperei herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst fest stehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit denken sollen. Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach ächt Lutherischen Grundsätzen verfahrt, welche so ganz dem Geiste und den Lehren des Stifters unserer Religion angemessen sind, — wenn Ihr dafür sorget, daß Predigt- und Schulämter mit rechtschaffenen und geschickten Männern besetzt werden, die mit den Kenntnissen der Zeit, und besonders der Exegese fortgeschritten sind, ohne sich an dogmatische Subtilität zu kehren: so werdet Ihr es bald einsehen können, daß weder Zwangsgesetze, noch Erinnerungen nöthig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksclassen zu verbreiten. Ich habe Euch diese meine Meinung auf Euren Bericht vom 10. d. M. nicht vorenthalten wollen."

Berlin, den 12. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm.

Welch eine Cabinetsordre! Sie ist ächt, dafür kann ich stehen, da ich die unverwerfliche Autorität vor mir habe. Schade, daß ich über die veranlassenden Umstände nicht genau unterrichtet bin; doch hoffe ich, sie bald zu erfahren. Jetzt kann ich Ihnen nur sagen, daß Wöllner die bekannte eigenhändige Cabinetsordre des Königs an die sämmtlichen Minister, Präsidenten u. s. w. für seinen Kopf den Provincialconsistorien zugeschickt und dem Könige in seinem Rescripte Dinge in den Mund gelegt hatte, an welche dieser nicht gedacht haben konnte. Zur Erläuterung: Die Departementsminister rescribiren (nach der preußischen Geschäftsordnung) an die ihnen untergeordneten Collegien, d. h. sie sprechen im Namen des Königs: „Wir, Friedrich Wilhelm u. s. w. thun Euch hiermit zu wissen u. s. w." Nun hat Wöllner in seinem Rescript dem König sagen lassen: das Religionsedict solle in seiner ganzen Kraft aufrecht erhalten werden, u. s. w. Dieses Rescript wird dem Könige von einem Ungenannten in der Provinz zugeschickt, und gleich nach dem Empfange erläßt er dann das kräftige Schreiben an Wöllner.

Digitized by Google

Welch eine Stirn muß der Mensch haben, daß er im Stande gewesen ist, dieses Schreiben selbst im Oberconsistorium vorzulesen und dabei zu äußern, der verstorbene König habe es so gewollt, der jetzige wolle es anders; er werde sich nach dem Befehle richten, künftig mit den Herren Räthen gemeinschaftlich verfahren u. s. w.

Noch eine Cabinetsordre muß ich Ihnen mittheilen, die gewiß einzig in ihrer Art ist. Freienstein ist ein Flecken in der Priegnitz von 116 Feuerstellen (nach Büsching), und gehört der Familie von Winterfeld. Die Einwohner führten seit vielen Jahren Processe mit der Gutsherrschaft, und jetzt wieder einen über Hut- und Triftgerechtigkeit. Sie verloren den Proceß in allen drei Instanzen, wollten sich aber dem Urtheile nicht unterwerfen, und begingen allerlei Excesse. Man erstattete dem Könige Bericht darüber, und er erließ nun folgendes Schreiben:

„Bürger von Freienstein! Gern nennte ich Euch meine lieben Bürger und Unterthanen; aber wie kann ich das, da Ihr meine Befehle verachtet, ungehorsam gegen Eure Obrigkeit seid, Euch gegen sie zusammenrottet, und sie durch Gewalt an der Ausführung ihrer Pflichten verhindert? Also, Ihr Bürger von Freienstein, Ihr habt Euch schwer vergangen und habt Strafe verdient, und wenn ich Euch blos nach den Gesetzen behandeln wollte, so hättet Ihr schon die militärische Hülfe in Euren Mauern, um solche zu vollziehen. Allein es schmerzt mich, daß Ihr von allen meinen Unterthanen die ersten und einzigen sein sollet, an welchen solche Strenge ausgeübt wird, und daß Ihr auf diese Art der Schande und Verachtung des ganzen Landes blosgestellt werdet, wo solche rebellische Widersetzlichkeiten, gottlob! unerhört sind. Ich will daher noch einmal die Güte mit Euch versuchen. Gehet in Euch, folget der Stimme und dem Rathe der guten Menschen die unter Euch sind, und nicht den eigennützigen Rädelsführern, die Euch zu verführen suchen. Leistet den Bürgereid, den Ihr nach Gesetz und Recht zu leisten schuldig seid. Gehorchet der Obrigkeit, und suchet durch eine ruhige und gesetzmäßige Aufführung doch einmal den verhaßten Ruf der Widerspänstigkeit von Euch abzuwälzen, der schon seit so langen Jahren auf Euch ruht und Euch unglücklich macht. Ich bitte Euch darum als ein wohlmeinender Vater, und befehle es Euch als Euer König. Ihr sollt mir alsdann als treue und rechtschaffene Unterthanen lieb und werth sein, und ich werde Euch in allem, was recht ist, schützen. Kehrt Ihr aber nicht sogleich zu Eurer Pflicht zurück, so wisset, daß ich ein strenges Exempel an Euch statuiren werde, und daß bereits die erforderlichen Befehle gegeben sind, auf den ersten neuen Unfug das Militär bei Euch einrücken zu lassen und Euch

Digitized

zu harten Strafen abzuführen. Richtet Euch also hiernach, wenn ich Euch das Vergangene vergeben und vergessen soll, und wenn Euch Eure eigne Wohlfahrt und die Liebe Eures Königs etwas werth sind."

Berlin, den 7. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm.

Es kann nicht befremden, daß ein solcher König nicht blos geliebt, sondern beinahe angebetet wird, und daß jetzt Jedermann bei dem Gedanken zittert, er könnte seinem Volke nicht lange bestimmt sein. Denn leider ist der König krank; er hat die Masern und Rötheln, die, wenn sie auch an sich selbst nicht gefährlich wären, doch für die Folgen besorgt machen. Hoffentlich wird bald alle Gefahr vorüber sein; zu befürchten ist für den Augenblick nichts, wenn nur der König sich lange genug schont, und nicht zu früh wieder arbeitet.

„Il nous gâte le métier!" sagte Louis XV. einmal von Friedrich II. „Sacre dieu, il nous perd la révolution!" hat neulich ein republikanischer Franzose gesagt, als ihm einige Cabinetsordres des Königs vorgelesen und einige Anekdoten von ihm erzählt worden sind. Wohl hat Wieland sehr Recht mit dem, was er Ihnen in dem Briefe vom 18. Januur schreibt: „Nur mehr solche Könige und Fürsten; und es wird keinem Volke oder Völkchen weiter einfallen, sich zu republikanisiren!"

Wahrheit und Dichtung vom Kriegsschauplatze.

I.

Die Diplomatie der Großmächte hat wieder einmal ihre Kunst glänzend erwiesen, den Gang der Ereignisse so zu leiten, daß gerade das Unerwartete und Unerwünschte in der Wirklichkeit eintrifft. Baldiger Frieden wurde zugesagt und der Krieg zwischen den Südslaven und Türken hat an Erbitterung zugenommen, der Kampf sollte localisirt werden und hat seitdem sich über weitere Landschaften verbreitet. Noch darf der Humor, wenn er von den Thaten auf dem Kriegsschauplatze hört, sich regen. Die Kämpfe dort haben den glücklichen Charakter, daß sie beiden Parteien stets zu glorreichem Siege verhelfen und wenn sie nur noch einige wenige Wochen andauern, so müssen sich beide Heere, die südslavische und die türkische Armee, nothwendig bis zum letzten Manne verblutet haben. Die schöne Geschichte von den zwei Uniformknöpfen, die schließlich von den kämpfenden Feinden allein übrig blieben, be-

Digitized by Google

sitzt alle Aussicht verwirklicht zu werden. Vorläufig werden wir Deutsche in keine unmittelbare Mitleidenschaft gezogen, selbst das Reichsgesundheitsamt, welches am ehesten wird berufen werden, uns vor den Folgen eines orientalischen Krieges zu bewahren, dürfte erst im Herbste zum Einschreiten den Anlaß finden. Bis dahin und so lange der Streit nicht weitere Furchen gezogen hat, bleiben wir guten Muthes und sehen der weiteren Entwickelung der Dinge aufmerksam und ruhig zu. Als Führer sollen die slavischen Zeitungen, die in Oesterreich erscheinen, dienen. Nicht weil wir sie für wahrheitstreuer halten als die türkischen Blätter. Im Gegentheil. Die bis jetzt publicirten Schlachtberichte werfen auch auf die Türken den Schein der Lügenhaftigkeit. Aber wie plump, wie wenig erfinderisch lügen die Türken! Sie begnügen sich damit, die Resultate der wirklichen Gefechte zu fälschen, die slavischen Blätter dagegen melden Siege, ehe noch Schlachten geschlagen worden, sie versichern, daß Tschernajew, „der große Feldherr", die türkischen Armeen „zerstäube", sie lassen in der Donau Schiffsmühlen stille stehen, weil die Leichname ermordeter Bulgarenhelden die Mühlräder hemmen, und erzählen, wie ein junges bulgarisches Mädchen Wunder wirke, mit der rothen (!) Fahne in einer Hand und dem hölzernen Kreuze in der anderen die bis dahin feigen Landleute sammle und zum Siege führe. Jedenfalls verstehen die slavischen Correspondenten und Zeitungen die Nachrichten vom Kriegsschauplatze pikanter zu bereiten. Aber noch aus einem anderen Grunde halten wir uns gern an slavische Quellen. Ueber die Absichten und Pläne der Pforte sind wir ziemlich genau unterrichtet, d. h. wir wissen, daß es ihr verwehrt ist, im Falle des Sieges die Früchte desselben zu pflücken. Es wird wirksame Einsprache erhoben werden gegen jede Einbuße an Macht, welche etwa Serbien oder Montenegro erleiden könnten, es wird sogar die Forderung einer größeren Selbständigkeit für Bosnien und die Herzegowina wieder auftreten, da ja dieselbe unabhängig von den jüngsten Verwickelungen gestellt wurde. Nicht einmal die Kriegskosten wird die Pforte von dem besiegten Feinde einzuziehen im Stande sein, welcher nur mit fremder Hülfe die Mittel zur Kriegführung zusammenraffte. Höchstens, daß wieder eine türkische Besatzung in die Belgrader Festung gelegt und so gut gemacht wird, was die so recht kindisch dilettantische Vielgeschäftigkeit des Herrn von Beust verschuldet hat. Ganz im Ungewissen sind wir dagegen in Bezug auf die politischen Folgen eines Sieges der Serben. Wäre der Aufstand und der Krieg in Wahrheit der vulkanische Ausbruch einer furchtbar gereizten Volksleidenschaft, die alles auf einen Wurf setzt, um nur dem unerträglichen herrschen Zustande zu entrinnen, so könnte wenigstens die sympathische Empfindung an Stelle des politischen Verstandes die Rechnung versuchen und die Zukunft rathen. Laut genug wird die Verwandtschaft des serbischen und montenegrinischen

Digitized by Google

Auszuges mit den griechischen Freiheitskämpfen jetzt betont; doch kann ein wirklich unbefangener Mann sich so wenig davon überzeugen wie von dem angeblichen civilisatorischen Berufe der griechischen Kirche. Der Aufstand in der Herzegowina und in Bosnien ist künstlich genährt und von Monat zu Monat mühselig weiter geschleppt worden. Die Hälfte der Summe, welche dazu nöthig war, hätte zur Dämpfung der Unruhen ausgereicht. Wäre der Aufstand wirklich spontaner Natur gewesen, jetzt, wo die Hülfe der Stammes- und Glaubensbrüder naht, müßte er in noch mächtigere Flammen auflodern. Unterdessen ist es ganz still von demselben geworden, die Aufständischen haben ihre Arbeit gethan, sie werden zurückgeschickt und um ja die Welt nicht über die Frivolität des Krieges in Zweifel zu lassen, verheißt der Führer eines serbischen Armeecorps, doch im Einverständnisse mit der serbischen Regierung, den muhamedanischen Slaven die ausgedehntesten politischen Privilegien, wenn sie sich am Kampfe gegen die Türkei betheiligen. „Ihr sollt im Staate in Allem bevorzugt werden", ruft General Zach den Bosniaken zu, vergessend, daß die Brutalität derselben Menschen vor zwölf Monaten dem mitleidigen Europa als Ursache der Volksempörung vorgehalten wurde. Ist wirklich Jemand noch so naiv, an die Opferwilligkeit der Fürsten Milan und Nikolaus zu glauben? Jeder fürchtet, der andere werde ihn bevortheilen, und den Aufstand im eignen Interesse ausbeuten; den serbischen Fürsten bedrängt überdies die Sorge, wenn er sich lässig zeige, werde ihm ein Sprosse der abgesetzten früheren Fürstenfamilie den Thron streitig machen. Nichts als Eifersucht und schnöde Selbstsucht haben die Kriegserklärung dictirt, die leichtsinnigste und frivolste, welche jemals abgegeben wurde. Wer in dem Wortlaut derselben auch nur den geringsten Schein des Rechtes erblickt, der muß die so arg verdammte französische Kriegserklärung 1870 geradezu als eine sittliche That preisen.

Keine gerechtere Strafe könnte die beiden Fürsten treffen, als wenn sie auf jeden Gebietszuwachs verzichten müßten und die Herzegowina, nach deren Besitz beide schielen, zu einem von ihnen unabhängigen, selbständigen Staatswesen erhoben würde. Durch freie Volksabstimmung dieses Resultat zu erzielen, würde keine großen Kosten machen und wenn es Oesterreich gelänge, auf den neuen Fürstenstuhl einen ihm freundlich gesinnten Mann — ein Name schwebt schon seit längerer Zeit auf manchen Lippen — zu bringen, so hätte es vorläufig die größte Gefahr von sich abgewendet. Denn der Krieg der Südslaven ist nur zuerst gegen die Türken, in weiterer Aussicht auch gegen Oesterreich gerichtet. Ganz offen sprechen sowohl die Berichte aus Belgrad, wie die Leitartikel slavischer Zeitungen, selbst die Proclamationen der serbischen Heerführer sich über die Wünsche, Hoffnungen und Pläne der Aufständischen aus. Es fehlt ihnen nicht an Bundesgenossen. Fürst Milan sieht in seiner

Digitized by Google

Proclamation im Geiste bereits die Enkel des Themistokles und Botzaris im Felde gegen die Ungläubigen. Auch auf den Leiter der rumänischen Regierung, auf Bratiano, setzen die Serben große Hoffnungen. Man solle, heißt es in Belgrader Correspondenzen, dem Scheine seiner Friedensliebe nicht trauen; noch habe er die Hände nicht frei, noch müsse er die Constituirung des Senates, dessen er nicht ganz sicher sei, abwarten; dann aber würden gewiß 30,000 Mann rumänischer Truppen an der Grenze bereit stehen. Diese Erwartung ist ohne Zweifel ebenso wenig begründet, wie die des Anschlusses der mohamedanischen Bosniaken an den Aufstand und die Proclamation Milans zum Könige von Bosnien, wovon als einer bereits vollzogenen Thatsache berichtet wird. Aber wenn auch Träume, sind doch diese Behauptungen für die Richtung der Geister bezeichnend. Geglaubt werden sie selbstverständlich von der Partei, zu deren Vortheil sie sich verwerthen lassen, unbedingt, ebenso wie die Fabel, daß der Großfürst Wladimir, als Koch verkleidet, sich durch Serbien durchgeschlichen habe bis zum Fürsten Milan, der als vorsichtiger Mann weit vom Schusse „zwei Stunden vom Schlachtfelde At Palánka entfernt" verweilt. Mit diesen Bundesgenossen und heimlichen und offenen Freunden kann der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft erscheinen.

Wenn die Serben gesiegt, die Türken von ihnen aus Bosnien und der Herzegowina und aus Bulgarien vertrieben sind, was dann? Der Krieg ist kein serbo-türkischer Krieg. Im Namen der „slawischen Idee" wird er geführt, gegen alle Feinde der Slawen ist er gerichtet. Daß zu diesen die Magyaren gehören, kann man täglich in den slawischen Blättern lesen, die überdies versichern, die orientalische Frage reiche bis nach Wien und die austro-ungarische Regierung thue wohl daran, sich vorzusehen, da die gegenwärtigen Kämpfe auch über Oesterreichs Schicksal entscheiden dürften. Erst ein südslawischer Großstaat, der seine Bewohner vollkommen befriedigt, wird mit Oesterreich in Frieden leben. Wie weit soll sich aber der südslawische Staat ausdehnen? Wenn man diese und ähnliche Pläne und Drohungen als leeres Gerede der Zeitungsschreiber bei Seite schiebt, kann man dasselbe auch mit den Proclamationen der Generale Tschernajew und Zach (eines ehemaligen österreichischen Subalternofficiers, der schon über dreißig Jahre in Serbien lebt) thun? Tschernajews Proclamation wendet sich an alle Christenvölker der Balkanhalbinsel, kündigt mit dürren Worten den Religionskrieg an, und versichert, daß im Falle des Mißlingens des Kampfes Rußland bereit stehe, den Krieg fortzusetzen. Noch deutlicher spricht General Zach: „Verlaßt Euch nicht auf Englands Hilfe," ruft er den mohamedanischen Bosniaken zu, die nebenbei gesagt, schwerlich viel von Englands diplomatischer Thätigkeit erfahren haben, „denn hinter uns steht Rußland, das nicht allein in Europa mächtige

Digitized by Google

Verbündete zählt, sondern auch mit Amerikas Hilfe den englischen Handel vernichten kann, noch ehe die Engländer Zeit gewonnen, auch nur eine einzige russische Festung zu erobern. Die Türkei möchte sich dann in ein Flammenmeer verwandeln, dessen Funken von den Hufen der Kosakenpferde zertreten würden. Sollten wir nicht die Kraft besitzen, das Thor, das uns zur Freiheit führt, zu öffnen, so wird es Rußlands eiserne Hand aufbrechen und über den Leichen unserer Feinde werden wir unter dem Beifall der edlen Nationen Europas rufen: „Es lebe die Freiheit, es lebe das Slawenthum!“ Wir haben eine Woche bereits gewartet, ob nicht diese von Blödsinn strotzende Proclamation als eine Fälschung erklärt wird, ebenso lange, ob nicht die russische Regierung sich gegen den Mißbrauch des russischen Namens aussprechen wird. Weder das eine noch das andere ist geschehen. Das giebt Stoff zum Nachdenken. In unserem Jahrhundert ist niemals in gleicher Frist so viel intriguirt und gelogen worden, wie in den letzten acht Wochen. Meint man wirklich, daß diese Intriguen und Lügen unbedingt nöthig waren, um einem armen, unterdrückten Volksstamme zur Freiheit und Bildung zu verhelfen?

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Reichstadter Zusammenkunft. Die deutsche Industrie. — Die Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Oesterreich in Reichstadt hatte schon lange ehe sie wirklich stattfand, alle denkbaren politischen Combinationen, Befürchtungen und Hoffnungen wachgerufen und als sie nun Thatsache wurde, da wiederholte sich dasselbe bunte Spiel der Conjecturen. Wenn man sich die Sache ruhig überlegte, so konnte man eigentlich nur in einem Falle Grund zur Besorgniß entdecken, in dem nämlich, daß die Entrevue, die doch fest beabsichtigt war, schließlich doch nicht zu Stande gekommen wäre. Dann war es ersichtlich, daß zwischen Rußland und Oesterreich eine ernstliche Spannung herrschte, die sich jeden Augenblick in Gefahr drohender Weise vergrößern konnte. Da aber die Chancen für die Zusammenkunft stets dieselben blieben und da dieselbe wirklich stattfand, so mußte man sich sagen, daß trotz mancher Verschiedenheit der Meinungen und Interessen im Großen und Ganzen zwischen Rußland und Oesterreich die Eintracht herrscht, die zur Localisirung des türkisch-serbischen Krieges und zur Erhaltung des europäischen Friedens absolut erforderlich ist. Die Thatsache der Zusammenkunft selbst bürgt dafür. Sie demonstrirt in sehr ostensibler Weise für das gute Einvernehmen Rußlands und Oesterreichs und man hätte schwerlich zu einem so drastischen Beweismittel gegriffen, wenn man seiner Vor-

Digitized by Google

bedingungen und seiner Wirkung nicht vollkommen sicher gewesen wäre. Anderen Falles wäre die Folge dieses Schrittes nur die gewesen, daß sich die Gegensätze bei dieser Zusammenkunft in sehr unliebsamer Weise verschärft hätten, und das wird wohl kaum Jemand der Betheiligten gewünscht haben. Es war sonach klar, daß der Tag von Reichstadt dem europäischen Frieden zu Gute kommen mußte. Die ersten Nachrichten, welche von österreichischer Seite über sein Ergebniß verbreitet worden sind, bestätigen auch vollauf diese Meinung. Es heißt da, daß Rußland und Oesterreich sich gegenüber dem türkisch-serbischen Kriege im Principe der Nichtintervention geeinigt hätten und daß sie sich vorbehielten, im Falle einer entscheidenden Wendung dieses Krieges ein Einvernehmen aller christlichen Mächte herbeizuführen. Hinzugefügt wird, daß man in Wien die Gefahr einer Erweiterung des Krieges als beseitigt ansehe. Abgesehen davon, daß diese orientirenden Andeutungen offenbar authentischer Quelle entstammen, sprechen auch viele innere Gründe dafür, daß sie die Situation richtig kennzeichnen. Nicht allein in Reichstadt, sondern auch im englischen Parlament und in Paris ist es mehrfach von berufener Stelle ausgesprochen worden, daß die Mächte die Politik der Nichtintervention befolgen werden. Natürlich muß ein Moment eintreten, wo die Action der Mächte wieder einsetzt. Wir haben hier früher bereits darauf hingewiesen, daß dieser Augenblick gekommen sein wird, sobald der serbische Krieg zu irgend einem endgiltigen Ergebnisse geführt haben wird, und wir haben auch schon bemerkt, daß dann das Vorgehen der Mächte kein einseitiges, sondern ein gemeinsames sein wird, wie dies das Interesse des europäischen Friedens erfordert. Diese sich aus der Lage von selbst ergebenden Gesichtspuncte, die hier Alle theilen, die den politischen Dingen näher stehen, sind nun in Reichstadt von den Leitern der russischen und österreichischen Politik als deren Grundsätze bezeichnet worden. Natürlich freut man hier sich dieses Ergebnisses, denn erstens hat man hier die Reichstädter Entrevue eifrigst befördert und sodann kann es hier nur Befriedigung erwecken, daß die Politik der Nichtintervention und die Aufrechterhaltung des Einvernehmens der Mächte, für die man hier im Stillen und mit möglichster Vermeidung jeden Hervortretens wirkte, von den befreundeten Mächten zum Zielpuncte ihres Handelns erhoben worden sind. Was den bisherigen Gegensatz zwischen Rußland und Oesterreich anlangt, so wurde derselbe bekanntlich zum größten Theile durch die verschiedene Stellung beider Mächte zu Serbien hervorgerufen. Während Rußland im Falle eines serbischen Sieges eine Vergrößerung Serbiens nicht nur dulden, sondern sehr gerne sehen würde, wehrt sich Oesterreich nach Kräften gegen das Eintreten dieser Eventualität. Schon der bloße Gedanke an dasselbe hatte in Oesterreich in diesen Tagen eine geradezu staatsgefährliche Erregung hervorgerufen und es ist sicher anzunehmen, daß unter den Wünschen des Grafen Andrassy sich in allererster Linie das Verlangen befunden hat, Rußland möge einer solchen Eventualität in Gemeinschaft mit Oesterreich vorbeugen, und da man sich geeinigt hat, so ist auch weiter darauf zu schließen, daß Rußland sich dieser österreichischen Forderung accommodirt hat und eintretenden Falles nicht viel für Serbien in Anspruch nehmen wird.

Digitized by Google

Uebrigens rechtfertigen die bisherigen Ergebnisse des Krieges die Besorgnisse Oesterreichs durchaus nicht. Bis jetzt scheint es viel wahrscheinlicher, daß Rußland in die Lage kommen wird, die Mächte um die Erhaltung Serbiens zu ersuchen, als Vergrößerungen für dasselbe zu begehren. Die Waffenerfolge der Serben entsprechen bis jetzt nicht den großen Worten, mit denen sie den Krieg ankündigten. Man kämpft an allen Seiten der serbischen Grenze, zumeist an fünf Puncten, bei Saitschars am Timok, bei Babina Glava und Alpalanka, bei Novibazar, bei Sienitza und an der Drina vor Belina. An allen diesen Orten ist viel Blut vergossen, doch ist es nur dem General Tschernajeff bei Babina Glava gelungen, ein wenig vorwärts zu kommen, und auch er ist durch starke türkische Streitkräfte im Schach gehalten. Auf allen übrigen Puncten scheinen die Serben entweder geschlagen oder doch wenigstens aufgehalten zu sein. Daß die Gefechte fast durchgehends auf türkischem Gebiete statthaben, widerspricht dem nicht, denn die Türken haben ausdrücklich erklärt, den Angriff der Serben zunächst auf ihrem Gebiete abwarten zu wollen. Auch die Montenegriner haben bisher keine Erfolge zu verzeichnen gehabt. Ebenso wenig hört man von neuen Actionen der Insurgenten in der Herzegowina und in Bosnien, und gar nicht endlich haben sich die Hoffnungen erfüllt, welche die Serben auf die Hülfe Griechenlands gesetzt haben. Vielmehr hat die griechische Regierung ihrerseits erklärt, daß sie bei ihrer friedlichen Politik zu beharren gedenke und daß sie insbesondere mit Serbien keinerlei Beziehungen und Verbindungen unterhalte. Bis jetzt hat es daher mit dem Umsichgreifen und Uebergreifen des Panslarismus noch gute Wege. Andererseits liegen auch Anzeichen dafür vor, daß die Türkei im Falle ihres Sieges genöthigt sein wird, sich Mäßigung aufzuerlegen. Offenbar war es bisher directe oder indirecte Unterstützung Englands, welche die kriegerische Action der Türkei stützte. Seit einiger Zeit nun macht sich in England selbst eine starke Strömung gegen diese Politik der englischen Regierung geltend. Schon zweimal hat man sich im Parlamente offen gegen eine Parteinahme Englands für die Türkei ausgesprochen und kein Geringerer als John Bright war es, welcher dabei das Wort führte. Es kann nicht fehlen, daß diese Opposition die Thatenlust der englischen Regierung und die Ansprüche der Pforte wesentlich herabmindern wird. Sollte daher Rußland einst in die Lage kommen, für Serbien gute Worte einlegen zu müssen, so wird es an England keinen zu schroffen Gegner finden und da es der Unterstützung Oesterreichs und Deutschlands ohnehin sicher ist, so würde in diesem Falle die Friedensstiftung keine allzuschwierige sein.

Mittlerweile ist auch unser Kaiser mit dem Fürsten Bismarck in Würzburg zusammengetroffen, um mit ihm über die augenblicklich schwebenden Fragen der großen Politik Rücksprache zu nehmen. Der gegenwärtige Moment mußte dazu ganz besonders geeignet erscheinen. Kaiser Wilhelm hat nicht unlängst eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander gehabt, dieser hat soeben den Kaiser Franz Joseph besucht und in Kürze wird wieder unser Kaiser bei dem Kaiser von Oesterreich in Ischl eintreffen. Alle diese Besuche gelten der Aufrechterhaltung der guten Beziehungen der drei Monarchen zu einander und sehr erklärlicher Weise wünscht der Kaiser zu dieser Zeit die Verbindung mit seinem Kanzler.

Auf dem Gebiete der inneren Politik herrscht tiefste Ruhe. Auch von der Wahlbewegung hört man zur Stunde wenig. Dagegen ist in den Zeitungen und im Publicum überhaupt ein lebhafter Streit entbrannt, über die Stellung

Digitized by Google

und die Leistungen der deutschen Industrie im Vergleiche zu der des Auslandes. Die Veranlassung dazu gab bekanntlich der Bericht, welchen der Director der hiesigen Gewerbe-Akademie Professor Reuleaux über die deutsche Ausstellung in Philadephia von dort hierher gelangen und hier publiciren ließ. Das Urtheil Reuleaux über die deutschen Leistungen lautet außerordentlich abfällig, hat hier theils lebhafte Bestätigung, theils heftigen Widerspruch gefunden und in allen Fällen eine außerordentliche Erregung hervorgerufen. Reuleaux faßt seine Vorwürfe gegen die deutsche Industrie und das deutsche Kunstgewerbe in drei Puncten zusammen, die er zugleich als Gründe ihres Niederganges bezeichnet: die deutsche Industrie hat den Grundsatz „billig und schlecht". Dem deutschen Kunstgewerbe ist der Sinn für das selbstlos Schöne, für die durch sich selbst wirkende Schönheit verloren gegangen, es kennt nur tendenziös-patriotische Motive. Die deutsche Industrie weist einen Mangel an Fortschritt im Geschmack und im rein Technischen auf. Wir haben in diesen Blättern, ohne uns auf die Gründe des Rückschrittes der deutschen Industrie im speciellen einzulassen, auf diesen Rückschritt selbst im allgemeinen schon mehrfach sehr eindringlich hingewiesen. Wir haben hervorgehoben, daß der Niedergang in der Qualität unserer Production den Fabrikaten des Auslandes bei uns im Inlande schon bedeutenden Eingang verschafft hat und auch das Absatzgebiet unserer Producte im Auslande wesentlich eingeschränkt hat und noch mehr einschränken wird. Was nun das Urtheil des Professor Reuleaux anbetrifft, so möchten wir bei ihm zuvörderst die Tendenz rühmend anerkennen, welche offenbar darauf gerichtet ist, durch offene und klare Darlegung der bestehenden Uebelstände eine Besserung herbeizuführen. Und zur Erreichung dieses Zweckes wird es jedenfalls wesentlich beitragen. Die Discussion, die einmal durch Reuleaux öffentlich angeregt ist, wird von allen Seiten aufgenommen und fortgesetzt werden und sicherlich manches unmittelbare praktische Ergebniß haben. Was nun den Inhalt des Urtheils Reuleaux' anlangt, so hält man demselben zum Theil entgegen, daß dasselbe auf einer ungenügenden Basis aufgestellt sei. Philadelphia sei der ungünstigste Ort für eine deutsche Ausstellung gewesen, viele deutsche Industrieen seien dort gar nicht vertreten, andere nur sehr unvollständig und ungenügend. Auf Grund eines solchen lückenhaften Materials müsse man nothwendig zu einem falschen Urtheil kommen. Gewiß ist Philadelphia kein günstiger Platz für eine deutsche Ausstellung und gewiß ist diese dort sehr unvollständig. Aber, so möchten wir fragen, lagen denn dort die Chancen für die Engländer, Franzosen und Oesterreicher günstiger? Gewiß nicht. Und wenn diese trotzdem dort eine ansehnliche Ausstellung zu Stande gebracht haben, beweisen sie dadurch nicht, daß sie Schwierigkeiten zu überwinden im Stande sind, vor denen wir stehen bleiben und daß ihre Industrie eben concurrenzfähiger ist als die unsrige? Weiteres wollte Reuleaux doch auch nicht erweisen. Die Gründe aus denen wir zu Hause bleiben mußten, sind einstweilen ganz gleichgiltig, die Hauptsache ist die Thatsache, daß wir es mußten und daß die Anderen hinausgehen konnten. Andere Stimmen machen bei Gelegenheit dieser Discussion im Tone patriotischer Indignation geltend, daß die deutsche Industrie mit Recht daheim geblieben sei, weil es ihr wenig angestanden hätte, dem am Schutzzoll dahinsiechenden Amerika durch Darstellung neuer Muster und Werke neuen Aufschwung zu verleihen. Abgesehen davon, daß wir eine solche Nothlage in Amerika trotz aller verderblichen Wirkungen des Schutzzolles nicht erkennen können, auch kaum glauben, daß eine Weltausstellung gerade ein sehr geeignetes Mittel wäre, um

ihr entgegenzutreten, möchten wir die Unrichtigkeit dieses handelspolitischen Standpunctes vor allem wiederum dadurch nachweisen, daß derselbe sich nirgendwo in der Welt geltend gemacht hat als bei uns. Und wenn die Fremden auch wahrhaftig nicht maßgebend sein sollen für unsere mercantilen Anschauungen, so ist doch nicht einzusehen, weshalb wir für unsere Muster und Modelle in Amerika mehr zu fürchten hätten als sie. Mithin sind wohl was Philadelphia und die amerikanischen Verhältnisse überhaupt anlangt, die Chancen des Gelingens für alle Nationen fast die gleichen gewesen. Ungleich waren doch nur die verschiedenen Industrieen an sich und wenn die unsrige dort schlecht vertreten war oder vielfach ganz fehlte, so traf sie das Verdict Reuleaux' mit Recht. Außerdem darf man getrost annehmen, daß einem Fachmanne, wie Reuleaux, der in seinem Ausspruche die Gründe des Niederganges der deutschen Industrie im allgemeinen und nicht allein der in Philadelphia vertretenen angeben will, auch diese ganze Industrie aus hinreichender Erfahrung vor Augen gestanden hat. Ueber die von Reuleaux angeführten Gründe des industriellen Rückganges möchten wir Folgendes bemerken. Wir theilen mit ihm vollkommen die erste und die dritte Anklage, die deutsche Industrie arbeitet leider wirklich zu ihrem Schaden billig und schlecht, sie macht auch keine Fortschritte im Geschmack und im Technischen. Dahingegen möchten wir das deutsche Kunstgewerbe in Schutz nehmen gegen den Vorwurf, daß ihm der Sinn für die selbstlose Schönheit abhanden gekommen wäre und daß es nur von tendenz-patriotischen Motiven geleitet werde. Erstens ist das thatsächlich nicht der Fall, und wer sich heute zur Ausstellung nach München begiebt, wird dem beistimmen. Sodann aber, wenn sich augenblicklich neben dem selbstlos Schönen das patriotische Gefühl ein wenig in den Vordergrund drängt, was thut es? Zunächst ist das sehr erklärlich. Zum ersten Male seit zweihundert Jahren sind wir wieder zum nationalen Bewußtsein gelangt. Warum sollen wir uns dessen nicht freuen, nicht davon sprechen in Wort und Bild? Aber es ist nicht nur erklärlich, es ist auch gut. Wenigen Völkern ist es vergönnt gewesen, auf eine solche Zeit zurückzuschauen wie auf die ruhmreiche Erhebung Deutschlands in den letzten zehn Jahren. Und Jeder, der da wünscht, daß uns dieses Bewußtsein in Gegenwart und Zukunft lebendig bleibe, der muß auch wünschen, daß die Kunst dazu beitrage es rege zu halten. Darum zürne man nicht dem Patriotismus in der deutschen Kunst! J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Preußen am Abschlusse der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Ferdinand Fischer. Berlin, G. Reimer. — Die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hat, war ebenso schwierig wie bedeutend; um so mehr wird man für ihre Lösung dankbar sein müssen. Er unternahm es, uns das Bild jenes denkwürdigen Jahres zu zeichnen, das dem preußischen Staate seine Verfassung, den deutschen Geschicken damit eine neue bedeutsame Richtung gab. Er wollte uns die Basis klarlegen, auf der unser politisches Fühlen bewußt oder unbewußt zu seinem großen Theile heute noch mitberuht, eine Geschichte der Meinungen am chronologischen Wendepunct des Jahrhunderts, der zugleich zum politischen ward. Zum erstenmale fand damals die Nation ein würdiges Organ, ihr Wollen zu vertreten, wie es eben nur in einem großen Staate möglich war. In

Digitized by Google

Hoffnung und Vertrauen hat besonders seit dieser Zeit ein guter Bruchtheil unseres Volkes die Augen auf die Vertretung wie auf die Regierung Preußens gerichtet, nicht immer unverzagt, aber doch immer wieder neugestärkt, von hier aus das einzige Heil des deutschen Einheitsstaates erharrend. Neben den Dahlmann, Droysen und Treitschke, die auch in den trüben Tagen des Zweifels unermüdlich dem deutschen Volke die richtigen Wege des Hoffens wiesen, hat der Verfasser in kleineren und beschränkteren Kreisen über ein Menschenalter hindurch den Gedanken der deutschen Einheit durch Preußen geweckt, genährt und festgehalten, und es giebt seinen Erinnerungen, die, von den Schlacken persönlicher Leidenschaft frei, unentwegt das Allgemeine im Auge halten, einen ganz besonderen Reiz, daß sie aus dem frohen Gefühl erfüllter Hoffnungen heraus geschrieben sind. Das giebt ihnen die Frische der Darstellung, die auch über gewisse Breiten, die sich hie und da finden mögen, wohlthuend hinweghilft. So wird das Buch nur zu empfehlen sein und ganz besonders uns Jüngeren, die wir geneigt sind unsere Geschichte erst seit einem Jahrzehnt zu datiren, wird es Achtung einflößen vor dem Ernst und Eifer, in welchem in jener Zeit vorbereitend gewirkt und gearbeitet ward.

Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. Von Max Duncker. Leipzig, Duncker & Humblot. — Die Abhandlungen zur preußischen Geschichte, die in diesem schönen Buche uns nun gesammelt vorliegen, waren zum großen Theil schon bekannt, aber sie verdienten es wahrlich, vereint aufs Neue uns geboten zu werden, auch wenn die bessernde Hand des Autors ihren Werth nicht noch erhöht hätte. Es sind wahre Cabinetsstücke der kritischen Darstellung auf historischem Gebiete. „Eine Flugschrift des Kronprinzen Friedrich" widerlegt die bisher geltenden Meinungen über die Chronologie und Tendenz der „Considérations" Friedrich II. „Die Schlacht von Kollin" rettet den Ruf der preußischen Infanterie in der Affaire; „Die Besitzergreifung von Westpreußen", welche zum erstenmal eigentlich diese Dinge völlig klar legt, stellt dar, wie der wichtige Erwerb das Resultat der standhaften Friedenspolitik Friedrichs des Großen war. Die übrigen Abhandlungen enthalten preußische Dinge der napoleonischen Zeit: „Preußen während der französischen Occupation", ein Aufsatz, der allein für sich ein Buch bilden könnte, und nach unserem Urtheil zugleich der beste der Sammlung; „Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen Frankreich gezahlt" und „Die Mission des Obersten von dem Knesebeck nach Petersburg". Der Verfasser war zwar in der glücklichen Lage, über ein reiches Material in aller Bequemlichkeit verfügen zu können, aber die Kunst, Archivalien zu verarbeiten, ist in Deutschland so selten, daß auch von diesem Standpuncte aus das Buch ganz besondere Beachtung verdient.

Geschichte der evangelischen Flüchtlinge in der Schweiz. Von J. C. Mörikofer. Leipzig. — Die culturhistorische Bedeutung der Schweiz als des classischen Landes der wegen ihres Glaubens Verfolgten wird hier zum erstenmal zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht, die höchst interessante Resultate zu Tage fördert und unser kirchengeschichtliches Wissen ganz erheblich ergänzt. Neben England und Italien während kurzer Zeiträume, ist es besonders Frankreich, das hier seit der Bartholomäusnacht fast ausschließlich in Frage kommt. Nicht nur die innere, auch die statistische Seite der Sache ist durch sorgfältige Studien festgestellt, und mit Theilnahme liest man, wie das kleine Land nicht ohne momentane politische und wirthschaftliche Selbstverleugnung oft bedeutende Culturkräfte sich dienstbar zu

Digitized by Google

machen oder doch den allgemeineren Interessen zu Gute zu erhalten und aufzubewahren wußte. So verdient das Buch die Aufmerksamkeit auch derer, denen kirchliche Dinge ferner stehen.

Notiz.

Zur Doctorfrage. — Wie wichtig die Doctorfrage für die gedeihliche Entwickelung des deutschen Universitätswesens ist, geht aus Nichts so klar hervor, als aus dem raschen Wachsen der Literatur über diesen Gegenstand. Hatten wir erst neulich Gelegenheit, auf die Schrift eines Gießener Professors hinzuweisen, worin mit Entschiedenheit auf die Gleichstellung der dortigen Promotionsnormen mit denen der meisten anderen Universitäten gedrungen wird, so giebt sich jetzt abermals von dort eine Stimme in gleichem Sinne kund. Nur ist diesmal der Kreis, innerhalb dessen die Doctorfrage erwogen wird, etwas enger gezogen. Es handelt sich nämlich speciell um „die Doctorpromotionen der Chemiker", worüber der Professor der Chemie in Gießen, Dr. A. Naumann, einen Vortrag (bei J. Ricker daselbst) soeben hat im Druck erscheinen lassen. Die Wahl des Themas ist vollkommen begreiflich, wenn man hört, daß man in gewissen Kreisen geglaubt hat, die chemischen Doctorpromotionen hätten besonderen Anspruch auf Erleichterung. Gegen diese falsche Meinung wendet sich der Verfasser unter Berufung auf die ersten chemischen Autoritäten und zeigt, wie nothwendig selbst für die künftige Praxis irgend welche wissenschaftliche Leistung ist. Gedruckte Dissertation ist auch hier das erste Erforderniß und in keiner Weise läßt sich dagegen anführen, es sei dieselbe in der Mehrzahl der Fälle doch nicht selbständig gemacht. Der Verfasser weist diesen Einwand, womit man an den noch am meisten im Rückstand befindlichen Universitäten Heidelberg und Gießen die gedruckte Dissertation abzuwenden sucht, mit treffenden Gründen zurück. Aus seinen weiteren Ausführungen ergiebt sich dann, daß man in Gießen, was freilich Niemand für möglich halten sollte, sogar an eine Erleichterung der Promotionen gedacht hat. Ein doctor rerum naturalium einziger Art ohne Nachweis einer Maturitas und ohne gedruckte Dissertation*), die doch bei dem Straßburger und Tübinger doctor rerum naturalium unbedingt verlangt wird, sollte in Gießen eingeführt werden. Dies hält der Verfasser mit Recht für völlig verkehrt und deckt dabei mit rühmenswerther Offenheit die Schäden des seither dort üblich gewesenen sowie des geplanten Verfahrens auf. Seine Forderungen für die Promotion der Chemiker, die er schließlich zusammenstellt, sind dieselben wie die von Mommsen: 1. Maturität mindestens einer Realschule erster Ordnung, 2. gedruckte Dissertation, 3. öffentliches, mündliches Examen, wobei selbstverständlich die Zulassung von der ganzen Facultät ertheilt wird und der Examinator des Hauptfachs nicht überstimmt werden kann. Wie lange wird man sich noch gegen die allgemeine Anerkennung dieser Forderungen sträuben dürfen? P.

*) Die Gefahr einer noch weiter gehenden Erleichterung der Promotionsbedingungen, als sie so schon in Gießen besteht, scheint nun allerdings nach den kürzlich in der zweiten hessischen Kammer gethanen Aeußerungen des Ministerpräsidenten von Stark beseitigt. Anm. d. Red.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 14. Juli 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die gemüthliche Stellung des Menschen zum Thiere.*)

Von Karl Ludwig.

Nicht zu allen Zeiten faßte man den Kreis der Pflichten, die dem Menschen gegen die belebte Welt obliegen, so weit, als es in unseren Tagen von den höher begabten Völkern geschieht. Steigen wir an der Hand der geschichtlichen Urkunden in die Vorzeit hinab, so erfahren wir, daß selbst bei den Griechen, die uns heute noch als Denker und Künstler zum Vorbilde dienen, unter dem Schutze der Gesetze nur die Vollbürger des Staates standen, für welchen jene gegeben waren. Diesen beschränkten Umfang des sittlichen Gebotes erweiterte zuerst die Weisheit römischer Staatslenker, die allen Menschen von weißer Farbe der Haut, welche besiegt in dem weiten Reiche wohnten, das römische Bürgerthum und dadurch gleiches Recht mit dem Sieger verliehen. Durch diese That hat sich die Weltmacht der Römer hoch über die aller früheren Herrschervölker gestellt, die sich sämmtlich nicht von dem Gedanken trennen konnten, daß die Verschiedenartigkeit der Sprache und der Gesichtszüge auch eine Ungleichheit der Berechtigung in sich schließe.

Den Schritt, in welchem die Staatskunst die sicherste Bürgschaft für die Stärkung des Reiches erkannte, that fast gleichzeitig aus einem Bedürfniß des Herzens das Christenthum. Unbekümmert um Nutzen oder Schaden erhob es die Liebe des Menschen zur höchsten sittlichen Pflicht.

Empfing durch diesen Ursprung der Grundsatz von der Gleichberechtigung der Völker erst seine wahre Weihe, so zeigte sich auch durch die Ausdehnung, die er jetzt über Zeit und Raum gewann, das Uebergewicht der milden Gesinnung über den rechnenden Verstand; denn von nun an hörte der Mensch nicht an den Grenzen des römischen Reiches auf und die Dauer der brüderlichen Liebe war nicht mehr an den Bestand der römischen Herrschaft gebunden.

---

*) Vortrag in der ersten Generalversammlung des Thierschutzvereins zu Leipzig.

Digitized

Aber darum, weil eine Wahrheit erkannt und eindringlich gepredigt wird, gelangt sie noch nicht zur allgemeinen Geltung. Noch länger als ein Jahrtausend, seitdem das Kreuz erhoben war, meinte der Christ dem anders Gläubigen keine andere Empfindung als die des Hasses schuldig zu sein. Als endlich auch die religiöse Duldung zur Herrschaft kam, da stand noch in voller Blüthe die Ueberzeugung, daß die begabteren Menschenrassen nur Rechte, die niederen nur Pflichten zu üben hätten; darum hielt man es nicht für Sünde, nahezu alle Bewohner eines großen Welttheiles in die Banden der Sklaverei zu schlagen. Die Ströme von edlem Blute, welche in den Kriegen des vorletzten Jahrzehnts jenseits des Oceans vergossen wurden, haben erst den Negern die irdische Erlösung gebracht und sie in die volle Gemeinschaft der übrigen Menschen aufgenommen.

Langsam aber stetig entwickelte sich im Gange der Geschichte das sittliche Gefühl des Menschen, und auf dem Wege, den es betreten, will es heute noch nicht stille stehen. Ein neues Zeichen für sein lebendiges Wachsthum hat das Gewissen der Menschheit durch die Gründung von Vereinen gegeben, die, wie der unsere, alles Lebendige in die Hut des menschlichen Geistes nehmen und in die Rechte einsetzen wollen, welche jedem Thiere Kraft seiner Anlagen zukommen.

Aus dem Mitgefühle und dem Nachdenken, welche dem Menschen die Liebe und Achtung zu dem eigenen Geschlechte einflößten, entspringt auch der Trieb die Thierwelt aus dem Stande der Schutzlosigkeit zu heben. Seitdem aus dem Geiste des Menschen die Vorstellung schwand, daß am Firmamente die fabelhaften Göttergestalten schreiten, seitdem es ihm offenbar ward, daß in dem unendlichen Raume ungezählte Welten schweben, größer und reicher gegliedert als unser kleiner Planet, da trat, so scheint es in der Stellung der Erde zu unserem Gemüthe, ein Umschwung ein.

Ob die Menschheit im Angesicht der fremden Welten erst auf der eignen sich doppelt heimisch fühlte, oder ob sie dem als Bruchtheil des Universums erkannten Erdball gegenüber eine Stärke gewann, die ihr vordem fehlte, kurz, sie begann in der Zeit, welche auf Copernicus folgte, die Erde und alles was sie trägt mit einem Eifer zu durchforschen, wie ihn nur eine mächtige Zuneigung oder ein gehobenes Selbstgefühl verleihen kann.

Unter die edelsten Früchte, welche aus dieser Arbeit erwuchsen, zählt die Erkenntniß von einer vorher nicht geahnten Verwandtschaft, die zwischen dem Menschen und dem Thiere im Baue und im Leben ihres Leibes besteht. Von dieser Anschauung aus, die alles Lebende umfaßt und jedem Thiere gleich uns das Recht giebt, die Kräfte zu gebrauchen, welche ihm eingeboren wurden, regelt sich die Verpflichtung, die wir dem Thiere schulden, anders als früher, wo nur die Theilnahme mit dem leidenden und der Haß gegen das schäd-

Digitized by Google

liche Geschöpf allein und nicht zugleich die verständigen Erwägungen sprachen.

Von dem Tage an, wo das Roß gezäumt, der Stier geschirrt und der Hund zum Wächter der Heerde gesetzt ward, haben Tausende von Menschen das Wohlwollen gegen das hülfreiche Thier und den Zorn gegen das widerstrebende gefühlt, aber immer lag der Handlung ein persönliches Verhältniß zu Grunde. Wie sehr sich dieses heute anders verhält, dafür spricht laut, daß die Vereine für den Thierschutz zahlreiche Mitglieder enthalten, die höchstens ausnahmsweise, sei es im guten oder im bösen Sinne, unmittelbar mit den Thieren verkehrten. Bei allen diesen Mitgliedern tritt in den Vordergrund das Verlangen der Menschenseele, der Thierwelt ihr Recht zu gewähren, auf Grund einer wahrhaftigen Ueberzeugung und des besten Wissens, und ihnen genügt es nicht mehr mit dem Mitleid des empfindsamen Gemüthes, sie drängt es, mit dem Mitgefühl des Gesetzgebers zu messen.

Wenn, wie wir zu glauben berechtigt sind, jedes lebendige auch ein fühlendes Wesen ist, so verlangt das Mitleid gebieterisch, daß auch dem armseligsten Wurme ein ungestörtes Wohlbehagen gegönnt werde. Doch wie schön der Grundsatz klingt, er wäre der unausführbarste, ja der verderblichste von allen, welche geübt werden können. Dieses leuchtet ein aus dem Erfahrungssatz, daß alle Thiere, welches auch ihr Name sei, sich nur aus den Stoffen ernähren können, welche ursprünglich von den Pflanzen gebildet sind.

Aus diesem Verhältniß zu einer beschränkten Summe von nährenden Stoffen und aus der fast unbeschränkten Fähigkeit der Thiere sich zu vermehren, folgt nothwendig ein unausgesetzter Kampf zwischen den Geschöpfen, dessen Furchtbarkeit noch dadurch erhöht wird, daß zahlreiche Thierarten nicht von dem Stoffe, wie ihn die Pflanzen liefern, zu leben, sondern ihn erst dann ihrem Leibe anzueignen vermögen, wenn er der Bestandtheil eines Thieres geworden ist. So verdrängt nicht blos ein Thier das andere und überliefert es dem Hungertod, es fallen unter schmerzlichen Leiden jeden Augenblick auch Tausende von empfindenden Wesen andern zum Opfer; zunächst nur darum, weil ein mächtiger Trieb zur Selbsterhaltung auch über die Kräfte zu seiner Erfüllung gebietet.

Auf das Gemüth des Menschen macht dieser Kampf einen vorzugsweise tiefen Eindruck, wenn das erwürgte Geschöpf zum Besten eines Wesens dient, das nicht mit einer höheren, sondern einer weit niederen Befähigung zum Genusse des Lebens begabt ist. Findet der beschwingte Vogel mit scharfem Auge den blinden und trägen Wurm und verzehrt er ihn unter jubelndem Gesange, so vermag man sich noch mit dem Untergang des niederen Geschöpfes zu versöhnen; wie aber, wenn der Wurm, dem kein Gehör den Ton und kein Gesicht das Licht zuträgt, den Leib des lebenden Menschen zernagt, wenn das

Digitized by Google

schönste und höchste was wir kennen, zerstört wird, um ein Wesen zu erhalten, das in der ödesten Einförmigkeit dahin lebt.

Vor diesem wie vor vielen anderen Räthseln unseres eigenen, wie alles anderen irdischen Daseins steht der Mensch in stummer Entsagung ihre sittliche Lösung zu finden zugleich mit dem Bewußtsein der Ohnmacht an die Stelle des Grauen erweckenden Zustandes einen anderen zu setzen, der seinem sittlichen Empfinden besser entspräche. Und wohnte uns die Kraft inne, den Thierstaat unserem Empfinden gemäß zu gestalten, besäßen wir dann auch die Vermessenheit, um die von übermenschlicher Einsicht zeugende Ordnung der thierischen Welt von Grund aus nach den beschränkten Begriffen unseres Verstandes zu ändern?

Aus diesem Verhängniß, dem der Mensch unentfliehbar anheimgegeben ist, empfängt er die Lehre, sein Empfinden nicht über Gebühr zu verzärteln, zugleich aber reift in seinem Innern der Entschluß, sich nicht durch unnützes Morden und Quälen mit Schuld zu beladen und zu helfen wo er vermag.

So gewährt im Sinne der Gesetze, welche den Thierstaat beherrschen, das sittliche Bewußtsein eine Schranke, die das Thier vor dem Mißbrauch der übermächtigen Kräfte schützt, welche wir vor ihm voraus haben.

In der That, kein guter und lebensfroher Mensch wird es als Sünde empfinden, wenn er die Schaar der Insecten vertilgt, die sich unsere Pflanzungen zur Zerstörung erkoren, wenn er das Raubthier erschlägt, das in die Heerden einbricht, und noch Niemand wird eine Thräne über den Tod eines Schmarotzers geweint haben, den er zum Schutze für seinen eignen Leib zerdrückte. So mag uns denn auch fürderhin die Nothwehr als berechtigt und die That als tugendhaft erscheinen, welche an den Ort, wo bisher das Thier planlos zerstörte, das verständige Wirken des Menschen setzt.

Nur mag es immer die Nothwehr sein, welche unsere Hand leitet, wenn wir sie gegen das Thier wenden. Jedes Geschöpf, und sei es auch auf die niederste Stufe der Reihe gestellt, welche sich vom Infusorium an bis zum Menschen empor erstreckt, ist ein Werk von einer Vollendung, wie es keine menschliche Kunst zu erschaffen vermag. Wie sehr die Achtung vor dem Leben des Thieres mit der Einsicht in den wunderbaren Bau seiner Organe steigt, ist bekannt. Oft genug kann man gewahren, daß der Fuß des wissenschaftlich Gebildeten den Wurm meidet, welchen der Unkundige gleichgiltig zertritt.

Doch schon längst ist der Mensch aus der nur abwehrenden Stellung gegen die Thiere getreten, er hat sich manches ihrer Geschlechter dienstbar gemacht, indem er sie ihren natürlichen Gewohnheiten entfremdete. Durch dieses Band, welches der Mensch im eignen Interesse geknüpft hat, ist ihm auch die Pflicht erwachsen, für das Hausthier zu sorgen, leider aber auch allen den

Digitized by Google

Geschöpfen ein Feind zu sein, welche das Leben des Leibeigenen bedrohen, sei es durch unmittelbaren Angriff oder durch Entziehung der Nahrung.

Angesichts dieses von dem Menschen geschaffenen und nach seiner Willkür zu bestimmenden Zustandes erheben sich gewichtige Fragen, die um so mehr einer Antwort bedürfen, als die Stellung der Hausthiere und die ihrer natürlichen Gegner vorzugsweise von den Vereinen zum Thierschutz in das Auge zu fassen ist.

Auf die erste derselben, ob der Mensch berechtigt sei, die Thiere zu seinem Vortheil zu züchten, dem Wurm die Seide, dem Schaf die Wolle, den Bienen den Honig zu nehmen, das Pferd und das Rind zu schwerer Arbeit zu verhalten und gar endlich so viele Thiere zu mästen, um aus ihnen eine stärkende Nahrung zu gewinnen, bedarf es an diesem Orte keiner Antwort; durch die Culturgeschichte der Völker ist sie längst gegeben.

Die Entlassung des Hausthieres aus der Hand des Menschen würde selbstverständlich das Zurücksinken auf eine Bildungsstufe bedeuten, welche in die menschliche Gesellschaft so viele Gebrechen einführte, daß der Gewinn an Empfindung, welcher aus diesem Schritte dem freigelassenen Thiere erwüchse, dagegen außer allem Betracht käme. Und wollte die Menschheit alle die Entbehrungen, welche ihr der Verlust der thierischen Hülfe auferlegte, ertragen, gehoben durch das Bewußtsein der guten That, so würden ihre Folgen doch dem Thiere nicht zu Gute kommen. Von dem Augenblick an, wo das Hausthier in die Freiheit zurückkehrt, tritt es als unser natürlicher Feind mit uns in den ungleichen Kampf, dem es bis zu seiner vollen Ausrottung gerade so unterliegen müßte, wie es mit manchen Verwandten der gezähmten Geschöpfe geschehen ist, denen die Natur die Fähigkeit versagte, sich in unseren Haushalt einzufügen. So zwingt uns ein Mitleid höherer Ordnung, welches dem Leiden der Menschen vor dem der Thiere den Vorrang der Hülfe sichert, es zwingt uns die Rücksicht auf das Thierleben selbst die befähigten Geschöpfe auch in der Zukunft als die Gefährten unserer Cultur zu betrachten.

In diese Nothwendigkeit gebannt, drängte sich zunächst die Frage auf, wie weit wir das Hausthier benutzen dürfen und was wir ihm als Gegenleistung für seine Dienste gewähren müssen.

Um für die erste der Fragen einen Standpunct zu gewinnen, wollen wir uns zunächst auf den des Vegetariers stellen, welcher das Fleisch, die Milch, die Eier aus der Zahl der menschlichen Nahrungsmittel gestrichen zu sehen wünscht. Er vermeint, indem er die Menschheit zum Verzicht auf einen der besten und ihrer Arbeitskraft förderlichsten Stoffe bewegt, das Thier vor Unrecht zu schützen. Wie täuscht sich sein geistiges Auge.

Wer das Schlachten verbietet, wird darum noch nicht den Zugstier und das Lastpferd aus unserem Hause verweisen. Denn dazu wird sich auch der

Digitized by Google

eifrigſte Anhänger der Pflanzenkoſt nicht verſteigen, daß er um des Thieres willen den Pflug ſelbſt durch den Acker zieht, welcher ihm ſein Brod bringen ſoll. Wenn er aber nur die zur Mäſtung, nicht aber die zur Arbeit führende Thierzucht verwirft, wie will er dann ohne neue Eingriffe die Tödtung der Thiere vermeiden oder auch nur die Zahl der geſchlachteten vermindern? Denn ein natürlicher, ein gewaltigſter aller Triebe zwingt das Thier zur Fortpflanzung. Kann ihn der Vegetarier ohne Blutvergießen ſtillen? Und wenn ihm ſelbſtverſtändlich hierzu kein Mittel zu Gebote ſteht, wenn er mehr Thiere, als er ſie zu ſeinen Zwecken braucht, entſtehen ſieht, ſo kann er ebenſowenig als wir das Tödten vermeiden. Zwiſchen der Anſicht des Vegetariers und der des gewöhnlichen Mannes beſteht ſomit nur der Unterſchied, daß der letztere den Nahrungsſtoff des geſchlachteten Thieres dem Menſchen nutzbar macht, auf welchen jener, von einer ſtarken Ueberzeugung getrieben, verzichtet. Und vergleichen wir die Todesart des Hausthieres mit der ſeines Herrn, ſo ſehen wir es noch bevorzugt. Weil alles, was geboren ward, auch ſterben muß, ſo ward von je das Ende des Menſchen geprieſen, das nach kurzem Kampfe erſchien. Wie wenigen iſt dies glückliche Loos beſchieden; für einen, den die feindliche Kugel oder ein Schlaganfall ſchmerzlos dahinrafft, müſſen Tauſende unter langen und ſchweren Leiden mit dem Tode ringen.

Von den trüben Stunden, die uns das Gedenken an das Elend auf dieſer Welt bereitet, iſt keine ſchwerer als die, welche dem Kundigen die Vorſtellung der vielfältigen Krankheiten bereitet, die dem Tode vorausgehen. Nur dem allgewaltigen Können, über welches die Natur gebietet, war es möglich, neben den tauſendfältigen glücklichen Erſcheinungsformen des Lebendigen auch die nicht minder große Zahl der Mittel zu erſchaffen, durch welche ſie ihr Geſchöpf verunſtaltet und vernichtet. Wäre es geſtattet, die Natur für dieſes Thun verantwortlich zu machen, ſo würde uns neben ihr ein Nero als ein Unſchuldiger erſcheinen. Um wie viel glücklicher iſt alſo das Geſchöpf, welches, nachdem ihm einmal das Leben beſchieden war, den unvermutheten Tod durch das Meſſer, ſtatt den durch ein langes Siechthum erleidet.

So wird ſich auch hier die Empfindung des verſtändigen und wahrheitsfreudigen Menſchen beruhigen, wenn ihm die Gewißheit wird, daß er den in den Geſetzen der Natur begründeten Verlauf des Lebens nicht auch noch durch ſein Zuthun mit Qualen belaſtet hat. Ein edles und ſtarkes Gemüth würde nur dann unglücklich werden, wenn es ſeinen Kräften verſagt wäre, das Unvermeidliche in der mildeſten Weiſe zu vollführen und das Vermeidliche zu lindern. Darum wird im Anblick ſo vieler Leiden der Verſtand des warmherzigen Menſchen unabläſſig auf die Mittel denken, durch welche ſie zu heben ſind; und naturgemäß wird vor Allem das Mitleid für den Menſchen rege werden, der ſchuldlos den Geſetzen der Natur preisgegeben iſt.

Digitized by Google

Dieser Grundsatz wird auch unserem Vereine bei seinem Wirken für das Thier stets gegenwärtig bleiben, niemals soll man uns nachsagen, daß wir dem Menschen das Leben verkümmerten, um unter den Thieren Wohlbehagen zu stiften. In den Grenzen, in denen wir unsere Aufgabe fassen, sind wir überzeugt, durch ihre Erfüllung dem Menschen und das Thier gleichmäßig zu fördern.

Jedes Glied unseres Vereins wird die eigne Empfindung veredeln, weil es, aufmerksam auf sich selbst, jede Handlung vermeidet, die nutzlos dem Thiere Schmerz bereitet und es wird in diesem Bestreben die Einsicht wachsen, weil es uns zum Nachdenken über die Mittel zwingt, durch welche wir gleichmäßig das Loos des Menschen und das der Thiere fördern. Unsern Kindern werden wir frühzeitig die Achtung gegen alle Geschöpfe, das Mitleid mit ihrem Schmerze einflößen, wir werden ihnen wehren, wenn sie aus mißverstandenem Erkenntnißtriebe oder mit der früh entwickelten Leidenschaft zum Sammeln gegen Käfer und Vögel ausziehen. Wir werden dagegen jedes Bestreben unterstützen, welches darauf ausgeht, durch gründliche Forschung die Leistungsfähigkeit des Thieres zu erkennen und die Mittel zu finden, durch welches seine Kraft und Freudigkeit zu heben ist. Denn uns erscheinen die Männer als die wahren Wohlthäter des Thieres, welche durch Verbesserungen der Rassen dahin wirken, daß für jede Aufgabe, die dem Thiere als Mitglied der Culturgemeinschaft zufällt, eine entsprechende Spielart gezüchtet werde, welcher die Arbeit besser und leichter als jede andere zu vollführen vermag.

Wir halten den hoch, welcher das Thier durch einen rechtzeitigen Tod davor schützt, daß ihm im Alter, wo ihm die Kräfte versagen, noch eine Arbeit aufgebürdet wird, unter deren Last es als ein Jammerbild dahinsiecht.

Unsere Hülfe werden wir dem gerne gewähren, welcher die Bedingungen verbessert, unter denen das Thier sich seines Lebens freuen und arbeiten kann, und jeder von uns wird auf diesem Felde, so weit es ihm seine Kräfte gestatten, thätig sein. So unzählig, wie die Hülfsleistung, die wir vom Thiere verlangen, sind auch die Möglichkeiten, durch die wir das Behagen und die Kraft des Thieres zu heben vermögen. Wer denkt nicht sogleich an die Straßen, an die Fahrzeuge, an die Geschirre der Lastthiere, wer nicht an waschen, scheeren und rupfen der Geschöpfe, die uns mit ihrem Kleide wärmen.

Weil aber hier nicht der Ort ist, um alle Ziele zu erwähnen, und alle Mittel zu erwägen, die in den Wirkungskreis unseres Vereins fallen, so mag es genügen, den Gesichtspunct bezeichnet zu haben, von dem wir ausgehen.

Dem Bürger von Leipzig, dessen Sinn durch Betheiligung am Welthandel auf das Große und Ganze gerichtet ist und dessen Verstand durch die

Digitized by Google

Berührung mit den Männern der Wissenschaft in höherem Maße geschärft ist, kann es nicht genügen, nur durch vereinzelte Hülfsleistung zu wirken.

Darum aber, weil wir im Großen zu schaffen gedenken, werden wir des Kleinen nicht vergessen, denn die milde Gesinnung, die uns antrieb, den Thiergeschlechtern unsere Hülfe zu bieten, wird uns nicht versagen, wenn es sich um die Qual des Einzelwesens handelt. Dieses festzuhalten, verlangt unser besseres Ich. Nur zu leicht möchte sich die Stärke des Empfindens abstumpfen, wenn wir dem Verstande allein die Lösung unserer Aufgabe anvertrauten. Uns aber ist es eine Freude, auch die Wärme des Gemüthes zu bewahren. Welchen Gewinn wir hieraus ziehen, erfahren wir sogleich, wenn wir um uns sehend bemerken, wie viele Menschen jedem von uns plötzlich näher getreten sind, an denen wir achtlos vorübergingen, als wir vor der Gründung unseres Vereins noch nicht wußten, wie nahe verwandt wir ihnen durch die gleiche Bestrebung sind.

Das deutsche archäologische Institut in Athen und die Ausgrabungen in Olympia.

Von Adolf Michaelis.

Als im Frühling des Jahres 1829 der wissenschaftliche Eifer und das organisatorische Talent Eduard Gerhards das archäologische Institut in Rom ins Leben rief, da konnte es nicht fraglich sein, daß das nächste Feld der von Gelehrten aller Nationen gemeinsam unternommenen archäologischen Arbeit Italien sein müsse. Rom war der natürliche Sitz der Leitung dieses Institutes, dessen Verzweigungen sich über Deutschland, Frankreich, England ausbreiteten, mehr um die dortigen Gelehrten zur Mitarbeit heranzuziehen, als weil diese Länder durch einheimische Funde antiker Kunstwerke irgendwie mit Italien hätten in Concurrenz treten können. Solche Concurrenz hätte höchstens Griechenland unternehmen können, das seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts allmählich immer mehr in den Gesichtskreis des wissenschaftlichen Europa gerückt und seit etwa dreißig Jahren von europäischen, hauptsächlich englischen, Gelehrten auf das Eifrigste durchforscht worden war; Griechenland, welches während des letzten Menschenalters die herrlichsten Marmorwerke der athenischen Akropolis und die lebensprühenden Friese des Apollontempels von Bassä an das britische Museum, die alterthümlich strengen Giebelgruppen des Tempels von Aegina an König Ludwigs Glyptothek hatte abgeben müssen.

Digitized by Google

Aber wer mochte damals, 1829, an archäologische Durchforschung des unglücklichen Landes denken, das eben jetzt unter den unsäglichen Greueln eines beiderseits mit erbittertem Fanatismus durchgeführten langjährigen Kampfes um Existenz und Freiheit daniederlag? Dort konnte wohl, fast zu gleicher Zeit mit der Eröffnung des archäologischen Instituts in Rom, unter dem Schutze befreundeter Waffen die heilige Stätte Olympias von französischen Gelehrten durchsucht, der ehrwürdige Tempel des Zeus von ihnen theilweise aufgedeckt worden; einem Vereine friedlicher Gelehrten durften dergleichen Pläne höchstens als fromme Wünsche für eine bessere Zukunft, sie konnten aber nicht als unmittelbare Aufgabe ihrer nächsten Arbeiten erscheinen.

Das römische Institut entwickelte sich Jahrzehnte hindurch als ein internationales Privatunternehmen, zunächst nur unter dem moralischen Schutze des preußischen Kronprinzen als Protectors, sodann mit bescheidenster materieller Unterstützung von Seiten des preußischen Staates, bis es endlich nach fast dreißigjähriger Prüfungszeit in eine sparsam dotirte preußische Staatsanstalt umgewandelt ward. Trotz alledem ist es ihm gelungen, sich zum wahren Mittelpunct der neu aufblühenden archäologischen Wissenschaft zu machen. Von ihm gingen literarische Unternehmungen aller Art aus, es erstreckte seine Verbindungen über alle Länder klassischer Cultur, es sammelte um sich die Jünger der Wissenschaft von der alten Kunst, die gern einen Theil ihrer Wanderzeit in der casa prussiana auf dem Capitol zubrachten, es spendete Anregungen nach allen Seiten.

Ganz anders verhielt es sich noch längere Zeit mit den archäologischen Studien in Griechenland. Als das Land sich endlich nach schweren Kämpfen zur Freiheit durchgerungen hatte, als den Werken des Friedens und den Arbeiten der Wissenschaft in dem verwüsteten Lande wieder eine Stätte bereitet worden war, da waren es zunächst nur einzelne Sendlinge, welche dort jene Studien pflegten. Mit Stolz nennen wir Deutschen unter diesen Aposteln der Wissenschaft auch einige hochgeachtete und hochverdiente Männer unseres Volkes, wie Ludwig Roß und H. N. Ulrichs. Allmählich schlossen sich unter den Einheimischen eine ganze Anzahl tüchtiger Kräfte ihnen an, welche sich hauptsächlich dem Studium der Inschriften widmeten, einem Wissenschaftsgebiete, auf dem die griechischen Gelehrten bis auf den heutigen Tag zum Theil ganz Vortreffliches leisten.

Um Griechenland kennen zu lernen und zugleich um die Theilnahme der dortigen Forscher an den Arbeiten des archäologischen Instituts anzuregen, begab sich Gerhard selbst im Jahre 1837, ehe er ganz von Rom nach Berlin übersiedelte, nach Athen. Seinem seltenen Talente alle Kräfte zu sammeln und zu einem gemeinsamen Zweck zu vereinigen, gelang es auch hier für das Institut und seine Ziele Propaganda zu machen. Die Bildung einer „archäo-

Digitized by Google

logischen Gesellschaft" war bereits im Werke. Am 21. April, dem Gründungstage Roms und des römischen Institutes, welcher das Ende der winterlichen Sitzungen des letzteren zu bezeichnen pflegt, veranstaltete Gerhard auf dem Boden der altehrwürdigen Akademie eine festliche Vereinigung aller Freunde des griechischen Alterthums, Einheimischer wie Fremder, deren Andenken allen Theilnehmern unvergeßlich blieb. Drei Wochen später hielt die archäologische Gesellschaft auf der Akropolis ihre erste Sitzung, welche durch eine Ansprache des damaligen Ministerialraths, jetzigen griechischen Gesandten beim deutschen Reich, Al. Rizo Rangabé, eröffnet ward. Seitdem ist diese Gesellschaft, wenn auch mit mehrfachen Unterbrechungen, durch Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift, durch Veranstaltung wichtiger Ausgrabungen, durch Bildung einer werthvollen Kunstsammlung mit großem Erfolge bemüht gewesen, die Kenntniß der griechischen Vorzeit, auf welche jeder Hellene stolz ist, zu fördern. Daneben ging die emsige Arbeit auch ausländischer Gelehrten her, und unter diesen stehen die Deutschen nicht in letzter Reihe. Es ist unnöthig, einzelne Namen hervorzuheben, da die ganze Bewegung, welche einen Forscher nach dem andern auf längere oder kürzere Zeit nach Griechenland geführt, welche zahllose Arbeiten aus dem Bereiche griechischer Kunst und griechischer Alterthümer hervorgerufen hat, noch immer fortdauert. Wird es doch durch jede Untersuchung nur klarer, wie auf dem Gebiete der Literatur, der Philosophie, der Kunst die Griechen alle anderen Völker des Alterthums weit überragen, wie aber das Verständniß ihrer Geschichte und ihres ganzen geistigen Schaffens auf das Innigste mit der Kenntniß ihres vielgestaltigen Landes, seiner Eigenthümlichkeiten, seines Klimas u. s. w. verbunden ist.

So zahlreich nun auch die Namen derer sind, welche alljährlich zu solchen Zwecken Griechenland aufsuchen, so fehlte es doch bisher an einem Mittelpunct, der sie in ähnlicher Weise vereinigte und in ihren Studien unterstützte, wie dies längst dem römischen Institut gelungen ist. Frankreich besitzt bereits seit den vierziger Jahren in Athen seine „französische Schule", welche vor allen Dingen bestimmt ist, den Staatsstipendiaten Gelegenheit zur Ausbildung in griechischer Sprache und Literaturkenntniß, zu Studien auf dem Gebiete der Topographie, der Geschichte und Alterthümer, der Epigraphik, der Kunst zu bieten. Das Unternehmen hat sich trefflich bewährt. Eine stattliche Reihe tüchtiger, zum Theil ausgezeichneter Arbeiten ist aus dieser Stiftung hervorgegangen, und was mehr sagen will, der mächtige Aufschwung, welchen die griechischen Studien während der letzten Zeit bei unseren Nachbarn genommen hat, ist in erster Linie auf die französische Schule in Athen und ihre Zöglinge zurückzuführen. Aber dies Institut hält sich innerhalb seiner nationalen Schranken, und eine ähnliche Beschränkung waltet bei der griechischen „archäologischen Gesellschaft" ob. Eine internationale Stiftung zur Förderung der

Digitized by Google

Wissenschaft war bisher nicht vorhanden, und wir Deutsche insbesondere mußten diesen Mangel empfinden, so dankenswerth es auch war, daß Preußen, selbst mit Hintansetzung bureaukratischer Gewohnheiten, stets bei seiner Gesandtschaft in Athen einen Posten für einen Mann der Wissenschaft offen hielt. Kein Wunder, daß der Wunsch nach einer dem römischen Institut entsprechenden Anstalt in Athen oft und von den verschiedensten Seiten her laut ward. Zu den eifrigsten Vertretern desselben gehörte Ernst Curtius, der einst mehrere Jugendjahre in Athen gelebt, später wiederholt seine Lieblingsstadt wieder aufgesucht hatte, und dessen ganzes wissenschaftliche Streben der lebendigen Wiedergewinnung der alten griechischen Geschichte und Cultur gewidmet ist.

Erst die Gründung des deutschen Reiches hat solche Wünsche und Pläne zur That werden lassen, und eben Curtius ist es, welchem die Freude zu Theil ward, die ersten Schritte zur Verwirklichung derselben in Athen zu thun. Das archäologische Institut ist vom Reiche übernommen worden, und das Reich hat nicht gesäumt, diese seine Anstalt mit sehr ansehnlichen, wenn auch dem Umfang und der Größe ihrer Aufgaben noch immer nicht entsprechenden Mitteln auszustatten. Größere Summen stehen jetzt zu Gebote, um wenigstens ein paar umfassende Publicationen zu fördern, an die sonst nicht gedacht werden konnte. Zahlreichere und bedeutendere Stipendien werden alljährlich an tüchtige Jünglinge verliehen, die damit ihren akademischen Lehrjahren durch eine Wanderzeit im klassischen Süden den rechten Abschluß und die rechte Weihe geben sollen. Vor Allem aber ist neben das römische Institut ein athenisches getreten, wenn auch zunächst in bescheidenerem Umfang. Es hat auf griechischem Boden alle die mannichfachen Aufgaben zu verfolgen, welche die Topographie jener klassischen Stätten, ihre Geschichte, die werthvollen in Stein geschriebenen Urkunden ihrer Vergangenheit, die köstlichen Ueberbleibsel ihrer Kunst der Wissenschaft stellen. Das Institut hat Reisen zu veranlassen und zu leiten, vorkommenden Falles auch Ausgrabungen zu veranstalten, alle Kunde zu sammeln, welche in den Bereich seiner Aufgaben gehört, und die Resultate dieser Bemühungen durch regelmäßige Publicationen zum Gemeingut der Wissenschaft zu machen. Es hat den Stipendiaten des Institutes und allen Fremden, welche das gleiche wissenschaftliche Interesse nach Griechenland führt, seine Hülfe zu leisten, durch Rathschläge und Empfehlungen, und nicht am wenigsten durch liberales Oeffnen seiner Bibliothek. Es hat endlich in regelmäßigen Zusammenkünften Einheimische und Fremde um sich zu sammeln und zu gemeinsamer Förderung der Allen gleich theuren Wissenschaft anzuregen. Kurz, das Institut hat sich, unter dem verbündeten Schutze desjenigen Reiches, von welchem es gegründet worden ist, und desjenigen Reiches, in welchem es gastliche Aufnahme gefunden hat und dessen

Vergangenheit es aufzuhellen bestrebt ist, in den Dienst der allgemeinen internationalen Wissenschaft zu stellen.

Es ist erklärlich, daß eine solche Anstalt zunächst mancherlei Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden hatte. Wir wollen aber hier nicht dabei verweilen, sondern lieber rückhaltslos unsere Freude aussprechen, daß allem Anschein nach nunmehr wenigstens die bedeutendsten Schwierigkeiten überwunden sind und daß das junge Institut in gutem Zuge ist. In der Person Ulrich Köhlers ist ganz der geeignete Mann gewonnen, um der seiner Obhut anvertrauten Anstalt überall Geltung und Achtung zu verschaffen. Köhler selbst hat dieser Aufgabe das Opfer gebracht, auf seine erfolgreiche akademische Thätigkeit an der neuerstandenen Universität Straßburg zu verzichten. Durch jahrelangen Aufenthalt in Athen als Secretär der preußischen Gesandtschaft mit der Natur seiner Aufgabe, mit den Personen und Verhältnissen völlig vertraut, ebenso sehr durch treffliche Arbeiten auf epigraphischem, antiquarischem, historischem Gebiet, wie durch maß- und tactvolles Auftreten überall hoch angesehen, ist Köhler wie kein Zweiter befähigt Schwierigkeiten zu beseitigen, Gegensätze auszugleichen und die Mitwirkung aller tüchtigen Kräfte zu dem einen Ziele herbeizuführen. So haben denn auch bereits die hervorragendsten einheimischen Gelehrten theils ihre Mitwirkung zugesagt oder bereits gewährt, theils wenigstens eine freundliche und collegialische Stellung zu dem neuen Institut eingenommen. Und da etwa gleichzeitig mit Köhlers Uebernahme des deutschen Instituts die französische Schule in Albert Dumont einen neuen Leiter erhalten hat, dessen wissenschaftlicher wie persönlicher Charakter für eine vorurtheilsfreie, rein sachliche Verfolgung der wissenschaftlichen Aufgaben bürgt, so ist vielleicht die Hoffnung nicht zu kühn, daß die beiden Schwesteranstalten ohne kleinliche Eifersüchteleien oder nationale Befangenheit sich neben und mit einander in edlem friedlichen Wetteifer der Förderung der gemeinsamen hohen Ziele widmen werden. Gern entnehmen wir ein günstiges Omen für diese Hoffnungen der Vignette, welche das gleich zu besprechende Heft ziert. Athena und Poseidon streiten um den Besitz des attischen Landes, dem jede Gottheit ihre beste Gabe bietet. Bekanntlich war der Erfolg des Streites, daß das Dach eines Tempels die Heiligthümer beider einst entzweiter, nun versöhnter Götter umschloß.

Zu den Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, gehörte auch der Druck der Institutspublicationen. Wer das Aussehen der meisten in Athen erscheinenden Bücher kennt, das graue unansehnliche Papier, den matten Druck und die stumpfen Lettern, das Büßergewand des Umschlages, der hat sich wohl mit einiger Besorgniß gefragt, welche Figur jene Publicationen machen würden, die doch nirgendwo anders als in Athen hergestellt werden konnten.

Digitized by Google

Diese Besorgnisse sind geschwunden, seit das erste Heft der „Mittheilungen“*) erschienen ist: es ist durchaus salonfähig in den Bibliotheken des übrigen Europa. Freilich hat es dazu der Beschaffung eigener Typen bedurft. Ist auch dadurch einige Verzögerung entstanden, so entspricht nun auch der Erfolg allen Wünschen. Und Gottlob nicht bloß hinsichtlich des Aeußeren; auch der Inhalt erweckt die besten Hoffnungen auf ferneres Gelingen des neuen Unternehmens.

Köhler selbst leitet die Zeitschrift ein durch eine gehaltvolle Untersuchung über die griechische Politik des älteren Dionysios. Ein paar stark fragmentierte Inschriften werden mit voller Sachkenntniß ergänzt und nicht minder scharfsinnig benutzt, um einige Streiflichter auf die Rolle zu werfen, welche fremde Mächte, von Osten die Perser, von Westen der mächtige Tyrann von Syrakus, während des ersten Drittels des vierten Jahrhunderts in den Angelegenheiten der griechischen Staaten spielten. Diese Periode griechischer Geschichte, über welche bei den antiken Historikern weder reichliche noch klare Berichte vorliegen, bedurfte in besonderem Maße einer weiteren Aufhellung, wie sie ihr hier zu Theil wird. Der Einblick in die diplomatischen Verhandlungen zwischen Athen und Dionysios, den wir hier gewinnen, und die daraus sich ergebenden Folgerungen sind in der That eine wirkliche Bereicherung unserer lückenhaften Kenntniß von den Beziehungen zwischen dem griechischen Mutterlande und den westlichen Griechen.

Nicht minder dankenswerth ist Lollings Aufsatz über die Topographie einer der berühmtesten Stätten attischen Ruhmes, der Ebene von Marathon. Um den Rand der kleinen, gegen die See hin sich weit öffnenden Ebene, in welcher einst an einem Tage der Niedergang des persischen Weltreiches und der glänzende Aufgang des athenischen Gestirns am Himmel der griechischen Geschichte und damit der Weltgeschichte sich entschieden, lagen vier seit alter Zeit verbundene Ortschaften, unter denen Marathon die wichtigste war. Seit dem Begründer der wissenschaftlichen Topographie Griechenlands, seit Martin Leake waren alle Forscher darin einig, das alte Marathon in dem westlichen Zipfel der Ebene bei dem heutigen Dorfe Vraná zu suchen, dagegen den jetzigen Hauptort des ganzen Gebietes, das gegen Nordwesten etwas abseits der Ebene gelegene Marathóna als eine Gründung neuerer Zeiten anzusehen. Lolling macht nun durch genaue Berücksichtigung der natürlichen Bedingungen des ganzen Gebietes, der erhaltenen Reste und der antiken Zeugnisse im höchsten Grade wahrscheinlich, daß gegenüber der Annahme der modernen Gelehrten, die in dem Namen noch bewahrte Tradition Recht hat, daß also das

*) Mittheilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen. Erster Jahrgang. Erstes Heft. Mit vier Tafeln. Athen, in Commission bei Karl Wilberg. 1876.

Digitized by Google

heutige Marathóna ebenso der directe Nachfolger des alten Marathon ist, wie das benachbarte Inói noch Namen und Lage des alten Gaues Oinoe bewahrt. Von diesem Ausgangspunct aus war es dann leicht den beiden weiteren Ortschaften des Bezirkes, Probalnithos und Trikorythos, ihre feste Stelle anzuweisen. Leider fehlt die gleiche Sicherheit des Ansatzes für das Heiligthum des Herakles, bei welchem die Athener vor der Schlacht ihre Aufstellung hatten; wenigstens beruht hier Alles auf einer Vermuthung, über deren Wahrscheinlichkeit nur der wird urtheilen können, welcher das ganze Terrain bis in alle Einzelheiten kennt. Diese Unsicherheit ist um so bedauerlicher, als von diesem Punct die ganze Reconstruction des Schlachtverlaufes abhängt. Hier könnte bei günstigem Glück eine kleine Ausgrabung, ein Inschriftfund, der die Lage des Herakleion sicher stellte, von entscheidender Wichtigkeit werden. Wer möchte das Interesse leugnen, welches die volle Aufhellung eines so welthistorischen Ereignisses, wie es die Schlacht von Marathon ist, für jeden Freund der alten Geschichte haben würde?

Derselbe Lolling hat uns noch von einem glücklichen Funde zu berichten, den er vor zwei Jahren in Korinth gethan hat. Es handelt sich um eine dreizeilige Inschrift von dem einfachen Wortlaut:

Dveinias Grab ist dies; ohn' Erbarmen verschlang ihn die Meerfluth. So gleichgiltig der Inhalt erscheint, so interessant ist das kleine Denkmal wegen seines hochalterthümlichen Schriftcharakters und wegen einer grammatischen Besonderheit, welche eine mehrfach verhandelte Streitfrage zu einem sicheren Abschluß bringt. Besonders hervorheben möchte ich noch, daß das von dem Entdecker dem Institut geschenkte Original des Inschriftsteins von diesem mit der gleichen Uneigennützigkeit, welche Deutschland bei den olympischen Ausgrabungen beweist, der griechischen Regierung übergeben worden ist.

Außer den genannten beiden in Athen lebenden Forschern haben auch zwei auswärtige Gelehrte Beiträge geliefert. Der eine ist kein Geringerer als Theodor Mommsen. Auch hier bietet das winzige Bruchstück einer athenischen Inschrift den Anlaß zu einer Revision des Stammbaumes der kurzlebigen Herrscherfamilie in der kleinen nordsyrischen Gebirgslandschaft Kommagene. Die scharfsinnige Untersuchung führt zu dem Resultat, wie um das Jahr 100 vor Christo die Heirath einer syrischen Prinzessin Laodike mit einem armenischen Prinzen Mithradates zur Gründung jenes kleinen Reiches, das der Prinzessin als Mitgift gegeben ward, führte. In der sechsten Generation, im Jahre 72 nach Christo, wird Kommagene in eine römische Provinz verwandelt, aber der Sohn und der Enkel des letzten Herrschers führen, etwa wie es noch heute bei depossedirten Fürsten Brauch ist, den stolzen Königstitel weiter. Damit finden sie es freilich nicht unverträglich, der Eine das Ehrenamt eines Archonten von Athen, welches ja auch Kaiser Hadrian nicht ver-

Digitized by Google

schmähte, der Andere das römische Consulat zu bekleiden. Dieser Letzte ist jener Philopappos, dessen weithin sichtbares Denkmal auf dem Museion jedem Besucher Athens in lebhafter Erinnerung ist.

Mit einigen Puncten der griechischen Kunstgeschichte beschäftigt sich ein längerer Aufsatz Otto Benndorfs. Von besonderem Interesse ist darunter die Besprechung des berühmten Gemäldes von Apelles, der Aphrodite Anadyomene. Benndorf hat sich bei dieser Gelegenheit mit einem Petersburger Gelehrten auseinander zu setzen, welcher sich Jahr aus Jahr ein in einem starken Quartbande mit Erfolg bemüht, das alte traurige Sprichwort „je gelehrter je verkehrter" neu zu illustriren und dabei das Unglück hat, je höher er emporstrebt, regelmäßig um so tiefer herab- und hineinzufallen; wie wenn z. B. Phidias die dem Meer entsteigende Aphrodite auf der Basis seines olympischen Zeus nach Art einer Auster zwischen zwei geöffneten Muschelschalen eingeklemmt dargestellt haben soll! Auf das Prokrustesbett einer ähnlichen Mißhandlung war nun auch vor Kurzem die Anadyomene des Apelles gespannt worden — kein Wunder, wenn sie in trauriger Gestalt aus solcher Procedur hervorging. Dieser Versuch hätte kaum einer so ernsthaft sachlichen Widerlegung bedurft, wie Benndorf sie ihm gegönnt hat; aber höchst werthvoll sind die positiven Resultate, zu welchen Letzterer hinsichtlich der Composition jenes verlorenen Meisterwerkes, einst des Entzückens von ganz Hellas, gelangt. Mitten aus den Fluthen des Meeres tauchte die eben jetzt erst der Welt geborene, „schaumentsprossene" Göttin auf, natürlich in voller unverhüllter Schöne des Körpers, so weit er aus der See emporragte; den Unterkörper bedeckte noch, wie es scheint, die halbdurchsichtige Fluth. Und mit einem ganz aus der Natur gegriffenen Zuge ist die erste Bewegung der Göttin die, das lange triefende Haar von dem reizenden Antlitz zu entfernen; so hielt sie es, nach der Schilderung eines alten Dichters, mit beiden Händen neben den Lilienwangen.

Wenn wir so des reichen uns gebotenen Inhaltes mit warmem Danke uns erfreuen, erscheint es vielleicht unbillig, bei dem ersten Hefte einer beginnenden periodischen Publication auch auf Einiges, was wir vermissen, hinzuweisen. Ohne Zweifel werden uns die nächsten Hefte von den reichen Kunstschätzen Griechenlands, von denen noch so Vieles und Werthvolles der Veröffentlichung und Besprechung harrt, dies und jenes Stück vorführen und über neuere Ausgrabungen und Funde berichten. Auf Manches der Art, das in den Sitzungen des Institutes vorgelegt ward, werden wir schon jetzt zum Voraus verwiesen. Vor Allem aber vermissen wir Eines, das schon in diesem Hefte nicht hätte fehlen dürfen, wenn auch den Herausgeber keine Schuld trifft. Wir vermissen einen Beitrag des Mannes, der vor Allen sich das Verdienst

Digitized by Google

zuschreiben darf, das athenische Institut ins Leben gerufen zu haben, und wir vermissen Mittheilungen über das Unternehmen, das jedem Deutschen, jedem Gebildeten zuerst in den Sinn kommt, wenn es sich heutigen Tages um archäologische Mittheilungen aus Griechenland handelt. Solche sehnlich erwartete Kunde über Olympia zu geben, das wäre unseres Bedünkens die natürliche Aufgabe von Ernst Curtius gewesen; ihm liegen ja beide Unternehmungen, die des athenischen Instituts und die der olympischen Ausgrabungen, deren endliche Ausführung ganz wesentlich sein Verdienst ist, in gleichem Maße am Herzen. Wir vernehmen nur in lakonischen Worten, daß im Februar Gustav Hirschfeld mündlich über jene Ausgrabungen berichtet, und daß im April Köhler über olympische Inschriften auf Grund einer Berliner Publication gesprochen hat. Das ist zu wenig für unsere berechtigte Wißbegier, es ist auch zu wenig für das Ansehen des Institutes. Das deutsche Reich giebt die Mittel zu den Ausgrabungen in Olympia, das deutsche Reich errichtet in Athen ein Institut, welches die Archäologie in Griechenland zu fördern und zu vertreten hat. Wenn die Zeitschrift dieses Institutes nicht als das natürliche Organ für die Mittheilungen über jene Ausgrabungen angesehen und behandelt wird, wird man dann nicht versucht sein zu glauben, daß das deutsche Reich auf sein Institut kein großes Gewicht zu legen scheine, da es ihm so den interessantesten und lehrreichsten Stoff, der so recht eigentlich in sein Gebiet fällt, entziehen läßt? Wie soll bei Andern Achtung und Förderung für ein Unternehmen entstehen, welches von den Nächststehenden in so auffälliger Weise bei Seite liegen gelassen wird?

Aber vielleicht sind die bereits anderweitig veröffentlichen officiellen Berichte über Olympia so ausreichend, daß die später erschienene athenische Zeitschrift nur dasselbe hätte wiederholen können. Wenn es nur so wäre! Zur Befriedigung der ersten Neugier des großen Publicums mochten die dürftigen Berichte des „Reichsanzeigers", die einzigen officiellen Publicationen, die bisher erschienen sind, genügen. Die hochverdienten Leiter der Ausgrabungen, Gustav Hirschfeld, Ad. Böttticher und Weil, die sich allen Mühen der Arbeit und allen Gefahren des Klimas mit stets gleichem Eifer unterziehen, haben natürlich mit der Leitung der Arbeiten selbst, mit der gewissenhaften Verzeichnung und sorgfältigen Aufbewahrung jedes kleinsten wie größten Fundstückes, mit der schwierigen Beaufsichtigung der Hunderte von Arbeitern und zeitweilig des gewiß recht lästigen Fremdenzudranges, so vollauf zu thun gehabt, daß von ihnen umfassende Gesammtberichte, genauere Analysen der Funde u. s. w. nicht zu verlangen waren. Aber man war doch überrascht, wenn man gleichzeitig mit den Reichsanzeigerberichten oder auch noch früher als diese in dem Feuilleton der Berliner „deutschen Bauzeitung" — wo die meisten Fachleute dergleichen sicher nicht vermutheten — Mittheilungen fand, welche zeigten, daß

Digitized by Google

in Berlin reicheres Detail bekannt war als jene Berichte boten. So durfte man denn auf die Berliner „archäologische Zeitung" seine Hoffnung setzen. In der That enthielt das im März ausgegebene Heft einen längeren Artikel über Olympia. Aber eingehender behandelt waren hier nur ein paar Inschriften; über die den Meisten denn doch gewiß noch mehr am Herzen liegenden Sculpturen nichts als die ersten drei längst bekannten mageren Berichte aus dem „Reichsanzeiger"! Das war eine empfindliche Enttäuschung. So kam es, daß wir Deutschen über die speciellere kunsthistorische Bedeutung der mit unserem Gelde und von unseren Landsleuten gewonnenen Funde erst von den Engländern belehrt werden mußten. Die „Times" vom 15. April brachte einen Artikel von der kundigen Hand C. T. Newtons, des Vorstandes der Antikenabtheilung des britischen Museums. Dem Entdecker des Mausoleums, dem gewiegten Stilkenner und Kunstforscher hatte bei einer eigens zu diesem Zwecke unternommenen Reise nach Griechenland ein Aufenthalt von wenigen Tagen genügt, um über die eigenthümliche kunstgeschichtliche Bedeutung der neugefundenen Marmorwerke ins Klare zu kommen. So hoch er die Nike des Päonios stellt als ein Werk ersten Ranges, so wenig günstig lautet das Urtheil über die Ausführung der Giebelsculpturen, namentlich über die ganz stillose, ungeschickte Behandlung der Gewandung. Eine Autorität wie Newton hat allen Anspruch auf Glauben, wenn er solche Urtheile fällt, und sehr ansprechend ist seine Erklärung, daß hier, wie in anderen Fällen, die feinen Erfindungen des unter Phidias gebildeten Künstlers nicht von attisch geschulten, sondern von einheimischen, mangelhaft vorgebildeten Arbeitern nur ungenügend in den Marmor übertragen worden seien. Auch das erklärt sich dabei leicht, daß das Nackte besser gelungen ist als die Gewandung. Denn die peloponnesische Kunst hat von jeher das Hauptgewicht auf die Durchbildung des nackten Manneskörpers gelegt; da ist es denn begreiflich, wenn unter den Händen peloponnesischer Marmorarbeiter die Gewandung so ungeschickt ausgefallen ist, daß Newton erklären konnte, wenn ihm ein einzelnes Stück derselben ohne Angabe der Herkunft vorgelegt worden wäre, würde er es nur der spätesten Periode griechischer Kunst, der Zeit völligen Verfalles haben zuschreiben können.

Auf Newtons Bericht folgte bald in der Londoner „Academy" ein Aufsatz seines Reisegefährten Sidney Colvin aus Cambridge, der zu den gleichen Ergebnissen gelangte. Vielleicht müssen wir uns auch in den schwedischen Zeitschriften nach näherer Kunde über unsere Ausgrabungen umsehen, da Professor Löfsted von Upsala längere Zeit ein Mitbewohner des gastfreien „deutschen Hauses" in Druva gewesen ist. Einstweilen dürfen wir dankbar sein, uns an die „Vossische Zeitung" wenden zu können, in deren Spalten Ludwig Pietsch außer lang ausgesponnenen Reiseschilderungen doch auch manches

Digitized by Google

interessante Detail mitgetheilt hat, das man freilich lieber von competenterer Seite bestätigt oder widerlegt sähe. Und selbst die Leipziger „Illustrirte Zeitung" ist für den Archäologen nicht mehr entbehrlich, seit sie Adlers Planskizze über den Stand der Ausgrabungen gebracht hat.

Meiner Ueberzeugung nach liegt der Uebelstand, den gewiß jeder Leser als solchen zugeben wird, in der Art wie das olympische Unternehmen in Angriff genommen worden ist. Wenn England, wenn Frankreich, wenn Oesterreich eine ähnliche Expedition aussenden, so versteht es sich von selbst, daß die eigentlichen Leiter der Expedition sich bei dieser befinden, persönlich die Arbeiten lenken und ihre Resultate mittheilen und verwerthen. Anders in Deutschland. Da hat die Direction ihren Sitz in Berlin, ertheilt von hier aus ihre Weisungen nach Olympia und wartet dann ab, was für Ergebnisse ihr von den ihr unterstellten dortigen Beamten mitgetheilt werden. Da sind denn die Inschriften freilich am besten dran, denn die lassen sich leicht durch Papierabklatsche in authentischer Form nach Berlin senden; die Sculpturen müssen warten, bis ein Photograph oder ein Gypsgießer hat gewonnen werden können, während doch gar viel Wichtiges über sie, wie Newtons Bericht zeigt, sich schon vorher gewinnen und mittheilen läßt. Das architektonische Mitglied der Berliner Commission ist um Ostern selbst eine Zeit lang an Ort und Stelle gewesen, und es verlautet von bedeutenden Ergebnissen seiner Untersuchungen; dem archäologischen Theile der Ausgrabungen ist es bisher nicht so gut geworden.

So unbillig es scheinen könnte zu verlangen, daß Männer wie E. Curtius und Adler, welche daheim ein Lehramt zu versehen und noch sonst so vielerlei berechtigten und vollwichtigen Ansprüchen zu genügen haben, sich auf Jahre für den ganzen Winter nach Olympia begeben sollten, so ist doch meiner Meinung nach dies Verlangen nur die Consequenz der übernommenen großen wissenschaftlichen und nationalen Aufgabe, welche den Leitern neben reichem Erfolg und hohem Ruhm zugleich auch eine schwere Verantwortung gegenüber dem Reich und der Wissenschaft auferlegt. Aber die Forderung mag in diesem Umfang unausführbar sein: ein- oder zweimal in jeder Ausgrabungssaison Olympia aufzusuchen und sich selbst von dem Stande der Arbeiten und den gewonnenen Resultaten zu überzeugen, das scheint mir für die Mitglieder der Commission ebenso unerläßlich, wie bei dem jetzigen Stande der Verbindungen ausführbar. Vielleicht ließe sich aber selbst dies Begehren noch einschränken, wenn nicht von vorn herein der Grundfehler gemacht worden wäre, das archäologische Reichsunternehmen in Olympia von der Reichsanstalt des archäologischen Institutes völlig gesondert zu halten. Es liegt ja doch auf der Hand, daß die einst von Winckelmann geplante Ausgrabung Olympias so recht eigentlich eine Aufgabe des im Andenken Winckelmanns

Digitized by Google

errichteten Institutes sein sollte. Und weiter ist es klar, wie mit der atheniſchen Abtheilung des archäologiſchen Inſtitutes das geeignetſte Mittelglied gegeben wäre zwiſchen der Oberleitung in Berlin — welche Niemand in anderen Händen wird ſehen wollen als in denen von Curtius, der ja auch zugleich Mitglied der Centraldirecton des archäologiſchen Inſtituts iſt — und den Arbeiten an Ort und Stelle. Vielleicht würde ſich dabei herausſtellen, daß, wie zwei Secretäre die römiſche Abtheilung des Inſtitutes leiten, ſo auch die Kräfte der atheniſchen Abtheilung verſtärkt werden müßten, da es für den jetzigen alleinigen Secretär ſchlechterdings unmöglich ſein würde, zugleich die Pflichten des atheniſchen Amtes zu erfüllen und zu wiederholten Malen einen längeren Aufenthalt in Olympia zu nehmen. Es iſt aber überhaupt wohl nur eine Frage der Zeit, wann das Bedürfniß nach einer ſolchen Verſtärkung der atheniſchen Arbeitskräfte ſeine Befriedigung heiſchen wird. Gedeiht das dortige Inſtitut, und wird es zu dem, was wir wünſchen und hoffen, dann genügt nicht lange mehr ein einziger Secretär. Welche ſchönere, wichtigere und dankbarere Aufgabe könnte aber wohl jemals dem zweiten Genoſſen geboten werden, als die augenblicklich dringendſte, das archäologiſche Inſtitut in Olympia zu vertreten? Durch ihn würde dann auch am einfachſten ſich erreichen laſſen, was vorhin als das Naturgemäße bezeichnet ward, daß nämlich die Zeitſchrift des atheniſchen Inſtitutes das eigentliche Organ für die Mittheilungen über das olympiſche Unternehmen würde.

Es iſt keine angenehme Pflicht, Mängel hervorzuheben und Wünſche vorzubringen, wo die Hauptſache ſo hoch erfreulich iſt, die Reſultate ſo über alles Verhoffen reich ſind, wo ſo viel Grund zu aufrichtigem und lebhaftem Dank vorliegt. Ich kann nur wünſchen, daß die vorgebrachten Anliegen frei von allen perſönlichen Empfindungen, rein ſachlich geprüft werden mögen, wie ſie aus rein ſachlichen Erwägungen hervorgegangen ſind. Und ſo möge denn zum Schluß noch ein Wunſch geſtattet ſein. Von competenter Seite iſt auf die Frage, was aus den gefundenen Stücken werde ſolle, die Antwort gegeben worden, die würden wohl in Olympia verbleiben. Möchten doch alle Mittel angewandt werden, um ſolches Unheil zu verhüten! Deutſchland hat auf das Eigenthumsrecht an dem Gefundenen verzichtet und hat damit ein Beiſpiel gegeben, dem wir allſeitige Nachfolge wünſchen möchten; aber damit dies eintrete und damit wir unſere Uneigennützigkeit nicht zu bereuen haben, dürfen wir wohl von Griechenland verlangen, daß es die auf unſere Koſten gehobenen Schätze in ſicheren Verwahrſam nehme und bequem zugänglich mache. Das iſt aber nur in Athen möglich. Es iſt nicht zu verlangen, daß wer künftig die olympiſchen Sculpturen im Original zu prüfen und zu genießen wünſcht, die weite und bei der Beſchaffenheit griechiſcher Wege ſo beſchwerliche Reiſe in das entlegene Fieberthal des Alpheios mache und allein deshalb ſeine Reiſe

Digitized by Google

um mindestens eine Woche verlängere. Es wäre aber auch unverantwortlich, so kostbare Stücke allen Gefahren auszusetzen, welche theils aus der Einsamkeit des Aufbewahrungsortes, theils aus den Versuchungen entstehen könnten, mit welchen etwa die gewissenlose Habsucht fremder Besucher dem vielleicht nicht immer ganz correct ausgebildeten Pflichtgefühl des bewachenden Invaliden zusetzen möchte. Darüber gebe sich doch Niemand einer Täuschung hin: bleiben die Sculpturen in Olympia, so findet die nächste Generation nur noch Trümmer von Trümmern, und es wird dann, zu spät, nichts übrig bleiben, als das Schicksal der einst von den Franzosen in Olympia gefundenen und nach Paris mitgenommenen Reliefs, das Schicksal des Frieses von Bassä und der Giebelgruppen von Aegina, die in London und München vor dem Verderb geschützt sind, zu beneiden!

Von der Münchener Ausstellung.

Von C. Aldenhoven.

Der Münchener Glaspalast bot noch am letzten Tage vor der Eröffnung einen seltsamen Anblick: im bunten Durcheinander schien hier Alles aufgehäuft, was kostbar, schön und glänzend ist. Da standen Marmorbilder neben eisernen Oefen, Glaswaaren neben Gemälden und kunstreiche Teppiche, Porzellan und Goldschmuck lagen zwischen Hobelspänen, Kleister- und Farbentöpfen. Doch über Nacht schon war das Bild verändert und Jeder, der am ersten öffentlichen Tage den Raum betreten, wird einen fröhlichen und erhebenden Eindruck mitgenommen haben. Daß wir nicht kümmerlich und dürftig mehr zu leben brauchen, wie zu Anfang des Jahrhunderts, das weiß Jeder: es giebt ja reiche Leute genug, die auch den Schmuck des Lebens reichlich haben wollen und können. Hier aber sah man, daß wir jetzt auch in Deutschland nicht allein kostbare, sondern auch kunstvolle Arbeiten zu schaffen und zu würdigen verstehen, und wie der Reiche und Mächtige sich hier den schönen Ueberfluß des Luxus holen kann, so findet auch der einfache Bürger Gelegenheit, seine Wohnung und sein Geräth durch den Zauber der Form zu veredeln. Ob freilich all der Glanz auch echt, ob diese bunte Fülle nicht bei gründlicher Betrachtung oft mehr künstlich als künstlerisch gebildet erscheint, darüber könnte nur ein ausführlicher kritischer Bericht entscheiden. Ein solcher Bericht müßte auch manche sehr ernste und wichtige Fragen berühren, die zu erörtern weder bequem noch angenehm ist. Nur zu einem flüchtigen Gang durch die anmuthigen Räume des Glaspalastes soll hier eingeladen werden.

Digitized by Google

Gleich beim Eintritt wird das Auge von der schimmernden Farbenpracht gefesselt, welche rechts von der rauschenden Fontäne auf langen Tischen ausgebreitet ist: es sind die Glaswaaren des Wieners Lobmeyer. In ihnen ist von Technik und Geschmack das Trefflichste vereinigt, hier leuchtet der vielgestaltige Stoff in schillerndem Metallglanz, dort in den ruhigen Farben des Porzellans, neben der schlanken Antike die derben Formen des Mittelalters, neben orientalischen Mustern Renaissancemotive, Alles ist vertreten und zeugt von dem tiefgehenden Studium und dem rastlosen Streben des Fabrikanten. Daneben ist ein reicher persischer Teppich aufgespannt, die Nachahmung eines prächtigen Musters aus dem bairischen Nationalmuseum von der Fabrik Philipp Haas und Söhne in Wien. Doch dies ist nur ein Schaustück, denn erst weiterhin folgt in großartiger Fülle die eigentliche Ausstellung der berühmten Firma und vorher haben wir noch eine Reihe der wunderschönsten Decorationen zu bewundern. Was diese Wiener Decorateure an prachtvollen Vorhängen, Teppichen und Sesseln in den duftigsten Farben, an reichen Möbeln und Geräthen zusammengehäuft, ist unvergleichlich schön. Dann kommen die Teller und Vasen von Faience und Porzellan, ferner die Arbeiten der Goldschmiede und Juweliere; namentlich die Goldschmiede zeigen in Nachahmung antiker Muster sowohl wie in eigener Erfindung eine Anmuth und Feinheit, die auch dem zartesten Geschmack genügen können. Freilich wird man fast betäubt von der Menge des Schönen und doch nicht bloß weil es so viel, sondern auch, weil es so vielartig ist. Alle diese reichbesetzten Tische rufen prahlend: Wir können Alles, Etruskisch und Persisch, Gothisch und Roccoco! Und wo was reizet und wo was gefällt, ihr könnt es bei ihnen erfragen. Es ist doch am Ende eine bedenkliche Sache, wenn man seinen eigenen Geschmack so ganz verborgen halten kann. Und wenn man so nebeneinander an den Erzeugnissen derselben Fabrik die verschiedensten Farbenzusammenstellungen sieht, wie z. B. am Steingut das ernste Roth und Schwarz der griechischen Vasen neben den bunten Farbentönen der Renaissance und dem duftigen Schmelz des Roccoco, so wirkt das zuletzt wie ein Charivari von zehn zugleich gespielten Melodien. Wer noch seine eigene Seele hat, fühlt sich von dieser gleichmäßigen Einwirkung der verschiedensten Stimmungen geradezu gepeinigt. Und dieser Eindruck steigert sich, je weiter wir in die Räume vordringen. Gehen wir nun zurück an die Fontäne zur preußischen Abtheilung hinüber.

Doch halt! Wie wir uns umdrehen, sehen wir hinter uns hoch über dem Eingangsthor den berühmten Fries der Berliner Siegessäule von A. von Werner. Besser und wirksamer konnte er gewiß nicht angebracht werden, denn wie ein jubelnder Eröffnungshymnus für die Schaustellung deutschen Fleißes und deutscher Kunst klingt aus dieser Bilderreihe das Triumphlied

Digitized by Google

von der Gründung des neuen Reiches und hier kommt dieses Werk in seinem eigentlichen Charakter zur Geltung: als brillantes Decorationsstück. Die linke Seite wird man freilich auch hier wohl nur als lustiges Curiosum auffassen können; die gespenstischen Gestalten, welche Louis Napoleon und die französische Republik vorstellen sollen und welche hoch in der Luft über den grünen Wogen des Rheins von Sr. königlichen Hoheit Prinz Friedrich Karl mit einigen mittelalterlichen Panzerreitern angegriffen werden, sowie die übrigen Repräsentanten der verschiedenen Armee- und Altersklassen machen doch einen komischen Eindruck, aber die Mittelgruppe und die rechte Seite wirken an dieser Stelle vortrefflich: die übermenschliche Herzlichkeit, mit welcher ein unbekannter preußischer Officier dem bairischen General die Hand drückt, während die Pferde mit den Menschen wetteifern durch pathetische Bewegungen ihr Bewußtsein von der Größe des Momentes auszudrücken, daneben das wundervolle Dunkelblau und Dunkelroth des feierlichen Schlußtableaus sind wohl geeignet die ganze übrige Umgebung niederzuschlagen; der eigentliche Grundton des Bildes aber wird durch die beiden Trompeter ausgedrückt, welche mit vollen Backen aus dem Vordergrunde herausblasen: es ist eine schmetternde Fanfare auf monumentalem Goldgrund. Kehren wir auf die Erde zurück, so finden wir an hervorragendster Stelle die königlich preußische Porzellanmanufactur. Da kommen wir allerdings in einige Verlegenheit, denn auf den ersten Blick scheint es, daß ein Versehen vorliegt, daß diese merkwürdige Collection eigentlich wohl in die Abtheilung gehört, welche die Münchener sinnig: „Unserer Väter Werke" überschrieben haben und in welcher unter Anderm ein reizender Tisch Friedrichs des Großen in echtem Zopfstil zu finden ist. Wären wir noch in der österreichischen Abtheilung, so würden wir den stets bereiten Commissär um Auskunft angehen, aber hier wagen wir den Herrn Geheimrath nicht zu belästigen, denn er und seine Aussteller sind noch lange nicht fertig und er wird wohl seinen guten Grund gehabt haben, gerade diese Regierungsanstalt den ersten Wiener Fabriken gegenüber zu stellen. Sehen wir uns lieber die Gold- und Silbersachen an. Da ist der Schild, den die Rheinprovinz dem Kronprinzen zur Hochzeit geschenkt hat, mit vier gothischen Baldachinen in horizontaler Lage, ein curioser Einfall und würde doch auch besser in die alte Abtheilung gestellt sein. Aber daneben sehr schöne Arbeiten in Silber, anmuthige Plastik von Sy und Wagner in Berlin, weiterhin eine Nachbildung des Hildesheimer Silberfundes. Dabei drängt sich nun wieder die Frage auf: ist es denn gar nicht möglich, solche Vorbilder in freiem Sinne nachzuahmen? Wäre denn nicht wenigstens eine Variation auf diese Ornamentmotive zu finden und hat der Künstler kein Gefühl dafür, daß er durch solche sklavische Nachahmung sich und dem Publicum die frische Freude an seiner Arbeit verdirbt? Oder ist wirklich keine eigene künstlerische Kraft

Digitized by Google

vorhanden? Dasselbe fragen wir gegenüber jenen Schränken und Kaminen, die wie frischlakirte Werke des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts aussehen. Und sind diese bunten, prahlerischen Formen wirklich so schön, daß wir auch an der Wiederholung unsere Freude haben können? Eher noch allerdings als an den kümmerlichen Reliefgestalten mittelalterlicher Metallarbeit, welche die sonst so tüchtige Stolbergsche Factorei zu Ilsenburg in bewunderungswürdiger Treue nachahmt. Ueberhaupt werden wir in dieser Abtheilung bald etwas abgekühlt, es ist ein seltsames Durcheinander von allerlei Geschmäcken und Geschmäckchen, und doch ist der Gesammteindruck dürftig: neben einigen recht guten Sachen viel Gleichgültiges, neben peinlicher Nachbildung verschollener Stilarten vollkommene Stillosigkeit und endlich — eine nur allzunatürliche Consequenz — der Rückfall in den rohen Naturalismus, Lampen aus Kaiserkronen, Adlern und Waffenstücken sinnreich zusammengesetzt oder einen silbernen Tannenbaum darstellend, an dessen Füße Bären kriechen. O Berlin!

Aber es ist doch merkwürdig, daß uns diese Gedanken nicht schon in der österreichischen Abtheilung kamen! Jetzt ist es Zeit zurückzugehen und noch einmal zu prüfen, was uns dort so fesselte. War es der Luxus und die Pracht, was uns blendete, oder die Vollendung der Technik? Eine genauere Prüfung beantwortet die Frage sehr einfach. Bei aller Vielseitigkeit zeigt die gesammte Wiener Industrie ganz deutlich ein bewußtes festes Streben nach einem künstlerischen Ziel und das ist nicht die Nachahmung dieses oder jenes Zeitgeschmackes, sondern der reine gute Stil, wie er vor Allem in den Formen der echten italienischen Renaissance und der Antike zu finden ist. Das ist es, was den Werken der österreichischen Handwerker und Industriellen den Adel und den dauernden Reiz verleiht, den weder Pracht noch Raffinement ersetzen können, und was den Beschauer zugleich mit dem freudigen Gefühl erfüllt, daß hier die Früchte einer großartigen, angestrengten Arbeit ausliegen, deren sicherer Fortgang noch die schönste Zukunft hoffen läßt. Man kann, auch ohne die Wiener Verhältnisse zu kennen, sich ungefähr denken, welche Mittel zu diesem Erfolg geführt haben: zuerst bescheidene Selbsterkenntniß gegenüber den Erzeugnissen der fremden Industrie, dann Energie und Einsicht der großen Industriellen, innige Verbindung der Techniker mit den Künstlern und Kunstgelehrten, kluge pflichttreue Sorge der Regierung für Ausbildung der Zeichner und Former und Gründung reichhaltiger Mustersammlungen, endlich ein vornehmes und reiches Publicum, das schöne Sachen häßlichen vorzieht. Man sollte nun ja glauben, daß alle diese Dinge auch in unserer Kaiserstadt nicht fehlen konnten, aber es scheint doch so. Gerade wenn man hier und da in der preußischen Abtheilung etwas recht Gutes gefunden hat, wie die Thonwaaren von Villeroy und Boch in

Digitized by Google

Mettlach oder die Tapeten nach den Zeichnungen Professor Fischbachs in Hanau, so zeigt die nächste Umgebung sicher, daß es allein steht, daß jeder Fabrikant auf eigene Hand nach selbstgewählten Zielen strebt. Oder ist die Sache noch anders zu erklären? Man hat vielleicht alle jene guten Dinge in Berlin, aber man ist zu bescheiden, um damit zu prahlen. Es wurde wenigstens mehrfach laut, daß, wenn man nur gewußt, wie großartig die Ausstellung werden und wie viel die Wiener mitbringen würden, man auch ganz andere Dinge ausgestellt hätte! So erklärt sich auch die Auswahl der königlichen Porzellanmanufactur. Wir können ja nicht zweifeln, daß ihr als Staatsanstalt die reichsten Mittel zu Gebote stehen, die Regierung sorgt gewiß dafür, daß ihre Zeichner von den besten Lehrern geschult, ihre Musterbücher und Modelle von den hervorragendsten Kunsthistorikern geordnet und ausgesucht sind, selbstverständlich werden Se. Majestät der Kaiser, die Prinzen des königlichen Hauses, die geschäftskundigen Herzöge und Fürsten und der reiche märkische Landadel für reichlichen Absatz stilvollster Prachtgefäße Sorge tragen und schließlich ist es einer Anstalt in dieser günstigen Lage ja nicht schwer, auch für die Menge des Volkes künstlerisch vollendete Producte billig herzustellen und so vom Gipfel des Staates den Strahl der Schönheit in die kleinste Hütte zu tragen. Kein Zweifel, daß es so ist; aber man wollte nicht prahlen und begnügte sich, eine culturhistorisch höchst interessante Ausstellung zu machen!

Seltsam überragt dies Alles eine eherne Gestalt, Bismarck von H. Manger, in galvanischer Bronze ausgeführt von A. Castner in Berlin. Der Künstler hat es verstanden, die Eigenthümlichkeiten der Gesichts- und Körperbildung treu wiederzugeben und zugleich zu einem sehr bedeutenden Gesammteindruck zu steigern: fest steht der Mann in schlichter Uniform, mit beiden Händen auf den Pallasch gestützt, einfach und groß. Sonst ist an Werken der Sculptur nicht gerade viel vorhanden. Gleich am Eingang sieht man Andresens Psyche, deren glatte Anmuth wohl eine ruhigere Umgebung verlangt; sehr gut paßt dagegen die Wasserträgerin von Schmidgruber hierher, obgleich man auch hier nicht übersehen kann, daß Gewand und Glieder, ja selbst der Schmuck des Wassereimers zu reich und schwer für das einfache Motiv sind. Man sollte nur einmal die antike Anchirrhoe daneben stellen. Ueberhaupt ist das Verhältniß der modernen Plastik zur Antike noch immer etwas unklar. Eine hübsche Variation auf ein antikes Motiv ist die kauernde Venus von Arnold Salbach aus Berlin, eine junge Frau mit anziehenden Gesichtszügen und gesunden Körperformen, deren Stellung auf ganz neue, aber sehr ansprechende Weise motivirt ist, indem sie eine Muschel aufgehoben hat und horchend ans Ohr hält. Weniger glücklich ist der Gedanke eines anderen Künstlers einem Hermesknaben einmal den Ausdruck eines ganz ein-

Digitized by Google

fältigen Jungen zu geben. Von Schilling sehen wir leider nur zwei feine Portraitköpfe, König und Königin von Sachsen; aber die Spuren seines Geistes glauben wir im Dresdner Saal zu bemerken. Das Directorium der Ausstellung hat nämlich eine neue und glückliche Idee in der Anordnung und Vertheilung der Gegenstände durchgeführt. Es hat von dem weiten Innern des Glaspalastes nur am Eingang einen großen Saal freigelassen, aus dem man durch eine nicht gerade sehr geschmackvolle Triumphpforte in die Abtheilung der Alterthümer gelangt. Im Uebrigen ist der ganze Raum in eine Anzahl kleiner und großer Zimmer getheilt, welche durch weiße Tücher vor der Sonne geschützt sind. In diesen kleinen Abtheilungen kann der Aussteller leichter eine gefällige Anordnung erzielen, der Beschauer seine Gedanken sammeln und Geist und Augen in bequemen Grenzen ruhen lassen. Ferner hat das Directorium die Werke der bildenden Kunst nicht in besonderen Zimmern vereinigt, sondern über den ganzen Raum vertheilt. Natürlich ist bei diesem Princip im einzelnen Falle Glück und Geschick erforderlich, damit jedes Kunstwerk in eine passende oder wenigstens nicht ganz ungünstige Umgebung geräth, und es wäre zu verwundern, wenn darüber nicht mancherlei Klagen laut würden. Aber im Ganzen ist diese Neuerung nur zu loben. Während die unruhigen Bilder- und Statuenreihen der großen Galerien uns dem Einzelnen gegenüber selten zu völliger Sammlung und erschöpfender Würdigung kommen lassen, kann so jedes Werk in Ruhe für sich genossen werden.

Freilich verlangt man jetzt auch noch, daß die Kunstwerke als Theile der Zimmerdecoration mit den Erzeugnissen des Gewerbes zusammenstimmen sollen, und das scheint mir verkehrt. Denn es giebt ja auch wohl eine decorative Kunst und namentlich die verkleinerten Nachbildungen, wie z. B. die Thonstatuetten nach Schillings trefflichen Tageszeiten kann man dazu rechnen, aber das eigentliche Kunstwerk ist doch mehr als ein bloßer Zimmerschmuck, es steht auf seinem Piedestal für sich, auch ohne daß man etwas dazu thut und, mag das Auge noch so sehr von farbigen Stoffen und glänzenden Formen angezogen werden, in der Statue und im Gemälde wird der Geist vom Geiste gefesselt, der jedes bedeutende Kunstwerk aus der glänzendsten Umgebung heraushebt. Nur für eine Menschengattung ist diese Art der Aufstellung unbedingt beklagenswerth, für die fachmäßigen Berichterstatter und Kritiker, denn eine vergleichende Uebersicht über die Leistungen der modernen Kunst zu erlangen, ist so allerdings unendlich schwer gemacht. Freuen wir uns also, daß wir keinen Bericht zu schreiben haben und kehren wir zur Dresdner Plastik zurück. Das bedeutendste Werk ist ein Hagen, den Nibelungenhort in den Rhein werfend, von einem Schüler Hähnels, Christian Behrens, eine schöne lebensvolle Arbeit, welche von ihrem jugendlichen Schöpfer noch Großes erwarten läßt. Sehr gut muß ein Portraitkopf von

Digitized by Google

G. Kietz sein, denn an dem eminenten Zug von Eitelkeit, den das geistvolle und energische Gesicht beherrscht, erkennt man das Original auch ohne es gesehen zu haben, den Componisten Richard Wagner. Außerdem finden wir eine Reihe anmuthiger und feinsinniger Genrebilder von A. Bergmann, R. Dietz u. A. Im Allgemeinen ist die Sculptur, wie gesagt, nur schwach vertreten, ein Genre aber kann man hier gründlich kennen lernen: es ist anständiger Weise in einem abgelegenen Raume für sich gelassen, aber Niemand versäume es zu studiren, nämlich das christlich-katholische Kunstgewerbe. Merkwürdig und lehrreich ist es diese süßlichen sentimentalen Wachspuppen zu sehen mit rosigen Wangen, himmelblauen Augen und goldenen Haaren, die Gewänder hellblau, rosa, weiß oder hellgrau, weiß, gold, dazwischen ein nackter junger Mann mit interessanten Zügen als heiligen Sebastian oder eine Dame mit zierlich gefalteten Händen und hochgezogenen Augenbrauen als mater dolorosa. Hier scheint der Geschmack des Salons und der Bauernhütte sich zu berühren und man muß es der katholischen Kirche lassen, daß sie in geschickter Weise die verschiedenen Volkselemente anzuziehen versteht. Nur muß man hinzufügen: wenn aus den künstlerischen Erzeugnissen einer Religionsgenossenschaft auf ihren inneren Gehalt geschlossen werden kann, so dürfen wir nach diesen elenden Machwerken Kraft und Gesundheit nicht in jenen Sphären suchen.

Uebrigens haben wir auf dieser Wanderung Zeit gehabt, uns von der Bewunderung Wiens und der Verwunderung über Berlin einigermaßen zu erholen und haben überall Gelegenheit zu sehen, daß doch viel Gutes in Deutschland geschaffen wird, wenn auch ohne Zweifel vorwiegend in Süddeutschland. Auch in den unbedeutenderen Arbeiten ist ein großer Fortschritt zu erkennen: der Sinn für reinere Formen ist geweckt und verdrängt immer mehr jenes kleinliche Wesen, welches der Süddeutsche „Basteln" und der Norddeutsche „Klütern" nennt. Einzelne Rückfälle kommen noch vor, wie wenn bei einem prachtvollen Tafelaufsatz ein goldenes Schiff über silbernen Wellen und grünen Rheinweingläsern dahinfährt oder wenn Siegesdenkmäler en miniature mit der Inschrift „Den Gefallenen von 1870" als Briefbeschwerer und — sehr praktisch — in der Form von Obelisken als Thermometerhalter vernutzt sind. Dabei ist nur zu verwundern, daß man die Berliner Siegessäule nicht, wie schon öfter vorgeschlagen ist, verwendet hat: legt man statt der Kanonen Cigarren in die Cannelüren und benutzt das Carousssel am Fuß zu Aschenbechern, so würde der Kunstgehalt des Monuments zu voller Geltung kommen. Doch dieses sind glücklicher Weise nur Ausnahmen; überall sieht man das wachsende Verständniß für gute Verhältnisse und edlere Form. Nur in einem Theile unseres Vaterlandes scheint dieses erfreuliche Streben noch nicht erwacht zu sein: die Ostseeländer, Schleswigholstein,

Digitized by Google

Mecklenburg, Pommern, Preußen sind kaum vertreten. Sie kommen hoffentlich noch später, denn es wäre doch traurig, wenn in den einst so kunstsinnigen Städten dieser reichen Küsten alles künstlerische Leben erloschen wäre. Die erstgenannte Provinz hegt eine alte Holzschneidetechnik, von deren Erzeugnissen noch Vieles im Lande erhalten und die auch in jüngster Zeit wieder gepflegt ist. Aber vielleicht weiß man davon gar Nichts in Berlin. Sonst haben gerade Tischlerei und Schnitzerei treffliche Proben ihrer wachsenden Tüchtigkeit geliefert, namentlich aus Baiern, Württemberg und Sachsen. Auffällig ist nur in diesem Zweige der Industrie eine Richtung, welche kaum unbedingt zu billigen ist, nämlich die fleißige Nachahmung der sogenannten deutschen Renaissance. Man nennt das, glaube ich, ein Zurückgehen auf nationale Traditionen und es ist ja richtig, daß die deutschen Werke des sechzehnten Jahrhunderts aus manchen Gründen unserm deutschen Geschmack, wie er nun ist, mehr zusagen als die italienischen, das heißt, sie kommen unsern Schwächen entgegen. Wir haben wie fast alle — um einen milden Ausdruck zu gebrauchen — nicht hellenischen Völker eine Vorliebe für kräftige Form und bunte Farbe und je mehr gerade heuzutage eine Neigung zu Ueppigkeit und Pracht sich geltend macht, desto mehr sind wir geneigt, den Adel und die zarte Anmuth der älteren Italiener gegen die derbe Fülle ihrer deutschen Nachfolger zurückzusetzen. Aber es fragt sich doch, ob dieses nationale Element zu pflegen und zu fördern ist. Die Renaissancekunst ist uns über die Alpen zugeführt und es ist ihr gegangen wie anderen Erzeugnissen des Südens auch; so z. B. unserem nützlichen Hausthier, dem Esel. Er kam mit der Kunst aus Asien nach Griechenland, von da nach Italien und schließlich zu uns und vertauschte hier sein dunkelbraunes Fell mit dem bescheidenen Grau. Er nahm aber damit nicht nur äußerlich einen nationalen Charakter an, sondern er verlor auch seine Heiterkeit und seinen Muthwillen und scheint doch im Ganzen etwas degenerirt zu sein. So haben auch die Kunstformen bei der Uebertragung in unser Klima immer etwas von ihrem ursprünglichen Charakter eingebüßt, und gerade weil unser Formgefühl der Bildung bedürftig ist, wäre es sicherlich besser auf die ursprünglichen Vorbilder zurückzugehen. Das haben auch die Wiener fast durchweg gethan, ja sie sind theilweise sogar auf die Antike zurückgegangen und gewiß mit Recht. Man muß nur nicht immer die einfachsten Formen der classischen Zeit auf unsere Möbel und Geräthe übertragen, was unserem weichlichen Geschmack dann freilich kalt und steif erscheint. Dagegen sind die eleganten Formen des vierten und dritten Jahrhunderts auch für unsere Augen vornehm und anmuthig zugleich. Das beweisen namentlich die Wiener Metall- und Holzarbeiten. Doch lassen wir die theoretischen Erörterungen. Der große Zug und die einheitliche Richtung, welche wir in der ganzen österreichischen Industrie zu erkennen glauben, setzt

Digitized by Google

eben große Verhältnisse voraus und beruht im letzten Grunde wahrscheinlich auf der großartigen Entwickelung der dortigen Architektur, in welche wir ja auf dieser Ausstellung keinen Einblick gewinnen können. Wo aber diese Bedingungen fehlen, zeigt sich oft gerade da, wo nicht die Nachahmung eines bestimmten Stils zu erkennen ist, ein erfreulicher Fortschritt in dem selbständigen Geschmack des einzelnen Arbeiters oder Erfinders. So giebt es einzelne Fabriken wie das Eisenwerk Lauchhammer oder die Portefeuillefabrik von Eschenbach in München, deren Erzeugnisse schwer zu charakterisiren sind: sie scheinen auf den ersten Blick stil- und charakterlos, etwa wie eine willkürlich zugestutzte Renaissance, etwas derb und grell in Formen und Farben, aber die Verhältnisse sind einfach und gesund und das Ganze genügt offenbar allen Ansprüchen des herrschenden Geschmackes. Besonders taktvoll dem eigenartigen Stoffe angepaßt, sind die einfach großen Verzierungen und die weichen Farben der Flanellfabrik von Zöppritz. Leider läßt sich ja im einzelnen Falle gar nicht erkennen, welchen zufälligen oder dauernden Einflüssen diese oder jene Richtung zu danken ist. Nur eine Fabrik hat die glücklichen und sehr nachahmungswerthen Gedanken durchgeführt, ihren Entwickelungsgang im Laufe dieses Jahrhunderts durch chronologisch geordnete Proben und einen kurzen schriftlichen Bericht zu verdeutlichen, das ist das königlich württembergische Eisenwerk zu Wasseralfingen. Die Geschichte dieser Anstalt ist folgende:

Im Jahre 1518 ist durch Gewerkschaften der erste Schmelzofen im oberen Kocherthale errichtet, dieser ist 1614 an die Propstei Ellwangen verkauft und 1670 nach Wasseralfingen verlegt. Aber die selbständigen Erzeugnisse bestanden fast nur aus Herdplatten, Plattenöfen, Gewichten, später Kesseln, Töpfen und dergleichen. Erst in diesem Jahrhundert a. 1811 unter der württembergischen Regierung beginnt die Formerei. Die ersten Kunstwerke zeigen allerdings noch eine rührende Unbeholfenheit: was hier aus den Jahren 1812 bis 1818 ausgestellt ist, sieht aus, wie wenn man Almanachstahlstiche vergrößert auf Eisen übertragen hätte, allein schon die Zeit von 1819 bis 1824 ist durch zwei anmuthige Reliefs vertreten, welche gewissermaßen den Grundton der künstlerischen Richtung angeben. Es sind zwei Genrebilder, ein Gaisbub und eine Schäferin mit ihrem Vieh, etwas sehr zart aber hübsch componirt, ganz im idyllischen Charakter der schwäbischen Dichterschule. Im Jahre 1824 übernimmt ein Künstler, Weitbrecht, die Leitung der Formerei und es entsteht nun eine eigene kleine Schule von Zeichnern, Modelleuren und Ciseleuren, welche durch ihre Zöglinge später für weitere Kreise von großer Bedeutung wird. Der Stil dieser Periode zeigt vor Allem die Nachahmung antiker Muster: er ist trocken und etwas kleinlich, aber durchaus gesund. Da bringt der Zollverein im Jahre 1833 die drohende Concurrenz der rheinischen Fabrikate; man eignet sich die Formen

Digitized by Google

der Rivalen an und entfaltet nach jeder Richtung eine gesteigerte Thätigkeit. Mit gerechtem Stolz verkündet der Bericht, daß „schon vom Jahre 1832 bis 1833 an nicht nur der architektonische Bau der Zimmeröfen kunstgerechter behandelt wurde, sondern daß auch die Verzierungen selbst wesentlich dadurch verbessert wurden, daß nicht blos einzelne Ornamente den Oefen gleichsam aufgeklebt, sondern diese selbst — ohne eine mäßige Fläche — zu einem ornirten Ganzen, mit anderen Worten, daß die Oefen zu einem kunstgemäßen Zimmerschmuck erhoben wurden." — Aber noch immer ist der Höhepunct nicht erreicht. Die gesteigerte Verwendung des Gußeisens namentlich in der Architektur, die Erweiterung des Absatzgebietes und die Sorge der Regierung für Vermehrung der Kunstmittel wirken nun zusammen, um Technik und Geschmack gleichmäßig zu vervollkommnen. Im Jahre 1840 wird sogar eine Statue als Brunnenfigur für die Stadt Lindau gegossen. Zwischen 1840 und 1860 liegt die Blüthezeit des künstlerischen Schaffens. In den Arbeiten dieser Zeit ist nicht mehr Schmuck und Zierlichkeit verwendet, als der finstere spröde Stoff vertragen kann, das antikisirende Ornament ist von der Renaissance verdrängt und zwischen ihrem anmuthigen Linienspiel erscheinen wieder die anspruchslosen Gestalten der schwäbischen Bauern und Hirten, eine frische Wiedergabe heimathlicher Lebensbilder, wie sie diesen nützlichen und nothwendigen Geräthen ganz besonders ansteht. Wenn wir uns nach den vorliegenden Beispielen ein Urtheil erlauben dürfen, so hat sich dieser Charakter leider nicht gehalten. Gerade die künstlerische Eigenthümlichkeit dieser Fabrik, das Genrebild, tritt nach 1860 zurück und die Ornamentik zeigt eine Ueppigkeit und Fülle, welche zu dem düstern Material kaum passen will und läßt durchsichtige Gliederung und festeren Linienzug nicht selten vermissen. Doch kann diese Beobachtung nicht die Freude an der glücklichen Entwickelung dieser Fabrik stören, zu welcher offenbar verständige Beamte, begabte Künstler und energische Geschäftsleute in nachahmungswürdigster Weise zusammengewirkt haben. Württemberg ist überhaupt auf der Ausstellung nicht schlecht vertreten; nur seine Kunstgewerbeschule präsentirt sich wunderlich. Sie hat sich einen hervorragenden Platz in einem der größeren Säle gesichert und dort die verschiedensten Producte ihrer Schüler in einem architektonischen Rahmen aufgebaut, ein seltsames Pasticcio aller Kunst- und Stilarten. Die anderen Schulen sind passend in die Gallerien verwiesen. Natürlich ist auch dort die österreichische die beste und ein eingehendes Studium der hier ausgestellten Schülerarbeiten würde wohl am Besten erklären, was der Wiener Industrie den künstlerischen Stempel giebt. Die Berliner hatten noch nicht ausgepackt. Außerdem findet man in diesen Gallerien eine sehr interessante Ausstellung des Architektenvereins, unter Anderem auch die Concurrenzentwürfe zum Reichstagsgebäude, unter denen die Façade Bohnstedts sich wiederum siegreich

Digitized by Google

behauptete. Ueber die nachbildenden Künste wie Radirung, Tondruck, Photographie ließe sich viel Gutes sagen, aber eine solche Wanderung durch den Glaspalast macht müde und wir wollen darum lieber auf dem Rückwege einen Blick auf die Originalbilder werfen. Für sie hat das oben erwähnte Verfahren der Ausstellungscommission eine merkwürdige Wirkung gehabt: die mittelmäßigen Bilder verschwinden auf dem glänzenden industriellen Hintergrunde, während die bedeutenden durchweg gewinnen. Uebrigens hat das Directorium ziemlich strenge ausgesucht und schlechte Sachen sind fast gar nicht vorhanden. Besonders zahlreich sind natürlich die Genrebilder, unter denen ein Vautier — wie es scheint, der Beginn eines Festessens auf dem Lande — und eine launige Darstellung aus dem Klosterkeller hervorragen. Von den Künstlern, die sich einfachere Vorwürfe, wie ein lesendes Mädchen und Aehnliches erwählt, scheinen sich die Meisten nicht bewußt zu sein, daß nur die kunstvollste Ausführung solchen Bildern Stimmung und Reiz verleihen kann. Merkwürdig ist ein Bild von Lossow, ein Liebespaar im Roccococostüm, denn es ist sehr gut gemalt, aber häßlich in Gesichtsbildung und Ausdruck und dafür kann Frivolität allein doch nicht entschädigen. Ferner sind da sehr hübsche Architekturen von Heger, Schönns Fischmarkt von Chioggia, ganz ausgezeichnete Portraits von Lenbach, unter Anderen Döllinger und Liphart. Hans Makart hat wieder einmal einen überraschenden Einfall gehabt: er zeigt uns einen Haufen dunkelbrauner Egypterinnen in einem Boote, welche ein gefülltes Fischnetz aufziehend ein Krokodil abwehren, dahinter das Verdeck eines Schiffes mit röthlichen Menschen, weißen und gelben Stoffen, im Hintergrunde einen tiefblauen Himmel. Die Farbenwirkung ist selbstverständlich wunderbar, aber man läßt sie über sich ergehen wie die Tonfluth eines Claviervirtuosen, und wenn man weitergeht, nimmt man Nichts mit als ein Gefühl der Verwunderung. Da ist der Defregger ein anderer Mann: er hat sein neuestes Werk geschickt, die Rückkehr des siegreichen Landsturmes, gering an Umfang, ohne Aufwand von Licht und Farbe ein reiches Bild kräftigen Volkslebens und voll zarten und tiefen Gefühls. In der engen Dorfgasse stehen Weiber und Mädchen, Kinder und Greise und empfangen den Triumphzug, dem der tapfere Führer still und ernst voraufgeht: wie leuchten die Augen vor Stolz und Freude, wie freundlich lächeln die Mädchen, der Fahnenträger springt und jauchzt, daß mans zu hören glaubt, der Trommler starrt in dummer Begeisterung vor sich hin und der schmucke Pfeifer, der mit Mund und Fingern spielen muß, weiß doch mit schlauem Zwinkern Blicke aufzufangen und zu erwidern. Doch man müßte jede einzelne Figur beschreiben: es ist eben ein Werk, das unsere deutsche Kunst würdig vertreten kann und mit diesem freundlichen Eindruck wollen wir scheiden. Wer aber Freude hat an Schönheit und Glanz und an dem Fortschritt in

Digitized by Google

der Bildung seines Volkes, vor Allem wer irgend amtlich oder privatim mit dem deutschen Kunstgewerbe zu schaffen hat, der gehe nach München. Er wird dort reichlich Genuß und Belehrung finden und allen denen, welche dieses Unternehmen gefördert, insbesondere den Directoren von Miller und von Bezold dankbar sein.

Wahrheit und Dichtung vom Kriegsschauplatze.

II.

Vierzehn Tage und darüber sind seit dem Anfange des Krieges vorübergegangen. So rasche Wetterschläge wie im deutschen Kriege hat allerdings niemand erwartet, wohl aber wurde nach den schwunghaften Erklärungen und pathetischen Proclamationen der Serben und Montenegriner ein ernster Kampf, in welchem auch Blut fließt und nicht blos Papier für Lügentelegramme verdorben wird, vermuthet. Die beiden Parteien stehen Mitte Juli nahezu auf demselben Puncte, wie bei dem Beginn des Krieges. Hier haben die Serben, dort die Türken einen kleinen Vortheil errungen; die Entscheidung, jeden Tag für den nächsten Morgen verkündigt, ist noch immer nicht gekommen, wird wahrscheinlich noch lange auf sich warten lassen. Kann man diese Verschleppung zu Gunsten der Serben deuten oder spricht sich darin eine kluge Zurückhaltung der Türkei aus? Die letztere ist offenbar auf die Defensive angewiesen, und gebietet selbst als banquerotter Staat immer noch über größere Hülfsquellen als die absolut armen Aufständischen oder wohl gar als das ausschließlich von russischen Almosen lebende montenegrinische Reich. Ein Hinhalten des Entscheidungskampfes scheint demnach in ihrem Vortheil zu liegen, zumal die Mehrzahl der Schaaren, die gegen sie in das Gefecht geführt werden, aus Freiwilligen und aus den zur Wehrpflicht herangezogenen älteren Männern besteht, die sich nur ungern auf viele Wochen und weit weg von Hause entfernen und welche ein längerer Müßiggang im Lager vollständig demoralisirt. Nach den Nachrichten vor dem Ausbruch des Krieges mußte man schließen, daß die Serben sowohl wie die Montenegriner einen raschen Angriff, einen mächtigen Vorstoß mit überwiegenden Kräften im Sinne hatten, wodurch der schläfrige Aufstand zu neuem Leben erwacht wäre und die Pforte eine arge moralische Schlappe erlitten hätte. War es Absicht, daß man diesen Plan mit einem anderen vertauschte oder haben unbezwingliche Hindernisse seine Ausführung vereitelt? Die Serben haben nach allen Seiten hin die Offensive versucht; am Timok, an der Morawa, am Ibar und an der Drina Truppencorps aufgestellt, welche den Kampf nach Bulgarien tragen, die Verbindung

Digitized by Google

mit Rumelien abschneiden, mit den Montenegrinern sich vereinigen und außerdem noch eine ganze Reihe von festen Plätzen einnehmen sollten. Dazu reichen aber offenbar die serbischen Kräfte nicht aus. Die Kriegscorrespondenten, die ziemlich weit vom Schusse sitzen, sprechen freilich von vier Armeen und lassen Tschernajew allein an der Spitze von mehr als 40,000 Mann stehen. Die Hälfte davon trägt aber nur Steifleinen und wird den Türken keinen erheblichen Schaden zufügen. Die ganze, wirklich waffenfähige Kriegsmacht der Serben dürfte kaum mehr Mannschaften umfassen, als sie die freigebige Phantasie der Semliner und Neusatzer Journalisten dem Corps des General Tschernajew einverleibt. Nach allem was man hört, sind mehrere Voraussetzungen, auf welche die serbischen Führer ihre Pläne bauten, unerfüllt geblieben. Sie rechneten auf den gleichzeitigen Ausbruch eines bulgarischen Aufstandes. In der That meldeten die slavischen Blätter schon vor zwei Wochen, daß in der ganzen Bulgarei der Aufruhr auflodere; leider blieb es bei der Feuersbrunst in den Zeitungen. Jetzt erfährt man, daß sich bulgarische Vertrauensmänner in Belgrad befinden, um erst über die Bedingungen eines kriegerischen Zusammengehens zu verhandeln und aus der Bulgarei kommt die glaubwürdige Kunde, daß ein großer Theil der Bevölkerung von dem Aufstande nichts wissen wolle und das türkische Joch vorläufig dem ungewissen Schicksale, welches eine Insurrection ihnen bietet, vorziehe. Noch eine andere Berechnung ging fehl und darin, daß sie fehl ging, dürfte der Schlüssel zu den jüngsten Vorgängen liegen. Man glaubte in Serbien, der montenegrinische Häuptling werde an Opferwilligkeit die eigene Regierung überbieten und nichts angelegentlicheres zu thun wissen, als seine waffentragende Bevölkerung dem serbischen Befehle zu unterstellen. Fürst Nikita, oder wie sein künftiger Titel sonst lauten wird, findet es aber passender, zunächst sich seinen eigenen Antheil an der Beute zu sichern. Von einer Cooperation mit den Serben ist keine Rede; statt daß die angeblichen Bundesgenossen, die in Wahrheit giftige Eifersucht beherrscht, eine Concentration ihrer Streitkräfte anstreben und die Türken zwischen sich zu erdrücken suchen, kämpfen sie in divergirenden Richtungen. Bosnien erfreut sich vorläufig verhältnißmäßiger Ruhe. Das ist für die Sachlage gewiß am bezeichnendsten. — Von sonstigen Wahrheiten vom Kriegsschauplatze wären zu notiren: Dreihundert Agramer Studenten kämpfen als Freiwillige in den Reihen der Serben, Milan ist schon wieder einmal zum erblichen König von Bosnien proclamirt worden. Der Metropolite Michael hat bereits ein serbisches Königreich gesegnet, in Dalmatien verhungern 40,000 verbannte Herzegowiner, in Bulgarien sind 25,000 Menschen hingerichtet und umgebracht worden, mehr als 1000 Kinder wurden in die Sklaverei abgeführt, 6000 Bulgaren schmachten in Ketten, in Belgrad aber werden Banknoten mit serbischem und französischem (!) Texte gedruckt.

Digitized by Google

Während auf dem Kriegsschauplatze selbst nur kleine Gefechte, unentschiedene Kämpfe stattfinden, hat Rußland einen glänzenden Sieg errungen: der Hafen von Klek ist von der österreichischen Regierung gesperrt worden. Keine türkischen Schiffe dürfen hier von nun an Truppen landen, die türkischen Besatzungen in der Herzegowina nicht mehr auf diesem Wege Verstärkungen an sich ziehen. Dadurch ist ihr Schicksal überaus gefährdet, dem Aufstande hier eine ganz unerwartete große Hülfsleistung geschenkt. Es heißt freilich: die Pflicht stricter Neutralität habe diese Maßregel geboten; auch der Hafen von Cattaro sei für die Montenegriner gesperrt. Wir fürchten nur nächstens zu hören, daß es der österreichischen Regierung nicht gelingen wolle, den von Cattaro aus schwunghaft betriebenen Waffenschmuggel zu hindern, während die Sperrung des Kleker Hafens sich gewiß wirkungsvoll erweisen wird. Durch die Sperrung des Kleker Hafens wird es unmöglich gemacht, daß die Pforte dem Aufstande der eigenen Unterthanen kräftig entgegentrete. Der sogenannte Krieg zwischen den beiden Staaten: Montenegro und Türkei konnte dafür unmöglich einen ausreichenden Rechtsgrund bieten. Oesterreich erkennt Montenegro als eine ihr und der Pforte ebenbürtige souveräne, kriegführende Macht an und stellt sich mittelbar auf die Seite der Aufständischen. Wir können uns denken, wie das allmählich gekommen ist. Die österreichische Regierung erblickte in einem vergrößerten Serbien die größte Gefahr für die eigene Ruhe und forderte demgemäß von Rußland, daß es den Fürsten Milan jede Unterstützung (jene durch Gebete und Geldsammlungen in Moskau ausgenommen) entziehe. Rußland ging willig auf dieses Verlangen ein. Die russischen Staatsmänner wissen zu gut, daß die gleichzeitige Stiftung zweier südslavischen Staaten keine Bürgschaft der Dauer gewähren, im Gegentheil zur gegenseitigen Befehdung und Schwächung führen würde. Es ist Rußland gleichgiltig, wo zuerst ein kräftiger Keil in den Bestand der Türkei hineingetrieben werde, vorausgesetzt, daß es nur überaupt an einem Puncte geschieht. Als Gegenleistung verlangt es eine wohlwollende Behandlung des Fürsten Nikita und der ihm zur Vergrößerung seines Landes zugewiesenen Herzegowina. Von dieser Seite droht Oesterreich, droht insbesondere Ungarn die nächsten zehn bis zwanzig Jahre keine Gefahr und daher gab es nach und sperrte zum Zeichen seines Wohlwollens den Hafen von Klek. Die Czechenblätter jubeln, daß sich Graf Andrassy in Reichstadt der russischen Politik unterworfen habe. Das mag hart klingen für die Ohren des stolzen Magnaten, scheint aber von der Wahrheit sich nicht gar weit zu entfernen.

Die deutschen Volksbildungsvereine in Heidelberg.

H. v. Treitschke geißelte in seinen trefflichen Aufsätzen über den Socialismus und seine Gönner die verderbliche Halbbildung als Folge des mißverstandenen Schlagwortes „Bildung macht frei" und betonte dagegen als eine unabweisliche Pflicht gegen die arbeitenden Classen, die Fürsorge dafür, daß die Schulpflicht ernstlich durchgeführt und durch Fortbildungsschulen die Resultate des Volksschulunterrichts gesichert und erweitert werden. So natürlich und selbstverständlich diese Pflicht ist, so wenig scheint sie doch noch allgemein begriffen zu sein, und es muß deshalb recht oft und nachdrücklich daran gemahnt werden. Wäre das Bewußtsein dieser Pflicht lebendiger und allgemeiner, so müßten die Bestrebungen, ihr zu genügen, eine weit größere Betheiligung finden, wie sie z. B. die im Jahre 1871 begründete „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" unter dem Vorsitze von Schulze-Delitzsch in überaus maaßvoller und praktischer Weise verfolgt. Die am 7., 8. und 9. Juli a. c. in Heidelberg stattgefundene Generalversammlung dieser Verbindung gab ein so erfreuliches Bild von dem richtigen Verständniß und der gesunden Tendenz dieser Bestrebungen und veranlaßte so interessante und anregende Vorträge und Debatten, daß es zu beklagen ist, daß die Versammlung, die wahrlich eine ungleich höhere Bedeutung für die uns obliegenden wichtigsten Aufgaben hat, als manche andere Wanderversammlung nicht zahlreicher besucht war. Dankend muß man anerkennen, daß die Universität Heidelberg durch eine Anzahl ihrer Mitglieder, Bluntschli an der Spitze, sich an der Versammlung betheiligte; auch die Stadtgemeinde gab ihre Theilnahme durch die Anwesenheit und einige begrüßende Worte ihres Bürgermeisters zu erkennen. Der Stadtrath zu Dresden betheiligte sich an der Versammlung durch eines seiner Mitglieder (Heubner), das er eigens zu diesem Zwecke nach Heidelberg deputirt hatte. Die Gesellschaft hat auf Grund neuredigirter Statuten durch Königliche Verordnung vom 8. April a. c. die Rechte einer juristischen Person für Preußen erlangt. Sie verfolgt den Zweck, „der Bevölkerung, welcher durch die Elementarschulen im Kindesalter nur die Grundlagen der Bildung zugänglich gemacht werden, dauernd Bildungsstoff und Bildungsmittel zuzuführen, um sie im höheren Grade zu befähigen, ihre Aufgaben im Staate, in Gemeinde und Gesellschaft zu verstehen und zu erfüllen". Unter den Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes, die zum Theil in öffentlicher Besprechung von Fragen der freien Volksbildung, in Anregung und Förderung von allen auf Hebung der Volksbildung berechneten Maaßregeln bestehen, nimmt eine hervorragende Stelle ein, die Begründung von Volks-

Digitized by Google

bibliotheken und Fortbildungsschulen, die Veranstaltung öffentlicher Vorträge, sei es durch besonders angestellte Wanderlehrer, sei es durch Andere, die nicht berufsmäßig sich dieser Aufgabe widmen, und die Abfassung und Verbreitung geeigneter Druckschriften. Eine eigene Zeitschrift „der Bildungsverein" (Berlin in Commissionsverlag bei Simion) dient den Interessen der Gesellschaft, die von einem aus 36 Mitgliedern bestehenden Centralausschuß geleitet wird, aus denen 5 Mitglieder als Vorstand mit der Führung der laufenden Geschäfte beauftragt werden. Ende 1875 betrug die Gesammtmitgliederzahl 4761, nämlich 4116 persönliche und 645 körperschaftliche und hatte gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 224 persönliche und 45 körperschaftliche Mitgliedern erfahren. Unter den letztern befanden sich viele Gewerbevereine, Handwerker-, Bürger-, Arbeiterbildungs-, Lesevereine u. s. w. 19 Zweigvereine und 8 Landes- oder Provinzialverbände, deren rechtliche Stellung durch das Statut geordnet wird, verfügen unmittelbar über den größern Theil ihrer auf freiwilligen Beiträgen beruhenden Einnahmen und liefern einen kleineren Theil zur Verfügung des Centralausschusses ab. Laut des vom Schatzmeister Abgeordneten Franz Dunker abgelegten und an seiner Stelle vom Abgeordneten Hammacher vorgetragenen Rechnungsberichtes, hatte der Centralausschuß im letzten Rechnungsjahr eine eigene Einnahme von 63,111 Mark 97 Pfennigen. Die Gesammtsumme der von den einzelnen Vereinen auf ihre Zwecke verwendeten Geldmitteln ist aus dem Bericht nicht zu erkennen; nach einer im Jahre 1875 bei Franz Dunker erschienenen sehr interessanten Statistik aller mit der Gesellschaft in Verbindung stehenden Vereine für Volksbildungszwecke waren im vorhergehenden Rechnungsjahr überhaupt 362,306 Mark 4 Pfennige für diese Zwecke zur Verwendung gelangt. In demselben Verwaltungsjahr waren in den einzelnen Vereinen 6295 Vorträge gehalten worden. Nach dem jetzigen Bericht sind im letzten Jahre 47 Volks- und 62 Schüler- und Jugendbibliotheken neu begründet worden. Es ist zu beklagen, daß der vom Generalsekretär Lippert erstattete Geschäftsbericht die Gesammtthätigkeit der zusammenwirkenden Vereine nicht in übersichtlicher Form zur Darstellung bringt. Eine ähnliche Statistik wie im vorigen Jahre, wenn auch nicht immer ebenso ausführlich, sollte alljährlich erscheinen. Ein weit interessanteres Bild als dieser allgemeine Bericht gewährten die in die Verhandlungen eingestreuten Detailmittheilungen aus einzelnen Vereinen. Der Schwerpunkt wird ja allerdings wesentlich in der praktischen Thätigkeit der Ortsvereine zu suchen sein, wenngleich daneben die Verbindung zu einem Gesammtverein nicht entbehrt werden kann, theils damit aus den gemeinsamen Geldmitteln ärmere Gegenden von wohlhabenderen übertragen werden können, theils um auf diese Weise leichter zu Vorträgen geeignete und bereite Personen und die zu manchen Vorträgen nothwendigen Lehrmittel größeren Kreisen zugänglich zu machen.

Waren auch die Gegenstände der Verhandlungen, abgesehen von den Geschäfts- und Rechnungsberichten u. s. w. allgemeiner Natur, so gewährten doch die sich daran schließenden Debatten ein reiches Material specieller Mittheilungen aus den Erfahrungen der einzelnen Vereine. Die Gegenstände der einzelnen Vorträge waren 1) Professor Bona Meyer aus Bonn über die Theilnahme der verschiedenen Gesellschaftsclassen an dem Wirken der Bildungsvereine, mit besonderer Bezugnahme auf die Erfahrungen innerhalb des rhein-westphälischen Verbandes, wo unter anderem die gänzliche Nichtbetheiligung der Geistlichen als charakteristisch hervorzuheben war. 2) Schultze-Delitzsch über das Ineinandergreifen der Bestrebungen zu materieller und geistiger Hebung, wobei von dem Gedanken ausgegangen ward, daß ohne eine Hebung der wirthschaftlichen Lage in weiten Volkskreisen die Bemühungen für geistige Hebung und Veredelung auf einen unfruchtbaren Boden fallen mußten. 3) Director Zengerle aus Constanz über Werth und Auswahl der Lehrstoffe für Fortbildungsschulen. Obwohl der Vortragende ein enges Anschließen an die Bedürfnisse des beruflichen Lebens verlangte, so betonte er doch mit weit größerer, wohlthuender Wärme die Nothwendigkeit, sich nicht zu begnügen mit einer einseitigen, lediglich nach Utilitätsrücksichten bemessenen Verstandesentwickelung, sondern gegenüber dem stark materialistischen Zuge der Gegenwart der idealen Richtung des deutschen Geistes Nahrung und Leitung zu geben und erschien hiermit vorzugsweise der Tendenz der Versammlung zu entsprechen. 4) Ernst von Stockhausen aus Dresden über die Bedeutung des Cultus des Schönen für die sittliche Erziehung des Volkes, sowie für die Förderung der technischen Künste mit dem auch angenommenen Antrag schließend, in die Reihe der Bildungsmittel nach Thunlichkeit auch Belehrungen über Gegenstände, die dem Gebiete der Kunst angehören, aufzunehmen. 5) Oberlehrer Geßler aus Berlin über die Fürsorge zu geistiger und sittlicher Hebung der aus der Schule entlassenen Jugend. 6) Abgeordneter Hammacher über weibliche Fortbildungsschulen mit besonderer Rücksicht auf eine vom Centralausschuß seit vorigen Winter in Berlin mit bestem Erfolg begründete derartige Fortbildungsschule. Es ward die Mitwirkung gebildeter Frauen hierbei (in Berlin in erfreulicher Weise erreicht) als nothwendig bezeichnet und außerdem betont, daß durch besondere Fachschulen für die weibliche Heranbildung zu einzelnen Berufs- und Erwerbszweigen gesorgt werden möge, daß aber für die allgemeine Volksbildung die Aufgabe dieser Fortbildungsschulen wesentlich dahin gerichtet sein müsse, das Weib geschickt zu machen zur Erfüllung ihres unmittelbaren Berufes als Mutter und Hausfrau, als Mittelpunkt des Familienlebens und damit als Hüterin und Förderin sittlicher Veredelung und aller Tugenden, die auf dem Boden eines pietätvollen Familienlebens am sichersten sich entwickeln.

Digitized by Google

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht auf den Inhalt der vielfach anregenden Debatten näher einzugehen. Nur ein paar Gedanken, die in den Debatten Ausdruck fanden, mögen hier noch erwähnt werden. Mehrfach ward betont, daß die Gesellschaft nach ihrer Tendenz, allgemeine Volksbildung innerhalb des deutschen Reichs zu pflegen, jede Einwirkung auf confessionelle Fragen sorgfältig zu vermeiden habe und in der That auch vermeide. Hervorgehoben ward der tiefgehende Einfluß, den die Art der Erholungen und Vergnügungen auf die Gesittung eines Volkes hat und deshalb empfohlen, daß die Volksbildungsvereine dieses Gebiet mit in den Bereich ihrer Pflege ziehen möchten, wie dies in mehreren Ortsvereinen durch Veranstaltung geselliger Vereinigungen mit besonderer Heranziehung der arbeitenden Classen bereits mit Erfolg versucht worden ist. Für die Begründung von Volksbibliotheken hat sich die Schwierigkeit einer zweckmäßigen Auswahl der Bücher durch die versuchte Aufstellung eines allgemein gültigen Musterkatalogs nicht überwinden lassen, da die örtlichen Bedürfnisse in dieser Beziehung allzu verschieden sind. Doch hat sich der Centralausschuß erboten, unter Berücksichtigung der besonderen örtlichen Bedürfnisse mit Vorschlägen und mit Vermittelung einer billigen Beschaffung an die Hand zu gehen. Die Benutzungsart der Volksbibliothek empfiehlt es sich so einzurichten, daß dadurch namentlich den jungen allein stehenden Mitgliedern der arbeitenden Classen Gelegenheit geboten wird, einen Abend anstatt in der Kneipe im Lesezimmer einer Bibliothek zu verbringen und ihnen dabei zugleich die sonst häufig fehlende Gelegenheit und Materialien zum Briefschreiben zu gewähren, wodurch der Familienverband fester erhalten wird.

Im Allgemeinen waren die Verhandlungen von einem Geiste getragen, der die erst im Beginn ihrer Entwickelung stehende Gesellschaft als einen geeigneten Vereinigungspunkt der freien Bestrebungen erkennen läßt, die auf gesunde Entwickelung deutschen Geistes im Erkennen, Fühlen und Wollen des Volkes gerichtet sind. Das unbedachtsame Ausstreuen zusammenhangsloser Kenntnisse auf einen nicht gehörig bearbeiteten Boden kann ja nie eine gesunde Volksbildung fördern, es gilt nicht, die Kluft, welche die gebildete Minderheit von den minder gebildeten Massen trennt, dadurch auszugleichen, daß man den Letztern eine Fülle von Wissensstoff zuführt; für die Bildung der Massen muß vielmehr Luther's Mahnung gelten, „wenig und wohl", auf eine harmonische Entwickelung von Verstand und Gemüth kommt es hier an, darauf, daß die intellectuelle Entwickelung den Weg bildet zu sittlicher Veredelung. In diesem Sinne geleitet wird die Gesellschaft für Volksbildung eine wirksamere Hülfe gegen socialdemokratische Verirrungen gewähren, als die Strafen und Polizeimaßregeln des Staates es vermögen. Aber zum Gelingen gehört freilich, daß die besitzenden und gebildeten Classen in höherem

Digitized by Google

Grade als bisher ihrer Pflicht sich bewußt werden, an dieser nationalen Aufgabe mitzuwirken durch active Betheiligung, und sich zu betheiligen nicht nur durch Spenden aus ihrem Geldbeutel, sondern durch Spenden aus ihrem Besitz an höherer Bildung, durch lebendige und thätige Mitwirkung an diesen auf Volksbildung gerichteten Bestrebungen. Das ist ein minder bequemes, aber weit wirksameres Mittel als die gebräuchlichen Klagen über Socialdemokratie und Anrufen der Staatsgewalt gegen dieselbe.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Die Einigung der Mächte. Die deutsch-conservative Partei. — Die letzte Woche weist eine ganze Reihe sehr bemerkenswerther Ereignisse und Kundgebungen auf dem Gebiete der äußeren und häuslichen Politik auf. In Reichstadt hatte man das Losungswort „Nichtintervention" ausgegeben. Erfreulicher Weise hat man sich in Rom, Paris und London beeilt, es gleichfalls auszusprechen. Man darf also heute zunächst ohne irgend welche Einschränkung behaupten, daß in dieser negativen Weise eine vollkommene Einigung der Mächte herbeigeführt ist. Freilich würde wenig gewonnen sein, wenn diese Enthaltsamkeit von jeder Action die einzige Gewähr für das zukünftige Einvernehmen der Mächte wäre. Früher oder später muß der serbische Krieg zu Ende gehen und auch die Politik der Nichtintervention ihr Ende erreichen. Glücklicher Weise liegen sehr bedeutsame und sichere Anzeichen dafür vor, daß sich die Mächte bereits jetzt über das negative Ziel der Nichtintervention hinaus auch für spätere Eventualitäten in positiver Weise geeinigt haben. Graf Derby hat kürzlich in seiner Antwort auf die von John Bright überreichte Denkschrift englischer Notabilitäten, welche der Regierung die Befolgung der stricten Neutralität empfiehlt, in sehr bemerkenswerther Weise ausgeführt, daß der Nichtinterventionspolitik der Mächte eine gemeinsame Mediation folgen werde, eine von allen zusammen unternommene diplomatische Action, welche jeder Uneinigkeit zwischen den Mächten vorbeuge. Dieselbe wird also nach der Beendigung des Krieges erfolgen. Es ist klar, daß Graf Derby ein solches Programm nicht entwickeln konnte, wenn er nicht ganz bestimmte bereits vollzogene Abmachungen der Mächte vor Augen hatte. Nun ist aber bekanntlich England nicht diejenige Macht, welche bisher die orientalische Politik in activ fördernder Weise betrieben hat, vielmehr haben bis jetzt von der Zeit der Andrassyschen Reformnote bis zu dem Tage von Reichstadt jedesmal die Kaisermächte das Actionsprogramm formulirt und England hat in den einzelnen Fällen entweder einfach zugestimmt oder seine Ablehnung ausgesprochen. Auch das neueste Princip der Nichtintervention ist, wie bekannt, von Oesterreich und Rußland unter stiller

Digitized by Google

Mitwirkung Deutschlands proclamirt worden. Wenn also England sich heute zu demselben bekennt, so geht aus dieser Thatsache hervor, daß England seine gegensätzliche Stellung zu den Nordmächten aufgegeben hat und im Begriffe steht an ihre Seite zu treten. Graf Derby hat aber auch für spätere Eventualitäten eine gemeinsame Mediation der Mächte verkündet und indem er die Betheiligung Englands an derselben verheißt, befolgt er nicht etwa eine speciell englische Orientpolitik, sondern er thut noch einen weiteren Schritt zum Anschlusse an die Politik der Nordmächte.

Das Tagesergebniß auf dem Gebiete der inneren Politik ist der kürzlich veröffentlichte Aufruf zu der Bildung einer deutsch-conservativen Partei. Der Aufruf ist unterzeichnet von Persönlichkeiten aus allen Theilen Deutschlands, welche in politischer Beziehung, den verschiedenen conservativen Schattirungen von der ultraconservativen Richtung bis zu den Freiconservativen, aber mit Ausschluß der letzteren, angehören, und in kirchlicher Hinsicht sich zur protestantischen Orthodoxie bekennen. Daß die Mehrzahl der Unterzeichner in weiteren Kreisen Deutschlands gerade sehr bekannt wäre, läßt sich nicht behaupten. Sie haben daher in ihrem Interesse gewiß gut gethan, sich in dem Aufrufe über ihre Ziele sehr ausführlich zu verbreiten. Diese Ziele sind in sechs Puncten dargelegt, welche sich bei näherer Betrachtung als ein gemeinsames Elaborat der Particularisten, Agrarier und Orthodoxen erweisen. Sie alle haben daran gearbeitet und jede Gruppe hat der anderen bereitwillig gestattet, ihre speciellen Wünsche in dem Programm niederzulegen. Auf diese Weise ist eine scheinbare Vereinigung dieser verschiedenen conservativ-orthodoxen Elemente hergestellt und indem man Namen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands heranholte, gab man dieser Vereinigung den Charakter einer allgemein deutschen. Natürlich beruht dieses ganze Zusammengehen und Zusammenhalten vorläufig nur darauf, daß man alle Specialtendenzen der verschiedenen Conservativen, sie mögen sich unter einander kreuzen oder nicht, auf einem Blatte verzeichnet hat. Der erste Punct des Programmes spricht von der nationalen Einheit und bemerkt: „Wir wollen, daß innerhalb dieser Einheit die berechtigte Selbständigkeit und Eigenart der einzelnen Staaten, Provinzen und Stämme gewahrt werde. Im Folgenden wird dieses Thema entsprechend erläutert. Man erkennt hier die Arbeit der Particularisten. Im vierten und fünften Puncte haben sich die Orthodoxen an das Werk gemacht. Hier heißt es: „Wir betrachten den kirchenpolitischen Streit, der als Culturkampf vom Liberalismus zum Kampfe gegen das Christenthum ausgebeutet wird, als ein Unglück für Reich und Volk und sind bereit zu dessen Beendigung mitzuwirken. Wir erkennen einerseits dem Staate das Recht zu, kraft seiner Souveränetät sein Verhältniß zur Kirche zu ordnen, und werden die Staatsgewalt den entgegenstehenden Ansprüchen der Curie gegenüber unterstützen. Andererseits wollen wir keinen Gewissenzwang und deshalb kein Uebergreifen der staatlichen Gesetzgebung auf das Gebiet des inneren kirchlichen Lebens. In diesem Sinne sind wir zu einer Revision der im Laufe des Kampfes erlassenen Gesetze bereit.“ Punct fünf und sechs enthalten die bekannten agrarischen Phrasen und Tiraden.

Wir glauben nicht, daß dieses Programm die Sache der Conservativen fördern wird, wohl aber glauben wir, daß es den Liberalen sehr zu Statten kommen wird. Zunächst ist es überhaupt für die liberale Partei sehr erwünscht, daß sich nach der großen conservativen Agitation der letzten Monate endlich einmal ein sichtbares Ergebniß dieser Bewegung vor Augen stellt, und

Digitized by Google

sodann ist dieses Ergebniß derart, daß sich die Furcht vor etwaiger unverhältnißmäßiger Ausbreitung der conservativen Strömung im Lande als unbegründet erweist, denn diesem Zuge wird sich so leicht Niemand anschließen, und drittens ist es ersichtlich, daß dieses die Partei nicht sein kann, die der Regierung als conservative Stütze erwünscht gewesen wäre. Die particularistischen und agrarischen Wünsche des Aufrufes sind eigentlich Nebensache, Hauptsache ist seine kirchliche, dem Ultramontanismus zuneigende Tendenz. Vermöge der eigenthümlichen Halbheit und Unklarheit, mit der diese Tendenz in dem Aufrufe ausgesprochen ist, die die Kirche versöhnen und mit dem Staate nicht brechen möchte, werden es die Conservativen fertig bringen, daß sie nicht nur nichts gewinnen, sondern mit einem Schlage alles verlieren, was hier nur für sie auf dem Spiele steht. Sie werden die Ultramontanen nicht gewinnen, von der Regierung nicht als die ihrigen anerkannt werden und nur den Liberalen die Chancen für die Wahl verbessern. Die ultramontanen Blätter weisen bereits die von den Conservativen dargebotene Hand zurück. Sie wollen nichts wissen von Freunden, welche dem Staate das Recht zuerkennen, kraft seiner Souveränetät sein Verhältniß zur Kirche zu ordnen. Das ist nach Ansicht der Ultramontanen einfach Ketzerei. Die Regierung ihrerseits wird niemals zugeben können und wollen, daß der ihr von der römischen Curie aufgezwungene kirchliche Kampf ein Unglück für Reich und Volk sei. Sie wird niemals zugeben, daß sie Gewissenszwang geübt habe und daß ihre Gesetzgebung ein Uebergriff auf das Gebiet des inneren kirchlichen Lebens sei. Den Liberalen aber wird es leicht werden, den Vorwurf zurückzuweisen, daß der kirchenpolitische Streit zum Kampfe gegen das Christenthum ausgebeutet wurde und sie werden bei dem Wahlkampfe bereitwillig von Allen unterstützt werden, welche dem Hereinbrechen einer kirchlichen Reaction bei Zeiten vorbeugen wollen. Auch das Verhältniß der Regierung zu den Liberalen muß sich ganz nothwendiger Weise bei solchen Zielen der conservativen Agitation intimer gestalten. Im übrigen ist das Verfahren der Liberalen klar vorgezeichnet. Sie werden Front machen gegen die Ultraconservativen, Klericalen und Socialdemokraten, sie werden allein vorgehen, wo sie das können, und wo das nicht angeht, da werden sie den Anschluß nach rechts und nach links bei den Nächststehenden suchen, bei den Freiconservativen und bei den gemäßigten Elementen der Fortschrittspartei. Diese Politik ergiebt sich von selbst und ist auch sicherlich eine sehr zweckmäßige. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Aus Halbasien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Von Karl Franzos. 2 Bde. Leipzig, Duncker und Humblot. — Die lebendigen Schilderungen des Verfassers haben schon früher vielen Beifall gefunden, der übrigens wohl verdient ist, wenn auch hie und da die Farben allzu grell gemischt sind. Indeß mag dies in der Natur des Stoffes liegen. Jedenfalls ist anzuerkennen, daß Franzos die Manier Sacher Masochs zu vermeiden gewußt und sich Turgenjew zum Muster genommen hat, dessen Tonart im novellistischen Theile des empfehlenswerthen Buches überall durchklingt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 21. Juli 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Alexandria.*)

Ein Stadtbild aus dem Alterthum.

Von Curt Wachsmuth.

Unter all den zahlreichen städtischen Neugründungen Alexanders und seiner Nachfolger, welche als Colonieen die weiten, eben eroberten Gebiete des Orients militärisch und durch ihre hellenische Bevölkerung und Civilisation auch geistig beherrschen sollten, ist keine an Größe, Pracht und Bedeutung zu vergleichen mit der unsern der Kanopischen Nilmündung angelegten Stadt, welche den Namen des großen Königs trägt. Als Residenz der Ptolemäer unbedingt und in jeder Beziehung die erste Stadt der Welt, mußte Alexandria dem kaiserlichen Rom als der weltbeherrschenden Kapitale natürlich in vielem Betracht nachstehen, übertraf aber selbst dieses noch an äußerem Umfang und schwang sich gerade damals durch Ausdehnung des Verkehrs nach den entferntesten Puncten der bekannten Erde zu einer Handelsstellung empor, die im Alterthum geradezu beispiellos dasteht.

Als der geniale Begründer des hellenistischen Staatensystems die Stätte, wo bisher nur das kleine ägyptische Dorf Rhakotis gestanden hatte, zur Anlage einer neuen Hauptstadt ersah, war sein Augenmerk zunächst unzweifelhaft das, Aegypten militärisch zu sichern. Und auch dieser erste Zweck ist ja auf das vollkommenste erreicht: wer Alexandria besaß, der hatte auch Aegypten in Händen; denn er beherrschte den einzigen Zugang von der Meerseite sowie den Strom, der die Hauptstraße des Landes bildete. Und um so mehr durfte Alexandria als der Schlüssel von Aegypten gelten, als dies zu Lande ja fast unangreifbar war.

Sicherlich aber ist es dem Scharfblick Alexanders nicht entgangen, wie unvergleichlich die Lage der neuen Stadt für einen Handelsplatz war. Viel-

*) Rede, gehalten in der Göttinger Universitätsaula am 14. Juni 1876.

Digitized by Google

mehr ließ er ja, um hier dem gehaßten Tyros einen übermächtigen Handelsrivalen zu schaffen, sofort die im benachbarten Kanopos angesessenen Kaufleute nach der neuen Gründung übersiedeln. Eher würde man sich verwundern dürfen, daß hier nicht schon längst eine Stadt gegründet war, daß insbesondere die Hellenen, welche seit den Psammetichiden im Lande volle Handelsfreiheit genossen, statt dessen in Naukratis eine Colonie anlegten, wäre nicht der einzige natürliche Hafen, der auf der Insel Pharos, ganz ungenügend gewesen. Um diesen Mangel zu ersetzen, bedurfte es eben so bedeutender Mittel, wie sie Alexander und der erste Lagide zur Verfügung stellten. Jetzt wurde die Pharosinsel mit dem Festland durch einen über 4000 Fuß langen Damm, das sogenannte Heptastadion verbunden und so zwei gewaltige Bassins hergestellt, der große fast ganz geschlossene Osthafen, an dessen schmalem und überaus schwierigem Eingang Sostratos sein Meisterwerk, den weithin sichtbaren Leuchtthurm, aus weißem Gestein errichtete, und das offene Becken im Westen, welches von dem Kyprischen König Eunostos den Namen erhielt; beide unter sich durch zwei überbrückte Durchfahrten im Heptastadion zusammenhängend. Dazu trat mit seiner geräumigen Ausbuchtung im Süden der Stadt als dritter Hafen der mareotische Sumpfsee hinzu, wo die den Nil und den Rothen-Meer-Canal herabkommenden Schiffe, also namentlich alle die bedeutenden Getreidetransporte und die reichen Ladungen arabischer und indischer Waaren einliefen.

Zwischen das Meer und den See schob sich nun die Stadt hinein, in ihrer ganzen Anlage ein Muster des rationellen und neumodischen Städtebaus der damaligen Zeit. In gleichmäßigen Abständen waren breite und schnurgerade gepflasterte Straßen gezogen und durchschnitten sich streng unter rechten Winkeln. Canäle versorgten die ganze Stadt mit gesundem Trinkwasser und ein kunstvolles Kloakensystem führte allen Unrath rasch in das Meer ab. Die Hauptverkehrsader für die etwa eine Million betragenden Einwohner bildete die mittelste von den sieben Längsstraßen, doppelt so breit als die übrigen und eingefaßt von den bedeutendsten Heiligthümern, dem überaus geräumigen Gymnasion, welches auch das Gerichtsgebäude einschloß, und von den elegantesten der Privathäuser, welche in Alexandria durchweg massiv gebaut und im Innern mit Marmorgetäufel an den Wänden und sonstigem Luxus ausgestattet ihre charakteristische Form durch die platten, viel zum Aufenthalt benutzten Dächer erhielten. Das dichteste Gedränge von Wagen und Reitern füllte hier den ganzen Tag über den aus mächtigen Granitblöcken gefügten Fahrdamm, während unter den Säulengängen, welche die erhöhten Fußwege auf beiden Seiten durchweg trugen, eine ewig wechselnde Fluth geschäftiger und müssiger Menschen auf und ab wogte.

Der Platz, wo die entsprechende, nicht minder breite und ähnlich ange-

Digitized by Google

legte Querstraße diese Hauptstraße durchschnitt, war als Nabelpunct der Stadt durch ein mit Colonnaden und Sitzplätzen ausgestattetes Tetrapylon ausgezeichnet. Wer hier durch eins der vier Portale die endlos scheinenden Säulengänge der einmündenden Straßen hinabsah, wurde unwillkürlich von Staunen über die Größe der Stadt ergriffen. Solchen Gefühlen giebt ein Alexandriner des späteren Alterthums einen freilich etwas gezierten Ausdruck, indem er den Helden seines Romans, an dieser Stelle angelangt, in die Worte ausbrechen läßt: „Indem ich meine Augen nach allen Richtungen schweifen ließ, war ich unersättlich im Anschauen: dennoch aber konnte ich die Pracht nicht ganz auffassen. Einiges sah ich, Einiges war ich im Begriff zu sehen, Anderes wünschte ich zu sehen, noch Anderes wollte ich nicht übergehen. Das Gesehene überwältigte mich beim Anblick, das Erwartete zog mich an. Nach allen Straßen nun mich umhertreibend, immer nach neuem Schaun verlangend, sprach ich ermüdet: „O Augen wir sind besiegt“. Zweierlei Neues und Unglaubliches aber sah ich, den Wetteifer der Größe mit der Schönheit und den Kampf der Einwohnerschaft mit der Stadt und beide siegend. Denn die Stadt war größer als ein ganzes Land und die Einwohnerschaft zahlreicher als ein Volk. Betrachtete ich die Stadt, so zweifelte ich, ob ein gesammtes Volk sie auszufüllen vermöge; schaute ich auf die Bevölkerung, so wunderte ich mich, daß eine Stadt für sie ausreichen könne.“

Ein Viertel oder gar ein Drittel des Stadtareals nahmen die öffentlichen Bauten und Anlagen ein, deren seltener Pracht Alexandria den Beinamen der Schönen verdankte. Insbesondere waren die Ptolemäer um die Wette bemüht, die Stadt mit Palastbauten, Hafenanlagen, Weihgeschenken und Stiftungen aller Art auszuschmücken, unterstützt durch den vortrefflichen Stand der Finanzen, wie ihn eine rücksichtslose aber einsichtige Verwaltung und Ausnutzung des so ergiebigen Landes hervorrief. In staunenswerther Ausdehnung, in der inneren Einrichtung strotzend von Gold, Silber und Edelgestein und mit Kunstwerken fast überladen, insbesondere mit den Gemälden alter und berühmter Meister geschmückt, zogen sich vor Allem die Palastanlagen längs des Haupthafens hin, von dem ein abgegrenztes Bassin für den Hof reservirt war. Hier sah man alle die weitverzweigten Baulichkeiten, die als Wohnungen für die Könige, ihre Familie und ihren endlosen Hofstaat dienten, nebst den großen Versammlungssälen und Audienzzimmern, hier umfassende Räumlichkeiten für die Aufnahme der königlichen Gäste, auch das berühmte Museion und die fast noch berühmtere Hofbibliothek. In der Nähe befanden sich auch die Begräbnißstätten der Könige mit dem Mausoleum Alexanders, wo seine Mumie in goldenem Sarge gezeigt ward. Auf all diesen phantastischen Luxus waren die Alexandrinischen Bürger so stolz, als gehörte er ihnen zu eigen: ein ganz besonderes Vergnügen bereiteten ihnen die königlichen Parks, wo in

Digitized by Google

Käfigen und Umzäunungen fremde Thiere, namentlich seltene Vögel und Schlangen gehegt wurden, welche von fernen Puncten hierher zu bringen man keine Mühe und Kosten scheute.

Unter den zahlreichen Heiligthümern aber hatte die vornehmste Stellung das des Serapis, jener merkwürdigen Gottheit, in deren Wesen hellenische und ägyptische Elemente innig mit einander verschmolzen waren, deren Cultus durch eine kühne Neuerung des ersten Ptolemäers für Griechen und Aegypter als gemeinsamer Gottesdienst eingeführt ward und wie überhaupt rasch Anklang fand, so namentlich in Alexandria, wo Serapis geradezu als Hauptgott verehrt und sein Bild an allen Häusern und über allen Thoren angebracht war. Zu seinem Heiligthum auf der Höhe des Burghügels stieg man auf mehr als hundert Stufen empor; unter Propyläen, weitläufigen Höfen und Hainen, Säulenhallen und Bibliotheksräumen erhob sich hier der Tempel selbst mit seinem goldnen Dache, einem weithinglänzenden Wahrzeichen Alexandrias. Weder Tags noch Nachts wurde das Serapeion leer von den frommen und Genesung suchenden Pilgern, die von nah und fern herbeiströmten.

Und ein vorzüglicher Curort war ja diese dem Heilgott geweihte Stadt durch Klima und Lage. Eine milde, weiche Luft wehte hier beständig; kaum gab es je einen Tag, an dem die Alexandriner nicht die Sonne schauten. Alles könne man dort finden, sagt ein Rhetor, nur nicht Schnee und Eis.

Und doch war während des Sommers die Hitze nicht unerträglich gesteigert, da in der heißesten Zeit vom Meere her die Etesien die Querstraßen ihrer ganzen Länge nach durchbliesen und auch vom Mareotischen See, der in diesen Wochen durch das Steigen des Nils anschwoll, Erfrischung herwehte.

Wegen dieser merkwürdig gleichmäßigen Temperatur wurden namentlich Schwindsüchtige möglichst im Beginn ihres Leidens wie jetzt so damals nach Alexandria geschickt.

So war unter den Fremden, die sich hier massenhaft aufhielten, immer eine große Zahl Kranker; die Hauptmenge derselben bestand aber, von den eigentlichen Touristen abgesehen, deren es in der Kaiserzeit auch nicht wenige gab, aus Lehrern und Studirenden einerseits und aus Schiffern, Kaufherrn und Geschäftsleuten andererseits. Denn das Leben, das sich in dieser großen, schönen und gesunden Stadt entfaltete, bewegte sich vor Allem in zwei Richtungen, in der Pflege der Wissenschaften und im Betrieb von Handel und Industrie.

Die intensive Pflege der Wissenschaften gehört von Anfang an zu den Grundzügen der intelligenten Politik der Lagiden, indem sie treffend erkannten, daß die Kraft des hellenischen Geistes, welche sie ja für die glückliche Lösung ihrer schwierigen Regierungsaufgabe nicht entbehren konnten, jetzt sich

Digitized by Google

vorwiegend in der wissenschaftlichen Arbeit bewährte. In diesem Sinne wurde bereits von dem ersten Ptolemäer der Grund zu der großartigen Bücherſammlung im Palast gelegt, welche seine Nachfolger mit steter Sorgfalt und enormen Summen zu vermehren trachteten. Die Schätze der hellenischen Literatur wurden hier zum ersten Male vollständig zusammengetragen: daß sich aber der Sammeleifer, wie später erzählt und jetzt noch vielfach geglaubt wird, auch auf ägyptische, chaldäische, römische oder hebräische Bücher erstreckt habe, die man in hellenischen Uebersetzungen der Bibliothek einverleibte, ist eine aus den unlautersten Quellen stammende Fabelei ohne jeden historischen Werth.

Einzelne erleuchtete Geister mochten auch unter den alexandrinischen Gelehrten sich zu einem so freien Standpunct erheben, die übliche Scheidung der Menschen in Hellenen und Barbaren zu verwerfen, wie es Eratosthenes that; „denn viele der Hellenen taugen nichts, sagte er, während gar manche der Barbaren, wie Inder und Arier, Römer und Karthager sich durch Bildung und Tüchtigkeit auszeichnen.“ Aber so nahe es gerade in Alexandria liegen mußte, zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Literatur, Cultur oder Sprache fremder Völker drang die philologische Forschung damals nicht vor, sie war und blieb in ihrem Gesichtskreis und ihrer Arbeit fast durchaus auf das Hellenische gewandt.

Rein griechisch war auch die Institution, welche in den ersten Zeiten vor allem zur Förderung des wissenschaftlichen Geistes in Alexandria beitrug, die Stiftung des Museums. Die Museumsgesellschaft gehörte nämlich, was man zumeist ganz übersieht, zu der großen Zahl freier Associationen, welche mit den Rechten autonomer Genossenschaften versehen, im hellenischen Leben eine so bedeutende Rolle spielten. Unter dem Schutz einer geeigneten Gottheit traten die Mitglieder solcher Corporationen, die selbst verschiedenen Staaten angehören konnten, zusammen, meist ausgestattet mit Grundbesitz, auf dem das Vereinslocal und das Heiligthum des Vereinsgottes lagen, indem sie entweder nur eben den Cult dieser bestimmten Gottheit bezweckten oder sich zu gegenseitiger Unterstützung, z. B. zur Gründung einer gemeinsamen Begräbnißcasse verbanden oder auch in ihrem gemeinschaftlichen Beruf und der Pflege ihrer Berufsinteressen das einigende Band besaßen. So sehen wir Handelsgesellschaften und Schiffervereine, Genossenschaften von Jägern, Sängerschulen und Schauspielertruppen je unter passender göttlicher Protection organisirt. Analoger Weise konnten Männer, die sich zur Pflege der Wissenschaften vereinigten, nur in den Dienst der Musen treten, wie sich Musenheiligthümer in den Philosophenschulen und selbst in niederen Unterrichtslocalen regelmäßig fanden. Das sogenannte Museion von Alexandria war also nichts als eine nach den üblichen Normen eingerichtete Association. Nur hatten die Lagiden

dem Verein das in der Nähe des Palastes gelegene Grundstück und das Vereinslocal mit Hallen und Exhedra geschenkt, auch die Kosten der täglichen gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Genossen auf ihre Kasse übernommen, dafür aber, offenbar um auf den Geist der Museumsmitglieder sich einen Einfluß zu sichern, sich das Recht vorbehalten, den Vereinspriester selbst zu ernennen. Bei dem täglichen Verkehr, namentlich bei den Syssitien entwickelte sich die wiederholt erwähnte Sitte, schwierige Fragen aufzuwerfen und in ihrer scharfsinnigen Lösung aus dem Stegreif Ruhm zu suchen: aber an regelmäßige Sitzungen mit wissenschaftlichen Vorträgen wie bei einer modernen Akademie, mit der man doch das Alexandrinische Museum gern vergleicht, ist eben so wenig zu denken als an Ertheilung von Unterricht. Das Museum hatte als solches eben nur die wissenschaftliche Forschung im Auge: und allerdings ist das Ausbilden eines berufsmäßigen Gelehrtenstandes für diese Zeit charakteristisch, während noch Platon sich Schriftstellerei nur in unmittelbarem Zusammenhang mit der mündlichen Belehrung denken konnte. So sehr aber auch im Laufe der Zeiten dadurch das massenhafte Schreiben und das Produciren unnützer Bücher gefördert ist — schon der Spötter Timon bezeichnete die Museumsgenossen als Bücherschmierer —, in der ersten Periode wurde im Museum sehr ernsthaft, mit weitem Blick und großartigem Erfolg gearbeitet. Als der würdigste Repräsentant mag Eratosthenes gelten, der sich zuerst einen Philologen nannte und abgesehen von zahlreichen anderen Arbeiten aus Geographie und Chronologie überhaupt erst Wissenschaften schuf: mit welcher Einsicht hat er sich die Bedeutung wissenschaftlicher Forschung klar gemacht, mit welcher Energie die Grundsätze strenger Methode durchgeführt!

Freilich blühte in Alexandria daneben auch der wissenschaftliche Unterricht, zum Theil sogar durch die Museumsmitglieder selbst, aber in einzelnen durch die Stadt verstreuten Auditorien ertheilt. Es bestanden eben — modern zu reden — eine vielbesuchte Hochschule und eine Gesellschaft der Wissenschaften neben einander, wobei es keineswegs ausgeschlossen war, daß dieselben Männer, welche Zierden der letzteren waren, auch als Lehrer der Jugend sich bethätigten oder umgekehrt, eben so wenig aber beides nothwendig mit einander verknüpft war. Ja, die bedeutendsten Koryphäen der Grammatik, wie Zenodotos, Aristophanes und Aristarchos, haben so sehr den persönlichen Unterricht für die Hauptsache gehalten, daß sie ihre epochemachenden Studien über den Text der homerischen Gedichte nur in ihren Vorlesungen vortrugen und sie nie in Büchern niederlegten.

Neben der Philologie, die hier in allen ihren Theilen von bahnbrechenden Geistern bearbeitet und in manchen zu stattlicher Höhe aufgeführt wurde, standen in Alexandrien namentlich die exacten Wissenschaften in Ehre. Die

Digitized by Google

Schulen für Mathematik und Astronomie, durch die geniale Trias Eukleides, Aristarchos und Hipparchos glanzvoll begründet, genossen noch in der Kaiserzeit Weltruhm; die Erdkunde fand in dieser Handelsstadt lebhaftes Interesse und rief vielseitige Studien hervor, denen auch die Könige durch Veranlassung geographischer Entdeckungsreisen wiederholt neuen Impuls gaben; und einen ungeahnten Aufschwung nahmen die mechanischen Disciplinen, von den Ptolemäern mit großartigen Mitteln zu Experimenten ausgerüstet. Besonders erreichte die Lehre und Kunst des Geschützbaues hier einen hohen Grad von Vollendung: so construirte ein gewisser Dionysios bereits eine Schnellkatapulte, eine Art Mitrailleuse, welche mit einer großen Zahl von Geschossen auf einmal geladen wurde, während zum Abdrücken je eine einfache Bewegung mit der Handspeiche genügte.

Für die etwas altersschwache Philosophie bestand dagegen ursprünglich nur ein mäßiges Interesse, und die in jugendlicher Kraft aufstrebenden Wissenschaften, die auch praktisch greifbare Resultate aufzuweisen hatten, sahen mit kaum verhehlter Ironie auf die unfruchtbare Weltweisheit herab. So läßt sich der Alexandriner Heron im Anfang seiner Schrift über den Geschützbau folgendermaßen aus: „Der wichtigste und nothwendigste Theil der Philosophie ist der, welcher von der Seelenruhe handelt: über sie pflegen die Weltweisen die meisten Untersuchungen und ich glaube, ihre Arbeit wird hier niemals zu Ende kommen. Die Mechanik aber übertrifft die theoretische Lehre von der Seelenruhe, indem sie in einem ihrer Theile, noch dazu einem nicht umfänglichen, dem vom Geschützbau, praktisch alle Menschen lehrt in Seelenruhe leben. Denn die vermittelst der Geschütze gelehrte Weltweisheit setzt in den Stand, weder im Frieden sich vor einem feindlichen Angriff zu beunruhigen, noch beim Ausbruch eines Krieges die Ruhe zu verlieren." Doch erfuhr gegen Ende der Lagidenherrschaft die Philosophie in Alexandria eine neue Befruchtung, indem die hellenische Speculation durch die orientalische Denkweise beeinflußt wurde: der neue Pythagoräismus und die theosophische Schule, deren bedeutendster Vertreter der Jude Philon war, fanden hier wie ihren Ursprung so die eifrigste Pflege; und noch im dritten Jahrhundert der christlichen Zeit entstand hier das letzte große System hellenischer Philosophie, der Neuplatonismus.

Auch für die Medicin war Alexandria ein Studiensitz ersten Ranges; bis in Julianische Zeit genoß ein hier gebildeter Arzt unbedingte Autorität, mochten seine Thaten noch so stark gegen ihn zeugen. Insbesondere wurde von den Herophileern und Kallimacheern die Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner einzelnen Organe auf Grund von Leichensectionen, welche die Lagiden zuerst gestatteten, wissenschaftlich ausgebildet: noch Galen räth jungen Medicinern auf das Dringendste, nach Alexandria zu gehen, weil man

Digitized by Google

dort die Knochen aus unmittelbarer Anschauung kennen lernen könne. In scharfen Gegensatz zu dieser auf Anatomie gestützten, rein theoretischen Behandlung der medicinischen Wissenschaft trat die empirische Schule und auch ihr bedeutendster Meister, Sarapion, lebte und lehrte in Alexandria.

So kamen wißbegierige Jünglinge mannichfaltigster Herkunft hier zusammen, um sich die höhere Cultur anzueignen oder für ihren Lebensberuf sich auszubilden: auch die Lehrer selbst stammten aus den verschiedensten und entferntesten Gegenden. Und wie sehr der Geist der Gelehrsamkeit der hier herrschende war, das beweist nichts so schlagend als die Thatsache, daß sich ihm selbst das Christenthum nicht zu entziehen vermochte, welches in dieser Weltstadt bekanntlich rasch einen breiten Boden fand. Die große Alexandrinische Katechetenschule zeichnete sich von Anfang an durch das Bemühen aus, die christlichen Lehren mit wissenschaftlichen Waffen gegen die heidnischen und jüdischen Angriffe zu vertheidigen.

Aber nicht bloß in wissenschaftlichen Fragen war Alexandria für weite Kreise der hellenistischen Welt tonangebend: die Stadt wurde überhaupt einer der bedeutendsten und maßgebendsten Mittelpuncte alles geistigen Lebens. Es war ja jetzt an Stelle einer einheitlichen und allgemeinen nationalen Bildung eine specifische Gelehrsamkeit getreten: in Folge dieser für die alte Cultur verhängnißvollen Entwickelung stand auch die Kunstdichtung dieses Zeitalters in unmittelbarster Verbindung mit den gelehrten Studien. Insbesondere ist die auf den ersten Blick so auffallende Combination von grammatischer d. h. philologischer Arbeit und poetischer Production in Alexandria auf lange hin geradezu normal. Und diese von den Hofpoeten gepflegte Dichtung gewann namentlich als Elegie, Idyll und Epigramm bei allen Gebildeten der Zeit Anklang und bestimmenden Einfluß.

In späterer Zeit jedoch war Alexandria vornehmlich eine Handelsstadt. Bereits der erste Ptolemäer war darauf bedacht, den Handel zu großartiger Entwickelung zu bringen. So verband er sich mit seinen Nachbarn, namentlich bedeutenden Stapelplätzen, zu gleicher Münzwährung, sicherte durch eine starke Kriegsflotte auch den Verkehr der Kauffahrer, leitete mit der Eroberung der Kyrenaika den ganzen reichen Handel, der dort mit Bodenproducten und Industrieerzeugnissen getrieben ward, nach seiner Kapitale und brachte auch die indischen Waaren, welche die Bewohner Yemens in Karawanen an die phönikisch-philistäische Küste führten, durch Occupation dieser Striche in alexandrinische Hände. Der zweite Lagide, Philadelphos, ging weiter. Er stellte den versandeten Canal nach dem rothen Meer wieder her, sorgte durch Anlage von Landstraßen und geeigneten Seeplätzen für erleichterten Transport der arabischen und indischen Artikel, welche letztere man damals auch nur durch Vermittelung der Araber bezog, und eröffnete endlich den directen

Digitized by Google

Seeverkehr mit Aethiopien und mit der an Edelgestein unerschöpflich reichen Insel Ophiodes.

Und mehr als alle Klugheit und Liberalität der Könige that die Gunst der Natur. An der Grenze Asiens und Afrikas, nahe der Mündung des Canals, der nach dem rothen Meere führte; im Besitz eines außerordentlich geräumigen und sicheren Hafens des Mittelmeers, d. h. des Meeres, um das — mit einem Bilde Platons zu reden — alle Culturvölker herumsaßen wie die Frösche um einen Weiher; und zwar an einem Theile seiner Küste, der auf eine Strecke von 5000 Stadien hin sonst hafenlos ist; endlich bei der Mündung des Nils, auf dem ein stetiger reger Verkehr mit dem ganzen dichtbevölkerten und unerschöpflich fruchtbaren Aegypten sich seit Alters entwickelt hatte — so lag Alexandria nach dem Ausdruck eines griechischen Rhetors gleichsam an einem Bindegliede der Erde und der fernsten Völker und mußte nothwendig rasch einen bedeutenden Verkehr an sich ziehen.

Der Entfaltung des Handels zur höchsten Blüthe stand jedoch damals noch die Rivalität der überaus rührigen Republik Rhodos im Wege, später unter den unbedeutenden und schlaffen Herrschern der Verfall des Lagidenreiches, dem der zweite Euergetes vergeblich Einhalt zu thun suchte. Erst mit dem Eintritt der Römerherrschaft wurde Alexandria Welthandelsplatz. Vorbereitet war dieser Umschwung zum Theil schon durch die merkwürdige Entdeckung, welche etwa in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr. ein griechischer Kaufmann Hippalos gemacht hatte, daß im indischen Ocean gewisse Winde (die sogenannten Moussons) mit der größten Regelmäßigkeit das halbe Jahr von West nach Ost, die andere Hälfte in umgekehrter Richtung wehen: damit war an Stelle der höchst beschwerlichen Küstenfahrt oder des noch umständlicheren Karawanentransports ein directer Seeverkehr vom Golf von Aden nach Indien gewonnen. Mit dem Steigen des Luxus in Italien und den westlichen Provinzen steigerte sich auch der Absatz der arabischen, indischen und chinesischen Artikel, wie Edelsteine und Perlen, Gewürze und Spezereien, seidene und baumwollene Stoffe; unter Augustus gingen nach Indien nicht, wie früher zwanzig, sondern bereits hundertundzwanzig Schiffe, und zur Zeit des älteren Plinius betrug der Werth der auf diesem Wege importirten Waaren vier Millionen Thaler, während man in Rom bis zum Hundertfachen des Einkaufspreises zahlen mußte. Auch die Einfuhr aus dem Inneren Afrikas wuchs noch: namentlich war der Verbrauch von Elfenbein in Rom sehr stark.

Von dem Treiben, das in diesem ersten Handelsplatz der alten Welt herrschte, kann man sich kaum eine zu weitgehende Vorstellung machen; aus allen Ländern strömten hier die Handelsleute und Schaulustigen zusammen. „Ich sehe bei Euch," sagt Dion Chrysostomos in seiner Rede an die Alexan-

Digitized by Google

driner, „ich sehe bei Euch nicht blos Hellenen und Italiker, nicht blos die syrischen, kilikischen und libyschen Nachbarn, nicht blos Aethiopier und Araber, sondern auch Baktrer und Perser, Inder und Skythen."

Auch ein reges industrielles Leben hatte sich in Alexandria entwickelt und lieferte eine lange Reihe sehr gesuchter Ausfuhrartikel. Die Gewerbthätigkeit erstreckte sich zum Theil mit Uebernahme altägyptischer Handwerkstraditionen namentlich auf Weberei, Glas- und Papyrusfabrikation, sowie Herstellung von Salben und Parfümerieen und zeichnete sich nicht blos durch Geschick aus, sondern auch durch eine Reihe neuer Erfindungen, welche den höchsten Beifall fanden, so die gemusterter und mit Figuren geschmückter Linnen- und Wollenstoffe und bunter, in allen Farben schimmernder Prachtgläser. Es zeigte sich also auf diesem Gebiet ein verwandtes Schauspiel, wie es Cäsar bei der Belagerung der Stadt nicht ohne Staunen bemerkte, als die Alexandriner alle Schanz- und Blokadearbeiten, welche sie die Römer vornehmen sahen, sofort mit einer solchen Anstelligkeit nachahmten, daß nicht sie, sondern die Römer als Nachahmer erschienen. Auch die Alexandrinischen Schiffsbauer leisteten Bedeutendes, sowohl was die Schnelligkeit als was die Größe der Transportschiffe betrifft, namentlich zimmerten sie nach antiken Vorstellungen wahrhafte Riesenschiffe.

Insbesondere dient die hohe Vollendung aller mechanischen Technik zur Verherrlichung der Götter- und Hoffeste, bei denen die complicirtesten Maschinerien, automatisch sich bewegende Figuren, durch Pracht und durch Colossalität alles übertreffende Schiffe, Zelte und Statuen erschienen. Und insoweit von einer eigenthümlichen Kunstentwickelung in Alexandria überhaupt die Rede sein kann, hat sie sich vornehmlich in dem Rahmen der Kunstindustrie bewegt und wie in der luxuriösen Ausstattung der Paläste und öffentlichen Bauten so in der Herrichtung solcher Feste ein reiches Feld der Thätigkeit gefunden. Auf das Anschaulichste tritt uns das in dem Bild entgegen, das Theokrit in einem überaus reizenden Idyll von einer Adonisfeier der zweiten Arsinoe entwirft: und in eine ganz märchenhafte Welt voll phantastischer Pracht und raffinirter Kunstfertigkeit läßt uns das zufällig erhaltene Bruchstück einer antiken Monographie über Alexandria blicken, welches eine detaillirte Beschreibung von dem großen Dionysischen Festzug unter Ptolemäos Philadelphos enthält.

Unter den geschilderten maßgebenden Bedingungen gewann nun der Charakter der Alexandriner eine scharfe, eigenthümliche Ausprägung, die wohl mit der Zeit inhaltsleerer und nichtiger wurde, sich aber in ihren Grundzügen ziemlich getreu erhielt und in manchen Puncten überraschende Aehnlichkeit mit den Eigenschaften der Bewohner der zweitgrößten europäischen Weltstadt unserer Tage zeigt.

Digitized by Google

Vor allem ruhte der Geist des Erwerbens siebenfältig auf den Alexandrinern, ihre fleißige Betriebsamkeit und rührige Geschäftigkeit fiel jedem, der die Stadt betrat, sofort in die Augen. „Niemand lebt hier müssig," schreibt der Kaiser Hadrian aus Alexandria, „die einen blasen Glas, die andern bereiten Papier, andere sind Weber, alle treiben irgend eine Kunstfertigkeit. Selbst die an Podagra oder Chiragra Leidenden, selbst die Blinden haben zu thun. Geld ist ihr einziger Gott."

Wie die Alexandriner aber sich als industrielle Genies hervorthaten, so waren sie überhaupt anschlägig und erfinderisch; rascher Verstand und scharfe Auffassung der Dinge stand ihnen durchweg zu Gebote. Damit hängt die Schlagfertigkeit zusammen, mit der sie über alles und jedes, was ihnen auffällig oder lächerlich erschien, ihre Witze machten: und vor ihren medisanten Bemerkungen waren ihre Könige eben so wenig sicher als später die römischen Kaiser. Ein geistreiches Bonmot, ein treffendes Wortspiel ging ihnen über Alles. Bei dem feinen Publicum erfreute sich einer unglaublichen Beliebtheit ein heimischer Dichter Machon mit seiner in Verse gebrachten Sammlung pointirter, meist ziemlich bedenklicher Anekdoten: und die Matrosen und andere Leute aus dem niedrigen Volk pflegten sich um die Cyniker, diese „Bettelmönche des Alterthums" zu schaaren, welche auf allen Kreuzwegen und Straßen und in den Vorhallen der Tempel umherstanden und ihre derben Späße unter schallendem Gelächter dieses Kreises zum Besten gaben. So boshaft aber oft, so possenhaft und schmutzig nicht selten der Witz war, eben wegen dieser witzigen Ader waren die alexandrinischen Bedienten bei den römischen Großen beliebt, welche in der Kaiserzeit auch an diesem Hautgoût sich erfreuten.

Daß sich in einer so reichen Stadt auch rasch Luxus und Genußsucht entwickelten, wird nicht auffallen. Es traten viele und stark besuchte Kränzchen zusammen, deren ganze Thätigkeit in unausgesetzten Eß- und Trinkgelagen bestand: auch die Arbeitsamen waren den Tafelfreuden nicht abhold. Die Gastmähler waren mit allem Raffinement einer virtuos behandelten Kochkunst zugerichtet, zugleich auch jederzeit mit einer Fülle herrlichster Blumen und Kränze geschmückt. Denn die hochentwickelte Gartencultur, von dem milden Klima begünstigt, hielt Rosen, Levkojen und überhaupt fast alle Blumen das ganze Jahr in blühendem Zustand. Parfümerieen und wohlriechende Salben wurden, und nicht blos von Stutzern, in bedeutenden Massen verbraucht. An allerlei leichtfertigem, aber höchst ergötzlichem Schauwesen von Pantomimen, Tänzerinnen, Gauklern und Possenreißern war nie Mangel: dazu kamen die großen Wettfahrten und musikalische Aufführungen aller Art. Man begreift, wenn man hört, daß junge Leute, die vom Lande zum ersten Male nach Alexandria hereinkamen, über den berauschenden Taumel die Rückkehr

Digitized by Google

nach Hause vergaßen. Besonders beliebt waren die Vergnügungspartien nach dem benachbarten Badeort Kanopos, wo sich alle Eleganz und Schwelgerei der reichen Leute zusammendrängte. Der Canal, der dorthin führte und längs dessen ein üppiges Gasthaus sich an das andere reihte, wurde Tag und Nacht nicht leer von Barken mit lustigen, musicirenden und tanzenden Gesellschaften.

So waren die Alexandriner bei aller Arbeitsamkeit ein recht leichtsinniges Völkchen; auch sonst entbehrte ihr reizbares und leicht bewegliches Wesen eines festen Haltes, so daß sie von jedem Lufthauch hin und her bewegt außer Fassung geriethen. Zumal genügte der geringfügigste Anlaß, wie Confiscation von Fleisch oder Gemüse, Versagung der Concession zum Bau einer Badeanstalt und Aehnliches, um einen Straßencrawall aufflackern zu lassen. Oft verlief sich eine solche Zusammenrottung so rasch, wie sie zu Stande gekommen war, nach großem Geschrei und einigen Steinwürfen: oft aber entwickelten sich solche Excesse auch zu den blutigsten Emeuten. Den Römern freilich fehlte für dies kindische Wesen jedwedes Verständniß, sie nannten es einfach Treulosigkeit und Verrätherei.

Dieselbe Erregbarkeit zeigte sich auch in den beiden Liebhabereien, welche die Alexandriner bis zur Raserei erfüllten, in dem Enthusiasmus für Musik und in der Leidenschaft für Wettfahrten.

Die alexandrinische Musik bestand vorwiegend aus Gesang, Saiten- und Flötenspiel; die Instrumentalmusik wurde theils von einzelnen Virtuosen theils durch Monstreorchester oder wenigstens durch das Zusammenwirken verschiedenartiger Instrumente ausgeübt. Auch hier wurde wohl theilweise an altägyptische Kunstübung angeknüpft; aber auch auf diesem Gebiete traten die Alexandriner umgestaltend und schöpferisch auf, nicht blos in einzelnen Vervollkommnungen, wie Ktesibios die wegen ihres süßen Tones gepriesene Wasserorgel erfand, sondern auch in dem ganzen Charakter des Inhalts und der Formen, und die hiesigen Musikschulen waren noch am Ausgang des Alterthums hochberühmt. Freilich die alte Einfalt und Ruhe, auch die Kraft und der Ernst der alten Musik gingen verloren; statt dessen kam auf eine in den Harmonieen zwar reichere, aber verkünstelte und weichliche, theils tändelnde theils aufregende Art, oder, wie ein vielleicht unmusikalischer Mensch schreibt, es war lauter lüderliches Geträller, Gewinsel und Geheul. Dabei fehlte es nicht an gewagten Tonmalereien, wie schon in einer Composition des Timosthenes z. B. das pfeifende Zischen des von Apollon getroffenen und verendenden pythischen Drachen durch Flötenläufe wiedergegeben wurde. Musikalischer Sinn jedoch, namentlich feines musikalisches Ohr fand sich bei dem alexandrinischen Geschlecht in hohem Grade; selbst die Ungebildeten, die nicht lesen und schreiben konnten, verstanden die Zither zu spielen. Alt und Jung, Vor-

Digitized by Google

nehm und Gering, Alles trällerte die beliebten Melodieen; selbst Philosophen und Rhetoren hatten sich, um der Menge zu gefallen, einen ganz singenden Ton des Vortrages angewöhnt. Fast unglaublich aber erscheint die Aufregung, die beim Anhören der Musik die Meisten ergriff. Man sprang von seinem Sitz auf, begleitete den Vortrag mit den heftigsten Gestikulationen, sprach wie verzückt, ja war bereit für eine gefeierte Künstlerin sofort sein Leben zu lassen.

Fremdartiger berührt uns die Leidenschaft für Wagenrennen. Auch hier überstieg die Exaltation der Zuschauer alle Grenzen. Sie erhoben sich, schrieen, schalten, verfluchten die Götter, warfen alles von sich, geberdeten sich durchaus als ob sie selber die Wagenlenker wären. Es ist eine bezeichnende Legende, daß im Jahre 389, als das Serapeion und die anderen Tempel von den Christen zerstört wurden, die heidnische Menge unbekümmert draußen im Hippodrom saß und den Wettfahrten zuschaute.

Diese Schilderung betrifft fast ausschließlich die eigentliche Bürgerschaft von Alexandria, die makedonisch-hellenischen Elemente, welche eigentlich allein Alexandriner hießen.

Das zweite stark vertretene Bevölkerungselement bildete die ägyptische Menge, welche am Bürgerrecht nicht Theil hatte, zwar nach heimischen Satzungen gerichtet, aber auch im Uebrigen schlechter als die Bürger gestellt war, wie gelegentlich berichtet wird, daß sie bei gewissen Vergehungen, auf die Prügelstrafe stand, Hiebe mit der Karbatsche erhielt, während die Bürger Stockhiebe bekamen. Diese Aegypter werden als wenig liebenswürdig, fanatisch bigott, neidisch, proceßsüchtig, verstockt und brutal geschildert. Mit den Hellenen haben sie sich nicht unfreundlich berührt; auch war es ein Grundsatz der Ptolemäerpolitik, die nationalen und religiösen Gefühle der Aegypter zu schonen und selbst zu pflegen. Nur scheinen beide Nationalitäten gerade in Alexandria weniger, als anderwärts im Lande, sich vermischt zu haben. Sicher jedoch sind die niederen Schichten der hiesigen hellenischen Bevölkerung in ihrer ganzen Sinnes- und Vorstellungsweise von dem Stück Orient, das sie hier fortwährend umgab, sehr merkbar bestimmt und verwandelt worden. Die ächt orientalische Art jedes historische Ereigniß, selbst das jüngstvergangene, mit vollendeter Gleichgültigkeit gegen Ort und Zeit durch die grotesksten Fabeleien bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen tritt uns in manchen Erzählungen der Ueberlieferung aus der sonst so nüchternen Ptolemäerzeit unverkennbar entgegen, am wunderlichsten in dem auch noch unter der Lagidenherrschaft entstandenen merkwürdigen Volksbuch, das die Urquelle aller Alexanderromane des Mittelalters geworden ist: hier klingt von den wirklichen Thaten des großen Eroberers nur das Allerallgemeinste an, während die

Digitized by Google

Phantasie mit vollem Behagen in der Erfindung der wunderbarsten Abenteuer schwelgt.

Nur ein gegenseitiger aufrichtiger Haß verband die ägyptische Menge in Alexandria mit der dritten Bevölkerungsgruppe, den Juden, welche sich hier gleich nach der Gründung der Stadt, wie damals überall von Hellas bis nach Babylonien, wo Handelsinteressen ins Spiel kamen, eingefunden hatten. Sie waren anfangs blos geduldet und erhielten gesonderte Wohnsitze im Nordosten der Stadt angewiesen, wo auch ihre prächtige Hauptsynagoge lag. Wie sich aber ihre Capacitäten dem Hof als finanzielle Talente ersten Ranges bewährten und bei den schwachen späteren Königen dadurch periodisch einen tiefgreifenden Einfluß erlangten, griff auch die jüdische Bevölkerung immer mehr um sich, nahm noch ein zweites Quartier in Besitz, und ihre Kaufläden wie ihre Bethäuser verbreiteten sich allmählich über die ganze Stadt. Eigene Verwaltung und eigene Gerichtsbarkeit wurde ihnen eingeräumt: aber das Bürgerrecht war und blieb auch ihnen vorenthalten.

In dem orientalisch bunten Gemälde des alexandrinischen Lebens bildet diese Judenschaft eine höchst eigenartige Gruppe. Man kann sich zu der üppigen, verschwenderischen, aufstandslustigen Bürgerschaft, deren Frauen bei Straßencrawallen nicht blos zu hetzen, sondern sich selbst zu betheiligen pflegten, keinen schärferen Contrast denken als diese sich rasch mehrenden Gäste. Immer nüchtern, immer ökonomisch das Erworbene zusammenhaltend zeigten sie sich stets loyal und jeder Staatsgewalt gegenüber gefügig; und so lärmend sie selbst hervortraten in Handel und Wandel und namentlich wenn es galt wirkliche und vermeintliche Rechte zu vertheidigen: ihren Frauen gestatteten sie überhaupt nicht das Innere des Hauses zu verlassen. Dabei hielten sie sich ihrer Art gemäß in strenger nationaler Sonderung, waren auch den Occidentalen nicht eben sympathisch; aber während sie mit den intoleranten und starren ägyptischen Männern in hellem Hader lebten, waren die Griechen gerade indifferent genug, um sich leidlich mit ihnen zu vertragen. Und bei dem langjährigen und vielseitigen Verkehr trat hier eine so tief gehende Berührung griechischer und israelitischer Cultur ein, als bei der im letzten Grunde doch zäh am Eignen haltenden jüdischen Weise überhaupt möglich war.

Um auf literarischem Gebiet die Ebenbürtigkeit mit den Hellenen zu erweisen, stellte man einen jüdischen Homer auf, der die großen Kämpfe der Zeit Jakobs in griechischen Hexametern erzählte; und Ezechiel schuf ein Drama, das in freilich erschreckend nüchternen Trimetern den Auszug der Kinder Israel aus Aegypten schilderte. Insbesondere entstanden hier die merkwürdigsten der literarischen Versuche, mit denen jüdische Scribenten in hellenischem Gewande, z. B. unter der Maske des Orpheus oder der Sibylle israelitische Anschauungen verbreiteten, vor allem das bedeutendste uns erhaltene Stück

Digitized by Google

dieser Gattung „Worte der Mahnung", das unter dem Namen des alten griechischen Gnomikers Pholylides geht und in leidlichen Hexametern die Hauptgesetze und Vorschriften israelitischer Ethik darstellt mit Vermeidung aller nationaler Schroffheiten aber mit Benutzung hellenischer Orakelsprüche und Entlehnungen aus Theognis und anderen Classikern.

Mit dieser apokryphen Schriftstellerei wollte man sowohl die jüdischen Vorstellungen in der Heidenwelt einbürgern als zugleich auch die Ueberlegenheit und Priorität der alttestamentlichen Weisheit darthun. Und doch mußte gerade bei diesen Versuchen sich mit dem Hellenenthum auseinanderzusetzen ein guter Theil des Inhalts der mosaischen Lehre verloren gehen und das alexandrinische Judenthum mit den puristischen Vettern von Palästina in einen tiefen Zwiespalt gerathen.

Diese merkwürdige Episode in der Geschichte der Beziehungen des Orients zum Occident erreichte ihren jähen Abschluß im Beginn der Kaiserzeit. Denn als die Juden von Augustus auch in ihren Handelsinteressen vor den Hellenen begünstigt wurden und dadurch übermüthig gemacht selbst das alexandrinische Bürgerrecht beanspruchten, war der Frieden zu Ende. Der Rassenhaß brach mit aller Leidenschaftlichkeit zuerst unter Caligula aus und ruhte nun nicht eher, als bis er nach langen Quälereien, manchen blutigen Judenhetzen und einzelnen Pausen der Ruhe in der tragischen Katastrophe unter Trajan volle Befriedigung fand.

Glück und Werth der Illusion.

Von Johannes Volkelt.

Wenn der Pessimist an sein trübseliges Geschäft geht, uns an der Hand der Erfahrung den Nachweis zu liefern, daß es besser wäre, wenn der ganze Reichthum des Daseins in die Nacht des Nirwana versänke, so läßt er sich dabei von zwei Gesichtspuncten leiten. Zunächst richtet er mit scharfem kritischen Blick an jedes der vermeintlichen Lebensgüter die Frage, ob die Lust, die es uns verschafft, nicht durch die in ihm enthaltene Unlust an Menge und Stärke übertroffen werde. Doch ist es mit diesem Examen nicht genug. Es knüpft sich die weitere Frage daran, ob die mit den Lebensgütern unwiderstehlich verknüpfte Lust auch der Sache nach wohlbegründet sei, oder ob sie nicht vielmehr auf Täuschung und Illusion beruhe und somit aufhöre, wirkliche Lust zu sein. Und in der That, der ehrlich und einfach denkende Mensch wird, so wenig er auch den Pessimisten Recht geben mag, diesen doch zu-

Digitized by Google

stimmen, wenn sie folgern, daß die auf Illusion gebaute Lust an ihrer Wurzel vergiftet sei und sich in Schmerz und Aerger über die von der Natur an uns verübte Prellerei verwandeln müsse. Es wird sich darum für ihn an diese Zustimmung die grundehrliche Bemühung knüpfen, von der als Illusion angefochtenen Lust so viel als möglich durch den Nachweis zu retten, daß ihr ein objectiv werthvoller Sachverhalt entspreche und sie daher auf völlig solider Grundlage ruhe.

Wie wäre es denn nun aber, wenn wir kühn und zuversichtlich mit Friedrich Vischer ausriefen: „Ist die Lust Illusion, so ist noch lange nicht bewiesen, daß sie keine Lust ist. Die Illusion ist die schönste unter den Einrichtungen der Natur, sie ist das Gut der Güter!" In der That, es scheint eine der Erwägung werthe Frage zu sein, inwieweit die Phantasie, die Illusion in sich selbst Werth besitze, und ob es daher nicht thöricht wäre, sich die Lust durch den Nachweis untergraben zu lassen, daß sie sich an ein Phantasiegebilde knüpfe, das in der wirklichen Welt entweder gar nichts oder etwas nur theilweise Entsprechendes finde.

Die Phantasie ist in gewissem Sinne die idealste unter den Seelenthätigkeiten. Das Denken soll nirgends, auch da nicht, wo es sich mit den höchsten Ideen beschäftigt, die Realität aus den Händen verlieren; es bleibt überall an den Ernst und die Schwere der Wirklichkeit gebannt. Bei weitem leichteren Fluges ist die Phantasie. Sie hebt den Menschen aus dem engen, dumpfen Leben, aus der Angst des Irdischen in ein Reich voll freundlicher, lächelnder Gestalten, in ein Reich, wo alle Hoffnungen und Wünsche sich uns in seliger, schöner Erfüllung zeigen. „Des Erdenlebens schönes Traumbild sinkt," und leicht schwebt uns im Aether der Phantasie alles Liebe und Ersehnte entgegen, setzt sich, wie aus eigenem Zuge, in die willkommenste Situation und Bewegung, wir erblicken uns selbst heimisch und vertraut mitten unter der bunten Schaar und freuen uns, nur halb uns als Lenker der Bilder fühlend, der holden Täuschung, als bewegten sich alle diese Gestalten wie von selbst und uns zu Gefallen mit so reizendem, günstigem Erfolge. Wer hat nicht schon diese holde Gunst der Phantasie, dies goldene Träumen, dies liebliche Sichhineintäuschen in eine selbsterbaute Welt genossen! Mag es noch so finster um uns aussehen, kaum zeigt sich uns in der Ferne ein matter Lichtschimmer: schon hat sich seiner die Phantasie bemächtigt, er wird heller, glänzender und beleuchtet endlich eine Welt mit ebenen Pfaden, mit lockenden Früchten. Und nicht nur in Zukunftsträume zaubert uns die Phantasie hinein: auch über die Vergangenheit breitet sie ihren leicht verhüllenden, poetisch verklärenden Schleier. Alles Schöne und Freundliche, das uns aus Hoffnung und Erinnerung zufließt, — wie matt und kläglich müßte es ohne die steigernde, hebende Kraft der Phantasie ausfallen!

Digitized by Google

Ich weiß sehr wohl, daß die Phantasie sich ebenso gern an den kleinsten schwarzen Punct an unserem Horizonte klammert und ihn mit Blitzesschnelle zu einem ganzen Heer von Unheil und Gefahren auseinandertreibt; ich weiß sehr wohl, daß es vor allem auf Temperament und vorübergehende Stimmung ankommt, ob die Phantasie in der Richtung des Optimismus oder des Pessimismus hin treibt und gestaltet; auch kenne ich die aufregenden, peinigenden Qualen, welche die aufs Schwarze hin arbeitende Phantasie, wenn sie einmal im Zuge ist, selbst bei geringer Nahrungszufuhr von außen, uns rastlos bereitet. Allein auf die gegenseitige Abwägung der aus der Phantasie entspringenden Leiden und Freuden kommt es mir hier gar nicht an. Worauf ich hinauswill, das ist der Nachweis, daß das Glück, womit uns die Träume der Phantasie beschenken, darum, weil ihm kein werthvoller äußerer Gegenstand entspricht, doch nicht weniger werth oder gar eines vernünftigen Menschen unwürdig sei. Und ist dieser Nachweis nicht schon darin enthalten, wenn ich hervorhebe, daß der menschliche Geist in dem Erbauen seiner Phantasiewelt seine relative Unabhängigkeit von dem Boden, aus dem er erwachsen, seine Freiheit und Selbständigkeit gegenüber der Natur erweist? Wäre der Menschengeist nicht eine so starke, so vorzügliche Realität, so könnte er sich auch nicht, der ihn umgebenden Wirklichkeit zum Trotz, eine mannichfach belebte Phantasiewelt nach Lust und Gefallen erschaffen. Entspricht daher auch dem aus den Phantasiebildern entspringenden Glücke nicht der Werth eines gegenwärtig oder künftig wirklichen Gegenstandes, so liegt der Werth jenes Glückes doch in der sich in ihm erweisenden Macht und Freiheit des Menschengeistes. Darum mag sich der Phantasievolle nur getrost und ohne Besorgniß, sich an ein der Sache nach nichtiges, werthloses Glück hinzugeben, aus der Enge und Schwüle des Erdendaseins in die kühlen, blühenden Gärten seiner Phantasie hineinzaubern lassen! Beweist er damit doch seine in gewissem Sinne weltschöpferische Macht!

Und dieses Glück ist ja nicht so schwer zu erlangen. Nicht nur Künstlern und Dichtern von der Gnade Gottes, auch schlichteren Menschenkindern giebt die Phantasie ihren Zauberstab in die Hand. Wer ist so stumpf und nüchtern, daß er sich nicht beim sorgenlosen Antreten eine Reise unwillkürlich ein wie die blaue Ferne duftig unbestimmtes Gewebe freundlicher Reize vorstellte, die ihn da und dort, in Berg und Thal, erwarten und lächelnd zu sich laden? Und sicherlich knüpft sich für jeden an die erste Begegnung mit der Geliebten, an die erste Andeutung ihrer Gunst und an jeden weiteren Fortschritt in der Verwirklichung seiner Wünsche eine bunte Reihe von süßen Bildern, die ihn, so sehr er sich auch oft dagegen sträuben mag, unversehens dem Drange der Wirklichkeit entführen. Heines Phantasie webt aus dem strahlend rothen Gold der Sonne droben ein Diadem für das geweihte Haupt seines Mädchens

und hängt ihm ein Stück der blauseidenen Himmelsdecke als Krönungsmantel um die königliche Schulter. Allein Jedermann weiß, daß es auch einer bescheideneren Phantasie gelingt, die Geliebte zum strahlenden Mittelpuncte einer über alles Maß seligen Zukunft zu machen.

Indessen mit allen diesen Phantasiebildern, so wird man mir mit Recht entgegenhalten, ist noch keine eigentliche Illusion verknüpft. Denn Illusion ist nur da, wo der Schein für volle Wirklichkeit genommen wird, wo das Wissen davon, daß wir bloße Phantasiebilder vor uns haben, gänzlich fehlt. Bisher habe ich die Phantasie blos in ihrem freien Schweifen in Vergangenheit und Zukunft, in ihrem Träumen und Luftschlösserbauen betrachtet. Doch auch hierin liegt wenigstens ein Keim von Illusion. Denn wird sich Jemand in eine schöne Situation hineinphantasiren, ohne sich nicht wenigstens für den Augenblick das Bewußtsein von der Unwirklichkeit der Phantasiebilder verdunkeln zu lassen?

Nun also zu der eigentlichen Illusion, die den Schein für vollwirkliche Gegenwart hält! Wir leben weit mehr in solchen Illusionen, als es sich der Mensch meist ahnen läßt. Aller Naturgenuß beruht auf Illusion. Wir erfreuen uns am Anblick einer Frühlingslandschaft: durch die ganze Natur strömt warme, drängende, quellende Liebe, in den tausend und tausend Blüthen freut sich die Natur kindlich offen über ihre eigene Pracht, das Grün der Blätter umspielt ein Hauch keuscher, unberührter Jugendlichkeit. Existirt Liebe, Freude, Keuschheit etwa wirklich in der Natur? Und dann stehen wir vor einer Herbstlandschaft: da zieht ein stummes Klagen, eine schmerzlich lächelnde Trauer durch die Natur, der über der Gegend ruhende Sonnenschein ist wie ein sanfter Scheidegruß, die Bäume lassen sich, wie still und wehrlos in ihr trübes Schicksal ergeben, ihres grünen Schmuckes entkleiden. Ist dies nicht alles Illusion? Unwillkürlich beseelen wir die Natur, wenn wir sie ästhetisch genießen, unwillkürlich leihen wir allen ihren Erscheinungen unser Fühlen, unsere Stimmung. Wohl wissen wir, daß durch die Natur kein menschlicher Pulsschlag geht. Doch dies Wissen ist im ästhetischen Betrachten der Natur unwillkürlich zum Schweigen gebracht. Nur dann erscheint uns die Natur schön, wenn uns aus Busch und Wald, aus Bach und Blume, aus Berg und Thal, aus Stern und Wolke unser eigenes Herz entgegenschlägt. Die Abendglocke stimmt uns wehmüthig, nur weil in ihren Klängen selbst eine leise Wehmuth zu zittern scheint. Der Mond, Busch und Thal mit Nebelglanz erfüllend, löst dem Dichter die Seele und breitet über sein Geschick wie eines Freundes Auge seinen lindernden Blick. Und wäre der Mond dazu im Stande, wenn in seinem Lichte nicht selbst etwas Weiches, Linderndes, Lösendes, also Seele, zu liegen schiene?

Ist es nun aber des Menschen, der doch vom Drange nach nackter Wahr-

Digitized by Google

heit erfüllt sein soll, nicht unwürdig, den Wald z. B. wie ein schweigend und sinnend dastehendes Geheimniß zu betrachten und sich von ihm in wehmüthig räthselhafte Stimmung versetzen zu lassen? Sollte er sich beim Anblick des Waldes nicht lieber, wie die Pessimisten allen Ernstes verlangen, vorhalten, daß die Bäume dort oben zum Glück zwar wohl für Leid und Freude gleich fühllos seien, dagegen unter dem Gethier, das der Wald beherberge, ein grimmiger, schmerzvoller Kampf ums Dasein unablässig wüthe? Man sieht: ist die Lust, die auf Illusion beruht, vom Uebel, so ist dem ganzen Naturgenuß die Axt an die Wurzel gelegt. Nun aber ist diese ästhetische Illusion nicht Illusion in jedem Sinne, sie ist — so paradox es auch klingen mag — eine Illusion von innerer Wahrheit. Wäre es denn nämlich möglich, daß uns die Naturerscheinungen unwillkürlich aufforderten, sie zu beseelen, uns aus ihren Gestalten, trotz der Fremdartigkeit derselben, unseren eigenen Geist heimisch und vertraut uns entgegensprechen zu lassen, wenn die Natur nicht im tiefsten Grunde aus demselben Einem und Allem stammte wie der Mensch, wenn die Natur nicht auch Geist wäre wie wir, nur Geist, der sich noch nicht bis zur vollen Klarheit, Tiefe und Selbstdurchleuchtung emporgearbeitet hat? Nur wenn der Menschengeist das letzte Ziel ist, das der Natur auch auf ihren unteren Entwickelungsstufen als eigenste treibende Kraft geheim gegenwärtig war, nur wenn der Mensch, wie Vischer sagt, das gelöste Geheimniß der Welt ist, nur dann ist es begreiflich, daß uns die Natur mit menschlicher Physiognomie, mit seelenvollem Blicke anschaut. In der Illusion der ästhetischen Naturbeseelung sprechen wir daher unwillkürlich und unbewußt die tiefe Wahrheit aus, daß die Gestalten in Natur und Geist Offenbarungen eines ewig Einen sind, und daß sich auch die stumme, dumpfe Natur nach Menschwerdung gleichsam emporsehnt.

Doch nicht nur die Natur-, sondern auch alle Kunstschönheit beruht auf solchem wahrheitsvollen Scheine. Derjenige ist ein Philister, dem es erst dann wohl wird, wenn er weiß, daß zwischen dem Werth der platt und äußerlich genommenen Dinge draußen und der Art, wie er diesen Werth fühlt, ein pures Gleichheitszeichen besteht, der vor allem, was schöner Schein heißt, Angst und Entsetzen empfindet, als wäre von Lüge und Prellerei die Rede. Diese philisterhaft moralische Ernsthaftigkeit müßte sich eigentlich die Freude an jeder Statue, jedem Gemälde, den Genuß jedes Gedichtes, jedes Musikstückes von Grund aus verleiten lassen. Denn all dies Schöne steht ja draußen, außerhalb unseres Geistes, keineswegs fertig da, so daß es auch fertig vorhanden wäre, wenn es von Niemandem angeschaut und genossen würde. Es vollendet sich erst in unserer Phantasie, unserem Genießen, erst dadurch, daß sich der Genießende durch die Harmonie der äußeren Gestalt in seinem Gemüthe harmonisch bewegt findet. Doch aber meint jeder unwillkür-

Digitized by Google

lich, das Schöne, Anmuthige, Erhabene werde uns von der Außenwelt vollständig fertig dargeboten. Wer wäre aber so unfrei gesinnt, die Schönheit darum zu verachten, weil sie erst durch das Dazutreten unseres harmonischen Inneren zu Stande kommt? Gerade durch diese Mitbetheiligung der Phantasie an ihrem Entstehen ist sie ein Beweis dafür, daß, wie Lotze sagt, „die Dinge und wir zusammenpassen". Im Gefühl des Schönen genießen wir die große Thatsache der Weltharmonie, des „Füreinanderseins von Welt und Geist".

Und noch nach einer anderen Seite beruht das Schöne auf Schein und Illusion. Die schönen Gestalten halten uns nur ihre äußere Form, ihre Oberfläche entgegen; ihre Form ist es, die sie uns von einem Innern beseelt zeigen. So erwecken die Gestalten, seien sie nun gemeißelt, gemalt oder gedichtet, durch ihre anschaubare Form den Schein, als besäßen sie hinter ihr ein inhaltvolles Inneres, das in die Form, in die Oberfläche hinausleuchtete und sie von der Tiefe aus beseelte, während ihnen in Wahrheit, abgesehen von der Form, kein Inneres, keine Seele innewohnt. Nur eine am Stofflichen klebende Sinnesart aber könnte sich darum von dem Genuß des Schönen abwenden, weil die todte Marmorform uns mit dem Schein eines Inhalts täuscht, der sich von innen aus bis zur Oberfläche des Steins gleichsam ans Tageslicht heraus gebildet habe. Nein, wie über einen Triumph des Geistes über die Natur sollen wir uns darüber freuen, daß der Menschengeist im Stande ist, aus rohem Stoff Formen zu bilden, aus denen uns der Schein eines schönen Inhalts entgegenleuchtet. Denn nur dadurch, daß dieses Innere nicht mehr abgesondert für sich besteht, sondern ganz in die Form aufgegangen und so zum bloßen Schein geworden ist, hat es alle irdische Trübheit, Verkümmerung und Schwere abgelegt und schwebt in einem leichten, idealen Aether.

Gehen wir noch weiter. Ist es schließlich nicht auch Illusion, daß die Welt uns von Licht, Farben, Tönen, Wärme, Düften u. s. w. erfüllt erscheint? Nur durch die Eigenthümlichkeit der menschlichen Anschauung verwandeln sich die Luft- und Aetherschwingungen in die gemüthstiefe Welt der Klänge, in das blühende Reich der Farben. Sehr treffend sagt Lotze in seiner sinnvollen Weise: „So groß ist der eigene Werth dieser Eindrücke, daß bei aller übrigen Armuth unseres Lebens wir doch immer dem gütigen Schicksal zu danken hätten, das Tag für Tag diese schöne Welt vor unseren Sinnen aufthut und uns gestattet, in die lebendige, ahnungsvolle Tiefe der Farben, der Töne und Düfte niederzutauchen." Alle diese Schönheit ist aber doch Illusion, denn jeder, der sich an Licht, Farbe u. s. w. erfreut, glaubt unwillkürlich, die Außenwelt selbst lache ihn so hold und freundlich an. Der tiefste Grund aber, warum wir uns hierdurch die Freude an Farben, Tönen u. s. w.

Digitized by Google

nicht verderben lassen sollen, liegt wiederum darin, daß der anschauende Menschengeist die Luft- und Aetherschwingungen nur in ihre eigene ideelle Bestimmung emporhebt, nur das enthüllt, was ihnen als innerstes geheimes Ziel auch schon in ihrem mechanischen, molecularen Zustande zu Grunde gelegen haben muß.

Jetzt sollte ich mich auf die verschiedenen Fälle einlassen, in denen wir aus unserer Stimmung heraus die umgebende, gegenwärtige Welt unbewußt und unwillkürlich idealisiren und verklären. Nur Weniges will ich andeuten. Wem Liebe im Herzen blüht und lacht, den schaut die Welt mit erhöhtem Glanze, mit innigeren Farben an. Berg und Thal, Himmelsbläue und Waldesgrün, Blume und Menschenauge — alles thut sich ihm mit holderem, liebevollerem Entgegenkommen auf als dem alltäglich gestimmten Gemüthe. Wem hinter der Landschaft, wie Goethe sagt, ein liebliches Gesicht steht, dem glänzt alles wie durch Silberflor:

Durch solcher holden Lampe Schein
Wird Alles klar und überrein,
Was sonst ein garstig Ungefähr,
Tagtäglich, ein Gemeines wär'.

In ähnlicher Weise verklärt sich die Welt dem sonntäglich gestimmten Gemüthe. Dem Schäfer bei Uhland erscheint am „Tag des Herrn" der Himmel „so klar und feierlich, so ganz, als wollt er öffnen sich". Und wenn am Weihnachtsabend sich die Dämmerung niedersenkt, scheint ein geheimnißnißvolles Weben, ein wundersames Hallen durch die Lande zu gehen, die düstern Straßen, die eilenden Menschen erscheinen wie verzaubert, die ganze Welt wie in einen Traum von unendlicher, ewiger Liebe gehüllt. Auf der Reise giebt sich uns die Welt weit frischer und freier als sonst, sie verschönt sich durch den Reiz der wechselnden Neuheit und des nur vorübergehenden Verweilens. Und fröhlicher Weingenuß zeigt uns Gegenwart und Zukunft weit liebenswerther, weit leichter zu erobern; es ist so, wie Novalis sagt: wenn der Wein seine goldenen Flügel schüttelt, da steht der Lebensgenuß wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor uns. Eine gute That, eine glücklich vollendete Arbeit, getreue Pflichterfüllung, sie lassen die Welt vor unseren Augen nicht so stehen, wie sie uns sonst erscheint, sondern machen sie uns weit wohnlicher, behaglicher, freundlicher. Dies Glück der Illusion wird natürlich einem empfänglichen, weltoffenen Sinn, einem uneigennützigen, dankbaren Gemüthe, einer beweglichen und freundlich gestaltenden Phantasie weit öfter und intensiver zu Theil als verschlossenen, phantasielosen, grämlichen, nur auf eigenen Gewinn und Vortheil erpichten Menschen. Heyse führt uns in seinen „Kindern der Welt" mehrere so glücklich angelegte, freie, phantasie-

Digitized by Google

volle Gemüther vor, wie denn der ganze Roman aus einer Stimmung heraus geschrieben ist, welcher sich alle Gestalten verklären und erwärmen, und die es sich darin wohl sein läßt. Da ist z. B. Edwins und Balders Mutter: sie hat eine „Sehnsucht, aus dem Schatze des eigenen Herzens und einer lieblich schwärmenden Phantasie den grauen Tag des Erdendaseins zu vergolden"; sie macht es „wie die Vögel beim Nesterbauen, die auch nicht wie im Tagelohn schwitzen, sondern im Ab- und Zufliegen eins singen, eine Beere schmausen oder sich hoch in den Himmel schwingen." Sollten wir uns nun bemühen, alle diese schönen Illusionen aus uns herauszureißen und die Welt lediglich mit den Augen des kalten Verstandes zu betrachten? Dies wäre eine Empörung gegen die Harmonie der Welt. Denn es zeugt, wie ich schon mehrmals hervorgehoben, von der Zusammenstimmung aller Dinge, daß die Farbe unserer Stimmung uns sofort und unwillkürlich aus den Gestalten der Welt ringsumher entgegenzuleuchten scheint.

Allein es giebt noch weit bedenklichere Arten der Illusion. Es giebt Illusionen, welche die Grundlage unseres ernstesten, heiligsten Strebens bilden. Wird sich auch hier die Illusion als etwas Werthvolles retten lassen? Diese Illusionen sind es besonders, die Vischer in seinem neuesten Buche („Goethes Faust", S. 291—303) gegenüber den Ansprüchen des Pessimismus als werthvoll zu halten sucht. Ich weise hier ausdrücklich auf seine gehaltvollen Ausführungen hin, denen auch diese Zeilen ihre Anregung verdanken.

Mit Recht sagt Vischer, daß in der Liebe die Phantasietäuschung herrsche, als wäre dieser Mann der absolute Mann, dieses Weib das absolute Weib. Allein gerade mit dieser Täuschung „treten alle höheren Kräfte der Phantasie, das ganze Gedankenleben, alle edelsten ethischen Triebe, Wohlwollen, Muth der Aufopferung, Sinn für alles Liebwerthe und Schöne in der ganzen Welt in Blüthe". Diese Täuschung ist daher „werthvoll, ist geheimnißvolles Werk eines unbewußten Zweckstrebens im Gattungsleben der Menschheit, den sinnlichsten ihrer Triebe zu ihrer Ethisirung zu benützen". Ich möchte noch hinzusetzen: jene Illusion in der Liebe ist auch darum werthvoll, weil sie beweist, daß der Mensch die Schranken der Endlichkeit von sich abthun, sich zum Unendlichen ergänzen will, daß im Menschen, selbst insofern er sich dem sinnlichsten der Triebe hingiebt, doch ein Unendliches lebt. Freilich sind wir gerade damit an einem Puncte angelangt, wo die Illusion sich nicht mehr völlig rechtfertigen zu lassen scheint, und wo sie auf weitere, schwierigere Probleme hinweist. Denn mit Recht wird man mir entgegenhalten: das ist ja eben die Wurzel alles Uebels, daß das Unendliche sich der Natur der Sache nach niemals in einem Endlichen erschöpfen kann, daß es aber dennoch im Endlichen lebt, und der endliche Mensch daher von unstillbarem Durst nach dem doch ewig unerreichbaren Unendlichen geplagt wird und in Folge dieser reichen

Digitized by Google

Armuth, dieses armen Reichthums gezwungen ist, sich der Illusion hinzugeben, als hätte er es erreicht. Der Mensch ist aus Unendlichem und Endlichem, aus Hohem und Niedrigem gemischt und wird von einem Extrem ins andere geworfen, bald zum Himmel erhoben, bald ins Gemeine herabgestürzt.

Und wie das Streben und Mühen in der Liebe, so ist alles Wirken und Arbeiten von Illusion nicht nur begleitet, sondern wesentlich durch sie bedingt. Die Illusion besteht hier, nach Vischers Worten, in der „Täuschung, als ob wir mit dem Wirken mehr erreichten, als dies in Wahrheit der Fall ist. Wir müssen, um wirken zu können, die Menschen für empfänglicher, zum Guten und Vernünftigen williger halten, als sie sind." Dieser Illusion sollen wir uns mit vollem Wissen hingeben, da sie nur eine relative Illusion ist. „Denn nur weniger erreichten wir mit unserem Wirken, als wir hofften, aber nicht Nichts, sondern immer Etwas, und eben dies Etwas würden wir nicht erreichen, wenn wir nicht der Illusion uns erfreuten, als erreichten wir mehr als dies Etwas. Nur sie giebt die Frohheit und den Muth des Wirkens. Also brauchen wir sie; es ist also vernünftig, ist logisch, ist recht, sie zu hegen."

So scheint die Illusion gerettet, weil sie das Wirken befördert; sie borgt ihren Werth von dem des Wirkens. Ist nun aber das Wirken etwas absolut Werthvolles? Vischer bejaht diese Frage ohne Bedenken. Mir scheinen sich jedoch große, schwierige Zweifel dazwischen zu drängen. Denn nur dann offenbar ist das Wirken von absolutem Werth, wenn es ein absolutes positives, inhaltvolles Weltziel giebt, auf das letzten Endes alles Wirken lossteuert. Giebt es nun ein solches absolutes inhaltvolles Gut? Das ist das große Fragezeichen, von dessen Beantwortung im letzten Grunde Pessimismus und Optimismus abhängt. Ist die Seligkeit des sittlichen Handels mehr als blos formal? Und das sittliche Handeln selbst kann doch wohl auch nur Mittel sein für ein Höchstes, das durch das sittliche Handeln erst erreicht, dargestellt werden soll? So fragt der geängstigte Mensch. Ist dies Höchste nun etwa das Wissen? Dieses scheint aber doch nur die formale Zusammenstimmung des Geistes mit der Welt und seinem eigenen Wesen zu sein. Und die Schönheit? Sie bildet die Weltharmonie ab. Aber auch die Weltharmonie ist eine bloße Form, die erst mit gediegenem Inhalte ausgefüllt werden soll. Und wie kann es denn überhaupt einen absoluten Inhalt geben, wenn die Weltentwickelung doch ins Unendliche geht? Ein Ziel, das nie wirklich, nie positiv wird, ist gar kein Ziel, ist ein Widerspruch in sich selbst, ist ein Nichts!

Es sei ferne von mir, diese Fragen hier auch nur versuchsweise zu beantworten. So wenig günstig indessen auch die Beantwortung derselben für

Digitized by Google

den Optimismus ausfallen mag, so hat doch der Pessimismus noch nicht alle Positionen erobert. Wohl soll jeder denkende Mensch Stunden haben, wo er in die Unendlichkeit der Weltentwickelung hinausblickt und über das dunkle Endziel des Universums nachsinnt. Dann mag Trauer, hohe Trauer, wie sie das Tragische mit sich führt, ihn ergreifen. Allein dies Hinausblicken soll doch nur die Ausnahme bilden. Die endlosen Fernen der Weltentwickelung sind dem Menschen seiner Natur nach nur ganz dunkel erfaßbar; sie sind nicht der Boden, der ihm Nahrung giebt, und nach dessen Charakter er sein Dasein einrichten soll. Der Mensch hat seine Wohnung und Heimath im Endlichen, in einem endlichen Raume, einer endlichen Zeit, in endlichen Verhältnissen. „Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben." Es ist daher in der Ordnung, daß der Mensch dem Standpuncte der Endlichkeit gerecht werde, nicht vorwiegend an das absolute Wohin aller Weltentwickelung denke, sondern die Welt um sich her von der ihm naturgemäßen Beschränkung aus anschaue. Innerhalb dieser seiner kleinen, engen Endlichkeit giebt es nun aber doch glücklicherweise ein Unendliches: die in jedem Augenblick gegenwärtige, ewig fertige Weltharmonie. Auf dem jetzigen Standpuncte, wo wir nicht mehr von der Frage nach dem absoluten Endziel der Welt, nach dem, was die endlose Zeit dem Weltall bringen werde, geplagt sind, muß die allgegenwärtige, ewige, harmonische Zusammenstimmung aller Dinge, der ideelle Zusammenklang der Welt, das zweckmäßige, logische Ineinandergreifen aller ihrer Stufen und Glieder, als höchstes Gut erscheinen. Sittlichkeit, Schönheit, Wissen aber sind einzelne Formen dieses Gutes, und jeder Fortschritt auf diesen Gebieten daher eine werthvolle Errungenschaft.

Es gilt daher, sich zu beschränken, zu bescheiden, sich, wie Goethe, der „Grenzen der Menschheit" zu erinnern. Wer dies versteht, wird sich an den kleinen Fortschritten, die er überall sieht, freuen; er wird tief innerlich zufrieden sein, wenn ihn sein Streben auch heute wieder um ein Weniges weiter gebracht; er wird alles Gute und Schöne, was ihm Welt und Schicksal entgegenhalten, dankbar genießen. Nicht wenig aber wird eine solche Sinnesart durch die ästhetische Betrachtungsweise der Welt, wie wir sie mit Rücksicht auf die Illusion ins Auge gefaßt haben, gefördert. Das Schöne erweckt in uns die Illusion, als wäre in einem endlichen Bilde ein Unendliches gegenwärtig. Indem wir uns dieser Illusion hingeben, verweilen wir ruhig und selig im Augenblicke, im Bilde der schönen Gegenwart; alles in die Zukunft und ihre Interessen hinausgespannte Wollen ist verschwunden. Wird es nun nicht in der Richtung einer Natur, die sich dieser ästhetischen Weltbetrachtung hinzugeben liebt, auch liegen, im praktischen Gebiete auf den kleinen Fortschritten im Guten und Tüchtigen, um die uns das Streben der gegenwärtigen Stunde, des heutigen Tages weitergebracht, mit freudigem, zufriedenem

Digitized by Google

Blicke zu verweilen? Die ästhetische Weltfreudigkeit unterstützt und fördert die praktische, sittliche Weltfreudigkeit.

Wie herrlich steht auch hierin Goethe da, der in dem, was ihm die Gegenwart Schönes und Gutes brachte, tüchtig und resolut lebte! Wer darauf ausgeht, seine Illusionen grämlich zu zerstören, wird nie, wie er, „im Götterselbstgefühl jedes Tags genießen", nie mit ihm in das gesättigt reife, tüchtige Wort einstimmen können:

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet.
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.

So gelte uns denn die Illusion als theures, werthvolles Gut: sie weist den Menschen auf die sichere Gegenwart hin. So hoch sie ihn auch auf ihren Flügeln emporträgt, so ist sie es doch zugleich, die es ihm „auf der wohlgegründeten dauernden Erde" wohl und heimisch werden läßt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Rückblick auf den Landtag. Reactionäre Anzeichen. — Unser Landtag hat sich unter dem Eindruck eines Mißbehagens getrennt, das nur darum nicht stärker empfunden wurde, weil die Vorfälle, die dasselbe erzeugten, sich in der letzten parlamentarischen Woche zusammendrängten, wo Alles ungeduldig den Schluß der Verhandlungen wünschte und man, um diesen herbeizuführen, zu Opfern sich verstand, die man leichter nahm, als unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Uebrigens waren die Opfer einseitiger Art: die zweite Kammer brachte sie der ersten. Denn jenes Mißbehagen rührte davon her, daß unsere gesetzgebenden Factoren in wichtigen Fragen der Landesgesetzgebung auseinandergingen, wobei das Adelshaus als das stärkere sich erwies. Der Landtag hat zwar am Schlusse in officiellen Reden sich selber reichlich Weihrauch gestreut und sich beglückwünscht zu der erstaunlichen Fruchtbarkeit seiner Thätigkeit, wie auch zu der schönen Harmonie der constitutionellen Gewalten, die zu diesem erfreulichen Ergebniß beigetragen habe. Allein an dieser Schönrednerei ist nur so viel wahr, daß im Vergleich mit früheren Sessionen allerdings mehr und rascher gearbeitet

Digitized

worden ist, ohne Unterbrechung durch müßige Interpellationen unserer mißvergnügten Particularisten. Die neue Geschäftsordnung hat auch ihr Theil daran, und ebenso das geschickte, energische Präsidium von Hölder; dazu kommt, daß, wie Freiherr von Varnbüler als Senior der Ritterbank am Schlusse sagte, der Deutsche dadurch, daß er das Ziel seiner langjährigen heißen Wünsche erreichte, damit zugleich die Lust und die Fähigkeit wieder erworben hat, vorurtheilslos an die pflichtmäßige Erledigung von Geschäften zu gehen. Allein was die Einigkeit der gesetzgebenden Körper angeht, so hat sie in der letzten Zeit, als es an die Fertigstellung der größeren Gesetze ging, erheblich Noth gelitten, und diese Erscheinung verdient um so mehr bemerkt zu werden, als sie eine allgemeine ist. In einer Anzahl von deutschen Staaten zeigen sich die Herrenhäuser von einem unternehmenden Geiste beseelt, zu dem sie noch vor wenigen Jahren den Muth nicht gefunden hatten. Die revolutionäre Aera ist längst vorbei. Mit der Aufrichtung des Reiches ist der Deutsche von manchem unnützen Hausrath befreit worden, aber indem unsere Zustände nunmehr auf starke Ordnungen gegründet wurden, hat zugleich das, was mit mehr oder weniger Recht erhalten blieb, eine Sicherung, eine Gewähr der Dauer erlangt, deren es früher entbehrte. Das empfinden unsere Herrenhäuser und machen es sich zu Nutz. Des harmlosen Rufes, der als Erinnerung vergangener Zeiten zuweilen noch vernommen wird, des Rufes nach Beseitigung der Adelskammern, können sie gelassen spotten. Wer kann sie aus ihrer gesicherten Stellung verdrängen, in der conservativen Aera, in die wir eingetreten sind? Die Bewegung der liberalen öffentlichen Meinung ist längst nicht mehr so stark, daß man ihr nicht trotzen dürfte. Ja selbst die Auskunft, die oftmals mit Glück getroffen wurde, den bei dem Zweikammersystem der Einzelstaaten aussichtslosen Weg der Reformen kurzweg mittelst Appellation an das Reich zu betreten, selbst diese Auskunft ist nicht mehr so praktikabel, wie sie noch vor wenigen Jahren gewesen. Denn auch die Regierungen haben sich zum Theil die Sicherung des gegenwärtigen Rechtszustandes in dem Sinne zu Nutz gemacht, daß sie auf ihre Privilegien gestützt, dem Reich sowohl wie dem Liberalismus gegenüber kampfesmuthig sich aufrichten. Bei uns in Württemberg kommt dazu noch, daß zufälligerweise seit etlichen Jahren in der Adelskammer, die früher eine Versammlung alter, ausgedienter Herren war, eine Anzahl junger, feuriger Edelleute die Führung übernommen hat, die sich ein Vergnügen daraus machen, der bürgerlichen Kammer gegenüber das Recht ihrer Existenz thatsächlich zu erweisen, wobei ihnen allerdings ein paar frondirende Exminister hülfreich zur Seite stehen, der Freiherr von Neurath zumal, der Jahre lang die Seele der Reaction und des Particularismus in unserem Lande gewesen ist. Auch die katholische Kirche weiß diesen Factor zu benutzen; das hat sich vornehmlich bei dem

Digitized by Google

Gesetz über die Beaufsichtigung der Latein- und Realschulen des Landes gezeigt. Diese Anstalten standen bisher noch immer unter geistlicher Leitung, eine Anomalie, deren Beseitigung seit vielen Jahren den klagenden Lehrern zugesagt war. Nun hätte sich die endliche Abhülfe ohne Zweifel sehr einfach durchsetzen lassen, wenn nicht die katholische Kirche gewesen wäre, die für ihren Theil hartnäckig an ihrer bisherigen Herrschaft über jene Schulen festhielt. Es kam darüber zu einer weitläufigen Korrespondenz mit dem Bischof der Diöcese, und die Kirche steckte sich zugleich hinter die Kammer der Standesherren, um durch diese die Reform, wo nicht zu vereiteln, doch zu verstümmeln. Schon die friedliebende Regierung war so weit entgegengekommen, daß sie für die genannten Schulen, wenigstens in den kleineren Orten, die Theilnahme des Ortsgeistlichen an der Schulbehörde auch für die Zukunft obligatorisch machte. Allein die Adelskammer blieb dabei, daß auch in den größeren Städten der erste Geistliche von Gesetzeswegen der Schulbehörde angehören müsse, und die zweite Kammer gab nach, damit das Gesetz überhaupt zu Stande komme, das immerhin eine Verbesserung des bisherigen Zustandes ist.

Ernster noch ist der Widerstand, den die erste Kammer dem Gesetz, betreffend die Bildung eines Staatsministeriums, entgegensetzte. Es ist kürzlich hier ausgeführt worden, worin die Bedeutung dieses Gesetzes besteht: es soll die Thätigkeit des Ministeriums von dem Hemmschuh des Geheimen Raths befreien; der letztere wird zwar nicht aufgehoben, aber in seinen Functionen wesentlich eingeschränkt, seine werthvollsten Kräfte in Räthe des Staatsministeriums verwandelt, und im Hintergrunde steht die Errichtung eines besonderen Verwaltungsgerichtshofes, durch den der geheime Rath, welchem auch diese Function bisher übertragen war, vollends überflüssig gemacht wird. Es war vorauszusehen, daß das Gesetz von der ersten Kammer übel aufgenommen werde. Dem Freiherrn von Neurath wird es ja nicht unbekannt sein, daß zuletzt noch seine Leitung des Geheimen Raths zur Unpopularität dieses Institutes das Meiste beigetragen und den Ruf nach Aufhebung desselben allgemein gemacht hat. Unter seiner Führung war nun die erste Kammer beflissen, der Reform die Spitze abzubrechen, auch künftig für den Geheimen Rath noch einen möglichst großen Geschäftskreis zu wahren und der drohenden Eventualität eines Verwaltungsgerichtshofes im Voraus mit allem Nachdruck zu begegnen. Es kam dabei zu sehr lebhaften persönlichen Scenen zwischen dem Freiherrn von Neurath und Herrn von Mittnacht, dem ehemaligen und dem jetzigen Präsidenten des Geheimen Raths. Und eine Einigung zwischen der ersten und zweiten Kammer kam schließlich nur dadurch zu Stande, daß die letztere sich zwar den Amendements unserer Tories bequemte, aber zugleich gegen die Consequenzen sich verwahrte, welche die letzteren aus ihnen ableiteten. Auch so noch ist die Concession, welche die zweite Kammer machte,

Digitized by Google

bedenklich genug, und man begreift die nachhaltige Verstimmung, die sich des Herrn von Mittnacht über diese Vorgänge bemächtigt hat. Weit unschuldiger ist dagegen das Veto, welches die Kammer der Standesherren gegen den Gesetzentwurf, betreffend die Ministerverantwortlichkeit, eingelegt hat. Daß dieses Gesetz vereitelt wurde, hat Niemand bedauern können. Es war von Haus aus ein unglückliches gesetzgeberisches Experiment, und um so unnöthiger, als unsere Verfassung bereits Bestimmungen über die Bildung eines Staatsgerichtshofes und die Anklage der Minister enthält; Bestimmungen, die auch schon einmal praktisch geworden sind, damals nämlich, als der Minister Wächter-Spittler im Jahre 1850 den Beitritt Württembergs zum wiederhergestellten Bundestag vollzog und die demokratische Landesvertretung ihn darob vor dem Staatsgerichtshof belangte, vor dem dann, nach einer peinlichen Verhandlung, die Freisprechung erfolgte. Ludwig Uhland und Paul Pfizer, die Mitglieder dieses Gerichtshofes waren, votirten damals für Schuldig! Wir besaßen also längst die Ministerverantwortlichkeit nicht blos auf dem Papier, sondern auch in einer praktischen Probe, deren Beispiel allerdings kaum zur Nachfolge anreizte. Wozu nun ein neues Gesetz? Es war mit den veränderten Beziehungen des Landes zum deutschen Reiche motivirt und sollte, kurz gesagt, dazu dienen, eine Ministeranklage in dem Fall zu ermöglichen, daß ein Minister so ruchlos wäre, eines der kostbaren Reservatrechte auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Seinen Ursprung hatte der Entwurf in jener berühmten staatsrechtlichen Debatte, welche unser Landtag im Jahre 1872 den Reservatrechten widmete. Damals hat bekanntlich in heißem Kampf mit den Particularisten Minister Mittnacht den Beschluß der Kammer durchgesetzt, daß zur Gültigkeit des Verzichts auf ein Reservatrecht die Zustimmung des württembergischen Vertreters im Bundesrath hinreiche, auch ohne daß vorher die Einwilligung des Landtags eingeholt sei. Als das entsprechende Gegengewicht gegen dieses dem Ministerium bewilligte Recht wurde aber damals ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz bezeichnet, welches gleichsam als Damoklesschwert über den Ministern aufgehängt werden sollte, um dieselben vor leichtsinnigem Preisgeben jener Sonderrechte abzuschrecken, eventuell sie dafür zur Verantwortung ziehen zu können. Und zwar war es der Abgeordnete Sick, der einen Antrag in diesem Sinne durchsetzte, und da Sick seitdem Minister des Innern geworden ist, konnte es nicht überraschen, daß er nach Verfluß von etlichen Jahren in der That einen entsprechenden Gesetzentwurf vorlegte.

Kaum war dies geschehen, so brach unsere particularistische Demokratie in ein betäubendes Freudengeschrei über den Liberalismus des Herrn Sick und den immensen constitutionellen Fortschritt unseres Landes aus. Da sehe man es wieder, daß wahre Freiheit nur in den Musterkleinstaaten zu Hause

Digitized by Google

ſei, während das knechtiſche, zurückgebliebene Preußen nach dieſem wichtigen conſtitutionellem Rechte noch immer vergeblich ſchmachte. Ganz anders lautete das Urtheil derjenigen, die ſich die Mühe nahmen, von der Vorlage des Miniſters nicht blos die verführeriſche Aufſchrift, ſondern auch die Paragraphen zu leſen. Da zeigte ſich ſofort, daß, wenn das Geſetz in einer einzigen Beziehung eine Erweiterung des Anklagerechts gegen Miniſter enthielt, es im Uebrigen voll der reactionärſten Beſtimmungen ſteckte. Jene Erweiterung beſtand darin, daß in Zukunft die Miniſter nicht mehr blos wegen Verletzung der Verfaſſung ſollten in Anklageſtand verſetzt werden können, ſondern auch „wegen ſchwerer Gefährdung der Sicherheit oder Wohlfahrt des Staates". Damit ſollten auch die Abſtimmungen im Bundesrath getroffen werden können. Allein gegenüber dieſer Erweiterung des ſtändiſchen Anklagerechts hatte Miniſter Sick es für nöthig gehalten, das Verfahren ſelbſt mit ſolchen Einſchränkungen zu umgeben, die einen wirkſamen Proceß nahezu unmöglich, damit das Recht ſelbſt illuſoriſch machten und gegen die Beſtimmungen der Verfaſſungsurkunde über den Staatsgerichtshof einen entſchiedenen Rückſchritt bedeuteten. Daß das Geſetz in dieſer Faſſung in der zweiten Kammer nicht durchgehen werde, ſtand von vornherein feſt. Einen Augenblick ſchien die Commiſſion einfach die Ablehnung deſſelben empfehlen zu wollen. Man unterließ es, aus Rückſicht darauf, daß der Miniſter mit der Vorlage des Entwurfs einem ausdrücklichen Wunſche der Kammer entſprochen hatte, und noch mehr mit Rückſicht darauf, daß inzwiſchen die Reichseiſenbahnfrage in den Vordergrund ſich gedrängt hatte und es doch überaus wünſchenswerth ſchien, verſtärkte Garantien gegen treuloſe Miniſter zu beſitzen, die das Kleinod der vaterländiſchen Eiſenbahnen anzutaſten wagten. Dieſe Rückſicht beherrſchte unausgeſprochen die ganze Debatte, und ſie war es auch, welche die Mehrheit zu dem ſeltſamen Beſchluß beſtimmte, daß nicht blos die Miniſter und ihre Stellvertreter, ſondern auch die Bundesrathsbevollmächtigten auf Grund ihrer Abſtimmungen vor dem Staatsgerichtshof ſollten belangt werden können, damit ja Niemand der Verantwortung entgehe, wer zu ſolchem Frevel einmal irgendwie die Hand böte. Im Uebrigen aber merzte die zweite Kammer alle jene illiberalen Beſtimmungen aus, die ebenſo rein künſtlich erſonnene Klauſeln waren, um die Durchführung eines Miniſterproceſſes zu erſchweren, ja zu vereiteln. So erhielt denn das Geſetz freilich eine Geſtalt, die es dem Miniſter gleichgültig und der erſten Kammer unannehmbar machte. Einſtimmig wurde in der letzteren das Geſetz abgelehnt, nachdem Miniſter Sick ſelbſt ſein unglücklich gerathenes Kind zuvor verleugnet und preisgegeben hatte. Das war das Ende des Miniſterverantwortlichkeitsgeſetzes, mit welchem Württemberg, nach der Anſicht unſerer Particulariſten, der Welt ein leuchtendes Beiſpiel wahren conſtitutionellen Fortſchritts geben ſollte.

Digitized by Google

Daß unsere Herren dieses Gesetz zu Fall gebracht haben, ist, wie gesagt, leicht zu ertragen. Allein sie haben in mehr als einem Falle gezeigt, daß sie die gesetzgeberische Reform aufhalten können und unter Umständen dazu entschlossen sind. Es wird sich zunächst an dem Gesetz über den Verwaltungsgerichtshof, der einer letzten Herbstsession dieses Landtags vorgelegt werden soll, zeigen müssen, mit welchem Glück das Ministerium fernerhin auf der spät begonnenen Bahn der Reformen wandelt. Da dieses Gesetz dazu bestimmt ist, eine abermalige gründliche Bresche in das Institut des Geheimen Raths zu legen, so werden sich alle reactionären Elemente im Widerstand gegen dasselbe vereinigen. Es versteht sich, daß der Geheime Rath selbst einen Gesetzentwurf, durch den er des Weiteren entbehrlich gemacht werden soll, mit äußerstem Mißvergnügen aufnimmt, und man erzählt, Mittnacht habe bei diesem Anlaß mit den Anhängern des Bestehenden in diesem Collegium bereits wieder einen sehr lebhaften Strauß zu bestehen gehabt. Unter diesen Umständen war die Zuversicht, mit der Präsident Hölder in seiner Schlußrede auf dieses Gesetzgebungswerk hinwies, möglicherweise verfrüht. Auf alle Fälle wird das Ministerium sich jetzt vollkommen überzeugt haben, wie verhängnißvoll es war, daß es die durch das Verhältniß zum Reich unerläßlich gewordenen Reformen so lange hinausgeschoben hat.

Aus der Schweiz. Von der Gesetzgebung. Kirchliche Fragen. Murtenfeier. — Unser diesmaliger Vierteljahrsbericht kann nicht viel Neues, und darunter wenig Erfreuliches mittheilen. Es ist als ob die vorherrschend nasse Witterung, unter der die Landwirthschaft, und die fortdauernde Hemmung, unter der Handel und Gewerbe leiden, eine allgemeine Verstimmung mit sich brächten, die auch das politische Leben und die Gesetzgebung nicht recht gedeihen lassen will. Die Volks- und Vereinsfeste, welche im Sommer alljährlich gefeiert werden, finden zwar auch jetzt zum Theil statt, aber die Freude ist keine aufrichtige und ungetrübte, und man macht sich ein Gewissen daraus, sich ihr zu ergeben, ohne zugleich für nothleidende Brüder Gaben zu sammeln.

Der Unstern, der dieses Jahr auch über der Thätigkeit der Bundesbehörden zu walten scheint, übte seine erste Wirkung bei der Abstimmung über das von der Bundesversammlung berathene Gesetz, betreffend das Bankwesen. Dasselbe war von keiner umfassenden oder tief greifenden Bedeutung, aber bestimmt und geeignet, den Verkehr von fühlbaren Uebelständen zu befreien, die von der großen Zahl bestehender Banken, der Ungleichheit ihrer Grundlagen und daher auch der Geltung ihrer im Curs befindlichen Noten herrühren. Die Stimmung für das fragliche Gesetz war etwas flau, aber im Ganzen nicht ungünstig, und bereits schien dasselbe die für Einsprachen gesetzte Frist unangefochten passiren zu wollen, als noch im letzten Augenblick die für das

Digitized by Google

Verlangen einer Volksabstimmung erforderliche Stimmenzahl nothdürftig zusammengetrieben wurde. Noch überraschender war dann das Ergebniß der Abstimmung, welche am 23. April stattfand und eine Mehrheit von 50,000 Stimmen gegen das Gesetz zeigte! Die Wahrheit des Spruches vox populi vox Dei ist nie allgemein anerkannt worden, auch in den Republiken nicht; aber an Unerforschlichkeit mögen die Rathschlüsse Gottes und irdischer Majestäten den Launen des souveränen Volkes so ziemlich gleich stehen! Zur Erklärung jener Mehrheit muß man freilich vor Allem bedenken, daß dieselbe sich, was ja oft genug auch in den Kammern großer Staaten vorkommt, aus Bestandtheilen zusammensetzte, die unter einander nicht blos verschieden, sondern zum Theil entgegengesetzt waren. Im vorliegenden Fall verwarfen das Gesetz viele nicht darum, weil sie ein Einschreiten des Bundes gegen jene Uebelstände mißbilligten, sondern weil sie die vorgeschlagenen Maßregeln zu diesem Zwecke nicht hinreichend fanden und statt einer bloßen Aufsicht des Bundes über die Banken eher geradezu eine Bundesbank wünschten. Die übrigen Stimmen erklären sich aus beharrlicher Opposition gewisser Elemente gegen Alles, was von Bundes wegen geschieht, aus vermeintlich oder wirklich durch das Gesetz bedrohten Sonderinteressen, und ein nicht unbedeutender Rest freilich auch aus mangelhafter Einsicht in eine Frage, die dem Verständnisse des schlichten Bürgers allerdings ferner liegt als manche andere. Der Schaden, der durch die Verwerfung entstand, ist nun glücklicher Weise nicht ganz unheilbar. Bereits haben die schon früher durch ein Concordat verbundenen Banken einzelner Cantone Schritte gethan, dasselbe zu erneuern und auszudehnen, so daß wenigstens dem Uebelstande, daß Noten einzelner Banken von andern nicht ohne Spesen angenommen werden, auf diesem Wege zum größeren Theil abgeholfen werden kann. Der Errichtung einer Bundesbank mit ausschließlichem Emissionsrecht steht ein Artikel der Bundesverfassung entgegen, der also erst revidirt werden müßte, und auch andere politische Bedenken rathen davon ab, die Bundeseinheit auf die Finanzen auszudehnen, da ja sogar unter leiblichen Brüdern in Geldsachen, wie man sagt, „die Gemüthlichkeit aufhört." Dennoch kann der Bund, wenn das für die nächste Zeit bereits bevorstehende Deficit in seinem Budget sich nicht durch neue Einnahmen ausgleichen läßt, dazu gedrängt werden, besondere Steuern der Cantone zu verlangen, und dieser Schritt kann zu weiteren in derselben Richtung führen, auch wenn die nach ungefähr zehn Jahren herantretende Frage des Rückkaufs der Eisenbahnen noch weniger günstigen Boden findet als im deutschen Reich.

Mit dem Stande der Bundesfinanzen hängt nur allzu nahe das zweite Gesetz zusammen, mit dessen Vorlage die Bundesversammlung in letzter Zeit nicht glücklich gewesen ist. Da der Bund durch die Verfassung von 1874 nicht blos die gesammte Instruction der Armee, sondern auch die Bewaffnung

Digitized by Google

derselben übernommen hat, so hat er zur Deckung der ihm daraus erwachsenden Kosten sich die Hälfte des Ertrages der Steuer vorbehalten, welche die Cantone unter dem Namen „Militärpflichtersatz" von denjenigen Bürgern beziehen, die zur persönlichen Leistung des Kriegsdienstes untüchtig sind; und da diese Steuer in den einzelnen Cantonen sehr ungleich, in vielen offenbar zu gering war, so mußte es Sache des Bundes sein, auch auf diesem Gebiete Einheit herzustellen. Das zu diesem Zweck vorgeschlagene Gesetz erregte aber bei seiner Verkündung vielfache Unzufriedenheit, weil einzelne Ansätze zu hoch oder zu hart befunden wurden, und in kurzer Zeit waren 80,000 Stimmen gesammelt, welche auch dieses Gesetz einer Volksabstimmung unterwerfen wollten. Diese fand, nachdem in der letzten Zeit vorher ziemlich lebhaft in Versammlungen und Zeitungen für und wider das Gesetz gestritten worden war, am 9. Juli statt und ergab ungefähr 20,000 Stimmen Mehrheit für Verwerfung. Dieses Ergebniß ist schon darum weniger erstaunlich, weil die Mehrheit eine geringere ist als bei dem Banknotengesetz, dann auch weil sich Stimmen gegen dieses Gesetz viel früher und zahlreicher kund gegeben hatten; hauptsächlich aber doch weil die Privatinteressen eines großen Theils der Bürger von demselben allerdings in empfindlicher Weise berührt wurden. Im Allgemeinen darf man aus leicht begreiflichen Gründen annehmen, daß die dienstthuende Mannschaft für das Gesetz stimmte, weil sie in demselben ein gerechtes Aequivalent für ihre Opfer an Zeit, Geld, Gesundheit und im Nothfall für den Verlust des Lebens fand. Indessen mögen auch viele Soldaten mit Nein gestimmt haben, weil man ihnen in wenig lobenswerther und jedenfalls ganz unrichtiger Weise vorstellte, wenn der Bund das Geld, das er eben aus der fraglichen Steuer zu beziehen gedenke, nicht erhalte, so werden ihm die Mittel fehlen, die Soldaten mit den vermehrten Uebungen zu plagen, welche die neue Organisation des Militärwesens mit sich bringt. Der Haupteinwand gegen das Gesetz, der von Seite der durch dasselbe zunächst Betroffenen erhoben wurde, bestand darin, daß man fand, die Ansätze überschreiten in einzelnen Puncten das Maß eines billigen Ersatzes für die persönliche Dienstleistung und qualificiren sich vielmehr als eine Steuer für die Kosten der Wehrhaftigkeit des Landes überhaupt, die nicht einseitig von den zum Dienst untüchtigen, sondern von allen Besitzenden oder Erwerbenden erhoben werden müßte. Wenn aber darunter die Dienstleistenden mit gemeint werden, so würden diese gegen eine solche Verdoppelung ihrer Leistung offenbar mit mehr Recht sich sträuben, als jetzt die einzig von Ersatz Betroffenen. Auch ist sehr zweifelhaft, ob eine allgemeine eidgenössische Kopfsteuer, zunächst zu militärischen Zwecken, neben den bereits allenthalben hoch gespannten cantonalen und communalen Steuern noch Annahme fände, gerade bei denen, die jetzt gegen die Ersatzsteuer schreien, weil überhaupt Nein sagen leichter ist

Digitized by Google

als besser machen. Am meisten Rücksicht verdient der Vorwurf, daß das in dem Gesetz angenommene System der Progression in seiner consequenten Anwendung, ohne Festsetzung eines Maximums, den Inhabern großer Vermögen eine Steuer auflege, die den Charakter eines Ersatzes für persönliche Leistungen weit übersteige. Dieser und einige andere Puncte des Gesetzes werden allerdings gemildert werden müssen, wenn dasselbe bei einer zweiter Vorlage Aussicht auf Annahme gewinnen soll.

In ihrer Sommersitzung hat die Bundesversammlung eine Menge von Traktanden erledigt, unter denen für Deutschland besonders ein Niederlassungsvertrag mit dem deutschen Reiche und das Gesetz über Erwerbung und Aufgebung des schweizerischen Bürgerrechtes ein näheres Interesse haben. Der Nationalrath berieth das lange besprochene und von der arbeitenden Classe ersehnte Fabrikgesetz, welches eine Reihe ganz gerechter und heilsamer Bestimmungen zum Schutze der Arbeiter, besonders auch der Frauen und Kinder enthält und den Normalarbeitstag auf elf Stunden setzt, mit einigen Ausnahmen zu Gunsten der Fabrikherren. Obwohl die Competenz des Bundes zur Erlassung eines Gesetzes über den Betrieb von Fabriken überhaupt von einigen Juristen im Schooß des Nationalrathes selbst bestritten wurde, wurde der durch die Berathung modificirte Entwurf schließlich mit großer Mehrheit angenommen. Da aber derselbe nun noch der Behandlung des Ständerathes unterliegen muß und in Folge davon vielleicht abermals modificirt wird, so werden wir einen Bericht über den definitiven Inhalt und das Schicksal dieses Gesetzes erst später geben können. Hoffentlich wird dasselbe mehr Anklang finden als die zwei oben besprochenen Gesetze; denn wenn auch diesmal die Volksabstimmung verlangt werden und negativ ausfallen sollte, so würden die gesetzgebenden Räthe mit Recht ihrer Aufgabe müde werden und eine gefährliche Stockung, wo nicht gar eine förmliche Reaction gegen die Postulate der Bundesversammlung eintreten.

Die Bewegung im Schooß der katholischen Kirche giebt diesmal wenig zu berichten; doch ist sie noch nicht zur Ruhe gekommen und es haben beide Parteien neue Schritte gethan.

Jurassische Mitglieder des Großen Rathes von Bern und zurückgekehrte römisch-katholische Geistliche jenes Landestheils haben gegen das viel besprochene Gesetz betreffend Störung des religiösen Friedens, als der Bundes- und Cantonsverfassung widerstreitend, an den Bundesrath recurrirt. Dieser hat das von den Recurrenten gestellte Begehren, er möchte jenes Gesetz als ungültig erklären, abgewiesen, weil dasselbe keine Widersprüche gegen Verfassungsgrundsätze enthalte; dagegen hat er gleichzeitig erklärt, der in dem Gesetze enthaltene Artikel, betreffend das Verfahren gegen Geistliche, die sich fortdauernder Widersetzlichkeit gegen die Staatsordnung schuldig machen, sei so zu

Digitized by Google

verstehen, daß Geistliche nur dann unter die Strafbestimmungen jenes Gesetzes fallen, wenn sie in positiver Weise ihren Widerstand erneuern, und darüber haben dann die Gerichte zu entscheiden. Dieser Spruch konnte die Regierung von Bern nur halb befriedigen, denn ihre Meinung und seitherige Praxis ging dahin, daß die zurückgekehrten Geistlichen erst förmlich ihren früheren Protest widerrufen sollten, ehe sie wieder Cultushandlungen ausüben dürften, während der Bundesrath die frühere Widersetzlichkeit als dahin gefallen betrachtet. Daher also neuer Stoff zu Reibungen, in welchen die Bernische Regierung den Bundesbehörden sich wird fügen müssen, wenn sie nicht von ihnen desavouirt und gegenüber der Geistlichkeit in noch schwächere Position gebracht werden will.

Die Altkatholiken hielten am 7. Juni eine Synode, deren Hauptgeschäft die endliche Wahl eines Bischofs war. Der Gewählte, Pfarrer Herzog in Bern (früher in Olten) mußte durch Zureden zur Annahme der Wahl bewogen werden, da er die Schwierigkeiten seiner Stellung wohl deutlich genug einsieht. Dieselben sind nicht blos geistlicher Art, da die Dotation des neuen Bischofs noch keineswegs feststeht, wenn z. B. die Regierung von Aargau, welche die altkatholische Bewegung von Anfang an begünstigte und die Absetzung des Bischofs Lachat mitbetrieb, noch kurz vor der Neuwahl erklärt hat, sie könne an die Dotation des Bischofs keinen Beitrag zusichern. Die Regierung von Solothurn soll demselben das dortige bischöfliche Palais zur Wohnung angeboten haben, aber es ist die Frage, ob er sich dort wohl fühlen würde. Betreffend die Cultuskleidung der Geistlichen und die Cultussprache hat die Synode noch keine definitiven Beschlüsse gefaßt; die Einführung der Landessprache schien eine gründliche Aenderung der Liturgie zu bedingen. Dagegen wurden die Anträge auf Abschaffung des Cölibates und des Beichtzwanges einstimmig angenommen.

Am 22. Juni fand die vierhundertjährige Gedenkfeier der Schlacht bei Murten statt, der größten siegreichen Waffenthat, welche die alte Eidgenossenschaft gegen einen auswärtigen Feind verrichtet hat. Wenn der kurz nachher fallende hundertjährige Gedenktag der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten diese nur allzu groß gewordene Republik zu ernsten Selbstbetrachtungen veranlassen mußte, so war das schweizerische Fest, trotz aller übrigen Verschiedenheit, sehr geeignet, zum selben Zweck zu dienen, besonders in einer Zeit, wo die Abstimmung über die Militärsteuer herannahte! Allerdings hat sich ganz besonders die militärische Verfassung der Schweiz seit vierhundert Jahren ungemein verändert, und wie könnte es auch anders sein, da die Veränderung in den benachbarten Staaten noch größer als in der Schweiz ist, welche den stehenden Heeren der großen Nachbarn nie nachkommen und doch auch nicht ganz wehrlos werden darf. Die Feier der Murtenschlacht war

Digitized by Google

aber auch keineswegs darauf berechnet, in ödem Jubel den Ruhm der Ahnen zu mißbrauchen, sondern recht eigentlich den Unterschied der Zeiten durch eine Darstellung der damaligen Wehrverfassung vor Augen zu stellen. Der Glanzpunct der Feier war nämlich ein historischer Umzug, der von ungefähr 1200 Mann ausgeführt, ein möglichst getreues, wenn auch natürlich etwas verschönertes Bild der schweizerischen Armee, wie sie gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestand, gewähren sollte. Es marschirten da, natürlich auch in verkürzter Zahl, die Contingente der alten Orte und ihrer Verbündeten auf, in den Trachten und Rüstungen jener Zeit, geführt von den Bannerträgern und berittenen Hauptleuten; Alles möglichst nach den noch vorhandenen Verzeichnissen, und manches alte Stück aus den Zeughäusern und Privatsammlungen, darunter nicht wenige aus der Burgunderbeute selbst, wurden dabei ans Licht gezogen. Auch in anderer Richtung war man bemüht, das Gedächtniß jener Tage neu zu erwecken, durch Festschriften, welche das historische Material, mannichfach bereichert durch neue Urkunden, zusammenstellten und auch die Ursachen der Ereignisse neu zu beleuchten versuchten. Abordnungen der Cantonsregierungen und der Bundesbehörden wohnten dem Feste bei und der Bundespräsident versäumte nicht, in ernster Ansprache den wahren Sinn und Zweck der Feier zu betonen. Die heimkehrenden Eidgenossen wurden auf den Zunftstuben von Bern gastlich bewirthet, wie ihre Vorfahren einst auf dem Durchzuge nach Murten. Diese kleine Stadt hatte sich fast über ihre Kräfte angestrengt, um die Eidgenossen, die einst zu ihrem Entsatz herbeigeeilt waren, als Festfeiernde würdig zu empfangen. Um so mehr ist zu bedauern, daß die schrecklichen Ueberschwemmungen und Erdrutsche, welche kurz vor dem Feste einen Theil der Schweiz heimsuchten, die Zahl der Theilnehmer verminderten und auch ihre Stimmung trübten. Man sprach davon, das Fest zu verschieben oder ganz aufzugeben und erhob die Frage, was wohl das Ausland von der Schweiz urtheilen werde, wenn sie, von einem Unglück so frisch betroffen, dennoch Zeit, Lust und Geld habe, solche Feste zu begehen. Aber die Murtenfeier war seit einem Jahre vorbereitet, mit unsäglicher Mühe und mit Ausgaben, die nicht mehr zurückgenommen und einem allerdings dringenderen Bedürfnisse geweiht werden konnten; es wäre nur neuer Schaden erwachsen. Zudem galt es kein leeres Freudenfest, sondern eine ernste Feier von moralischem und historischem Werth, und die Leute, welche an dem Feste überhaupt activ Theil nahmen, hatten auch die Mittel, den Nothleidenden trotzdem noch Gaben zu spenden. Es war sehr zu bedauern, daß die Umstände so zusammen trafen; aber zu ändern war nichts mehr. Man hätte dann consequenter Weise auch die noch ferner bevorstehenden großen Feste, das eidgenössische Schützenfest in Lausanne und das Turnfest in Bern, abstellen müssen, wogegen großentheils dieselben Gründe

Digitized by Google

sprechen. Auch diese Feste sind keine bloßen Vergnügungen, sondern von Seite der activen Theilnehmer, auf die es doch zunächst ankommt, Uebungen und Leistungen, die dem Lande selbst zu Gute kommen. Die passive Theilnahme an diesen Hauptfesten beschränkt sich jeweilen auf die Einwohnerschaft und nächste Umgegend des betreffenden Ortes, und eben darum ist auch die oft gehörte Klage, daß in der Schweiz überhaupt zu viele Volksfeste gefeiert werden, nicht begründet. Denn der weitaus größere Theil des Volkes kommt wegen der Entfernung und eben auch wegen der Kosten nicht zur Theinahme an den großen Festen, sondern begnügt sich mit denen der Cantone und Bezirke. Durch diese wird freilich die Zahl der Feste groß, aber nicht dagegen, sondern gegen den üblich gewordenen Aufwand auch in engeren Kreisen sollte man sich ereifern.

Uebrigens thut eben die schwere Noth der Zeit das ihrige, um die Sucht nach Vergnügen und Aufwand in Schranken zu halten. Was die Verheerungen betrifft, von denen besonders die Ostschweiz betroffen wurde, so hat der Bundesrath mit einem sehr schön gehaltenen Aufruf eine allgemeine Sammlung von Gaben veranstaltet und die Cantonregierungen wetteifern mit Vereinen und Privaten, ihre Pflicht zu thun. Leider zeigt es sich, daß die im Werk begriffenen Bundesgesetze, betreffend Forst- und Wasserbaupolizei nicht blos das Hochgebirge, sondern auch die Niederungen umfassen sollten und daß nur durch kostspielige Entwässerung der Abhänge und Vertiefung der Flußbetten gründlich geholfen werden könnte.

Aus Berlin. Die Regierung und die Wahlen. Auswärtiges. — Das bei weitem wichtigste Ereigniß der letzten Tage ist die Aeußerung der „Provinzialcorrespondenz" über die Wahlbewegung und über die Stellung der Regierung zu den Wahlen. Bei dem anerkannt amtlichen Charakter des genannten Organes steht es außer jedem Zweifel, daß in jenem Aufsatz die Auffassungen ausgesprochen sind, welche an maßgebender Stelle über die Wahlfrage herrschen, außerdem verdient es bemerkt zu werden, daß dieser Kundgebung eine Conferenz des Fürsten Bismarck mit dem Grafen Eulenburg in Kissingen voraufgegangen ist. Die „Provinzialcorrespondenz" constatirt zunächst in ganz objectiver Weise, daß die Thätigkeit der verschiedenen politischen Parteien für die bevorstehenden Wahlen sich bis jetzt vorzugsweise auf die innere Befestigung oder Neubildung der Parteien und auf die Annäherung und Gruppirung verwandter Elemente gerichtet hat. Bezüglich der Ziele der Regierung wird mehrfach hervorgehoben, daß dieselben in dem Wirken und Schaffen der Regierung klar vor Aller Augen lägen. Die Regierung dürfe ferner das Vertrauen haben, daß die große Mehrheit der Bevölkerung die von der Regierung befolgte Politik in allem Wesentlichen nach wie vor zu unter-

Digitized by Google

stützen bereit sei. Im Laufe der letzten zehn Jahre hätten die Parteigruppen bis weit in das liberale Lager hinein sich immer entschiedener mit der Regierung zu gemeinsamem praktischen Wirken auf dem Boden der Thatsachen und der wirklichen Bedürfnisse des Staats- und Volkslebens vereinigt. Auch die conservativen Gruppen, welche früher der neueren Gesetzgebung auf dem inneren Verwaltungs- und kirchenpolitischen Gebiete mit lebhafter Sorge gegenübergestanden hätten, wären neuerdings in ihrer parlamentarischen Repräsentation den Anschauungen der Regierungspolitik wesentlich näher getreten. Auf diese Thatsachen gründe sich die Zuversicht, daß auch die nächsten Wahlen der Regierung im Reichstage und im Landtage Majoritäten sichern würden, welche entschlossen wären, den Ausbau des nationalen Werkes sowie den Fortgang des inneren Reformwerkes auf dem allseitig gelegten festen Grunde wirksam zu fördern. Sodann betont die „Provinzialcorrespondenz" abermals die Klarheit des Regierungsprogramms in folgendem, sehr bemerkenswerthen Satze: „Das Programm der Regierung ist in großen geschichtlichen Thatsachen und in bedeutsamen Acten der Gesetzgebung verzeichnet, und die alten und die neuen Parteien haben ihrerseits zu erwägen, ob und in wie weit sie sich diesem Programme der Regierung anschließen und zur weiteren Verwirklichung desselben unter Berücksichtigung der öffentlichen Zustände und Bedürfnisse mitwirken wollen." Nachdem dann die „Provinzialcorrespondenz" es für unmöglich erklärt hat, daß die gemäßigten Liberalen sich mit den grundsätzlichen Gegnern der Regierung aus der Fortschrittspartei verbinden könnten, spricht sie den unter den gegenwärtigen Umständen ganz besonders wichtigen Satz aus: „Ebensowenig könnte die Regierung auf die Gemeinschaft mit einer conservativen Partei rechnen, welche sich unter die Führung von Männern begeben wollte, die bisher die Personen und die Politik der höchsten Staatsmänner in herausfordernder und verletzender Weise angegriffen haben."

Diese Kundgebung der Regierung verbreitet über alle für die Regierung bei den Wahlen in Betracht kommende Fragen volle und sehr erwünschte Klarheit. Es ist danach unzweifelhaft, daß die Politik der Regierung auch ferner auf dem bisherigen Wege auf allen Gebieten des staatlichen Lebens verbleiben wird. Wir haben daran niemals gezweifelt, wir constatiren dies aber hier für diejenigen, die sich in dieser Beziehung Illusionen hingegeben haben. Es ist ferner ersichtlich, daß die Regierung, welche ihres guten Einvernehmens mit den ihr bisher nahe stehenden Parteien von links und rechts als einer erfreulichen Thatsache gedenkt, auch für die Zukunft auf dieses Einvernehmen rechnet, das sich übrigens mit innerer Nothwendigkeit aus der Gleichartigkeit der Ziele der Regierung und dieser Parteien von selbst ergiebt. Es heißt dies so viel als: die Regierung sieht das fernere Zusammengehen mit der nationalliberalen Partei, der Freiconservativen und einzelner anderer

Digitized by Google

conservativer Elemente mit ihr als selbstverständlich an. Ferner springt in die Augen, daß die Regierung sich in schärfstem Gegensatze zur Fortschrittspartei fühlt und daß ihr andererseits die angebotene Unterstützung der neuen deutsch-conservativen Partei ebenso unannehmbar erscheint. Denn unter dem Programm derselben findet man die Namen der Männer, „welche die Personen und die Politik der höchsten Staatsmänner in herausfordernder und verletzender Weise angegriffen haben". Diese Seite der gouvernementalen Erklärung interessirt unter den gegenwärtigen Umständen offenbar am meisten. Die deutsch-conservative Partei hatte ihr Programm formulirt offenbar in der Voraussetzung, auf Grund desselben ein nahes und einflußreiches Verhältniß zur Regierung zu gewinnen. Andererseits war es seit langer Zeit bekannt, daß die Regierung mit großem Interesse der Lösung der Frage entgegensah, ob die im conservativen Lager entstandene Bewegung zu staatsmännisch verwendbaren Resultaten führen werde. Wir unsererseits haben schon sehr zeitig auf diese Experimente hingewiesen, durch welche die politische Kraft der Conservativen sich erweisen wollte. Nach der Veröffentlichung des deutsch-conservativen Programmes war es ersichtlich, daß diese Versuche das für die Politik der Regierung erforderliche Ergebniß nicht aufzuweisen hatten. Die conservative Agitation hatte statt einen Anschluß an die Regierung zu suchen, irriger Weise erwartet, daß sich die Regierung zu ihr bekehren würde, und sie hatte in solcher Verkennung der Umstände ein Programm formulirt, dessen Annahme seitens der Regierung einer Verleugnung ihrer wesentlichsten bisherigen Grundsätze gleichgekommen wäre. Daß sich aber die Regierung zu einer Revision der kirchlichen Gesetzgebung und zu einer Ausführung agrarischer Wünsche, wie sie ihr hier angesonnen wurden, bereit finden lassen sollte, konnte wohl Niemand glauben. Es war daher zu erwarten, daß die Regierung Gelegenheit nehmen werde zu erklären, daß ihre Ziele nicht die dieser Partei wären. Und es ist sehr bald so gekommen und wir haben nun bereits gehört, daß die Regierung auf die Gemeinschaft mit dieser conservativen Partei nicht rechnet. Wenn also einzelne conservative Elemente oder Gruppen das Bedürfniß eines Anschlusses an die Regierung empfinden, und selbstverständlich wird das der Fall sein, so wird es behufs Herstellung desselben nothwendig sein, die Ziele der conservativen Politik sehr gründlich zu ändern.

Auch abgesehen von dieser energischen Positionsnahme der Regierung haben sich die Chancen der deutsch-conservativen Partei in der zweiten Woche ihrer Existenz durchaus nicht verbessert. Die Ultramontanen wollen nach wie vor von ihr nichts wissen und auch die Freiconservativen zeigen nicht die gringste Lust, ihre positive politische Thätigkeit an der Seite der Regierung und der Liberalen zu Gunsten einer reactionären, die Ergebnisse der bisherigen

Digitized by Google

Gesetzgebung wesentlich negirenden, aufzugeben. Vielmehr macht sich bei den Freiconservativen eine sehr entschiedene Parteinahme für die bisherige Regierungspolitik geltend und außerdem betont man auch dort gelegentlich recht nachdrücklich die Geistesverwandtschaft mit der liberalen Partei, die ein Zusammengehen mit derselben bei den Wahlen erforderlichen Falls ermöglicht. Von der liberalen Seite wird bekanntlich diese Sympathie durchaus erwiedert und wird man sich voraussichtlich beiderseits die gewünschte Unterstützung leisten.

Die allgemeine europäische Lage, insbesondere die im Orient, hat in den letzten acht Tagen fast keine Veränderung erfahren. Die Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem Kaiser Franz Joseph in Salzburg hat keine unmittelbare politische Bedeutung, da politische Abmachungen dabei nicht getroffen worden sind und nach den befriedigenden Ergebnissen der Reichstadter Entrevue auch nicht von Nöthen waren. Die Kaiserbegegnung hat mithin nur die Bedeutung, daß sie von neuem die zwischen den beiderseitigen Höfen bestehenden guten Beziehungen bezeugt. Nachträglich sei es noch gestattet, einer wichtigen Vereinbarung zu gedenken, welche man kürzlich in Würzburg getroffen hat, und welche eine werthvolle Ergänzung der Reichstadter Beschlüsse zu Gunsten der Erhaltung des Friedens ausmacht. Bekanntlich besuchte Lord Odo Russell den Fürsten Bismarck in Kissingen und begab sich mit ihm nach Würzburg, wo er von dem Kaiser Wilhelm in Audienz empfangen wurde. Man hat sich bei dieser Gelegenheit über eine sehr wichtige Frage verständigt. Wie man weiß, war in Reichstadt das Princip der Nichtintervention proclamirt und zugleich nach Eintritt einer entscheidenden Wendung im serbisch-türkischen Kriege eine gemeinsame Mediation der Mächte in Aussicht genommen worden. Wie man ferner aus der letzten großen Rede des Grafen Derby bei dem Empfange der von John Bright geführten Deputation erfahren hat, hat die englische Regierung diesem Programme in seinen beiden Theilen zugestimmt. Für die Nichtinterventionspolitik war England schon früher gewonnen, die Theilnahme an der Mediation aber hat es erst in Würzburg zugesagt. Man versicherte sich dort, wie es nach der in unsern politischen Kreisen circulirenden Version heißt, der Zustimmung Englands selbst für den Fall, daß die Kaisermächte genöthigt sein sollten, über das Princip der Nichtintervention hinauszugehen, das heißt in der Sprache des Grafen Derby, England wird an einer gemeinsamen Mediation der Mächte Theil nehmen. Natürlich hat man auch bereits Schritte gethan, um Frankreich und Italien in das Einverständniß hineinzuziehen. Es ist ohne weiteres ersichtlich, wie wichtig diese Wendung der Dinge für die Erhaltung des europäischen Friedens ist. Wie man sieht, hat die deutsche Politik einen ganz hervorragenden Antheil an der Herstellung dieses Einvernehmens der Mächte. Auch aus den Documenten des kürzlich

Digitized by Google

veröffentlichten englischen Blaubuches geht dies unzweifelhaft hervor. Man ersieht aus demselben, wie thätig und erfolgreich Deutschland einerseits zwischen Rußland und Oesterreich und andererseits zwischen Rußland und England vermittelt hat, und man erkennt gleichzeitig, wie es nach und nach gelungen ist, England von seinem gegnerischen Standpuncte in das Lager der Kaisermächte hinüberzuziehen. Die Staatskunst hat mithin Alles geleistet, was sie nur zur Sicherung einer friedlichen Behandlung der orientalischen Angelegenheiten leisten konnte. Gleichwohl sieht die Situation noch sehr bedenklich aus, täglich erheben sich neue Schwierigkeiten, und die Gefahr, daß es eines Tages nicht mehr möglich sein möchte, ihrer auf dem bisherigen Wege Herr zu werden, ist noch keineswegs beseitigt. Rumänien ist plötzlich mit einer Anzahl von Forderungen an die Pforte herangetreten, welche dieselbe gewiß entweder gar nicht oder nur sehr theilweise bewilligen wird. Es erscheint durchaus nicht unmöglich, daß Rumänien, im Falle es sich durch die türkische Regierung nicht befriedigt findet, auf dem Kampfplatze auftritt. Gleichzeitig nimmt die Bewegung im Innern Rußlands zu Gunsten der Rajahvölker immer größere Dimensionen an und äußert sich bereits gelegentlich in heftiger Weise. Man muß gewärtig sein, daß sie noch zunehmen wird, wenn, wie zu erwarten ist, die Serben demnächst den türkischen Waffen unterliegen. Die Türken haben unzweifelhaft ihre Stellungen nicht nur gegenüber den serbischen Offensivstößen behauptet, sondern sie haben auch hie und da bereits die serbischen Positionen durchbrochen, vor allem scheint es sicher, daß General Tschernajeff zum Rückzuge genöthigt ist. Auch kündigen die Türken bereits ihrerseits einen entscheidenden Offensivstoß an. Vielleicht bringt daher schon die nächste Zeit die von den Mächten behufs ihrer Mediation erwartete entscheidende Wendung. Gleichzeitig scheinen aber, wie man sieht, immer neue schwierige Aufgaben der europäischen Staatskunst gestellt zu werden. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die dritte Auflage von Meyers Conversationslexicon ist nun bis zum achten Bande vorgerückt, welcher die Artikel Gottland bis Holar enthält. Wenn auch kleine Versehen und Auslassungen bei dem Umfange des Werkes nicht immer zu vermeiden waren, so kann man doch die Sorgfalt, mit der gebessert ist, und das Bestreben auch die neuesten Resultate wissenschaftlicher Specialforschungen, soweit es thunlich schien, zu benutzen, nicht lobend genug anerkennen. An Reichhaltigkeit wie an Eleganz der Ausstattung überbietet das Buch die anderen Unternehmen gleichen Zweckes.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 28. Juli 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

NEW YOR

Ueber die Entstehung der Monumenta Germaniae.

Von Ernst Dümmler.

Wie alle wissenschaftliche Thätigkeit, so sehr sie auch um ihrer selbst willen geübt werden soll, doch stets unter dem Einfluß jeweilig vorwiegender Lebensinteressen steht, wie die gelehrte Forschung ihre Antriebe aus der allgemeinen Bewegung der Welt empfängt, so gilt dies ganz besonders von der Geschichte, die in so hohem Maße auf das Leben zurück zu wirken berufen ist. Wenn wir als ihr oberstes Ziel hinstellen, die Entwickelungsgesetze der gesammten Menschheit zu ergründen, so ist damit ihr Ideal, vielleicht auch ein in der Zukunft unerreichbares, bezeichnet, keineswegs ihre nächste Aufgabe. Ihr Ideal auch nur nach der wissenschaftlichen, nicht nach der künstlerischen Seite hin. Die nächstliegende unmittelbarste Pflicht der Geschichtswissenschaft besteht vielmehr darin, die Geschichte des eigenen Vaterlandes und Volkes zu erforschen und darzustellen, den Schatz der nationalen Erinnerungen der Nachwelt pflegend zu erhalten, der ohne sie in wurzellose, wandelbare Sagen zerflattern würde. Ihre Seele ist die Pietät, ihre Triebfeder die Liebe für die Thaten der Vorfahren. Wie gewisse Weine eine Art Erdgeschmack an sich tragen, der auf den Boden hinweist, aus welchem sie erwuchsen, so hat auch die rechte Geschichtschreibung stets einen solchen heimathlichen Erdgeschmack, der den Fremden weniger mundet. Freilich wäre es eine engherzige Pietät, die blos dem eigenen Volke gelten sollte: da alle Entwickelung nur aus dem die Cultur vermittelnden Verkehre der Völker unter einander entspringt, so können auch wir, die wir zu den jüngeren Kindern der Menschheit zählen, unsere geistigen Ahnen bis zum Ganges und Euphrat hinauf verfolgen, haben wir unsere geistigen Geschwister und Genossen in allen europäischen Nationen zu erblicken, aber mögen wir mit deutscher Gerechtigkeit ihrer aller große Männer in unser Pantheon aufnehmen, Kern und Mittelpunct aller forschenden

Digitized by Google

Thätigkeit muß darum doch immerdar unser Volk im engeren Verstande bleiben.

Es gab eine Zeit, an geistiger Ueberfülle auf allen Gebieten der unsrigen überlegen, in welcher die Deutschen einen großen Anlauf nahmen aus heillosen unwürdigen Zuständen sich wieder zur Einheit und Macht empor zu ringen: das beginnende sechszehnte Jahrhundert. Damals zuerst erblühte durch die Humanisten wissenschaftliche Geschichtsforschung. Aus dem wieder aufgefundenen Tacitus und Vellejus lernte man in Armins Heldengestalt den ersten Retter deutscher Freiheit bewundern, lateinische Geschichtschreiber und Dichter des Mittelalters wurden wetteifernd aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen und dem Auslande als unverächtliche Zeugen unserer klassischen Bildung triumphirend entgegengehalten, in den Ghibellinen erkannte man die geistigen Vorgänger im Kampfe gegen die päpstliche Curie und aus ihren Rüstkammern wurden sogar Waffen entlehnt, die noch nicht verrostet waren. Selbst den Erzeugnissen der altdeutschen Dichtkunst schenkte man hier und da bereits Beachtung. Wie Kaiser Friedrich III. und Maximilian, der eifrige Gönner geschichtlicher Forschung, das angebliche Grab des hörnenen Sigfrid in Worms aufsuchten, so glaubte auch das Volk noch an die alten Recken und das Nibelungenlied wurde zuerst als eine historische Quelle für die Zeit der Völkerwanderung betrachtet. Einseitiger von ihrem kirchlichen Standpuncte aus, aber in wahrhaft kritischem Geiste nahm sodann die Reformation diese Bestrebungen auf und leitete sie weiter.

Diese erste Blüthezeit der geschichtlichen Studien in Deutschland war indessen von kürzester Dauer. Mit den getäuschten Hoffnungen auf eine Erneuerung des Reiches im Geiste evangelischer Freiheit, mit der Verkümmerung der Reformation welkte sie dahin und hinterließ nur vereinzelten spärlichen Nachwuchs. Die traurigen Tage der Gegenreformation und des durch sie entzündeten dreißigjährigen Krieges brachen herein. Aus dem deutschen Volke, das hierauf einem todtsiechen, aus tausend Wunden blutenden Körper glich, entwich aller nationale Stolz, den die Humanisten noch so freudig gehegt hatten. Aus diesem Boden konnten der allgemeinen Spaltung entsprechend, höchstens einzelne Landes- und Ortsgeschichten hervorgehen, wer aber mochte sich um die Vergangenheit einer verfallenen Ruine kümmern, an deren Wiederaufbau Niemand mehr glaubte? Weit eilten uns damals die romanischen Völker, zumal das national geeinigte Frankreich, auf den Wegen der Geschichtsforschung voraus. Der vaterlandlosen Gesinnung dieser Tage sah es ähnlich, daß selbst ein Hermann Conring, den man den Begründer der deutschen Rechtsgeschichte genannt hat, es nicht verschmähte, eine Pension von Ludwig XIV. anzunehmen. Den auch nach dieser Seite hin bewundernswerthen, aber unvollendet gebliebenen Arbeiten Leibnizens fehlte ebenso wie seinen Plänen der

Digitized by Google

belebende Antheil der Nation. Allerdings gab es ja noch Leute, die ihr amtlicher Beruf zur Reichshistorie hinführte, weil das Reich bei alledem rechtlich noch fortbestand, die Juristen, zumal die Staatsrechtslehrer. Von ihnen wurden Vorlesungen über deutsche Geschichte an den Hochschulen gehalten, so zuerst in Halle von Johann Peter von Ludewig und seinem Nebenbuhler Hieronymus Gundling, doch sahen sie darin gleichsam nur eine Hülfswissenschaft für ihr juristisches Fach, von entsprechender Trockenheit. Nur bei Johann Jakob Maskov zu Leipzig wog, obgleich auch er Jurist war, eine rein geschichtliche Behandlung und Auffassung vor.

Bezeichnend für die völlige Vernachlässigung, in welche im achtzehnten Jahrhundert das deutsche Mittelalter versunken war, ist es, daß Klopstock, der Nachfolger der vermeintlichen Barden unseres Alterthums, nur die Cherusker Armins, verschwommen genug, in einem „Bardiete für die Schaubühne" heraufzubeschwören wußte, um seinem Volke die große Vergangenheit zu zeigen. Goethe, der Bewunderer der gothischen Baukunst, spricht doch zugleich von dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatze medii aevi, Schiller empfahl in seiner Antrittsvorlesung seinen Zuhörern nur das Studium der Universalgeschichte vom philosophischen Standpuncte aus. Das Mittelalter ist ihm eine trübe Nebelhülle, welche tausend Jahre den Horizont von Europa umzogen, eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, in der nur wenige Lichtfunken aufflliegen, das nachgelassene Dunkel desto schrecklicher zu zeigen. Die Zeiten der Kreuzzüge sind ihm ein langer, trauriger Stillstand in der Cultur. Der Hochmuth des Zeitalters der Aufklärung, verbunden mit einigen feindlichen Anklängen aus der Reformation spricht aus diesen Aeußerungen.

Während die größten Geister der Nation einseitig und von dem Leben abgewendet dem klassischen Alterthum huldigten, in dem Volke selbst aber, doch niemals in dem ganzen, der nationale Stolz sich an Namen, wie die Luthers und Friedrichs des Großen, anklammerte, zeigten sich einige Vorboten, die auf einen Umschwung der allgemeinen Auffassung hinwiesen. Schon in seiner Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte" (1774) suchte Herder dem „gothischen Geiste" und „nordischen Ritterthume" des Mittelalters seinen berechtigten Platz in der allgemeinen Entwickelung anzuweisen. Ein tieferes praktisches Verständniß, eine lebendige Veranschaulichung der alten Zeiten bewies Justus Mösers treffliche „Osnabrückische Geschichte" (1780). Johannes Müller gab in liebevoller Versenkung und wunderbarer Anempfindung ein künstlerisch gefügtes Mosaikbild der Schweizer Geschichte, welches den Gebildeten zuerst wieder greifbare und leibhafte Gestalten unter jener Nebelhülle zeigte. „Er ist der erste unter den Neueren," so sagt Schlegel mit Recht, „der die Größe des Mittelalters gehörig begriffen hat." Beide gingen von

Digitized by Google

Flecken deutscher Erde aus, auf denen besonders viel Alterthümliches zäh fortlebte. Neben Schillers historischen Werken weckte die Schweizer Geschichte aufs Neue den Sinn für geschichtliche Darstellung in der Nation. Als um diese Zeit das alte Reich endlich den Stößen der neufränkischen Macht erlag, da schien sich das Wort zu bewahrheiten: Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen. Denn eben damals begannen die Dichter der Romantischen Schule sich der Glanzzeit dieses Reiches, dem deutschen Mittelalter, mit Vorliebe zuzuwenden, ja in ihm ihre Ideale zu suchen. Ihnen war jene Nebelhülle zur mondbeglänzten Zaubernacht geworden, die den Sinn gefangen hält, zur wundervollen Märchenwelt, die aufsteigen sollte in der alten Pracht. In ihrem Lichte erschienen alle Gestalten gewaltiger, stärker, heldenhafter, alle Gefühle tiefer, zarter, inniger, die Menschheit gläubig und darum tugendreich, in ihren Domen und Bildwerken, ihren Dichtungen der höchsten Kunstleistungen, in ihrer gottseligen Philosophie des wissenschaftlichen Tiefsinnes fähig.

Das Ritterthum nannte Schlegel „eine mehr als glänzende, wahrhaft entzückende und bisher in der Geschichte beispiellose Erscheinung." „Große Menschen sind im Mittelalter zu Hause," ruft er aus, und schreibt demselben „den Geist der Weisheit, Gerechtigkeit und Biederkeit" im Allgemeinen zu. „Wie die Pfeiler und die Wölbung der Kirche die Gemeine umfingen, so umgab," heißt es bei Tieck, „die Religion als das höchste die Dichtung und die Wirklichkeit, unter der sich alle Herzen in gleicher Liebe demüthigten." Sogar Schiller erkannte es als etwas Großes an, wie die Helden des Mittelalters unter der Fahne des Kreuzes Blut, Leben und Eigenthum „einer feurig beherzigten Vernunftidee" opferten. Hierbei machte sich nun ein völlig veränderter Standpunct geltend: hatte einst Ulrich von Hutten in seinem Kampfe wider Rom an die deutschen Könige angeknüpft, die schon damals mannhaft römischer Anmaßung entgegengetreten waren und den tapfersten Kaiser Heinrich IV. seinem Karl zum Muster vorgehalten, so schaute man jetzt dagegen mit ungetheilter Bewunderung auf die Nachfolger Petri. Johannes Müller erschienen bereits die Päpste als die Schutzwehr der Völkerfreiheit gegen die despotische Allgewalt des Staates. Novalis träumte von den schönen glänzenden Zeiten, in denen Europa ein christliches Land war und die ganze Christenheit mit kindlichem Zutrauen wie eine große Familie, eine einzige gläubige Gemeinde der Leitung auserwählter, mit wunderbaren Kräften ausgerüsteter Männer folgte. Abgestoßen von einer glaubensleeren Gegenwart sehnte man sich nach der verlorenen Kirche, von der Uhland singt:

„Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.

Digitized by Google

Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Mit Recht hat man gesagt: „Ohne Würdigung der Kirche bleiben uns die Jahrhunderte des Mittelalters unverständlich." Während die einen aber, wie Zacharias Werner, Friedrich Schlegel durch solche Anschauungen bewogen wurden, in den Schooß jener Gemeinschaft zurückzukehren, gegen welche einst Luther frevelnd sich erhoben hatte, begnügten sich andere, wie Johannes Voigt, Gregor VII. als einem Reformator der Kirche gegenüber, jenen lange verkannten Zeiten nur gerecht zu werden.

Vor allem aber war man bestrebt, die vergrabenen Schätze aus der Vorzeit unseres Volkes wieder zu Tage zu fördern und zu verstehen. Wie Tieck mit seinem Jugendfreunde Wackenroder sich bei dem Anblicke Nürnbergs in seinen krummen Gassen für altdeutsche Kunst begeistert hatte, die dieser in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" verherrlichte, so trugen hernach die Gebrüder Boisserée durch die von ihnen begründete Gemäldesammlung Begeisterung dafür in weite Kreise. Dieser Strömung folgte besonders auch Böhmer, Pertzens späterer Mitarbeiter, der ganz aus dem Dunstkreise der Romantik hervorging. Schon 1803 bearbeitete Tieck die Minnelieder wie später den Ulrich von Lichtenstein. Die in des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano gesammelten deutschen Volkslieder (1806—1808), denen sich bald Grimms Märchen (1812) gleichsam als ein Seitenstück anschlossen, zeigen uns wie man aus dem klassischen Alterthum heimkehrte in das deutsche Volksgemüth und seine ungeahnten Tiefen erschloß. Eine nachhaltige Anregung gaben die Vorlesungen Wilhelm Schlegels in Berlin, denen die seines Bruders Friedrich in Wien folgten. Selbst Goethe befreundete sich seit 1807 mit dem Nibelungenliede, das schon Müller mit einer nordischen Ilias verglichen hatte, während Schlegel es zum Schulbuche machen wollte. Hier lagen die Wurzeln der deutschen Philologie, die ein rechtes Kind der Romantik war. Den Antheil der Gebildeten dafür weckten dilettantische Bestrebungen, deren Loos es nachmals war, umgepflügt zu werden, um den Acker für bessere Frucht tragbar zu machen.

Inzwischen war auch Norddeutschland aus der kurzen trügerischen Ruhe aufgerüttelt worden, in welche der Baseler Friede es versetzt hatte und Preußen lag tief erniedrigt zu Boden. Damals dichtete Heinrich von Kleist, der vorher in dem Käthchen von Heilbronn das Ritterthum verherrlicht hatte, seine Hermannsschlacht, in welcher der glühende Haß gegen die französische Fremd-

Digitized by Google

herrschaft sein Gegenbild in der deutschen Vorzeit sucht. Wehmüthig gedachten andere der alten Kaiserherrlichkeit und griffen mit Begier nach den Schriften der Romantiker, die das Vaterländische zu Ehren brachten. Stenzel beschloß in einem umfassenden Werke jenes Zeitalter darzustellen: dem unterjochten Volke wollte er sagen, wie tapfer und frei die Väter waren, wie sie ihre Unabhängigkeit behaupteten. So kehrte man aus dem weiten Weltbürgerthume zu der Enge nationaler Gesinnung zurück, Ersatz für die peinvolle Gegenwart suchte man in den Großthaten glücklicherer Jahrhunderte.

Endlich kam der ersehnte Augenblick die Fesseln zu sprengen und das deutsche Volk vollbrachte seine schönste That, indem es den übermüthigen Bedränger aus seinen Marken hinausschlug und sich selbst wieder gewann. Auf den kurzen Taumel freudiger Begeisterung, hoch erregter Hoffnungen folgte nur zu rasch Enttäuschung und Ernüchterung. Die alte Ohnmacht des Reiches kehrte unter anderer Gestalt wieder und in den gedrückten und unerfreulichen Verhältnissen der Gegenwart, die jedem politischen Wirken den Zugang verschlossen, fand man nur zu viel Muße, sich der Vergangenheit zuzuwenden. Wie viele träumten nicht von einer Herstellung von Kaiser und Reich, andere hofften, die Macht der römischen Kirche erneuert zu sehen.

„Gewandelt hat sich nun die Zeit,
Kein Kaiser herrscht mehr weit und breit,
Mein Herzvolk trägt ein buntes Kleid!"

heißt es in einem Gedichte Böhmers. Rückert dagegen spricht von dem herben Verhängniß, das unser Volk ins Greisenalter gedrängt habe, und redet es mit den Worten an:

„Was irgend noch von alter Geisteshabe,
Die du gewannst durch mehr als ein Jahrhundert,
Sich finden mag, zusammen wird's gelesen
Und aufgespeichert, daß, wenn einst im Grabe
Du selber ruhst, die Folgezeit verwundert
Erkenne d'raus, wie reich du bist gewesen."

Mit diesen Worten wird auf die Arbeiten für die Monumenta Germaniae hingewiesen, deren Entstehung der Zeit unmittelbar nach dem Freiheitskriege angehört. Seit dem Jahre 1816 beschäftigte sich der Staatsminister Karl vom Stein, der gewaltige Reformator des preußischen Staates in der Zeit der Erniedrigung, eingehend mit geschichtlichen Studien. Er begann Quellen zu lesen, erkannte die schwer wiegenden Mängel ihrer bisherigen Ausgaben und beschloß mit der ihm eigenen Thatkraft, wie es schon Gatterer, Johann Salomo Semler in Halle, Joh. Müller u. a. vor ihm eindringlich

Digitized by Google

gefordert hatten, an eine neue umfassende Sammlung Hand anzulegen. „Als ihm ein erster Ruhetag des getümmelvollen Lebens erschienen war, sann er sogleich, wie Arndt sagt, auf eine recht tüchtige deutsche That." Die Zeugen der vergangenen Jahrhunderte, deren Werth niemals durch die Forschung ganz erschöpft werden kann, diese Urgranite, auf denen alle stolzen Luftschlösser neuerer Darsteller errichtet werden müssen, wollte er in kritischer Bearbeitung vereinigen. Die neue Ausgabe sollte zugleich billig und handlich sein, damit weitere Kreise Gebrauch davon machen könnten, ein Nationalwerk, d. h. ein Werk für die Gebildeten der Nation, „um", wie Stein sich ausdrückte, „den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern, und hierdurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterland und dem Gedächtniß unserer großen Vorfahren beizutragen." Wie man das Nibelungenlied der Ilias ebenbürtig an die Seite stellte, so glaubte man in den mittelalterlichen Autoren deutsche Klassiker vor sich zu haben, die gleich den alten Geschichtschreibern gelesen zu werden verdienten, sei es im Urtexte, sei es in Uebersetzungen. Ein Verein von Privatleuten, gestiftet zu Frankfurt am Main, dem Sitze des deutschen Bundes, am 20. Januar 1819, mit dem Wahlspruche Sanctus amor patriae dat animum, unternahm es aus eigenen Mitteln und freiwilligen Beiträgen, für welche nur sieben zunächst sich verpflichteten, die Monumenta Germaniae ins Werk zu richten, deren Umfang man anfänglich auf zwanzig Quartbände veranschlagte.

Dem hochherzigen Gedanken des Stifters, der selbst die größten Opfer brachte, schien die Stimmung der Zeit entgegen zu kommen. Raumers Hohenstaufen (1823) fanden großen Beifall und rückten vielen Gebildeten das Mittelalter näher, dessen Reste überdies täglich einen wachsenden Antheil erregten. Im Jahre 1817 besuchte Goethe die Ruine Paulinzelle, die er seit vierzig Jahren unbeachtet gelassen, denn „es war damals noch nicht Mode, diese kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig zu betrachten". Zwei Jahre später wurde auf der Ruine Saaleck der thüringisch-sächsische Alterthumsverein gestiftet, der erste in dem Reigen jener zahlreichen Vereine, die mit der Losung Et tumulis honor den Boden des Vaterlandes in allen Richtungen nach heidnischen Alterthümern umwühlten. Trotz dieser deutschen Alterthümelei fehlte es den Monumenten Jahre hindurch sowohl an Theilnahme wie an geeigneten Mitarbeitern.

Der edle Reichsfreiherr indessen wankte nicht. „Stein ist", so schildert ihn Böhmer im Jahre 1824, „beinahe siebenzig Jahre alt, aber voll Muth und Kraft wie ein Jüngling: ein echter deutscher Edelmann, seines uralten Geschlechtes letzter. Kein Sturm der physischen und moralischen Welt kann ihn erschüttern. In seinem Schlosse zu Nassau hat er sich einen hohen altdeutschen Thurm mit der Inschrift: Eine feste Burg ist unser Gott, erbauen

Digitized by Google

lassen. Er hat die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte gestiftet, und er selbst kennt die Geschichte wie wenige Professoren. Was mir aber bei ihm am merkwürdigsten ist, das ist sein Vertrauen auf die Vorsehung, obwohl es vielleicht wenig Menschen von solcher Kraft giebt, deren Pläne und Hoffnungen so sehr vereitelt wurden."

In den Unterhandlungen, welche von ihm selbst für die Begründung der Gesellschaft nach allen Seiten angeknüpft wurden, traten die Schwierigkeiten erst recht zu Tage. Mit den Gelehrten zurecht zu kommen, wurde dem Freiherrn oft schwer. „Es ist ein reizbares, unvernünftiges Volk, das Gelehrtenvolk," lautet eine seiner mehrfach wiederkehrenden Klagen, als Dahlmann ihm den großen Kummer bereitete, daß er wegen der Karlsbader Beschlüsse nachträglich wieder von der Theilnahme zurücktrat. Vor allem aber mit der Lauheit und Kargheit mußte man trotz aller aufmunternden Worte kämpfen und noch immer bewährte sich, was bereits 1806 Müller über einen ähnlichen Plan verzagend geschrieben hatte: „Weder Fürsten noch Verleger unterstützen jetzt, was die selige Mutter Germania betrifft." Gleichgültig blickte man in Berlin, mißtrauisch in Wien auf das nationale Vorhaben. Dem Kaiser Franz konnte, wie von Gentz erklärte, das Entstehen dieser Gesellschaft „unmöglich angenehm" sein, er schrak vor jeder Organisation zurück. „Nach der Richtung," schreibt Stein, „welche die Thätigkeit unserer Regierungen und Akademien nimmt zu urtheilen, sollte man glauben, die Naturgeschichte Brasiliens, Aegyptens, Nubiens, des Caps, die Affen, Colibris und Gazellen haben ein größeres Nationalinteresse als vaterländische Geschichte; auf naturhistorische Unternehmungen wendet München, Berlin, Wien große Summen, auf die der vaterländischen Geschichte Nichts." Diese Klagen kehren öfter wieder und wenden sich insonderheit auch gegen den preußischen Minister von Altenstein. „Wenn man nur einen kleinen Theil von dem, was so verschwenderisch auf Naturgeschichte verwandt wird, auf deutsche Menschengeschichte verwendete, so wäre uns reichlich geholfen," heißt es in Bezug auf ihn, der zwölf Naturforscher reisen ließ. „Während die bairische Regierung für ein deutsches geschichtliches Werk nichts thut, erscheint auf ihre Kosten die Geschichte der brasilianischen Affen und weitohrigen Fledermäuse."

Obgleich man somit für lange Zeit nur auf Privatmittel und einzelne unregelmäßige Unterstützungen der Regierungen angewiesen war, wurde dennoch rüstig Hand ans Werk gelegt und durch eine neue Zeitschrift, das Archiv der Gesellschaft, Plan und Ausführung allmählich vorbereitet. So eifrig nahm Stein, „einen mannichfaltigsten, weitläuftigsten Briefwechsel mit Hinz und Kunz führend," an diesen Vorarbeiten Theil, daß er in eigener Person bei einem Aufenthalte in Rom die Handschriftenkataloge der Vaticana für die Zwecke der Gesellschaft auszog. Noch herrschte in dem Wirrwarr mehr

Digitized by Google

oder minder berufener Helfer an dem großen Unternehmen wenig Klarheit über die Mittel und Wege und bezeichnend ist es, daß Dr. Dümge, der Herausgeber jener Zeitschrift, ursprünglich das lateinische Waltharius lied an die Spitze der Geschichtschreiber stellen wollte „als das unvergleichlich treue Gemälde deutsch-fränkischer Heroenzeit". Erst nach und nach wurde man sich über den viel zu niedrig veranschlagten Umfang klar und über die handschriftlichen Reisen, die der Ausführung vorangehen müßten. Völlig in die rechten Hände kam die Sache erst, als (1821) auf Steins Antrag und auf Empfehlung des Rathes Schlosser Georg Heinrich Pertz aus Hannover, ein Schüler Heerens, die oberste Leitung übernahm, dem für die Urkunden Johann Friedrich Böhmer aus Frankfurt als würdiger Genosse an die Seite trat. Hiermit wurde die anfänglich beabsichtigte Vertheilung der Arbeiten an viele gleichberechtigte Mitarbeiter, die Bildung besonderer Zweigvereine, als unthunlich aufgegeben. Der nunmehr im Jahre 1824 endgültig festgestellte Plan war, was sich auch hier und da später gegen einzelne Mängel seiner Ausführung sagen ließ, sowohl in der Weite des Gesichtskreises wie in der Gründlichkeit der Arbeit vortrefflich und in echt wissenschaftlichem Geiste empfangen. Einer seiner größten Vorzüge bestand darin, daß man überall auf die handschriftliche Ueberlieferung zurückgehen, ein anderer, daß man über die Geschichtschreiber und Urkunden hinausgreifend alles andere Material verschiedenster Art mit aufnehmen wollte, aus welchem uns das ursprüngliche Antlitz jener Jahrhunderte entgegenschaut. Der außerordentliche Fortschritt, den kurz zuvor die philologisch-historischen Studien durch Wolf, Niebuhr u. a. gemacht hatten, äußerte seine Einwirkung. Von dem Studium des Alterthums entnahm das des Mittelalters die Methode, um sie bald selbständig fortzubilden und dadurch auch auf jenes zurückzuwirken.

Dem Stifter der Gesellschaft wurde noch die Freude zu Theil, die beiden ersten Bände der Monumenta selbst zu erleben: ein Werk freilich nur für die Gelehrten durch seine Unförmlichkeit, nicht für die Nation. Das Verdienst dieser Leistung, die ihn mit hoher Befriedigung erfüllte, wollte Stein ganz allein Pertz zuerkennen: er selbst, schrieb er, habe dem Unternehmen nur einen Impuls gegeben. Trotz seiner und seiner Freunde nicht ermüdenden Opferfreudigkeit — bis zum Jahre 1830 brachte er mehr als den vierten Theil der aufgewandten Kosten auf — blieben die Mittel unzureichend und die nach Deutschland hinüberrollenden Wogen der Julirevolution verschlangen eine Zeit lang alles wissenschaftliche Interesse. „Geldeinnahmen haben wir gar keine mehr," schrieb damals Böhmer: er und Pertz waren bereit ohne jeden Entgelt dies Werk ihres Lebens fortzuführen. Erst seit 1834, noch vollständiger seit 1845, verpflichteten sich auf wiederholte Empfehlung des Bundes fast sämmtliche deutsche Regierungen zu regelmäßigen Jahresbeiträgen, die dem Unternehmen,

Digitized by Google

das somit zuletzt Bundessache wurde, eine ganz gesicherte Grundlage gaben. Unabhängig von Zeitstimmungen und Strömungen schritt es von hier an gleichmäßig fort und fand nach manchen Seiten hin eine werthvolle Ergänzung an den Arbeiten der historischen Commission in München, der hochherzigen Stiftung König Maximilians II. von Baiern. Nach dem Zusammensturze des Bundes ward der allgemeinen Lage der Dinge gemäß die Centraldirection in verjüngter Gestalt unter dem Vorsitze von Georg Waitz von Frankfurt nach Berlin verlegt, wo die Akademie der Wissenschaften nach ihren großen Verdiensten um die Byzantiner und Aristoteles, um griechische und römische Inschriften sich auch der vaterländischen Geschichte erinnerte und die Monumente unter ihre Obhut nahm. Fortgesetzt von dem Reiche und von Oesterreich zugleich mit fester Ausstattung dienen sie, um beide ein geistiges Band schlingend, ihrer gemeinsamen Vergangenheit.

Welchen Einfluß diese Sammlung auf die gesammte Geschichtsforschung geübt, wie sie auf den dürren und kahlen Stoppelfeldern mittelalterlicher Geschichtskunde eine neue Saat hervorsprießen lassen, dies darzulegen, würde mich hier viel zu weit führen. Die Vorarbeiten an den Monumenten verbunden mit dem belebenden Odem, der gleichzeitig von der Rankeschen Schule ausging, zumal seit den Jahrbüchern des sächsischen Hauses, haben uns in ernster methodischer Forschung im engeren Sinne den Vorrang vor den andern Nationen verschafft, welche anerkennend unserer emsigen Thätigkeit huldigen. Wie die Fortschritte jedes Culturvolkes aber auf die andern zurück zu wirken pflegen, so hat sich dieser Segen gerade auch an unsern historischen Leistungen reichlich bewährt.

An diesen Arbeiten ist eine Zunft von Forschern erwachsen, die ohne Unterschied des Bekenntnisses, des Stammes, in gegenseitiger neidloser Förderung nach verwandten Zielen ringen. Und wenn Dahlmann in einem Briefe an Stein es als besonders schwierig und verdienstlich bezeichnete, „das hartnäckig vereinzelte Streben deutscher Schriftsteller für ein gemeinsames, treues Zusammenwirken zu erziehen," so ist eben dies in hohem Maße gelungen. An den Leistungen für die allgemeine deutsche Geschichte hat sich ein reger Wetteifer entwickelt, in gleichem Sinne für die Vergangenheit der einzelnen Landschaften und Gebiete zu sorgen. Unendlich viel, wenn auch noch immer nicht genug, ist durch Meister wie durch Handlanger für die Herausgabe, Prüfung und Beurtheilung der einzelnen Geschichtschreiber, für die Kritik der Urkunden geschehen, ungleich weniger für Verarbeitung und Darstellung des Stoffes nach höheren Gesichtspuncten. Lange Zeit hindurch ist, zumal durch den Einfluß von Ranke und Waitz, das Studium des Mittelalters die fast unerläßlich scheinende Vorschule angehender Historiker geworden, die an seinen kunstlosen, durchsichtigen Erzeugnissen am leichtesten die Grund-

Digitized by Google

sätze wissenschaftlicher Quellenkritik üben lernen konnten, um sie dann auf andere Zeiträume auszudehnen. „Die meisten jüngeren Gelehrten," so sagt schon Roscher 1842, „die sich heutzutage der Geschichte widmen, haben mit dem Studium des Mittelalters begonnen." So hat dies Gebiet durch sein eigenes Schwergewicht nun selbständige Bedeutung erlangt: überwunden ist die auf Unkunde beruhende Geringschätzung, mit welcher die Zeit der Aufklärung es betrachtete, verflogen sind nicht minder die mystischen Weihrauchwolken, in welche die Romantiker es hüllten. Mit nüchterner Erkenntniß erblicken wir darin die Jugend- und Lehrzeit der neueren europäischen Völker, in welcher sie unter der strengen Zucht der Kirche durch die Schule christlich-antiker Bildung hindurchgehend zu geistiger Mündigkeit erst herangezogen wurden. Dies Zeitalter hat alle Licht- und Schattenseiten einer solchen Uebergangsstufe, es zeigt uns die Rohheit und Raufluft, die gläubige Schwärmerei, die geistige Unreife und Unklarheit der Halbbildung, dennoch ist es in seinen Hervorbringungen, so viel darin älteren Mustern nachgebildet sein mag, oft großartig und überwältigend, es spricht uns an durch kindliche Treuherzigkeit und durch jenen besonderen Reiz, der alles Werdende begleitet. Begegnen uns darin auch wenig scharf ausgeprägte Einzelmenschen, so ist über das Ganze doch ein poetischer Hauch verbreitet.

Inzwischen hat sich die Zeit um uns abermals gewandelt und widerlegt sind die Träume aller derer, die für die Gegenwart, sei es im kirchlichen, sei es im politischen Sinne an das Mittelalter anknüpfen wollten. Das neue weltliche Reich der Deutschen hat mit dem alten heiligen nur den Namen gemein, bildet aber sachlich zu ihm in den wesentlichsten Beziehungen einen Gegensatz. Das alte Haus ist abgebrochen, ein völlig neues an seine Stelle gesetzt. Wer deshalb die Geschichte des jetzigen deutschen Reiches in seinem Werden ergründen, wer seine Entwickelung politisch verstehen will, der findet im Mittelalter nur unzulängliche Belehrung. Die Geschichte Preußens, das allmählich alles in sich aufnahm, allen andern Gliedern seine Gesetze auferlegte, ist die Vorgeschichte des jetzigen Reiches, dessen geistigen Gesichtskreis die deutsche Reformation abschließt. Die Erkenntniß dieser unbestreitbaren Wahrheit wird den mittelalterlichen Studien einen Theil ihrer bisherigen Gunst entziehen und schon seit dem Jahre 1848 ist sichtlich die Fluth für die neueren Jahrhunderte im Steigen. Droysens Geschichte der preußischen Politik entspricht recht eigentlich dieser wachsenden Strömung. Getrösten wir, die wir dem Mittelalter treu bleiben, uns jedoch damit, daß dasselbe ebenfalls sein gutes Recht behaupten und seine kaum zu ersetzende propädeutische Bedeutung an den Hochschulen sich wahren werde. Reich genug an geistigen Kräften ist das geeinigte deutsche Volk, um allen Perioden seiner Geschichte gerecht zu werden. Vor allem aber scheint es mir eine Ehrenpflicht

unseres Geschlechtes, daß dasselbe fortfahre in jenem weiten Museum der Monumente, für welches einer unserer größten Männer den Grundstein gelegt, alle geschichtlichen Zeugnisse unserer Vorfahren, die nach vielen Einbußen ein günstiges Geschick uns noch erhalten hat, als unverlierbaren Schatz der fernsten Nachwelt zu überliefern — denn die Geschichte soll das Gedächtniß der Menschheit sein.

An Herrn Professor Adolf Michaelis.

Von Ernst Curtius.

Lieber Freund!

Wer am Wege baut, der findet seine Meister, und wenn die Ausgrabungen am Alpheios bis jetzt in allen Schichten des deutschen Volkes nur freudigen Anklang gefunden haben, so konnte ich doch keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß auch Ausstellungen mancherlei Art und unbefriedigte Wünsche laut werden würden. Wie wäre dies in unserer Zeit und in unserm lieben Vaterlande anders möglich! Ich kann aber nur wünschen, daß alle Ausstellungen so aus dem Interesse für die Sache hervorgehen, wie die Ihrigen, und daß niemals ein schärferer Tadel laut werde. Weil die Ausstellungen von Ihnen kommen und weil Ihr Aufsatz in dieser Zeitschrift „über das deutsche archäologische Institut in Athen"*), so weit er Olympia betrifft, wesentlich an meine Adresse gerichtet ist, glaube ich mich zu einer kurzen Antwort verpflichtet.

Dreierlei ist Ihnen nicht recht. Erstens der Umstand, daß das deutsche Reichsinstitut in Athen den Ausgrabungen so fern stehe. Sie vermissen in dem ersten Hefte seiner „Mittheilungen" einen Beitrag über Olympia und ich werde deshalb, als wenn ich meine Pflicht versäumt hätte und nicht auf meinem Posten gewesen wäre, zur Verantwortung gezogen.

Sie wissen, daß der erste Antrag auf Gründung des Athenischen Institutes von mir ausgegangen ist, Sie können also überzeugt sein, daß ich der Letzte sein würde, welcher das Ansehen und die Wirksamkeit desselben beeinträchtigen will. Wenn wir aber die „Mittheilungen" nicht zum Organe der deutschen Arbeiten in Olympia machten, so hat das verschiedene Gründe.

Erstens hat Professor Köhler erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten die Presse des Instituts in Gang gebracht, so daß wir bei dem Beginn

*) Siehe „J. N. R." 1876. II. S. 128 ff.

Digitized by Google

unserer Arbeiten auf dieselbe noch gar nicht rechnen konnten. Zweitens war das Olympiaunternehmen wenigstens Anfangs in gewissen Kreisen von Athen nicht populär und es konnte für die Stellung des jungen Instituts bedenklich erscheinen, dasselbe in zu nahe Verbindung mit den Ausgrabungen zu setzen. Dann bedenken Sie doch, welche Weitläuftigkeit es gemacht haben würde, wenn man in Berlin (denn hier werden ja einstweilen noch alle bildlichen Beilagen der atheniſchen „Mittheilungen" ausgeführt) alle Zeichnungen, Lithographien und Lichtbilder hätte herstellen müssen, um sie nach Athen zur Publication zu schicken! Endlich erwägen Sie, daß wir in der „Archäologischen Zeitung" hier am Orte ein Organ des deutschen Reichsinstitutes besitzen, ein Organ, dem alle Vortheile großstädtischer Kunstanstalten zu Gebote stehen, das eine weitere Verbreitung hat als einstweilen die atheniſchen Publicationen, und dessen hochverdienter Verleger mit Recht den Anspruch machen konnte, daß man seinem Blatte, das er dreiunddreißig Jahre hindurch nicht ohne Opfer im Gange erhalten hat, die Ausbeute von Olympia nicht vorenthalte.

Sagen Sie also selbst, ob wir, die Sache im Auge, anders verfahren konnten, als daß wir die kurzen Berichte im Reichsanzeiger, die Inschriften, die am schnellsten veröffentlicht werden konnten, in dem hiesigen Organe des deutschen Reichsinstitutes für Archäologie erscheinen ließen?

Dann ist ja auch das atheniſche Institut den Ausgrabungen keineswegs fern geblieben. Denn der junge Gelehrte, welcher sich als deutscher Stipendiat der Section in Athen vorzugsweise angeschlossen hat (Herr Dr. Weil), ist ja als Stellvertreter Hirschfelds bei den Ausgrabungen sehr thätig und sehr nützlich gewesen. Durch ihn konnte man ja in Athen die nächste Kunde haben.

Ueberhaupt ist ja Alles erst in den Anfängen; die Ausgrabung der Altis sowohl wie die literarische Thätigkeit des atheniſchen Instituts! Von einer kleinlichen Eifersüchtelei kann ja gar keine Rede sein. Man wird sich also auch ohne jede Schwierigkeit verständigen, wie weit etwa auch die „Mittheilungen" ihren Antheil an der Verwerthung der Fundobjecte nehmen sollen. Das scheint mir eine ganz private Angelegenheit zu sein, an deren Behandlung das größere Publicum kaum ein besonderes Interesse haben kann.

Schwerer wiegt die zweite Ausstellung, welche Sie machen, Sie weisen nämlich auf das Beispiel von Newton, Conze u. A. hin und vermissen mich auf dem Schauplatze der Ausgrabungen.

Hier ist aber doch zwischen solchen Ausgrabungen, die auf Wochen oder Monate, und solchen, welche auf eine Reihe von Jahren berechnet sind, zu unterscheiden. Ferner sind auch die Ausgrabungen selbst sehr verschiedener Art. Conze, Newton, Wood mußten von Anfang an zur Stelle sein, weil sie auf einem wüsten Terrain den Punct zu suchen hatten, wo am meisten

Digitized by Google

zu finden sein möchte. In Olympia brauchte nicht umher getastet und gesucht zu werden, sondern es galt nur, ein bestimmtes Terrain aufzudecken; es waren wesentlich Erdarbeiten, die nach dem bei der vorläufigen Recognoscirung der Altis (Mai 1874) festgestellten Arbeitsplane ausgeführt werden konnten, ohne daß wichtige Entscheidungen über die Richtung der Gräben erforderlich wurden. Es ist also eine Aufdeckung des alten Bodens, ähnlich wie in Pompeji, wo Niemand verlangen wird, daß die für den Fortgang der Arbeiten Verantwortlichen immer an Ort und Stelle seien. Außerdem kennen Sie ja die mannichfaltigen Verpflichtungen eines Berliner Professors und werden nicht verlangen, daß man in der Presse die Verhältnisse erörtere, nach welchen es bald dem einen, bald dem anderen Mitgliede des Directoriums gestattet war, an den Ausgrabungen persönlichen Antheil zu nehmen.

Auch scheinen Sie ja selbst nicht anzunehmen, daß in den Ausgrabungen etwas versäumt oder verfehlt worden sei, aber Sie beklagen, daß fremde Gelehrte mir in der kunstgeschichtlichen Beurtheilung der auf deutsche Reichskosten gehobenen Fundstücke zuvorgekommen seien.

Was ist denn daran beklagenswerth!

Wenn Olympia einen solchen Zug ausübt, daß schon im ersten Frühjahr aus London, aus Cambridge, aus Upsala, aus Stuttgart, Berlin u. s. w. Künstler, Touristen und Gelehrte herbeieilen, wenn sie auf ausdrückliche Empfehlung von Seiten des Directoriums der Ausgrabungen gastlich aufgenommen und mit Allem bekannt gemacht werden und dann von den empfangenen Eindrücken in Bild und Schrift Mittheilung machen, ist daraus dem Directorium ein Vorwurf zu machen, daß es fremden Berichterstattern den Vorsprung lasse?

Wir haben geglaubt, alle Mittel aufbieten zu müssen, auf daß die Schätze rasch gehoben, die Inschriften unverzüglich veröffentlicht werden, und daß von den Bildwerken Photographien wie Gypsabgüsse schnell zu Stande kämen. Es ist damit nicht Alles nach Wunsch gegangen. Wir versuchten, vielleicht mehr als billig, mit den in Griechenland vorhandenen Kräften auszukommen; die Folge ist, daß wir noch heute die Photographien nicht alle in Händen haben, welche wir im Juli vollständig vorlegen zu können hofften. Kein Billiger wird sich darüber wundern, daß im ersten Jahre Olympischer Ausgrabungen Erfahrungen zu machen sind, die dem zweiten zu Gute kommen. Wir sind aber doch so weit, daß, ehe die neue Arbeitsperiode beginnt, die Resultate der ersten in einem besonderen Hefte vorliegen werden und daß Abgüsse aller Hauptfunde schon im September an die archäologischen Sammlungen versendet werden können.

Und nun bitte ich Sie, lieber Freund, die Geschichte aller neueren Ausgrabungen durchzugehen und mir zu sagen, ob bei irgend einem nur ähnlichen

Digitized by Google

Umfange die Berichte, Veröffentlichungen und Vervielfältigungen so rasch erfolgt sind wie in Olympia. Denken Sie an Ephesos! Da haben meine Freunde und ich erst die Schätze verwerthet, die dort gehoben waren, und die wissenschaftlichen Resultate einer vieljährigen, heimlich betriebenen Ausgrabung gezogen. Und in Bezug auf unsere eigenen Ausgrabungen soll es uns zum Vorwurf gemacht werden, daß wir, die wir allen Besuchern den freiesten Zutritt gewährten, in der Beurtheilung der Kunstgegenstände von einigen Correspondenzartikeln gleichsam überflügelt worden sind! Wir hatten nur den Zweck im Auge, unsern Fachgenossen und allen Kunstfreunden das neu gewonnene Material an Denkmälern aller Art so rasch und vollständig wie möglich vorzulegen. Die kunstgeschichtliche Würdigung und Erklärung des Einzelnen gleichsam anticipiren zu wollen, daran hat Niemand von uns gedacht. Was hat es denn damit für Eile!

Auch unser verehrter Freund Newton hat in zwei Tagen kein allseitiges Urtheil fällen können, wenn er auch mit seinem klaren und geübten Blick gewisse Hauptpuncte richtig traf. Einige der schönsten Funde sind erst nach seiner Zeit gemacht worden. Wir haben ja auch nie daran gedacht, daß wir lauter Kunstwerke ersten Ranges an das Tageslicht ziehen werden und wenn die Giebelfiguren von Olympia den athenischen als Folie dienen, so ist dies auch ein Gewinn für die Kunstgeschichte, und Sie, lieber Freund, werden am ehesten Sich zufrieden stellen, wenn unsere Ausgrabungen bestätigen, daß es nur einen Parthenon gegeben hat. Unsere Arbeit ist ja nicht darauf berechnet, die Anschauungen vom griechischen Kunstleben, das wir häufig zu einseitig von Athen aus beurtheilen, zu ergänzen und Keiner kann in Abrede stellen, daß wir in ein reiches und volles Archiv hellenischer Kunst und Geschichte hineingegriffen haben.

Aber auch dafür können Sie uns nicht verantwortlich machen, wenn Sie Mühe hatten, aus der „Times", „Academy", „Illustrirten Zeitung", „Vossischen Zeitung" u. s. w. Alles zusammen zu suchen, was sich auf Olympia bezieht. Denn das ist ja nicht die Schuld unserer Bequemlichkeit und Saumseligkeit, die wir die ganze Last der Geschäftsleitung allein zu tragen hatten, sondern die Folge des allgemeinen Interesses in ganz Europa und der Liberalität in Zulassung der Fremden, welche Sie doch gewiß nicht mißbilligen werden! Wir konnten doch die Redseligkeit der Journalisten, welche Ihnen beschwerlich gewesen ist, nicht einschränken!

Und wenn einzelne populäre Blätter unmittelbar von Seiten des Directoriums mit Nachrichten versehen wurden, so hielten wir es für unsere Pflicht, das zu thun. Denn nicht für die gelehrte Archäologie graben wir Olympia aus, sondern für Alle, welche offenen Sinn haben, um Kunstwerke des Alterthums und große Zeiten der Völkergeschichte zu würdigen.

Digitized by Google

Und das muß ich Ihnen offen gestehen, lieber Freund, so sehr ich mich darüber freue, daß es gelungen ist, innerhalb weniger Monate ein ganzes Museum altgriechischer Kunst aus dem Boden zu ziehen, die einstimmige Freude des ganzen Volkes an diesem Unternehmen und der edle Zug, der bei dieser Gelegenheit in Stadt und Land sich so frisch und kräftig bekundete, hat mich noch mehr beglückt. Unser Volk hat die Ausgrabung von Olympia als ein nationales Unternehmen anerkannt, wie dies noch bei keinem ähnlichen Unternehmen jemals der Fall gewesen ist.

Nun giebt es ja leider immer viele Leute, denen es eine gewisse Beklemmung verursacht, wenn sie zu einem großen und reichen Erfolge sich und Anderen aufrichtig Glück wünschen sollen. Sie fühlen sich erst erleichtert, wenn etwas aufgespürt ist, was geeignet scheint, die volle Freude einigermaßen zu dämpfen und das Außergewöhnliche in das Alltägliche herabzuziehen; sie setzen gern ungünstige Urtheile in Umlauf und sprechen, wenn auch schmerzlich bange von getäuschter Hoffnung.

In dem, was Sie an Ausstellungen gemacht haben, habe ich nie etwas Anderes gefunden, als den Ausdruck lebendiger Theilnahme für das große Werk, an dem wir gemeinsam arbeiten, bei dem ich mich auf Ihren Beistand verlasse. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die gemachten Ausstellungen, auf die ich Ihretwegen eingegangen bin, in dem Gesagten größtentheils ihre Erledigung finden und ich lebe der festen Ueberzeugung, daß die deutschen Gelehrten ihrerseits Alles thun werden, um das nationale Werk, an welchem vom Kaiserhause bis zum Bauernhofe alle guten Deutschen frohen Antheil nehmen, von aller Eifersucht frei, einmüthig zu fördern und in Ehren zu halten. Es ist ein großes Geschenk, welches die Nation der Wissenschaft darbringt; wir wollen das Unsrige thun, uns desselben werth zu zeigen.

In alter Freundschaft

Ihr

Ernst Curtius.

Ein Kirchgang in Florenz.

Von S. Junghans.

Gottfried Keller sagt einmal, durch den Mund eines seiner Helden, daß ihm, auf duftigem Berge stehend, das Kirchenglockengeläute aus ferner Tiefe die allerschönste Musik gewesen sei, und wie er schon oft darüber spintisirt habe, durch welchen Gebrauch bei einer allfälligen Abschaffung des Kirchenthums

Digitized by Google

das schöne Geläute wohl erhalten werden dürfe. Es sei ihm aber dabei nichts eingefallen, was nicht thöricht und gemacht ausgesehen hätte; — „ich fand zuletzt immer, daß der sehnsüchtige Reiz der Glockentöne gerade in dem jetzigen Zustande bestehe, wo sie fern aus der blauen Tiefe herüberklangen und mir sagten, daß dort das Volk in alten gläubigen Erinnerungen versammelt war. In meiner Freiheit ehrte ich denn diese Erinnerungen und eben dadurch, daß ich von ihnen geschieden war, wurden mir die Glocken, die so viele Jahrhunderte schon klangen, wehmüthig ergreifend. Ich empfand, daß man nichts „machen" kann und daß die Vergänglichkeit, der ewige Wandel alles Irdischen, schon genug für poetisch sehnsüchtigen Reiz sorgen."

Dieser „poetisch sehnsüchtige" Reiz, welcher zum Theil in dem Geschiedensein von jenen geistigen Zuständen beruht, die uns nicht nur das Glockengeläute, sondern in allen europäischen Ländern herrliche Bau- und Bildwerke als Zeugen ihrer einstigen Existenz hinterlassen haben, er steigert sich zu einem wundersamen Einfluß auf unser ganzes Empfinden, sobald wir, mit eben diesen Denkmälern gleichsam in täglichen Verkehr getreten, ihrer mannichfachen Schönheit die Einwirkung auf uns frei gestatten. Die Frage: welches geistige Gebiet hätte der Kunst der Alten wie der der Neuern diese Objecte ersetzen sollen, wenn sie sich nicht in den Dienst der Religion hätte begeben müssen — weswegen man sie doch oft beklagt hat — diese Frage drängt sich auf, wird aber vorerst zurückgeschoben und nicht, wie sie es vielleicht am Schlusse einer einfachen Gedankenentwickelung werden sollte, beantwortet — nicht nur zu Gunsten jener vergangenen religiösen Einwirkung, sondern auch zu Gunsten eines frommen Hegens des noch im Volke vorhandenen naiven Bedürfnisses nach religiösen Symbolen. Denn das träumerische Genießen gewinnt es über die bewußte Billigung, und spät erst kommt man in den Fall, über die Ursachen dessen, was man empfunden hat, sich Rechenschaft geben zu wollen. Begeben wir uns einmal hinein in den Kreis mittelalterlicher Christlichkeit und Kirchlichkeit, wie ihn einige Gotteshäuser von Florenz z. B. uns erschließen, begeben wir uns hinein, allerdings nicht mit kunstrichterlicher Urtheilskühle oder gar mit protestantischem oder dem noch weit zeitgemäßern atheistischen Fanatismus, sondern mit einer, wenn auch noch so geringen Empfindlichkeit für den „poetisch sehnsüchtigen Reiz" des auf ewig Geschiedenseins von jenen Sphären — und wir werden manches schöne Wunder schauen.

Aus dem Menschengeschiebe der Gassen, dem triefenden Segen der Erde und des Meeres, der aus den Gewölben der Erdgeschosse von beiden Seiten überquellend auf uns eindringt, aus Dunst und Lärm und dem grellen Sonnenbrande der offenen Plätze retten wir uns in ein Kirchenportal. Die großen prächtigen Erzpforten sind zurückgeschlagen; dem leisen Druck weichend, läßt uns die innere kleine Thür ein, und versunken ist hinter uns mit einem

Schlage alles, was eben noch durch mancherlei zudringliche Eindrücke das Bewußtsein der Persönlichkeit peinlich in uns wach erhielt; wir vergessen sofort uns selber, gleichsam in ein kräftig uns tragendes Fluidum uns eingetaucht findend, das die eigene Bewegung erspart. Diese Befreiung verdanken wir allein den gewaltigen Verhältnissen des Baues, der vor, neben und über uns sich dehnt und wölbt, an Maß zuweilen kaum noch einem Menschenwerk, eher einer großen Anordnung der Natur gleichend, und doch wieder durch schöne Gliederung sich einreihend unter die absichtlichen Gebilde, die edelste Bändigung des ins Gränzenlose strebenden Raumes, die gedacht werden konnte.

In der feinen, durchsichtigen Dämmerung, welche von den sich selber durchschattenden Wölbungen herabzuquellen scheint, geht man still entlang, während in nächster Nähe überall Symbole eines Cultus, der ihrer gar viele bedarf, und außerdem Erinnerungen an vergangene Geschlechter, deren Gebeine im Schutz dieser Mauern ruhen, und deren oft seit einem halben Jahrtausend verhallte Namen unserm Gedenken empfohlen werden, das Auge treffen. Wer mit der Absicht kommt, sich an dem kleinlichen Flitter der meisten der unzähligen Altäre zu ärgern, der mag wohl reichlich Gelegenheit dazu finden; der geübtere und an das Bessere gewöhnte Blick übersieht denselben bald: er wird durch das reichlich vorhandene Gute und Aechte magisch angezogen. Am meisten aber wird hier derjenige, zu dem die im Bilde wirkende Seele des oft noch mühsam mit dem Stoffe ringenden Künstlers, ja, zu dem die aus tiefsinnig ernstem Auge blickende Seele eines ganzen, an Geist und Händen noch gebundenen Jahrhunderts zu sprechen vermag, seine Rechnung finden!

Wahrlich, eines erhöhten Daseins genießen in manchen Augenblicken die Glieder unserer kleinen Gemeinde, der Gemeinde derjenigen, welche für die Lebensäußerungen der Geschlechter der Vergangenheit eine in eigener Art gesteigerte Empfänglichkeit besitzen, so daß ihnen zuweilen weit über das Interesse der jeweiligen Kunstform solcher Denkmäler, ja weit über den Genuß der artistischen Vorzüge derselben, ihr Dasein als solches, als Zeugniß und Vermächtniß eines nun schon so lange geschlossenen Auges, längst zu Staub zerfallener Hände, einer in den Nebeln ihres Zeitalters befangenen und doch so menschlich, so brüderlich und innig aus jener dämmernden Ferne zu uns redenden Seele unmittelbar ans Herz geht! Vor dem Verfallen in antiquarische Nüchternheit und Kleinlichkeit, mit dem man uns bedrohen könnte, werden wir bewahrt einmal dadurch, daß uns für die mannichfachen Nüancen technischer Meisterschaft jenes höhere unfehlbare — und darum oft desto leidenschaftlicher irrende — Verständniß fehlt, ferner dadurch, daß wir stets an den eigentlichen Lebensnerv der Kunstwerke uns zu halten genöthigt sind, da nur dieser den correspondirenden Nerv in uns kräftig vibriren zu lassen vermag —

Digitized by Google

an ihre ewige innere Wahrheit, ihre Beredtsamkeit als Zeugnisse subjectiver und objectiver Art, für den Ausdruck, den das Menschliche in einer gewissen Zeit fand, eine Beredtsamkeit, die übrigens immer in den Besten die größte ist, so daß wir nicht allzu häufig in den Fall kommen, von dem Kunstkritiker von Fach verdammt zu werden.

Freilich, das läßt sich nicht leugnen, ist unsere Ausbeute die reichlichste unter den Hervorbringungen einer Periode, der ihr noch mangelhaftes Können große Einfachheit und Einfalt, eine ängstliche Treue in der noch ungeübten Wiedergabe dessen, was sie sah, eine gewisse unhöfliche und unanmuthige Wahrhaftigkeit auferlegten, die, etwa wie die Aufrichtigkeit eines Kindes in der Gesellschaft von Erwachsenen, die Convenienz ins Gedränge bringt. Es ist dieser Umstand, dem wir den Vorwurf der baroken Vorliebe für das Unschöne verdanken. „Welch einen verteufelt häßlichen Burschen hat sich der Maler da zum Modell für seinen heiligen Sebastian ausgesucht! Gott bewahre uns vor diesen Präraphaeliten!" Mit diesen und ähnlichen Worten wird sehr häufig ein Maler abgethan, der nach einer Periode vollständiger Erstarrung seiner Kunst eben denselben Weg betrat, auf welchem einst die Griechen, Dank einer ununterbrochenen glücklichen Entwickelung, endlich das das Höchste, das Uebermenschlich-Schöne, erreicht haben. Ja, häßlich ist vielleicht dieser magere Heilige mit dem großen bärtigen Kopfe, dem sich die gelbliche Haut stramm über die Knochen spannt, dem der Maler die schlotternden Glieder noch dazu in wunderlicher Verrenkung an den Marterpfahl gebunden hat, häßlich, und meinen Augen doch viel wohlgefälliger, als der mit flottem Pinsel auswendig hingemalte schwellende Jüngling eines uns und unserem Verständniß um dreihundert Jahre näheren Künstlers. Denn jenen ersten hat sein Meister keinem andern gestohlen, auch nicht aus einer an den Schätzen einer reichen Vergangenheit genährten Phantasie geschöpft, noch weniger ihn mit einer durch Vorgänger zur Vollendung gebrachten Technik, die ihm den Pinsel führte, die Farben auf seiner Palette mischte und den Schmelz darüber hauchte, auf die Leinwand geworfen! Er ist vielmehr eine mühsame, schmerzliche Geburt, über die doch, da „der Mensch endlich zur Welt geboren worden," die Freude rein und groß gewesen ist. Denn es ist ein Mensch; freilich nur das getreue Portrait eines geringen Handwerkers aus der Romagna, eines Webers oder Wagners oder Schuhflickers des vierzehnten Jahrhunderts, den der Meister nach langem Suchen sich ausersah, weil sein Angesicht den Ernst, die Milde, den unweltlichen, gleichsam in eine weite Ferne gerichteten Blick zeigte, der einem Heiligen wohl zu geziemen schien; an dessen armen magern Leibe, der aus dem Byzantinismus sich herausarbeitende Künstler mit Staunen das Spiel der lebendigen Muskeln, die natürlichen Bewegungen, neu entdeckte und, schüchtern noch, aber mit dem

Digitized by Google

beſcheiden ſtolzen Gefühl einer befreienden That, das alles ſo gut er konnte auf die Leinwand brachte. Dies iſt der Anfangs ſehr ſchmale Pfad, der zum Leben, jener andere, auf dem der Vater des ſchönen, ſchmachtenden, mit emaillirtem Fleiſch und leuchtendem Gewande glänzenden Sebaſtian des ſiebzehnten Jahrhunderts zu eigenem Behagen und unter dem Beifall der Meiſten wandelte, iſt der breite Weg, der zum Verderben in der Kunſt führt.

Und daneben, neben ſeinem doppelten Werthe als Zeugniß einer ganzen, die Keime neuen Lebens zu entwickeln beſtimmten Kunſtepoche und einer ächten liebevollen Künſtlerſeele, hat jener Heilige von der traurigen Geſtalt — freilich erſt im Verein mit Dutzenden ſeiner Brüder und Schweſtern — an uns die Miſſion, uns, unmittelbarer noch, als es die geſchriebene Ueberlieferung kann, eine Ahnung zu geben vom Leben der Menſchen im Mittelalter, von der Art, wie ſie ſich kleideten — wovon dieſer ſpeciell freilich wenig zu berichten vermag — wie ſie gingen, wie ſie lebten, wie ſie ausſahen und welche Miene und Haltung ſie für die feierlichſte und würdigſte hielten, ja, wie es ihnen im innerſten Herzen eigentlich zu Muthe war. Nicht allzu leicht und froh, ſollte man denken, ſelbſt nicht im glücklichen Italien. Mühſam und unter vielen Wehen arbeiteten ſie ſich heraus aus dunkeln Uebergangszeiten, in denen Barbarei und Uebercultur widerlich ſich miſchten. Schwer lagen Gewalt und Recht des Stärkern wie des Klügern auf dem armen Volke; heitern menſchlichen Lebensgenuß kannten nur die wenigen. Es ſollte beſſer werden und es iſt beſſer geworden, und dann haben auch jene ernſten, oft ſchwärmeriſchen und das Heil, was ihnen die Erde nicht bot, jenſeits ſuchenden Phyſiognomien ſich nach und nach in behäbige, tüchtig und beſtimmt vor ſich hinblickende Geſichter verwandelt.

Das alles ſagt uns dieſer armſelige Sebaſtian mit den verzeichneten Armen und Beinen; ſollte aber der mich etwa gütig Begleitende ſich beklagen, es werde ihm zugemuthet, allzu viel aus einem einzigen Bilde herauszuleſen, ſo möge er ſich ausruhen, während wir an einem halben Dutzend rieſiger, von oben bis unten mit bauſchenden Gewändern, derben Gliedern, Glorien und indifferenten Geſichtern bemalter Leinwandſtücken innerlich frei und unberührt vorüber ſchreiten.

Es gehört zu den Bedingungen alles irdiſchen Daſeins, daß bei den geſundeſten Organismen der letzte Augenblick des Reifens auch der erſte des abwärts führenden Proceſſes, des Faulens, Welkens oder Verdorrens iſt. Die Kunſt, das heißt die jedesmalige Kunſt einer großen Epoche, in ihrer Entwickelung einem lebendigen Organismus wohl vergleichbar, unterliegt eben dieſem Geſetze. Hat ſie, um zu einem andern Bilde überzugehen, auf langſam aufwärts führendem Pfade den Kampf mit der Technik um Bewältigung ihres Stoffes, um die freie Handhabung ihrer Mittel, ſiegreich zu Ende ge-

Digitized by Google

führt, ſtellt ſie ſich dar auf der Höhe, hier oft nur durch ein, immer durch verhältnißmäßig wenige Individuen vertreten, ſteht das Kunſtwerk endlich beinahe göttlich da, hat es

Ausgeſtoßen jeden Zeugen
Menſchlicher Bedürftigkeit —;

dann iſt ein Mehr, ein Weiter nicht mehr möglich, dann geht es hinab mit derſelben Nothwendigkeit, welche auf jeden Tag die Dämmerung und Nacht folgen läßt.

Jahrhunderte lang ringt die bildende Kunſt mit dem Problem, welches ihr als ein Geſetz nach und nach klar wird, die Wahrheit mit der Schönheit und Würde, oder ſagen wir das Individuelle mit dem Typiſchen, das irdiſch Bedingte mit dem Idealen, Abſoluten, das Menſchliche mit dem Göttlichen zu vereinen. Sobald ihr dies, in den höchſten Leiſtungen der größten Künſtler, endlich gelungen iſt, ſchleicht ſich ſofort das Unheil ein. Jetzt ſind die vollkommenen Typen da, jetzt geht es dem Bildner mit ſeinen Stoffen, wie dem Dichter mit einer Sprache, die „für ihn redet und denkt," in der es ſchwer iſt, original zu ſein. Jetzt wird abgeſchrieben; es entſtehen Bildwerke, die an und für ſich betrachtet den zweihundert Jahre jüngern Geſchwiſtern der werdenden Periode, der aufwärts führenden Straße des Berges, durch das in ihnen entfaltete Können überlegen ſind, wie der Mann dem Kinde überlegen iſt. Aber wie unintereſſant ſind zugleich ihre Phyſiognomien, wie langweilig iſt ihr Ausgewachſenſein! ſie ſtehen zurück hinter jenen wie die reife Mittelmäßigkeit hinter der alles verſprechenden, alles ahnen laſſenden Knospe des Genius. Innerhalb des Kreiſes von Gegenſtänden, von dem wir hier insbeſondere reden, des chriſtlich-mythologiſchen, begegnet man jetzt nur noch Bekanntem, ſchon oft Geſehenem, von der Auffaſſung des Vorwurfes zu der Zeichnung, den Stellungen, dem Ausdruck der Geſichter, ja dem Wurf der Gewandungen ſogar. Die Technik hat, wenn nicht gerade vorwärts, ſo doch ſeitwärts, ſich vielleicht noch eine Weile fortentwickelt, über ein weiteres Gebiet ſich verbreitet, einzelne Virtuoſitäten in ſich ausgebildet; für den „Kenner" iſt hier alſo noch Freude zu finden, für unſereinen nicht mehr.

Gehen wir langſam weiter, den Schritt gerne hemmend, wenn uns hier, zwiſchen dem fatalen Zierrath papierner Roſen und unter dem ganz leidigen Schmucke eines vergoldeten Barokbaldachins hervor der Chriſtus eines gebräunten Altarbildes wie aus dem Dunkel ferner Jahrhunderte wehmüthig anblickt, oder dort, durch die davor brennende „ewige" Lampe halb beleuchtet und halb beſchattet, in typiſcher ſtarrer Todesruhe auf ſeiner ſteinernen Bahre lang und hager hingeſtreckt, ein vornehmer Biſchof und Stifter uns ſtumm beredt ſechshundert Jahre zurückverſetzt in die Zeit ſeines kampfbewegten Lebens, dem das trotzige und doch klug berechnete Anhangen an die Hohen-

Digitized by Google

ſtaufenkaiſer mancherlei Wechſelfälle geſchaffen hat. Daß dieſe ſechshundert Jahre nicht hingereicht haben, um das Loſungswort „Hie Papſt! — Hie Kaiſer!“ zu verdrängen und ein anderes an ſeine Stelle zu ſetzen, dieſer Gedanke, dem Zuge folgend, welchen unſer ganzes Empfinden genommen hat, dient nur dazu, uns unſern feſten Zuſammenhang, die unzerreißbare Zuſammengehörigkeit mit den vergangenen Geſchlechtern, unſer Gewordenſein aus ihnen lebhafter fühlen zu laſſen.

Wir haben nun das Querſchiff erreicht; auf einigen Stufen gelangen wir zu der einen daſſelbe auf der Seite abſchließenden Capelle in die Höhe. Hier ſiehts etwas vernachläſſigt aus; der ſchmuckloſe Altar von wurmzerfreſſenem Holze ſcheint ſich nicht allzuviel andächtiger Gunſt und geringen Beſuches nur zu erfreuen. In der Ecke ſtehen zerſtoßene Candelaber und anderes außer Gebrauch geſetztes Geräth, und die wenigen Betſtühle genügen vollkommen für das Bedürfniß der einzelnen Kirchenbeſucher, die zum Verrichten ihrer Andacht, oft aber, wie es ſcheint, nur zum Genuſſe ſtiller Beſchaulichkeit, die allmählich in Schlummer übergeht, gerade dieſe Capelle wählen.

Und hier, an dieſem wenig anmuthigen Orte, feierlich ſtimmend vielleicht nur noch durch das Pathos der Vereinſamung und Verlaſſenheit einſtiger Größe, welches darin waltet, thront eine Himmelskönigin, wahrlich mit nichten die geringſte unter den Majeſtäten ihrer Epoche, ſondern der größten Eine, die wunderbare Madonna des Cimabue!

In übermenſchlichem Maße der Geſtalt ſitzt ſie mit dem Kinde im Schooße da; die mächtig geſchwungene Linie des ſchleierumhüllten großen Hauptes zeichnet ſich ſcharf gegen den goldenen Grund ab. Die erhabenſte, ruhigſte Würde waltet in den doch nicht unbelebten Bewegungen; nicht handelnd iſt ſie dargeſtellt, nicht irdiſch ſich bethätigend, ſondern durch ihr bloßes Daſein Erbauung, Erhebung, Troſt und Hoffnung ſpendend.

Wir leſen, dies Bild habe bei den Zeitgenoſſen einen ſolchen Enthuſiasmus hervorgerufen, daß es nach ſeiner Vollendung unter dem Schalle von Pauken und Trompeten in feſtlichem Zuge vom Hauſe des Malers zu der Kirche, die es zieren ſollte, geführt worden ſei. Iſt es möglich, ſich ein Kunſtwerk vorzuſtellen, um deſſentwillen die — nun, ſagen wir die Berliner von heutzutage ſo viel thun würden, wie jene Florentiner vom Jahre 1270? Beherrſcht die Kunſt jetzt irgend einen Kreis von Gegenſtänden, der mit dem Denken und Fühlen, Leben und Weben der Völker ſo innig verwachſen, ſo natürlich aus demſelben hervorgegangen wäre, daß vollendete Darſtellungen aus demſelben mächtig wie eine Erſcheinung von Oben die tauſendköpfige Menge gleichſam zu einem Weſen zu vereinen und wie mit einem elektriſchen Strome einen Gedanken, ein Gefühl gleichzeitig durch die Sinne aller zu leiten vermöchte (wie es jetzt noch zuweilen mit Eingebungen wüſter Grauſamkeit

Digitized by Google

in revolutionären Volkshaufen geſchieht)? Iſt die Kunſt überhaupt einer nur irgendwie ähnlichen Einwirkung auf die Bevölkerungen noch fähig?

Sollten dieſen Fragen mit Nein beantwortet werden, ſo dürfen wir die Urſachen des anders gerichteten Einfluſſes der Künſte nicht etwa in den Künſtlern, wenigſtens nicht in ihnen allein oder auch nur hauptſächlich ſuchen wollen; wir würden viel tiefer nach ihnen graben müſſen. Laſſen wir ſie, aber glücklich preiſen dürfen wir wohl diejenigen, denen es gegeben war, indem ſie den edelſten Theil ihres Lebens, ihr Beſtes, was ſie in ſich trugen, geſtaltend außer ſich hinſtellten, zugleich dem Sehnen und dem Verehren ihres ganzen (freilich auf eine Stadtgemeinde beſchränkten) Volkes Ausdruck zu verleihen; nur ſeine Dolmetſcher zu ſein, ihm zu zeigen, was es an idealen Schätzen in ſich beſaß, und — etwas ſpäter dann — ihm zurückzuerſtatten, was ſie von ihm hatten, indem ſie ihm ſein eigenes Daſein erhöht und verklärt im Bilde fixirten. Ihre Miſſion iſt freilich eine, bei der das Bedürfniß nach ſubjectivem Sichausſtrömen wenig Befriedigung gefunden hätte; inſofern einigermaßen ähnlich der jener Bewahrer der nationalen Heldenſage eines Volkes, die nur ſangen und ſagten, was alle wußten und um ſo lieber hörten, je öfter ſie es gehört hatten.

Mühſam löſen wir uns endlich aus dem Banne dieſes mächtigen Denkmals der Gothik; wir laſſen es hinter uns in Schatten und Einſamkeit, aber nur, um alsbald in einen anderen, freilich lichtern und holdern, Zauberkreis zu treten.

Hinter dem Hauptaltare wölbt ſich der Chor, durch Vorhänge vom Kirchenraume abgetrennt. Niemand wehrt uns, hindurchzuſchlüpfen in den geſonderten Bereich, der ſo viel Schönes birgt, daß er in einem kunſtärmern Lande ein Wallfahrtsort für Tauſende von modernen Pilgern werden würde. Kaum daß wir den prächtigen Chorſtühlen einen Blick gönnen, in deren letzter Reihe wir ein Plätzchen ſuchen, um mit einiger Bequemlichkeit für das Auge vor den Fresken der gegenüberliegenden Wand nun unſere proteſtantiſche Andacht verrichten zu können. Nach wenigen Augenblicken ſchon findet man ſich im glücklichſten Behagen; unwillkürlich tritt das Lächeln auf die Lippe. Hier hat, begünſtigt von einem anmuthigen Gegenſtande, unterſtützt von dem beſten Können der Zeit, in welcher dieſe Werke entſtanden, ſubjectiv-liebenswürdige Auffaſſung und köſtliche Naivetät Platz gefunden. Ghirlandajo iſts, der uns das Leben der Maria erzählt, und der es nicht für Raub am Höchſten geachtet hat, uns bei einigen ſeiner Vorgänge mit treuherziger Miene hineinzuführen in die Bürgerhäuſer ſeiner Zeit, uns hier ein treues eheliches Zuſammenleben, dort — ſchalkhaften Ernſtes — die wichtigthuende, emſige Geſchäftigkeit des Weibervolkes in der Wochenſtube belauſchen zu laſſen. Einen ganz eigenen Reiz erhält die Darſtellung von Scenen wie die zuletzt angedeutete

dadurch, daß das Bewußtsein, er habe hier die in ihrer irdischen Beschränktheit doppelt rührenden Anfänge eines reinen und heiligen Lebens, keines in Sünde und Weltlichkeit sich verlierenden, vor sich, ganz ohne Absichtlichkeit, ohne jede allegorische Zuthat, im Beschauer erhalten wird.

Das Leben der Maria ist einer jener Vorwürfe, bei dem wir die Künstler der classischen Periode in Italien nicht zu beklagen haben, weil sie mit ihren Stoffen noch an die christliche Legende gebunden waren, wie sie sich denn überhaupt meist dergestalt aus der Affaire zogen, daß wir in das Bedauern über ihre Beschränkung auf das möglichst Unmalerische einzustimmen uns bis jetzt nicht bewogen fühlen. Und der Künstler, welcher hier das Häuslicheinfache und Liebliche, das wesentlich Weibliche, schildert, durfte in anderen Heiligengeschichten ganz andere Geister walten lassen.

Wir haben für jetzt unseren Rundgang beendet und werden mit froher Verwunderung unseres überreichen Gewinnes inne. Glaubten wir vorher uns resigniren, uns einer fremden, eng begränzten Verstellungsweise mühsam anbequemen, den endlichen Genuß durch ein mannichfaches Verzichten erkaufen zu müssen, so sind wir dagegen, statt in ein klösterliches ängstliches Dunkel, in eine weite reiche Welt hineingeführt worden. Wir verstehen es mit einem Male, das schöne offenbare Geheimniß, daß die Kunst in den christlich religiösen Kreis, den man ihr angewiesen hatte, das ganze Gebiet auch des irdischen Daseins, jeden Reiz, der das Leben schmückt, alle die Gegensätze, welche ihm sein Pathos verleihen, hineingezogen hat. Frauenschönheit und männliche Kraft, die Unschuld und Holdseligkeit der Kindheit, Kriegertrotz, Fürstenwürde und Tyrannenübermuth, das alltägliche Leben mit seinen kleinen Beschäftigungen, Spiele, Tafelgenüsse sogar — dann wieder Armuth, Krankheit und Tod und die Seelenstärke, die das alles überwindet, mächtige Sinnlichkeit und asketisches Ertödten des Fleisches; die Resultate der Wissenschaft und die geistbezwingende Macht der Dichtung — das alles, alles, das ganze volle Leben dreier Jahrhunderte, hat in dem oft als zu klein beklagten Kreise christlicher Mythologie durch die bildende Kunst seinen Ausdruck gefunden, ein gewaltiges Stück Weltgeschichte, Kunstgeschichte, Culturgeschichte halten die Mauern der — Kirchen umschlossen.

Wem es darinnen immer noch zu enge vorkommt, wer nicht hinauskann über seinen Widerwillen gegen die Form, in der eine so reiche Offenbarung uns vergönnt worden ist, den dürfen wir in unserem Sinn wohl einiger Ungenügsamkeit zeihen.

Denn wenn wir nun zu dem Ausgangspuncte unserer Betrachtungen zurückkehren und, nach der Analogie Gottfried Kellers, fragen, welche Ideen bei dem etwaigen Nichtvorhandensein der religiösen Sphäre den Künstler hätten zwingen sollen, allen Reichthum des innern wie des äußern Lebens in ihrem

Dienste zu verwenden, so geht es uns wie ihm, „es will uns nichts vernünftiges einfallen, nichts, was nicht bei näherer Betrachtung thöricht und gemacht" erscheinen müßte.

Frisch und munter sind diejenigen, welche sich an aller Religion, auch der des Heidenthums, ärgern, bei der Hand, uns als Substitut für die ihnen unangenehme Befriedigung eines der ganzen Menschheit innewohnenden Bedürfnisses mancherlei, vor allem aber Steigerung und Pflege des Nationalgefühls vorzuschlagen. Jenes eben erwähnte Bedürfniß scheint uns immer auf ein Wesentliches, Allgemeines, ein über den einzelnen Menschenschicksalen Stehendes und viele derselben — in ihrer Besonderheit sehr unbefriedigend — zu einem vernünftigen Ganzen Verbindendes gerichtet zu sein, welches Ganze, welche Idee dann, rückwirkend auf die Betrachtung wenigstens der Loose der Einzelnen, dieselben begreiflich erscheinen läßt. Gut, meinen jene, so möge sich der Einzelne fühlen als Glied eines auch idealen Ganzen, des Staates, das heißt seiner Nation in ihrer festen socialen Gliederung. Dies sei die Idee, welche ihn über sich erhebe, welche in ihm wirke zur Erzeugung des Opfermuthes, der Selbstverleugnung, der fleckenlosen Ehrenhaftigkeit — aller jenen Tugenden, die das Christenthum z. B. nicht anders als durch den wesentlich unmoralischen Stimulus der Aussicht auf Belohnung im Jenseits zu befördern weiß! Dies sei die Idee, welche auch den Künsten Nahrung gebe. Innerhalb derselben hätten sie sich von jeher bethätigen sollen! Die Architektur, welche in der Aufgabe, gewaltige Räume für eine versammelte Menge zu überwölben, ihre höchsten Ziele zu erreichen vermag, sie hätte durch weite, edle bauliche Anordnungen nicht jene fingirten Heiligthümer, sondern die weit heiligeren Stätten einschließen sollen, auf welchen zum Wohle der Gemeinde, zum Schutze des Einzelnen berathen, beschlossen, geurtheilt wurde. Hier hätte auch der Maler die großen Flächen gefunden, welche er beleben mochte, nicht mit den Geschichten jener Betrüger oder Thoren, die, wirklich oder zum Schein, den Angelpunct der moralischen Welt hinaus verlegten aus diesem Leben in ein eingebildetes Reich, in dessen Hierarchie sie mit unverhohlenem Ehrgeiz nach den höchsten Plätzen strebten, so daß all ihr Thun und Ertragen mit klarem Menschenblick betrachtet widerlich schief und peinlich verzerrt erscheinen muß, nicht mit den unerquicklichen Leiden dieser, sondern mit den Thaten der großen Söhne ihres Landes, und sie hätten sich nicht beklagen dürfen über Vorwürfe, in denen das Individuelle wie das Allgemeine, das Genrehafte für den, der Neigung dazu trug, wie das Monumentale für den Höhergesinnten, gern mit großen Typen Verkehrenden, zum Ausdruck kommen mochte.

Und was können wir solchen entgegnen? Vielleicht zunächst das Wort Kellers, daß sich nun einmal, was die großen Culturerscheinungen in der Ge-

Digitized by Google

ſchichte unſeres Geſchlechts betrifft, nichts „machen" laſſe, daß hier in ganz beſonderem Umfange der Spruch gelten müſſe: was da iſt, was ein ausgeprägtes, vielverzweigtes und impoſantes Daſein zeigt, hat eo ipso ein Recht, zu ſein; daß es uns als eine Bemühung von ſehr zweifelhaftem Werthe erſcheine, durch Gedankenproceſſe, vielleicht auch nur einer vorübergehenden Culturepoche eigenthümlich, rückwärts wirkend große geiſtige Lebenskreiſe zerſetzen und ihren Mangel an Berechtigung demonſtriren zu wollen. Wir bekennen uns zu einer tiefgewurzelten Achtung vor dem Beſtehenden, dem, was lange beſtanden hat oder auch einſt mit beſonderer Energie, wenn wir ſo ſagen dürfen, beſtand; und dieſe Achtung iſt weiter nichts als die nothgedrungene Anerkennung der nun und nimmermehr wegzuſtreitenden und ſtets fortwirkenden Bedingungen, unter denen die irdiſchen Verhältniſſe ſich von jeher entfalten mußten, ſich noch fortwährend ſo wie ſie thun entfalten müſſen und ſich in Zukunft mit derſelben unbezwinglichen Nothwendigkeit entfalten werden.

Es würde zu weit führen und nicht hierher gehören, die Freiheit, welche innerhalb dieſer Nothwendigkeit das Individuum genießt, nachweiſen zu wollen. Doch ſcheint ſich uns dieſe Freiheit allerdings nicht ſoweit zu erſtrecken, daß ſie dem Intellect Einzelner geſtattete, Kunſtformen auszudenken, in denen ſich ihrer Meinung nach der Geſtaltungstrieb ganzer Epochen hätte äußern ſollen. Einmal iſt der Intellect nicht das Gebiet der Kunſtſchöpfungen, und dann gilt hier, in dieſem Bereiche, for once das Geſetz der Majoritäten. Dadurch, daß zu einer gewiſſen Zeit mannichfaltige Bedingungen in vielen ſchöpferiſchen Ingenien zuſammenwirkend dieſelben zu Hervorbringungen einer und derſelben Art nöthigten, nehmen dieſe den Charakter und die Berechtigung von Naturerſcheinungen an. Als ſolche wollen ſie betrachtet ſein, wobei ſelbſtverſtändlich für den Beurtheiler noch Raum genug zu Lob oder Tadel, zur Abneigung oder Vorliebe bleibt. Von künſtlich erzeugten Gebilden indeſſen, von Früchten aus einem mühſam und abſichtlich präparirten Erdreich erwachſen, von Reflexionsproducten, pflegen ſie ſich ihrem ganzen Weſen nach durchaus zu unterſcheiden.

Man iſt freigebig mit dem Bedauern jener Maler der italieniſchen Renaiſſance, welche, da ſie faſt nichts als Kirchen und Capellen zu ſchmücken hatten, auf die Darſtellung langweiliger oder ſchrecklicher Scenen, auf Wunder und Martyrien, beinahe ganz beſchränkt waren. Sehen wir von der Betrachtung ab, ob die Schickſale der zu verherrlichenden erſten Männer einer Nation, der Entdecker, Erfinder und Reformatoren, den Stoff zu etwas weſentlich Anderem als zu Märtyrergeſchichten bieten würden. Es erwachſen aus der erwünſchten Richtung der Kunſt auf das wirkliche Leben ja ſo zahlreiche Vorwürfe. Wie beneidenswerth zum Beiſpiel der Maler, welcher die bedeutſamſten Acte in der Geſchichte ſeines Volkes zu commemoriren hätte —

Digitized by Google

ſagen wir den Moment des Beſchwörens der Verfaſſungsurkunde durch den Fürſten — und zwar al fresco, auf der großen Wand eines Parlamentsgebäudes. Welche Charakteriſtik könnte er nicht entfalten in den Köpfen der unerſchrockenen Vertreter der Rechte ihres Volkes, von denen ein jeder erwarten würde, ſich portraitirt und verewigt zu finden; alle in ganzer Länge und in der eminent feierlichen Tracht des ſchwarzen Fracks und ebenſolcher Beinkleider, nebſt weißer Halsbinde, ſich darſtellend, denn die Verſuchung, nach Art der Barokzeit ſeine ganze Verſammlung in römiſche Senatoren und Ritter, wohl drapirt in die Toga, oder mit kräftig modellirten Knieen und musculöſen Armen zu verwandeln, tritt an das über ſolchen Anachronismen ſtehende moderne Genie nicht heran. Wie künſtleriſch kann nicht der Einzug eines ſiegreichen Heeres als Relief behandelt werden! Es iſt gewiß nur unſere Schuld, wenn ein ſolches uns mit ſonderbaren Reminiscenzen an den Bilderſchmuck ägyptiſcher Grabkammern plagt; wenn die typiſche Verwendung des ausſchreitenden Kriegers im Profil, nach hinten perſpectiviſch vervielfältigt, uns zu lehren ſcheint, daß Jahrtauſende nicht genügen, eine unlösbare Aufgabe löſen zu laſſen. Unſere Schuld auch, wenn es uns bedünken will, als ſei bei jenem beliebten Motiv des Abſchiedes ausziehender Regimenter die genrehafte Behandlung der daraus ſich ergebenden Scenen von einer Eintönigkeit nicht frei geblieben, die gegen diejenige, in welche die Maler der kirchlichen Legende bei ihren beſtändigen Wiederholungen deſſelben Gegenſtandes zuweilen verfielen, kein weſentlicher Fortſchritt erſcheint.

Aus der ſchon von uns bekannten beſchränkten und veralteten Anſchauungsweiſe ergiebt ſich für uns die Ueberzeugung, daß ohne die Exiſtenz der Religionen, des wirklichen, allgemein verbreiteten Glaubens an das bewußte Ueberſinnliche, ſei es im griechiſchen Heidenthum, ſei es im chriſtlichen Mittelalter und der daſſelbe abſchließenden Renaiſſanceperiode, die bildenden Künſte ihre höchſte Höhe nimmermehr hätten erreichen können. Nur dieſer Glaube, ſo ſcheint es uns, konnte ihnen die Aufgabe ſtellen, in deren Löſung ſie jene Höhe erſt erreichten, die Aufgabe der ſchon oben erwähnten harmoniſchen Verſchmelzung des Individuellen mit dem Abſoluten, des höchſt Wahren mit dem höchſt Schönen, des nach allen Einzelheiten der Natur Abgelauſchten, in ſeiner Geſammtheit doch Uebermenſchlichen, wie es uns zum Beiſpiel im Antlitz des olympiſchen Zeus ſich offenbart.

Die Frage, ob Phidias an ſeinen Zeus, Raphael an ſeine Madonnen denn geglaubt habe, iſt hier eine müßige. Ohne die Zeusidee, ohne die Idee der zwiſchen Himmel und Erde wunderſam als Vermittlerin webenden chriſtlichen Göttin hätten beide Künſtler die Aufgabe, in deren Löſung ihre ganze überreiche künſtleriſche Perſönlichkeit ſich entfalten konnte, ja nicht vorgefunden — und es iſt ſchwer zu ſagen, welche andere dazu hingereicht haben würde.

Digitized by Google

Die Kunst besitzt heutzutage kein ähnliches Object; sie hat entweder das wirkliche Leben, welches Idealisirung nicht verlangt und nicht leicht duldet, oder unerquickliche Allegorien darzustellen, und ob der Genius der Wahrheit oder die Personification der Freiheit als Virago mit der phrygischen Mütze dem schaffenden Künstler all das sein können, was ihm die ehemals im Bewußtsein der Menschheit wirklich existirenden und wirkenden göttlichen Personen, die Verkörperungen aller Güte, Größe und geistigen Schönheit sein konnten, diese Frage bleibe andern zur Erörterung überlassen.

Gleicherweise mögen es Personen von einer productiveren und hoffnungsreicheren Einbildungskraft, als es die unsere ist, unternehmen, im Geiste die Hallen zu construiren, welche die so überflüssigen Kirchen und Tempel von jeher hätten ersetzen sollen und den künftigen glücklichern Geschlechtern ersetzen werden. Sie mögen, indem sie den Bedürfnissen der Architectur nach räumlich gewaltigen und monumental zu behandelnden Objecten die liberalsten Concessionen machen, die Parlamentssäle zu einer Höhe und Weite anschwellen, welche kleinliche und den Rheumatismus fürchtende Abgeordnetengemüther zu unpatriotischen Besorgnissen betreffs der Heizung derselben während der in Deutschland vorherrschenden kälteren Jahreszeit hinreißen könnte! Sie mögen Museen mit der äußern Schale antiker Tempel und Oberappellationsgerichtshöfe mit dem Gehäuse gothischer Dome umkleiden — da man leider von den wesenlos gewordenen Formen durchgelebter Culturepochen so lange nicht los kann — oder sie mögen neuen Bedürfnissen neuen und bis jetzt unerhörten baulichen Ausdruck ersinnen, Formen aus ihrem moralischen Bewußtsein heraus entwickeln, — wir wollen sie in solcher Beschäftigung nicht stören.

Ohne ihnen oder irgend Jemandem zu nahe treten zu wollen freuen wir uns, daß es der bildenden Kunst in der Zeit ihrer Vollkraft vergönnt gewesen ist, unbekümmert um irdische Größen- und Nützlichkeitsverhältnisse hineinzuwachsen in das unbegrenzte Reich des Jenseits, des Uebersinnlichen, daß der dem Menschen innewohnende neuerdings unerklärlich gewordene Trieb über sich hinaus auch in schöner Form sich ausleben durfte, indem er Dome (von sehr überflüssiger Höhe) wölbte und den Wunderbau flammengleich aufstrebender Thürme fügte zum Zeugniß der einstigen Herrschaft einer Idee, der sich an weltbewegender Macht doch keine andere vergleichen kann. Freuen wir uns über jene zweimalige günstige Constellation, die Zeit der Blüthe des Griechenthums und der italienischen Renaissance, in welchen beiden die Periode höchsten künstlerischen Gestaltungsvermögens mit derjenigen, in der die genialsten Naturen an die Existenz des Göttlichen als die Potenzirung aller irdischen, körperlichen und geistigen Vollkommenheit, noch glauben durften, zusammentraf.

Digitized by Google

Die Eisenbahnfrage in Italien.

Die Frage des Ankaufs der Eisenbahnen durch den Staat steht in Italien schon seit mehreren Jahren auf der Tagesordnung. Der Gedanke dagegen, dem Staate auch die Verwaltung zu übertragen, ist ganz neuen Datums.

Seit dem November vorigen Jahres schienen die italienischen Minister den Gedanken eines allmähligen Ueberganges aufgegeben zu haben. Es wurde die Basler Convention abgeschlossen; und dabei sollte es nicht stehen bleiben. Es hieß, daß nicht mehr theilweiser, sondern totaler Ankauf beabsichtigt werde; und der Staat sollte nicht mehr versuchsweise mit der Verwaltung einiger Bahnen anfangen, sondern auf einmal alleiniger Verwalter des ganzen italienischen Netzes werden. Bald zeigten auch die Thatsachen, daß man auf dem mit der Basler Convention betretenen Wege rücksichtslos vorzugehen entschlossen war, obwohl die Wogen der Opposition gegen die neue Volkswirthschaftspolitik, wie man es nannte, bereits hoch gingen. Es folgte der Ankauf der Meridionali, welcher bedeutende Geldopfer unvermeidlich machte, da die Gesellschaft, welche dieselben bisher verwaltete, sehr gute Geschäfte gemacht hatte. Der Staat wollte also Eigenthümer des ganzen italienischen Netzes sein.

Wodurch wurden die italienischen Minister zu einer so kühnen, ja radicalen Lösung der verwickelten Frage bewogen? Darüber giebt Spaventas Schrift: „Lo Stato e le Ferronie" willkommene Auskunft.

Es sind keineswegs blos militärische Gründe, welche den Ausschlag gegeben haben, obwohl die Bedeutung der uneingeschränkten Verfügung über die Alta Italia im Fall eines Krieges mit Frankreich oder Oesterreich keinem Zweifel unterliegt. Nein, es waren vorzugsweise Gesichtspuncte einer aufgeklärten Volkswirthschaftspolitik, welche das Ministerium Minghetti zu der Ueberzeugung leiteten, daß kein passenderer Eigenthümer und Verwalter für die Eisenbahnen gedacht werden könne, als der Staat selbst. Die Erwägung, daß alle anderen Beförderungsmittel unfähig sind, mit den Eisenbahnen zu concurriren, kurz, daß wir es hier mit einem Monopol zu thun haben, mußte zu demselben Schlusse führen wie die Einsicht, daß sich vom Staat die uneigennützigste Rücksichtnahme auf das Interesse des Publicums erwarten ließe. Ferner aber, wenn man einmal nothgedrungen zum Ankauf schreiten mußte, um ein für alle Mal der Wiederkehr eines unnatürlichen Verhältnisses vorzubeugen, wonach eine fremdländische Gesellschaft auf nationalem Boden ein unvergleichlich wichtiges Eigenthumsrecht ausüben kann; so schien die Trennung

Digitized by Google

des Betriebes von dem Ankauf andere Uebelstände nach sich zu ziehen, vielleicht das schlechteste System von allem zu sein. Denn während eine Eisenbahncompagnie als Eigenthümerin ein unwandelbares Interesse an der Verbesserung des Organismus, den sie besitzt, nehmen muß, in Aussicht auf einen immer größeren und zwar permanenten Gewinn, ändert sich das Verhältniß sofort, sobald ihr ein zeitweiliger Betrieb übertragen wird. In diesem Falle ist sie naturgemäß darauf angewiesen, einen möglichst großen „temporären" Profit zu erzielen, da sie sich den „permanenten" schlechthin versagt sieht. Solche und verwandte Gründe schienen Minghetti und Spaventa jeden Zweifel über die Zweckmäßigkeit der Eisenbahnverwaltung durch den Staat aufzuheben. Auch sind wir überzeugt, daß diese Ideen ihren Weg durch die Welt machen und unvermerkt auch den noch heute Widerstrebenden volle Zustimmung abnöthigen werden.

Wenn aber auf diese Weise theoretisch das Princip entschieden ist, so folgt daraus allerdings noch nicht, daß es in einem gegebenen Staat zu einem gegebenen Moment zur uneingeschränkten praktischen Anwendung kommen müsse. Indem die italienischen Minister mit einem Ruck in absoluter Unbeugsamkeit sämmtliche Eisenbahnen der Halbinsel durch den Staat ankaufen und in seine Verwaltung übergehen lassen wollten, gaben sie ihren principiellen Gegnern eine Waffe in die Hand, welche nicht nur ihren Plan scheitern, sondern ihr Verbleiben im Amt unmöglich machte. Die Kühnheit, mit der diese vielgeschmähten Consorti vorgingeu, ist in der That erstaunlich und bewundernswerth; denn sie mußten sich sagen, daß, falls sie die Annahme des Eisenbahngesetzes zu einer Cabinetsfrage machten, sie im Parlament außer den Anhängern der absoluten freien Concurrenz und den Feinden der Einmischung des Staates in die Privatindustrie, außer den politischen Gegnern und den Furchtsamen, die das finanzielle Gleichgewicht durch die neuen Conventionen gefährdet sahen — daß sie außer allen diesen Gruppen noch eine andere Macht zum Kampfe herausforderten, deren Ausdehnung und Stärke unberechenbar war. Auf diese Macht hatte schon Lowe vor einem Parlamentsausschuß (Report on the accidents on Railway. 1858) aufmerksam gemacht, indem er behauptete, daß die Eisenbahngesellschaften sehr stark seien und im Parlament auf zahlreiche Vertheidiger rechnen könnten. „Das Ministerium, welches sie im Zaume halten wollte, würde bald gestürzt werden." Wenn solches bereits für englische Verhältnisse gilt, wie viel mehr Bedeutung muß es für Italien haben, wo das Intriguenspiel weit größeren Raum hat. Dieser Kampf ist nun freilich Minghetti erspart geblieben, indem er früher fiel, als jener aufgenommen werden konnte. Dagegen hat er durch sein brüskes Vorgehen denjenigen unter seinen Widersachern, welche wirklich in die Schranken getreten sind, den Sieg außerordentlich erleichtert, so daß einem

Digitized by Google

an sich schwachen und wenig zahlreichen Feinde binnen kurzer Zeit von allen Seiten Verbündete zugeführt wurden, welche den Sturz des Ministeriums überraschend schnell herbeiführten, noch ehe die Schlacht begonnen war.

Mustert man nämlich die Reihen der Gegner des Eisenbahngesetzes, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß in keiner anderen Frage das Ministerium auf so wenig Widerstand zu rechnen hatte, wie in dieser, wenn sie mit Vorsicht behandelt wurde. Unter seinen politischen Gegnern, selbst unter den Meridionalen, befanden sich Viele, welche wenigstens dem Ankauf durch den Staat günstig waren und sich einem Compromiß in Betreff des Betriebes durch den Staat gerne anbequemt hätten, falls dadurch ein allmählicher Uebergang zur Verwaltung des ganzen italienischen Netzes garantirt wurde. Die geringe Anzahl der widerstrebenden Toscaner dagegen hätte, obwohl einige ihrer Häupter einer besonderen Autorität genossen, nie so schwer ins Gewicht fallen können, wenn man nicht zu absolut unversöhnlich vorgegangen wäre und statt einer allmählichen gradweisen Lösung der Frage eine plötzliche unbedingte verlangt hätte. Ja die Argumente selbst, welche die Toscaner gegen die Ausdehnung der Gewalt des Staates ins Feld führten, verlieren, näher betrachtet, an Ueberzeugungskraft, sobald sie einer Frage von so hervorragendem öffentlichen Interesse, wie der Verwaltung der Eisenbahnen, gegenüberstehen. Sicherlich darf der Thätigkeit und dem Unternehmungsgeist der Privaten kein unnöthiges Hinderniß in den Weg gelegt werden, zumal nicht in einem Lande wie Italien, wo es ohnehin an Initiative und industriellem Muth mangelt. Einerseits aber hat nicht nur das Publicum, sondern die Industrien selbst haben alle insgesammt ein wesentliches Interesse an dem möglichst sicheren und humanen Betriebe der Eisenbahnen, so daß eine gewisse Einbuße an Gewinn um des höheren Zweckes willen wohl erträglich wäre. Andererseits bleibt die Probe doch noch abzuwarten, ob der Staat durch Uebernahme der Eisenbahnverwaltung die Erwerbsthätigkeit der Privaten erheblich beschränken würde. Der Vergleich darf hier eigentlich nur zwischen den Eisenbahngesellschaften und dem Staat gezogen werden, denn beide müssen für ihren Zweck denselben Mechanismus in Bewegung setzen.

Die weitere Frage wäre, ob die großen Capitalien, welche von den Actionären angehäuft sind, der Industrie wieder zugeführt werden? oder ob nicht der Staat besser als irgend Einer im Stande ist, die industrielle Thätigkeit zu ermuthigen? Adam Smith, dessen Namen die Toscaner auf ihren Schild geschrieben haben, hatte ohne Zweifel eine große Abneigung gegen die Einmischung des Staates in die Privatthätigkeit und fürchtete mehr als billig die Uebergriffe der Staatsmänner; aber er war ein viel zu reicher und tief angelegter Geist, um ein einmal angenommenes Princip mit verknöcherter Consequenz walten zu lassen. Bekanntlich ist sein Werk reich an Verletzungen

Digitized by Google

des Grundsatzes, daß der Verkehr sich selbst überlassen werden müsse. Schlägt er doch sogar vor, der Staat solle für den Unterricht der Kinder der arbeitenden Classen sorgen und den Zugang zu Gewerbsberufen von Prüfungen abhängig machen? Wäre es danach so undenkbar, daß der große Begründer der politischen Oekonomie selbst, wenn ihm die mit der Verwaltung der Eisenbahnen durch Gesellschaften gemachten Erfahrungen vorgelegen hätten, sich für den Betrieb durch den Staat entschieden hätte? Sicherlich würde er nicht die besonderen Verhältnisse des in Frage kommenden Staates aus den Augen verloren, namentlich nicht unberücksichtigt gelassen haben, daß in Italien die großen Capitalien für die Industrie gewohnheitsmäßig unfruchtbar bleiben.

Das zweite Hauptargument, welches die Decentralisationspartei gegen den Regierungsplan in der Eisenbahnfrage vorzubringen pflegte, ist nahebei betrachtet, ebensowenig stichhaltig. Man pflegte einzuwenden, daß ein solches Beamtenheer, wie es durch den Eisenbahnbetrieb in die Hände des Staates gelegt würde, unter Umständen zu einem gefährlichen Mißbrauch führen könne. Eine Befürchtung, welche ohne Zweifel begründet wäre, wenn es sich um eine Regierung handelte, die absichtlich auf die Demoralisation ihrer Untergebenen hinarbeitet, oder bei öffentlichen Wahlen ihren Einfluß durch unerlaubte Mittel geltend zu machen sucht. Warum sollte man aber nicht auch in Italien eine Regierung für möglich halten, welche vermittelst ihrer Beamten eine moralisirende Wirkung ausübte, wie das Heer es hier zu Lande anerkannter Maßen und zwar schon seit längerer Zeit thut? Gewiß wäre dies sehr zu wünschen, denn mag man auch von der natürlichen Begabung und der Entwickelungsfähigkeit der Italiener noch so hoch denken, so kann man doch der Ansicht sein, daß sie ihrer großen Majorität nach, namentlich diejenigen, welche den Süden bewohnen, der Erziehung sehr bedürftig sind.

Die Hast und Rücksichtslosigkeit der früheren Minister hatten den Argumenten der Gegner eine Bedeutung verliehen, die ihnen, an und für sich betrachtet, gar nicht zukam, und zugleich hat das Verfahren derselben ihre principiellen Anhänger stutzig gemacht. Indem sie auf einmal einer Theorie zu Liebe, ohne die partielle Probe und die Lehren der Erfahrung abzuwarten, alle italienischen Eisenbahnen verwalten wollten, wurde das Mißtrauen gegen jene an französische Vorgänge erinnernde Centralisirungssucht, welche Bonghi im Unterrichtswesen und Vigliani in der Gerichtsorganisation erweckt hatten, reger als je. Und was die Beamtenfrage betrifft, so erschien sie in Folge des vom vorigen Ministerium beliebten Verfahrens in einem ganz besonderen Licht. Wie dieses nämlich sein Verhältniß zu den Beamten auffaßte und wie es für sie zu sorgen bedacht war, dafür liegen ausreichende Belege und auch Bekenntnisse vor. Die italienischen Beamten werden im Allgemeinen so schlecht besoldet, daß von den meisten wahre Freudigkeit an ihrem Beruf nicht

Digitized by Google

zu erwarten ist und es nicht verwundern darf, wenn sie andere Erwerbszweige, die ihnen Unabhängigkeit vom Staat sichern, aufsuchen. Man würde aber irren, wenn man diese Erscheinung allein oder auch nur vorzugsweise von der Kärglichkeit der finanziellen Mittel herleiten wollte. Es war vielmehr zu einer Art von Regierungsprincip geworden, möglichst viele und schlecht bezahlte Beamte zu halten, mit der ausgesprochenen Tendenz, „das Reich der Mittelmäßigkeit vorwalten zu lassen". Diese ipsissima verba, von Marselli in seinen „Rivoluzione parlamentare del Marzo 1876" citirt, rühren von einem Minister her. Und was speciell die Eisenbahnfrage im Zusammenhang mit dem eben angedeuteten Abusus betrifft, so hat Spaventa selbst in seiner Schrift: „Lo Stato e le Ferronie" eingestanden, daß das Nebeneinander von Staats- und Privateisenbahnen in Italien hauptsächlich deshalb unzweckmäßig sei, weil in solchem Fall die guten Beamten vorziehen würden, in den Dienst von Privatgesellschaften zu treten, statt eine unzureichende Besoldung vom Staat zu beziehen. Als ob es sich ganz von selbst verstände, daß der italienische Staat seine Beamten schlecht bezahlen müßte!

Da man aber nun einmal nach dieser Richtung hin auf der schiefen Ebene zu weit fortgeschritten war, ist es leicht begreiflich, daß selbst unter denen, welche die Eisenbahnpolitik des Ministeriums billigten, Viele bedenklich wurden und meinten, sie dürften ihre Zustimmung zu einer Maßregel nicht geben, welche einige Tausend Beamte mehr in die Hände der Regierung überlieferte, ehe diese gezeigt hatte, daß sie so viel tüchtige Kräfte vor der Verkümmerung zu schützen verstände.

Minghetti und seine Collegen unterschätzten, wie es Machthaber in solchen Fällen in der Regel zu thun pflegen die Bedeutung und Ausdehnung der Mißstimmung, die sich allmählich und unvermerkt auch unter ihren Anhängern verbreitete. Es kam noch dazu, daß, um auch den Vertrag mit Oesterreich und den Meridionali als weitere faits accomplis vorlegen zu können, die Einberufung der Kammer gegen den Willen derselben um fast zwei Monate verzögert worden war. Auch hierin erblickte man ein eigenmächtiges gewaltsames Verfahren, welches darauf berechnet schien, die Zustimmung der Abgeordneten zu einem großen hinter ihrem Rücken und theilweise ohne ihr Wissen combinirten Plan zu erzwingen. Mag nun aber immerhin der Sturz des Ministeriums von vielen anderen Gründen außer der Eisenbahnfrage abgehangen haben; jedenfalls ist durch die Abstimmung vom 18. März über ihr Schicksal ebenso wie über das der Minister selbst für lange Zeit entschieden worden. Denn, wenn auch bekanntlich die Mahlsteuer die Veranlassung zu dem Fall Minghettis gab, so war doch die Majorität gegen ihn nur durch den Abfall der Toscaner und eines Theils des Centrums zu Stande gekommen, welche gerade durch die Eisenbahnfrage zu ihrer gegnerischen Haltung

Digitized by Google

bestimmt wurden. Diese eigenthümliche Zusammensetzung der parlamentarischen Coalition, welche dem Ministerium Depretis ans Ruder verhalf, hat die Eisenbahnpolitik desselben von vornherein zu einer unfreien gemacht. Aus Dankbarkeit eben so wohl wie aus politischem Interesse mußten sich die neuen Minister die Gunst der Toscaner zu erhalten suchen. Diese legen das Hauptgewicht auf Decentralisation und Ueberlassung des Eisenbahnbetriebes an die Privatindustrie; speciell war ihnen aber die Basler Convention, theils weil sie die Staatsverwaltung vorbereiten sollte, theils weil sie ein Werk Sellas war, ein Dorn im Auge.

Bald konnte man an der Haltung des neuen Cabinets gerade dieser Convention gegenüber den Einfluß der Anschaungen Peruzzis und seinen Genossen wahrnehmen. Anfangs schienen Depretis und seine Collegen sogar geneigt, den von ihren Vorgängern abgeschlossenen Vertrag einfach zu verwerfen. In dieser Richtung wirkten wenigstens ihre Commissäre, die vor den mit Berathung über die Basler Convention beauftragten Parlamentsausschüssen die Ansichten der Regierung vertraten. Zugleich ließ das Ministerium durch seine Organe verbreiten, daß es nicht nur den für Abschluß des Vertrages gewählten Moment inmitten der Finanznöthe des Staates mißbillige, sondern daß Sella in Basel zu Bedingungen seine Zustimmung gegeben habe, die für Rothschild und die Alta Italia zu günstig, dagegen für den italienischen Staat zu drückend wären. Am meisten Vorwürfe erfuhr der italienische Unterhändler deshalb, weil er bei Bestimmung der Kaufsumme den Ankaufspreis des beweglichen Materials statt seinen augenblicklichen Werth zum Ausgangspunct genommen habe. Unter dem Einfluß dieser und anderer dem Vertrag ungünstigen Ansichten und Strömungen gerieth die ganze progressistische Partei in eine systematische Opposition gegen die Eisenbahnpolitik des früheren Ministeriums und die Folge war, daß die meisten Commissionen sich für Ablehnung der Basler Convention entschieden und Puccini, einen Toscaner, der natürlich auf Adam Smith schwört, zum Berichterstatter ernannten. Kurz, um Mitte Mai schien jede Aussicht auf Annahme des Vertrages erloschen. Ja die Hartnäckigkeit schien in demselben Maß zu wachsen, als Wiener und Pariser Blätter eine drohendere Sprache führten, das Ministerium Depretis als durch die von seinen Vorgängern abgeschlossenen internationalen Tractate gebunden darstellten und behaupteten, daß mit der Verwerfung der Basler Convention durch das Parlament ein Sinken des italienischen Staatscredits unvermeidlich verknüpft sein würde.

Die Minister dagegen waren für diese Erwägungen empfänglicher und vermieden ebensosehr, es mit Rothschild als mit Frankreich und Oesterreich zu verderben. Aber die Situation war schwierig geworden. Hatten sie doch selbst ihren Einfluß für Ablehnung des Vertrages geltend gemacht, nachdem

Digitized by Google

Rothschild im Namen der Alta Italia den verlangten Abzug von der Kaufsumme zu bewilligen verweigert hatte. Sicherlich mußte aber auch die andere Partei, falls aus der Convention nichts wurde, auf beträchtliche Verluste rechnen.

So kam die Gesandtschaft Correntis nach Paris zu Stande; sei es, daß die Initiative dazu mehr von dort als von Rom ausgegangen war. Die größte Schwierigkeit für die italienischen Unterhändler bestand darin, daß der zu vereinbarende Compromiß wenigstens scheinbar günstigere Bedingungen enthalten mußte, um den Widerstand der oppositionell gestimmten Abgeordneten zu brechen, namentlich aber um dem Ministerium die Annahme moralisch möglich zu machen. Fast während der ganzen Zeit, welche die Unterhandlungen in Paris in Anspruch nahmen, blieb der Zorn der progressistischen Partei über Sellas Werk unbesänftigt; mochte auch die Drohung, daß man die Convention unter allen Umständen ablehnen würde, falls Rothschild nicht wenigstens einen Abzug von fünfzig Millionen von der Kaufsumme bewilligte, mehr aus Politik erhoben werden, um einen Druck auf die Alta Italia auszuüben, als ernst gemeint sein.

Als aber die von Correnti erzielten Bedingungen ihrem authentischen Inhalt nach bekannt wurden, war Anfangs die Enttäuschung allgemein. Es mißfiel namentlich, daß nur zwölf Millionen der italienischen Regierung „zur Disposition gestellt wurden"; daß die Kaufsumme nicht in italienischem Papiergeld, sondern in Wechseln „di prim' ordine" auf Paris und London bezahlt werden sollte; daß endlich die österreichische Südbahngesellschaft das Netz auf zwei Jahre mit sechsmonatlicher Kündigung in Pacht nahm; abgesehen davon, daß die Sorge für Erhaltung und Erneuerung des beweglichen Materials auf dem italienischen Staat lasten blieb. Jedoch schlug die Stimmung schnell um, angesichts der Erwägung, daß eine Ablehnung des von Correnti abgeschlossenen Compromisses wahrscheinlich den Sturz des Ministeriums Depretis zur Folge haben und Sella ans Staatsruder bringen werde. Die Toscaner wurden gewonnen durch den Paragraph vier des Zusatzartikels zur Basler Convention, durch welchen die Stagtsverwaltung für die Zukunft ausdrücklich ausgeschlossen, dagegen die Uebergabe des Betriebes an nationale Privatgesellschaften in Aussicht genommen wurde. Dadurch ist es zu erklären, daß noch vor Beginn der Debatten im Parlament über den modificirten Basler Vertrag das Ministerium der Stimmen seiner Anhänger versichert wurde. Dennoch sollte das Gesetz nicht ohne Opposition durchgehen. Freilich standen die Moderirten mit Recht davon ab, die veränderte Convention für ungünstiger als die ursprüngliche auszugeben; namentlich bewies Sella viel Tact in seiner Rede, die ebensowohl eine Rechtfertigung seiner Unterhandlungen als eine Polemik gegen die Eisenbahnpolitik

des gegenwärtigen Miniſteriums einſchloß. Der Kampf wurde vielmehr ſpeciell gegen den vierten Paragraphen des Zuſatzartikels unternommen, damit für die Zukunft in Italien die völlige freie Entſcheidung über die Art des Eiſenbahnbetriebes offen bliebe. Selbſtverſtändlich betonten Sella wie Minghetti und Spaventa ihre Sympathien für die Staatsverwaltung. Daß jedoch ihre Oppoſition erfolglos ſein würde, war vorherzuſehen.

Die große Majorität, welche am 27. Juni das Amendement zu dem erwähnten vierten Paragraphen ablehnte, war nicht nur dadurch bedeutungsvoll, daß ſie die Autorität des Miniſteriums Depretis hob und die parlamentariſche Coalation vom 18. März aufs Neue bekräftigte, ſondern auch über die Eiſenbahnfrage in Italien iſt an jenem Tage für längere Zeit entſchieden worden. Die Staatverwaltung bleibt vorläufig für die norditalieniſchen Bahnen und noch mehr für die Meridionali ausgeſchloſſen. Dagegen iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß man die Probe mit dem Römiſchen Netz machen wird. Das Riſico, welches der Staat hier durch Uebernahme des Betriebes laufen würde, kann die Garantie, zu der er der augenblicklichen Geſellſchaft gegenüber verpflichtet iſt, nicht erheblich überſteigen. Dieſe aber macht ſchon ſeit längerer Zeit ſchlechte Geſchäfte und ihre Verwaltung iſt weit entfernt, ſo muſterhaft zu ſein, wie es von der der Meridionali gerühmt wird.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Zur Wahlbewegung. Auswärtiges. — Die Wahlbewegung kommt immer mehr in Fluß; die letzte Woche hat drei mehr oder minder wichtige Kundgebungen zu verzeichnen, den Artikel der Provinzialcorreſpondenz über die Fortſchrittspartei, den Wahlaufruf der deutſchen Reichs- und freiconſervativen Partei und das Flugblatt des Wahlvereines der Deutſch-Conſervativen. Der Artikel der Provinzialcorreſpondenz iſt veranlaßt durch die in fortſchrittlichen Blättern aufgeſtellte Behauptung, daß der Fortſchrittspartei ein bedeutender Antheil an den von der Regierung in den letzten zehn Jahren erzielten Erfolgen zukomme. Die Provinzialcorreſpondenz hat nun demgegenüber an der Hand der bereits der Geſchichte angehörigen Thatſachen in ganz objectiver Weiſe die Politik der Fortſchrittspartei ſowohl in der Zeit vor dem Jahre 1866 wie auch zur Zeit der nationalen Erfüllung dargelegt und iſt natürlich zu dem hiſtoriſch längſt feſtſtehenden Ergebniß gekommen, daß die Fortſchrittspartei in beiden Epochen keineswegs die Ziele der Regierungspolitik verfolgt, ſondern vielmehr derſelben eine hartnäckige und grundſätzliche Oppoſition gemacht hat. Abgeſehen von der Entrüſtung, welche

Digitized by Google

dieſer hiſtoriſche Rückblick bei der Preſſe der Fortſchrittspartei hervorgerufen hat, iſt leider auch zu conſtatiren, daß viele nationalliberale Organe demſelben nur in ſehr bedingter Weiſe beigetreten ſind und dadurch der Fortſchrittspartei eine Rückſicht bewieſen haben, die in dieſem Augenblicke dem Intereſſe der liberalen Partei nicht recht zu entſprechen ſcheint. Die Liberalen ſelbſt beklagen ſich darüber, daß die Fortſchrittspartei hie und dort gegen ſie agitire und ihnen einzelne Wahlkreiſe abſpänſtig zu machen ſuche, welche Veranlaſſung können alſo die Organe der liberalen Partei haben, ihrerſeits die Fortſchrittspartei gegen die Provinzialcorreſpondenz halb und halb in Schutz zu nehmen? Außerdem handelt es ſich hier nicht um controverſe Tagesfragen, ſondern um Thatſachen, welche bereits der Geſchichte angehören. Es kann aber doch unmöglich eine richtige Taktik der liberalen Partei ſein, die Richtigkeit dieſer hiſtoriſchen Thatſachen, welche außerdem noch für die Liberalen ſelbſt ſprechen und ihre erſprießliche poſitive nationale Arbeit in ſehr erfreulicher Weiſe gegenüber der unfruchtbaren fortſchrittlichen Negation illuſtriren, in Frage zu ſtellen. Die liberale Partei, deren Gepräge die Geſchichte der letzten zehn Jahre in ſo weſentlichem Maße trägt, hat doch wahrlich nicht den geringſten Grund, dieſes Gepräge zu verwiſchen. Man weiß, daß die Regierung, welche die Fortſchrittspartei direct bekämpft, nichts dringender wünſcht als eine völlige Trennung der Nationalliberalen von der Fortſchrittspartei. Wenn man die Ziele der Regierung in das Auge faßt und ebenſo die der liberalen Partei und ihrer eminenten Gleichartigkeit gewahr wird, und wenn man andererſeits bedenkt, daß zufolge dieſer Gleichartigkeit des Strebens nothwendiger Weiſe auch die Gegner der Regierung die der liberalen Partei ſein müſſen, ſo ſollte man meinen, daß der letzteren die Emancipation von der Fortſchrittspartei nicht allzu fern liegen müſſe. Die Thatſachen ſelbſt werden in Zukunft doch jederzeit die Kluft aufzeigen, welche die Fortſchrittspartei von den Liberalen trennt, ebenſo wie dies bisher an jedem wichtigen Wendepuncte unſerer inneren politiſchen Entwickelung offenbar wurde. Es wäre alſo nur ſehr natürlich, wenn die Nationalliberalen von vorne herein ſich entſchiedener gegen die Fortſchrittspartei verhielten. Die Regierung hat deutlich genug geſprochen, ſie richtet ihre Action gegen die Fortſchrittspartei, ſie verhält ſich kühl ablehnend gegen die Annäherungsverſuche der Deutſch-Conſervativen und giebt dagegen ihrer Sympathie für die Nationalliberalen und die ihr befreundeten conſervativen Elemente offenen Ausdruck, wobei ſie allerdings betont, daß ſie an die Möglichkeit eines Zuſammengehens der Liberalen mit den grundſätzlichen Gegnern der Regierungspolitik, der Fortſchrittspartei, nicht glaube. Legen die Liberalen Werth auf die guten Beziehungen zur Regierung, und wie ſollten ſie das nicht, ſo iſt ihre Politik ganz klar vorgezeichnet. Die Liberalen werden das zu erwägen haben und

Digitized by Google

sich entscheiden müssen, ob sie ihre Divergenz mit der Fortschrittspartei stärker accentuiren wollen. Welche Taktik sie aber auch in Zukunft befolgen mögen, keinesfalles scheint es uns im Interesse der liberalen Partei zu liegen, wenn sie im Kampfe der Regierung gegen die Fortschrittspartei der letzteren secundirt. Stricte Neutralität wäre zum mindesten geboten.

Das Programm der deutschen Reichs- und freiconservativen Partei gipfelt in dem Satze: „Wie wir bisher unsere Aufgabe nicht in der Polemik gegen andere Parteien fanden und in einer nur negativen Kritik der Vorschläge der Regierung gesucht haben, so werden wir auch in Zukunft im Zusammenwirken mit verwandten Parteien die Regierung in unabhängiger Ueberzeugungstreue zu unterstützen und fortzuarbeiten suchen an der Consolidirung des Reiches und an der gesunden Fortentwickelung der Einzelstaaten." Dieser Satz bestätigt unsere Voraussetzung, daß die freiconservative Partei, weit entfernt sich die Ziele der Deutschconservativen anzueignen, vielmehr ihre positive Thätigkeit an der Seite der Regierung fortzusetzen gedenkt und daß sie dabei den Anschluß an die liberale Partei suchen und machen wird. Im übrigen präcisirt der Aufruf die Ziele der freiconservativen Partei im einzelnen dahin, daß dieselbe eine Revision der Actiengesetzgebung und eine einheitliche Regelung der Eisenbahnfrachttarife anstreben wird. Sodann sollen bei dem Abschlusse neuer Handelsverträge die heimischen Productionsverhältnisse von neuen erwogen werden, namentlich soll geprüft werden, in wie weit hiebei das Princip der Gegenseitigkeit zur Geltung zu bringen sei, in wie weit Zölle beizubehalten oder zu verändern seien, gemäß den Erschwerungen, welche deutschen Producten beim Eintritt in andere Länder auferlegt wurden. Hier wird also eine Bewegung im Sinne des Schutzzolles angekündigt oder wenigstens angedeutet.

Das Flugblatt des Wahlvereines der Deutschconservativen wiederholt den Aufruf zur Bildung der neuen Partei und giebt Kunde von dem Projecte der Gründung eines Wahlvereines derselben, welcher seinen Sitz in Berlin haben und eine Einwirkung auf die Wahlen im Sinne der Partei ausüben soll. Bemerkenswerth ist die Erklärung des Flugblattes, welches übrigens periodisch erscheinen soll, daß von conservativen Parteigenossen der außerpreußischen Staaten gegen die Vereinsbildung, so weit sie sich auf das Gebiet ihrer Heimathsstaaten erstrecken sollte, Bedenken geltend gemacht wurden. In Folge dessen werden zunächst nur alle conservativen Parteigenossen in Preußen, welche dem Aufrufe beigetreten sind, in das Mitgliederverzeichniß aufgenommen werden. Es wird dann zwar weiter bemerkt, daß selbstverständlich auch Beitrittserklärungen zu dem Vereine aus den außerpreußischen Staaten dringend erwünscht seien und daß man bei Bildung des Vorstandes darauf Bedacht nehmen werde, daß alle deutschen

Digitized by Google

Staaten in ihm Vertretung finden, allein es ist trotz dieser Versicherungen doch ersichtlich, daß es mit dem allgemein deutschen Character der deutsch-conservativen Partei schlecht bestellt ist und daß die conservative Agitation außerhalb Preußens schon in das Stocken gerathen ist, noch ehe sie recht in das Leben trat.

In der auswärtigen Lage ist keine wesentliche Veränderung eingetreten. Die Siege der Montenegriner, falls sie sich bestätigen sollten, würden keineswegs von entscheidender Bedeutung sein, im Gegentheil scheinen die Türken unbeschadet derselben auf allen wesentlichen Puncten des Kriegstheaters zu einer energischen Offensive übergehen zu wollen. Mittlerweile mehren sich die Anzeichen, daß in Constantinopel abermals ein Thronwechsel im Anzuge ist. Hier wenigstens ist man fest davon überzeugt, daß ein solcher unvermeidlich ist. Der geistige und körperliche Zustand des Sultan Murad ist ein solcher, daß an eine Regierungsthätigkeit desselben nicht zu denken ist. Ueber die Ursache seines Leidens gehen die Meinungen auseinander, doch kann keine der geäußerten Ansichten auf erwiesene Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Die Meisten sprechen sich dahin aus, daß hier langsamere, aber nicht weniger wirksame Mittel als die Scheere Abdul Aziz' thätig seien. Wie dem nun auch sei, fest steht die Ueberzeugung, daß Murad bald seinem Nachfolger Platz machen wird. Da man diesen Wechsel in der Regierung als unvermeidlich ansieht, so betrachtet man ihn selbstverständlich auch als eine Voraussetzung der künftigen politischen Action. Man wird sich mit der Pforte nicht wohl eher in Verhandlungen einlassen wollen, als bis sich die Verhältnisse der Regierung und die Regierungsgewalt selbst in Constantinopel definitiv gestaltet haben. Die Mächte haben vollkommen Zeit, diese definitive Constituirung abzuwarten, da sie ohnehin vor der Entscheidung des serbischen Krieges zu keiner Action schreiten wollen. — Endlich hat denn auch die lange erwartete Discussion der orientalischen Frage in beiden Häusern des englischen Parlaments stattgefunden. Außerhalb Englands wird man sich schwerlich über diese langathmigen oppositionellen und ministeriellen Erklärungen freuen, zumal sie unserem politischen Wissen keine sonderliche Bereicherung zugeführt haben. Für die englischen Parteiverhältnisse und das englische Selbstgefühl mögen diese großen politischen Zwiegespräche zwischen Lord Granville und Lord Derby und zwischen Herrn Gladstone und Herrn Disraeli sehr wichtig und anziehend sein, bei uns erregen sie nur geringes Interesse. Bemerkenswerth darin ist höchstens der Versuch Disraelis, der englischen Politik ein Relief zu geben, indem er die Nichtintervention für ein englisches Princip erklärt, welches die Interventionsprojecte des Berliner Memorandums beseitigt habe. Abgesehen davon, daß es durchaus nicht erwiesen ist, ob diese Nichtinterventionspolitik früher in den Köpfen der englischen Staatsmänner oder in denen der drei

Digitized by Google

Kaisermächte entstanden ist, hat dieses Princip die Intervention keineswegs für alle Zeiten ausgeschlossen, denn wie alle Welt weiß, und wie die englischen Minister gleichzeitig verkünden, wird die gemeinsame Mediation der Mächte alsbald erfolgen. Wenn dieselbe aber eintritt, wird man sich also ungefähr wieder auf dem Standpuncte des Berliner Memorandums befinden und man wird dann vergeblich nach den Erfolgen der speciell englischen Politik fragen, wenn man nicht etwa die Entthronung und den Tod des Sultans, die Ermordung der türkischen Minister und den Ausbruch des serbischen Krieges zu denselben rechnen will.

Abgesehen von solchen einzelnen Versuchen Disraelis, die Wichtigkeit seiner Politik in ungerechtfertigter Weise zu erhöhen, zeigte er sich im allgemeinen sichtlich bestrebt, den Kaisermächten gerecht zu werden und das gute Einvernehmen mit ihnen zu fördern. Diesen Zweck verfolgt wohl vor allem seine an die Adressen von Petersburg und Wien gerichtete Aeußerung, Rußland und Oesterreich seien vom Anfang an bemüht gewesen, den Unruhen in der Türkei vorzubeugen. Der Krieg sei durch die Machinationen geheimer Gesellschaften und revolutionärer Comités zum Ausbruche gekommen. Man sieht, daß von englischer Seite wie von allen anderen alles geschieht, um das gemeinschaftliche künftige Handeln der Mächte zu fördern. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Livland im achtzehnten Jahrhundert. Von Julius Eckard. 1. Bd. Leipzig, F. A. Brockhaus. — Die eigenthümliche Entwickelung deutschen Lebens unter fremdem Drucke giebt auch diesem Buche Eckards sein allgemeineres Interesse. Auch das reiche stoffliche Material dürfte dem Nichtlivländer völlig genügen, wenn der Verfasser es auch beklagt, daß ihm viele Quellen, die er gewünscht, nicht offen standen oder nicht zur Hand waren. Daß es ein politisch praktisches Bedürfniß war, aus dem heraus die Schrift verfaßt ward, daß sie mehr Umrisse geben wollte, als ein vollständiges Detail wird ihrer Verbreitung nur zu Gute kommen können, um so mehr als sie der gründlichen Unterlage nicht entbehrt. Eingehende archivalische Studien sind geschmackvoll verwerthet. Natürlich konnte die ältere Geschichte des Landes nicht übersehen werden, die in raschem Fluge dargestellt ist. Den eigentlichen Ausgangspunct bilden die schwedischen Institutionen und ihre mähliche Ablösung durch den beherrschenden Einfluß der Russen. Vor allem die Capitel, welche die inneren Zustände auf dem Flachlande und in den Städten schildern, wie sie sich bis zur Mitte des Jahrhunderts gebildet hatten, sind ganz besonders lesenswerth.

Berichtigung.

Seite 215, Zeile 22 dieses Heftes ist zu lesen: Unsere Arbeit ist ja recht darauf berechnet. D. R.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 4. August 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Zum Gedächtniß Barthold Georg Niebuhrs.

Von Arnold Schäfer.

Wenigen Sterblichen ist es vergönnt, daß die nachkommenden Geschlechter im Verlauf der Zeiten sich des Segens bewußt bleiben, den sie gestiftet, und ihnen den Zoll ihrer Dankbarkeit freudig darbringen. So hat unsere Nation den hundertjährigen Geburtstag ihrer Dichterfürsten gefeiert, Goethes und Schillers, so hat sie vor wenig Monaten dem Andenken unserer verklärten Königin Luise in treuer Gesinnung ihre Huldigungen dargebracht. Eine solche Feier gilt niemals einzelnen Thaten und Verdiensten, so rühmlich sie sein mögen, sondern sie entspringt aus der Verehrung, welche der ganze Mensch durch Charakter und Streben, durch Denken und Schaffen auf die Dauer sich errungen hat. So feiern wir in wenigen Tagen*) das hundertjährige Gedächtniß der Geburt Niebuhrs als eines Staatsmannes reinster Gesinnung, als eines Gelehrten von umfassendem Wissen und schöpferischem Geiste, als eines akademischen Lehrers von tiefgreifender Wirksamkeit.

Niebuhr war kein hohes Alter vergönnt: im 55. Lebensjahre schied er von uns. Und doch war sein Leben so reich, daß ich darauf verzichten muß, in einer kurzen Spanne Raum seiner Entwickelung im Einzelnen nachzugehen: nur der entscheidenden Wendungen soll hier gedacht werden.

Niebuhrs Vater Carsten entstammte einem Geschlechte freier Bauern in der friesischen Landschaft Hadeln an der Niederelbe, welche seit Generationen als „wohlbehaltene Männer" auf ihren eigenen Höfen wohnten. Das Erbgut ging auf einen älteren Bruder über; Carsten widmete sich den Studien und ward als Mathematiker und Naturforscher auf die Empfehlung seines Göttinger Lehrers zu der wissenschaftlichen Expedition berufen, welche die

*) Am 27. August.

Digitized by Google

dänische Regierung 1761 nach dem Orient entsandte. Er bewährte sich im höchsten Maße auf dieser Reise in lange nicht erforschte Länder, welche über sechs Jahre sich erstreckte, unter Strapazen, denen alle seine Gefährten erlagen, in Aegypten, Arabien, Indien, Persien, Syrien, Kleinasien, nicht nur als Ingenieur durch genaue Aufnahmen, welche für die Geographie Aegyptens und Ostasiens maßgebend wurden, sondern auch durch die Kenntniß der Sprachen, welche er sich erwarb, durch Entdeckung und treue Zeichnung von Denkmälern und Inschriften. Die Beschreibung seiner Reise, welche er zunächst in Kopenhagen ausarbeitete, begründete seinen Ruf in der ganzen gelehrten Welt.

Seit 1778 bekleidete Carsten Niebuhr das Amt eines Landschreibers oder ersten Hebungsbeamten zu Meldorf in der Landschaft Ditmarschen. Dort verlebte sein Sohn Barthold, am 27. August 1776 zu Kopenhagen geboren, seit dem zweiten Lebensjahre seine Jugend. Einsam, fern dem Weltverkehre, wuchs der Knabe, der einzige Sohn, nebst einer älteren Schwester heran, aber die Erzählungen des weitgereisten Vaters, der mit ganz Europa in Verbindung blieb, erweckten seine lebhafte Phantasie, das Erbtheil seiner zart angelegten, leicht erregten Mutter. Bei einer schnellen Auffassung und sicherem Gedächtnisse, angeleitet von seinem Vater und einzelnen tüchtigen Lehrern, eine Zeit lang auch in Hamburg, wo er zu Klopstocks Füßen saß, gewann Niebuhr früh eine Fülle von Kenntnissen, namentlich in den Sprachen und in der Geschichte. Seinen Altersgenossen eilte er so weit voraus, daß er nur anderthalb Jahre die Schule besuchte. Zugleich verfolgte er mit lebhaftem Antheile die großen Weltbegebenheiten jener Tage, vornehmlich die französische Revolution.

So vorbereitet bezog er in seinem achtzehnten Jahre (1794) die Universität Kiel, wo ihn treffliche Männer und Frauen aufnahmen und jugendliche Freunde sich ihm gesellten. Immer feuriger ward sein Wissensdrang. Was er ergriff, trieb er mit ganzer Seele, vor allem die klassischen Studien, für welche Johann Heinrich Voß ihn berieth; wenn er die alten Tragödien las, so lebten, redeten und handelten die dargestellten Personen vor seinen Augen. Angeregt von Friedrich Heinrich Jacobi, dem er stets mit wärmster Anhänglichkeit zugethan blieb, versenkte er sich in die Probleme der Philosophie: aber schon damals erkannte er die Geschichte als seinen Beruf. „Wenn mein Name genannt werden sollte," schreibt er am 16. November 1794, „wird man mich als Geschichtsschreiber und politischen Schriftsteller, als Alterthumsforscher und Philologen kennen." Alle die anderen Wissenschaften bestimmt er bloß dazu, sich einen großen Reichthum an Gedanken zu verschaffen, Kopf und Herz rein und helle zu machen. Eine historische Professur an der Kieler Universität war damals das Ziel seiner Wünsche.

Digitized by Google

Aber es fügte sich anders. Statt eines beschaulichen Lebens im Dienste der Wissenschaft ward Niebuhr in die Geschäfte und in den Strom der Welt gezogen. Der dänische Finanzminister Graf Ernst Schimmelmann berief ihn als seinen Privatsecretär nach Kopenhagen (1796). Damit trat er in den freundschaftlichen und belehrenden Umgang eines hochgebildeten und freidenkenden Edelmanns, der Schiller aus drückenden Sorgen gerissen hatte, um den sich viele bedeutende Persönlichkeiten reihten, in einer Hauptstadt, welche zu jener Zeit sich einer hohen Blüthe des Handels und Verkehrs erfreute, für Niebuhr eine treffliche Schule der Politik und der Finanzwissenschaft. Den einundzwanzigjährigen Jüngling ersah Schimmelmann bereits für das Secretariat bei der Gesandtschaft in Constantinopel oder für das Generalconsulat zu Paris. Aber Niebuhr zog sich gern aus dem Treiben der großen Welt und von den Arbeiten im Finanzfache zu seinen Lieblingsstudien über das griechische und römische Alterthum und in die Bibliothek zurück, auf der er als Secretär arbeitete. Damals bezeugt Nicolovius, der ihn bei einem Besuche in Holstein sah: „Mir ist kein Beispiel bekannt von solchen Talenten und solchem Fleiß, verbunden mit offenem Sinn und völliger Unbefangenheit. Seine Seele gleicht einer Biene: alles Schöne unserer reichen Zeit sammelt sie ein und berührt kein Gift. Er steht unbefleckt da und leuchtet und weiß es nicht. Er hat uns allen wohlgethan."

Zu seiner Ausbildung unternahm Niebuhr 1798 eine Reise nach England und Schottland, auf welcher er fünfzehn Monate namentlich zu London und Edinburgh verweilte und im Verkehr mit bedeutenden Männern sowohl mannichfache Lebenserfahrung als tiefere Kenntniß des Staatsrechts und der Volkswirthschaft gewann. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, ward er 1800 zum Assessor im Commerzcollegium ernannt und im Beginn des Jahres 1804, siebenundzwanzigjährig, zum Director der Bank und des ostindischen Bureaus und zum Mitgliede der Commission für die Barbareskenangelegenheiten befördert. Gewandt und unermüdet in den verwickeltsten Geschäften, von strengster Rechtschaffenheit, verwaltete er die ihm anvertrauten wichtigen Finanzämter zu allgemeiner Anerkennung. Aber der schlaffe, kraftlose Zustand des dänischen Staates drückte ihn und eine beabsichtigte Zurücksetzung gegen einen jüngeren Mann von vornehmer Geburt verleidete ihm den dänischen Dienst. Da berief, bewogen durch den ausgezeichneten Ruf, welchen Niebuhr sich erworben, der Freiherr von Stein ihn zur Direction der preußischen Bank und Seehandlung. Niebuhr folgte diesem Rufe und trat am 9. September 1806 in den preußischen Staatsdienst.

Mit ganzer Seele ward Niebuhr ein Preuße. Denn, wie er nach wenigen Jahren aussprach, „Preußen ist kein abgeschlossenes Land: es ist das gemeinsame Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in den

Digitized by Google

Waffen, in der Verwaltung auszeichnet. Eben dadurch hat Preußen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, daß die Völkerschaften, deren Gesammtname Preußen ist, von so großer Eigenthümlichkeit sind, und daß der Staat immer froh gewesen ist, sich mit den Blüthen Deutschlands zu schmücken." Es freute Niebuhr, daß der König den muthigen Entschluß gefaßt, Napoleon die Spitze zu bieten, und da das Unglück hereinbrach, theilte und trug er gleich einem eingeborenen Sohne des Landes dessen Geschicke. Unter den herbsten Prüfungen inmitten der Zertrümmerung des Staates erprobte sich seine Umsicht und seine Pflichttreue. Bei der Rettung und der Verwendung öffentlicher Gelder, in Maßregeln zur Verpflegung der preußischen, bald auch der russischen Truppen, leistete er so ausgezeichnete Dienste, daß Hardenberg bei seinem Austritt aus dem Ministerium, welcher nach dem Frieden von Tilsit auf Napoleons Geheiß erfolgte, ihn dem Könige empfahl als einen der reinsten und edelsten Menschen, von vorzüglicher praktischer Kenntniß des Handels: was er übernähme, könne man ihm mit vollem Vertrauen übergeben.

Demnächst trat Stein nach kurzer Ungnade des Königs wieder an die Spitze der Regierung. Mit diesem Minister, „einem Manne im höchsten Sinne des Wortes," dessen überlegene Thatkraft er freudig anerkannte, an der Wiederaufrichtung des Staates zu arbeiten, war Niebuhr eine Lust; denn auch Stein wußte Niebuhrs Werth zu schätzen und band ihn nicht durch enge Instructionen. Auf Steins Vorschlag ward Niebuhr im Jahre 1808 nach Holland abgesandt, um ein großes Anlehen abzuschließen, welches die Zahlung der maßlosen Contributionen an Frankreich ermöglichen sollte. Was keinem Staate des Continents in jenen Jahren gelungen war, brachte Niebuhr zum Abschluß, eine freiwillige Creditoperation, an deren Erfolg damals der Fortbestand des preußischen Staats zu hängen schien. Der König und die Minister waren im höchsten Grade befriedigt: daß inzwischen erst die von Louis Bonaparte als König von Holland versagte Einwilligung, dann die Einverleibung Hollands in das napoleonische Kaiserreich die Vollziehung der geschlossenen Uebereinkunft hinderte, war nicht Niebuhrs Schuld.

Während Niebuhr sich in Holland aufhielt, hatte Stein seinen Abschied nehmen müssen und war von Napoleon geächtet worden. Damit verlor die preußische Regierung ihren festen Halt. Das Ministerium Altenstein zeigte sich der verhängnißschwangeren Lage nicht von fern gewachsen und nicht eher trat eine Wendung zum Besseren ein, als bis mit Napoleons Zulassung Hardenberg, nunmehr als Staatskanzler, die Oberleitung übernahm. Die Lebensfrage lag von vorn herein in den Finanzen, und hierfür rechnete Hardenberg auf Niebuhrs Beistand. Aber die finanziellen Entwürfe, mit welchen Hardenberg an die Staatsverwaltung herantrat, waren so bedenklicher Natur

Digitized by Google

oder geradezu schädlich für die öffentliche Wohlfahrt, daß Niebuhr sich gedrungen fühlte, auf das Lebhafteste dagegen Widerspruch zu erheben. Ihm genügte nicht die Aussicht, jene ausschweifenden Pläne durch bessere Vorschläge zu ersetzen; es lockte ihn nicht, daß Hardenberg ihm selbst das Finanzministerium anbot: er erachtete es vielmehr für eine Gewissenspflicht, lieber aus dem Staatsdienste zurückzutreten, als die Verantwortlichkeit für Maßregeln zu theilen, welche er für verwerflich erkannte. Daß Niebuhrs Urtheil das Rechte traf, erhielt die vollgültigste Bestätigung dadurch, daß Hardenberg selbst von all jenen Plänen, welche Niebuhr bekämpft hatte, nicht einen ausführte. Mochte man die Reizbarkeit tadeln, welche ihn zum Bruche mit einem Staatsmanne trieb, der an Begabung allen, die neben ihm in Frage kommen konnten, weit überlegen war: die Reinheit und Selbstlosigkeit der Gesinnung Niebuhrs hatte ihre Probe bestanden.

Von Geschäften frei lebte Niebuhr nunmehr den Wissenschaften, bis die Erhebung Preußens zum deutschen Befreiungskriege ihn von den Studien in das öffentliche Leben zurückrief. In vollem Drange der Begeisterung wollte er dem Vaterlande dienen, wenn auch nur als Musketier. Er unternahm die Herausgabe einer Zeitung. Alsbald aber wurde er ins Hauptquartier berufen und verhandelte den Allianz- und Subsidienvertrag mit England, welcher am 14. Juni 1813 unterzeichnet ward. Daß in diese Verhandlungen welfische Hausinteressen hereinspielten, denen Hardenberg unter der Hand nachgab, geschah hinter Niebuhrs Rücken. Er hatte keinen Theil daran und tadelte bitter, daß in Folge dessen Ostfriesland von Preußen an Hannover überlassen wurde.

Nochmals hatte Niebuhr 1814 über einen ferneren Subsidienvertrag mit England zu verhandeln. Damit endete seine Thätigkeit für die preußischen Finanzen, wenn wir absehen von den Vorträgen, welche er dem Kronprinzen, der ihm das wärmste Vertrauen schenkte, über das Finanzwesen hielt. Nur einmal noch hat er als Mitglied des Staatsrathes nachdrücklich und mit Erfolg seine Stimme erhoben, als es sich in den Jahren 1824 und 1825 darum handelte, ein von Berliner und Frankfurter Banquiers aufgestelltes Project einer Nationalbank zu bekämpfen, welches auf Agiotage und unbegrenzte Papiergeldemission angelegt war.

Aber Niebuhrs Wirksamkeit im Dienste des Staates beschränkte sich nicht auf die Finanzen, sondern ebenso männlich und entschlossen handelte er auch in anderen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Als auf dem Wiener Congresse in der Verhandlung über Sachsen die Eifersucht gegen Preußen mehr und mehr die Oberhand gewann, schrieb er im December 1814: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof," eine Schrift, welche in beredten Worten klar und scharf das Recht der deutschen Nation und die Aufgaben deutscher

Digitized by Google

Politik entwickelte. Dem sächsischen Hof hält er entgegen: „wer sich nicht wider Bonaparte erklärte, weil er durch genossene Vortheile an ihn verkauft war, der war eins mit ihm und seiner Sache;" — „der König von Sachsen band sein Schicksal an Napoleon und fiel mit ihm." Es handelt sich um die Neugestaltung Deutschlands. „Die Zeit verwandelt sich, Reiche entstehen und werden mächtig, und die kleinen Gemeinden und Fürstenthümer hören auf Staaten zu sein. Denn ein Staat kann nur heißen, was in sich Selbständigkeit hat; fähig ist, den Willen zu fassen, sich zu behaupten und sein Recht geltend zu machen; nicht was einen solchen Gedanken gar nicht hegen kann; was sich einem fremden Willen anschließen und unterordnen muß, und diesen ergreifen, wo es der eigenen Lebensexistenz am günstigsten ist. — Sind nun die Zeiten gefahrvoll und bedrängt, so wird denen, die zur Vertheidigung der Nation berufen sind, durch diese Nichtstaaten um und neben ihnen viel Kraft entzogen und ihre Last vervielfacht." „Deutschland muß seine Sicherheit in ihm selbst haben;" „daß es aus der gegenwärtigen Auflösung eine politische Nationaleinheit gewinnen möge, muß man wünschen und darf man nicht aufhören zu hoffen."

So zeichnete Niebuhr dem deutschen Volke die Ziele seiner staatlichen Entwickelung vor. Nicht minder freimüthig stritt er gegen diejenigen, welche den geistigen und sittlichen Aufschwung der Nation zu schmähen und zu lähmen sich unterfiengen. Kaum war der Geheime Justizrath Schmalz mit versteckten Angriffen gegen den ehemaligen Tugendbund und dessen angebliche Theilnehmer, gegen Patrioten edelster Vaterlandsliebe, gegen den verstorbenen Scharnhorst und gegen Arndt, hervorgetreten, so schrieb Niebuhr im October 1815 „über geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation". Darin stellte er jenen Schildknappen der Reaction als Verleumder an den Pranger.

Niebuhr unterscheidet zwischen politischen Parteien und politischen Gesellschaften. „Politische Parteien müssen in jedem Staate entstehen, wo Leben und Freiheit ist." „Sie sind für eine Regierung nie bedenklich." Vielmehr „ist eine wohlgesinnte, lebendige Partei für sie eine außerordentliche Kraft, und dies übersteigt allen Nachtheil, den sie an dem Widerstreben einer übelwollenden zu bekämpfen hat. Parteien entstehen durch Harmonie der Gesinnung: diese zu erleuchten und zu leiten muß der Staat bedacht sein: gebieten kann er ihr nicht." Dagegen politische Gesellschaften oder Verbindungen im Schooße einer Partei gefährden den Staat und werden nirgends durch die Gesetze geduldet. Um so sträflicher ist es, das Gerücht von ihrem Dasein leichtsinnig zu verbreiten. Wer es thut, wo es sichtbar ist, daß er selber keine unerschütterliche Ueberzeugung haben kann, von dem muß man glauben, daß er entweder von allem Gefühl über Verleumdung und Ehre entblößt sei,

Digitized by Google

oder daß er in seinem grenzenlosen Leichtsinn die Sache selbst gar nicht für ein schweres Verbrechen ansehe. Niebuhr erklärt, „daß das ganze vom Herrn Geheimen Rath Schmalz ausgerufene Gerücht von geheimen politischen Verbindungen, die in unserem Staate bestehen sollen, ein leeres Märchen, und auch keine Spur von dergleichen vorhanden ist."

So entschieden wie Niebuhr hiermit öffentlich Verwahrung einlegte gegen die gleißnerische Verdächtigung, deren Gift sich weiter und weiter verbreitete, eben so treu hat er stets zu den Freunden gehalten, welche mit ihm die Erhebung Deutschlands freudig begrüßt und für die Ehre und Freiheit des Vaterlandes gewirkt hatten. Dies wiegt um so schwerer, je ferner er davon war, sich von liberalen Doctrinen blenden zu lassen, je unverbrüchlicher er der preußischen Monarchie anhing. Aber er haßte nicht minder den Despotismus als die Revolution. Er beklagte, daß die Erfüllung des königlichen Wortes wegen der Constitution unbestimmt verschoben sei (1816). „1814 war der Boden bestellt und fruchtbar: aber es ward keine Saat eingestreut, und das Unkraut mußte wuchern. Von diesem Vorwurf spricht nichts die frei, welche damals versäumt haben" (1819).

Von den Arbeiten zur Neugestaltung der Gesetzgebung und Verfassung ward der Mann von so streng sittlichen Grundsätzen, von so unabhängigem und reizbarem Charakter durch die im Rathe des Königs stimmführenden Machthaber absichtlich ferngehalten. Statt dessen ward ihm die Gesandtschaft in Rom übertragen, zu dem Zwecke, die Verhältnisse der römisch-katholischen Kirche im preußischen Staate mit der Curie zu regeln.

Fast sieben Jahre (Juli 1816 bis Mai 1823) stand Niebuhr der römischen Gesandtschaft vor. Als Secretäre waren an seiner Seite, nachdem zu seinem lebhaften Bedauern — denn stets gesellte er sich die Besten zu — Dahlmann seine anfängliche Zusage zurückgenommen hatte, erst Brandis, dann Bunsen. Kostbare Zeit ward versäumt, ehe Niebuhr seiner eigentlichen Aufgabe nahe treten konnte: erst nach vier Jahren empfing er endlich die Instructionen, auf Grund deren er die weitschichtige Verhandlung binnen acht Monaten zum Abschluß brachte.

Das Ergebniß derselben hat nicht in allen Stücken die Probe bestanden. Ich gehe hier nicht auf die Frage ein, ob die preußische Regierung wohl daran that, ihrer bisher bewährten Praxis zuwider mit dem römischen Stuhle eine Vereinbarung zu treffen. Damals, nachdem jüngst der Papst durch die verbündeten Mächte wieder in Rom eingesetzt war, hegten weder das Ministerium noch der Gesandte dawider Bedenken. Zumal Niebuhr täuschte sich über die Macht, welche die römische Curie aufzubieten vermochte. Ihn beherrschte der Eindruck von der moralischen und politischen Versunkenheit, in welcher er Italien und den Kirchenstaat antraf, für den seinem Urtheile nach

Digitized by Google

die Zerstörung der Bonapartischen Herrschaft nur zum Unheil ausgeschlagen war. Daraus erwuchs ihm die Ueberzeugung, daß der päpstliche Hof nimmer zu fürchten sei, und daß seine Harmlosigkeit bis zu seinem, in den Veränderungen, welche Europa bedrohen, unvermeidlichen Untergange, immer nur zunehmen könne. Persönlich hegte er für Pius VII., den vielgeprüften Greis, unbegrenzte Ehrfurcht, und für den Staatssecretär, den hochgebildeten, klugen Cardinal Consalvi, die höchste Achtung, wie er selbst, der Protestant, ihr volles Vertrauen gewann: er zweifelt nicht, daß auch deren Nachfolger, wie auch die Gesinnungen wechseln möchten, jederzeit ein gutes Einvernehmen mit der Staatsregierung pflegen würden. In dieser Zuversicht bestrebte er sich, die katholische Kirche nicht allein gegen jede Beeinträchtigung und Verunglimpfung zu schützen, sondern auch dem curialen System bis zur äußersten Grenze der Nachgiebigkeit Rechnung zu tragen. Auf diesen Grundsätzen beruhte die Uebereinkunft, welche am 25. März 1821 vereinbart wurde, und welche in der Circumscriptionsbulle vom 16. Juli d. J. de salute animarum und dem Breve vom gleichen Datum ihren in der Hauptsache entsprechenden Ausdruck fand. Damit wurden die katholischen Kirchensprengel in Preußen neu geordnet, ihre Ausstattung in freigebiger und hochherziger Weise festgesetzt und bei den Bischofswahlen die kirchlichen Interessen sowohl als die unveräußerlichen Hoheitsrechte des Staates gewahrt. Der Abschluß gereichte wie dem Könige so auch dem Papste zu höchster Befriedigung. Niebuhr hatte die Unterhandlung ohne Umschweif und ohne Rückhalt zu dem vorgesetzten Ziele geführt: „wir haben nicht mit einem protestantischen Fürsten, sondern mit einem Erben des großen Theodosius verhandelt," lautete das Urtheil der Vertrauten des Papstes, und nicht minder dankbar erkannte Pius VII. in den öffentlichen Kundgebungen die Fürsorge des Königs von Preußen für seine katholischen Unterthanen an.

Auf Grund dieser Uebereinkünfte gewann die katholische Kirche in Preußen erhöhte Kraft. Wenn diese sich nach kurzer Zeit gegen den Staat richtete, so lag die Schuld daran nicht so sehr in dem Werke Niebuhrs, als einerseits in dem Schwanken der Regierung zwischen hinhaltender Nachgiebigkeit und energischem Einschreiten und in den über die ursprünglichen Abreden hinausgehenden Concessionen, zu welchen König Friedrich Wilhelm IV. sich herbeiließ, andererseits in dem Wiedererwachen klericaler Herrschsucht, welche nicht minder den Frieden unter den Confessionen als die gesetzliche Ordnung des Staates gefährdeten.

Niebuhrs römische Gesandtschaft hatte übrigens ihre Bedeutung nicht blos in jener Verhandlung mit der Curie, sondern er war in vollem Sinne des Worts ein Vertreter deutscher Interessen in Italien, „der deutsche Minister", wie man ihn zu nennen pflegte. Ihm ward die Errichtung eines

Digitized by Google

deutschen evangelischen Gottesdienstes zu Rom verdankt (1819). An Niebuhr schlossen sich alle Deutschen an, welche in Wissenschaft und Kunst arbeiteten und strebten: die Philologen, Juristen, Historiker, ein Immanuel Bekker, Bluhme, Pertz, die Künstler Cornelius, Overbeck, beide Schadow, Schnorr. Von Rom aus richtete Niebuhr an die preußische Regierung die Denkschrift über die Akademie zu Düsseldorf und Cornelius' Berufung: er verschaffte den Meistern, deren Werke er zu würdigen verstand, angemessene Aufträge. Das Werk, welches Bunsen und Platner unternahmen, die Beschreibung Roms und seiner Denkmäler, ward von ihm eifrig gefördert: die deutschen Studien in Rom gewannen durch ihn einen festen Boden, auf welchem sie stetig weiter gediehen sind. Jedem Deutschen stand er mit Rath und That hülfreich zur Seite; jeder ward durch den unbeschreiblichen Reiz und den Reichthum seiner Unterhaltung gefesselt: „Herz und Geist leuchteten aus den wunderschönen tiefblauen Augen dieses edlen ausgezeichneten Mannes."

Aber wie edelgesinnt und treubewährt Niebuhr auch in seiner öffentlichen Laufbahn unter den Zeitgenossen dastand, die Nachwelt ehrt in ihm doch vornehmlich den Gelehrten von seltenem Umfange der Kenntnisse und von schöpferischer Geisteskraft. In den wissenschaftlichen Studien erkannte er selbst den Schwerpunct seines Wesens: er bezeichnete die Amtsgeschäfte als eine Entfremdung von seinem eigentlichen Leben, deren lange Dauer er beklagt: als bleibender Beruf, sagt er 1813, wird der gelehrte mir immerdar der erfreulichste sein. An diesem Ziele hielt er unwandelbar fest, neben den finanziellen Arbeiten zu Kopenhagen und im preußischen Staatsdienste, mitten im Drange der Geschäfte wie in der Zurückgezogenheit, daheim und in der Fremde, namentlich auch während seines römischen Aufenthalts.

Von früher Jugend auf begeisterte er sich für das klassische Alterthum und suchte durch die Vereinigung philologischer und juristischer Studien vor allem in die römische Geschichte einzudringen. Damit wurde er der Begründer der historischen Wissenschaft.

Bis dahin bestand die Geschichte des Alterthums aus einer Reihe von Thatsachen, welche, wie die trümmerhafte Ueberlieferung sie darbot, pedantisch und unverstanden nacherzählt wurden, mit nüchterner Moral versetzt oder auch zu politischer Tendenzpredigt mißbraucht. Niebuhr unternahm es, diese verblaßte Geschichte in frischen Farben ans Licht zu stellen. Zu diesem Zwecke machte er sich mit der Geschichte aller Zeiten und Völker vertraut und erforschte vornehmlich die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Grundgesetze des Gemeinde- und Staatslebens. Es war der in einer von heftigen Zuckungen erschütterten Gegenwart wirkende Staatsmann, welcher unter praktischen Erfahrungen seinen Blick schärfte für die Zustände und Wandlungen der Vergangenheit und das Wesen der Gliederung und des Wettstreites der Länder,

Digitized by Google

des Rechtes an Grund und Boden, überhaupt der Grundbedingungen des Völkerlebens und der Staatenbildung durchschauen und erkennen lernte. Damit erweiterte und vertiefte Niebuhr die historische Betrachtung nach jeder Richtung hin.

Mit so ausgebildetem und stets sich fortbildendem Urtheile prüfte Niebuhr die überkommenen Zeugnisse. Er erachtete es als seine Pflicht, um ein bestimmtes Zeitalter, zunächst das Alterthum, kennen zu lernen, alles, was aus ihm noch geblieben ist, wenigstens einmal, das wichtigere mehrmals mit angestrengter Aufmerksamkeit zu lesen und sich damit vertraut zu machen: nicht von anderen zusammengetragenes aufzunehmen, sondern überall selbst den Pflug anzusetzen und tiefe Furchen zu ziehen. Das that er mit der ganzen Strenge des Philologen und mit sittlicher Ausdauer. Nichts war ihm zu gering, was Belehrung verhieß, von den Dichtern, Philosophen, Geschichtschreibern bis herab zu dem elendesten Grammatiker einer verkommenen Zeit. Er war unermüdlich neue Fundgruben zu erschließen und die Ausbeute zu verwerthen — ich erinnere unter anderen an die Abhandlungen „über den historischen Gewinn aus der armenischen Uebersetzung der Chronik des Eusebius" und „über den chremonideischen Krieg", an seine Bearbeitung der Fragmente Frontos, an die hochwichtige Entdeckung der Gajusfragmente auf der Bibliothek zu Verona, ciceronianischer Fragmente auf der vaticanischen Bibliothek.

Niebuhrs rastloser Fleiß ward unterstützt durch ein Gedächtniß von seltener Frische und Kraft und gehoben durch sittliche Energie. Es ist nicht so sehr der berechnende Verstand, mit dem er zu Werke geht, sondern das Pathos innerer Bewegung. „Wozu ich dich vor allem ermahne," ruft er dem jungen Philologen zu, „ist, Deinen Sinn zu aufrichtiger Ehrfurcht gegen das Vortreffliche zu reinigen. Es ist die beste Ausstattung des jugendlichen Gemüths, die sicherste Leitung." Ihm genügt es nicht die handelnden Personen oder die Schriftsteller äußerlich aufzufassen, sondern er muß sich in ein unmittelbares Verhältniß zu ihnen setzen, sich in sie hineinleben, sie sich wiedergestalten. So leben in seinem Geiste die Athener, so Demosthenes, wenn er dessen gesegnete Wirksamkeit auf seine Mitbürger als beispiellos in der Geschichte preist: so fühlt er sich selbst gleich einem römischen Plebejer; so tadelt er die eitelen Menschen, welche in höchst erbaulichen Worten über Ciceros Eitelkeit geschrieben haben: „mir thut das weh, ich liebe Cicero, wie wenn ich ihn gekannt hätte." In diesem inneren Antheile lag für ihn der stets frische Reiz: „o wie würde man die Philologie hegen," schrieb er seinem Jugendfreunde, dem Grafen Adam Moltke 1812, „wenn man wüßte, wie zauberischen Reiz es gewährt in der schönsten Vergangenheit lebendig zu weben."

Dieses Einsetzen seines eigensten Wesens bedingt auch die Eigenthümlich-

Digitized by Google

keit der Niebuhrschen Kritik. Er übt sie als ein Priester der Wahrheit. „Vor allen Dingen," schreibt er seinem jungen Freunde vor, „müssen wir in den Wissenschaften unsere Wahrhaftigkeit so rein erhalten, daß wir absolut allen falschen Schein fliehen, daß wir auch nicht das Allergeringste als gewiß schreiben, wovon wir nicht völlig überzeugt sind: wenn wir eingesehene Fehler, die schwerlich jemand entdeckt, nicht selbst anzeigen, wo es möglich ist: wenn wir die Feder niederlegend nicht vor Gottes Angesicht sagen können — ich habe wissentlich und nach strenger Prüfung, nichts geschrieben was nicht wahr ist, und weder über uns selbst noch über andere in nichts getäuscht, unsere verhaßtesten Gegner in keinem anderen Lichte gezeigt, als wir es in unserer Todesstunde vertreten können: — wenn wir das nicht thun, so machen Studium und Literatur uns ruchlos und sündig."

Nirgends hält ihn eine hergebrachte Meinung befangen, sondern er durchbricht getrost und kühn den Schleier, den Irrthum und Mißverständniß oder absichtliche Fälschung gewoben haben: es gilt ihm „das Antlitz der Dinge anzuschauen und mit freier Brust zu erforschen." Er vertritt unbedingt das Recht der historischen Kritik. Aber in ihrer Handhabung leitet ihn das subjective Ermessen. Er schreibt sich selbst, „ein richtiges und sehr schnelles Urtheil, eine fast nicht zu täuschende Leichtigkeit in Entdeckung des Falschen, Unrichtigen, Unwahren zu." Hierauf vertrauend sichtet er aus der Spreu der Ueberlieferung, was er als echtes Korn befindet, heraus und versucht „mit ahndendem Sinne" die Geschichte der vergangenen Zeiten wieder zu beleben. Der Historiker soll nicht blos richten und urtheilen, sondern er soll das Wahre herstellen. „Ich bin ein Historiker," sagt er, „denn ich kann aus dem einzeln erhaltenen ein vollständiges Gemälde bilden und weiß, wo Gruppen fehlen, wie sie zu ergänzen sind."

Unstreitig hat Niebuhr mit solchen Grundsätzen, nach denen er die römische Geschichte bearbeitet, der historischen Wissenschaft die höchsten Ziele gesteckt. Was er damit wirkte bezeugt niemand besser als Goethe. Schon das erste Erscheinen jenes Werkes begrüßte er mit warmer Theilnahme. Er rief Niebuhr zu: Weder Sie noch ich können voraussehen, was ich Ihnen alles verdanke: das tüchtig regsame ist ganz allein wohlthätig. Die zweite Bearbeitung las er, der siebenundsiebzigjährige Greis, in wenigen Tagen Abenden und Nächten von Anfang bis zu Ende durch, und erfreute sich daran als an einem Musterbilde, was Kritik denn eigentlich sei. Nach Niebuhrs Tode noch schrieb Goethe einem Freunde: so eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an; aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ists, was mich

Digitized by Google

fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren.

In dieser mit sittlicher Kraft durchgeführten Arbeit liegt das bleibende Verdienst Niebuhrs: er hat damit auf dem historischen Gebiete eine Macht ausgeübt, wie wenige Schriftsteller in ihrem Bereiche je es vermocht haben. Dem thut es keinen Eintrag, weder daß das Hauptwerk seines Lebens ein Bruchstück geblieben ist: denn in diesem ist seine Eigenthümlichkeit gerade am vollständigsten ausgeprägt, mehr als es in fortgesetzter Erzählung der Fall gewesen wäre; noch daß unsere Auffassung der römischen Geschichte und ihrer Ueberlieferung in wesentlichen Stücken von Niebuhrs Anschauungen abweicht Denn er selbst hat die Wege gezeigt, auf denen die Wissenschaft fortgeschritten ist, zu den Untersuchungen über Völker- und Stammesverwandtschaften, über Sprachen und Mundarten, über die Ausbildung des Rechts, die Würdigung und das Verständniß der Urkunden und Denkmäler, die Eigenthümlichkeit der Schriftsteller und ihr wechselseitiges Verhältniß, kurz zu jeder Operation methodischer Forschung. Wohl ist der Vorwurf begründet, den Macaulay erhebt, Niebuhr habe eine erwiesene Wahrheit nicht zu unterscheiden vermocht von einer wahrscheinlichen Vermuthung: aber er hat seinen Nachfolgern die Waffen zugerüstet, um das, was er mit reger Phantasie aufgebaut, nachzuprüfen und wo er mit kühnem Griffe ins ungewisse abgeirrt, neuen Grund zu legen und ein festes Gebäude aufzurichten. Ihm bleibt der Ruhm, der historischen Kritik die Bahn eröffnet und damit die Geschichte zur Wissenschaft erhoben zu haben.

Die geistige Spannkraft und die sittliche Energie, durch welche Niebuhr sich auszeichnete, bildeten vornehmlich seinen Beruf zum akademischen Lehrer.

Niebuhr ward erst dadurch, daß er sich zu lehren entschloß, auch Schriftsteller. „Die römische Geschichte zu schreiben," bekennt er, „hätte ich wohl nie unternommen; über sie zu lesen ist schon ein weniger verwegenes Unternehmen." Noch bevor er von Amtsgeschäften sich zurückzog, erwählte ihn im Juni 1810 die Akademie der Wissenschaften zu Berlin zu ihrem Mitgliede. In seiner Antrittsrede betonte er: nachdem Deutschland jede andere Art des Ruhms verloren hat oder absterben sieht, da die schöne Zeit unserer Dichter ihrem Abend entgegengeht, bleibt ihm noch der Ruhm höherer Gelehrsamkeit; und diesen vermag die Nation sich in den schwersten Zeiten zu bewahren." Mit verjüngter Lust betheiligte er sich alsbald an den Arbeiten der Akademie. Nach wenig Monaten, im October jenes Jahres, ward die Universität Berlin eröffnet, und Niebuhr entschloß sich, an derselben Vorlesungen über römische Geschichte zu halten. Mit der ersten Promotion, welche die philosophische Facultät durch ihren Decan Fichte vollzog, ernannte sie Niebuhr zum Doctor der Philosophie und verlieh ihm damit auch ihrerseits das gelehrte Bürgerrecht.

Die im Winter 1810 auf 1811 begonnenen Vorlesungen über römische

Digitized by Google

Geschichte setzte Niebuhr im folgenden Winter fort, bis zum Ende des ersten punischen Krieges; im Winter 1812 auf 1813 las er über römische Alterthümer, bis die Erhebung zum Freiheitskriege die Jugend aus den Hörsälen hinwegrief.

Jene ersten Vorlesungen wirkten erhebend und begeisternd auf die Zuhörer, Männer und Jünglinge, und übten die gleiche Rückwirkung auf Niebuhr selbst. Er las die ganze Vorlesung wie er sie niedergeschrieben, und Savigny bezeugt — denn auch er war unter den Zuhörern — daß „dieses Verfahren, welches in anderen Vorlesungen fast immer die Lebendigkeit des Eindrucks stört, hier von der frischesten, kräftigsten Wirkung begleitet war, wie sie sonst nur der freien Rede zu Theil wird ...“ „Die Vorlesung konnte als ein Versuch gelten, ein Werk voll neuer Gedanken noch vor dem Abdruck öffentlich mitzutheilen.“

Diese Frische prägt sich auch in dem gedruckten Werke aus, welches unter dem steten geistigen Austausche mit seinen Freunden gedieh: ein erster und zweiter Theil, die Vorlesungen des ersten Winters umfassend, erschienen 1811 und 1812. Niebuhr eignete dieses Werk dem Könige Friedrich Wilhelm III. zu und schloß die Vorrede des ersten Theiles mit den Worten: „es giebt eine Begeisterung, die von der Gegenwart und dem Umgang geliebter Personen ausgeht: eine unmittelbare Einwirkung, wodurch sich uns die Musen offenbaren, Lust und Kraft wecken, und den Blick erhellen: der ich in meinem ganzen Leben das beste, was ich war, verdankte. So verdanke ich es den Freunden, in deren Mitte ich zu lange aufgegebenen oder schwach gehegten Studien zurückkehrte, wenn es mit Erfolg geschehen ist. Dafür segne ich das geliebte Andenken meines verewigten Spalding: dafür gestattet mir Euch öffentlich Dank zu sagen, Savigny, Buttmann und Heindorf, ohne welche und unseren hingeschiedenen Freund ich mich wohl nie zu diesem Werk ermuntert gefühlt hätte, ohne deren liebende Theilnahme und belebende Gegenwart es schwerlich ausgeführt wäre.“

Die Erinnerung an jene Berliner Vorlesungen brachte Niebuhr nach Jahren noch auch „die Bilder froher Tage mit sich, und liebe Schatten steigen auf.“ Sie leitete ihn, nach der Heimkehr aus Italien und dem schließlichen Rücktritt von den Staatsgeschäften, bei der Wahl seines Wohnsitzes in Bonn und erweckte in ihm den freien Entschluß, an der jungen rheinischen Hochschule zu lehren. Er eröffnete seine Vorlesungen im Mai 1825 und las seitdem, mit Ausnahme des Sommers 1828, bis zu seiner letzten Krankheit, während ei Semester, bis zu sechs Stunden wöchentlich, im Sommer 1829 bis zu drei Stunden hinter einander. Er behandelte die griechische Geschichte seit der Schlacht bei Chaeronea, die alte, die römische Geschichte, die römische Kaiser-

Digitized by Google

zeit — eine Periode, die seinem Sinne am wenigsten entsprach — einmal die Geschichte des Revolutionszeitalters seit 1789.

Diese Vorträge, welche nach Niebuhrs Tode aus Heften seiner Zuhörer gedruckt sind, tragen einen wesentlich anderen Charakter als die Berliner Vorlesungen. Sie beruhten nicht auf einer schriftlichen Durcharbeitung des Gegenstandes, sondern Niebuhr hielt sie vollkommen frei, nur nach vorläufigem Besinnen und Disposition, höchstens auf ein Blatt mit einigen Notizen und Citaten gestützt. Es ergaben sich daraus mancherlei Mängel und Irrthümer, aber wie Niebuhr sich in diesen Vorträgen mit innerem frischem Vergnügen erging, so zündeten sie auch unter der Jugend, von vorn herein unter mächtigem Zudrange, fort und fort unter ermunternder Theilnahme der besten Commilitonen der Universität. Niebuhr selbst verdankte diesen Vorträgen, neben denen er seine römische Geschichte umarbeitete, erhöhtes Leben, wie er im December 1826 in der Vorrede zur zweiten Ausgabe bezeugte: „Was Pyrrhus seinen Epiroten sagte, „„ihr seid meine Schwingen““, das fühlt der eifrige Lehrer vor Zuhörern, die er liebt, und die mit ganzer Seele an seinen Reden Theil nehmen. Nicht nur das Bestreben, ihnen klar zu sein, ihnen nichts, was zweifelhaft sein könnte, als Wahrheit mitzutheilen, beschleunigt die Forschungen: der Anblick ihrer Versammlung, die persönliche Beziehung zu ihnen, wecken tausend Gedanken mitten in der Rede.“ Es galt hierbei nicht blos wissenschaftliche Belehrung, sondern ebenso sehr sittliche Erhebung der jugendlichen Gemüther, vor allem in den Vorträgen über die jüngstverflossene Zeit, die er mit Worten schloß, welche in ihrem strengen Ernste ihres Eindrucks nicht verfehlten: „Es muß in allen Deutschen das Gefühl eines Vaterlandes sein: dadurch kann die Einheit eines Staates ersetzt werden. Jeder der diese innere Einheit stört, der zu einem Gegensatze beiträgt, ist der größte Feind, den die Deutschen haben können, und sie müssen sich gegen ihn erklären: Hebe dich weg!“

So hat Niebuhr sich ein unvergängliches Gedächtniß gestiftet. Nach jeder Richtung hat er anregend und erweckend wie auf die Studirenden so auf die Lehrer eingewirkt. Er ermunterte Simrock zur Uebertragung des Nibelungenliedes in die neuhochdeutsche Sprache. Mit seinem Freunde Brandis begründete er das Rheinische Museum für Philologie, Geschichte und griechische Philosophie: er unternahm die Herausgabe der Sammlung byzantinischer Historiker, welche leider nicht so, wie es in seinem Plane lag, durchgeführt worden ist.

Niebuhrs letztes Lebensjahr ward getrübt durch den Brand seines Hauses, in welchem er vor kurzem erst sich behaglich eingerichtet hatte, die Zerstörung so mancher ihm unersetzlichen Schriftstücke und Kunstwerke, durch anhaltende Körperleiden seiner Gattin, welche ihn nur wenige Tage überleben sollte,

Digitized by Google

durch eigene Kränklichkeit und durch lange Sorgen um die Zukunft des Vaterlandes. Der Umsturz des Thrones der Bourbonen durch die französische Julirevolution erschreckte ihn: in krankhafter Aufregung fürchtete er, wie er in der Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten Theiles seiner römischen Geschichte aussprach, von dem abermals entfesselten Dämon der Revolution Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft, eine Verwilderung, welche lange Jahre hinaus Musen und Gelehrsamkeit ganz verscheuchen werde. Zu diesen schlimmen Ahnungen kam der Kummer über Mißverständnisse mit seinen wertheſten Freunden in der Beurtheilung jener Ereignisse, mit Stein und dem bisher innig mit ihm verbundenen Dahlmann. In so trüber Stimmung raffte eine kurze Krankheit ihn am 2. Januar 1831 hinweg.

Niebuhrs römische Geschichte, die Arbeit seines Lebens, ist unvollendet geblieben, aber in dem, was er geschaffen und gelehrt hat, ist eine reiche Saat ausgestreut, welche treulich zu hegen und zu pflegen die Aufgabe der philologischen und historischen Wissenschaft ist. Mögen ihre Jünger stets die lautere Wahrheitsliebe und die hingebende Selbstverleugnung im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes sich zum Vorbilde nehmen: dies ist das schönste Denkmal, welches wir diesem edlen Manne widmen können.

Aus Assurbanipals Bibliothek.

Von Moriz Carriere.

Als im Jahr 606 vor Christus die verbündeten Streitkräfte der Babylonier und Meder Ninive zerstörten, da geschah es in gerechtem Zorn über die vielhundertjährigen Raubzüge der assyrischen Heere; für uns aber retteten sie Denkmale des Alterthums, die uns nur dadurch erhalten blieben, daß der Schutt der Decke und der Mauern die Bildertafeln begrub, welche von den Thaten und Jagden der Könige Zeugniß geben und uns die Kunstweise jener Zeit veranschaulichen. Zu ihnen haben sich nun auch Bücher gesellt, Thontafeln, in welche Keilschriften eingeritzt sind; sie füllen einen der Säle des vorletzten Herrschers Assurbanipal, sie bildeten die Bibliothek, die er sich anlegte, Sammlungen der Vorgänger erweiternd, und bestehen weit weniger aus Schriftwerken seiner Zeit als vielmehr aus Aufzeichnungen alter Sagen, Gesänge und Beschwörungen; daneben enthalten sie Gesetze und Geschichtsurkunden und manches Mathematische und Naturwissenschaftliche. Vieles ist zugleich in akkadischer und assyrischer Sprache nebeneinander erhalten, und

Digitized by Google

ſo gewinnen wir Kunde von Akkad, das bereits ein Culturland war, als Semiten in Meſopotamien einwanderten und das Volk ihrem Reich zu Babylon anfügten.

Namentlich der Franzoſe Lenormant hat ſich hier in ſeinen Büchern über die Magie, über die Anfänge der Cultur das Verdienſt erworben uns aus den originalen Quellen zu unterrichten, daß die Religion der Akkadier ein turaniſcher Geiſterglaube war. Dämonen, dunkle und lichte, hauſten in der Wüſte, in den Eingeweiden der Erde, in den Wolken des Himmels; Erdbeben, Mißwachs, Krankheit, böſes Wetter waren das Werk der ſchadenſtiftenden; durch Zauberformeln ſuchte man ſie zu beſchwören und die Hülfe der guten Geiſter gegen ſie aufzurufen. Talisman, Amulete ſollten durch eingegrabene Zeichen und Sprüche die heilbringenden Dämonen heranziehen, die unholden abhalten. Ueber beiden herrſchte die dreifache Gottheit des Himmels, der Erde, der Unterwelt; zwiſchen der Gottheit und den Menſchen nahm man einen Mittler an, der die Wünſche der Menſchen emporträgt und ihnen den Willen der Gottheit offenbart, die himmliſchen Güter austheilt. Neben den Prieſtern, die den Zauber im Dienſte Gottes und zum Wohl der Menſchen übten, ſtanden die Hexen und Hexenmeiſter, die mittelſt ſchwarzer Magie mit den böſen Dämonen ein Bündniß hatten und Schaden übten. Dieſer hier formulirte Aberglaube hat ſich ja bis in die neuere Zeit forterſtreckt.

Neben den akkadiſchen Uranſchauungen entwickelten ſich die ſemitiſchen in Babylonien. Sie ſahen in El, dem Starken, den Einen und Höchſten, der über allem thront, den Alten der Tage, den Ewigen, den Guten. An verſchiedenen Orten wurde die Gottheit unter verſchiedenen Namen und Symbolen angebetet. Der Gott zu Nipar hieß Bel, der Herr und die Leuchte der Welt; der zu Erech hieß Anu, der Ewige; in Ur waltete Sin, der Mondgott, aber keine bloße Naturmacht, wenn der letzte König des altbabyloniſchen Reichs zu ihm betet: „Lege die Verehrung deines Weſens in das Herz meines Erſtgeborenen, daß er nicht in Sünde willige, noch Untreue begünſtige.“ Samas in Larſa und Sippara iſt der Sternengott, ein Kreis mit dem Centrum (⊙) ſein Zeichen, das noch heute bei uns gilt. Bin donnert als der Herr der Höhe im Gewitter. Es ſind verſchiedene Namen des Einen nach verſchiedenen Seiten ſeines Wirkens, die an den Cultusſtätten hervorgehoben wurden. So ſpricht auch der hebräiſche Gottesname Elohim als Mehrheit das Eine in der Mannichfaltigkeit aus. Die Götter können zuſammenfließen, wenn ſie etwas anderes ſind, als die ſichtbaren Dinge, als die Sonne, der Stern Saturn, oder das Waſſer, nämlich die ideale Macht, die ſich in dieſem Leuchten der Welt offenbart, oder die im Feuchten wirkſam iſt und bei Mondſchein die Erde mit Thau tränkt, daß die Pflanzen gedeihen.

Um das Jahr 2000 vor unſerer Zeitrechnung wurden die Provinzen zu

Digitized by Google

einem Reich vereint und bildeten die Priester ein gemeinsames Götterſyſtem. El blieb an der Spitze, die besonderen Stammesgötter wurden unter ihm wie Ausſtrahlungen seines Wesens, Personificationen seiner Eigenschaften und Wirkungsphären beibehalten. Die klaren Nächte in der babyloniſchen Ebene führten zur Beobachtung der Geſtirne, die in verſchiedenen Stockwerken verjüngt aufſteigenden thurmartigen Tempel waren zugleich Sternwarten. Die Sterne galten für Träger der Weltordnung, für Verkündiger des Götterwillens; die Sonne, der Mond, die Planeten traten in den Kreis der Götter ein. Die Aſtrologie ſuchte aus dem Stand der Geſtirne die irdiſchen Dinge abzuleiten, die Geſchicke zu deuten und zu weiſſagen. Sie ward in Babylon ausgebildet und mit dem akkadiſchen Dämonenglauben und der Magie verbunden. Die Welt war ein organiſches Ganzes, von Geiſtern durchwaltet, von Gott und ſeinen Untergöttern regiert; die böſen Dämonen wurden nun Vollſtrecker göttlicher Strafgerichte.

Als Georg Smith aus den Backſteinen die Sündfluthsſage entzifferte, erſchien ſie wie das Bruchſtück einer epiſchen Dichtung, ebenſo die Erzählung von der Höllenfahrt der Göttin Iſtar (Aſtarte), die Schrader ins Deutſche überſetzte. Neuerdings hat Smith als Chaldean Genesis all die Bruchſtücke zuſammengeſtellt und veröffentlicht, die als die Lehre von der Schöpfung, als die Ueberlieferung von der Urzeit der menſchlichen Geſchichte eine nahe Verwandtſchaft mit der hebräiſchen Geneſis, dem erſten Buch Moſes erkennen laſſen, und Friedrich Delitſch giebt ſoeben eine autoriſirte Ueberſetzung mit den Photographien und Holzſchnitten des Originals und mit eigenen Erläuterungen heraus.*) Wir erſehen daraus, daß Beroſus, der die Griechen nach Alexander dem Großen mit Babylon bekannt zu machen ſuchte, ganz gut unterrichtet war. Ich theile das Weſentliche mit.

Soweit Thontafeln erhalten und geleſen ſind, erſehen wir, daß mancherlei Ideen über Weltbildung bei verſchiedenen Prieſterſchaften neben einander herliefen und verbunden wurden, ähnlich wie ja auch das erſte Buch Moſes zuerſt Mann und Weib zugleich geſchaffen werden läßt und dann einen anderen Bericht anfügt, nach welchem Eva aus Adams Rippe gebildet wird. Auf einem Backſtein nun heißt es: „Als der Himmel oben noch nicht erhoben war und auf Erden noch keine Pflanze wuchs, da war ein wüſtes Gewoge die Urmutter von allem.“ Zunächſt treten nun die Götter des Himmels, der Erde, des Waſſers hervor. Aber es fehlen die nächſten Tafeln, und ſpäter folgt: „Es war herrlich alles was die großen Götter thaten; ſie ordneten die

*) George Smiths chaldäiſche Geneſis. Keilſchriftlicher Bericht über Schöpfung, Sündenfall, Sündfluth, Thurmbau und Nimrod. Autoriſirte Ueberſetzung von Hermann Delitzſch. Nebſt Erläuterungen und fortgeſetzten Forſchungen von Friedrich Delitzſch. Leipzig, Hinrichsſche Buchhandlung. 1876.

Digitized by Google

Sterne, die das Jahr und die Monate regieren, und wiesen den Wandelsternen ihre Bahnen an." Noch aber schwimmt die Erde auf dem wüsten Gewoge und Schranken sind gezogen, daß es nicht über sie hereinbricht; aber Gott läßt es wallen im Abgrund und wie eine Riesenblase steigt der Mond empor zu erleuchten die Nacht bis der Tag anbricht. Am siebenten Tag steigt die Sonne aus der Tiefe hervor, herrlich gebildet, die Ordnerin der Welt. Wiederum heißt es: „Erfreulich waren die lebendigen Wesen als die Götter sie schufen, Thiere des Feldes, und alles was auf Erden kriecht." Leider fehlt bis jetzt die Schöpfung des Menschen; aber erhalten ist Gottes Anrede an den Neugeschaffenen: „Du sollst alle Tage Deinen Gott anrufen und ihm dienen, und heilig sein in der Furcht Gottes." Dann zürnen die Götter, daß der reingeschaffene Mensch gefallen ist. Die strafenden Götter fluchen den Menschen alle die Uebel an die unser Geschlecht bedrängen: Zank in der Familie, Tyrannenherrschaft, fruchtlose Arbeit und erfolglose Gebete, Sündenschuld und Krankheit. Dann wird des Drachen aus dem Abgrund gedacht, der als der Geist des Chaos erscheint, aus welchem die geordnete Welt durch Götterwillen hervorgegangen; die Schlange in der Bibel entspricht ihm wohl. Noch lesen wir nichts von einem Baum des Lebens, aber die Bildwerke zeigen ihn, altbabylonische Siegel wie assyrische Tempelwände. Es ist die Cypresse, die als Symbol des ewigen Lebens auch Särge schmückt. Alterthümlich sind Stamm und Zweige einfach gezeichnet; dann wird das Ganze ornamentartig stilisirt, wie wenn die Zweige aus Bändern geschlungen wären. Anderwärts aber scheint das Strahlenhaupt der Sonne auf der Krone des Lebensbaumes zu ruhen, und das Bild des höchsten Gottes schwebt geflügelt über ihm. Ich erinnere an den Hom der Iranier, an die Esche Ygdrasil der Germanen, an die goldenen Aepfel der Hesperiden bei den Griechen. Der Baum scheint das Symbol des Naturlebens. Ist es der Baum des Lebens oder der Erkenntniß und ist es ein Bild des Sündenfalls, wenn auf einem altbabylonischen Cylinder ein Baum in der Mitte steht und rechts und links ein Mensch sitzt und nach den Früchten langt? Der verschiedene Kopfputz scheint Mann und Frau zu bezeichnen, hinter der einen Figur ringelt sich eine Schlange; alles ist roh eingekritzelt wie Plankenmänner der Kinder.

Eine andere Tafel redet von einem Streit der Götter mit dem Drachen der Finsterniß und seinen Dämonen; es ist zweifelhaft, ob dieser Kampf dem Sündenfall der Menschen vorausging oder folgte; aber das ist klar, daß die Babylonier den Grund legten, auf welchem die christliche Phantasie fortbaute bis Milton sein gewaltiges Gedicht schuf. Der Kampf Bels mit einem geflügelten Unthier ist öfters bildlich dargestellt. Der Kampf des Erzengels Michael mit dem Drachen in der Offenbarung Johannes scheint ein Nach-

Digitized by Google

klang davon. Auf dem Thontäfelchen heißt es, daß der Gott mit Schwert und Bogen heranzieht, daß die vier Winde ihm hülfreich zur Seite stehen, daß die Reihen der Feinde durchbrochen, ihre Waffen zerschmettert werden; ihre Kraft wird in Bande geschlagen, ihr Werk hat ein Ende mit Schrecken genommen. Anderwärts ist ein Gott Zu genannt, der will Bel gleich sein, greift nach dessen Krone, raubt dessen Herrscherstab, und will selber der Höchste sein. Aber er muß hinwegfliehen in die Wüste, um sich zu verbergen; er kommt unter den Göttern nicht mehr vor; er scheint in den Raub- und Sturmvogel verwandelt worden zu sein, welcher den Namen Zu trägt.

Berosus berichtete in Bezug auf die große Fluth, daß Xisuthrus im Traum die göttliche Weisung erhielt, ein Schiff zu bauen für sich und seine Kinder und Verwandten, wie für Thiere und Vögel. Die Fluth kam. Als sie nachließ, sandte Xisuthrus Vögel aus. Da sie nirgends Speise noch einen Ruheort fanden, kehrten sie zurück. Nach einigen Tagen kamen andere mit Lehm an den Füßen wieder. Die zum drittenmal ausgeflogenen Vögel blieben draußen. Da erkannte Xisuthrus, daß das Land wieder zum Vorschein gekommen. Sein Schiff stand auf Bergeshöhe. Er stieg aus mit den Seinen, errichtete einen Altar und opferte. Er ward entrückt zu den Göttern und eine Stimme aus der Höhe ermahnte die Zurückgebliebenen zur Frömmigkeit. Dieser Bericht findet seine Bestätigung in einer Episode aus dem Epos von Izdubar. Daß ein solches vorhanden war und in ansehnlichen Ueberresten uns vorliegt, ist wohl das Wichtigste für die Geschichte der Poesie in diesen Funden. Da die Semiten in Babylon im Unterschiede von den Arabern und Hebräern durch ihre Verschmelzung mit den Akkadiern zu einer ausgebildeten Mythologie gekommen, so waren auch zur Entwickelung der Heroensage und zum volksthümlichen Epos die Bedingungen gegeben. Göttermythen, die ursprünglich ihre Naturgrundlage hatten, konnten auf Helden niederschlagen, die an sie erinnerten, die sich zu ihren Trägern eigneten, zumal wenn aus den an verschiedenen Orten geübten Culten eines Gottes nun eine Gestalt desselben die allgemein angenommene ward, und Localsagen damit in der Luft schwebten. So sind aus Sonnengöttern die Sonnenhelden Simson und Herakles, Perseus und Siegfried geworden, so Izdubar bei den Babyloniern. Das Sonnenleben, als menschliche Thaten und Schicksale dichterisch aufgefaßt, verschmolz mit einem Helden, der einen Usurpator schlägt, ein Reich gründet; Georg Smith sieht den Nimrod in ihm; ein riesiger gewaltiger Jäger, ein Löwensieger ist auch Izdubar, und zu verwundern wäre außerdem, daß von dem Nimrod, den die Bibel an die Spitze der babylonischen Geschichte stellt, im Lande selbst bis jetzt kein Bildwerk und keine Kunde aufgefunden worden. Der Löwenbändiger aber mit dem krausen Bart und den dichten Locken, die an Simson und das Strahlenhaar der Sonne gemahnen, ist häufig

Digitized by Google

auf großen Steinplatten wie auf kleinen Cylindern dargestellt. Und wenn die Bibel sagt, daß Nimrod sich Babel, Erech, (Uruk) Akkad, Kalneh im Lande Sinear unterwarf, so gründet gerade dort auch Izdubar seine Herrschaft; er eint die noch vereinzelten kleinen Fürstenthümer zu einem Reich. Ebenso wissen wir von elamitischer Obergewalt in Mesopotamien, und Humbaba, der Gegner, den Izdubar bezwingt, erinnert an den elamitischen Götternamen Humba.

Izdubar hat nun einen Traum, daß die Sterne des Himmels ihm auf den Nacken fallen und ein fürchterliches Ungethüm mit Löwenklauen gegen ihn aufsteht. Den Traum zu deuten sucht er den weisen Heabani auf, und dieser, um Izdubars Kraft zu prüfen, läßt einen Tiger gegen ihn los; Izdubar überwindet das wilde Thier, und Heabani wird sein Freund und Genosse. Sie ziehen vereint gegen Humbaba, um Babel von dessen Gewalt zu befreien. Der haust in einem dichten Wald. Die beiden aber dringen siegreich vor. Izdubar baut einen Altar und betet zum Sonnengott um Beistand im Kampf. Sie finden im Walde die ummauerte Burg Humbabas, sie pochen an die Pforte, er läßt einen Sturm aus seinem Munde gegen sie hervorbrausen, leider fehlt die Schilderung des Kampfes und Sieges bis auf wenige Worte: „Izdubar schärfte seine Waffe; wie ein Stier sprang er gegen den Feind: erschlug ihn und setzte sich die Krone auf das Haupt." Nun erhob die Istar, die Göttin, die hier zur Göttertochter und Fürstin geworden, ihre Augen liebend zu Izdubar: „Ich will Dich zum Gemahl nehmen, Dein Schwur soll mein Band sein, Du sollst mein Mann und ich will Dein Weib sein. Du sollst in goldenem Wagen fahren und Fürsten und Herren von den Bergen und der Ebene sollen Dir huldigen, die Wellen des Euphrat sollen Deinen Fuß küssen." In der Antwort des Helden wird uns die allbezwingende Macht der Liebesgöttin kund; aber Izdubar verschmäht sie. Ob ein Mythus von der Liebe des Mondes zur Sonne, vom Sonnengott, der sich der Werbung der Mondgöttin entzieht, hier zu Grunde liegt? „Dumuzi war Dein Gatte und Land um Land trauert um ihn und beklagt seine Liebe," erwiedert Izdubar und wir erkennen hier den kleinasiatischen Thamuz, den Adonis der Griechen, die Blüthe des Frühlings, der schnell hinwelkt in seiner Jugend; „Du liebtest den wilden Adler und zerbrachst seine Schwingen; Du liebtest den Löwen und rissest ihm die Klauen aus; Du liebtest das stolze Kriegsroß, Deine Liebe ward ihm nicht süß, stürmisch war sie und erschütternd; Du liebtest den Herrscher dieses Landes und zertrümmertest seine Waffen. Jeden Tag machte er sich Dir mit Gaben zu eigen; Du verwandeltest ihn in einen Panther, seine eigene Stadt trieb ihn fort und seine Hunde bissen ihm Wunden. Du liebtest Usulanu, den Dienstmann Deines Vaters, und unterwarfst ihn Deinem Willen; er widerstand Deiner Grausamkeit und

Digitized by Google

Du schlugst ihn und machtest ihn zum Steinpfeiler, und da steht er fest und kann sich nicht bewegen. So willst Du auch mich lieben und mir thun wie ihnen." Und Istar klagt ihren Eltern, den Göttern im Himmel, daß Izdubar ihre Schönheit verachte und ihren Reiz verschmähe. Sie erbittet sich einen Stier, um diesen gegen ihn zu senden, aber Izdubar bezwingt denselben. Sie flucht dem Helden, aber Heabani schneidet das Glied des Stieres ab, wirft es ihr vor die Füße und wendet den Fluch gegen sie selbst. Bildwerke zeigen Heabani, wie er den Stier an Horn und Schweif hält, während Izdubar dem hochaufgerichteten das Schwert in die Brust stößt. Izdubar empfängt die Huldigung des Volkes und giebt ein Freudenfest in seinem Palast. Istar aber beschließt hinabzusteigen in die Unterwelt. Sie ruft: „Ich breite meine Schwingen aus wie ein Vogel, ich steige hinab ins Haus der Finsterniß, das seinen Eingang hat, aber keinen Ausgang, zur Straße, von der Niemand wiederkehrt, zum Hause, dessen Bewohner nach Licht verlangen, wo Staub ihre Nahrung ist und Moder ihre Speise. Gleich befiederten Vögeln schwirren die Geister durch die Gewölbe, und Licht ist nimmer dort, sie wohnen im Düstern. Dort hausen die Helden der Vorzeit, dort die Ungeheuer der Tiefe bei den Herrschern der Unterwelt." So beschließt Istar, gequält von Eifersucht und unerwiederter Liebe. Nun steigt sie hinab nach dem Lande ohne Heimkehr, deß Eingang ist ohne Ausgang, wo das Licht nicht geschaut wird und die Geister wie Vögel im Düstern die Gewölbe durchschwirren; auf der Thür und ihrem Getäfel liegt dicker Staub. Sie spricht zum Wächter des Wassers am Thor:

Oeffne Deine Pforte, denn traun eintreten will ich.
Wenn Du nicht öffnest die Pforte und ich nicht kann eintreten,
So zertrümmr' ich die Pforte, zerbrech' ich die Riegel,
Zertrümmre die Schwelle, zerschlage die Thore;
Rege auf die Todten, die verzehren die Lebendigen,
Mehr denn der Lebenden soll werden der Todten.

Der Wächter meldet das der Fürstin der Unterwelt, welche die Pforte öffnen heißt:

Das erste Thor ließ der Wächter sie durchschreiten, trat ihr entgegen, nahm die große Krone ihr vom Haupt.
„Warum, Wächter, nimmst Du die große Krone mir vom Haupt?" —
„Tritt ein, Herrin, denn die Fürstin der Erde hält es also mit ihren Besuchern."

So wiederholt sich Rede und Gegenrede an den fünf anderen Thoren, wo der Wächter der Göttin nach einander ihre Ohrringe, ihr Halsgeschmeide, ihren Prachtmantel, ihren Leibgürtel, ihre Arm- und Fußspangen abnimmt — echt episch in dieser Gleichmäßigkeit, aber so unmittelbar und oft nach einander für uns doch ermüdend. Dann gehts weiter:

Digitized by Google

Das ſiebente Thor ließ er ſie durchſchreiten, trat entgegen ihr, nahm das Wams ihres Leibes ihr ab.
„Warum, Wächter, nimmſt das Wams meines Leibes Du mir ab?"
„Tritt ein, Herrin, denn die Fürſtin der Erde hält es alſo mit ihren Beſuchern."

Die Fürſtin der Erde that ihren Mund auf und verkündete ihrem Diener den Befehl, daß Iſtar büßen ſolle durch Krankheit der Augen, des Herzens, des Kopfes, bis eingefordert ſei alle Schuld. Aber während die Liebesgöttin ſo in der Unterwelt weilt, befruchtet weder der Stier die Kuh, noch der Eſel die Eſelin, und der Herr vereint ſich nicht in Liebe mit der Sklavin. Der Sonnengott, der Mondgott aber meldet das dem Götterkönig, und dieſer ſchafft ſofort einen Götterboten, den Aſſuſunamir, daß er zur Fürſtin der Unterwelt gehe, ihr Schweigen gebiete, die Iſtar zurückfordere. Jene iſt darüber ſehr unwillig:

Fort, Aſſuſunamir, ins große Gefängniß!
Kehricht der Stadt ſei Deine Speiſe,
Jauche der Stadt ſei Dein Getränke,
Eine Schattenwohnung ſei Dein Prachtgemach,
Hunger und Durſt mögen Deine Kinder verzehren!

Allein die Götter unterhalten ſich nicht blos und fühlen gleich den Menſchen Luſt und Leid, wie bei den Indiern und den Griechen im Epos, die Göttin der Unterwelt iſt auch dem Oberhaupte aller unterthan, und ſo erklärt ſie denn ſchließlich ihrem Diener:

Geh hin, Namtar, zerſchmettre den Palaſt des Gerichts,
Die Säulen zertrümmre mit Steinhämmern;
Den Genius der Erde führe hinaus, ſetze ihn auf den goldenen Thron;
Iſtar beſprenge mit dem Waſſer des Lebens, bringe ſie weg von mir!

Schrader verſteht dieſe Stelle ſo, daß ſie bedeute: Wenn Iſtar zurückkehren darf, dann mag der Palaſt der Gerechtigkeit zerfallen, dann wird das alte Recht gebrochen. Die Genien der Erde werden auch ſonſt als unterirdiſche Mächte den Göttern der Oberwelt gegenübergeſtellt. Namtar folgt dem Gebote ſeiner Fürſtin:

Aus dem erſten Thor ließ er heraus ſie treten, ſtellte ihr wieder zu das Wams ihrer Hüften;
Aus dem zweiten Thor ließ er heraus ſie treten, ſtellte ihr wieder zu die Spangen ihrer Hände und Füße;
Aus dem dritten Thor ließ er heraus ſie treten, ſtellte ihr wieder zu den Leibgürtel, beſetzt mit Edelſteinen;
Aus dem vierten Thor ließ er heraus ſie treten, ſtellte ihr wieder zu ihren Prachtmantel;
Aus dem fünften Thor ließ er heraus ſie treten, ſtellte ihr wieder zu ihr Halsgeſchmeide

Digitized by Google

Aus dem sechsten Thor ließ er heraus sie treten; stellte ihr wieder zu ihre Ohrringe;
Aus dem siebenten Thor ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu die große Krone ihres Hauptes.

Ob Istar ihre Sache vollführte, wissen wir nicht, doch scheint es so; denn Izdubar kommt in große Bedrängniß. Er hat wieder erschreckende Träume, er muß den Tod Heabanis beklagen, der ihm als Berather treu zur Seite gestanden. Er sucht seinen Ahnherrn Sisit, der um seiner Frömmigkeit willen zu dem Himmel der Götter emporgehoben ward. Er trifft auf seiner Wanderung Ungeheuer, deren Fuß in der Unterwelt steht, deren Haupt in den Himmel ragt; sie lenken und bewachen der Sonne Auf- und Untergang, halb Menschen, halb Skorpionen, wie auch ein Siegel sie abbildet. Von ihnen erkundet er den Weg nach dem Lande der Seligen. Er schreitet durch eine Sandwüste und kommt in eine Gegend, wo Bäume mit Juwelen statt mit Früchten beladen sind. Erkrankt will er von Sisit erfahren, wie dieser das ewige Leben erlangt habe. Er kommt an das Wasser, das die Seligen von der Erde scheidet, baut ein Schiff und fährt anderthalb Monate lang, bis er jenseit eines Stroms den Schlafenden findet, — man fährt übers Meer ins Land der Abgeschiedenen, und von den Lebendigen trennt sie ein Strom, über dessen Gerichtsbrücke die Seelen wandern müssen. Sisit verkündet: der Tod ist allgemein. Dann erzählt er die Geschichte von der Fluth und wie er dabei unsterblich geworden. Der Gott Hea zeigte ihm an, daß er die Menschen um ihrer Sünden willen verderben will, und heißt ihn ein Schiff rüsten um sich zu retten. Er läßt seine Familie, seine Knechte und Mägde, seine Hausthiere und das Wild des Feldes in das Schiff eingehen. Es begann ein Gewittersturm und fegte alles Lebende vom Angesicht der Erde. „Ein Bruder sah den andern nicht, des Volks ward nicht geschont; die Götter im Himmel fürchteten sich und suchten einen Schirm, sie legten sich auf den Boden wie Hunde, die ihre Schwänze einziehen. Wehklagend sprach die Göttin Istar: Ich habe den Menschen erzeugt, und ließ ihn nicht wie die Kinder der Fische das Meer füllen. Und es weinten mit ihr die Götter auf ihren Thronen, verhüllt waren ihre Lippen vor dem kommenden Unheil. Sechs Tage hatte der Sturm die Oberhand, am siebenten legte sich das Wetter. Ich wurde durch den See getragen, wie Schilf schwammen die Leichen der Uebelthäter. Ich that ein Fenster auf und das Licht brach herein, ich saß still und über meine Zuflucht kam Ruhe.“ Wir erkennen deutlich hier die Form des Parallelismus, wie bei den Hebräern. Der Berg Nizir hält dann das Schiff auf; eine Taube, eine Schwalbe läßt Sisit fliegen, sie finden nicht wo sie ruhen können und kommen wieder, aber ein Rabe schwärmt hinweg und bleibet aus, denn er sah die Aeser auf dem Wasser schwimmen und setzte sich fressend auf sie. Sisit baut einen Altar auf dem Gipfel des Ber-

Digitized by Google

ges, entläßt die Menschen und Thiere und bringt ein Opfer. Und Hea spricht zu Bel dem Krieger: „Du Fürst der Götter, Kriegsgott, wenn Du zürnest schaffst Du ein Wetter; der Sünder sündigte, der Frevler frevelte; soll der Uebermüthige nicht gebrochen, soll der Gefangene nicht erlöset werden? Schaffe kein Wetter mehr, sondern laß lieber die Löwen sich vermehren, um die Menschen zu vermindern; schaffe kein Wetter mehr, sondern laß lieber die Leoparden sich vermehren, um die Menschen zu vermindern; schaffe kein Wetter mehr, laß lieber Hungersnoth und Krankheit das Land zerstören und die Menschen vertilgen." Bel reinigt die Erde, macht einen Bund mit Sisit und führt ihn und die Seinen von dannen an die Mündung der Ströme.

Nachdem Sisit dies erzählt, taucht er Izdubar, der an einer Hautkrankheit litt, in die See, und des Helden Haut ward wieder schön. Er baute zum Andenken ein Mal von Steinen und kehrte wieder in seine Heimat. Der ursprüngliche Sonnenmythus läßt den Gott die Zeichen des Thierkreises durchwandern, mit ihnen kämpfen und verkehren; er erkrankt im Zeichen des Wassermanns, der Winterhimmel ist seine kranke Haut, die nach dem verjüngenden Bad im Frühling ihren Glanz wiedergewinnt. Die Fluthsage selbst ist also schon bei den Babyloniern sittlich gedeutet, das Verderben im Strafgericht über die Sünden der Menschen; daher Sündfluth, nicht neumodisch Sintfluth als große Fluth! Und so soll auch nach den assyrischen Tafeln keine zweite derartige Fluth wiederkommen. Ebenso ist das Ausfliegen der Vögel gemeinsam mit der hebräischen Erzählung. Sisit ist Xisuthrus bei Berosus; während er zu den Göttern entrückt wird, wie der biblische Henoch, ist Noah selbst der zweite Stammvater der Menschheit.

Wieder eine Thontafel läßt uns in die Heroensage blicken, die sich an den ersten König Sargon knüpft, den Berather glückspendender Dinge; da sagt er selbst: Meine Mutter ward schwanger, meinen Vater habe ich nicht gekannt, sein Bruder bedrückte das Land. Am Ufer des Euphrat empfing sie mich und brachte mich zur Welt an verborgener Stätte. Sie legte mich in einen Binsenkorb und befestigte den Deckel mit Asphalt; sie vertraute mich dem Flusse, dessen Wasser nicht über mich kommen konnten. Der Fluß trug mich zu Akki, dem wasserziehenden Manne (am Schöpfrade). Der nahm mich auf in der Güte seines Herzens und erzog mich wie seinen Sohn. Er setzte mich ein als Gärtner, und Istar ließ mich in meinem Beruf gedeihen. Nach Verlauf von fünf Jahren bemächtigte ich mich der Königsgewalt." Die Aehnlichkeit mit der Kindheit von Moses und Romulus, Perseus und Siegfried ist unverkennbar. Dichternamen sind auf dem Thontäfelchen nicht genannt; dafür setzen die Schreiber gern ihren Namen bei. Indeß ein Gedenkstein des Königs Merodach Baladan (um 1300) bestätigt die Schenkung eines Grund-

Digitized by Google

stücks an Nahu-nadin-achi für seine Lobgesänge zu Ehren der Götter und des Königreichs.

Neben diesen Mythen und epischen Dichtungen haben sich auch Bruchstücke von Fabeln erhalten, in denen das Roß, der Stier, der Schakal, der Adler redend und handelnd auftreten.

Dann sind akkadische Hymnen aus der Zeit vorhanden, wo die Verschmelzung der Religionen vollzogen war; auch sie lassen den Parallelismus als poetische Form erkennen. Da wird der Mondgott begrüßt, der Erleuchter der Erde, als der Gute, der Fürst der Götter, ein Beweis, wie in jedem Gott der Eine, Höchste angeschaut ist; er bestimmt die Schicksale für ferne Tage und spendet Leben und alle Güter. Er heißt das unerschütterliche Haupt, deß Herz nicht lange zürnt, von welchem aber der Ausfluß seiner Segnungen nimmer zur Ruhe kommt. Dann heißt es weiter: „Durch Deinen Willen breitest Du aus die Weite des Himmels und machest glücklich die Erde; durch Deinen Willen bestehen Recht und Vertrag, Du richtest auf das Gesetz über die Menschheit.“ So wird das Walten Gottes in der Natur und in der sittlichen Weltordnung tief und edel erfaßt. Der Sonnengott wird als Schiedsrichter im Himmel und auf Erden gefeiert, der die Wahrheit und die Lüge kennt. Von Marduk, dem Jupiter, heißt es: Er wendet sich zum Meer und die Woge ebnet ihre Wallung; er wendet sich zur Blume, und sie schießt in Samen. Sein Wille gilt im Himmel und auf Erden. Er wird angerufen als der Barmherzige, der die Todten zum Leben zurückführt, daß er den Himmel und die Erde, daß er die Lippe des Lebens fest mache.

Es ist vielfach ein verwandter Ton wie in den Psalmen der Hebräer. Gleich diesen hatten die Babylonier einen Tempeldienst mit Gesang und Musik.

Im Anschluß an die babylonische und akkadische Poesie verdanken wir der Keilschriftentzifferung Eberhard Schraders nun auch Proben assyrischer Lyrik. So zwei kurze innige Gebete:

Gott, Du mein Schöpfer, ergreife meine Arme,
Leite meines Mundes Hauch, leite meine Hände,
O Herr des Lichts!

Herr, Deinen Diener laß nicht sinken!
In den Wassern der tosenden Fluth ergreife seine Hand;

Ein Bußpsalm enthält die Stellen:

Zu Boden warf ich mich, Niemand erfaßte meine Hand,
Laut schrie ich, Niemand hörte mich,

Der Herr in seines Herzens Grimm häufte Schmach auf mich,
Der Gott in seines Herzens Strenge überwältigte mich.

Herr, meiner Vergehungen sind viel,
Groß sind meine Sünden.

Digitized by Google

Wer würde solche Worte aus der Bibel erweisen? Empfindung und Ausdruck stehen dem Hebräischen ganz nahe. Ebenso die Lehrsprüche:

Wer nicht fürchtet seinen Gott wird dem Rohr gleich abgeschnitten;
Gleich dem Stern des Himmels zieht er ein den Glanz, gleich Wassern der Nacht verschwindet er.

„Wer will mich belehren, wer will es mir gleich thun?" fragt der Höchste, und erhält die Antwort: Deines Gleichen hast Du nicht, — wie wenn ein Muhammedaner spräche. Es heißt weiter:

In dem Himmel wer ist erhaben? Du. Du allein Du bist erhaben!
Auf Erden wer ist erhaben? Du. Du allein Du bist erhaben!

Dein hehres Gebot wird im Himmel verkündet, — die Götter werfen sich nieder;
Dein hehres Gebot wird auf Erden verkündet, — die Genien küssen den Boden.

In meinem Buch über die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung habe ich vor Jahren die Poesie der Aegypter in die Literaturgeschichte eingeführt; ich sprach damals die Hoffnung aus, daß uns auch Assyrien nicht stumm bleiben werde. In der dritten Auflage jenes Werkes kann und soll nun auch die mesopotamische Dichtung eine Stelle finden.

Briefe von Karl August und Luise von Weimar an Lavater.

Mitgetheilt von J. C. Möriko fer.

I.

Lavaters eigenartige Liebenswürdigkeit und seine seelenerweckende Wärme bezauberten Goethe in ungewöhnlichem Grade und erweckten in ihm einen neuen Herzenston, wie solches sich in den merkwürdigen Briefen von Goethe an Lavater kundthut, welche Heinrich Hirzel 1833 herausgab, und welche in dem von Salomon Hirzel neulich herausgegebenem Werke „Der junge Goethe" erneuert und vervollständigt sind. Als der Herzog von Weimar 1779 in Goethes Geleite die Schweiz bereiste und Lavaters Bekanntschaft machte, übte dieser auf Karl August ebenfalls einen überwältigenden Eindruck aus, welcher in dessen Briefen den wärmsten und aufrichtigsten Ausdruck fand. Der junge Fürst eröffnet dem Pfarrer von Zürich warm und offen seine Stimmungen und Seelenzustände, und es ist ihm dessen Achtung und Liebe ein herzliches Anliegen. Die Briefe sind mit fliegender Feder geschrieben, flüchtig in den Zügen und incorrect im Stil, allein sie sind reich an Gedanken und von ernster,

Digitized by Google

tüchtiger Gesinnung: sie bewähren den pflichttreuen Fürsten und den gewissenhaften strebsamen Menschen, der ehrlich und wahrhaft in der Arbeit an sich selbst begriffen ist. Bei aller Verehrung für Lavater bewahrt er sich jedoch, sein freies und selbständiges Urtheil, und eröffnet ihm solches, bald im Scherz, bald im Ernst, auf ansprechende und feine Weise, wobei er sich nicht bemüht, Lavaters eigenthümlichen Ideen sich anzubequemen. Oft bezeugt sich der sichere Blick in Kunst und Menschenkenntniß, wie namentlich in den trefflichen Beobachtungen über Friedrich den Großen. Hauptsächlich aber sind die Zeugnisse in Betreff Goethes über das Leben mit ihm und die daraus sich ergebende Wechselwirkung höchst merkwürdig und werthvoll: und dadurch werden diese Briefe ein schöner und beleuchtender Pendant zu denjenigen Goethes an Lavater. Sehr bemerkenswerth ist, daß als Goethes Herz sich allmählich gegen Lavater verschloß und er ihm nichts mehr zu schreiben hatte, die Briefe des Herzogs noch mehrere Jahre in aller Herzlichkeit fortdauern.

Unter der großen Zahl deutscher Fürstinnen, mit denen Lavater in Verbindung stand, war keine seinem Herzen näher und verehrter als die Herzogin Luise von Weimar. Er hatte sie schon in Darmstadt gesehen und in ihrem Wesen und Werthe erkannt. Als Luise aus den ganz anders gearteten Verhältnissen des hessischen Hofes in die neue Welt von Weimar versetzt wurde, machte sie, die Stille, nach Innen Gewendete, Würdevolle, der freie vielbewegte, jugendfrohgemuthe und bisweilen übermüthige Lebenskreis des Gatten schüchtern und zaghaft: daher war es für die junge Herzogin ein Trost, dem Herzensfreunde in Zürich ihre Gefühle zu eröffnen, und seines Verständnisses gewiß zu sein. Von den 21 Briefen Luisens an Lavater fügen wir nur die kleinere Zahl bei, und auch diese meistentheils nur auszugsweise, diejenigen Mittheilungen nämlich, welche hauptsächlich von ihrem anfänglichen Zagen und dann von ihrer allmählichen Orientirung in ihrem neuen Verhältniß und ihrem sichern und zufriedenen Zurechtfinden in demselben Zeugniß geben. Besonders bemerkenswerth sind diejenigen Züge, da Lavater seine fürstliche Freundin mehrmals zur Friedensstifterin zwischen sich und Goethe machen will, um das alte Verhältniß wieder herzustellen, wobei sich aber Luise leicht und fein der mißlichen Aufgabe entzieht. Die sämmtlichen Briefe der Herzogin sind mit reinlicher und charaktervoller Hand geschrieben; und die Anhänglichkeit ihrer Freundschaft, davon sie Lavater so oft versichert, bewährt sich darin, daß sie ihre Briefe bis ins Jahr 1791 fortsetzt, acht Jahre länger, als Goethe sich an Lavater mittheilen will.

Digitized by Google

Herzog Karl August von Weimar an Lavater.

1.

Weimar, d. 18. Jan. 80.

Es ist nur ein Vorläufer, dieser, lieber Lavater; er kommt bloß um Ihnen zu sagen, daß ich mit meinem Gefährten endlich seit vorigen Freitag wieder hier bin, und daß mir die Reise mehr Gesundheit gegeben hat, als ich je genossen. Die geistigen Vortheile und deren Freuden müssen nach und nach folgen und sich bemerkbar machen; jetzt wäre es noch zu früh, auch verlange ich es nicht. Ich bin mit ungemein glücklicher Stimmung und schönen Begriffen angekommen, und auch zwei Tage so erhalten, den dritten aber übermannte mich der große Unterschied von der Lebensart, und der Mangel tausendfacher Gegenstände, deren ich gewohnt worden war, wickelte mich in eine Dunkelheit und Nebel ein, den ich nun geduldig abwarten muß. Heute habe ich meine A. Dürers vorgenommen, und diese müssen mir wieder Licht verbreiten. Die Gemälde erwarte ich mit Schmerzen. Ich lasse mich auf gar nichts ein; eine achttägige Stille muß den neu mitgebrachten Gedanken Quartier verschaffen, jetzt bringen sie die Nacht noch auf der Gasse zu. Wenn sie alle einlogiret sind und Visiten annehmen, will ich sie besuchen, und dann Ihnen, bester Lavater, von dem Erfolg des Besuches Nachricht geben. Leben Sie wohl, Lieber. Tausend Dank noch vor den letzten Zettel, viele Grüße an die Ihrigen, auch an Pfenningern und D. Hotzen. Wedell empfiehlt sich. Adieu.

Carl August H. v. W.

2.

Weimar, d. 4. April 80.

Ihr Letztes ist mir zugekommen, Lieber, meiner Frauen habe ichs gegeben. Unser Leben schleicht immerfort, ich suche meins zu heben so gut es gehn will, meine Gedanken rein und schön zu machen. Es ist mir viel wohler hier, seit der langen Abwesenheit, und Göthe alle Tage lieber. Vom Schicksal verlange ich zwar viel, danke ihm daher auch ziemlich wenig; aber dieser Schatz war doch über alles Hoffen und Verlangen, und dafür danke ich mit ganzem Herzen und Seele.

Auch für den Antheil an der Steinin, oder Vermählte v. Sch.-Werthern, danke ich Ihnen, sie verdients, es ist ein reines, verständiges Wesen, die viel leidet.

Digitized by Google

Göthe hat seine Schweizer Reisebeschreibung fast fertig, ich war noch zu faul, meine zu endigen. Hier schicke ich eine Menge Silhoueten, subnotiren Sie sie doch bei müßigen Stunden, und schicken mir sie so vollzogen einzeln wieder zurück.

Leben Sie wohl, Lieber, lieben Sie den, der Sie liebt.

Carl Hz. v. W.

3.

W., d. 15ten Jun. 1780.

Außer denen Nachrichten, die mir Göthe von Zeit zu Zeit von Ihnen giebt, lieber Lavater, habe ich lange nichts von Ihnen gehört, lange nicht erfahren, wie Sie leben, u. ob es Ihnen wohl ist. Ich nehme die Gelegenheit, Ihnen durch Knebeln zu schreiben, der Ihnen diesen Brief geben wird. Dieser Knebel ist eigentl. bei meinem Bruder, und hat ihn seit 6 Jahren erzogen. Er wird Ihnen gewiß nicht mißfallen; ich liebe ihn sehr, und empfehle ihn Ihnen. Unsere meisten Nachrichten sind, daß ich mit meiner Frau in Wörlitz, dem berühmten Lustschloß des Fürsten von Dessau gewesen bin, 8 Tage dort zugebracht, und sehr vergnügt, mit der schönen Seele, dem Fürsten gelebt habe. Meine Frau hat eine Zusammenkunft, einige Meilen von Wörlitz, mit der Pr. von Preußen ihrer Schwester, gehabt. Die Schwestern freuten sich sehr, nach so langen Jahren einander wieder zu sehen. Vergessen Sie nicht, was Sie mir das Phisiognomische Cabinet betreffend versprochen haben; leben Sie wohl, und lieben Sie mich, wie ich Sie liebe

Carl August, H. v. W.

4.

Ostheim in der Grf. Henneberg, am Ende zwischen Franken und Thüringen.

In einem Amte wo ich nie war, und welches seinen Herrn seit etl. 30 Jahren nie gesehen, und wohin mich einige nöthige Anstalten, (die ich sehen wollte) trieb, schreibe ich Ihnen, Lieber. Hir und da kommen besondere Scenen. Die Leute denken, der Messias sey erschienen, u. bringen klagen, die meistens in der Dunkelheit und confusion ihrer Vorstellung liegen, vor. Die Beschränktheit ihres standes giebt ihnen eine unfähigkeit von Deutlichkeit über alles ihrem Glücke wiedersprechende, daß unglaublich ist. Die Sachen sind nun alle so weitläufig u. compliciert, daß ich sie nie außwendig weiß, sondern nur durch combin. hie und da durchwittre wo es liegen, und ihr Unrecht stecken mag. Da verhalte ich

Digitized by Google

mich nun wo mögl. etwas dem Predigtamt gleich, (weil eine nur nicht unbestimmte Antwort, wie: wir wollen sehn u. dergl. mehr nichts sagende phrasen, immer guten effekt macht) u. rede von sachen die ich ahnde, verdeute ihnen meine Ahndung von dem, was sie besser hätten machen können, u. suche ihnen dadurch eine gewisse ruhe beyzubringen, indem sie etwas fühlen müssen was sie zwar deutl. verstehn, aber doch wegen seiner wahrscheinlichkeit Jhnen nicht übel thut. Knebel hat sich an Eurer Sonne u. Wärme sehr gewärmt. Jhr habt dem guten Kerl, indem ihr ihn trugt, wohler als die Alpen und Gletscher gethan, welche ihn nur trugen, da er sie mit vieler mühe erklimmt hatte, bei euch zog er aber gleich de plein pied ein. Er ist noch nicht zurück. Noch 8—12 Tage treib ich mich hier, und so in der jegend herum, dann wieder nach Hauß. Lebt wohl lieber, u. denkt meiner

Carl August. H. v. W. d. 21. Sept. 1780.

5.

Weimar, d. 28. Juny 1781.

Lieber Lavater,

einer der liebsten, meiner lieben Menschen; lange versagte ich mir die Freude, Euch näher zu treten; doch mit jedem Gedanken, mit jeder Kleinigkeit die von hier zu Euch kömt, bin ich Euch immer nahe; Auch ich will mich an dem großen Feuer Eurer Briefe wärmen; Oft bedarf ich Wärme, oft löschende Kühlung vom Brande; Wie wenig Menschen sinds, von denen man mehr fühlt, ahndet, sagen kan, als daß sie viele gute Eigenschaften haben; Wenigen ist das Höhere aufbehalten, u. gewähret; diese verehre und liebe man, Euch verehre ich und liebe ich sehr. Bald kömt Herders Büste; Beyliegendes gebt meinem Bruder; langte er binnen dem Empfang u. 14 tagen bey Euch nicht an, so schickts an

Mr. J. Dominique Morel
Banquier a Turin,

und zwar unter der Adresse des Grafen von Altstadt; D. Hotzen grüßt vielemahlen; bald soll sein Sattel kommen, und meine Buste für ihn. Lebt wohl, u. liebt mich wie ich euch liebe.

Carl August. H. v. W.

6.

Weimar, d. 10. Sept. 81.

Meine Frau, lieber Lavater, brachte heute Nachmittag 4 uhr eine todte Tochter zur Welt. Dieses Schmerzte mich mehr als ich glaubte

Digitized by Google

daß ein Verlust, von etwas daß man noch nicht besitzt schmertzen könte. Die Mutter soll hoffe ich frey von üblen Folgen seyn. Schreibt mir doch balde. Ich sagte euch gerne mehr, wenn mir das ganz unerwartete nicht etwas den Kopf verstört hätte.

Ich liebe und ehre euch sehr. Lebt wohl.

C. A. H. v. W.

7.

W. d. 4. Aug. 1782.

Meine Frau sagte, er kömt gewiß; ich meinte er wird wahrscheinlich zu uns kommen; Göthe aber schüttelte immer den Kopf, u. endl. behielt dieser doch recht. Wie Ihr es habt übers Herz bringen können vor Hanau umzuwenden, und nicht die paar tagereisen weiter zu gehn, um diejenigen zu erfreuen die Euch so sehr lieben, begreife ich nicht recht. Recht gut können wir es nicht heißen. Mir thats weh, wie der Fürst von Dessau sagte, Lavater sey umgekehrt und lehre schon lange die Heyden in der Pfaltz und am Rheine, u. wir, die wir mehr an ihn glauben, als vielleicht jene Gläubigen blieben von Euch ungesalbt. Der Fürst von Dessau findet sich sehr glückl. in Eurer Bekanntschaft. Er ist stolz auf Eure Freundschaft. Schreibt mir doch was er Euch für einen Eindruck, oder welchen Begriff er von sich zurückgelassen hat, und sagt mir etwas über ihn. Adieu lieber.

C. A. H. v. W.

Mir gehts glückl. als ich oft verdiene. ich werde zum Verdienst durchs Glück berufen. Die Erlaubniß der Dinge, und die ewigen sich immer ähnl. Kräfte vermehren es. Bittet ja für mich die guten Geister, daß sie mir unermüdete Freude am Erkennen und Suchen bescheeren.

D. Hotze grüßt doch ja aufs schönste. Ich schätze ihn ja sehr.

8.

W. d. 21. Oct. 1781.

Lieber, ich hätte nicht so lange geschwiegen, wäre nicht die Anwesenheit meiner Mutter Schwester, fähig gewesen, mir 14 tage lang, die Zeit nehml. die sie bey mir blieb, alle fähigkeit an einem ordentl. Brief schreiben zu können, zu rauben.

Mein stillschweigen vermuthete ich würde Sie auch schließen laßen, daß keine besondere Veränderung vorgefallen sey, denn sonst hätte ich es gewiß Ihnen nur durch ein paar Zeilen mitgetheilt.

Meine Frau ist wieder außgegangen, u. wäre das Wetter beßer, so würde Sie auch Weniger Reitzbare Nerven vermuthl. von ihren Wochen übrig behalten haben.

Digitized by Google

Mir ists herzl. lieb daß Ihnen Schlossers ungeographische Seelen Reise nicht verdaul. gewesen ist; mir war sies auch nicht. Die Wege in der Hypothese sind mir gar zu unbestimmt, die Erfahrung zu arm, u. unvollständig, die Poesie so prosaisch, der schluß der Idee u. des Buches so Acten mäßig, Ammt männisch, u. Rechts kräftig.

Auf Pontium Pilatum bin ich sehr neugierig.

Sind Fueßlis Köpfe auf ein Blatt gemahlt, od. sind drey verschiedene Gemählde? Was würde wohl der Preis eines stücks seyn, von welchen man ihn die Ausführung, Sujet, größe u. zeit zum Mahlen überließ? Schreibt ihm doch darum.

Gablidon hat mich sehr verwundert, wenn es thunl. ist, so schickt mir doch die Copie von des Geistes Portrait. Was haltet ihr von der Wahrheit der Sache? Auch an mich haben sich Geisterbeschwörer, aber nur schriftl. gemacht: ich wolte mich, zur Belustigung mit Ihnen einlassen, sie scheinen aber den braten gerochen zu haben, u. haben sich noch nicht weiter erklärt. Was mir an allem dem Zeuge lieb ist, ist daß man doch neuerl. wieder anfängt den Geistischen Hofstaat, u. die Zahl der Einwirkenden Kräfte, etwas reicher und Zahlreicher zu besetzen, den die Christl. Mythologie so bößl. simplificirt hatte. Ich habe gar keine Freude, noch Liebe noch Glauben an die vornehme unmittelbare Verwandschaft mit dem letzten und höchsten Wesen, welches unsere Sinne zu begreifen und zu erkennen glaubt. Ich habe gerne Gablidons Vorstehen.

Freymaurer bin ich nicht. Göthe ists zwar, aber ich glaube nicht, daß ihn die Wißenschaft näher angeht als Medicin od. Mathematiq; vielleicht werde ichs einmahl bey müßigen Stunden, um ein neues Menschl. Verhältniß kennen zu lernen.

D. Hotzens Sattel ist einem Fuhrmann gegeben, der ihn bringen wird. Adieu.

C. A. H. v. W.

9.

W. d. 2. Feb. 83.

Ein Verewiger, Ein Fortpflanzer, ein Endzweck, Erbe, kurtz um ein Sohn ist mir diese Nacht von meiner Frau gebracht worden. Mutter und Kind sind leidl. wohl. Freuen Sie sich mit mir, und geben Sie dem Kleinen viel vermögende Wünsche. Leben Sie wohl.

Carl August H. v. W.

Das Kind heißt Carl Friederich.

Digitized by Google

10.

W. d. 25. April 1784.

Was ists ums hiesige leben lieber Freund, daß wir die eine hälfte im entbehren und verliehren zubringen, u. die andere mit raisonnements u. subtilitäten verderben, um uns den Mißmuth über die erste verlohrne Hälfte zu vertreiben. In meinem 27. Jahre lebe ich von bloßen resultaten, weil wenn ich mich den impulsionen jedes einzelnen zufallenden Grundes überließe, ich wahrscheinl. davon laufen würde; es ist einem wie einen fühlenden baum zu Muthe der fest angewachsen ist, u. ungehindert die Kirschen einzeln von sich muß ablesen lassen. Wahr ists, wer lebhaft, und leidend zu fühlen sehr Empfängl. ist, hat auch oft genüße die sich der meiste Hause nicht denken kan, ein Baum, ein sonnenblick, eine schön gestaltete Wolke giebt mir so lebhafte freude und seeligkeit als nur irgend etwas denkbares erfreuen kan; ich fahre deßwegen mein sehr leckes lebens Schiff durch die Sandbänke immer fort, als wäre es vollkommen, und nehme dankbar auf wenns nur seine Reise nicht auf den ersten Syrten beschließt.

Das wandernde Schicksal erhalte Euch noch uns, Euern warmen Freunden, u. lasse Euch die Euch drohenden Klippen vorbeyfahren. Wies künftig wird denke ich nicht und hoffe ich nicht, meine ganze Philosophie gründet sich, und genießt hauptsächl. durchs feste abwarten wies kömt; nichts fällt dann unerwartet vor, ich bitte nichts, um nichts ungeschicktes zu fodern, u. um nichts abgeschlagenes zu bekommen; ich hoffe nichts damit kein fehlschlag den Muth benehme. Das Schicksal zeigt uns dann genau an nach was wir greifen sollen, greifen wir nach selbstgemachtes hoffen, wie oft gehts fehl. Wenigen Glücklichen ists gegönnt wie die Kinder nach allem zu greifen, u. alles zu erlangen; ists und trists rechts, so ists Instinkt des Schicksals, dann greift man nicht fehl, andern mißlingts schreckl. Duo si faciunt idem, non est idem, mein Instinkt treibt mich zum erwarten, u. es fällt mir oft mehr zu als ich verdiene. Lebt wohl lieber, Euer liebes leben falle auch mir noch als ein neues gute zu.

Carl August H. v. W.

11.

Carlsruh d. 27. Nov. 1784.

Vorigen Sonntag Abends bin ich hier eingetroffen, der Tag darauf war des Marggrafen Geburthstag zu welchem ich also recht glückl. u. schickl. gegenwärtig seyn konte; je näher ich jegen Norden kam je stärker war der Winter u. je tiefer der Schnee, nun haben wir ihn aber wieder

Digitized by Google

ganz verlohren, u. sitzen hier wie in Schwedenborgs lotichtem Jerusalem wo es weder recht tag noch Nacht ist, weder warm noch kalt, u. in einen fatalen alonischen Zustand.

Die tage welche ich bey euch lieber Herr Helfer zugebracht habe, sind die seeligsten welche ich in diesem letzten halben Jahre genoßen habe, ich gehe zufrieden aus diesen Jahre heraus, u. hoffe, (bitten erlaube ich mir nicht) für alle künftige eine verhältnißmäßige, ähnliche Oehlung.

Heute verlaße ich diese gegend, die hiesige Familie begleitet mich biß Mannheim wo wir wohl ein paar tage zusammen zubringen werden. Mich ekelts schon zum voraus vor dem dort vermeintl. deutschen Nationalismus welchen sie von der Bühne an durch alle Adern zu besitzen u. zu creiren vermeynen.

Hoffentl. ist nun ein unübersteigl. Sandberg zwischen dem sandreichen Berlin, u. dem Kräuter reichen Zürch aufgethürmt. Die Spreeschnacken haben nun denke ich ihre kurtze lebenszeit versurret, u. bekommen keine Nahrung von Euern helfenden Bergen.

Was Pfennigern anbetrifft, so ist folgendes mein Projekt, er wähle eines seiner Kinder, männl. od. weibl. geschlechts welches er meiner sorge übergeben will, er behalte dieses, so lange er es der Elterl. Erziehung bedürftig glaubet, in seinem Hause, u. empfängt von mir einen kleinen Zuschuß zu seinen Schulstudien, kleidung, u. beköstigung; So bald es das alter erreicht hat wo es das väterl. haus entweder zur fortsetzung seiner studien, od. zu seinem weitern fortkommen verlassen kan, so laße ers mir wissen, von diesen Augenblick an gehört es mir zu, mit der ältern Einwilligung werde ich es dann zu einer od. der andern Bestimmung in Zürch, od. wo irgend sonsten erziehen lassen, u. wenn diese Epoche vorbey ist, für sein Fortkommen so lange es lebt, es erhalten, od. wenigstens erhalten helfen. Dieses verspreche ich durch meines Nahmens unterschrift. Carlsruh d. 27. Nov. 1784.

Carl August H. v. W.

Solte Euch irgend ein Umstand bey der Ausführung dieses Plans am Plane selber, od. an der Autenticität der Versprechensurkunde aufstoßen so schreibts mir, ich wills dann gerne ändern.

Es ist unglaubl. wie leicht bey mir die herzlichkeit verlohren geht, wenn ich einige tage in einem ganz unherzl. Verhältniße leben muß. Ihr erstickt darinn, ich verschlimmere mich; so ist vom Schicksal die Kraft der Erhaltung im Menschen gelegt, es erhält doch so lange es kan seine Wesen. Wer das oder jenes nicht aushalten kan, der kömmt

Digitized by Google

wahrscheinl. nie in das verhältniß, andere läßts lieber verschlimmern als ganz darinn untergehn.

Lebt wohl lieber Helfer, euch werde immer geholfen wie Ihr so gut andern helfet, u. gerne helfen möget, mir hilft das Schicksal wahrl. am meisten in der Erhaltung dafür muß ich freyl. danken, oft könte es mir aber noch beßer helfen; doch vieleicht versäume ich auch manchmal seine hülfen; es giebt mir doch Weisheit damit ich immer seine Hülfen zur rechten Zeit erkenne, u. auch genug Kraft und thätigkeit damit ich sie immer zu meinem Nutz und Frommen anwende. (Nur behüte es mich jemahlen Jamben zu schreiben.) Lebt wohl sehr lieber,

C. A. H. v. W.

12.

W. d. 16. Merz 85.

Neul. habe ich euch mein lieber dasjenige Geld zugesendet welches ich als ein Zuschuß zur Erziehung des jungen Pfenningers zum ersten Jahre ausgesetzt habe, es ist dieses ohngefähr nach der Idee welche ihr und Pfenninger von mir angenommen habt; ich hoffe es soll Pfennigern nicht auffallen u. ihn nicht gereuen. Euch u. ihm bin ich lange Antwort schuldig, nehmt meine Schuld auf Euch u. thut sie bei Pfenningern ab; ich bin seit meiner Ruckkunft fast nicht aus der Stube gekommen, u. mit Geschäften äußerst beladen gewesen, u. habe fast auf allen freundschaftl. Umgang Verzicht thun müssen.

In meinem Hause habe ich auch betrübniß und Unruhen gehabt, meine Frau kam am 26. voriges Monaths zwar glückl. mit einem Sohne nieder, das Kind aber starb wenige Stunden darnach.

Die Unfälle des Lebens fangen mir an wie die Abwechslungen der Tageszeiten zu werden, gerne möchte ich noch in der warmen Sonne gehn, schon aber beginnts nacht zu werden, u. mögte ich noch die Kühle des Morgens genießen, so fängt schon die brennende Sonne an mich zu drücken. Man nehme die Schmerzen als facta an, wie die tages Wechsel die immer ordentl. bleiben, uns oft zu ordentl. sind, u. dann wird uns nichts mehr aus der Bahn wanken machen, die wir gehn müssen, u. die wir uns erwählen u. ausstecken müssen, um nicht ewig zu stolpern. Meine Frau erträgt dergl. Schläge mit Ruhiger Resignation. Sie hat sich ungemein gut erholt. In Carlsruh ist auch großes Wehklagen, die leute dauern mich gar sehr.

Wie hält sich Nikolai, hat das Punktum den Canal vernagelt? Lebt wohl mein lieber.

C. A. H. v. W.

Viel Schönes an Weib, Kinder, u. Pfenninger, u. an euern Bruder.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Berliner Sommer. — Obgleich die politische Lage innen wie außen recht gespannt ist, hat das Publicum doch zur Zeit keine rechte Neigung zur politischen Erregung. Man will im Sommer wenigstens einige Ruhe genießen und wenn der Gang der Weltereignisse sie nicht gestatten will, so erzwingt man sie einfach dadurch, daß man der hohen Politik den Rücken wendet und sie ignorirt. Dann hat man Ruhe und fühlt sich berechtigt und verpflichtet, zur Aufrechterhaltung dieses Zustandes die Residenz zu verlassen und das Gebirge oder die See aufzusuchen. Uebrigens kann man auch getrost hier bleiben, denn die Gefahr hier allzu vielen discussionssüchtigen Politikern zu begegnen, die unseren Frieden stören könnten, ist jetzt nicht allzu groß. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob solche Ereignisse, wie sie jetzt die Welt bewegen, in den Winter fallen, wo sie in den Parlamenten, Theatern, Clubs und Gesellschaften ein brausendes Echo erwecken, oder ob sie im Sommer dazu verurtheilt sind, Zeitungsspalten zu füllen, die Niemand recht liest, oder die Phantasie einsamer Spaziergänger zu erregen, welche ihre Gedanken in stiller Brust verschließen, oder, was das Schlimmere ist, damit weitere ungelesen bleibende Zeitungsspalten schwärzen. So finden die glänzendsten Siege der Serben, welche übrigens in letzter Zeit auch nicht einmal auf dem Papier mehr zu sehen waren, und die haarsträubendsten Grausamkeiten der Tscherkessen jetzt nur ein sehr kleines Publicum. Die weitaus größte Anzahl der Menschen denkt an Bayreuth oder geht auch dorthin und wer das eine nicht mag und das andere weder mag noch kann, der geht mit sich zu Rathe, ob es auch hier Sommerfreuden giebt und überlegt, wie er sie am zweckmäßigsten genießen kann.

Ein Blick auf das heutige Berlin zeigt, daß unsere Stadt viele ihrer früher so sehr gefürchteten Sommerleiden verloren und dagegen sogar viele ganz entschieden werthvolle und ihr ganz eigenthümliche Sommerreize eingetauscht hat. Nichts illustrirt augenfälliger den gewaltigen Aufschwung, den Berlin in den letzten zehn Jahren genommen hat, als ein Vergleich der Existenz, zu der man im Sommer hier vor zehn Jahren verurtheilt war, und derjenigen, die man heute hier führen kann. Vor zehn Jahren schnitten die westlichen und südlichen Stadttheile, die sich eines höheren socialen Ranges erfreuen und auch die Orte der Erholung und die angenehmeren Wohnungen vorzugsweise beherbergen, im allgemeinen mit der Linie ab, die man sich von der Unterspree und dem Brandenburger Thore nach der Potsdamer Brücke und dem Schöneberger Ufer gezogen denkt. Darüber hinaus existirte zwar

Digitized by Google

Kroll und auch die ganze Thiergartenstraße, aber beide haben in ihrer heutigen Beschaffenheit mit jener Zeit nichts weiter gemein als den Namen, sie sind vollständig anders geworden. Dasselbe gilt vom zoologischen Garten und den an ihn angrenzenden Straßen. Im Ganzen und Großen stellt diese ganze Thiergartengegend heute eine der reizendsten Garten- und Villenstädte dar, die man sich nur denken kann und die schwerlich so leicht ihres Gleichen finden dürfte. Alle die alten häßlichen Häuser, die hier vereinzelt und ohne Plan umherstanden, sind bis auf einige wenige im Laufe der letzten zehn Jahre verschwunden. An ihrer Stelle haben sich reizende Landhäuser in allen möglichen Stilarten erhoben. Jedes hat entweder ein Gärtchen vor sich oder einen größeren Gartenraum an der Hinterfront oder zur Seite. Alles liegt im Grünen so weit das Auge reicht und seitwärts der Thiergarten mit seinen gewaltigen Baummassen giebt dem Ganzen erst recht ländliches Gepräge. Die Vorzüge dieser Gartenstraßen, die das ganze große Dreieck zwischen dem Brandenburger Thor, dem zoologischen Garten und dem neuen Potsdamer Bahnhofe umfassen, sind nicht hoch genug anzuschlagen. Abgesehen von dem schönen freundlichen Ansehen, das sie der Stadt verleihen, sind sie von außerordentlichem Werthe für die Gesundheit, denn sie werden durchaus nicht allein von den oberen Zehntausend bewohnt, welche sich neben anderen zahlreichen irdischen Glücksgütern auch des Besitzes eigener Häuser und Villen erfreuen, sondern in ihnen hausen auch zahlreiche Leute, welche mit zum Theil recht bescheidenen Miethswohnungen zufrieden sein wollen und müssen. In früheren Zeiten litt diese ganze Gegend an einem schweren Uebel, welches ihre höhere Culturfähigkeit ernstlich zu gefährden drohte, das waren die schlimmen gesundheitsfeindlichen Dünste des Canals und die gleichen Eigenschaften der Gewässer des Thiergartens. Beide sind heute von ihren alten schlimmen Leiden befreit, namentlich genießt der Thiergarten jetzt in dieser Beziehung eines durchaus tadellosen Rufes. Seine moralische Retablirung hat auch Geld genug gekostet. Man hat aus der Gegend des Hippodroms für mehrere hunderttausend Thaler Wasser beschafft, welches jetzt die Teiche und Flüsse des Thiergartens Jahr aus Jahr ein speist und stets frisch erfüllt. Auch manches Hübsche und lieb Gewordene hat die neue Zeit hinweggenommen, freilich um anderes Schöneres an seiner Stelle erstehen zu lassen. Wer kannte zum Beispiel nicht den schönen Garten von Moritzhof mit seinem Canal und seinen zahlreichen Böten, auf denen man den kleinen Seen des Thiergartens zuzusteuern suchte. Garten, Canal und Böte, Alles ist verschwunden. Neue Straßen sind hier angelegt, zum Theil die schönsten, die Berlin gesehen. Auch der alte „Hofjäger" ist verschwunden, jenes merkwürdige Gartenetablissement, in dem der alte Wieprecht seine berühmten militärischen Monstreconcerte zu geben pflegte. An seiner Stelle befinden sich ebenfalls neue Straßen und Villen

Digitized by Google

und außerdem ist hier jüngst eine Schöpfung entstanden, die bisher in Berlin gänzlich unbekannt war und sich sehr schnell eine ganz hervorragende sociale Bedeutung verschafft hat, der Skating Rink oder die Rollschuhbahn.

Berlin besitzt bereits drei Skating Rinks; außer dem eben erwähnten befindet sich noch einer in der Stadt und einer in der Charlottenburger Flora. Letzterer liegt verödet da wie das ganze unglückselige Etablissement, die beiden anderen aber sind für die elegante Welt Berlins neue und sehr gesuchte Sammelpuncte geworden. Namentlich gilt dies von dem Rink am Hofjäger, welcher von einem Londoner Skating Club gegründet ist und eine Filiale desselben darstellt, zu welcher die ganze hiesige Diplomatie und ein großer Theil der Aristokratie gehört. Lord Russel hat sich des Unternehmens ganz besonders angenommen. Im Frühjahr, wo der Rink eröffnet wurde, waren er und seine Gemahlin die ersten Besucher, bald folgten der österreichische Botschafter Graf Karoly mit seiner Gemahlin und ihnen nach kam der ganze Troß diplomatischer und militärischer großer und kleiner Würdenträger mit Frauen und Töchtern. Das neue Vergnügen wurde damals in diesen Kreisen so eifrig betrieben, daß selbst die geschäftsreichen Tage der Berliner Kanzlerconferenz die hervorragendsten Diplomaten der direct betheiligten Mächte nicht davon abhalten konnten. Auch in bürgerlichen Kreisen fand dieser Sport sehr schnell allgemeineren Eingang und allabendlich tummelt sich auf der großen Cementbahn des Rinks bei Lampenlicht und Mondenschein unter den Klängen rauschender Militärmusik eine bunt gemischte fröhlich gestimmte Menge aller Stände. In solchen späten Abendstunden bietet der Platz ein reizendes Bild, das man früher hier vergeblich gesucht hätte. Auf der weißen Cementfläche, welche im Dämmerschein irdischen und himmlischen Lichtes eigenthümlich magisch leuchtet, wiegen sich die Gestalten der Läufer mit leichtem zierlichen Schwunge hin und her, gegen und durch einander. Die Poesie der winterlichen Eisbahn ist eine andere und vielleicht schönere, aber auch dieses nächtliche sommerliche Bild ist voll hohen Reizes und hoher Schönheit. Es schien mir früher zweifelhaft, ob das Rollschuhlaufen bei uns sich dauernden Eingang schaffen würde. Die Bewegung ist im Vergleich zu der des Schlittschuhlaufens eine durchaus mangelhafte und behinderte. Man kann auf dem Rollschuh bei weitem nicht die Kraft, Schnelligkeit und Präcision im Drehen und Wenden entfalten wie auf dem Schlittschuh. Die Gestalt des Läufers kann hier nicht jene weiten und kühnen Bogen beschreiben, die den Lauf auf dem Eise so schön erscheinen lassen, man kann auch nicht so schnell und sicher pariren wie auf dem Schlittschuh. Aber trotz alledem ist die Bewegung doch eine schöne und angenehme und kommt in vielen Beziehungen dem Schlittschuhlaufen recht nahe. Dies scheint auch die allgemeine Ansicht zu sein, denn sonst wäre die Frequenz der Bahnen nicht eine so große und

Digitized by Google

constante. Die Construction des Rollschuhes ist sehr sinnreich, er ruht auf vier Rädern, je zwei hinter einander und durch Axen verbunden, welche unter nachgiebigem Guttapercha angebracht, auch der leisesten Bewegung des Fußes gehorchen. Hinzufallen ist nicht rathsam, eine solche Katastrophe hat hier mehr zu bedeuten als auf dem Eise, da hier der stumpfe Cement den Körper unerbittlich festhält und ihn die ganze Gewalt des Stoßes auszuhalten nöthigt, während das glatte Eis ihn freundlich fortgleiten läßt und ihn der Wirkung des Anpralles zum größten Theile entzieht. Diesem Umstande entsprechend tragen auch die Gesichter des vom Falle sich Erhebenden fast stets die Kennzeichen reellster Verzweiflung, die erst nach heftigem Reiben der nothleidenden Körpertheile einem freundlicheren Gesichtsausdrucke Platz macht.

In unmittelbarer Nähe des Skating Rink befindet sich der Zoologische Garten, über dessen sociale Wichtigkeit für die Berliner Sommerfreuden ich Ihnen nichts Neues sagen kann. Sie wissen bereits längst, daß sich dort besonders an den Concerttagen das vergnügungslustige und erholungsbedürftige Berlin zusammenfindet und ich kann also höchstens bestätigen, daß man dieser löblichen Sitte allerseits heute noch eben so treu geblieben ist als vor dem Kriege, wo der Garten in seiner neuen Gestalt eröffnet wurde. Die Landhäuser, welche hinter dem Garten entstanden sind, stellen eine directe Verbindung Berlins mit Charlottenburg her, ebenso ist eine solche auch auf der andern Seite des Thiergartens über Moabit erzielt. Der Thiergarten ist also ein mare internum geworden, allseitig von Ansiedlungen eingedämmt. Doch ist sein Umfang so gewaltig, daß es bis jetzt noch nicht einmal gelungen ist, ihn seiner überflüssigen Feuchtigkeit zu entledigen und noch viel weniger hat die fortschreitende Bebauung seiner frischen Luft Eintrag gethan. Wer aber in dieser Beziehung etwas extravagante Anforderungen stellt, der muß über Charlottenburg hinaus auf die Colonie von Westend hinauf gehen. Hier auf der Höhe, am Saume des Grunewalds, genießt er einen schönen weiten Ueberblick über Charlottenburg und Berlin verbunden mit bester, reinster Waldluft.

Wem es endlich darum zu thun ist, sich an einem höchst anziehenden Beispiel zu überzeugen, welche Leistungen der Fleiß und die Ausdauer der Berliner bei ihrem Streben nach Verschönerung ihrer Stadt und deren Umgebung in den letzten zehn Jahren aufzuweisen hat, der begebe sich auf der Potsdamer Eisenbahn nach Wannensee im Grunewald an der Havel. Dort liegt auf einem breiten Bergrücken zwischen dem großen und kleinen Wannensee eine reizende Villencolonie. Künstler, Kaufleute, Architecten, Beamte und Rentiers haben sich hier seit dem Jahre 1864 nach und nach in erheblicher Anzahl angesiedelt. Die Colonie heißt eigentlich Alsen nach dem Siege im dänischen Kriege, in der Praxis existirt aber nur der Name „Wannensee".

Digitized by Google

Die Häuser sind überaus stattlich und sind durch große Parkanlagen von einander getrennt, die sich bis zum Ufer der Seen hinabziehen. Aus den Anlagen am großen See genießt man einen weiten Ausblick auf die seeartig erweiterte Havel, am kleinen See vertieft sich das Auge in das üppige und tiefdunkle Grün des Waldes am jenseitigen Ufer. Fast möchte ich diesem Waldidyll am kleinen See den Vorzug geben vor jenem großen Seestück. Es ist zwar voll eigenthümlich tiefer Melancholie, aber darum nicht minder reizvoll. Drüben in der Nähe des jenseitigen Ufers ist die Stelle, wo Heinrich von Kleist seinem Leben ein Ende machte. Auch sonst hat die Schwermuth der Landschaft dort drüben Manchen veranlaßt, sie aufzusuchen, um einen solchen lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Die Freude an der Gegenwart wird dadurch aber nicht beeinträchtigt. Die freundlichen Gartenanlagen und hellblinkenden Häuser haben sich mit dem dunkeln Wasser des Sees und dem tiefen Grün des Waldes zu einem harmonisch abgestimmten Gesammtbilde verbunden. Und wenn dann am Abend der Berliner Eisenbahnzug die des Tages in der Stadt zurückgehaltenen männlichen Bewohner zur Colonie zurückführt, wo sie von Frauen und Kindern fröhlich empfangen werden und wenn dann die Seen sich mit buntbeflaggten Böten beleben und Gesang und munteres Lachen über das Wasser schallt, so kommt man mindestens zu der Ueberzeugung, daß Berlin heute im Sommer schöner ist als vor zehn Jahren. Quod erat demonstrandum. Außerdem haben diese lieblichen Veranstaltungen aber für mich noch den speciellen Vortheil, daß Sie mich durch ihre Beschreibung in den Stand setzen, einen Brief an Sie zu schreiben, in dem ausnahmsweise einmal nichts von den Serben und von den Wahlen vorkommt. Ich werde ohnehin bald zu diesen Thematen zurückkehren müssen, denn ich fürchte, die Türken haben schon wieder einmal gesiegt und die Deutsch-Conservativen haben auch schon ein neues Lebenszeichen von sich gegeben.

J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Lessing, Wieland, Heinse. Von Heinrich Pröhle. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. — Aus den handschriftlichen Quellen des Gleimschen Nachlasses, der übrigens öfter schon benutzt ward, hat der Verfasser eine Nachlese gegeben, welche das bereits Bekannte durch Beiträge von verschiedenem Werthe mehr oder minder ergänzt. Die Aufsätze waren früher schon in Zeitschriften veröffentlicht worden, in der jetzigen Form sind sie hauptsächlich durch einen gelehrten Apparat erweitert, aus dem wir besonders das Bundesbuch des halberstädtischen Dichterkreises, „die Büchse", hervorheben möchten, welches in Beiträgen von Gleim, Heinse und Klamer Schmidt in der Art der späteren Xenien gegen Wieland und Nicolai vor allen sich richtet. Wenn auch unser Urtheil über die Epoche nicht wesentlich verändert wird, so ist doch viel Material herbeigeführt worden, das zur Illustration des Bekannten dienen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 11. August 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Das Leben Schliemanns.

Von Friedrich Schlie.

Wer Schliemanns eigenthümliche Lebensentwickelung kennen gelernt hat, die bei aller Gunst des Schicksals in ihren Anfängen dennoch hart genug verlief, wird ihm seine Sympathie nicht ganz versagen können. Ganz besonders jetzt, wo es der energische Mann zum zweiten Male möglich gemacht hat, die Höhe von Hissarlik zu occupiren, dürfte es erwünscht sein, eine kurze Schilderung seiner Geschicke zu vernehmen.

Schliemann ist 1822 in dem Städtchen Neu-Buckow in Mecklenburg, unfern der Ostsee, zwischen Wismar und Rostock, wo sein Vater Prediger war, geboren. Nach einem Jahre erhielt sein Vater die Pfarre im Dorfe Ankershagen bei Penzlin, nahe an der Grenze des strelitzer Landes. In Ankershagen empfing Schliemann schon im Kindesalter eine Reihe von Eindrücken, die für sein späteres Leben zur Vorbedeutung wurden. Das jetzt noch stehende Schloß mit seinen vier bis sechs Fuß dicken Mauern, in welchem Voß als Hauslehrer so unerfreuliche Tage verlebte, die alten Thurmruinen im Garten des Schlosses, die steinernen Wendeltreppen, geheimen Gänge und Gewölbe im Innern desselben, der nahe beim Dorfe sich erhebende Hügel, in welchem wie in vielen andern Hügeln des Mecklenburger und deutschen Landes die Sage eine goldene Wiege stehen läßt, ein anderer im benachbarten Dorfe Rumshagen gelegener Hügel, in dem schon vor Zeiten durch Ausgrabungen viele merkwürdige Dinge ans Licht gekommen sein sollten, ferner das große Grab des alten bösen Schloßherrn Henning auf dem Ankershäger Kirchhof, alle diese geheimnißvollen Dinge machten auf die Einbildungskraft des Knaben einen starken Eindruck. Schon als achtjähriger Junge hätte er gern Hennings Grab aufgegraben und die goldene Wiege aus dem Hügel geholt. Viele Male bat er seinen Vater darum, den kleinen, hinter dem Pfarrgarten gelegenen Teich, welcher den Namen Silberschälchen hat, aus-

Digitized by Google

leeren zu lassen, damit die darin befindliche silberne Schale ans Tageslicht gelange. Dazu kam, daß der Vater den Kindern öfter über die Entdeckungen in Herculaneum und Pompeji, und mit besonderer Begeisterung die Uebersetzung Homers von dem ehemaligen Ankershäger Hauslehrer Johann Heinrich Voß vorlas und erklärte. Die Versicherung des Vaters, daß Troja spurlos verschwunden sei, machte dem Knaben großen Kummer, und als letzterer Weihnachten 1829 eine Weltgeschichte mit einem Phantasiebilde von Troja zum Geschenk erhielt, bestand er darauf, daß die großen Mauern der Stadt wohl verschüttet, aber nicht verschwunden sein könnten.

Acht und ein halbes Jahr war er alt, als ihm die Mutter starb. Da übergab ihn der Vater seinem Oheim, dem Pastor Schliemann in Kalkhorst bei Dassow in der Nähe von Lübeck, zur weiteren Erziehung. Nachdem er hier zwei Jahre zugebracht hatte, schickte ihn der Vater auf die Realschule in Neustrelitz. Trotz des veränderten Unterrichts blieben die homerischen Helden und die troischen Sagen seine Lieblingsbeschäftigung. Leider aber konnte er — es lag dies an den häuslichen Verhältnissen — die Schule überhaupt nicht länger als bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre besuchen. Er mußte, obwohl er lieber bei den Büchern geblieben wäre, sich dazu entschließen, in die Kaufmannslehre zu treten. Fünf und ein halbes Jahr brachte er darauf in dem kleinen Städtchen Fürstenberg in Mecklenburg-Strelitz zu. Seine Beschäftigung war, Häringe, Butter, Branntwein, Milch, Salz u. a. im Detail zu verkaufen, Kartoffeln zum Destilliren zu mahlen, den Laden zu fegen u. dgl. m. An ein weiteres Lesen und Lernen aber war nicht zu denken. Eines Abends kam ein trunkener Müllergesell, der früher in besseren Verhältnissen das Gymnasium besucht hatte, aber wegen schlechter Aufführung von der Schule gejagt war, in den Laden. In seiner Trunkenheit fing er an, eine Anzahl homerischer Verse, die ihm von der Schule her geblieben waren, aufzusagen. Der Klang der griechischen Sprache, die Schliemann bisher nicht gehört hatte, sowie die Deutung der Verse durch den Müllergesellen, entzückten ihn und riefen frühe Jugenderinnerungen in ihm wach. Er ließ sich das Gehörte mehrmals wiederholen. Seit diesem Augenblick stand es bei ihm fest, daß er noch einmal Griechisch lernen müsse.

Aber wie und wann aus der ihm nicht zusagenden, schwer auf ihm lastenden Lage herauskommen? Ein Zufall bewirkte es. Beim Aufheben eines schweren Fasses beschädigte er sich die Brust so sehr, daß er arbeitsunfähig wurde und aus dem Geschäft treten mußte. Da kam ihm der Gedanke, Schiffsjunge zu werden. Brauchte er doch die Arbeit an Bord, die Seeluft sowie die derbe Kost für seine Körperconstitution nicht zu fürchten; denn die Nordländer wissen, daß dadurch schon oft aus einem schwächlichen ein kräftiger und gesunder Mensch geworden ist. Schliemann ging also nach

Digitized by Google

Hamburg und verheuerte sich als Schiffsjunge an Bord eines nach Laguayra in Venezuela bestimmten Schiffes. Es war die „Dorothea" unter der Führung von Capitän Simons, der Firma Wachsmuth & Kroogmann gehörig. Aber das Schiff gelangte nicht an seinen Bestimmungsort; es strandete am 12. December 1841 an der holländischen Insel Texel. Nur mit großer Noth wurde die Mannschaft gerettet. Für Schliemann war die Folge davon die, daß er in Holland blieb. Mit einigen Gulden, die auf der Insel Texel und zu Enkhuyzen als Almosen für ihn eingebracht waren, ging er nach Amsterdam. Aber in zwei Tagen war das wenige Geld, was er hatte, verbraucht. Da half ihm eine List. Er stellte sich krank und erreichte so, daß er in ein Hospital aufgenommen wurde. Hier fand er mitleidige Leute, die sich seiner annahmen und ihm eine Bureaudienerstelle verschafften.

Diese Stellung gefiel ihm, denn sie ließ ihm Zeit, an seine vernachlässigte Erziehung zu denken. Zunächst bemühte er sich, leserlich schreiben zu lernen. Dann ging er an die Beschäftigung mit dem Englischen. Mittelst einer von ihm selbst erdachten Methode brachte er es in einem halben Jahre so weit, daß er jene Sprache praktisch verwerthen konnte. Diese Methode bestand darin, viel mit lauter Stimme zu lesen, jeden Tag eine Stunde zu nehmen, nicht Uebersetzungen nach irgend einer Vorlage zu machen, wohl aber, sobald es anging, eigene Ausarbeitungen über ihn interessirende Gegenstände niederzuschreiben, letztere unter der Aufsicht des Lehrers zu verbessern und in der nächsten Stunde aufzusagen, was er am Tage vorher gelernt hatte. In ähnlicher Weise bewältigte er später das Französische, dann das Spanische, Italienische und Portugiesische. Das Holländische lernte er nebenher im täglichen Verkehr. Zuletzt lag er seinen Sprachstudien mit solcher Leidenschaft ob, daß er anfing, seinen Bureauposten zu vernachlässigen, und daß sein Principal ihm die Bitte um Beförderung in eine andere, seinen nunmehrigen Kräften entsprechendere Stellung abschlug.

Endlich gelang es ihm in das Bureau der Firma B. H. Schröder & Co. als Correspondent und Buchführer einzutreten, Diese Stellung begründete sein Glück. Dem Geschäft zu Nutz und Liebe begann er Russisch zu lernen. Es gelang ihm aber nicht, einen Lehrer dieser Sprache aufzutreiben. Mit einer Grammatik, einem Lexicon und einer schlechten Uebersetzung des Telemach fing er selber seine Studien an, und versuchte allein zum Ziel zu gelangen. Seiner alten bewährten Methode folgend, begann er nach Ueberwindung der ersten Elemente, eigene Ausarbeitungen von kleinen Erzählungen russisch niederzuschrieben und auswendig zu lernen. Da ihm aber Niemand diese Arbeiten corrigirte, so glaubte er sich dadurch helfen zu können, daß er die russische Uebersetzung des Telemach auswendig lernte. Auch hoffte er noch bessere Fortschritte zu machen, wenn er Jemand hätte, dem er die Abenteuer

Digitized by Google

des Telemach auf Russisch erzählen könne. Zu diesem Zweck miethete er sich für vier Franken wöchentlich einen armen Juden, der jeden Abend kommen mußte, um zwei Stunden lang russische Vorträge anzuhören, von denen er keine Sylbe verstand. Der arme Jude hielt das wohl aus, nicht aber die Miethsleute. Denn da die Zimmerdecken in den gewöhnlichen holländischen Privathäusern nur aus einfachen Bretterlagen bestehen, so hört man nicht selten im Erdgeschoß, was im dritten Stock gesprochen wird. So mußte Schliemann seiner russischen Sprachübungen halber zweimal die Wohnung wechseln. Aber diese Unannehmlichkeiten schwächten seinen Eifer keineswegs. Nach einiger Zeit war er im Stande, sich mit russischen Kaufleuten, die zur Versteigerung von Indigo nach Amsterdam gekommen waren, in ihrer Landessprache zu verständigen.

Zu Anfang des Jahres 1846 sandten ihn seine Vorgesetzten als Agenten nach Petersburg. Ein Jahr später gründete er dort für eigene Rechnung ein Handlungshaus. Die ersten acht Jahre hindurch hatte er so viel zu thun, daß er nicht daran denken konnte, seine Sprachstudien auf die ihm lieb gewordene Art fortzusetzen. Dafür aber wurde er allmählich ein vermögender Mann. Dem Indigo, dessen Verbrauch in Rußland sehr groß ist, und den er als Handelsartikel schon in Amsterdam aufs Gründlichste kennen gelernt hatte, verdankte er vorzugsweise sein Glück. In kurzer Zeit gelang es ihm, den Import desselben auf jährlich 2000 Kisten auszudehnen. Stets war er selber vom Morgen bis zum Abend im Speicher thätig, um den Verkauf selbst im Einzelnen zu überwachen und den jungen Leuten im Geschäft nicht allzuviel anzuvertrauen. Außer dem Indigo aber führte er auch Salpeter, Blei, Blauholz und Baumwolle. Mit diesen Artikeln ging er bei günstigen Chancen einige Male tief ins Zeug, so z. B. im Krimkriege und nachher im amerikanischen Bürgerkriege. Was ihn in allen Krisen rettete, war dies, daß er nie gefährliche Geschäfte machte, jeden gleich baar bezahlte und sich überhaupt immer zur rechten Zeit zahlungsfähig zu erhalten wußte.

Erst im Jahre 1854 fing er seine Sprachstudien wieder an; er lernte das Schwedische und Polnische. Zwei Jahre später machte er sich unter der Leitung tüchtiger Lehrer an das Griechische, und zwar trieb er erst Neugriechisch. Durch dieses nahm er dann den Weg zum Altgriechischen. Nach langer Zeit war es ihm endlich vergönnt, den Homer in der Ursprache kennen zu lernen. Immer und immer wieder las er Ilias und Odyssee. Der brennende Wunsch seiner Jugend fing an sich zu erfüllen.

In den nächsten Jahren machte er wiederholt größere Reisen. Sie führten ihn durch Schweden, Dänemark, Deutschland, Italien, Aegypten, Syrien, und im Sommer 1859 zum ersten Mal nach Athen. Schon damals wollte er Ithaka besuchen, aber eine Krankheit nöthigte ihn, nach Petersburg

Digitized by Google

zurückzukehren. 1864 machte er eine Reise um die Welt; er besuchte China, sah hier die große Mauer, die ihn mehr als jedes andere interessirte, kam dann nach Japan, fuhr durch den stillen Ocean und besuchte die Goldfelder bei St. Francisco*).

Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Paris nieder, um ganz den Wissenschaften leben zu können. Ein Jahr später, 1867, führte er endlich seinen lange gehegten Lieblingsplan aus: er besuchte die klassischen Stätten der homerischen Gesänge.

Wer seinen über diese Reise veröffentlichten Bericht liest**), der wird ihm die Wärme und Wahrheit seiner Begeisterung für die homerische Poesie nicht absprechen können. Die glänzenden Bilder, welche einst die gläubige Seele des Knaben aufgenommen hatte, waren auch aus der des Mannes nicht gewichen. Sie galten ihm wie ausgemachte geschichtliche Thatsachen, und er würde dem, der ihm mit der Waffe der zersetzenden Kritik entgegengetreten wäre und den einzelnen Realien seines geliebten Homer den Boden der Wirklichkeit entzogen hätte, den heftigsten Widerstand entgegengesetzt haben. Zwar hatte sich Schliemann mit allen, das Topographische betreffenden literarischen Erscheinungen, soweit sie damals vorlagen, aufs Beste vertraut gemacht***), allein das Uebrige, vorzugsweise die Composition und Entstehung der Gedichte betreffende Rüstzeug der homerischen Fragen, das schon in Deutschland allein zu einer fast unübersehbaren Literatur angeschwollen war, hatte ihm zum Theil wohl keine Sympathie abzugewinnen vermocht oder war ihm auch in Folge seiner autodidaktischen Entwickelung bisher nicht nahe getreten. Wer möchte sich also darüber wundern oder gar ihn darum tadeln, daß er allen vom göttlichen Sänger gewiesenen Spuren mit einem Eifer nachgeht, der kaum seines Gleichen findet, und unter solchen Mühen und Beschwerden, daß man deutlich sieht, wie der Mann die Erfüllung eines in der Jugend geträumten und mit der größten Inbrunst ersehnten Glückes erlebt!

Auf Ithaka reißt er die ganze Bevölkerung mit sich fort. Er weiß das Glück, das er selber empfindet, auch allen andern mitzutheilen. Die Leute feiern ihn förmlich, sie holen ihn, den Priester an der Spitze, im Triumphzuge in ihre Dörfer und bieten ihm Gastgeschenke an; er aber beweist seine Dankbarkeit damit, daß er ihnen, im Freien auf einem Tisch stehend, die schönsten Stellen aus der Odyssee vorliest, erklärt, und damit sich und die

*) La Chine et le Japon par Henry Schliemann. Paris, librairie centrale. 1867.

**) Henry Schliemann, Ithaque le Peloponnèse Troie, Paris 1869. In deutscher Uebersetzung erschienen bei Giesecke und Devrient in Leipzig. Mit vier Lithographien und zwei Karten.

***) l. c. p. 17 und 165. Den berühmten Aufsatz Herchers über Ithaka, Hermes Bd. I. (1866) p. 263 ff. kannte er freilich damals noch nicht.

Digitized by Google

ganze Versammlung in Rührung versetzt. Ueberhaupt ist die Art seines Reisens so, daß es ohne drollige Erlebnisse nicht abgeht. Auf der Insel Korfu suchte er u. a. die Waschgruben der Nausikaa auf. Da er sie um jeden Preis erreichen will, so watet und schwimmt er im Costüm des an die Küste der Phäaken verschlagenen Odysseus durch Gräben und Kanäle. Bei einer seiner Wanderungen auf Ithaka kommt er an einen Bauernhof, wo ihm vier wilde Hunde bellend entgegenstürzen. Niemand ist in der Nähe. Schnell fallen ihm die Verse ein:

Plötzlich nunmehr den Odysseus ersahn die wachsamen Beller,
Und mit lautem Geschrei herstürzten sie. Aber Odysseus
Setzte sich wohlbedacht und legte den Stab aus den Händen.

„Ich folgte also, sagt Schliemann, dem Beispiel des weisen Königs, indem ich mich getrost auf die Erde setzte und mich ganz still verhielt. Sogleich schlossen die vier Hunde, die mich eben noch hatten verschlingen wollen, einen Kreis um mich und fuhren fort zu bellen, rührten mich aber nicht an. Bei der geringsten Bewegung würden sie mich gebissen haben; aber dadurch, daß ich mich vor ihnen demüthig zeigte, besänftigte ich ihre Wildheit." Endlich kommt der Bauer, dem der Hof gehört, ein Greis in weißem Haar. Schliemann macht ihm heftige Vorwürfe über die Wildheit der Hunde, obgleich er über die Wirkung des homerischen, wie er wohl weiß, von Aristoteles und Plinius approbirten Mittels hoch erfreut ist. Der Greis erwidert ganz erregt, sein Vater, sein Großvater und alle seine Ahnen bis auf Telemach, Odysseus und Penelope hätten ebenso viel Hunde gehalten, und er werde sich lieber Entbehrungen auflegen als einen seiner treuen Wächter missen. Bald aber einigen sich beide, der Alte bringt Pfirsichen und Weintrauben, und Schliemann liest ihm zum Dank dafür die der augenblicklichen Situation nicht ganz unähnliche Ankunft des Odysseus beim Sauhirten Eumaios am Anfange des vierzehnten Buches vor.

Gleich charakteristisch für Schliemann wie für Land und Leute ist auch die folgende Geschichte aus Neukorinth, die wir deshalb im Wortlaut wiedergeben: „Da es in Neukorinth kein Hôtel giebt, so mußte ich die Nacht auf einer hölzernen Bank in einem elenden Wirthshause zubringen. Obgleich ich von Anstrengung ermüdet war, so konnte ich doch kein Auge schließen, weil die Mücken mich nicht einen Augenblick in Ruhe ließen. Vergebens suchte ich mich gegen sie zu schützen, indem ich das Gesicht mit einem Tuche bedeckte; sie stachen mich durch die Kleider hindurch. Voll Verzweiflung lief ich nach der Thür, aber sie war verschlossen. Der Wirth war ausgegangen und hatte die Schlüssel mitgenommen. Statt der Fenster hatte die Wohnung viereckige, durch eiserne Stangen verschlossene Oeffnungen. Nach langer und beschwer-

Digitized by Google

licher Arbeit gelang es mir, zwei dieser Stangen herauszureißen, und auf die Gefahr hin, von den Nachtwächtern für einen Dieb gehalten zu werden, sprang ich auf die Straße und bettete mich auf den Sand am Meeresufer, wo es glücklicherweise keine Mücken gab. Ich schlief sofort ein und erfreute mich wenigstens drei Stunden lang der angenehmsten Ruhe. Um vier Uhr Morgens stand ich auf, schwamm eine halbe Stunde im Meer und kehrte zur großen Verwunderung des Wirthes in sein Haus zurück. Er war eben dabei, seine Sachen zu untersuchen; denn als er bemerkte, daß ich mich davon gemacht hatte, nahm er an, ich hätte ihn bestohlen. Alles klärte sich bald auf, und ich brauchte nicht, um meinen Wirth zu begütigen, ihm aus dem Homer vorzulesen. Er war zufrieden, als ich ihm ein Zweifrankenstück für den an den eisernen Stangen angerichteten Schaden gab."

Hatten ihn schon in Ithaka, wo er mit schwerem Herzen Abschied nahm, die Oertlichkeiten aufs Höchste gefesselt, so war dies erst recht mit denen der troischen Ebene der Fall. Er versichert, daß ihn der Anblick derselben mit Rührung erfüllt habe. Noch aber ahnte er nicht, daß er in wenigen Jahren die ganze archäologische Welt mit seinen Ausgrabungen in Bewegung setzen werde, und nichts lag ihm damals ferner, als der Gedanke, irgend welche Untersuchungen zu veröffentlichen. Erst während des Aufenthaltes daselbst reiften seine späteren Pläne. Ausgerüstet mit einer genügenden Kenntniß aller einschlägigen Stellen aus der Ilias und der übrigen die Topographie betreffenden Literatur, soweit sie bis dahin in den wissenschaftlichen Erörterungen angezogen zu werden pflegte, ging er an die Vergleichung. Glaubte er doch, wie er selber in der Einleitung zu seinem Buche „Trojanische Alterthümer"*) sagt, an die Angaben der Ilias wie an das Evangelium. Unter den größten Mühen und Beschwerden, Tags oft hungernd und dürstend, und Nachts von Wanzen geplagt, dazu über betrügerische Führer und faule Arbeiter sich ärgernd, untersuchte er, bald Bücher, bald Hacke und Spaten in der Hand, die ganze Gegend zwischen Bunarbaschi und dem Meere, rechts und links vom Skamander, jeden in Frage kommenden Punct nicht einmal, sondern viele Male prüfend. So gelangte er schon damals, wie auch Andere vor ihm, zu der festen Ueberzeugung, daß nur der schön gelegene, die ganze Ebene bis zum Meere hin beherrschende und von der Natur gleichsam dazu auserlesene Hügel von Hissarlik die Stätte des alten Troja sein könne. Und mit dieser Erkenntniß bildete sich in ihm auch der Entschluß, sobald es angehen werde, größere Ausgrabungen daselbst vorzunehmen und den höchsten Lieblingsgedanken seiner Jugendzeit zu verwirklichen.

*) Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja. Leipzig, in Commission bei F. A. Brockhaus. Dazu: Atlas trojanischer Alterthümer. 218 Photographien mit erklärendem Text. 1874.

Digitized by Google

Die ersten Ausgrabungen veranstaltete er im April des Jahres 1870. Jedoch konnte er dieselben nicht fortsetzen, weil die Eigenthümer des Feldes, zwei Türken in Kum-Kalé, nur unter der Bedingung die Erlaubniß zum Weitergraben geben wollten, daß ihnen sofort eine Entschädigung von 12000 Piastern gezahlt werde und Schliemann sich außerdem gerichtlich verpflichte, nach Beendigung seiner Ausgrabungen alles wieder sorgfältig zu verschütten. Er wandte sich daher an die türkische Regierung. Hier aber stieß er auf Schwierigkeiten der verschiedensten Art. Endlich konnte er am 11. October 1871 seine Ausgrabungen in größerem Umfange beginnen. Die erste Campagne dauerte bis zum 14. August 1872. Die um diese Zeit in der Ebene herrschenden Fieberkrankheiten, welche der starken Verdunstung der vielen stehenden Gewässer und den daraus sich entwickelnden Miasmen zugeschrieben werden, zwangen ihn zum Aufhören. Aber kaum einen Monat später, am 10. September dieses Jahres, war er schon wieder auf dem Berge Hissarlik, um zu revidiren und neue Pläne zu entwerfen. Am 31. Januar 1872 begann darauf die zweite Campagne, die bis zum 17. Juni dieses Jahres währte und sich noch ergiebiger erwies als die erste.

Die Resultate aller dieser Arbeiten hat Schliemann in dem zuletzt erwähnten Buche niedergelegt. Es enthält in der Form eines Tagebuches seine in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichten Berichte, außerdem aber eine denselben vorangehende und ihren Inhalt kurz zusammenfassende, auch schon mehrfach berichtigende Einleitung. Zur Zeit der ersten Veröffentlichung dieser Berichte durch das Augsburger Weltblatt herrschte bei den Gelehrten wie im Publicum eine so große Aufregung, daß früher oder später nothwendig eine Abkühlung eintreten müßte. Ueberall, im Hause und auf der Straße, im Postwagen und auf der Eisenbahn, wurde von Troja geredet. Man war voll Staunens und Fragens. Den Entdecker selbst aber hatte beim Anblick seiner zahlreichen, Schlag auf Schlag erfolgenden Funde ein so überwältigendes Gefühl des Glückes ergriffen, daß es zu verzeihen ist, wenn er hie und da die wirkliche Bedeutung derselben übersah. Meinte er doch in der That, fast die ganze homerische Welt leibhaftig gefunden zu haben. Als er aber später merkte, daß er in seinen Ideen zu weit gegangen sei, da konnte er sich den Anfechtungen der Kritik gegenüber mit dem Bewußtsein trösten, daß ihm ähnlich wie auf Ithaka selbst im Irrthum ein Glück zu Theil geworden, das zu erleben nicht Vielen vergönnt wird. Hatte ihm doch das Geschick die Verwirklichung seines besten Jugendtraumes beschieden!

Die erste Ernüchterung in Deutschland trat ein, nachdem der bekannte, leider vielfach mißrathene Atlas trojanischer Alterthümer veröffentlicht worden war.

Digitized by Google

Da überwog der Tadel das Lob. In kurzer Zeit aber entstand in Folge dieser Veröffentlichung eine Literatur, die noch immerfort im Wachsen begriffen ist. Sie hatte das Gute, daß sich das Urtheil klärte und daß an die Stelle anfänglichen Schwankens zwischen höchster Anerkennung und völliger Verwerfung eine ernsthaftere, sachgemäßere, die culturgeschichtliche Bedeutung der Funde durchaus würdigende Betrachtungsweise trat. Wer das vielbesprochene Buch Schliemanns von Anfang bis zu Ende durchgelesen hat, der wird, wenn er wie billig die autodidaktische Entwickelung des Mannes nicht außer Acht läßt, ohne Zweifel sagen müssen, daß die Beurtheilung seiner Persönlichkeit viel zu hart, viel zu sehr vom Kathederstandpunct aus und deshalb geradezu ungerecht gewesen ist. Es waren nur wenige, die ein wirklich freundliches Wort für ihn übrig hatten. Wer wie Schliemann für die Verwirklichung seines Jugendideales alle seine Kräfte mit unermüdlicher Energie einsetzt, keine Opfer und Mühen, keine Entbehrungen und Gefahren scheut, um dieses Ziel zu erreichen, wer mit Ungemach aller Art kämpfend immerfort ausharrt und nicht vom Platze weicht, wer um nur zu lernen und richtig zu urtheilen Rath und Belehrung annimmt, wo er sie nur findet oder doch zu finden wähnt, wer zu demselben Zweck in die schwierigsten und mühseligsten Wege des Bücherstudiums einlenkt, mögen sie auch für den Augenblick oft ganz nutzlos sein und selbst in die Irre führen: der verdient in jedem Falle eine schonende Beurtheilung. Man braucht es ihm ferner nicht zu verdenken, wenn sich mit der berechtigten Begeisterung über seine Entdeckungen auch das Bewußtsein von seinen Verdiensten um die Wissenschaft und damit im Zusammenhange das Verlangen, selbständig mitzusprechen und seine Lieblingsideen nach Kräften zu verfechten, geltend macht. Daß aber Schliemanns Hingabe an die Sache eine ächte ist, das wird, wie schon gesagt, aufs Neue dadurch bewiesen, daß alle ihm in den Weg getretenen Anfechtungen und Feindseligkeiten nicht vermögend gewesen sind, ihn von der Wiederaufnahme seiner Ausgrabungen auf dem Berge Hissarlik abzuhalten. Der Gang seines Processes mit der türkischen Regierung hat lange Zeit in den Zeitungen von sich reden gemacht. Die Veranlassung dazu gab eine Reihe im „Levant Herald" erschienener Artikel, die von dem in der troischen Ebene als Gutsbesitzer ansässigen bekannten Archäologen Frank Calvert geschrieben und gegen Schliemann gerichtet waren.*) Hierdurch gereizt strengte die türkische Regierung bei den griechischen Gerichten einen Proceß gegen Schliemann an. Nachdem derselbe ein Jahr lang gedauert hatte, wurde er von letzterem durch eine Entschädigung von 50,000 Franken beendigt, wogegen ihn die Türkei als alleinigen Besitzer seiner Sammlungen anerkannte.

*) Vergl. Revue arch. 1875. Septembre, p. 170. (Schliemann gegen M. Vivien de Saint-Martin.)

Digitized by Google

Unter diesen Verhandlungen aber hatte Schliemann so sehr gelitten, daß er den schon früher gehegten Gedanken, in Mykene oder auch an irgend einem anderen Orte Griechenlands Ausgrabungen zu veranstalten, aufgab und den Entschluß faßte, nach Italien hinüberzugehen und dort nach einem neuen Arbeitsfelde zu suchen. Ehe aber dieser Plan ausgeführt wurde, machte er mehrere kleinere archäologischen Studienreisen, worüber er in verschiedenen griechischen Zeitungen bald kürzere, bald längere Berichte veröffentlichte; und im Sommer 1875 besuchte er vergleichender Forschungen halber eine Reihe französischer, brittischer, holländischer, deutscher und österreichischer Museen. An mehreren Orten hielt er Vorträge über seine Funde, und eine besonders günstige Aufnahme fand er besonders in England. Einen dieser Vorträge — es war der in der Aula der Universität Rostock gehaltene — widmete er der im selben Jahre zu Rostock tagenden deutschen Philologenversammlung.*) Im October 1875 traf er in Italien ein. Dort lenkte sich seine Aufmerksamkeit zunächst auf die kleine, sechs bis sieben Miglien nördlich von Marsala an der Westküste von Sicilien gelegene Insel Pantaleone, auf welcher im Alterthum das karthagische Emporium Motye lag. Aber weder hier noch in Segesta, dessen alte Bewohner die Sage von den Trojanern abstammen läßt, noch im tempelreichen Paestum, noch in Arpinum, der von cyklopischen Burgmauern überragten Stadt des Marius und Cicero, wo jüngst wichtige, den Marius betreffende Inschriften entdeckt wurden, noch in der archaischen Nekropole von Albalonga*) fand er, was er suchte. Es reizten ihn weniger die der geschichtlichen Zeit angehörenden Denkmäler; auf das Prähistorische sei sein Sinn hauptsächlich gerichtet, und am liebsten — schreibt er — würde er sein Leben lang in Städten gleichen Alters wie Troja gegraben haben. Italien sollte für ihn ein fremder Boden bleiben. So schien es ihm zuletzt das Beste zu sein, wenn er wegen Vollendung der Ausgrabungen auf dem Berge Hissarlik zu der türkischen Regierung aufs Neue ein Verhältniß suche. Zu diesem Zwecke begab er sich schon im December vorigen Jahres wieder nach Constantinopel. Da auch auf türkischer Seite die Wunden vernerbt waren, so gelang es seiner Energie, freilich erst nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten, zum andern Male einen auf zwei Jahre ausgestellten Ferman zu erhalten. Schon im Mai dieses Jahres war er wieder auf Hissarlik, um Vorbereitung zur abermaligen Aufnahme der

*) In Commission bei Hermann Schmidt (Stillersche Hof- und Universitätsbuchhandlung) Rostock.

*) Die von Schliemann bei dieser Gelegenheit gegen die Entdeckungen von Ponzi, Pigorini und de Rossi vorgebrachten Einwendungen können auch wir nicht für ausreichend erachten, um die Ergebnisse der die archaische Nekropole von Albalonga betreffenden Forschungen zu verändern.

Digitized by Google

Ausgrabungen zu treffen. Da aber um die Mitte des Sommers der Aufenthalt und die Arbeit in der troischen Ebene eine Unmöglichkeit werden wird, so dürfen wir kaum vor Beginn des Winters wichtigeren Mittheilungen von Hissarlik her entgegensehen. Zunächst ist anzunehmen, daß Schliemann die Resultate der zahlreichen Discussion seiner Funde nicht unbenutzt lassen wird. Die Hauptsache für ihn aber ist, daß die türkischen Wirren ohne nachtheilige Folgen für seine Zwecke verlaufen. Daß er besser als irgend ein Anderer mit den Orientalen ins Klare zu kommen versteht, das hat er bereits bewiesen. So hoffen und wünschen wir ihm denn den glücklichsten Erfolg.

Briefe von Karl August und Luise von Weimar an Lavater.

Mitgetheilt von J. C. Mörikofer.

II.

13.

W. d. 20. May 1785.

Hier ist das ödeste Fleck von der Welt um Kunstsachen einzukaufen, in ein paar tagen gehe ich ins Reich, Frankfurth, Darmstadt u. da will ich aufsehen, ob ich Ⱥ bekomme, u. sie Euch zugehn lassen, Merk soll hauptsächl. angespannt werden.

Den heiligen Georg Lenz kenne ich nicht genung, denn ich kenne ihn gar nicht, wer ists, u. was soll er? Columbus habe ich noch nicht bekommen können, auch dieser soll aufgejagt werden.

Aus dem Reiche gehe ich ins Pyrmonther u. Mayenberger Bad, um meine sehr kränkelnde Frau herzustellen, u. meine steifen u. gestauchten Glieder zu biegen, eine Malaise drückt mich häufig welche das Mineralische Wasser heben soll; vielleicht ist zu viel Moralität darinnen vererbt als daß das Uebel durch Martialia zertheilt werden könte.

Der überstarke Winter hat mich sehr gedrückt, u. mich so mißmuthig gemacht daß ichs jetzt noch nicht verwinden kann, zumahl da das junge grün so viel von dem Frost gelitten hat, daß es wenig trost vor das lange leiden gewährt. Die besten Sachen an Pflanzen u. Bäumen haben sehr verlohren, u. man ist jetzt weiter vom genuß entfernt als da man sie hofnungsvoll pflanzte.

Göthe ist den Winter wohl, das Frühjahr aber krank gewesen, jede kleine Umwandlung drückt ihn wie ein Ausländisches Gewächs, er braucht

Digitized by Google

dann lange um sich zu erholen. Künftigen Monath geht er ins Carlsbad, das soll ihm gut thun, hoffe ich.

Pfenningern schreibe ich heute. Meine Frau grüßt Euch vielmahlen, den Fürsten von Dessau habe ich im tiefen Schnee gesehen. Lebt wohl lieber

C. A. H. v. W.

14.

W. d. 23. Nov. 1785.

Der Fürst von Dessau hat mir „Magnetismus" geschickt, er roulirt unter uns, u. ein jeder thut seinen Grad von Verwunderung dazu; die Facta sind auf eine gewisse art nicht neu, dergl. seltsame Fälle haben sich schon mehrmalen bey Nachtwandelnden, bei St. Veits tänzen, u. d. gl. mehr gezeigt, daß dieses aber durch eine so zu nennende willkührl. Menschen Kraft hervorgebracht wird, ist das seltsamste. Schickt mir doch das französische Werk wo die Mesmerschen Handlungen aufgezeichnet stehen, ich glaube von Puissegne.

Vielleicht kann ich bald D schicken, hier sind sie nicht zu haben u. auf das Bestellen kan man sich nicht recht verlaßen.

Hier habt Ihr Lieber meine deutl. deutsche Handschrift, nun eine mit lateinischen Buchstaben; wählt nun wie ich künftig fortschreiben soll.

Eine Frage: Glaubt ihr wohl dass sich D. Hotze expatriire, u. kan mann ihm wohl vorschlaege dazu mit guten gewissen thun? Ich will meine Absicht, ursach u. vorschlaege naeher u. deutl. geben.

Mein Leib Medicus wird alt, ist fast stock blind, dabey sehr Hypochonder, Eigensinnig, vor Gelehrsamkeit ohne Menschenverstant. Politisch uberhaupt unbrauchbar. Kein recht brauchbarer ist sonst hier. Meine Frau kraenkelt sehr, mein Medicus hat sie fast tod curirt, ich werde nicht gesunder; schon vor zwey Jahren nahm ich einen andern Medicum, einen ganz vortreff. jungen Mann an; dieser curirte meiner Frau einen zufall an welchem sie schon lange litt, binnen 14 Tagen; in seiner dritten dienst Woche starb er selbst. Diesen Sommer nahm ich den Brunnen Medicus von Mayenberg in dienst, den D. Trumple, er hatte sich voellig mir verbunden, auf einmal wandte er um, nahm seinen alten Posten, und handelte — wenigstens sehr ungezogen an mir. Nun bin ich wieder in der alten verlegenheit, und in den Haenden meines ungeschikten, piquirten, und nicht zuverlaessigen artztes.

Digitized by Google

Ich suche einen nicht bloss geschikten Arzt, deren faenden sich wohl, ich sehe aber bey dieser wahl auch auf den Character des Mannes; in keinem fache ist die rechtschaffenheit, und droiture seltener als in der Medicin; ich kenne keinen der mehr mein bild von einem guten Leibarzt ausfüllt als D. Hotze. ich wünschte auch einen freund in meinem arzt zu finden, sonst faehlt de Glaube bey der Cur, und ohne den ist die halbe Kraft verlohren.

Meine bedingung ist ausser den nöthigen Ehrentitteln u. einer freyen Praxis in stadt u. land, welches nach dem tode des jestigen Leib Arztes nahe an tausend thalern tragen kan, ein tausend thaler fixe Besoldung, in gutem geld jaerlich.

Schreibt mir nun was zu thun ist, u. lebt wohl Lieber.

Carl August H. v. W.

15.

W. d. 1. des Jahrs 86.

Glück u. Freude zum neuen Jahr; wie wir das alte verbraucht haben wißen wir kaum; das Glück wolle daß dasjenige was wir darinnen ausgegeben haben in den künftigen Zeiten die Früchte u. die zinnsen trage die sich auch nur der kürzeste Wucherer von seinen Ausgeliehenen Capitalien erwarten kan. Manche Ausgabe ist durch die Finger gelaufen, diese mögen wenigstens keinen Schaden dem Ausgeber noch empfänger bringen; manches haben wir mit guten vorbedacht und überlegung vertrieben, dieses bringe uns den 10tel des nutzens den wir davon erwarten, was zwecklos verschleudert ist worden, u. wovon wir die untauglichkeit hinterdrein erkannt haben, hievon fordere uns das Schicksal keine Rechenschaft ab, es übersehe es, wenn wir es vorsetzl. nicht schlimmer in der Zukunft machen, sondern so weit unsere Erkenntnis reicht die gehaltene üble Wirthschaft verbessern. Könte mann doch einen ähnl. rechnungszug recht en detail über sich führen, man käme gewiß über ein großes weiter; dieses verbieten uns aber die so sehr körperl. u. dichten hüllen, die auch den bemerkenden theil des Geistes einschließen; jedes neue Jahr bringt uns der Hofnung näher bald enthülter zu seyn.

Hier schicke ich euch lieber, eine, ebenfalls etwas in die Hülle der nicht originalität, eingewickelte Copie von dem bekannten Bilde Caroli V. Der Mahler hat sich doch zieml. gut dünkt mir herausgewickelt, doch sind hier u. da manche züge durchgefallen, von denen der Künstler nicht ganz Red und Antwort wird zu geben wißen; u. dieser mangel bestimmt,

Digitized by Google

dünkt mir hauptsächl. den unterscheidenden Charakter einer Copie vom Original.

D. Hotzen danke ich herzlich für seinen lieben Brief, u. seinen Antheil, ich kan ihm nicht antworten, weil Geschäfte u. Vorbereitungen zu einer Morgenden Reise mich umgeben. Ich gehe nach Berlin, u. denke viertzehn tage dort zu bleiben.

Göthe ist wohler als er gemeinigl. im December zu sein pflegt; von allen Menschen führt er gewiß das nützlichste, nutzbarste thätige Leben.

Lebet wohl mein lieber, u. schließt mich fest in Euer Herz ein.

Carl Aug. H. v. W.

Viel liebes an Pfenninger, u. an Eure Frau, Bruder u. Kinder.

16.

W. d. 22. Februar. 86.

Hier überschicke ich Euch, sehr lieber, den Jährl. Beitrag für den kleinen Pfenninger; es wird eben jährig sein, daß er den ersten bekam.

Seit drey Wochen bin ich von Berlin zurück; ich habe in Potsdamm den erstaunlichsten aller Menschen gesehn, der Anblick des nun veralteten, u. sich seiner Grube nähernden Königs, erklärt viel unerklärl. Seine Stirn, die Nase, die Fläche des Oberhaupts, u. Stärke des Hinterhaupts haben mir das merkwürdigste an seiner Bildung geschienen. Der Uebergang von Stirn zu Nase ist mir nicht so schroff vorgekommen als man ihn gewöhnl. abbildet, es ist eine leise einbiegung dazwischen; die Stirne ist auch nicht ganz gerade, sondern Biegungen machen sie sehr liebl. Ueberhaubt besitzt die Bildung seines Kopfes eine besondere Lieblichkeit; der untere theil desselben ist durch Alter und Krankheit unscheinbar geworden. Wie man über Gegenstände wissenschaftl. inhalts gute gelehrte u. gute ungelehrte Abhandlungen hat, so giebts gewiß auch Menschenleben, die man eben so benennen u. unterscheiden kan; nach dieser conventionellen Classification kan man gewiß sagen, daß Friedrich die gelehrteste, die aller consequenteste Existenz besizt die man sich nur denken kan. Einzig u. immer nach einem zweck strebend; jede handlung Ursachsvoll, u. alle inconsequentzen, u. unerklärlichen härten paßen doch in sein System, u. wenn sie es nicht thun, so hat er sich menschl. in den Mitteln geirrt, aber sie gewiß nicht, ohne sich vorher eine ursache davon angegeben zu haben, gebraucht.

Wie sich der Herzog von Braunschweig in Campen geirrt hat, ist mir sehr begreifl. Er hat gewiß nicht eher über Gelehrte, u. über Menschen die nicht bloß en gros angesehn werden können nachgedacht,

Digitized by Google

als in einem alter wo man schwerl. etwas neues, u. so etwas inniges als wie die detaillirte Menschenkenntnis ist, lernen kan. Das innige verlangt die Weiche der Jugend um sich eindrücken zu können; nach 7 Jahr Krieg, 30 Jahr Druck, u. 50 Jahr alter, verknöchert sich zu viel.

Meine Mutter ist seit 5 tagen sehr krank, bis zum 7. kan man nicht gewiß hoffen noch fürchten.

Göthe ist diesen Winter wohler wie gewöhnl. Seine Existenz ist eine der fleißigsten, moralischten, besten, die sich über dreißig erhalten hat. Lebt wohl lieber.

C. A. H. v. W.

17.

Tannrode d. 10. April 86.

Der Prinz von Preußen hat mir gewiß versprochen, den überkönigl. Kopf sobald er erkaltet abformen zu laßen. Könnte man von dem Göttl. Geist nur einiges wenige auffangen um damit, wie mit einem tropfen Rosenöhl ganze Eymer Existenzen zu begeistern. Es ist unglaubl. wie eintzeln u. weniger als tropfenweis der wirkl. geist ausgetheilt ist; der Lusten, etwas aus sich zu machen um etwas zu seyn ist so erstaunl. selten, daß man einen in Stein hauen sollte der einmahl solch einen trieb bey sich spührte; den meisten Menschen ist Religion u. Hunger einerley bedürfniß um sie gehn zu machen, wenn beydes nicht wäre so wären sie meistens stupider u. böser wie das Vieh; es ist einer großen anzahl Menschen ganz unbegreifl. wie sie einigen Lusten zum Guten ohne eine belohnende od. bestrafende Religion spühren könten, od. neigung sich zu bilden, ohne Belohnung auf eine Pfarre, Forstmeisterey od. sonst einen Dienst: ihre vorstellungs u. empfindungs Art ist meist wie jenes Bauern der sich wünschte König zu seyn um sich einen Heu Wagen mit acht Ochsen bespannen zu lassen, sich mit der Pfeife im Maule darauf zu legen, u. so durch die Stadt fahrend von oben herunter zu sehn. ...

Spinoza von Jacobi ist mir schon mit dem 8. blatt im Halse stecken geblieben u. trotz aller mühe nicht vom Flecke gegangen, ich habe es also nicht zum zweyten mahle gewagt etwas davon zu genießen, Mendelsohn ist mir also gott lob völlig fremd geblieben. Adieu.

Carl August H. v. W.

Digitized by Google

Herzogin Luise von Weimar an Lavater.

1.

Ich hoffe ihnen genug bekannt zu seyn, um daß sie sich die Freude welche mir ihr Schreiben verursachte leicht vorstellen können. Sie scheinen mir nicht zufrieden mit meiner zeichnung, vielleicht sein sie es besser von dieser Silhouette; möchte doch dieses Schattenbild ihnen meine ganze Seele eröffnen, und möchten sie doch hierinnen alle die Freundschaft welche ich ihnen gewidmet sehen, so werde ich zufrieden seyn. Ich forsche ihr neues buch aus, und will mir's zu nutze machen, solte es mir wohl gelingen, eine gute physiognomistie zu seyn. Was halten sie darvon? —

Ihre Silhouette habe ich verlohren, ich bitte erzeugen sie mir die freundschaft mir eine neue zu überschiken, meine Erkentlichkeit dafür wird unaussprechlich seyn: dürfte ich mir wohl die Hofnung machen das sie mich unter der Zahl ihrer Freundinnen rechnen? Leben sie recht wohl.

Louise Prinzeß zu Hessen.

Carlsruhe den 15. August 1775.

2.

Nun ja! Weil sie es wünschen nehme ich ihre zueignungen; aber nicht zu viel gesagt; vielleicht glauben sie mich besser als ich in der that bin. Göthe und der Statthalter sollen richter seyn, es wäre wohl am besten ich wärs selbst.

Ich hätte ihnen so viel zu sagen, und kan nichts herausbringen, als daß ich sie so gerne wieder sähe; ich brauchts ihnen aber nicht zu sagen sie müssens fühlen — und fühlens auch daß das einer meiner sehnlichsten Wünsche sey. O wenn ich sie jemahls wieder sähe! Was das für ein Trost für mich wäre! Ich ersterbe ihre

Freundin

Louise.

Weimar den 2. Februar 76.

3.

Weimar den 18. Nov. 1776.

Tausend warme danksagungen, bester Freund, vor ihr liebes schreiben, es hat mir eine glückliche Stunde verursacht, und ich hats nöthig. — Lange, nur zu lange hab' ich gegen sie geschwiegen, ohne sie jemahls zu

Digitized by Google

vergessen, — und mein schweigen! ach es kam nicht aus mangel am innigsten zutrauen, lieber, bester Freund! Könte ich alles mit ihnen theilen, alle ahndungen, alle glückliche, ja auch leidende Stunden! aber unmöglich war's mir zu schreiben, ich fühlte mich zu allem unthätig: ich war fast zur kleinmüthigkeit gesunken — aber stark! hinauf bin ich wieder gestiegen! — nichts von denen liebevollen aussichten, alles düster und dumpf um mich her, alle hofnung erloschen! — aber mein Gott hat mich nicht verlassen, giebt mir muth alles zu ertragen, bin von neuem belebt und gestärkt, bins immer mehr, dank's ihm unendliche mahle; — Lieber, danken sie ihm vor ihre Freundinn. — Leben sie wohl; — helfen sie mir meinen Geist aufrecht erhalten! Ewig bin ich ihre Freundinn

Louise.

4.

d. 14. Nov. 1778.

Mit vieler Freude hab' ich ihren Brief empfangen, und die Stelle als Pathen ihres Kindes angenommen, ich weis in langer zeit nichts daß mich so innig gefreut hat. Ich wünsche dem lieben Kind den besten Seegen Gottes, und wünsche mir ihm etwas zu sein. — Sie haben mir manchmahl etwas von Sie hören lassen, es that immer meinem Herzen wohl, obgleich ich schwieg. Nun sollen Sie auch etwas von mir hören, Gott verläßt uns doch nie! — ich habe Hofnung bald mutter zu seyn; wie glücklich mich dieß gefühl macht, läßt sich nur fühlen! — Sie fragen mich ob der Herzog Sie nie besuchen wird? er kömt gewiß ein mahl bei ihnen. —

Leben Sie wohl mein Freund. So wohl wie es ihnen mein Herz wünscht.

Louise.

Ich rief dich bei deinem Namen, und nannte dich, da du mich noch nicht kanntest. Ich bin der Herr, ich habe dich gerüstet, da du mich noch nicht kanntest. — Mir sollen sich alle Knie beugen, und alle Zungen schwören, und sagen: Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke. Jes. XLV, 4. 5. 23.

Ich wünsche, daß meine Pathen, Louise Magdalena, diese Erinnerung nie aus ihrem Herzen lassen möge.

Louise H. zu Sachsen, geb. Pr. z. Hessen.

Weimar d. 20. Dec. 1778.

Digitized by Google

5.

Weimar d. 15. December 1781.

Lieber Lavater.

Ich gebe Ihnen seit zwei Jahren Gelegenheit Tugenden auszuüben, nehmlich Geduld und Langmuth. Nur zu oft habe ich diese beiden auf die Probe gestellt, und Sie sind und bleiben Gut, und vergessen mich doch nicht.

Wie vieles hat sich seit ein paar Jahren geändert, wie viel ist mir nach und nach aufgeschlossen worden, wie langsam hat sich mein Schicksal entwickelt und doch wie gut! Ach was wir blind geführt werden! aber jetzt ist mirs wohl. Ueberhaupt scheint es als belausche uns das Gute, und käme am liebsten unerwartet zu uns. Soll ich Sie nach so vielen Jahren nie wieder sehn, und wenn Sie auch noch so viele Meilen zurückgelegt haben, werden sie denn nie zu uns kommen? Leben Sie aufs beste wohl, Lieber Lavater, gedenken meiner und bleiben mein Freund

Louise H. v. W.

6.

Weimar d. 20. Sept. 1786.

Ich habe mich sehr gefreut durch Sie selbst, lieber Lavater, ihre glückliche rückkunft in ihr Vaterland zu erfahren, und daß Sie die ihrigen wohl und gesund angetroffen haben. Denken Sie immer mit Liebe an uns und die anderthalb Tage zurück, die Sie bei uns zugebracht haben. Ihre kurze Erscheinung nach so langen und verschiedenen Zeiten wird mir unvergeßlich bleiben. Der Herzog liebt Sie sehr. Göthe ist noch abwesend, aus dem Carlsbad gieng er weiter, und wird wohl noch eine Weile lang bleiben. Die Herzogin trägt mir auf ihnen vieles in ihrem namen zu sagen, und hat sich ihres andenkens sehr gefreut. Bleiben Sie mein Freund, lieber Lavater, und leben Sie aufs beste wohl.

L.

7.

Weimar d. 15. Sept. 1787.

— — — Wenn ich mich fähig fühlte Göthens Charakter zu schildern so würde ich Ihnen zu gefallen es gewiß unternehmen: Aber ich vermag's nicht ein so außerordentliches Wesen ganz in seiner größe darzustellen. — Mit dem Landgrafen und ihnen freue ich mich in Gedanken daß Sie sich wieder sehn. Eine Wallfarth nach der Schweiz will und muß ich noch unternehmen, und Sie und mein Patchen sehn. — — —

Digitized by Google

8.

Weimar d. 6. April 1788.

Ich eile ihnen zu antworten, lieber Lavater, und Sie zu versichern, daß mein letzter brief ganz ohne kalte gesinnungen und mangel an vertrauen geschrieben wurde. Ich weis selbst nicht wie er das ansehn bekam. Ich sagte ihnen nichts vom Herzog, weil ich weis wie oft sie Gelegenheit haben durch andere von ihm zu hören. Genug er ist wohl und wie mir vorkomt vergnügt. Meine Hoffnungen — ich weis nicht ob ich mich deswegen freuen soll, doch ich werd's immer wie ein geschenk vom Himmel annehmen. Meine Tochter ist ein gesundes und braves Kind, sehr biegsam ist sie nicht, und wie sollte sie's auch seyn? — Uebrigens bin ich ruhig, und lebe mein Leben so fort, wünschte mir aber noch so wie in meinen jüngeren Jahren auf Hoffnungen bauen zu können. Wie oft ich wünsche Sie zu sehen, weis ich wohl auch wie mir die gewisheit daß es nicht geschehn kann leid thut. Es fehlt nicht am wollen sondern am können. Seyn Sie also versichert, lieber Lavater, daß mein Zutrauen an ihrer theilnehmung immer dasselbe ist und bleiben wird; daß ich ihnen alles mögliche Gute wünsche, wie auch gar sehr, daß sie ihre Gesinnungen für mich nie ändern mögen, und sie beständig meiner Freundschaft trauen wollen. Leben Sie wohl.

L.

9.

Weimar d. 4. September 1790.

— — — Verzeihen Sie daß ich ihren letzten Brief noch nicht beantwortet habe; weil aber der Herzog in Schlesien ist, so konte ich ihm nichts von seinem inhalt sagen. Sie wissen daß der Herzog seit einigen Jahren mancherley Beschäftigungen hat, die ihn von vielen Verhältnissen zurückziehen. Aber ihren Werth kennt und schätzt er noch immer; Göthe ohne Zweifel auch; obgleich ich es nicht wagen will über ihn zu urtheilen, weil die schönen Geister bisweilen unergründlich sind. Leben Sie aufs beste wohl, glücklich und ruhig; und seyn Sie versichert daß ich auch in der Ferne immer einen wahren antheil an ihrem Schicksal nehmen werde.

L.

Merk an Lavater.

Ich habe Ihnen einige gute Nachrichten Göthen betr. in den Kauf zu geben. Ich habe mich vorigen Herbst im Monat September auf meinen Fuchs gesetzt, u. bin nach Eisenach zu dem herrlichen Menschen wall-

Digitized

fahrten gegangen, allwo ich dann auf der Wartburg ein 14 Tage, wie Sie denken können, im Wohlleben mit ihm vollbracht habe. Seine Situation ist die beste, die er sich nur wünschen kan. Er lebt völlig nach seinem Kopfe in dem Hause des Herzogs, als wenn er in dem meinigen wäre, hat nicht das Geringste, wie die Esel prätendiren, von seiner ehemaligen poetischen Individualität abgelegt, dagegen aber an Hunger und Durst nach Menschenkenntniß und Welthändeln, u. der daraus folgenden Weisheit und Klugheit, wie ein Mann zugenommen. Der Herzog ist einer der merkwürdigsten jungen Leute, die ich je gesehen habe. Das tiefste Gefühl für Schönheit der Natur in Bäumen und Menschen, das er wie einen Schatz im Busen trägt, voller Taciturnität, und einer unglaubl. Toleranz gegen alles Schiefe, was ihn an Menschen und Sachen umgiebt. Seine Liebe zum häuslichen und freundschaftlichen Leben, kurz seine Popularität ward mir in kurzem so heilig, daß ich nicht weiß, wie man diesen Menschen manquiren kan, u. wenn man auch zehn Jahre mit ihm in einem Zimmer schliefe und Tobak rauchte. Ist er unter vier Augen, so läßt er sich zwar in seinen Anmerkungen heraus, und diese sind so scharf und treffend, daß man nicht begreifen kann, wie ein junger Mann von 20 Jahren und ein Mann von Gewalt, von diesem scharfen kritischen Sinn keinen Mißbrauch machen mag. Er riecht Schmeicheleyen, sogar solche die Göthen gemacht werden, auf hundert Meilen weit. — Göthe liebt ihn wie keinen von uns, weil vielleicht keiner ihn so nöthig hat, als dieser, und so wird ihr Verhältniß ewig dauern, — den Göthe kann ihn nicht verlassen, oder er müßte nicht mehr der seyn der Er ist, und der Herzog wird ja so wenig mit ihm brechen, als Einer von denen, die Göthes Freunde sind.

Darmstadt d. 9. Januar 1778.

Schlosser an Lavater.

1773. X. 17. Frankf.

Ich freue mich, daß mein l. Göthe Ihr Freund ist. Sein Herz ist so edel als eins: Wenn er einmal in der Welt glücklich wird, so wird er tausende glücklich machen; und wird ers nicht, so wird er ein Meteor bleiben, an dem sich unsere Zeitgenossen müde gaffen, und unsere Kinder wärmen werden. Lieben Sie ihn ferner; ich sage Ihnen aber voraus es gehört eine gewisse Stärke der Seele dazu sein Freund zu bleiben.

Digitized by Google

Der Kurort St. Moritz.

St. Moritz, von der romanischen Bevölkerung San Murezzan genannt, liegt im südöstlichen Winkel von Graubünden an der Schwelle Italiens, von dem es durch die gewaltige Berninakette getrennt ist. Wenige Stunden oberhalb des Ortes in der Nähe des nach Chiavenna führenden Malojapasses entspringt der Inn, welcher diesem Theile Graubündens seinen Namen „Engadin" verliehen hat. Der Inn bildet wenig unterhalb seiner Quelle und in kurzen Abständen von einander die vier herrlichen smaragdgrünen Seen von Sils, Silvaplana, Campfèr und St. Moritz.

Auf einem Hügelvorsprunge, etwa 80—90 Meter über letzterem, liegt der Ort, und etwa zwanzig Minuten von diesem entfernt, am Ende des Sees, das Bad St. Moritz. Gleich unterhalb des Moritzer Sees stürzt der Inn — dort schon ein ziemlicher Strom — in prächtigen Cascaden auf die zweite Thalstufe des Engadins herab, um von da in ruhigerem Laufe das eine Stunde entfernte Samaden zu erreichen.

Mag man sich nun von Nord oder Süd dem Zielpuncte St. Moritz nähern, so ist der Zugang stets mit Schwierigkeiten, mit Zeit- und Geldaufwand verbunden. Für diejenigen, welche aus Deutschland kommen, bieten sich zwei Hauptwege dar; der kürzere über Lindau und Chur und von da über den Julier- oder Albulapaß; der längere über München und Innsbruck und von da im Innthale aufwärts. Auf dem ersteren Wege kann man die Bahn bis Chur benutzen. Und es ist eine herrliche Fahrt von Lindau über den Bodensee im Rheinthale aufwärts zum altersgrauen, interessanten Chur, zur Rechten geleitet von den hochaufragenden Bergen von Appenzell und Glarus, zur Linken von jenen des Rhätikon.

Von Chur aus beginnt die Eilwagenfahrt, deren nächstes Ziel auf staubiger Chaussee Tiefenkasten ist. Man kann diesen Ort entweder direct über Churwalden erreichen, oder auf Umwegen über Reichenau, Thusis und den interessanten Schynpaß; die Post befährt beide Routen. Von Tiefenkasten aus kann man dann auf zwei von den Eilwägen befahrenen Alpenstraßen St. Moritz erreichen. Die Straße über den westlich gelegenen Julierpaß, 2287 Meter, führt über Bivio und mündet bei Silvaplana; die über den östlich gelegenen Albulapaß, 2213 Meter, führt über Bergün und mündet bei Ponte im Innthale aus.

Ungünstiger ist der Zugang vom Innthale her, da man nur bis Innsbruck die Bahn benutzen kann und von da eine endlose Eilwagenfahrt, dreißig Stunden lang über Imst, Landeck, Finstermünzpaß, Nauders, Schuls-Tarasp, Zernetz und Ponte bis St. Moritz zurückzulegen hat.

Digitized by Google

Alle diese Routen, die den aus Deutschland Kommenden zunächst interessiren, haben jedoch das Gute, daß man selten Aerger oder Langeweile über das Eisenbahnfahren empfindet; denn das Auge ist fast fortwährend durch eine Reihe reizender oder erhabener Landschaftsbilder gefesselt, wie man sie von Ferne nicht vermuthet. Zudem ist die Einrichtung des schweizerischen Postwesens eine wahrhaft mustergültige. Alles ist solid, stramm und pünctlich, die Menschen, die Pferde, die Wagen. Seit vorigem Jahre laufen auf den Gebirgsrouten Wagen mit zwei Etagen, deren oberste in einer eleganten viersitzigen Kalesche besteht, die eine vollkommene Rundschau gestattet, eine sehr zweckmäßige Einrichtung. Und erst das Fahren! namentlich bergab oft in einem Tempo, das bei dem Neuling eine entschieden unbehagliche Stimmung hervorzurufen geeignet ist. Beispielsweise wird der zwei und eine halbe Stunde betragende Weg von der Höhe des Julierpasses nach dem 471 Meter tiefer liegenden Silvaplana in dreißig Minuten zurückgelegt.

Würde man mich nun auf mein Gewissen fragen, welcher der erwähnten Routen ich den Vorzug geben würde, so könnte ich nur antworten „allen"; denn ich habe alle begangen und befahren, und war von allen gleich entzückt. Das betrifft nun zunächst allerdings den Naturgenuß auf diesen Routen; ich halte es jedoch für meine Pflicht, vorsichtige Gemüther darauf aufmerksam zu machen, daß das Eilwagenreisen theuer und die längere Eilwagenroute im Innthal demnach die kostspieligere ist; daß aber am theuersten das Fußreisen in der Schweiz ist. So billig die Pensionspreise im Vergleiche zu dem Gebotenen dort sind; für den außer Pension Lebenden summiren sich die Preise der einzelnen Mahlzeiten, der Bougie- und Serviceschwindel zu einer haarsträubenden Höhe. Wir wollten anfänglich des landschaftlichen Genusses halber die Julierroute in kleinen Etappen zu Fuß zurücklegen. Nun weiß zwar jeder Touriſt, daß die Gasthofpreise mit der Meereshöhe wachsen. Am dritten Tage, in dem Dörflein Molins, freundlichen Andenkens, trat aber dieses Anschwellen so rapid ein, daß wir uns vor der Servicefluth und dem Bougiebrand rasch in den schützenden Eilwagen flüchteten.

Es war Hälfte Juni des vorigen Jahres, als wir von München aus in St. Moritz anlangten; zu dieser Zeit beginnt dort die Kursaison. Da jedoch der Hauptzufluß der Badegäste — dort Kuranden genannt — erst später stattfindet, so hatten wir, durch langjährige Uebung im Reisen erfahren, keinerlei Vorausbestellung gemacht. Man kann das um so leichter thun, wenn man das Gepäck „postlagernd" vorausgeschickt hat; wer mit Gepäck ankommt und vielleicht gar im strömenden Regen, der ist gar zu leicht geneigt, mit dem ersten Besten vorlieb zu nehmen. Dank unserer Vorsicht, gelang es uns nach einigem Suchen in einem ganz vortrefflichen Gasthofe, der „Pension Veraguth" unterzukommen, in der wir uns während eines zweimonatlichen Aufenthaltes

Digitized by Google

wie zu Hause fühlten. Was man an bürgerlichem Behagen nur immer verlangen kann, das findet man da, einen zuvorkommenden, äußerst rechtlichen Wirth, reinliche Zimmer, guten und reichlichen Tisch, und — last not least — sehr mäßige Pensionspreise; für St. Moritz wenigstens.

Die Lage des Dorfes und der Kurgebäude habe ich oben annähernd angegeben. Das erstere war noch vor etwa zehn Jahren echt romanisch, d. h. ziemlich verkommen und schmutzig. Seitdem ist es unter dem Hochdrucke seines Weltruhms zu einer kleinen Stadt von Gasthöfen und Fremdenquartieren angewachsen. Im eigentlichen Sinne des Wortes mögen etwa fünf ausschließliche Privatgebäude vorhanden sein. Unter den Gasthöfen ragt besonders das auf dem höchsten Puncte von St. Moritz erbaute „Hôtel Engadiner Kulm" hervor.

Mit einer wahrhaft fieberhaften Thätigkeit wird gegenwärtig der etwa zwanzig Minuten Entfernung betragende Raum zwischen dem Dorfe und den über achtzig Meter tiefer im Niveau des Seespiegels liegenden Kurgebäuden mit einer Menge neuer eleganter Fremdenquartiere überbaut. Tausende der fleißigen italienischen Arbeiter sind auf der kurzen Strecke beschäftigt, und da die Bauzeit wegen der sehr hohen Lage des Ortes eine sehr beschränkte und dadurch, zum Behufe rascher Herstellung, der Fachwerksbau bedingt ist, so bietet die ganze Scenerie das Bild einer in der Entstehung begriffenen Stadt des amerikanischen Westens.

Mit der Annäherung an die Kurgebäude wachsen die Pensions- und Zimmerpreise; in den drei Etablissements am Kurplatze selbst, die aus Gesundheits- oder Bequemlichkeitsrücksichten am meisten gesucht werden, sind auch die Preise am höchsten. Wer entschieden Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen hat, der sollte nur im Kurgebäude selbst — auf 350 Gäste berechnet — wohnen; denn nur dieses bietet vollkommen gedeckte Verbindungen mit den Badeanstalten und der Trinkhalle. Da der erwähnte Preisunterschied ziemlich beträchtlich ist, so zieht es die überwiegende Mehrzahl der Kurgäste, welche statt der obigen Rücksichten solche auf ihre Geldbörse zu nehmen hat, vor, im Orte zu wohnen und den kurzen Weg zu den Kurgebäuden in dem alle Viertelstunden gehenden Omnibus zurückzulegen. In unmittelbarer Nähe der Kurgebäude wurden im vorigen Jahre zwei neue Riesenhôtels eröffnet, „Hôtel du Lac" für 250 und „Hôtel Victoria" für 200 Kurgäste. Ersteres gehört einer Actiengesellschaft und kostete zwei Millionen Francs.

Alle Gasthöfe und Logirhäuser — letztere mit „Maison" und dem Namen des Eigenthümers bezeichnet — sind zur hohen Saison überfüllt und vom 1. Juli an bis Mitte August findet eine fortwährende Steigerung aller Pensions- und Zimmerpreise statt.

Daß solche überhaupt nicht so billig sein können wie die vielgerühmten

Digitized by Google

Atmosphäre kann das Sonnenlicht seine volle Wirkung in Erzeugung dieser brillanten Farben ausüben. Aus dem gleichen Grunde muß man sich dort bei klarem Himmel vor dem Sonnenstich schützen, während man gleichzeitig friert.

In den deutschen Alpen trifft man meist erst auf verhältnißmäßig größeren Höhen die Alpenrose (Rhododendron) an; hier sind die Berghänge, von der Landstraße anfangend bis hoch hinauf, vollständig überzogen mit dieser reizenden Pflanze. Auch Edelweiß findet sich auf leicht zu erreichender Höhe von etwa 600 Meter über St. Moritz in Menge, so daß man hier auch ältere Herren den silberglänzenden Sternen nachstreben sieht.

In Folge der Höhenlage des Ortes dauert die Saison nur kurze Zeit, und zwar nominell vom 15. Juni bis zum 15. September; die Hochsaison beschränkt sich jedoch auf die beiden Monate Juli und August. Thatsache ist, daß der letzte Schnee in der Regel in der Hälfte des Juni und der erste zu Anfang des September fällt. Am 19. Juni vorigen Jahres, wenige Tage nach unserer Ankunft, hatten wir vierundzwanzig Stunden unausgesetzten Schneefall; fußtief waren Dorf und Anhöhen begraben; ein eisiger Wind fegte von Süden über die Berninakette; die Temperatur war auf zwei Grad Wärme herabgesunken und in Mäntel und Pelze gehüllt liefen die wenigen Kurgäste zitternd vor Frost auf dem öden Kurplatze herum. Glücklich, wer sich, wie wir, vorgesehen hatte; wollene und seidene Unterkleidung leistet da vorzügliche Dienste. Die dünne Luft saugt den Schnee rasch auf; einen Tag später mußte man sich bei zehn Grad Wärme vor der Wirkung der direkten Insolation schützen und einen weiteren Tag später erhoben sich dichte Staubwolken auf allen Wegen.

Die weit überwiegende Mehrzahl der Kurgäste verläßt St. Moritz schon zu Ende August, um ungehindert über die Alpenpässe in die Heimath oder nach Italien zu gelangen. Da die ganze Bevölkerung ohne Ausnahme nur von den Kurgästen lebt, so müssen die letzteren in den beiden Monaten Juli und August im eigentlichen Sinne des Wortes das beisteuern, was die St. Moritzer in den übrigen zehn Monaten des Jahres zu ihres Lebens Nothdurft gebrauchen. Die Consequenzen dieser ökonomischen Wechselwirkung müssen sich mit eiserner Nothwendigkeit an den Preisen aller Bedürfnisse vollziehen.

Die Quellen von St. Moritz, das heißt die beiden gegenwärtig benutzten, sind Eisensäuerlinge, sogenannte Stahlquellen, von ihrem bedeutenden Gehalte an doppelt kohlensauerm Eisenoxydul so genannt; außerdem enthalten sie noch in ziemlich großer Menge doppelt kohlensaure Salze (Kalk, Magnesia und Natron); endlich schwefelsaures Natron (Glaubersalz), welches letztere in glücklicher Beimischung der verstopfenden Wirkung des Eisensalzes vorbeugt. Die

Quellen enthalten eine außergewöhnliche Menge (mehr als das eigene Wasservolumen) von eingepreßter Kohlensäure, was dieselben äußerst wohlschmeckend zum Trinken und angenehm zum Badegebrauche macht.

Das Wasser der sogenannten „alten Quelle" von + 4½ Grad R. wird ausschließlich zum Badegebrauche verwendet und zu diesem Behufe in sargähnlichen überdeckten Wannen in wenigen Minuten mittelst überhitzten Wasserdampfes ohne wesentlichen Verlust an Kohlensäure auf die Badetemperatur von 24 Grad R. gebracht.

Ueber der „Paracelsusquelle", die einen unbedeutend größern Gehalt an Salzen hat, als die vorige, ist die Trinkhalle und die lange gedeckte „Wandelbahn" errichtet. Das Wasser dieser Quelle besitzt die sehr niedrige Temperatur von + 3½ Grad R., weshalb Vorrichtungen zum Erwärmen desselben angebracht sind. In der Hochsaison ist die Wandelbahn gefüllt mit einer sich drängenden Menge der besten Gesellschaft; Menschen aus allen Zonen der Erde begegnen sich hier. Eine Seite der Wandelbahn ist durch Verkaufsbuden gebildet, wo man alles Erdenkbare zu den bekannten „billigen" Bäderpreisen erwerben kann.

Vor den Kurgebäuden befindet sich der Kurplatz mit seiner hohen Fontaine und dem Musikpavillon in Mitte der dürftigen Anlagen, in dem eine kleine jedoch ziemlich gute Gesellschaft täglich zweimal sich producirt. Die Schweizer sorgen in ihrem praktischen Sinne für jedes Bedürfniß ihrer Gäste; so auch für ihr Seelenheil. Der Gottesdienst für die ausschließlich reformirte Bevölkerung wird vom Geistlichen der Nachbargemeinde Cellerina in der romanischen Landessprache abgehalten; während der Saison predigt derselbe jedoch auch Deutsch. Der neu erbauten katholischen Kirche steht ein Abbé, aus Nizza vor; desgleichen ist eine neu erbaute anglikanische Kirche vorhanden, in welcher während der Saison ein englischer Geistlicher den Gottesdienst versieht. In Kurzem wird auch eine griechische Kirche vorhanden sein; man sieht, daß man sich in einem Weltbade befindet.

Die St. Moritzer Quellen gehören in Bezug auf ihren procentmäßigen Eisengehalt zu den schwächeren unter den bekannten Stahlbädern; erfahrungsgemäß können sie jedoch in Folge ihrer eigenthümlichen Zusammensetzung und ihres außerordentlichen Reichthumes an freier Kohlensäure, dann in Verbindung mit dem Genusse der köstlichen Hochgebirgsluft bezüglich ihrer Wirkungen zu den stärksten gerechnet werden. Insbesondere der letzte Factor darf wohl in den meisten Fällen an die erste Stelle gesetzt werden. Es ist die alte Geschichte — gar Vieles wird der wunderbaren Heilkraft der Quellen zugeschrieben, an dem eine ganze Reihe anderer Factoren den wesentlichsten Antheil haben.

Muß nicht der Leidende sich schon halb geheilt fühlen, wenn er fern von

Digitized by Google

den großen und kleinen Miseren des täglichen Lebens sich in eine ganz neue Welt voll der köstlichsten Anregung für Geist und Gemüth versetzt sieht, wenn ihm jeder Comfort in Bezug auf Unterkunft und Unterhaltung geboten ist und die Sorge für des Leibes Pflege bei der im Allgemeinen ganz vorzüglichen Verpflegung gar keinen Wunsch übrig läßt? Und nun dazu die Fülle von köstlichen Ausflügen, die man vom Spaziergang bis zur Tagespartie in der wunderbaren Gegend nach allen Richtungen machen kann. Ich müßte die diesem Aufsatze gesteckten Grenzen weit überschreiten, wenn ich annähernd die Eindrücke wiedergeben wollte, welche die erhabene Scenerie des Maloja-, Julier-, Albula- und Berninapasses oder des Morteratsch- und Roseggletschers, nicht nur auf den mit den Wundern der Alpenwelt noch weniger Vertrauten, der hier seine kühnsten Wünsche erfüllt und überflügelt sehen wird, sondern selbst auf den verwöhnten Touristen machen muß.

In nächster Nähe von St. Moritz befinden sich die drei reizenden Luftkurorte Samaden, Pontresina und Silvaplana, die zur Zeit der Saison gleichfalls überfüllt sind. Das in der Entfernung einer Stunde und etwa 160 Meter tiefer am Inn gelegene Samaden ist der Hauptort des Oberengadins. Hier in der mehr geschützten Lage concentrirt sich der materielle und geistige Verkehr dieses stillen Erdenwinkels. Prachtvolle Gasthöfe und große Läden deuten auf einen sehr starken Verkehr. Einzelne Kurgäste von St. Moritz wohnen des milderen Klimas und der größeren Billigkeit halber hier und legen den Weg zum Bad täglich zweimal zurück. Die einzige Zeitung des Oberengadins „Fögl (das französische feuille) d'Engiadina" erscheint hier in romanischer Sprache, für deren Schriftgebrauch durch die Bibelübersetzung des hiesigen Pfarrers Menni eine feste Grundlage gewonnen wurde. Für den Sprachkundigen giebt der bekannte Bibelspruch „A Dieu Sulet Gloria ed Onur," welcher auf oder in allen Kirchen des Oberengadins angebracht ist, in wenig Worten die Zusammensetzung der romanischen Sprache aus ihren Stämmen. Die ganze Bevölkerung, einschließlich der Gebildeten, spricht im Verkehr unter sich nur romanisch. Mit geringen Ausnahmen spricht dieselbe jedoch auch — Dank dem vortrefflichen schweizerischen Schulunterricht — deutsch. Es ist überhaupt eine Freude wahrzunehmen, wie sehr der deutsche Geist trotz einer tiefgehenden politischen Abneigung mit zwingender Gewalt als spiritus rector das ganze öffentliche Leben in der Schweiz durchdringt.

Zwei Stunden von St. Moritz entfernt, am Fuße der riesigen Berninalette und am Ausgange des gleichnamigen Passes liegt das große langgestreckte Dorf Pontresina mit seinen gewaltigen Gasthöfen, das Hauptquartier der eigentlichen Bergsteiger. Die Engländer, diese Pioniere des alpinen Sports, welche früher das Hauptcontingent stellten, haben jetzt in Pontresina großen-

Digitized by Google

theils das Feld geräumt und sind vor den vordringenden Deutschen in die weniger besuchten Thäler Piemonts und Südtirols zurückgewichen; doch findet man sie immer noch namentlich in dem großen Hôtel Roseg in ziemlicher Anzahl.

In der Entfernung von ein und einer halben Stunde, am smaragdgrünen See gleichen Namens und am Ausgange des Julierpasses liegt der liebliche Ort Silvaplana mit seinem palastartigen Pensionshôtel zur Post; der Weg dahin führt uns durch den Pensionsort Campfèr, wegen seiner geringen Entfernung von den Kurgebäuden und billigern Preise von St. Moritzer Kurgästen vielfach aufgesucht. Gegenüber Silvaplana, auf der andern Seeseite, ragen aus einem Chaos von Felsblöcken die Ruinen des durch eine furchtbare Ueberschwemmung im Jahre 1834 zerstörten Dorfes Surlei hervor; den Hintergrund bilden die gewaltigen eisgekrönten Massen des Piz Surlei. Von Silvaplana führt uns die Poststraße in drei Stunden zum Sattel des Malojapasses, an dessen fast 400 Meter tiefem beinahe senkrechten Absturze sich die Poststraße nach Casaccia, dem ersten Dorf im Bergell, in endlosen Windungen hinunterzieht.

Wir müssen nun zum Schlusse dieser kurzen Schilderung von „Land und Leuten" noch mit wenig Worten der letztern gedenken. Der Schweizer ist dem Fremden gegenüber der geborene Manchestermann: „Chacun pour soi, chacun chez soi." An den Ecken dieses egoistischen Grundsatzes stößt das deutsche Gemüth in der Schweiz öfter an, als uns lieb ist. Man darf dabei keine Vergleiche mit den angenehmen Verkehrsformen ziehen, die uns in Italien und Frankreich so wohlthuend berühren. Diesem persönlichen Zugeknöpftsein, dieser Bespiegelung in der eigenen Kantönlivortrefflichkeit, die uns selten zu behaglichen Verkehrsbeziehungen mit dem Schweizern gelangen lassen, steht jedoch als hinreichendes Gegengewicht die große Solidität der Schweizer und der überaus praktische Sinn derselben mildernd gegenüber. Alle Einrichtungen, die sich auf Verkehr und Comfort beziehen, sind dort geradezu musterhaft. Nichts ist billig in der Schweiz; aber alles Gelieferte von vorzüglicher Güte, und eigentliche Prellerei, der wir im lieben Vaterlande nur zu häufig begegnen, ist dort eine Ausnahme.

Das Engadin speciell ist einer der Theile der Schweiz, in welchem die oben berufene Eigenart schweizerischen Volkscharakters am wenigsten zum Vorschein kommt; einestheils wegen der Hinneigung der Bevölkerung zur gefälligeren romanischen Sitte; anderntheils und hauptsächlich aber wegen des jahrhundertelangen Verkehrs derselben mit der Fremde. Das öde kalte Hochalpenthal kann seine sparsame Bevölkerung nicht nähren; die jungen Leute ziehen deshalb in aller Herren Länder und bringen es dort bei jenen den Romanen angeborenen Tugenden des Fleißes, der Mäßigkeit und Sparsam-

Digitized by Google

keit stets zu Vermögen. Die Specialität des Engadiners ist die Konditorei und es wird nicht leicht eine große Stadt in Europa geben, die nicht ihre Repräsentanten aus dem Engadin in diesem Geschäfte und dem damit verwandten des Cafetiers zählte. Sowie es der höchste Ehrgeiz der jungen Leute ist, in der Fremde Geld zu erwerben, so ist es das Streben des durch rastlose Arbeit wohlhabend, ja reich gewordenen Mannes, an den Ort zurückzukehren, der so wenig bietet und für das Menschenherz doch so viel — die Heimath, die Erinnerung an eine glückliche Kindheit und das Grab der Eltern. An allen größern Orten im Engadin kann man die prachtvollen Landhäuser reich, mitunter zu Millionären gewordener Engadiner sehen. Auch unser wackerer Wirth, Herr Veraguth, hat sich durch 20jährigen Aufenthalt in Südfrankreich und Italien in der Zuckerbäckercarrière vom armen Knaben zum wohlhabenden und angesehenen Manne emporgearbeitet. Alle diese Leute bringen weitere Anschauungen und umgänglichere Manieren in die enge Heimath mit und damit gerade dasjenige, was wir bei den übrigen Schweizern so unlieb vermissen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Sängerfest. Theater. Handel. — Was kann man Ihnen aus unserm Winkel mittheilen? Daß wir kürzlich in Königsberg ein recht gelungenes Provinzialsängerfest gefeiert haben? Das ist denn doch auswärts kaum der Rede werth, seit auch diese Vereinigungen ihren politischen Charakter verloren haben und die Polizei nicht mehr ängstlich die Textbücher revidirt, ob etwa das einige Deutschland zu kräftig vierstimmig in Musik gesetzt sein möchte. Uns freilich bedeutete es noch etwas der Art, da ja bekanntlich nur noch vor Kurzem im ersten Landtage wegen der von der einen Seite angestrebten Theilung der Provinz heftig gestritten und seitdem in Broschüren und Zeitungsartikeln die brennende Frage nicht immer in der mildesten Form weiter ventilirt ward. Das hatte nun glücklicherweise die wackeren Sänger aus Westpreußen, und namentlich auch aus Danzig, nicht gehindert nach Königsberg zu kommen und die Gastfreundschaft der ostpreußischen Brüder anzunehmen. Dafür wurde ihnen auch nicht zugemuthet, ihre praktischen Bedenken fallen zu lassen und in Sangseligkeit auf das Zusammenbleiben zu toasten. Man vermied jeden Mißklang, und wenn E. Wichert in einem gereimten Abschiedswort bemerkte:

So ist denn der Beweis gelungen
Durch unser jüngstes Sängerfest:
Wird Lieb' und Einigkeit gesungen,
Hält treu zusammen Ost und West —

so war damit die humoristische Seite getroffen, und beide Theile konnten lachen, ohne sich etwas zu vergeben. Ich denke, auch nach der etwaigen Trennung werden Bässe und Tenöre vom Pregel und von der Weichsel sich gern abwechselnd in Königsberg, Danzig und Elbing zu mächtigen Männerchören vereinigen und vielleicht dann eine neue Aufgabe darin erkennen, die Erinnerung an die alte Zusammengehörigkeit in Gesang lebendig zu erhalten. Das hat jedoch noch gute Wege. Das Fest wurde am ersten Tage im Stadttheater gefeiert. Es hat jetzt Ferien, da sein bisheriger Director Woltersdorf abgezogen und sein neuer Director Stägemann noch nicht eingezogen ist. Das le roi est mort — vive le roi trifft also hier nicht vollkommen zu, hoffentlich auch nicht sein satirischer Doppelsinn, da wir im Musentempel nicht nur einen — Pächter an die Stelle des anderen treten, sondern ein ganz neues Regiment handhaben sehen möchten. Zur Zeit ist hier aber noch Alles rosige Ferne. Doch ist schon beachtenswerth, daß Herr Stägemann sichs mehrere Hundert Thaler hat kosten lassen (es klingt vielleicht noch besser: mehr als Tausend Mark!) um seine Vorstellungen statt erst am 1. September bereits am 28. August, Goethes Geburtstag, beginnen zu können. Die vorige Direction freut sich dieser pietätvollen Gesinnung gegen den Dichterfürsten, indem sie kaltblütig die Abfindungssumme einsteckt, obgleich sie im anderen Falle selbst das Theater gar nicht hätte benutzen können. Auch ein edler Zug! Aber sie kann Königsberg zurufen: du hast mir mehr zu verzeihen. Die neue Direction hat die besten Versprechungen gegeben, daß sie ihrerseits alles thun wolle, uns zu befriedigen — was den Königsbergern sehr gut gefallen hat; sie hat dann aber unmittelbar darauf auch eine recht erhebliche Steigerung der Eintrittspreise angekündigt — was den Königsbergern gar nicht gefallen hat. Sie fragen verwundert, warum sie in einer Zeit, in der überall der Theaterbesuch billiger gestellt wird, damit sich die verlassenen Räume nur wieder füllen, höher besteuert werden sollen und meinen, wenn man der vorigen Direction jedes Billet um ein Drittel theurer bezahlt hätte, würde sie wahrscheinlich auch mehr geleistet haben, und ein schlechtes Theater sei am Ende noch immer besser, als eines, das man gar nicht erschwingen könne. Beides ist vielleicht ein Irrthum, aber das Gegentheil läßt sich schwer beweisen, und die Verstimmung ist jedenfalls da. Es fragt sich also nur, wie lange sie dauern wird, und ob das Gebotene dieses erhöhten Preises werth scheint. So viel ist gewiß, daß nun schon sehr viel geleistet werden muß, wenn man „für sein Geld genug haben" soll. In Königsberg ist nicht genug allgemeine Wohlhabenheit, um das Theater mit Leuten füllen zu können, denen ein solcher Aufschlag nicht empfindlich wäre, um gerade in den Kreisen, in denen man sich von dem Besuch fast ganz entwöhnt hatte, weil man das Vergnügen zu schaal fand, und die wieder heranzuziehen jede neue

Digitized by Google

Direction sichs angelegen sein lassen müßte, gebietet man nicht über reiche Mittel. Aber auch da, wo sie sonst vorhanden waren, im Kaufmannsstande, gebieten die Zeitverhältnisse vielfach Einschränkungen, sodaß man wohl in Sorge sein kann, ob sich die sehr sanguinischen Hoffnungen der Direction, damit aber auch unseren bescheidenen Hoffnungen verwirklichen werden. Handel und Wandel — da bin ich bei dem Punct angelangt, um den sich in einer großen See- und Handelsstadt am Ende doch Alles dreht — gehen seit letztem Herbst nicht gut. Hat unsere Provinz von dem allgemeinen Rückgang der Geschäfte auch weniger zu leiden gehabt, als die Industriebezirke, so ist er doch nicht unbemerkt geblieben. Was aber besonders störend einwirkte, war der sehr schlechte Ausfall der Ernte in Rußland und Polen. Es wurde im Herbst sehr still auf unseren Eisenstraßen und in unseren Speicherrevieren, und die Aussichten, die der Bericht des Vorsteheramts der Kaufmannschaft für das Jahr 1874 dem Jahr 1875 stellte, bewahrheiteten sich zunächst nicht dahin, daß eine Steigerung der auswärtigen Zufuhr eintrat. Selbst wenn nun diesmal die Getreideernte jenseits der Grenze wieder normal sein sollte, würde der Verlust des Frühjahrs und Sommers im Herbst nicht eingebracht werden können und voraussichtlich wird daher der frühere Stand des Geschäfts nicht so bald wieder erreicht werden. Der mir vorliegende Bericht für 1875, wieder mit der lobenswerthesten Sorgsamkeit, Genauigkeit, Umständlichkeit und Uebersichtlichkeit gearbeitet, giebt diesen Befürchtungen schon Ausdruck. „Zwei Momente sind es hauptsächlich, von welchen diese bedauernswerthe Wendung herrührt: der Ausfall der Ernten — und die mißliche Gestaltung der Credit- und sonstigen wirthschaftlichen Verhältnisse in unserem großen Nachbarlande Rußland." Einer schlechten Ernte kann eine gute folgen, die russische Wirthschaft scheint aber sehr krank zu sein, und wann ihr wird gründlich aufgeholfen werden können, steht ganz dahin. Rußland braucht dringend den Frieden, viel dringender, als es nach dem Kriegsgeschrei der dortigen Blätter den Anschein haben könnte. Sollte es Serbiens wegen in einen Krieg mit England verwickelt werden, so ist die Besserung seiner wirthschaftlichen Verhältnisse in eine unabsehbare Ferne gerückt. Vorausgesetzt aber, daß das deutsche Reich dabei neutral bleiben könnte, würde die Provinz Preußen wahrscheinlich, ähnlich wie während des Krimkrieges, für ihren Handel großen Nutzen aus dieser politischen Situation ziehen. Die Grenze müßte dann geöffnet, Ausfuhr und Einfuhr über unsere Häfen genommen werden. Es fragt sich aber, ob die „russische Freundschaft" sich diesmal mit der Neutralität begnügen würde, und wie wir dann ... Aber warum sollen wir uns des Fürsten Bismarck Kopf zerbrechen, noch dazu, bevor er ihn selbst schmerzt? Wer weiß, ob uns hier die russische Feindschaft mehr Schaden zufügen könnte, als die russische Freundschaft schon zugefügt, oder wenigstens nicht

Digitized by Google

verhindert hat. „Die Zoll- und Grenzverhältnisse Rußlands haben sich schon im letztverflossenen Jahre uns gegenüber nicht geändert," heißt es im Bericht. „Die Hoffnung, vielleicht bei Gelegenheit der Verhandlungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland um Vermehrung der russischen Zollämter an der dortigen Grenze auch für uns einige Verkehrserleichterungen zu erlangen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Unsere große Denkschrift vom 26. August 1873 ist mit Ausnahme der seitdem abgeschlossenen Consulatsconvention noch ebenso unerledigt, wie sie bei ihrer Abfassung war. Wir können nicht aufhören, dieselbe der Beachtung der hohen Reichs- und Staatsbehörden zu empfehlen, welche sie bisher nicht gefunden hat." Das klingt recht trostlos. Ich meine, die Denkschrift hätte schon Beachtung gefunden, wenn nicht politische Rücksichten unseren Behörden den Mund schlössen. Hoffentlich erklärt man uns nicht für schlechte Patrioten, wenn wir bescheidene Zweifel hegen, ob sie nicht manchmal zu weit gehen, und ob wir nicht bei etwas mehr freundschaftlicher Rücksichtslosigkeit nach dem Vorbilde unseres geschätzten Nachbars weiter kämen. Die Vermehrung der Eisenbahnverbindungen — das einzige Zeichen einer Einschränkung des Absperrungssystems — können wir demselben nicht einmal als eine Nachgiebigkeit anrechnen, da er selbst den Hauptnutzen davon zieht und uns überdies die Benutzung der Verkehrsstraße möglichst unbequem macht. Bekanntlich haben die russischen Bahnen ein breiteres Geleise; es muß daher regelmäßig an der Grenze eine Umladung stattfinden, die ebenso kostbar als zeitraubend ist. Es versteht sich von selbst, daß Rußland nicht uns zu Liebe einen Umbau bewirken wird; aber dessen bedürfte es auch nicht. Es würde völlig genügen, wenn die königliche Ostbahn ein besonderes Geleise für Waarentransport mit der russischen Spurbreite von der Grenze bis nach Königsberg ziehen und dadurch unsere Kaufleute in den Stand setzen wollte, die Wagen vom Absonderungs- bis zum Abladungsort durchgehen zu lassen. Die Kosten können kaum ins Gewicht fallen, und daß Rußland kein Einspruchsrecht hätte, bedarf keines Beweises. Freilich könnte es gleichwohl die ganze Maßregel dadurch illusorisch machen, daß es den Uebergang der Wagen verböte; aber ob es zu einem so gehässigen Verbot schreiten würde, bleibt doch sehr fraglich. Es sollen ursprünglich strategische Rücksichten für die Abweichung maßgebend gewesen, in letzter Zeit aber bereits als unwichtig erkannt sein. Wäre das richtig, so bliebe nur die Rücksicht auf die Arbeitergesellschaften übrig, welche in den Grenzorten bei der Umladung ihren guten Verdienst haben; sie kann unmöglich so stark sein, um diesen bescheidenen Fortschritt zu hintertreiben. Hier wäre dann wieder der Regierung ein praktischer Weg gezeigt, auf dem eine Annäherung an das sicher auch von ihr gewünschte Ziel möglich wäre. Wird sie ihn beschreiten? Wie sehr sich übrigens der Rückgang des Handels nur auf die zweite Hälfte des vorigen Jahres bezieht, ergiebt sich aus

Digitized by Google

den für das ganze Jahr 1875 geltenden Zahlen des Berichtes. Danach hat zwar die Zufuhr aus Rußland um ein Geringes abgenommen, die Getreideverschiffung sich aber nicht unerheblich gesteigert (von circa 7 Millionen Centner im Werthe von circa 62 Millionen Mark 1874 auf über 8 Millionen Centner im Werthe von circa 70 Millonen Mark 1875). Die Unzufriedenheit über das Geschäft hat ihren Grund eben nur in der wohlbegründeten Befürchtung für die Fortdauer der Stockung in diesem Jahr. Bei Flachs und Hanf ist Zufuhr und Abfuhr um mehrere Hunderttausend Centner gegen das Vorjahr zurückgeblieben, auch bei Heringen hat sie sich vermindert, doch beziffert sich der Umfang des Geschäfts noch immer auf mehr als 200,000 Tonnen. Das Speditionsgeschäft, ausgenommen in Thee, wurde immer weiter von Reval, und in letzter Zeit auch von Riga überflügelt. Der Handel mit Salz und Petroleum befriedigte. Der Schiffsverkehr war, sowohl was Zahl der aus- und eingehenden Schiffe, als Größe des Laſtraumes anbetrifft in Zunahme, ebenfalls wegen der Lebhaftigkeit am Anfange des Jahres, der Eisenbahnverkehr in seinem Gesammtumfange aber bereits ein wenig in Abnahme gegen das Vorjahr. Am lebhaftesten ist unser Schiffsverkehr mit Großbritannien, dann mit Schweden und Norwegen, Dänemark, den Niederlanden, Holland; ganz geringfügig ist er mit Frankreich und Amerika; andere außerdeutsche Länder interessiren überhaupt nicht. Aus den Abschnitten über Zoll- und Eisenbahnwesen behalte ich mir weitere Mittheilungen vor.

N—s.

Aus Stuttgart. Die Wahlen und die Parteien. — Von der Thätigkeit, die anderwärts in Bezug auf die bevorstehenden Wahlen entwickelt wird, sticht die politische Windstille hierzulande auffallend ab. Keine Aufregung, keine Programme noch Streitschriften. Es ist als ob uns die Sache nichts anginge; oder als ob jede Partei längst ihr Feld bestellt hätte und mit Gleichmuth der Zukunft entgegen sähe. Insbesondere hat, was von neuen Parteibildungen sonst versucht worden ist, lediglich kein Echo in Schwaben gefunden. Der Grund ist der, daß vor nunmehr einem Jahrzehnt unser Parteiwesen auf einer Grundlage geordnet worden ist, die sich auch heute noch im Wesentlichen als haltbar erweist. Damals war die Losung die: für oder wider den Eintritt in das deutsche Reich, und bei diesem einfachen Gegensatz: für oder wider das Reich, ist es auch seit dem Jahr 1870 und bis heute geblieben. Allerdings ist es nicht sehr kurzweilig, Jahr aus Jahr ein dieselben Schlagwörter anhören zu müssen, ohne die Möglichkeit vor Augen zu haben, daß dieselben innerhalb unserer Generation von anderen abgelöst werden. Unserem Parteiwesen droht wirklich die Gefahr, daß es nachgerade in einem etwas altmodischen und abgenützten Gewande erscheint. Giebt es

Digitized

doch in Schwaben heut zu Tage noch „großdeutsche" Politiker, die sich selber allen Ernstes so nennen. Der Seufzer: wenn nur Oesterreich mit dabei wäre! wird noch immer hie und da im Tone ungeheuchelter Ueberzeugung laut. Auch findet man von der Volkspartei den Föderalismus und das Milizwesen empfohlen, gerade als ob wir nicht um ein inhaltreiches Jahrzehnt älter geworden wären, seitdem von diesen Dingen unser schwäbisches Volk sich wirklich erhitzen ließ. Alle diese abgestandenen Gerichte werden jedesmal bei den Wahlen wieder aufgewärmt, und es bleibt den Candidaten nichts übrig, als in Gottes Namen immer wieder durch die gleichen Berge von Unverstand sich hindurchzuarbeiten. Die Waffen sind somit beiderseits die gleichen, die schon seit Jahren den Dienst gethan haben; kaum daß man sie für den erneuten Gebrauch wieder etwas zuspitzen muß. Es gehört nun einmal zu den Eigenthümlichkeiten unserer Demokratie, die Thatsache der Aufrichtung des deutschen Reiches standhaft zu ignoriren, wie sie denn überhaupt eine merkwürdige Abneigung gegen das Lebendige und Zukunftreiche und dafür eine instinctive Theilnahme für die absterbenden historischen Bildungen an den Tag legt. Manche Genossen der Partei nehmen freilich seit geraumer Zeit Anstoß an einer Politik, durch welche die alten Grundsätze der deutschen Demokratie auf den Kopf gestellt sind. Die Verhöhnung der Vaterlandsliebe, die in dem Parteiorgan systematisch betrieben wird, scheint ihnen nicht nothwendig zur Aufgabe der Freiheitsfreunde zu gehören. Als vor einiger Zeit die Volkspartei wieder eine Landescomitésitzung hielt, kam es zu Tag, daß ein erheblicher Theil der Parteigenossen das Unwürdige dieser Haltung empfindet, sie waren der Meinung, es wäre doch endlich an der Zeit, in dem Programm einige Rücksicht auf die Existenz des deutschen Reiches zu nehmen, die sich ja nachgerade nicht mehr verheimlichen oder in Abrede stellen lasse. Von dieser Seite wurde beabsichtigt, die Partei ernstlich aus der Sackgasse herauszuführen, in die sie durch den frivolen Nihilismus der Führer gerathen ist. An die Stelle müßiger Kritik sollte ehrliche Mitarbeit auf dem Boden des Reiches treten; kurz, sie wollten aus der Volkspartei eine Art schwäbischer Fortschrittspartei machen. Allein die Stuttgarter Leiter der Partei geriethen über diese Zumuthung, aus der bequemen Stellung mißvergnügter Intransigenten herauszutreten, in große Entrüstung; man rief die schwachmüthigen Provinzler zur Ordnung, schalt sie Verräther und resolvirte mit Mehrheit, daß die schwäbische Volkspartei keinen Grund habe, dem deutschen Reich zu lieb etwas an ihrem Programm zu ändern. Dieser Beschluß scheint aber auf dem Lande einige Unzufriedenheit erregt zu haben; wenigstens erschien nach kurzer Zeit ein beschwichtigender Artikel im „Beobachter," der mit unschuldiger Miene erklärte: wozu der Lärm! Das deutsche Reich sei ja schon längst von der Volkspartei anerkannt und der Vorwurf der Reichsfeind-

Digitized by Google

lichkeit sei bekanntlich nur eine von den Gegnern ausgestreute schnöde Verläumdung. Die Mittheilung, daß die schwäbische Volkspartei dem deutschen Reich die Anerkennung nicht vorenthalte, klang so beruhigend wie schmeichelhaft. Es läßt sich auch nicht in Abrede ziehen, daß, so oft ein Wahlcandidat der Volkspartei von seinen Freunden empfohlen wird die lautere Reichstreue als vornehmste Tugend an die Spitze des Verzeichnisses seiner schätzenswerthen Eigenschaften gestellt zu werden pflegt. Auf den Placaten der Volkspartei wird gewöhnlich in augenfälliger Fettschrift „der Reichsfreund N. N." den Wählern in Empfehlung gebracht. Das Unglück ist nur, daß mit diesen Versicherungen die Haltung der Parteiorgane wenig harmonirt, die einen eigenthümlichen Begriff davon giebt, wie man in den demokratischen Kreisen die Freundschaft für das Reich versteht. Wie es in Wirklichkeit mit der Reichsfreundlichkeit sich verhält, zeigt übrigens am besten die Art und Weise, wie neuerdings die Volkspartei um das Bündniß mit den Ultramontanen zum Zweck der nächsten Wahlen sich bewirbt. Die Volkspartei ist zwar auch sonst mit Allianzen nicht blöde gewesen, sie war immer herzlich wenig darauf bedacht, die Hochachtung der Welt für ihre politische Moralität zu gewinnen. Man erinnert sich ja noch der Gelder, welche sie von dem Senator Freiherr von Bernus in Frankfurt am Main bezog, und an den Besuch des Franzosen Tissot, der durch seine Stuttgarter Freunde einen Theil des schätzbaren Materials erhielt, das er in seinem berühmten Buch über Deutschland zusammentrug. Auch ist es schon eine alte Devise der Volkspartei: „Wider die Hohenzollern mit den Schwarzen und mit dem Schwarzen!" Immerhin darf auch nach solchen Vorgängen die Ungenirtheit in Erstaunen setzen, mit der die privilegirte Freiheitspartei neuerdings den Ultramontanen sich zur Verfügung stellte. Es war Herr Karl Mayer selbst, welcher den Muth hatte, seinen Lesern Folgendes vorzusetzen: „Unsere Schuld ist es nicht, wenn heute die Vertreter des Katholicismus als die Verfechter desjenigen Princips erscheinen, welches einst der Reformation zu Grunde lag, als die Vorkämpfer der Gewissensfreiheit. Wir, die wir nicht den lutherischen Katechismus, sondern die Gewissens-, Denk- und Forschungsfreiheit als die große Errungenschaft der Reformation ansehen und der Nation dieses mit den Schrecken des dreißigjährigen Krieges erworbene Palladium nicht verkümmern lassen wollen, wir werden mit unseren deutschen Brüdern, welche dem katholischen Glauben anhängen und im Papste das Oberhaupt ihrer Kirche verehren, herzhaft so lange zusammengehen, als die Verfolgung wieder sie währt und das Recht auf ihrer Seite ist. Keine Verdächtigung und Verläumdung soll uns abhalten, mit ihnen bei den nächsten Wahlen zusammenzuwirken." Von einem Widerspruch, der Herrn Mayer aus den Reihen seiner Partei zu Theil geworden wäre, hat nichts verlautet. Dagegen hat der „Beobachter" neuerdings wieder-

Digitized by Google

holt etwaige Bedenken der Gesinnungsgenossen zu entkräften gesucht und ihnen zugeredet, „oppositionellen Candidaten, gleichviel ob Socialdemokraten oder Ultramontanen" ihre Stimmen zu geben. Den Ultramontanen muß man es zum Lobe nachsagen, daß sie nur mit einiger Zurückhaltung sich geneigt zeigten, in solche Hände einzuschlagen. Die Strengeren machten sogar Miene, das Bündniß vor der Welt zurückzuweisen. Auch ist es zwischen den Verbündeten schon zu kleinen Häckeleien gekommen, da natürlich jeder Theil von der Allianz den Gewinn haben möchte. Indessen — man schlägt sich und verträgt sich. Sobald es einmal an die Wahlen geht, werden sie sich in den meisten Bezirken ebenso zusammenfinden, wie dies thatsächlich schon bisher der Fall gewesen ist. Und damit ist auch den reichstreuen Parteien ihre Stellung vorgezeichnet. In Schwaben kann man sich den Luxus neuer Parteibildungen nicht erlauben. Es bleibt bei dem alten Gegensatz: für oder wider das Reich, neben welchem die Schattirungen von liberal und conservativ mehr oder weniger verschwinden. Zwar ist es der deutsch-conservativen Partei mit großer Mühe gelungen, endlich auch einen Namen aus Württemberg für ihr Programm zu gewinnen. Es ist dies ein vereinzelter Vertreter der streng lutherischen Richtung; ob er auch nur seine Freunde mit in das neue Lager mit hinübernimmt, ist fraglich. Bisher haben sich dieselben gleich den übrigen streng religiösen Kreisen zur deutschen Partei gehalten, die ja alle nationalgesinnten Elemente in sich vereinigt, und im Wesentlichen wird dies auch in Zukunft so bleiben. Will Herr Mayer dem künftigen Wahlkampf einen confessionellen Charakter aufdrücken, so werden die protestantischen Frommen sich hüten, ihr eigenes Hüttlein zu bauen. Wenn die Gegner sich enger verbünden, ist dies auch für die deutsche Partei eine Aufforderung, ihre Kräfte nach wie vor zusammenzuhalten.

Aus Berlin. Reuleaux Antwort. Zur Wahlbewegung. — Unter den Ereignissen der letzten Tage nimmt bei weitem das größte Interesse der Brief des Professor Reuleaux aus Philadelphia in Anspruch, den er zur Motivirung seines über die Leistungen der deutschen Industrie gefällten Urtheils und zur Abwehr der gegen ihn deshalb gerichteten Angriffe hier hat veröffentlichen lassen. Die Ausführungen dieses Schriftstückes sind von hoher Bedeutung. Wir möchten wünschen, daß dieselben allerseits eingehendste Beachtung fänden. Reuleaux erläutert zunächst das Verdict, das er über die mangelhafte industrielle Production Deutschlands mit den Worten „billig und schlecht" ausgesprochen hatte, dadurch, daß er dasselbe in „billig" und „deshalb schlecht" zerlegt. Sodann setzt er auseinander, daß es im allgemeinen zwei Wege für die Industrie gebe, um der Concurrenz zu begegnen, die Herabsetzung des Preises oder die Festhaltung des Preises bei gesteigerter Qualität

Digitized by Google

Die deutsche Industrie huldige zum großen Theile dem ersten Grundsatze und darin sei hauptsächlich der Grund ihres Niederganges zu suchen. In durchaus überzeugender Weise führt nun Reuleaux aus, wie dieses Princip der Bekämpfung der Concurrenz durch Herabsetzung des Preises zur Verschlechterung des Fabrikates, zur Verminderung der tüchtigen Arbeit und zum Rückgange der Kunstfertigkeit und des Geschmackes überhaupt führe, während die Anwendung der anderen Maxime, die Concurrenz durch Steigerung der Qualität zu bekämpfen, eine stetige Hebung der Güte der Producte und der Leistungsfähigkeit aller Mitwirkenden zur Folge hat. Das endliche Resultat für die Industrie ist in dem ersten Falle, daß ihr die Fabrikation der ordinären Waare als Gebiet zufällt, in dem zweiten, daß sie den Bereich der besseren feineren Waaren in Besitz nimmt.

Schon diese Bemerkungen Reuleaux werden nicht verfehlen, dem öffentlichen Urtheil bei der Discussion über den Werth unserer industriellen Leistungen zur orientirenden Richtschnur zu dienen. An der Richtigkeit der von Reuleaux entwickelten Lehrsätze wird nicht wohl zu zweifeln sein. Wenn man sich entschließen wird, sie auf die einzelnen Zweige der Production anzuwenden, wird man sie nicht nur bestätigt finden, sondern man wird auch in jedem einzelnen Falle zur Beschreitung des richtigen Weges gemahnt werden. Diejenigen aber, deren Wunsch und Beruf es ist, sich an der allgemeinen Debatte über die durch Reuleaux angeregte Streitfrage zu betheiligen, sind jetzt genöthigt Angriff und Vertheidigung auf bestimmte, die ganze Sachlage dominirende Puncte zu richten. Natürlich wird diese Art des Kampfes seinem Endergebnisse schon in so fern zu gute kommen, als dasselbe dann als ein definitives anzusehen sein wird. Freund und Feind wissen, daß es sich jetzt nicht um Siege und Niederlagen in unwesentlichen Nebenfragen handelt, sondern daß um eine Position gestritten wird, von deren Behauptung alles Uebrige abhängt. Ein solcher concentrirter und entscheidender Kampf wird in jedem Falle von wohlthätigster Wirkung sein und das Urtheil des Publicums in erfreulichster Weise klären. Die bisherige Methode des Streites in dieser Industriefrage war nur zu sehr danach angethan, um das gerade Gegentheil zu bewirken und die öffentliche Meinung zu verwirren. Jeder griff nach Belieben ein Moment heraus, das ihm zur Unterstützung oder Bekämpfung der von Reuleaux geäußerten Meinung passend erschien. Jeder Industrielle insbesonders, welcher sich bewußt zu sein glaubte, in Philadelphia einen besseren Topf oder sonst etwas Besseres ausgestellt zu haben, als sein englischer oder französischer Concurrent nahm ob der Kritik Reuleaux eine äußerst beleidigte Miene an, erklärte, daß sein Topf von dieser Kritik nicht getroffen werden könne, da er schöner und besser sei, als alle gleichstrebenden Töpfe des Auslandes und verbreitete sich dann in der Regel am Schlusse seines Manifestes

Digitized by Google

über den Patriotismus im Allgemeinen und über das unpatriotische Verfahren des Herrn Reuleaux im Besonderen. Entsetzten Antlitzes schrieb und las man, daß bereits böse Menschen in Belgien Circulare in die Welt sendeten, in denen sie ihre belgische Waare unter Berufung auf das abfällige Urtheil Reuleaux über die deutsche Industrie auf Kosten Deutschlands zu empfehlen versuchten. Man gab sich den Anschein zu glauben, daß man Kunden mit Circularen und Prospecten gewinnen könnte und zeigte sich sehr entrüstet über Herrn Reuleaux, der unserem industriellen Wohlstande so schwere Wunden geschlagen hätte. Fernerhin wird es nicht mehr möglich sein, dem Streite eine so willkürliche und unsachgemäße Richtung zu geben.

Aber Reuleaux hat mit seinem neuesten Briefe nicht nur dem öffentlichen Urtheil und der sachlichen Debatte einen festen, maßgebenden Anhaltspunct gegeben, er hat auch eine Frage angeregt und eine Bewegung eingeleitet, deren Entfaltung und Entwickelung von den größten und heilsamsten Folgen sein würde. Er hat sich gegen das Submissionsprincip erklärt. Er weist zunächst nach, daß, nachdem sich die Mehrzahl der Industriellen zu dem Grundsatze der Bekämpfung der Concurrenz durch Preisherabsetzung bekannt hatte, auch das Publicum mehr und mehr von diesem Principe durchdrungen wurde. Ebenso eigneten sich die gesetzgebenden Versammlungen diese ökonomische Anschauung an. Endlich gewann auch die Ansicht, daß die einzige Form der Concurrenz diejenige durch den Preis sei, auch bei den Staatsbehörden, bei den städtischen Körperschaften und bei den Eisenbahnverwaltungen die Oberhand. In Folge dessen wird bei Bewilligungen für Staatswerke und Bauten die Mindestforderung, die Submission, zum entscheidenden Factor erhoben. Indem nun Reuleaux nachweist, wie dieses Princip im einzelnen Falle die Geschäftsführung schädigt und im Allgemeinen die schädlichsten Rückwirkungen auf die Industrie ausübt, ist er an ein Werk gegangen, dessen Anbahnung allein ihm eine überaus große Anzahl warmer und meist mächtiger Freunde und Vertreter zuführen wird. Wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, sich eine geschlossene Partei zu schaffen, so konnte er dies gar nicht besser und schneller bewirken, als indem er sich öffentlich gegen das Submissionsprincip aussprach. Er kann sicher sein, daß die größeren Industriellen aller Zweige fast ausnahmslos mit größter Freude an seine Seite treten und mit Zähigkeit und Energie seine Sache vertheidigen werden.

Die Klagen über die Folgen der Submission sind eben so alt wie allgemein und man darf getrost glauben, daß Reuleaux diesem Mißvergnügen nur einen sehr milden Ausdruck gegeben hat. Es ist unzweifelhaft, daß, wenn diese von Reuleaux angeregte Frage in großem Maßstabe aufgegriffen und unter allgemeiner, der Wichtigkeit der Sache angemessener Betheiligung discutirt wird, hier eine der stärksten und heilsamsten Agitationen entstehen wird,

Digitized by Google

die unser wirthschaftliches Leben bisher durchgemacht hat. Somit können wir uns mit diesen positiven klaren und kühnen Schritten, durch die Reuleaux sein kritisches Werk gefördert hat, nur voll und ganz einverstanden erklären.

Weniger glücklich ist er unseres Erachtens bei der Abwehr einzelner gegen ihn erhobener Angriffe gewesen. Zwar hat er in durchaus überzeugender Weise die Haltlosigkeit der Meinungen nachgewiesen, welche aus der Besonderheit der Verhältnisse in Philadelphia, aus der amerikanischen Zollgesetzgebung und aus der augenblicklich gedrückten Lage unserer Industrie die Niederlage derselben auf der Ausstellung und ihren Rückgang überhaupt erklären wollten. Er hat zugleich dargethan, daß diese Mißstände auch auf der Industrie des Auslandes lasteten, ohne daß dadurch eine Beeinträchtigung ihrer Vertretung in Philadelphia herbeigeführt worden wäre. Unglücklich ist Reuleaux aber bei dem Versuche gewesen, die in seinem ersten Briefe dargelegten Ansichten zu theilen in solche, die ihm selbst eigen sind, und solche, die er nur als Ansichten der amerikanischen Presse wieder gegeben hat, ohne sie vertreten zu wollen. Reuleaux beklagt sich, daß man ihm die Verantwortlichkeit für diese letzteren aufgebürdet habe. Abgesehen davon, daß sich diese Theilung nur sehr schwer durchführen läßt, da sie durch die Form der Reuleauxschen Darstellung jedenfalls nicht erleichtert wird, so ist diese ganze Manipulation von sehr geringem Werth oder sogar von entschiedenem Unwerthe, denn sie kann nur den Totaleindruck des Urtheils Reuleaux' abschwächen. Und dieser ist doch die Hauptsache, denn er hat die Bewegung hervorgebracht, welche, wie Reuleaux selbst sagt, entstand, weil er das lösende Wort fand für die Erkenntniß einer schmerzlichen Thatsache, für die bisher bei uns nur eine dumpfe Empfindung vorhanden war. Hoffen wir, daß die gewonnene Erkenntniß des Uebels auch zu seiner siegreichen Bekämpfung führen werde.

Die Wahlbewegung hat dem Augenscheine nach keine wesentlichen Fortschritte aufzuweisen. Natürlich schließt diese äußerliche Ruhe nicht aus, daß die Parteien im Stillen in vollster Arbeit sind. Der öffentlichen Kundgebungen hat es indeß in den letzten Tagen nur wenige gegeben. Die Deutschconservativen haben die Namen der Vorstands- und Ausschußmitglieder ihres Wahlvereins veröffentlicht, da man dieselben indeß schon ohnehin kannte, so hat diese Publication eine eigentliche Bedeutung nicht haben können. Die Freiconservativen scheinen eine kleine Schwenkung nach rechts gemacht zu haben, wenigstens haben sie für die Deutschconservativen recht freundliche Worte und leben andererseits mit manchen Organen der Nationalliberalen nicht in der Eintracht, die für beide Theile wünschenswerth wäre. Der Grund dieser Verstimmung ist die Thatsache, daß hervorragende Stimmen der liberalen Partei erklärt haben, die von der Regierung und ihrem Organe, der Provinzialcorrespondenz, gewünschte Trennung der Liberalen von der Fortschrittspartei nicht vollziehen zu wollen. Die Provinzialcorrespondenz erneuerte kürzlich ihren Angriff gegen die Fortschrittspartei und sprach bei dieser Gelegenheit abermals die Ueberzeugung aus, daß diejenigen Parteien, denen es mit der Unterstützung der Regierung Ernst ist, sich unmöglich mit der Fortschritts-

Digitized by Google

partei verbinden können. Diese an die Adresse der Nationalliberalen gerichtete Wendung oder eigentlich Frage wurde von einem Theile derselben in sehr abweichendem Sinne beantwortet. Die Fortschrittspartei, sagte man liberaler Seits, stehe mit der liberalen Partei auf derselben Grundlage, sie sei ein nothwendiges und nützliches Gegengewicht gegen allerlei conservative Tendenzen, an ihrem Patriotismus und an ihrem staatlichen Interesse zu zweifeln, liege kein Grund vor, mithin könnte sich die liberale Partei nicht veranlaßt sehen, mit ihr zu brechen, am wenigsten in dem Augenblicke, wo die Freiconservativen und die Deutschconservativen sich die Bruderhand drücken. Die Liberalen werden also, wenn dieser Erklärung allgemeine Folge gegeben wird, Seite an Seite mit der Fortschrittspartei in die Wahlschlacht rücken. Die nächste Folge dieser Positionsnahme wird offenbar die sein, daß die Conservativen sich beeilen werden, ihre Beziehungen zur Regierung intimer zu gestalten, da sie mit gutem Grunde annehmen können, daß unter diesen Umständen die Sympathieen der Regierung für die liberalen Wahlcandidaten minder lebhaft sein werden. Die Regierung hat den Feldzug gegen die Fortschrittspartei mit der festen Absicht eröffnet, die Macht dieser abstracten Doctrinäre, unter deren Banner seit zehn Jahren alle möglichen Oppositionsmacher marschiren, gründlich zu brechen und es kann ihr nicht gleichgiltig sein, wenn die Nationalliberalen in einem solchen Augenblicke, ihren gemeinsamen Ursprung mit der Fortschrittspartei hervorheben und sich an ihre Seite stellen. Ob die neuerdings von einem Theile der Liberalen eingenommene Haltung gegenüber den Wünschen der Regierung weitere Folgen nach sich ziehen wird, kann sich erst am Tage der Wahlen zeigen, wo es offenbar werden wird, ob die Mehrzahl der liberalen Wähler dieselben Sympathieen für die Fortschrittspartei hat, wie die jetzt laut gewordenen liberalen Stimmen, oder ob sie im Gegentheil die Anschauungen der Regierung theilt. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Wenn man bedenkt, daß die Monate August und September dem Wandrer durch die deutschen Lande entschieden die günstigsten sind, so wird man die neuen Auflagen der Bädekerschen Reisebücher, die soeben erschienen sind, als gerade rechtzeitig begrüßen müssen. Die Rheinlande liegen uns nun bereits in neunzehnter, Süddeutschland und Oesterreich in siebzehnter, Südbaiern und die österreichischen Alpenländer ebenfalls in siebzehnter Auflage vor. Ueber den oft erprobten Werth dieser Bücher ist auch den Lesern dieser Zeitschrift längst kein Zweifel. An inhaltvoller Kürze übertreffen sie alle Nachtreter. Wir verweisen hier nur beispielsweise auf die Aufsätze über die Geologie des Rheinthals, über den Wein, vor allem auf die Uebersicht der rheinischen Kunstgeschichte, die einen Kenner wie Springer zum Verfasser hat. Von Schilderung geben diese Reisebücher nur so viel, um den Touristen festzuhalten oder weiterzulocken, wenige Striche zeichnen den Charakter der Landschaft. Doch das sind ja alles bekannte Dinge, wir beeilen uns nur, unsere Leser von dem Erscheinen der neuen Auflagen in Kenntniß zu setzen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 18. August 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

George Sand.

Von Wilhelm Lauser.

Es war kein glücklicher Gedanke, in der Versailler Kammer den Antrag auf Errichtung eines öffentlichen Denkmals für George Sand zu stellen. Wenn die republikanische Mehrheit den ihr angesonnenen Beschluß faßte, so nahm sie, wie es scheinen konnte, die Schriftstellerin als die Ihrige in Anspruch; die Freundin von Pierre Leroux, Michel von Bourges, Louis Blanc, die beredte Fürsprecherin der republikanischen Staatsform in den Bulletins de la République vom Februar 1848 trat uns wieder in kampfgerüsteter Stellung vor das Auge, und es verschwand das harmonische, in allen Zügen den Ausdruck der Versöhnung und ächter, von Parteileidenschaft freier Menschlichkeit tragende Bild der großen Frau, das vor uns jüngeren Zeitgenossen gewandelt ist. Das Standbild G. Sands gehört auf einen höheren Sockel, und nicht eine Partei, nicht eine politische Versammlung hat ihrem Andenken die Ehrenpflicht zu entrichten, sondern allein das französische Volk selbst.

In die politischen Kämpfe der letzten zwei Jahrzehnte hatte sich G. Sand kaum mehr eingemischt. Daß sie nur einer äußeren Nothwendigkeit sich fügte, indem sie für die Revue des deux Mondes jenes Journal d'un voyageur pendant la guerre abfaßte, ein ihrer Feder und ihres Charakters nicht würdiges Sammelsurium der mehr oder weniger abgeschmackten französischen Vorwürfe gegen die harte Kriegführung der Deutschen, dies kann der Unbefangene aus jeder Seite herauslesen. Wo die Männer es fast ausnahmslos für männlich hielten, sich am Sieger durch Schimpfen zu rächen, darf man mit einer Frau, die der allgemeinen Losung gehorchte, nicht allzu streng ins Gericht gehen. Männlicher als alle Männer, welche damals das Wort führten, hatte G. Sand Napoleons III. „Leben Cäsars" in einem Aufsatze abgefertigt, den ich auch vom rein wissenschaftlichen Standpuncte als die ge-

Digitized by Google

diegenſte franzöſiſche Arbeit über dieſen Gegenſtand bezeichnen möchte. Der Artikel, der in einer, ſo weit ich weiß, jetzt wieder eingegangenen Zeitſchrift erſchien, erregte durch das nüchterne und muthige Urtheil über die verworrene Geſchichtsphiloſophie des kaiſerlichen Verfaſſers und über den ſchlecht geſichteten gelehrten Wuſt ſeines Werkes in den fachmänniſchen nnd politiſchen Kreiſen von Paris gleiches Aufſehen. Sainte-Beuve, der den Entwickelungsgang G. Sands genau kannte und in fortwährendem Verkehre mit ihr ſtand, drückte mir ſein Erſtaunen über den hiſtoriſchen Sinn und Wiſſensſchatz aus, der ſich in jeder Zeile ihres Aufſatzes darlegte.

Dieſes Erſtaunen war um ſo berechtigter, als G. Sand eben damals ganz und gar in naturwiſſenſchaftliche Beſchäftigungen, in geologiſche, mineralogiſche, botaniſche Forſchungen und Sammlungen verſunken war. Hatte ſie ſtets ein ſehr ausgeſprochener Trieb zur Vertiefung in die Wunder der Natur hingezogen, ſo ſuchte ſie in einem Alter, in welchem Andere nur noch das Bedürfniß der Ruhe kennen, mit unermüdlichem Fleiße die Geſetze der Natur zu erkennen; und die Ordnungen, welche ſich hier ihrem Verſtande erſchloſſen, wurden ihr zugleich Quellen neuer dichteriſcher Schöpfung. Die Geſchichte einer Pflanze, eines Sternes, regte ihre Wißbegier und Einbildungskraft nicht minder an als diejenige eines menſchlichen Herzens, und der vertraute Verkehr mit der Natur vermochte ihrem doch immer ſo lebhaften Geiſte leicht und lange den Umgang mit der menſchlichen Geſellſchaft zu erſetzen. Eine Beſchreibung des winterlichen, ſchneebedeckten Waldes von Nohant, die ſie vor einigen Jahren im „Temps" veröffentlichte, wird Jedem, der ſie geleſen, unvergeßlich bleiben als Zeugniß innigſten Naturgefühles und unerreichter Kraft, das ſcheinbar Todte und Wüſte als in der That von geheimnißvollem Leben und mannichfaltigſter Schönheit erfüllt zu ſchildern.

G. Sand ſtand hierin kaum hinter J. Michelet zurück. Während uns dieſer jedoch häufig nur durch die zauberiſche Muſik ſeiner Sprache darüber hinweg täuſchen kann, daß wir bei ihm mehr eine ideale als natürliche Bahn unter den Füßen haben, erhält die Natur in den Schilderungen G. Sands durch die einfachen, ungeſuchten, dem unerſchöpflichen Schatz der Volksſprache entnommenen Ausdrücke und Wendungen die ächte Farbe, den urſprünglichen Duft wieder. Das wilde Mädchen, das einſt mit den Bauernkindern von Nohant in Wald und Wieſen ſich getummelt, war durch das Pariſer Leben der Art und Sprache ihres Volkes nicht entfremdet worden, und die Herren der Akademie mußten ſich gefallen laſſen, in ihr Wörterbuch manchen Wildling aufzunehmen, der fern von den Gelehrtenſtuben, da nur noch die Sprache von Rabelais und Lafontaine in Uebung ſteht, luſtig fortgewachſen und von G. Sand in die alten Ehren eingeſetzt worden war.

Hatte ſie ſchon als Anfängerin in „Valentine" muſtergültige Schilder-

Digitized by Google

ungen des Landlebens eingeflochten, so hat sie später in ihren eigentlichen Dorfgeschichten, wie La Petite Fadette, François le Champi, besonders aber in Les Maîtres Sonneurs und Pierre qui roule alle ihre französischen und nichtfranzösischen Vorgänger auf diesem Gebiete an Wahrheit der Beobachtung, Natürlichkeit der Schilderung von Land und Leuten übertroffen. Durch sie kann man sagen, lernte zuerst wieder die gebildete Gesellschaft Frankreichs die Sitten, Denk- und Handlungsweise der französischen Bauernschaft von jenen Zerrbildern unterscheiden, die bis dahin auf der Bühne und in den Büchern ihr Unwesen getrieben, etwa wie ihr Th. Rousseaus kräftiger Pinsel zum ersten Mal wieder Baum und Wald und Landschaft in ihrer natürlichen, unakademischen Schönheit enthüllte. Der französische Bauer war bei G. Sand nicht mehr ein unschuldiger Schäfer noch ein stumpfsinniges Lastthier, sondern ein Mensch, bei welchem sich, wenn auch in roherer Form, dieselben Leidenschaften, Gefühle und Triebe wiederholten, wie in der bevorrechteten Gesellschaft.

Den Landmann gleichsam wieder in seine poetischen Menschenrechte einzusetzen, dazu lag ihr der Antrieb entfernt nicht in einem sentimentalen Hange ihres Gemüthes, sondern vielmehr in jener, wir möchten sagen, gerechten Liebe, womit sie die ganze Erscheinungswelt umfaßte. Sie fand mit dem Auge des Forschers, mit dem Ahnungsvermögen des Dichters in jedem Einzelwesen des Alls verwandtes und der Theilnahme würdiges Leben. Die Pflanzen sprachen zu ihr mit beredter Sprache, Steine und Metalle, Flüsse und Berge erzählten ihr ihre Geschichte, und die seltsamen Erlebnisse eines Feldblockes in den Pyrenäen, die sie uns einmal gelegentlich berichtet, rühren und spannen uns nicht weniger als irgend eine Herzensgeschichte. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Märchen, die G. Sand während ihrer letzten Lebensjahre „ihren Enkeln" erzählt und bald da bald dort veröffentlicht hat, zu einer selbständigen Sammlung vereinigt würden. Mehrere davon, wie: „Le Chien et la Fleur sacrée", Le Chêne parlant" verdienen wegen der Treuherzigkeit der Erzählung, der sinnigen Erfindung, der warmen Empfindung ihren Platz neben den schönsten Perlen deutscher und altindischer Märchenpoesie.

Hat G. Sand in ihren reifen und letzten Jahren aus diesem innigen Naturgefühl heraus zwei Kunstgattungen, die Dorfgeschichte und das Märchen, für Frankreich neu geschaffen, so läßt sich in ihren Erstlingswerken der starke Nachklang jener J. J. Rousseauschen Predigt von der Umkehr zur Natur nicht verkennen, der ihr junges Mädchenherz rückhaltlos zugänglich war. Eine angeborene starke Sinnlichkeit, die traurigen Erfahrungen einer unglücklichen Ehe, das von ihren Ahnen, dem Marschall von Sachsen und König August dem Starken ererbte Blut, die Geneigtheit der Franzosen, persönliches Geschick

Digitized by Google

für allgemeines Menschenloos, die Bestimmungen des Code Napoléon für die Weltordnung zu nehmen, machten aus ihr die gelehrigste wie bedeutendste Jüngerin des Genfer Philosophen, und ließen sie anfänglich immer wieder den Cardinalsatz variiren, daß die Ehe die Liebe tödte. In Schrift und Leben hat sie bekanntlich diesem Satz noch die positive Wendung gegeben: „Glaubt mir, das Herz ist weit genug, viele Neigungen zu beherbergen, und je zahlreicher, je aufrichtiger und hingebender sie sind, um so mehr wird es an Kraft und Wärme wachsen. Habt darum keine Furcht, dem Aufschwunge des Wohlwollens euch rücksichtslos zu überlassen, die süßen und peinlichen Sorgen und Irrgänge der Liebe zu tragen." Die kühne Losung von dem unbeschränkten Recht der Frau und von der freien Liebe mochte Gift für diejenigen sein, die nicht wie G. Sand durch Willens- und Geisteskraft über das Ebenmaß ihres Geschlechtes weit hinausragten. Heute lächeln wir über diesen wie so manchen anderen Versuch französischer Weltverbesserer der dreißiger und vierziger Jahre, die gesellschaftliche Ordnung genau so umzugestalten, wie es eben nur ihrem eigensten Bedürfniß und Wunsch entsprach. Wir müssen es aber zugleich als ein Glück preisen, daß der Drang, zu sagen, was sie litt und wünschte, der jungen G. Sand die Feder in die Hand gab. Denn wenn auch aus der langen Reihe von Romanen bis zu jenen dauernden Werthes, wie „Maupras", „Leone Leoni", „Consuelo" künftig mancher ausfallen mag, dem mehr die Beredtsamkeit der Verfasserin als innere Kraft den Anschein von Lebensfähigkeit geliehen, so hatte G. Sand, indem sie unbedingt ihrem Naturdrange folgte, zunächst das Verdienst, den französischen Roman aus der Geschichte und Romantik wieder in die gegenwärtige Welt einzuführen. Der erste von ihr ganz selbständig verfaßte Roman „Indiana" (1832), mochte hier und dort, namentlich in seiner zweiten Hälfte an „Delphine" erinnern und seinen moralischen Zweck etwas aufdringlich bloslegen, aber die Analyse des Herzens Indianas war von solcher psychologischer Schärfe und Wahrheit, daß Jedermann zum Schlusse kam, die Verfasserin berichte hier nur Selbsterlebtes. Es macht auf uns heute einen seltsamen Eindruck, wenn wir sehen, wie damals die berufensten Kritiker, den hohen Werth dieses Romans anerkennend, doch glaubten, hier ausschließlich ein Erzeugniß der Erinnerung und nicht der künstlerischen Erfindung vor sich zu haben, und wie sie wohlmeinend die Verfasserin warnten, sie möge sich nicht durch einen ersten großen Erfolg zu überhastigem Schaffen verleiten lassen. Als bereits zwei Monate hernach „Valentine" erschien, da konnte freilich Niemand mehr daran zweifeln, daß die Verfasserin nicht blos Herrin Einer Situation, Einer Leidenschaft, Einer Lehrmeinung sei, sondern mit schöpferischem Zauberstabe eine immer wechselnde Welt zu schaffen vermöge. Diejenigen, welche in G. Sand ausschließlich die Apostelin der Emancipation erkennen wollen, mögen beachten, wie reich und

Digitized by Google

vielseitig uns ihr Genius gleich entgegentritt, wo er zuerst seine Schwingen entfaltet. Auf „Indiana“, „Valentine“ folgte ein Jahr später „Lelia“ und jene endlose goldene Kette von Romanen, welche bald die ganze Leserwelt entzückten, bald in feindliche Lager spalteten, immer aber im Tiefsten anregten. Daneben entquollen ihren verschwenderischen Händen als kostbare Beigaben jene kleinen Novellen, deren erste schon, wie „Melchior“ und „La Marquise“, ihr den höchsten Ehrennamen eines weiblichen Mérimée eintrugen. In jedem, auch in ihrem kleinsten Werke legte sie ihr Eigenstes nieder, die Leidenschaft, die sie eben ganz erfüllte, den Gedanken, der eben in ihr zur Reife gediehen war, die Grundsätze, die Anschauungen, die sie als richtig erkannt hatte und für die sie nun Anhänger werben wollte. In ihren Romanen und Novellen wie in ihrer mit einer seltenen Wahrhaftigkeit verfaßten „Histoire de ma vie“ besitzen wir so den treuen Spiegel der ganzen Gedankenarbeit Frankreichs seit einem halben Jahrhundert, die unmittelbarste Geschichte der großen Fragen, welche in dieser Zeit die französischen Philosophen und Politiker beschäftigten. An Irrthümern und Absonderlichkeiten fehlt es wahrlich nicht, aber allenthalben sieht man das männlich ernste Streben, zur befriedigenden Wahrheit durchzudringen und den Grundstock des eigenen Gedankenreichthums mit fremden Lehren und Erkenntnissen in Einklang zu setzen. Man muß bis zu unserem Goethe hinaufsteigen, um ein Beispiel für die Ausdauer und Tüchtigkeit, womit G. Sand lernte und sich entwickelte und gewissermaßen immer erneuerte, und zugleich für die innere Unabhängigkeit zu finden, womit sie den Wechsel der Ideen, in die sie sich versenkte, und der Menschen überstand, die einen mehr oder weniger tiefen Einfluß auf ihr äußeres und inneres Leben gewonnen hatten.

Von den bedeutenden Zeitgenossen, wie Sandeau, Michel de Bourges, Lamennais, Pierre Leroux, Alfred de Musset, Chopin, welche ihr auf mehr oder weniger langen Stationen ihres Erdenwallens zur Seite waren, hat ihr Jeder den Tribut des Köstlichsten und Eigenthümlichsten aus seiner geistigen Habe entrichten müssen, der Eine die Methode des künstlerischen Schaffens, der Andere seine politischen und socialistischen Reformideen, ein Dritter den Schatz seiner lyrischen Stimmung, ein Vierter jene Fülle musikalischer Harmonie, die im „Consuelo“ niedergelegt ist. Aus jeder dieser persönlichen und Gedankengemeinschaften ging sie reicher, gingen literarische Denkmäler hervor, welche uns mit dem Gedanken versöhnen mögen, daß um diese Eine zu bereichern manche schwächere Natur vergehen mußte. Ob A. de Mussets Zerrüttung, wie man nach seiner „Confession d'un enfant du siècle“ glauben sollte, ausschließlich in das Schuldbuch G. Sands zu setzen sei, werden auch die feurigsten Verehrer des unglücklichen Dichters jetzt bezweifeln. Und ehe wir in den Verdammungsruf über G. Sands Herzlosigkeit einstimmen,

wollen wir doch noch die Herausgabe ihres gesammten Briefwechsels durch ihren Sohn Maurice abwarten. Die Romane, die über das Liebesverhältniß der Beiden geschrieben wurden, die Parteischriften, welche die Leidenschaft für den einen oder anderen Theil inspirirt hat, sind jedenfalls eine trübere Quelle, als die Briefe einer Schriftstellerin, welche die Wahrheit über sich selbst so zu sagen weiß und wagt, wie G. Sand in ihrer Lebensgeschichte. Nur eine Vorbemerkung sei hier verstattet. Daß die zartere, im innersten Keime früh angekränkelte Natur Musssets sich unfehlbar an der robusten Natur G. Sands zerreiben mußte, dies konnten diejenigen, welche Beide kannten, gleich im Beginn ahnen. Aeußerungen, welche uns hierüber in Briefen G. Sands an Sainte-Beuve vorliegen, gewähren einen tiefen Einblick. Sie schreibt einmal im März 1833: „Glauben Sie nicht allzu sehr an mein ganzes satanisches Wesen; ich schwöre Ihnen, das ist ein „Genre", das ich angenommen habe. Beiläufig, ich habe mir die Sache überlegt, ich will nicht, daß Sie A. Musset zu mir bringen. Er ist sehr stutzerhaft, wir würden nicht zu einander passen, und ich hatte mehr Neugier als Interesse, ihn zu sehen. Ich glaube, es ist unvorsichtig, immer seine Neugier zu befriedigen, und besser, seinen Sympathien zu folgen."

G. Sand blieb nicht immer vorsichtig; die leidenschaftlichen Angriffe, welche sie namentlich wegen ihrer „Lelia" erdulden mußte, ließen sie schon im August desselben Jahres süßen Trost in der Leidenschaft finden, mit welcher ihr Musset entgegen kam. „Hier," schreibt sie am 25. dieses Monats, „statt betrübt und verkannt zu werden, finde ich eine Herzensunschuld, eine Ehrlichkeit, eine Zärtlichkeit, die mich berauschen. Es ist die Liebe eines jungen Mannes und die Freundschaft eines Kameraden. Es ist Etwas, wovon ich keine Vorstellung hatte, und was ich nirgends und namentlich hier nicht zu finden hoffte. Ich habe diese Neigung geleugnet, ich habe sie anfänglich zurückgewiesen, und dann habe ich mich ergeben, und ich bin glücklich, es gethan zu haben. Ich habe mich mehr aus Freundschaft als aus Liebe ergeben, und die Freundschaft, die ich nicht kannte, hat sich mir ohne einen der Schmerzen, auf die ich gefaßt war, enthüllt." Und einen Monat darauf: „Täglich werde ich anhänglicher an „ihn"; täglich sehe ich an ihm die Kleinlichkeiten schwinden, die mich leiden machten; täglich sehe ich das Schöne leuchten und glänzen, das ich bewunderte. Und dann vor Allem ist er gutmüthig und seine Vertraulichkeit ist mir so süß, wie mir der Vorzug, den er mir gegeben, werthvoll ist." Ein Jahr darauf freilich hatte sie schwer zu bereuen, ohne Furcht und Rücksicht dem Aufschwung des Wohlwollens sich überlassen zu haben; sie schrieb im Sommer 1834: „Ich bin betrübt bis in den Tod, und weiß wahrhaftig nicht, ob ich diese schreckliche Krisis des sechsten Lustrums überdauern werde."

Digitized by Google

Der berühmteste französische Kritiker bedenkt sich nicht, die Persönlichkeit der G. Sand noch über die Schriftstellerin zu stellen und mit dem Ansehen, das ihm seine innige Vertrautheit mit ihrem Leben verleiht, zu erklären, wenn man Alles von ihr wüßte, so würde die Achtung und Sympathie für ihr Wesen noch zunehmen. Sie hat sich manchmal, und gewaltig, aber immer ehrlich täuschen können und müssen; niemand hat mit freierem Muthe als sie das so gefährliche Spiel des Lebens gespielt. Ihr Talent, ihre Seele, ihr ganzes Wesen sind nur Eins in den großen Augenblicken; sie ist Weib und sehr Weib, aber sie hat nichts von den Kleinlichkeiten des Geschlechtes, weder Listen noch Hintergedanken; sie liebt die breiten und weiten Horizonte; sie bemüht sich um das Wohl Aller, um die Verbesserung der Welt, was zum mindesten die edelste Seelenkrankheit und die großherzigste Tollheit ist. Mit einem Wort, sie hat die Gewalt des Geistes und das Herz, und je mehr man sie in allen ihren Stürmen kennen lernte, desto mehr würde man an sie gefesselt werden durch jenen Reiz, der uns zu den seltsamen Naturen hinzieht, und zugleich durch das Band, welches uns mit den tief menschlichen Wesen verbindet. Sie hat verstanden natürlich zu sein unter den Schulsystemen, wie sie sich von Leidenschaft erfüllt gezeigt hat unter dem Glanze ihres Talents.

Wie ihr innerstes Wesen durch alle Bewegungen ihres Lebens hindurch gleich blieb und sieghaft allem widerstand, mächtigen Persönlichkeiten und Schuleinflüssen, so blieb auch ihr klarer, fester Stil derselbe von der „Valentine“ an bis zu den letzten Zeilen, die sie geschrieben. Ihre Sprache war diejenige J. J. Rousseaus, ohne den Schwulst derselben, und gekräftigt durch den ungesuchten Anklang an das Altfranzösische. Ihr Satzbau, immer correct, weist keine jener übrigens so liebenswürdigen Unregelmäßigkeiten auf, welche uns manchmal bei Frau von Sevigné überraschen. G. Sand reiht sich auch als Stilkünstlerin den großen Vorbildern der französischen Literatur an. Doch lassen wir hierüber lieber eine französische Autorität, Taine, sprechen:

„Was G. Sand über Alle hinaushebt, das ist der Stil. Ihr Stil gleicht einem breiten Strom, der voll dahin fließt. Seit den klassischen französischen Schriftstellern der beiden letzten Jahrhunderte besaß niemand mehr so viel schöne Beredtsamkeit, und dieselbe ist niemals am unrechten Platze. Sie ist die einem Dichter, welcher Lehrsätze behandelt und nach vorbedachtem Plan alle seine Gestalten mit Talent und Geist ausstattet, eigenthümliche Ausdrucksweise. Nirgends begegnet man einem ähnlichen Schwunge, einem überzeugenderen Vortrage, besser geordneten Zwiegesprächen, anziehenderen Erörterungen, Absätzen bis zu sechzig Zeilen, die in einem Athem vorgetragen werden, mit logischer Entwickelung oder steigenden Ausbrüchen der Leidenschaft, in denen der Schwung der Rede und Begeisterung nicht einen Augenblick nach-

Digitized by Google

läßt. Ihre Beschreibungen und Erzählungen haben denselben Vorzug. Alles quillt wie aus einer tiefen, sprudelnden, beständigen Quelle hervor und fließt wie ein klarer Bach in seinem natürlichen Bette dahin. Da ist nichts Gemachtes, Gesuchtes, Ungleichartiges. Alles ist natürlich, vollkräftig, gesund."

Man hat G. Sand schon den Mangel an jenem französischen Talent, dem Esprit, vorwerfen wollen. Ueber die Kleinmünze des Witzes verfügten allerdings Frau von Staël und von Girardin leichter, aber G. Sand kann sich mit einem V. Hugo und einem Balzac trösten, bei denen wir eben so wenig eigentlichen Esprit finden. G. Sand selbst hat sich sehr leicht und mit aller Grazie in die Grenzen ihres Könnens gefügt. Als sie ihren Roman „Marquis de Villemer" in ein Schauspiel umarbeitete, bat sie ganz einfach A. Dumas Sohn, ihr die witzigen Schlagworte dazu zu liefern, die nach dem Geschmack des Pariser Theaterpublicums wären. Dieses Stück, 1864 zur Aufführung gebracht, war ihr drittes, das sich eines großen Erfolges erfreute, nach „François le Champi" (1849) und „Claudie" (1857); dagegen ist ihr „Cadio" wieder von der Bühne verschwunden. Wenn auch offenbar ihre Begabung weniger auf das Theater angelegt war, so hat sie doch auch hier Lorbeeren geerntet, wie keine Frau vor ihr, und mit ihren dramatischen Leistungen, die ihren reiferen Jahren angehören, aufs Neue die Vielseitigkeit und Vollkraft ihres Talentes bewiesen, die ihr bis ins höchste Alter treu blieb.

G. Sand ist gestorben, nachdem sie nochmals in dem Roman „La Tour de Percemont" den Frieden, die Arbeit, die gute Sitte, die Behäbigkeit meisterhaft geschildert, die in der französischen Familie der Provinz zu Hause sind. Sie selbst verlebte ihre letzten Tage zu Nohant, umgeben vom Segen der Familie und von den Landleuten ihres Geburtsortes wegen ihrer Gutherzigkeit und Mildthätigkeit verehrt als „die gute Frau von Nohant". Ueber ihrem Grabe, das nach der Sitte des Landes die Frauen mit Blumen und die Männer mit grünen Zweigen bestreuten, wurde ein Abschiedsruf V. Hugos gesprochen, der in dem Satze gipfelte: „George Sand stirbt, aber sie vermacht uns das Recht des Weibes, welches aus dem Genie des Weibes seine Unwiderleglichkeit schöpfte; damit findet die Revolution ihre Ergänzung." Schlichter, aber wirkungsvoller sagte ein Jugendfreund der Verstorbenen, er lege einen Kranz aufs Grab nicht im Namen der Armen, denn deren gebe es hier keine mehr dank den Wohlthaten G. Sands, sondern im Namen der Bauern der ganzen Gegend.

Digitized by Google

Arthur Fitgers Dichtungen.*)

Von E—e.

Der realistische Zug, welcher der deutschen Poesie der letzten Jahrzehnte eigen ist, tritt nicht blos in der Richtung auf die Darstellung von Thatsachen des wirklichen Lebens hervor, sondern auch in dem Bestreben, den politischen oder religiösen Fragen, welche das öffentliche Dasein der Gegenwart beherrschen, auch in der Poesie gerecht zu werden und womöglich durch diese eine endgültige Antwort auf dieselben zu geben. Und schwerlich wird man ein solches Streben unnatürlich und vollständig unberechtigt nennen dürfen. Zu allen Zeiten hat man es als den Beruf der Poesie angesehen, den Geist ihres Jahrhunderts wiederzuspiegeln, und so wird auch die Dichtung, je nachdem sie einem mehr realistisch oder einem mehr idealistisch denkenden Zeitalter angehört, der Widerhall der jedesmaligen Zeitströmung sein müssen; in diesem Sinne haben Aeschylos und Sophokles und Euripides ebensosehr als Goethe und Schiller aus der Stimmung ihrer Zeit heraus gedichtet. Nur pflegt man dem Dichter eine Schranke zu setzen: die Ideen, welche er darstellt, sollen rhetorisch-ästhetische sein, sollen dem Kreise des ewig und allgemein Menschlichen angehören und sich auf einer Höhe halten, welche nichts mehr mit dem gewöhnlichen Alltagstreiben zu thun hat und weit über der Polemik der Parteien steht; nur das Allgemeingültige und Immerwahre soll zum Ausdruck kommen, nicht das noch Unentschiedene und Zweifelhafte; kurz, jede Tendenz soll ferngehalten werden. Eine derartige Enthaltsamkeit wird indessen nur den objectiv angelegten Dichternaturen einigermaßen leicht fallen, bei denen die Lust zu fabuliren so mächtig, die Phantasie so reich ist, daß sie sich vorzugsweise durch den ihnen üppig zuströmenden Stoff treiben lassen, und Geister von subjectiverer Richtung, welche sich mehr durch die Idee bestimmen lassen, werden zumal in unserer Zeit, wo sich unser ganzer Volk mit all seinem Denken und Trachten dem öffentlichen Leben zugewandt hat, wo soeben ein großer nationaler Bau aufgerichtet ist und ein gewaltiger religiöser Kampf die Gemüther in immer weiteren Kreisen bewegt, sehr in Gefahr sein, tendenziös zu werden und Parteianschauungen von noch zweifelhaftem Werthe zum Ausgangs- und Mittelpunct ihrer Dichtungen zu machen; erst nach einem Klärungs- und Läuterungsproceß werden ihnen reinere, von unpoetischen Zuthaten freie Schöpfungen gelingen.

*) **Adalbert von Bremen.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Oldenburg, 1873. Die zweite Auflage mit einem Nachspiel: **Hie Reich! Hie Rom!** — **Fahrendes Volk.** Gedichte. Oldenburg, 1875. — **Die Hexe.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Oldenburg, 1876. Sämmtlich Schulzesche Buchhandlung.

Digitized by Google

Ein in dieser Weise subjectiv angelegtes Talent ist auch das von Arthur Fitger, dessen bisherige Leistungen fast ausschließlich von kirchenpolitischen und religiös-polemischen Ideen erfüllt sind, zugleich aber vermöge der in ihnen hervortretenden dichterischen Kraft zu guten Erwartungen von der ferneren Thätigkeit ihres Verfassers berechtigen.

In Fitgers erstem Trauerspiel, dem „Adalbert von Bremen", haben wir eins jener „modernen historischen Dramen" vor uns, deren „gewöhnliche Physiognomien" Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas" (Seite 35 der zweiten Auflage) also kennzeichnet: „... (der Dichter) wird im besten Falle nichts weiter erreichen, als eine und die andere groß ausgeführte Scene mit echtem dramatischen Leben, welche einzeln steht in einer Oede von skizzenhaften kurzen Andeutungen, verstümmelter Historie, schwungloser Erfindung." Wie weit diese im Allgemeinen so zutreffende Charakteristik auch auf „Adalbert von Bremen" Anwendung findet, soll sich uns bei einer näheren Betrachtung des Stücks ergeben. Die Handlung desselben fällt in die Jahre 1066 bis 1072 und spielt im dritten Aufzuge in Tribur, im vierten in der nächsten Nähe von Bremen und in den drei anderen in Bremen selbst. Nach jahrelangen Mühen hat Adalbert es dahin gebracht, das Erzbisthum Hamburg-Bremen zu einem Patriarchat des Nordens zu machen; weit ausgedehnt sind die Besitzungen des Stifts, die Herrscher des Nordens haben seine Oberhoheit anerkannt, der Wendenherzog Gottschalk eröffnet im Einverständniß mit Adalbert der christlichen Lehre immer weitere Bahnen. Freilich ist das Alles nur durch große Anstrengungen und namentlich auch nur durch große Geldopfer zu erreichen gewesen, doch hat Adalbert die Versuchung, sich durch Simonie neue Geldmittel zu verschaffen, bisher siegreich von sich gewiesen und überhaupt sein ehrgeiziges, aber auch durch den lebhaftesten patriotischen Impuls bestimmtes Trachten von jedem Makel frei erhalten. So gerüstet, möchte er nunmehr im Interesse des Vaterlandes den großen Kampf gegen den römischen Bischof beginnen und als erster Bischof des Reiches diesem und dem Kaiser die Unabhängigkeit von Rom erkämpfen; eine Herausforderung dazu ist noch jüngst durch eine päpstliche Bulle gegeben, wodurch die Kleriker der Laiengerichtsbarkeit entzogen werden sollen. Aber zu solchem Kampf bedarf der Erzbischof eines bestimmten Bundesgenossen, nur im Bunde mit einem mächtigen Kaiser kann er den Sieg zu erringen hoffen, und nun lebt Heinrich III. nicht mehr, ist Heinrich IV. ein kaum erwachsener Knabe (achtzehn Jahre alt läßt ihn der Dichter sein, in Wirklichkeit stand er bekanntlich 1066 erst im sechszehnten Lebensjahre, war aber allerdings schon 1065 für mündig erklärt) und ganz in den Händen des Erzbischof Anno von Köln. Da scheint der Himmel selbst Adalbert zu Hülfe zu kommen; der Nebenbuhler selbst führt ihm, dem Verlangen Heinrichs nachgebend und aus Furcht

Digitized by Google

vor dem üblen Schein, den ein Widerſtreben ſeinerſeits hervorrufen könnte, den jungen König zu; in dem vierten Auftritt des erſten Aufzugs betritt Heinrich, von Hanno, dem Sachſenherzog Magnus Billung, dem heſſiſchen Grafen Werner und Anderen begleitet, den erzbiſchöflichen Palaſt zu Bremen. Zwar iſt es nur auf einen flüchtigen Beſuch abgeſehen, aber Adalberts gewinnende Perſönlichkeit, durch welche Heinrich bereits früher auf einem Zuge gegen die Ungarn in hohem Grade angezogen iſt, macht wieder einen ſo beſtechenden Eindruck auf ihn, daß er, außerdem auch direct durch Adalbert aufgereizt und an ſeine Mündigkeit gemahnt, ſeinem bisherigen Zuchtmeiſter den Gehorſam aufkündigt, Adalbert an Hannos Stelle zum Kanzler ernennt und bei dem erſteren in Bremen bleibt; Hanno bricht erzürnt auf, dagegen verweilen Herzog Magnus und Graf Werner auch ferner in der Nähe des Königs und der Herzog vertritt dabei, freilich in ſehr wenig poſitiver Weiſe, die Intereſſen des kölniſchen Erzbiſchofs. Eine ebenfalls noch dem erſten Act angehörende Begegnung Heinrichs mit einem frieſiſchen Bauer Bernolef hat einen epiſodiſchen Charakter und dient nur dazu, theils die Kluft zwiſchen Heinrich und Hanno zu erweitern, theils Bernolef ſchon hier als einen treuen Anhänger des Königs vorzuführen. Im zweiten Aufzuge wendet Aldabert alle Kunſt auf, um ſich einen unbedingten Einfluß auf Heinrich zu ſichern; glänzende Feſte und eine ſchöne Frau, die verwittwete Gräfin Agnes von Wettin, müſſen ihn feſſeln und, wenn ſich Adalbert ſchon durch dieſe Mittel ſchuldig macht, ſo nach der Darſtellung des Dichters noch mehr durch einen Schritt, in welchen ihn ſeine wachſende Geldnoth trotz ſeines früheren Widerſtrebens jetzt doch hineintritt; ſein Schatzmeiſter, der Jude Paulus, beſtimmt ihn, die Abtei Hude für zweitauſend Kronen an den Grafen Fulko für deſſen Sohn zu verkaufen, d. h. Simonie zu treiben. So führen der Ehrgeiz und nicht minder die patriotiſche Abſicht den Erzbiſchof auf die Bahn der Schuld und nach dieſer Seite hin iſt die Steigerung im zweiten Aufzug geſchickt vollzogen. Nach ſolchen Vorgängen geht Adalbert im dritten Aufzug der Entſcheidung entgegen: auf dem Reichstag zu Tribur, wo einerſeits über die päpſtliche Bulle Beſchluß gefaßt werden ſoll und andererſeits der Angriff der Feinde Adalberts gegen ihn zum Austrag kommen muß, wird dieſelbe gefällt werden und der Erzbiſchof hofft, der Geneigtheit des Königs vertrauend, ſiegreich aus dem Kampfe hervorzugehen und damit die Möglichkeit für die weitere Verfolgung ſeiner Pläne gegen Rom zu gewinnen. Die Reichstagsverhandlung ſoll den Höhepunct des Stückes bilden. Nicht in den Sitzungsſaal ſelbſt führt uns der Dichter; als durch Magnus Billung die Abſicht des Königs, im Falle eines ungünſtigen Ausganges der Verhandlungen mit Adalbert zu entfliehen, entdeckt und im Saale kundgethan iſt, erhebt ſich wilder Aufruhr, die Verſammelten ſtürzen, Adalbert mit ſich ſchleppend, hinaus und in einer

Digitized

Vorhalle kommt letzterer mit Mühe noch einmal zu Wort. Mit gewaltiger Leidenschaft und hinreißender Beredtsamkeit appellirt er an den Patriotismus der Fürsten und Bischöfe und zeichnet in großen Zügen das Bild der dem Reich und dem Kaiser von Rom drohenden Gefahren; schon scheint sich die Menge ihm zuzuneigen, da hält ihm Hanno den Kaufbrief für die Abtei von Hude entgegen, Adalbert fühlt sich vernichtet, die Gegner triumphiren voll Schadenfreude, Heinrich schwankt und wird bald auf die Seite der Gegner gerissen. Damit ist der Umschlag eingetreten und Adalbert verfällt nunmehr dem Geschick des Besiegten; er wird seiner Würde als Kanzler entsetzt und vom Hofe verbannt und Magnus Billung kündigt einen Kriegszug gegen sein Bisthum an. Dieser kommt im vierten Aufzuge zur Ausführung und die Scene spielt in Bernolefs Hause vor Bremen. Adalbert ist aus der Stadt vertrieben, Herzog Magnus folgt ihm, nimmt ihn gefangen und zwingt ihn zu einem mit großen Opfern zu erkaufenden Frieden. Auch sonst ist die Macht des Erzbischofs gebrochen; Herzog Gottschalk ist von den Wenden erschlagen, Bremen und Hamburg liegen in Asche und Heinrich, in welchem Adalbert noch immer die Hauptstütze seiner Pläne sieht, ist durch Otto von Nordheim auf der Harzburg eingeschlossen, weil er den Versuch gemacht hat, sich der Herrschaft und Herrschsucht seiner neuen Freunde zu entziehen. Doch wird ihm von dieser Stätte aus, wo durch Adalberts Bezwingung der Kampf zu Ende ist, Hülfe; Bernolef und seine friesischen Genossen ziehen trotz Allem, was vorhergegangen ist, aus, um den König zu retten. Da dies gelingt, so scheint sich im fünften Aufzug noch einmal Alles günstig für Adalbert zu gestalten: der befreite Heinrich erscheint wieder in Bremen und will Adalbert wieder zu der früheren Höhe erheben, ein Bund des Dämonkönigs Sven mit dem deutschen König ist dem Abschluß nahe und die gefangenen Gegner des bremischen Erzbischofs, der Sachsenherzog und Otto von Nordheim, liegen in einem bremischen Kerker. Nunmehr bringt Adalbert — und das ist eine weitere Fortsetzung seiner Schuld — auf die Vernichtung dieser Gegner und setzt wirklich bei Heinrich die Unterzeichnung des Todesurtheils durch, aber bei der Verkündigung desselben bricht er zusammen. Unter diesem Eindruck cassirt es Heinrich sogleich, doch noch einmal erwacht Adalbert, aber nur um dies mit Entsetzen zu vernehmen und zugleich die Kunde zu hören, daß Hildebrand Papst geworden sei; unter dem Gewicht dieser Nachricht erliegt er dem Tode und der Sieg seiner Gegner ist vollständig.

Da finden wir denn allerdings, um wieder an die oben erwähnten Worte Freytags anzuknüpfen, zunächst, wenn nicht „verstümmelte", so doch stark verwandelte Historie. In der Absicht, Adalbert zu einer tragischen Gestalt zu machen und in ihm das Ringen eines selbständigen germanischen Kirchenthums gegen die päpstliche Macht zu verkörpern, sind die thatsächlichen

Digitized by Google

Vorgänge ziemlich bunt durch einander geschoben, ein Verfahren, gegen welches sich weiter nichts einwenden läßt, sobald sich die Gestalten in den Grenzen des geschichtlich Möglichen halten und dem Charakter ihrer Zeit treu bleiben, und die entscheidende Frage ist nur die, ob wir wirklich in der Dichtung ein getreues Bild der Zeit bekommen oder nicht. Das ist aber in zwei Beziehungen sicherlich nicht der Fall. Einmal nämlich kommen die Vertreter des Gegenspiels gegen Adalbert (und damit ist natürlich auch eine wunde Stelle in der Oekonomie des Dramas aufgedeckt) nur sehr wenig zu ihrem Recht; hier hat sich der Dichter mit jenen „skizzenhaften, kurzen Andeutungen" begnügt und nirgends den Versuch gemacht, dem Hörer die doch auch nicht ganz verächtlichen Gedanken und Beweggründe eines Hanno oder Magnus eingehender darzulegen. Sodann fehlt es auch, von der einen und anderen „groß ausgeführten" Scene (namentlich der prächtigen des dritten Aufzuges in Tribur) abgesehen, selbst der Gestalt des Haupthelden an der nöthigen Fülle; nicht daß seine eigene Person nicht in genügender Gegenständlichkeit und Deutlichkeit erschiene, aber er ist so gut wie allein, wenigstens ohne jede ebenbürtige Umgebung, da die Adam und Lutger und Heiko und Bernolef theils nur skizzirt sind, theils vermöge ihrer socialen Stellung sich nicht zu der Rolle eines Vertrauten und mitkämpfenden Genossen eignen. Vor Allem aber wird man Adalbert gegenüber einen starken Zweifel hegen müssen, ob er in seiner Zeit der Träger derartiger Ideen, wie sie ihm der Dichter in den Mund legt, war oder überhaupt sein konnte; der Gedanke einer selbständigen, von Rom unabhängigen deutschen Nationalkirche war es schwerlich, der Adalbert bestimmte; das Patriarchat des Nordens war für ihn ein rein persönliches, kein nationales Ziel und an der Unterstützung des Kaisers lag ihm aus persönlichen, nicht aus patriotischen Beweggründen. Am wenigsten wird auf Fitgers Dichtung der Vorwurf der „schwunglosen Erfindung" anzuwenden sein; der zweite Act ist allerdings etwas dürftig ausgefallen und bei der Gestalt der Gräfin von Wettin ist der Dichter auch nicht über eine Skizzirung hinausgekommen, aber sonst findet sich manche kühne und geschickte Combination und besonders ist die gefährliche Klippe des vierten Actes sehr glücklich überwunden und uns in demselben ein mannichfach bewegtes und farbenreiches Bild vorgeführt; der fünfte Aufzug aber giebt vollends des Guten zu viel und preßt eine allzu starke Reihe von drastischen Momenten in einen zu knappen Raum zusammen. Und hier tritt denn auch die Schwäche der ganzen Composition am meisten zu Tage. Von persönlichem Ehrgeiz und zugleich von einem lebhaften patriotischen Gefühl getrieben, will Adalbert die deutsche Kirche von der Gewalt des Papstes losreißen; da er die Unzuverlässigkeit Heinrichs, seiner einzigen und unentbehrlichen Stütze, erkennt, läßt er sich, um sich desselben so viel als möglich zu bemächtigen, zu unsittlichen

Digitized by Google

Mitteln fortreißen und diese bringen ihn in dem Augenblick, wo er dem Ziele nahe ist, zum Scheitern: so weit ist Alles klar und folgerichtig. Aber schon darin, daß er von diesen Mitteln das unbedeutendste, den einmaligen Act der Simonie, deren sich die Gegner hundertfach schuldig gemacht haben, in den Vordergrund stellt, greift der Dichter fehl und es ist zu verwundern, daß er keinen Mund fand, welcher das seelenmörderische Verfahren Adalberts gegen Heinrich in furchtbarer Anklage zusammenfaßte und damit auch eine wirkliche innere Entfremdung zwischen dem König und dem Erzbischof hervorrief. Doch die Anlage bis zum Schluß des dritten Actes zugeben, welche Entwicklung müßte man weiter erwarten? Das Geschick Adalberts vollzieht sich, wenn auch mit hemmenden und dasselbe scheinbar aufhaltenden Momenten; immerhin fällt er durch das, was er bis zum Reichstag in Tribur gethan, wodurch er sich schuldig gemacht und sein Spiel verloren hat. Ist das in der Dichtung der Fall? Keineswegs, sondern die Kämpfe reiben ihn auf oder die neue Schuld, die er in der unerbittlichen Forderung des Todesurtheils gegen Magnus und Otto von Nordheim auf sich ladet, erdrückt ihn oder der Schreck über die vollständige Vernichtung seiner Pläne durch die Wahl Hildebrands vernichtet seine letzte Kraft; in jedem Falle tritt etwas Neues hinzu und der Adalbert, den wir zuerst vor uns haben, ist im dritten Aufzuge nicht nur auf dem Höhepunct, sondern auch bei der Katastrophe angelangt, nachher aber haben wir es mit einem zweiten Helden zu thun. Die Möglichkeit einer anderen Gestaltung auch innerhalb des jetzigen Rahmens des Stücks scheint mir nahe zu liegen: wenn Heinrich im fünften Aufzuge, durch die Gemeinsamkeit der soeben bestandenen Gefahr noch einmal zu Adalbert geführt, aus dem Verlangen des Erzbischofs, die Gegner zum Tode verurtheilt zu sehen, die Ueberzeugung gewänne, daß die persönlichen Motive bei jenem die patriotischen weit überwögen und er für deren Befriedigung vor keinem Mittel zurückschrecke, und wenn dann Adalbert vor der jetzt aus des Kaisers Munde erfolgenden Erneuerung der Anklage zusammenbräche, dann würde die Dichtung auch einen erfreulicheren und versöhnenderen Abschluß erhalten als den phrasenhaften: „seine Zeit vermochte nicht, sich mit ihm aufzuschwingen", dann brauchte nicht mit dem Träger zugleich auch die Idee zu Grunde zu gehen; endlich würde ein solcher Schluß auch der Charakteristik Heinrichs zu Gute kommen und einen tröstlicheren Ausblick auf dessen ferneres Handeln gewähren.

Diesen mancherlei Ausstellungen gegenüber, welche ich gegen dieses erste Trauerspiel Fitgers habe geltend machen müssen, darf ich andererseits aber ebenso wenig unterlassen, auf die Vorzüge desselben hinzuweisen. Die Sprache ist schlicht und kräftig und verfällt kaum jemals der Gefahr der Phrase; neben Adalbert sind auch manche Nebenfiguren, wie Heiko oder Bernolef oder Paulus, mit wenigen Strichen glücklich gezeichnet; der dritte Aufzug ist im

Digitized by Google

höchsten Grade bühnengerecht und wirksam. Einen sehr wohlthuenden Eindruck macht durch das ganze Stück hindurch die darin herrschende patriotische Stimmung, zumal sich der Dichter trotz aller Tendenz verständigerweise jeder directen Anspielung auf die Gegenwart enthalten und kaum mit einem einzigen Schlagwort auf einen Augenblicksbeifall speculirt hat. Bei dem Nachspiel „Hie Reich! Hie Rom!", das natürlich derselben Stimmung entsprungen ist, steht es damit anders; für eine Aufführung im Bremer Künstlerverein und im December 1873, also bald nach der Antwort des Kaisers Wilhelm auf den Brief von Pio Nono, gedichtet, trägt es die Tendenz noch offener zur Schau und stellt die Begegnung zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. in Canossa unter fortwährendem Hinweis auf die Verhältnisse der Gegenwart und mit Hineinziehung phantastischer Elemente dar. Aus allen diesen Umständen ergiebt sich auch, daß diese „dramatische Scene" keiner kritischen Beurtheilung unterworfen werden kann; nur so viel sei gesagt, daß der Dichter den Schwierigkeiten, welche in Bezug auf die Behandlung gerade dieses historischen Conflicts Gustav Freytag (ebenfalls in der „Technik", S. 34 und 249 ff.) treffend als schwer zu überwindende hervorhebt, nicht übel Stand zu halten gewußt hat; in seinem freilich nur skizzirten Heinrich ist in der That eine „abenteuerliche und unsichere Mischung von Contrasten, Stolz, hoher Sinn, dauerhafte, unzerstörbare Kraft, die wir fast für übermenschlich halten, und wieder eine klägliche Leerheit und Schwäche, die uns verächtlich dünkt."

Das zweite Trauerspiel Fitgers, „die Hexe", weist in der Handhabung der dramatischen Form einen bedeutenden Fortschritt auf. Alles ist voller und reicher, die Situationen ausgeführter, das Gegenspiel tiefer angelegt und besser entwickelt. Nicht mit historischen Helden haben wir es diesmal zu thun; eine Familientragödie vollzieht sich vor unseren Augen; an die Stelle des Jambus ist die Prosa getreten. Der Dichter versetzt uns in den October 1648 und der Ort der Handlung ist ein Schloß an der ostfriesisch-münsterschen Grenze; mit dem „Adalbert von Bremen" theilt das Stück den für die Aufführung kaum hoch genug anzuschlagenden Vorzug, daß niemals während eines Actes der Schauplatz wechselt. Thalea von Haidebrook lebt mit ihrer jüngeren Schwester Almuth allein auf dem von den Eltern ererbten Schlosse; in ihrer Einsamkeit hat sie sich gelehrten Studien ergeben und sucht mit Hülfe eines alten Juden Simeon, der nach schweren Verfolgungen bei ihr ein Obdach gefunden hat, in die Geheimnisse der Natur und den letzten Grund aller Dinge einzudringen; dem lutherischen Glauben ist sie allmählich entfremdet und durch die „confessionslose Wissenschaft" zu einer pantheistischen Weltanschauung geführt, in welcher ihr liebebedürftiges Frauenherz indessen keineswegs zum Frieden gekommen ist. Die Bewerber um ihre Hand hat sie freilich alle zurückgewiesen, darunter sogar den Sohn des Landesherrn,

Digitized by Google

denn ihr Herz hängt an einem landsmännischen Kriegsmann, Edgard von Wiarda, der vor zehn Jahren, kurz nachdem sich beide mit einander verlobt hatten, wieder in den Kampf hinausgezogen ist. Jetzt, wo sie, trotz alles Wissens innerlich nicht befriedigt, an einem gefährlichen Wendepuncte angelangt ist, wo die ihr Thun und Treiben nicht verstehende Menge sie schon als „Hexe" und „Ketzerin" bezeichnet, kehrt der Geliebte endlich zurück; als Verkündiger des soeben abgeschlossenen westphälischen Friedens betritt Oberst Edgard den heimathlichen Boden und begrüßt zuerst Almuth, die er anfangs in kurz vorübergehender Verwechslung für Thalea hält, weil ihre noch halb kindliche Erscheinung ihm das Bild der Geliebten, so wie er sie vor zehn Jahren verlassen hat, in greifbarer Wirklichkeit vorführt, und dann Thalea, die ihn in reif entwickelter Schönheit und strahlend von Glück über seine Rückkehr empfängt und in ihm nicht blos den Geliebten, sondern auch den Erretter aus schwerer Herzensbedrängniß willkommen heißt. Edgards Empfindung für sie ist von Anfang an eine andere; „mit eigenem, ehrfurchtsvollem Schauer weht es mich an in ihrer Nähe," sagt er und immer sieht er in Almuth die, welche er früher verlassen hat. Was bei ihm ein „ehrfurchtsvoller Schauer" ist, wird bei seinem Wachtmeister Lubbo Lubbena, dem schon mancherlei über Thaleas geheimnißvolles Treiben zu Ohren gekommen ist, zum Aergerniß über eine Stätte der „falsch berühmten Kunst"; bibelfest und fanatisch, wie ein Independant, sieht er, auch ohne von den Beziehungen der Beiden zu einander zu wissen, seinen Herrn ungern unter dem Dache einer Frau weilen, die „verruchten Künsten obliegt und die Kirche meidet". Und gewiß, Thalea meidet die Kirche selbst an diesem festlichen Tage, wo alle Welt Gott für den lang ersehnten Frieden dankt; „die Hexe fürchtet, an der Schwelle zu fallen", sagt Lubbo und Edgard geht in Almuths Begleitung zum Hause des Herrn. So legt der erste Act in zwei Richtungen den Grund späterer Verwickelungen, zu der durch Thaleas Verhalten selbst beförderten Hinneigung Edgards zu Almuth und zu der für Thalea aufsteigenden Gefahr einer Verdächtigung als Hexe; die auftretenden Charactere kommen kräftig zur Geltung, unter ihnen auch die anziehende Gestalt des milden und weisen Simeon. Im zweiten Aufzuge erhält zunächst Lubbo Gelegenheit, sein eigenes biederes Wesen zu entfalten und zugleich in rühmender Erzählung das Lob seines edlen Herrn, der sich selber für ihn geopfert hat und dem er sich deshalb für alle Zeit verpflichtet fühlt, zu verkünden; dadurch wird ferner auch Almuths aufkeimende Neigung für Edgard genährt. Aus dem Dorfe aber erscheint, vom Schulmeister aufgestachelt und herbeigeführt, eine Anzahl Bauern mit einer Anklage gegen Thalea; sie haben eine von Thalea und Simeon in der vorhergehenden Nacht vergrabene Kiste mit Gebeinen, Büchern, Kristallen, deren sich Thalea hatte entledigen wollen, um sich ganz von der

Digitized by Google

Vergangenheit loszulösen, aufgefunden und nur der Hülfe der Soldaten Edgards verdankt Thalea ihre Befreiung. In demselben Augenblick erhebt sich aber noch ein neuer Feind gegen sie; ein Jesuit Xaver, den der Ruf von ihrem Treiben herbeigelockt hat, weiß trotz des zwischen beiden bestehenden Gegensatzes Lubbo, der es als Christenpflicht betrachtet, die Seele seines Herrn zu wahren, zu einem Bunde gegen den „pantheistischen und atheistischen Drachen", den gemeinsamen Feind aller Kirchen, zu gewinnen. Indessen noch ruht diese Gefahr; dafür wird eine andere drohender. Almuth und Edgard gestehen sich ihre Liebe und, als sich Thalea vor einer erneuerten und zugleich mit einer Drohung verknüpften Werbung des jungen ostfriesischen Grafen in Edgards Arme flüchtet, täuscht sie sich bereits in der Erwartung seiner Gegenliebe. Die so erregte Spannung kommt im dritten Aufzuge noch nicht zur Lösung; nur um ein Weniges wird in ihm die Handlung weiter geführt. Die Hochzeit von Edgard und Thalea soll nach einer gleich anfangs getroffenen Bestimmung möglichst beschleunigt werden; schon steht sie nahe bevor und am Vorabend des dazu angesetzten Tages veranstaltet der lutherische Pfarrer des Ortes eine Art Vorfeier, einen Polterabend; der milde Sinn des Greises hat an dem Treiben von Simeon und Thalea niemals Anstoß genommen und auch jetzt führt er eine große Schaar von Dorfinsassen herbei, welche gleich ihm oder auch in Folge seiner Einwirkung in Thalea noch immer die gütige Herrin verehren und den Verdächtigungen keinen Glauben schenken. Die abendliche Feier wird jedoch bald durch Almuth gestört, die unfähig, an der Freude Theil zu nehmen, ihren fürchterlichen Seelenschmerz kaum noch zu ertragen vermag und bald darauf auch in halber Verstörung der Schwester ihre Neigung für Edgard verräth. Mit dem festen Entschluß Thaleas, sich das so lang ersehnte Glück von Keinem rauben zu lassen, schließt dieser Act. Der folgende erst enthält den Höhepunct des Stücks. Edgard, in nicht minder schwerem Kampfe als Almuth befangen, ist endlich mit sich dahin einig geworden, Thalea das gegebene Wort halten und mit ihr an diesem Tage vor den Altar treten zu wollen. Auf dem Kirchhofe sammelt sich die Menge, um den Hochzeitszug zu sehen, und manche gehässige Aeußerung gegen die Hexe wird laut; Lubbo und Xaver bereiten eine Anklage für den Moment vor, wo Thalea vor dem Altar stehen wird. Der Hochzeitszug kommt; Thalea, die schon beim Betreten des Kirchhofs zusammengezuckt ist, vermag es, im Gedanken an Edgards Liebe zu Almuth, nicht über sich zu gewinnen, die Schwelle der Kirche zu überschreiten, und nun erhebt sich der Sturm der Menge, welche in ihrem Zaudern einen Beweis ihrer Schuld als Hexe sieht. Während Thalea sodann offen dem Bunde mit Edgard zu Gunsten Almuths entsagt und das Toben des Volkes fortdauert, tritt der Pfarrer verwundert aus der Kirche, um sich nach der Ursache des

Digitized by Google

Aufenthalts zu erkundigen und den Aufruhr zu beschwichtigen; die Bibel, welche er schützend vor die Unglückliche hält, wird ihm von Lubbo entrissen und dieser verlangt, daß sich Thalea durch einen Schwur auf Gottes Wort von der schweren Anklage löse; statt dieser Aufforderung zu folgen, zerreißt sie die „ehrwürdigen Blätter, die sie liebt wie das herrlichste, das Menschengeist je ersonnen", die sie sich aber nicht zur „Fessel" machen lassen will. Nun aber kennt der Zorn der Gegner keine Schranken mehr; man dringt, Xaver und Lubbo voran, auf Thalea ein, Almuth sucht sie zu schützen und sinkt, von einem Steine schwer getroffen, nieder. Damit ist die Wuth der Menge gebrochen, die Bedrohten können sich in das Schloß zurückziehen, doch Lubbo, der Urheber der Verwundung der unschuldigen Almuth, kündigt neuen Kampf gegen die Frevlerin an. Der fünfte Aufzug bringt dann noch eine Belagerung des Schlosses durch Lubbo und seine Genossen, welche mit einer Eroberung desselben endigt; Thalea giebt sich Lubbo und Xaver in die Hände, um einem Ketzergericht überwiesen zu werden, aber als Edgard mit einer neuen Schaar zur Befreiung heranzieht, wird sie von Lubbo erstochen; mit einer Bitte um Schutz für Simeon und einem Segenswunsche für Edgard und Almuth stirbt sie.

Aus dieser Inhaltsangabe wird so viel klar geworden sein, daß gewaltige, die tiefsten Probleme des Menschendaseins berührende Gegensätze den Gang der Handlung bestimmen und mächtige Leidenschaften gegen einander in den Kampf geführt werden. Aber — und dieser Zweifel wird sich zuerst vernehmen lassen — sind alle diese Gestalten im siebzehnten Jahrhundert möglich? sind, wenn wir auch das Independententhum Lubbos auf deutschem Boden gelten lassen wollen, die moderne „confessionslose" Weltanschauung einer Thalea, eines Simeon, die bedingungslose Toleranz des lutherischen Pfarrers für jene Zeit denkbar? Diese Frage glaube ich wenigstens in Bezug auf Thalea entscheiden verneinen zu sollen; zu einer so consequenten Verwerfung des Glaubens wird sich selbst heutzutage selten eine Frau emporschwingen oder vielmehr nach meiner Auffassung herabsinken. Auch ist es mir fraglich, ob sich der Glaubenseifer eines Lubbo und Xaver und ihrer fanatisirten Anhänger nicht noch viel mehr gegen den Juden, der doch stets so offen als der Verführer Thaleas bezeichnet wird, als gegen die letztere selbst richten müßte. Ein zweiter, erheblicherer Zweifel aber wird die ganze Anlage des Stückes treffen. Für die Oekonomie desselben ist es bedenklich, daß der Höhepunct erst in den vierten Aufzug fällt und in ihm zugleich ein Theil der Katastrophe enthalten ist; der dritte Act ist verhältnißmäßig inhaltslos und der fünfte bringt noch einmal eine Katastrophe, aber für eine andere Handlung. Denn das Stück schließt zwei Handlungen in sich; die eine speciell zwischen Edgard, Thalea und Almuth, die andere zwischen Thalea und ihren glaubens-

Digitized by Google

eifrigen Feinden; der Vereinigungspunct für beide liegt in der Kirchhofsscene; hier verfällt Thalea, bis dahin nur Gott und Edgard gegenüber schuldig, mit Recht auch der Rache der Menge, deren Heiligstes sie im Wahnwitz mit Füßen tritt. An der Verbindung dieser beiden Handlungen ist an sich nichts auszusetzen, aber die Art, wie Edgard sich Thalea gegenüber verhält, scheint mir nicht die richtige zu sein. Mit Recht ignorirt er trotz aller Zweifel, die ihn bestürmen, trotz des Schauers, der ihn in Thaleas Nähe befällt, die aberwitzigen Anklagen einer unvernünftigen Menge und ihrer fanatischen Aufwiegler; heldenhaft kämpft er den ihm auferlegten schweren Kampf und geht siegreich aus demselben hervor; dann aber fordert unser sittliches Gefühl, daß er sich, als Thaleas Unweiblichkeit den höchsten Grad erreicht, ebenfalls von ihr abwende und sie, wenn auch schütze, doch als schuldig brandmarke; nur dadurch würde auch in ihr eine innere Umkehr herbeigeführt werden können und sie nicht blos äußerlich und nicht blos als Hexe gestraft, sondern auch zu Selbsterkenntniß und dem Verlangen nach einer Sühne gebracht werden; jetzt beharrt sie in ihrer Verkennung der einfachsten Grundlagen alles Lebens und insonderheit des weiblichen Lebens und ihr Tod ist keine wirklich tragische Lösung ihrer Schuld. So erfüllt die Katastrophe nicht die Erwartung, welche man nach dem Voraufgehenden zu hegen berechtigt ist, und es kann fast so aussehen, als ob der Dichter in der Weltanschauung Thaleas und ihrer sich daraus ergebenden Handlungen gar keine Schuld fände und sie nur als Opfer eines wüsten Fanatismus (weil ihre Zeit es „nicht vermocht, sich mit ihr aufzuschwingen"?) untergehen ließe; in diesem Falle ergriffe der Dichter in einer Tagesfrage Partei und das Stück verträte eine bestimmte Tendenz. Vollständig abweisen läßt sich, namentlich nach der Haltung der letzten Acte, eine solche Auffassung des Dramas und der Stellung seines Dichters durchaus nicht und so wird es nöthig, die Art, wie Thalea ihre Weltanschauung vertritt, und die Consequenzen, welche sie daraus zieht, noch etwas näher zu betrachten. An und für sich sind der Pantheismus und die Abneigung gegen die Kirchenlehre, zumal die des siebzehnten Jahrhunderts, durchaus berechtigt, aber doch nur bei dem, der in solcher Anschauung eine hinlängliche Befriedigung findet und sich über die nothwendigen Folgen seiner Auffassung keine Illusionen macht, dessen Geist gesund und in sich einig ist. Thalea aber ist von Anfang an krank; sie fühlt sich nicht befriedigt und sieht in Edgards Rückkehr eine Erlösung. Mit dieser ihrer Grundstimmung und ihren sonstigen liebenswürdigen Eigenschaften steht die sichere und unweibliche Art, mit welcher sie jene confessionslosen Anschauungen vertritt, nicht im Einklang; daß sie es fertig bringt, Edgard nicht zur Kirche zu begleiten, ist in einem Augenblicke, wo ihr ganzes Wesen in Liebe aufgehen und keinen anderen Willen als den des Geliebten kennen müßte, unbegreiflich und wird nicht begreiflicher

Digitized

durch den Sophismus von der „leeren Ceremonie", mit dem sie ihr Verhalten zu entschuldigen sucht; ihre wahnwitzige Versündigung an der Bibel ist zwecklos, ihr Plan, in die Weite zu ziehen und an den „Stätten der Weisheit und Erkenntniß" ihre Sache zu vertreten, abenteuerlich. Noch einmal, dies Alles ist krankhaft und die Zeichnung ihres Wesens wäre, wenn so vom Dichter beabsichtigt und zu einer angemesseneren und versöhnenden Sühnung hindurchgeführt, ganz außerordentlich fein und psychologisch meisterhaft; so wie die letzten Acte sind, wird die Wirkung wieder aufgehoben und ein gefährliches Gift wird allem Anschein nach als Universalmedicin empfohlen. Endlich kann man sich auch der Frage nicht enthalten, wodurch denn gerade Thalea zu einer so überreizten und intoleranten Haltung gegen die Lehren der Kirche komme; in Simeons Auftreten liegt keine Spur davon und von dem milden lutherischen Pfarrer kann noch weniger eine so aufreizende Wirkung ausgegangen sein; ihm gegenüber erscheint überhaupt Thaleas Verhalten als ein Kampf gegen Windmühlen. Hierfür bleibt wieder nur die Erklärung übrig, daß der Dichter durch Thaleas Mund redet, daß seine eigenen Erfahrungen ihm die Worte und Thaten derselben eingeben, daß er, um es zu wiederholen, für eine Tendenz kämpft. Das ist um so bedauerlicher, als die Frage selbst nicht richtig gestellt ist und als die Dichtung sonst so reiche Schönheiten enthält. Von Thalea und Edgard (bei letzterem für die zweite Hälfte des Stücks) abgesehen, scheint mir namentlich die Charakteristik überall vortrefflich gelungen zu sein; kein Motiv bleibt unbeachtet und unbenutzt; von allen Seiten zeigen sich uns die Gestalten und wir vermögen uns vollständig in ihr Wesen hineinzudenken. Wenn einerseits die heiß aufwallende Leidenschaft den ersten Platz einnimmt, so kommen doch andrerseits auch die naive Freude am Leben und der Humor zu ihrem Recht und insbesondere Almuth ist, so lange sie nicht in den Fesseln der Leidenschaft liegt, eine liebliche und wohlthuende Erscheinung. Eine Aufführung des Stückes wird um einzelner Theile willen vielleicht auf Hindernisse stoßen, sonst müßten der meistens lebhaft dramatische Fluß der Handlung und der stattliche Aufbau der Scenen eine gute Bühnenwirkung erzielen.

Die Gedichte Fitgers, welche er unter dem Titel „Fahrendes Volk" schon vor der „Hexe" hat erscheinen lassen, habe ich mir bei dieser Besprechung absichtlich bis zuletzt aufgespart, ist doch in ihnen der subjectiven Anlage des Dichters gemäß seine Weltanschauung am reinsten ausgesprochen, ja in einem „Credo" ganz ausdrücklich niedergelegt. Außer diesem „Credo", welches aus mehr als dreißig von einander unabhängigen Gedichten besteht, enthält die „zwischen gipsgrundirten Tüchern, Farben, Pinseln, Terpentin" entstandene und von dem Dichter-Maler selbst mit kunstvollen Initialen geschmückte Sammlung noch sechs andere Abtheilungen: zwanzig „Lieder" haben eine unglücklich

Digitized by Google

endende Liebe zum Mittelpunct; „Via felice. Blätter aus römischen Skizzenbüchern" zerfällt in die Unterabtheilungen „Lätizia", einen anmuthigen und stimmungsvollen, an Göthes „römische Elegieen" erinnernden Cyclus, „Distichen", vorzugsweise sarkastischen Tons, und „Legende"; „Singen und Sagen" umfaßt balladenartige Dichtungen, die aber vielfach einen allegorischen oder wenigstens symbolischen Charakter haben und häufig auf eine bestimmte „Moral" auslaufen; „König Drosselbart. Ein Volksmärchen" erzählt in etwas weiterer Ausführung und mit schalkhaftem Humor die aus Grimms Märchen bekannte Geschichte von der Königstochter und ihrem Freier, dem Spielmann, und keine einzige Leistung des Dichters hinterläßt einen so reinen, harmonischen Eindruck als diese, die am objectivsten gehalten ist und in welcher Fitger die Gefahren seiner subjectiven Weise, die Dinge zu fassen und darzustellen, auf das Glücklichste vermieden hat und auch mit seinen humoristischen Zwischenbemerkungen nirgends über die Schranken des schlichten und volksmäßigen Sanges hinausgegangen ist; „Roland und die Rose. Ein Traum im Bremer Rathskeller", ebenfalls der epischen Gattung angehörig und von etwa gleichem Umfang, zeigt weniger straffe Formen und weniger natürliche, unmittelbar gewinnende Anmuth; die Gruppe „Gelegentliches" endlich giebt fast ausschließlich Lieder für gesellige Vereinigungen und Feste im Bremer Künstlerverein, zum Theil in vortrefflicher Nachbildung des Scheffelschen Stils. Allen diesen in Inhalt und Form so verschiedenen Dichtungen sind eine durchweg ungekünstelte, aber edle und bilderreiche Sprache, ein leichter und gewandter Versbau, ein kräftiger, kerniger Zug gemeinsam; der mitunter freilich etwas bittere Humor wird nur ganz vereinzelt zu ausgelassen und derb; eine reiche, mit den besten Leistungen aller Völker und Zeiten auf den Gebieten der Kunst und der Poesie vertraute Bildung documentirt sich, ohne als erdrückender Ballast zu wirken, beinahe auf jeder Seite.

Doch kehren wir zum „Credo", dem wir noch eine etwas genauere Betrachtung schuldig sind, zurück! Am unverfälschtesten dürften ein paar Verse aus dem ersten Gedicht, „Neue Götter", den Glauben des Dichters wiedergeben. Die Sitze der heidnischen Götter sind zertrümmert; Mariä Sohn waltet an ihrer Stelle.

„Doch hört es, ihr Enkel, wenn einst das Jahrtausend
Der Zukunft von Neuem aufgährend und brausend
Zerschmettert den heute gebauten Altar,
Zerschmettert die Tempel, die ragend sich thürmen,
Dann nahet euch wieder ein Gott in Stürmen,
Dann bringt ihm die Seele, die hoffende dar.
Denn wie auch die Form sich wandelnd
Stets ein ander Antlitz weist,
Einer ist, der ewig handelnd
Mit sich fort das Weltall reißt.

Digitized by Google

Bild ist, wie er uns erscheine,
Ach, wer spricht sein Wesen aus;
Doch in unsres Busens Reine
Steht sein unvergänglich Haus."

Diesem positiven Bekenntniß entsprechen im Großen und Ganzen, mögen sie auch mehr negativ oder sarkastisch gefaßt sein, alle anderen Aeußerungen in den nachfolgenden Liedern: Der Grundton ist ein idealistischer Pantheismus, ein aus aller Verneinung und Bitterkeit doch immer wieder hervorbrechender Glaube an die eine göttliche, im All lebende und auch das Menschendasein beherrschende, unvergängliche Macht, und wenn der Dichter hin und wieder allzusehr einem fatalistischen oder pessimistischen Zuge zu folgen scheint, oder sich gelegentlich, soweit dergleichen bei seiner kräftigen Art aufzukommen vermag, Anklänge an eine Heinesche Weltschmerzstimmung finden, so läßt sich das aus den bestimmten Situationen, an welche die Betrachtungen angeknüpft sind, sehr wohl erklären. Die Abneigung, von welcher, wie oben erwähnt, Fitger in der „Hexe" Thalea gegen die gewöhnlichen Formen der Gottesverehrung, gegen das, was ihr als Christenthum gilt, erfüllt sein läßt, kommt in den Gedichten nur selten, und dann auch nur in allgemeineren Andeutungen, zum Vorschein und man ist daher zu der Annahme berechtigt, daß der Dichter in jenem Drama durch seinen Stoff und das, was ihm die Consequenz desselben erschien, halb wider Willen in eine tendenziöse Richtung hineingeführt ist. Das, was den Kern der in den Gedichten niedergelegten Weltanschauung Fitgers bildet, ist mit derjenigen Auffassung des Christenthums, welche der liberale Protestantismus vertritt, recht wohl vereinbar oder steht ihr wenigstens ganz nahe; auch Fitger wird nicht behaupten wollen, daß wir über das Grundprincip der Lehre dessen, dem der Evangelist die Worte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (vgl. „Hexe" III, 3) in den Mund legt, jetzt bereits hinausgekommen wären, daß der Begriff der Gotteskindschaft, der engsten Zusammengehörigkeit göttlichen und menschlichen Wesens, jemals vorher und jemals nachher so rein und erhaben ausgesprochen und verkörpert wäre; wenn das aber nicht der Fall ist, so wird er sich auch, ohne viel von seinen Ideen aufzugeben, auf diesen durch eine vollkommene organische Entwickelung entstandenen Boden stellen können, in dem die bei den Gebildeten unseres Volkes vorzugsweise herrschende und in unserer poetischen Literatur fast ausschließlich vertretene Weltanschauung ihre Wurzeln hat. Sobald ihm das vollständig möglich ist, wird die Bitterkeit, welche aus manchen seiner bisherigen Leistungen spricht, schwinden, wird eine größere Freudigkeit und Frische sein Schaffen durchdringen, wird der Schein des Gesuchten und Aparten, der augenblicklich noch manchen seiner Aeußerungen anhaftet, wegfallen. Für die eigenartige und sozusagen vereinsamte Stellung, welche er mit seinen bis-

Digitized by Google

herigen Dichtungen inmitten unserer übrigen Dichterwelt einnimmt, ist auch noch der Umstand charakteristisch, daß er trotz seiner durchaus patriotischen Grundstimmung bisjetzt in keinem Liede das Thun und Leiden unseres Volkes in der Gegenwart zu besingen vermocht hat. In dem letzten seiner Gedichte, „an das Vaterland“, sagt er selber: . . . . .

„Des Busens innerlichstem Fühlen
Versagte schen der Mund das Wort,
Als schreckt' es schaudernd vor dem kühlen,
Wohlabgemessenem Accord.

So bracht ich auch der Mutter nimmer
In Liedern meine Liebe dar,
Und aller Formen bunter Schimmer
Schien mir des ächten Wesens bar.

Verstummt muß ich mein Antlitz neigen,
Mir sinkt am Saitenspiel die Hand;
Und alle meine Lieder schweigen
Von deinem Preis, o Vaterland.“

So schön diese Motivirung ist, so liegt für mich in diesem Verzicht doch etwas Unnatürliches und Krankhaftes und ich meine, auch darüber müßte der Dichter hinwegzukommen suchen und bei einer naiveren und unbefangeneren Auffassung und Würdigung der wirklichen Welt auch leicht hinwegkommen. Die allgemeine Fähigkeit, dichterisch zu gestalten und einen gehaltvollen Inhalt in eine edle Form zu kleiden, hat er hinlänglich an den Tag gelegt.

Ein „wirklich Liberaler“.

Unter dem Titel „Politika. Bedenken und Wünsche eines wirklich Liberalen“*) ist ein Schriftchen erschienen, das seitens der Tagespresse einige Beachtung gefunden hat.

Das Schlußblatt desselben kündigt an, „daß unsere „Politika“ in einer Reihe zwanglos erscheinender Hefte die wichtigeren Fragen unserer nationalen Politik von dem im vorliegenden Hefte gekennzeichneten Standpunct aus commentiren und an der erhabenen Aufgabe mitwirken sollen: „die wahrhaft liberale Idee weiter zu tragen“. Das Lesen dieses ersten Heftes dürfte indeß schwerlich geeignet sein, ein Verlangen nach weiteren Heften hervorzurufen. Wenn wir uns etliche dreißig Jahre zurückschrauben könnten in den Anfang

*) Leipzig, Karl Hildebrandt & Co. 1876. 41 S.

Digitized by Google

der vierziger Jahre, wo die Ideen des Rotteck Welkerschen Staatslexicons für sehr viele den Katechismus der politischen Weisheit ausmachten und wo das hauptsächlichste Feld politischer Thätigkeit und Ausbildung in „Redeübungsvereinen" zu finden war, für diese jugendliche Zeit jener politischen Unreife, in der ein doctrinärer Idealismus das Wort führte, möchte die Anschauung, die in behaglicher Breite und „gern mittheilend vom Vorrath" historischer Belesenheit in diesem Heft sich geltend macht, einen aufmerksamen Leserkreis gefunden haben. Heute indeß ist doch der größere Theil des Publicums, das an den öffentlichen Angelegenheiten einen mehr oder minder thätigen Antheil nimmt, über jenes Phrasengeklingel hinaus, und mißt die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit politischer Maßregeln weniger an der Uebereinstimmung mit den Dogmen eines politischen Katechismus, als aus ihrer historischen Entwickelung heraus und in ihrer Bedeutung für unser gesammtes politisches und wirthschaftliches Leben. Die historische Anschauung dieses Heftes aber, die allen Fortschritt der letzten Jahre, die Gründung des deutschen Reichs und seine Entwickelung lediglich als eine That des Liberalismus darstellt, an welcher dem genialen Reichskanzler nur ein sehr nebensächlicher Antheil zukommt, möchte für die realistischen Politiker nicht mehr viel überzeugendes haben, die sich erinnern, daß Bismarck im Kampfe gegen den Liberalismus und unter dessen entschiedenem Widerstande die deutsche Wandelung von 1866 vollzogen und erst nach vollzogener That dessen Unterstützung gefunden hat. Der Culturkampf findet in dem Heftchen eine ziemlich eingehende Besprechung, doch sieht der Verfasser kein besonders hervorragendes Ereigniß darin, da ja „der Culturkampf schon Jahrtausende währt, von Pythagoras an und das ganze Mittelalter hindurch". Jetzt geschehe ja nichts, als daß der Staat der Kirche gegenüber endlich die alten Forderungen des Liberalismus zu erfüllen anfange. Die Thatsache aber scheint dem Historiker entgangen zu sein, daß wir selbst, die Liberalen, einen guten Theil schuld haben an der den Culturkampf veranlassenden Machtentwickelung der katholischen Kirche durch die doctrinären Irrthümer, denen wir allzu lange über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat gehuldigt haben.

Und gerade diese unsere Irrthümer haben ja in Preußen die Stellung der Kirche zum Staat wesentlich mit bedingt und dadurch nicht ausschließlich, aber in hervorragendem Maße die unnatürlichen Zustände erzeugt, die den Culturkampf uns aufgezwungen haben. Das bekannte Schriftchen „Nationalliberale Partei" (Berlin, bei Springer) wird in beifälligem Sinne citirt, der schlummernde Liberalismus wird ermahnt, sich zu ermannen; die nationalliberale Presse erfährt von dem sonst recht freundlichen „wirklich Liberalen", wie er sich nennt, keine freundliche Beurtheilung, „der wirkliche Liberale, der heute ein Blatt nationalliberaler Richtung in die Hand nimmt, muß erröthen,

Digitized by Google

er muß sich an die Stirn greifen und fragen, bin ich denn liberal, wenn es diese sind? Im allgemeinen klagt der „wirklich liberale" Verfasser, „daß dem „Urprincip" des Liberalismus — ein Geheimniß, das er uns indeß leider nicht aufklärt — nicht im entferntesten genügt wird; wir haben, wie er klagt, nicht jene volle Gewissensfreiheit, die wir brauchen, um frei und offen als Liberale auftreten zu können. Wir sind noch beengt, wir haben nicht völlige Gedankenfreiheit, der Beamte ist gebunden, er darf nicht sagen, was er denkt u. s. w. Der Verfasser tröstet sich aber, daß der Liberalismus mit seinem Urprincip schließlich alles gut machen wird. „Derselbe Liberalismus, der Schlachten gekämpft und Siege erfochten, der unser deutsches Reich geschaffen, kann und wird nicht fortfahren im unwürdigen Cultus von Personen. Er muß sich ermannen, er wird es. Sagen wir uns los von unserer Presse, die täglich durch ihren Servilismus den liberalen Namen schändet. Mit Herz und Hand für ein einiges deutsches Reich, für vollste Freiheit des einzelnen, für Wahrheit und Gerechtigkeit, für Bildung und Aufklärung, das sei der Wahlspruch des deutschen Liberalen." Mit diesen letztern Worten schließt das Schriftchen, in ihnen darf man vielleicht eine Andeutung des Urprincips des Liberalismus erkennen. Man sieht, daß die Naivetät des Glaubens noch nicht völlig bei uns erloschen ist, wenn Jemand meinen kann, mit solcher Gefühlsseligkeit auf die Entwickelung des deutschen Reichs bestimmend einzuwirken!

Das Bayreuther Bühnenfestspiel.

Von Franz Gehring.

„Ihrer Gunst und dem grenzenlosen Eifer meiner Künstler und Genossen verdanken Sie diese That. Sie haben gesehen, was wir können; wenn Sie wollen, dann haben wir eine Kunst" — so lautete das „Axiom", welches Richard Wagner am Schlusse des ersten Cyclus des Bühnenfestspieles aussprach, als er, den enthusiastischen Beifallsspenden seiner Patrone nachgebend, nach dem Schlusse der „Götterdämmerung" vor dem Vorhange erschien und in kurzer, mit sehr bewegter Stimme gesprochenen Anrede für die begeisterte Theilnahme des Publicums dankte. Am folgenden Tage erläuterte er beim Festmahle in größerer Rede das Axiom dahin, daß seine Meinung sei: „wir haben eine neue Kunst". Ihm selbst liege es sehr fern, die Bedeutung früherer Kunstepochen zu bestreiten, sein Wunsch sei es nur gewesen, eine der französischen und italienischen ebenbürtige Kunst anzubahnen. Die deutsche Opernbühnenkunst habe mit erborgten und entlehnten Mitteln operirt und

Digitized by Google

die Keime zu einem echt deutschen Bühnenwesen erstickt. Er selbst habe sich als Kapellmeister aus dem elenden Pfuhl eines verdorbenen Theaterwesens herausarbeiten müssen. Was hier geleistet worden, das müsse er seinen Künstlern danken, welche seine ersten Patrone seien. Sie und die Bürger von Bayreuth, welche als Verwaltungsräthe seinem Unternehmen zur Seite standen, hätten ihn in den bittersten Stunden nicht verlassen. Keine Schmähung, keine Verdächtigung sei unversucht geblieben, um das Unternehmen herabzusetzen. Ja sogar mit den Gründern der jüngsten Schwindelepoche habe man ihn zusammengestellt, obgleich es von vorne herein Jedermann bekannt gewesen sei, daß es sich hier um keinen pecuniären Erwerb gehandelt habe. Schließlich citirte Wagner die vier letzten Verse des Goetheschen Faust und interpretirte dieselben mit Bezug auf sein Unternehmen; als er von dem „Ewig Weiblichen" sprach, hob sich der Ausdruck seiner Worte zu einem würdevollen Ernste. „Man spricht von dem „Ideale", das wir anstreben wollen. Das ist ein Neutrum. Ich setze dafür die „Idee". Für mich ist das „Ewig Weibliche" Goethes die Idee. Die Idee ist der Hebel der Kunst. Vertrauen Sie mir, ich meine es ehrlich; kein vollendetes Kunstwerk, sondern den Anfang einer neuen Kunst habe ich Ihnen bieten wollen." Die Rede machte einen sehr guten Eindruck. Sie ist die beste Kritik des Festspieles, wie es bisher verlaufen. Nachdem sich die erste Ueberraschung der Zuhörer über die ungewohnte Einrichtung des Wagnertheaters, welches nur amphitheatralisch gruppirte Sitzplätze, aber keine Logen enthält, gelegt hatte, nachdem der erste Rausch, den die Wirkung des unsichtbaren Orchesters hervorbrachte, verflogen war, fing man leider nicht an, sich ganz der Wirkung des Stückes und der Musik zu überlassen, sondern überließ sich rücksichtslos der Kritik der Scene und der individuellsten Leistungen der Darsteller; selbst unter den Wagnerianern schien die Parole gezündet zu haben: „Das sollen Mustervorstellungen sein." Als nun schon im Rheingold die erste Verwandlung nicht ganz klappte, war die Stimmung vollends eine verwirrte. Doch wurde ein Gesang des Loge, den Vogel aus München gab, lebhaft applaudirt. Der erste Act der „Walkyre" (zweiter Abend) mit seinen poetischen Momenten verfehlte nicht, tiefen Eindruck zu machen. Nach dem zweiten Act jedoch, worin Betz als Wotan ganz Unvergleichliches und Ausgezeichnetes leistete, hörte man nichts als Klagen über „unsägliche Längen", erst die Walkyrenscene des dritten Actes zündete. Am andern Tage (Dienstag) wurde wegen eingetretener Hindernisse die Vorstellung von „Siegfried" abgesagt und auf Mittwoch verschoben. Glücklicherweise bewahrheiteten sich die Gerüchte nicht, welche eine längere Unterbrechung in Aussicht stellten. Am Mittwoch wurde also „Siegfried" gegeben und gleich der erste Act zündete derartig, daß die Stimmung sich vollständig änderte. „Siegfried" mit den Stimmungen des Gefühlslebens

Digitized by Google

eines fern von jeder Cultur ſich entwickelnden deutſchen Helden mit dem Rauſchen des Waldes, mit dem zauberiſch nachgeahmten Geſang der Waldvögel, machte tiefen Eindruck.

Der Darſteller des Siegfried, Georg Unger, gab ſeine Rolle ſehr naturaliſtiſch, überwand aber die nicht unbedeutenden geſanglichen Schwierigkeiten recht wacker. Vollendet wurde die Walkyre Brünnhild von Frau Materna dargeſtellt. Ihr Erwachen, nachdem Siegfried durch die „wabernde Lohe" zu ihr gedrungen, gehört zu den ſchönſten wahrhaft poetiſchen Momenten, die man auf der Bühne ſehen kann. In der „Götterdämmerung" erlebt man im zweiten Acte eine dramatiſche Scene im höchſten Affect, der je auf dem Theater dargeſtellt iſt. Man würde ſehr irren, wenn man glaubte, daß Wagner alle und jede Verbindung mit der früheren Oper aufgegeben hätte. In der eben erwähnten Scene führt er den Chor ein, in deſſen Gegenwart Siegfried den Eid ſchwört, Brünnhilden nicht gefreit zu haben, wogegen ihn Brünnhilde ſofort des Meineides zeiht. Der Tod Siegfrieds und ſeine Beſtattung bieten die ergreifendſten Momente. Wunderbar ſchöne muſikaliſche Wirkungen bietet der Geſang der drei Rheintöchter, welcher von den Fräulein Marie und Lilli Lehmann und Tannert ſehr ſauber und klangvoll ausgeführt wird. Zu den charakteriſtiſchen Figuren des Werkes gehört Alberich — Herr Hill, und Mime — Herr Schloſſer, beide werden vortrefflich dargeſtellt. Auch Sieglinde (Fräulein Scheffzky) und Fricka (Frau Grün), ſowie die Erdgöttin Frau Jaide, alle dieſe Rollen ſind in guten Händen. Indeſſen überragen die Leiſtungen der Herren die der Damen. Das Orcheſter leiſtet unter Hans Richter aus Wien Herrliches; die Scenerie iſt ſtets impoſant und wenn auch kleine Fehler und Unebenheiten vorkommen, ſo muß man ſich des Ernſtes und des Eifers freuen, welcher alle Leiſtungen durchdringt. Ganz richtig bemerkte Jemand, daß man erſt dann der vortrefflichen Bayreuther Vorſtellungen mit aller Gerechtigkeit gedenken werde, wenn man ſpäter einmal auf andern Theatern den Nibelungenring wiederſehen werde. Während des zweiten Cyclus iſt die Betheiligung ſehr ſtark und die Begeiſterung entſchieden von Vorſtellung zu Vorſtellung im Wachſen.

Neukarlsbad.

Von Richard Radonet.

Es iſt ein geſegnetes Land, welches die Bahn zwiſchen den beiden Weltbädern des Egerthales durchläuft, und der ſaumſelige Trott des ſogenannten Eilzuges

Digitized by Google

läßt uns volle Muße es zu genießen. Noch ehe die Häuserzeilen von Franzensbad am Horizont verschwunden sind, wird der Blick schon durch prächtiges Wiesenland gefesselt, auf welchem zahlreiche Gruppen kleiner dunkelbrauner Kühe weiden. Wenn es nur als Vermuthung gelten darf, daß dieser eigenthümlichen Rinderart die Torfkuh unserer Pfahlvorfahren verwandt war, das ist ganz gewiß, daß ihrer fetten Milch der Karlsbader Kaffee einen Theil seiner weitbekannten Güte verdankt. Sie bildet überall die Staffage des freundlichen Thales, das mit seinen sauberen Dörfern und Städtchen, seinen Fabriken und gewerblichen Etablissements, seinem lebhaften Verkehr gegen das südlich gelegene Land auf Prag und Pilsen zu ganz besonders vortheilhaft absticht. Bei Königsberg, über welches die rothbedachten Doppelthürme von Mariaculm herabschauen, verengt sich das weite Thalbecken von Eger, um sich bald darauf zwischen den steilen Abhängen des Erzgebirges und den Tepelbergen, die uns rechts begleiten, wieder in behaglicher Breite zu entfalten. Allmählich wird das neugebaute Städtchen Falkenau erreicht; die Bahn hält sich hart am Nordrande des Thals; aus den Fenstern des Zuges, der in einem weiten Bogen langsam aufwärts schleicht, sieht man den hellen Aussichtsthurm des Aberges aus dem Blaugrün der Waldberge schimmern, bald darauf die flammenden Essen der Porzellanfabrik Fischern und endlich hält der Zug auf einem Hochplateau, das steil zur Eger abfällt, in dem langgestreckten Bahnhofe von Karlsbad. Zunächst ergreift uns ein unbeschreibliches Gefühl des Wohlbehagens, daß wir aus diesen schmutzigen und in jeder Weise erbärmlichen Wägen erlöst sind, die auf irgend einem Trödelmarkt verbrauchten Eisenbahngeräthes billigst erstanden sind. Und auf dieser Grundlage mag uns der prächtige Ausblick auf die enge Schlucht der Tepel ganz besonders entzücken. Vor allem die Formen des Dreikreuzberges' treten wirkungsvoll hervor, und dem Höhensinn des rastlos wandernden Curgastes ist nun hier, über der Eger, wo früher ein elendes Wirthshaus mehr abschreckte, als einlud, ein neues Ziel geboten: der schönsten eine unter allen Aussichten des aussichtreichen Bades.

Freilich ist die Entfernung des Bahnhofs von der eigentlichen Stadt nicht gering, aber bereits ist sie selbst herausgeschritten aus der engen Pforte des Tepelthals, schon fährt man fast ununterbrochen zwischen Häusern hin und die prophetische Aufschrift eines Hauses „Neukarlsbad" hebt bewußt den Gegensatz zur alten Stadt hervor. Neukarlsbad! Als ob das alte überhaupt noch existire! Denn die rastlose Sucht raschen und mühelosen Gewinnens, das Streben durch Glanz und Pracht andere zu verdunkeln, hat auch diesen stillen Erdwinkel endlich heimgesucht. Waren die Bewohner der Stadt früher nur allzu abgeneigt, den alten Ruhm ihrer Heilquellen durch äußere Mittel zu steigern, so haben sie jetzt einen Curort geschaffen, der für

Digitized by Google

das elegante Publicum auch dann der Anziehungskraft nicht entbehren würde, wenn ihm die Quellen ganz fehlten. In mächtigen Steinbauten, Säulenhallen und Villen, in großen Hôtels und schönen Straßenanlagen ist der früher so latente Reichthum der Stadt plötzlich zu Tage getreten. Wo noch vor wenigen Jahren ein im Gestrüpp versteckter Hohlweg, den nur Enthusiasten der Einsamkeit zu suchen pflegten, nach dem englischen Viertel führte, erinnert jetzt die breite prächtige Parkstraße an die stilleren Quartiere Baden-Badens. Wie elend nehmen sich nun Elysium und Panorama, noch vor einem Jahrzehnt das Höchste, was die bauliche Eleganz hier leistete, gegen die balkongeschmückten Häuser aus, die aus den Wiener Straßen hierher versetzt zu sein scheinen? Oder die Häuser der Morgenzeile in ihrer traulichen Einfachheit gegen die Bauten auf der Nordseite der Tepel? Nicht immer ist zum Vortheil gebessert, ja in den meisten Fällen nicht. Das enge Thal macht oft den Eindruck einer überladenen Stube, wo die Möbel nicht am rechten Platze stehen. So wird die ohnehin so schmale Wiese noch verengert durch das große luxuriöse Wiener Kaffeehaus, welches an die Stelle des alten berühmten Elefanten getreten ist. Anstatt der alten hölzernen Mühlbadcolonnade erblickt man jetzt einen langen massiven Säulengang, dessen plattes Dach ebenfalls Raum zu Promenaden gewährt, alles zu massig und schwer für den Zweck, während andererseits der Sprudel immer noch der würdigen Behausung entbehrt. Daß die anderen Quellen meist alle neu gefaßt sind, wird man nur loben können. Weniger das Streben, viel und besonders hoch zu bauen. Denn daß ein Bedürfniß dazu nicht vorlag, geht aus den vielen leerstehenden Wohnungen hervor. Mit einer gewissen Schadenfreude bemerkt der alte Stammgast, dem man das Behagen an seinem Karlsbad etwas geschmälert hat, daß ganze Etagen dieser Miethcasernen unbewohnt sind. Auch hier wie anderswo hat man sich vielfach überbaut. Karlsbad ist kein Modebad und wird keins werden, es dient ganz bestimmten Bedürfnissen menschlicher Schwäche. Daher zeigen auch die Ziffern der Besuchsstatistik weit weniger Differenzen als anderswo und auch das Publicum bleibt im Grunde immer dasselbe, vielleicht daß nur in neueren Zeiten die weitverbreitete Krankheit der Diabetes ein neues und nicht unbeträchtliches Contingent hinzugebracht hat. Weit weniger als anderswo also werden hier die Wohnungsmiethen Gegenstand der Speculation sein können, auch der leibliche Consum kann es nur in beschränktem Maße sein. Denn da die Cur eine gewisse Mäßigkeit bedingt, die Wirthe an der Menge des Consumirten nichts verdienen können, so bringen sie an der Qualität der Speisen ein, was ihnen die Quantität nicht leisten kann. Die Kost ist immer noch so erbärmlich wie früher, jeder würzende Fettzusatz ist mit ehrfürchtiger Scheu vermieden, so sehr auch die Aerzte sich allmählich liberalen Anschauungen in diätetischer Hinsicht zugeneigt

Digitized by Google

haben. Allenfalls in Pupps Salon am Ende der alten Wiese, da wo früher die Naturforscherhalle stand, speist man, wenn auch theuer, doch preiswürdiger als in den meisten der zahllosen Restaurants und auch der Rheinische Hof, der Lieblingsaufenthalt der zahlreichen schwäbischen Gäste, versucht eine kräftigere Nahrung zu bieten, während die früheren Rettungsorte des nach nicht curgemäßer Kost Strebenden: Stern und Hopfenstock, zu gewöhnlichen Badereſtaurants herabgesunken sind. Vielleicht, daß auch hier die Concurrenz freisinniger Badeärzte zu Gunsten des Publicums mitgewirkt haben mag. Hat doch die Zahl derselben ganz beträchtlich und keineswegs im Verhältnisse zur Zahl der Curgäste zugenommen. An jedem Kunstladen hängen ihre lächelnden Gesichter collegialisch nebeneinander und leicht kann sich so der Curgast für die Physiognomie entscheiden, die ihm das meiste Vertrauen erweckt. Auch kann er, wenn er an Orakel glaubt, die Knöpfe seines Ueberziehers zu Rathe ziehen. Er wird niemals fehlgreifen.

Hat die Revolution leider die Küche verschont, so ist sie glücklicherweise auch am Frühstückstisch vorübergegangen. Der Karlsbader Kaffee verdient einen eigenen Hymnus. Und das feine Gebäck, das ihn begleitet, findet wohl nirgend seines Gleichen. Ist es die Bohne selbst, der Zusatz von gerösteter Feige, ist es das Wasser, die Milch, das Sprudelsalz oder ist es dies alles zusammen, was dem „braunen Safte" jene hohe Vorzüglichkeit verleiht, die auch die Verächter des Getränkes zur Anerkennung zwingt — wer weiß es? Vielleicht thut auch die frische Morgenluft das ihre dazu, die aus den noch halb schlummernden Buchten des Waldthales würzig über die Tische weht. Selbst der eingefleischteste Sachse muß gestehen, daß der Trank besser ist als selbst in Dresden. Und er hält was vom Kaffeetrinken. Sogar in der Kürze des welthistorischen Stils der Kriegstelegramme vergaß er der geliebten Beschäftigung nicht. Meldete doch gelegentlich der preußischen Invasion vom Jahre 1866 eine Dresdner Depesche, die durch die Zeitungen lief: „Soeben haben die Preußen den böhmischen Bahnhof besetzt, wo sie Kaffee tranken." Also doch Menschen! Hier in Karlsbad fängt man an, die stille Leidenschaft des Meißners zu verstehen: mit dieser Andacht mag man im siebzehnten Jahrhundert zuerst den unbekannten Trank geschlürft haben.

Wer des Kaffees gedenkt, darf auch der Kaffeemädchen nicht vergessen. Früher versahen die hübschesten und schmucksten Dirnen des nordböhmischen Landes den zierlichen Dienst, manche darunter aus guten Familien, die ihr Glück zu machen hofften. Denn es kam nicht selten vor, daß ein alter leberkranker russischer Fürst oder General — der badende Russe kennt keine andere Beschäftigung — sich zur Nachcur eine hübsche Frau mit nach Hause nahm, die ihm daheim den Sprudel ersetzen sollte. Selbst der deutsche Kaiser pflegte früher während der Cur hier und da den anmuthigen Mädchen ein freundliches Wort zu gönnen.

Digitized by Google

Heutzutage würde sich der leutselige Monarch indeß kaum zu einem Scherze veranlaßt fühlen, diesen verblühten Gesichtern gegenüber in ihren nachlässigen Gewändern. Auch dies ist anders geworden. Doch genug des Kaffees und seiner Mädchen, von denen ein rechter Karlsbader Bericht doch nun einmal reden muß.

Hat sich der Curort baulich bedeutend verändert, so hat auch das Leben und Treiben vielfach eine andere Gestalt gewonnen. Mit den Wiener Bauten ist auch die ganze Speculation des Wiener Kleingewerbes hierher verpflanzt worden, die jüdische Aufdringlichkeit des Händlers, die unsolide und betrügerische Billigkeitsbazarwirthschaft, die für einen Gulden im Stande ist eine goldene Uhr und einen werthvollen Brillantschmuck zu liefern. Das Inseratenconto der „Neuen Freien Presse" beweist, daß der Schwindel in Wien glänzende Geschäfte macht; daß auch hier die Herren nicht umsonst weilen, sieht man aus dem lebhaften Besuch jener gleißenden Läden, besonders seitens der „östlichen Barbaren", deren Devise nun einmal: plus paraître que être ist. Große schwere Spitzenumhänge im Preise von neunzig Kreuzer also nach heutigem Cours etwa einem halben Thaler, frappiren selbst den an den Schwindel Gewöhnteren: daneben liegen dann freilich Spitzen aus, von denen das Meter 350 Gulden kostet. Die Karlsbader Stiefelindustrie, die böhmische Glasmanufactur mit ihren kostbaren Schliffen ist in solider Weise fortgeschritten und auch die Fabrication der Handschuhe läßt bei den billigsten Preisen kaum etwas zu wünschen übrig. Schon für achtzig Kreuzer erhält man ein paar gut genähte Handschuhe aus gutem Leder.

Im Ganzen ist der Verkehr lebhafter, damit aber auch lärmender geworden; das Gehen auf den besuchteren Straßen gehört wegen der staubaufwirbelnden Schleppen der Damen nicht mehr zu den Annehmlichkeiten. Auch ein dem Karlsbader Publicum völlig neues Element macht sich, freilich zunächst noch schüchtern, hie und da bemerklich, wenn auch nicht der demi-monde selbst, so doch jene Dreiviertelswelt adeliger Hochstaplerinnen, deren redekundiger Fächer selbst die kecke Hand der Polizei siegreich niederhält. Und da wir einmal von zweideutiger Gesellschaft sprechen, so dürfen wir heute, wo der Steckbrief, der hinter dem Grafen Arnim erlassen wurde, vorläufig suspendirt ist, wohl verrathen, daß der Gesuchte augenblicklich hier zur Cur weilt, in seinem Interesse hoffentlich nicht pro nihilo, daß sein Bild an allen Ecken aushängt und daß er als der Löwe der Saison neben den Türken den Hauptinhalt des curgemäßen Gespräches bildet.

Wie sich aber immer die Physiognomie des Städtchens geändert haben mag, ein liebevoller Blick findet hinter all dem Verputz doch immer wieder das alte herzige Gesicht heraus. Wer wie wir, nachdem er die verwünschten Steiltreppen des Schloßberges erklimmt hat, etwa aus den Fenstern des

Digitized by Google

Hauſes zum Jäger, das auf einer in das Thal hineinragenden Klippe liegt, vor ſich auf der einen Seite den Hirſchenſprung, auf der andern den Dreikreuzberg erblickt, wer, während in den engen Thalwindungen ſchon die Sonne brütet, in dem abgelegenen Keſſel des Schweizerhofes unter dem Baumſchatten in friſcher Almenluft träumt, im Tannendunkel den behaglichen Faullenzerweg abſchreitet, oder in der Stille des Sommermorgens durch die ſangbelebten Wälder einſam zum Aberg emporſteigt: dem geht doch immer wieder das Herz auf ob der wundervollen Pracht dieſes Landes, der wird auch in dem neuen Karlsbad das alte ſchnell wieder zu finden wiſſen.

Das Grimmelshauſenfeſt in Renchen.

Von Erich Schmidt.

Nicht ſowohl durch meinen Beruf, als durch alljährliche Einkehr in den Thälern des Schwarzwaldes, nahe dem im Simpliciſſimus phantaſtiſch geſchilderten Mummelſee, werde ich in jedem Sommer daran gemahnt, daß mit dieſer Gegend Badens die beiden bedeutendſten ſittenſchildernden Romanſchriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts vereinigt ſind. Und weitere hundert Jahre früher lebte der Vater des deutſchen Romans, Jörg Wickram, in dem benachbarten Elſaß. Moſcheroſch iſt in Wilſtädt geboren; Hans Jakob Chriſtoffel von Grimmelshauſen beſchloß am 17. Auguſt 1676 ſein bewegtes Leben als Schultheiß in der kleinen Stadt Renchen und verfaßte hier ſeine Schriften, den Simplicius Simpliciſſimus an der Spitze. Es bedarf keiner langen Auseinanderſetzung über den literariſchen Werth und die culturgeſchichtliche Bedeutung dieſer Werke, welche mit packendem Realismus und großer Sprachgewandtheit das verheerende Elend des dreißigjährigen Krieges, vor allem das zuchtloſe Treiben einer verwilderten, bald der, bald jener Partei dienenden Soldateska darſtellen, welche, wenn wir Grimmelshauſens geſammte Thätigkeit umfaſſen, alle Richtungen des damaligen Romans ſtreifen, den ſpaniſchen Schelmenroman, die Robinſonade, den gelehrten Roman, die Liebesgeſchichte.

Die Periode geiſtiger Stagnation, in welche ſein Leben und Wirken fällt, war nicht dazu angethan, literariſches Schaffen zu fördern. Um ſo rühmlicher, wenn Grimmelshauſen ſeiner entarteten Zeit einen Spiegel vorhielt. Neben dem Kriegsgott Mars herrſchte die allgewaltige Göttin Mode. Alamodiſch, verwelſcht war Sprache, Kleidung, Sitte. Vergebens erhoben dagegen patriotiſche Deutſche ihre ſcheltende und warnende Stimme. Man verpönt die Sprachverderber und ſucht die alte Heldenſprache in ihrer urſprünglichen

Digitized by Google

Reinheit wieder herzuſtellen. Der Niederdeutſche Lauremberg geißelt in ſeinen derblaunigen „Veer olden berömeden Schertzgedichten" das ganze alamodiſche Gebahren in „Kleder-Dracht, Maneeren, Sprake un Titeln, Poeſie und Rymen" und bekennt laut: by dem Olden will ick blyven.

Die Sinngedichte des großen Epigrammatiſten Logau behandeln zumeiſt daſſelbe Thema:

Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es ſchaffen,
Daß ſo manches Land und Volk wird zu ſeinen Affen.

oder:

Sauft ihr Deutſchen, ſauft ihr Deutſchen, ſauft ihr Deutſchen immerhin;
Nur die Mode, nur die Mode laßt zu allen Teufeln ziehn.

Umſonſt führt Moſcheroſch ſeinen alamodiſchen Philander von Sittewald in dem anziehendſten der „Geſichte" auf die elſäſſiſche Burg Geroldseck und läßt ihn durch König Ehrenveſt (Arioviſt) und den ſeit den Humaniſten nicht wieder vergeſſenen göttlichen Helden Arminius ob ſeines Auftretens tüchtig abkanzeln. Man hatte nach ſolchem nationalen Bemühen nur die Reſignation: yd mag gahn als yd geydt, oder ſuchte Ruhe und Vergeſſenheit in ſtiller Klauſe. Alles aber reißt der große Krieg wieder in ſeine Strudel:

Simplex wird ein Waldbruder,
Fällt aber wieder in das alte Luder.

Grimmelshauſen, der patriotiſche Schriftſteller, iſt Realiſt. Er malt, was er ſieht; auch das widerliche und beleidigende. Ein Weibsbild, wie ſeine Landſtörtzerin Couraſche, kann nicht idealiſirend dargeſtellt werden. Aber die Geſinnung, warme Herzlichkeit und naiver Humor entſchädigen für das grobianiſche, grauſame und unſittliche der Zeit. Grimmelshauſen hat kein Behagen am Gemeinen, keine Spur von Frivolität; das ſollten doch die bedenken, welche über die Rohheit des Simpliciſſimus herziehen. Deshalb wird, obgleich die übrigen Werke nur der Literaturgeſchichte angehören und auch die ſogenannten ſimplicianiſchen Schriften: der Springinsfeld, die Couraſche, das Vogelneſt ſich kaum für ein größeres Publicum eignen, das Hauptwerk, der Simplicius Simpliciſſimus, im Volke unvergeſſen bleiben.

Wir müſſen Grimmelshauſen doppelt feiern, da lange Jahrzehnte hindurch ſein Name in Dunkel gehüllt war in Folge des anagrammatiſchen Pſeudonymenſpieles, und erſt vor vierzig Jahren der wahre Verfaſſer ans Licht gezogen worden iſt. Nie wohl iſt der Simpliciſſimus eifriger geleſen worden, als gerade in dieſem Jahre, nachdem E. H. Meyers Bearbeitung eine, man muß ſagen, blamable Debatte in der preußiſchen Kammer hervorgerufen hatte. Man warf den alten Roman nicht mit Herrn Profeſſor Virchow

Digitized by Google

enttäuſcht und entrüſtet bei Seite, „ſecretirte“ ihn nicht, ſondern weite Kreiſe machten ſich mit ihm vertraut. Und noch einen ſchönen, ungeahnten Erfolg hatte dieſe Debatte: unſere Renchner Grimmelshauſenfeier. Der treffliche Herausgeber Adalbert von Keller ſchrieb an Scheffel, ob man nicht als beſte Antwort auf jene Verhandlungen Grimmelshauſens zweihundertjährigen Todestag feſtlich begehen ſolle. Die Anfrage fand lauten Widerhall. Oberamtsrichter Eichrodt, der bekannte „Biedermayer“ der „Fliegenden Blätter“ und des Commersbuches, im Lande als heiterer Dialectdichter verehrt, nahm die Sache in die Hand, und die wackeren Renchener zauderten nicht, als es galt, ihren einſtigen Schultheiß zu feiern. Große Placate wurden in die Nachbarorte verſchickt, Circulare und Zeitungsanzeigen erlaſſen, und ſo brachten die Bahnzüge am 17. Auguſt eine ſtattliche Reihe von Fremden in die gaſtliche Stadt, deren Bürgerſchaft ſich faſt ausnahmslos am Feſte betheiligte.

Auf dem Bahnhofe wurden wir von dem Feſtcomité empfangen, die Stadtmuſikanten ſpielten einen Marſch, Feuerwehr und Kriegerverein ſchritten voran zu der nahen Feſthalle, wo die obligaten weißgekleideten Jungfrauen die Ankömmlinge mit den Feſtabzeichen ſchmückten. Am zahlreichſten waren die Gäſte aus Lahr, Offenburg, Achern und Straßburg. Ich nenne beſonders den Aeſthetiker Viſcher aus Stuttgart. Auerbach wurde vergebens aus Baden-Baden erwartet. Alle zeichneten ſich auf einem Bogen ein, der zur Erinnerung an den ſchönen Tag aufbewahrt werden ſoll. Darauf ging es in feſtlichem Zuge, die Schuljugend an der Spitze, durch die mit Ehrenpforten, Laubgewinde, deutſchen und badiſchen Fahnen gezierten weiten Häuſerreihen, aus deren Fenſtern Blumen auf uns herabregneten, nach dem Rathhauſe, wo der von den Feſtjungfrauen kredenzte kühle Ehrenwein bei der ſengenden Hitze als ein wahrer Trank der Labe begrüßt wurde. Weiter bewegte ſich der anſehnliche Zug auf den freien Platz neben der Kirche. Wir ſtanden auf Grimmelshauſens Grabe. Auf einer Tribüne fanden die Feſtredner und die Gäſte ihren Sitz. Dicht gedrängt ſammelten ſich vor uns die Einwohner des Ortes und das Landvolk. Renchen gilt mit Recht für einen weſentlich ultramontanen Ort, aber das ganze badiſche Volk weiß nichts von Fanatismus. Es läßt ſich wohl von den Geiſtlichen durch die Mahnung, man wolle ſie proteſtantiſch oder religionslos machen, zu den Wahlurnen gängeln, aber ſonſt hört es gern ein gutes, freies, deutſches Wort und zeigt einen ſtrebſamen, offenen, zutraulichen Sinn. Viele mochten von Grimmelshauſen kaum etwas wiſſen, doch alle hatten das Gefühl, es gelte einen bedeutenden Mann und dadurch Renchen ſelbſt zu ehren. Sie waren gekommen, um nun etwas näheres über dieſen Mann zu erfahren, und nicht vergebens, denn nach dem einleitenden Chorgeſang hielt der Bürger Amandus Gögg, weiland Finanzminiſter in der badiſchen Revolution und auch heute ein feſter

Digitized by Google

Demokrat, die Eröffnungsrede, welche ein Meisterstück an Klarheit und Volksthümlichkeit und durch stark dialectische Färbung für die Menge besonders faßlich war.

Er legte den Lebensgang Grimmelshausens dar, wie er in Gelnhausen geboren, lange im Kriege hin und her geworfen als Officier geadelt worden, dann in die Dienste des Straßburger Bischofs von Fürstenberg getreten, endlich von diesem zum Schultheiß in Renchen ernannt worden sei, wo er seine Werke geschrieben und ersprießlich gewirkt habe. Er setzte vortrefflich auseinander, daß Renchen damals ein viel ansehnlicher Ort mit Mauern und Thürmen gewesen sei, und „praetor hujus loci, das war so viel wie heut der Oberamtmann von Achern hier." Solche frische populäre Wendungen begegneten vielfach. So war die Schilderung des Grimmelshausenschen Wappens sehr wirkungsvoll: es enthalte zwei ausgebreitete Flügel, „so wie sie heut die Herren Eisenbahnbeamten tragen" zum Zeichen, daß er gern wie Grimmelshausen hoch auffliegen wollte, und drei gekrümmte Nägel, weil er die Pfaffen und Deutschenfeinde mit scharfen Krallen angepackt. Gögg verlas einen Brief des Gelnhauser Gemeinderaths, der einer Einladung nicht hatte folgen können, aber gleichfalls eine Feier veranstaltet hatte, und berichtete über die ziemlich erfolglosen Forschungen nach Grimmelshausenschen Documenten. Noch 1849 bewahrte das Stadtarchiv eine am 13. October 1667 von ihm erlassene Mühlenordnung, die seitdem abhanden gekommen ist. Das Kirchenbuch verzeichnet unter großem Lobe den Tod des Schultheißen, „cujus anima requiescat in pace"; seine Söhne, in Deutschland zerstreut, hätten sich an seinem Sterbelager versammelt. Weiter erfahren wir über die Familie, daß ihm seine Frau Katharina, geborene Henninger, am 14. April 1669 eine Tochter schenkte, welche Maria Francisca genannt wurde, daß 1675 am 15. Februar ein Sohn Carolus Otto in Renchen starb, endlich, daß 1711 dem Sohne Veit, Postmeister in Renchen, eine Tochter geboren wurde. Der Name Grimmelshausen ist in der Ortenauer Gegend erloschen, aber, meinte Gögg, Nachkommen seiner Töchter mag es noch in Renchen geben, „vielleicht ists einer von uns, Sie oder ich: Grimmelshausensches Blut haben wir Renchener alle!" Zur Freude der anwesenden protestantischen Decane und Pfarrer — auch der Biograph Hebels, Längin aus Karlsruhe, war da — spielte die ultramontane Capelle den Choral „Nun danket alle Gott," worauf der als Dichter geschätzte junge Kaufmann Geßler aus Lahr die eigentliche Gedächtnißrede hielt, deren Kern eine sehr sorgfältige raisonnirende Inhaltsangabe des Simplicissimus bildete. Es war für Jedermann wohlthuend und erhebend, dem Schwunge dieses begeisterten und unterrichteten Autodidacten zu folgen, der, mochte auch einiges wenige incorrecte unterlaufen, doch aus dem vollen schöpfte und sich in Grimmelshausens Persönlichkeit wirklich eingelebt

Digitized by Google

hatte. Er pries vor allem die nationale Seite. Sehr geschickt war da ein Vergleich Grimmelshausens und seines Bischofs, der Straßburg den Franzosen übergab und Ludwig XIV. am Portale des Münsters als Heiland begrüßte. „Pfui!" rief der Redner und die Festgenossen stimmten lebhaft ein. Als Geßler die schwächeren fabulösen letzten Abschnitte mit dem zweiten Theile des Faust verglich, mußte ich lächeln, denn gerade vor mir saß „Mystificinski" Vischer. Beiden Rednern wurde mit wohlverdientem reichlichen Beifall gelohnt. Der Gesangverein schloß diese Feier mit dem Chore „Wer ist groß".

Um zwei Uhr begann das Festessen, das sich sehr lang hinzog. Die Halle war durch gereimte Aufschriften aus Geßlers Feder geschmückt, die selbstredend alle auf den Helden Bezug hatten. So wurde Protest eingelegt gegen die Renchener Herkunft der Courasche. Eichrodt präsidirte. An Reden aller Art, meist kurz und bündig, fehlte es natürlich nicht. Die Gläser klangen auf den Kaiser, den Großherzog, das Andenken Grimmelshausens, die Stadt Renchen, das Heer, die Festreden u. s. w. Längin ließ die beiden Mayer: den Biedermayer (Eichrodt) und den Schartenmeyer (Vischer) leben. Geßler wies Originalausgaben Grimmelshausenscher Schriften vor. Ferner wurden zahlreiche Briefe und Telegramme verlesen; ich erwähne die von A. Stoeber, Tittmann, Keller, Holland, Bluntschli, das schöne Schreiben von Karl Blind, von Scheffel, der sehr wirksam schloß, man solle an Grimmelshausen festhalten, „bis der letzte Simplicissimus auf Nimmerwiederkehr verschwunden ist". Gesungen wurde ein vortreffliches „Simplicissimuslied" Eichrodts, das hoffentlich nicht in dem engen Kreise der Festgenossen bleibt.

Zum „Grimmelshausenball" blieben die wenigsten der Auswärtigen, sondern wir verließen am Abend die freundliche Stadt und ihre wackeren Bewohner voll Dankes für das Gebotene, mit dem Bewußtsein, ein erhebendes würdiges Fest begangen zu haben, und in der Gewißheit, „wenn heut ein Geist herniederstiege," er würde sich der Wandlungen in Politik und Sitte, in Heer und Bürgerthum, auf allen Gebieten freuen, und in der Rückerinnerung auf die von allem kleinen Localpatriotismus freien, einfach großen Worte der verschiedenen Redner durften wir in freudigerem Sinne Logaus Vers wiederholen:

Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Ueber Bayreuth. Die Regierung und Reuleaux. Orient. — Die letztvergangene Woche gehört, wenigstens was Berlin an-

Digitized by Google

langt, zu den stillsten des Jahres. War die Bevölkerung Berlins schon ohnehin durch Bade- und Vergnügungsreisen in den letzten Monaten stark decimirt, so wurde durch die Bayreuther Vorstellungen abermals ein erhebliches Contingent aus der Residenz entführt. Jetzt sind die Meisten schon wieder von dort zurückgekehrt oder erholen sich anderswo von den Anstrengungen der gebotenen Kunstgenüsse. Die Urtheile, mit denen die Berliner Kunstgelehrten und Kunstfreunde aus Bayreuth heimgekehrt sind, weichen, was die Beurtheilung der Wagnerschen Muse betrifft, im allgemeinen nicht von denjenigen ab, welche sie seither über dieselbe fällten und welche sie besonders kürzlich aussprachen, als im letzten Winter Tristan und Isolde zum ersten Male in Berlin zur Darstellung gelangte. Man erkennt das Große, Bedeutende, Epoche Machende in den Werken Wagners hier sehr bereitwillig an, ohne indeß sich dem Cultus anzuschließen, den die „Jünger" des „Meisters" mit ihm und seinen Schöpfungen treiben. Gegen eine Seite dieses Cultus haben die Bayreuther Vorstellungen sogar eine recht lebhafte Opposition in das Leben gerufen. Man hat sich sehr nachdrücklich gegen die Aspirationen der Wagnerianer erklärt, welche darauf abzielten, das Bayreuther Theaterunternehmen als Nationalsache hinzustellen und die Wagnerschen Werke als Typen der eigentlichen und einzigen deutschen nationalen Kunst zu verherrlichen. Die unglücklichen Worte, welche Wagner selbst am Schlusse der Aufführung der Götterdämmerung von der Bühne herab sprach, in denen er dieser Anmaßung einen so unumwundenen Ausdruck gab, haben den anfangs nur hie und dort geäußerten Widerspruch zu einem allgemeinen gemacht, der sich nicht selten in nur zu berechtigtem Unwillen Luft macht. Die Anhänger Wagners machen überdies durch ihre Vertheidigung des Redners die Sache noch schlimmer. Sie heben hervor, er habe nicht gesagt: „Wenn Sie wollen, so haben wir eine deutsche Kunst", sondern „so haben wir eine Kunst." In diesem Falle steht es mit unserer Vergangenheit in musikalischer Beziehung noch schlimmer und die armen Haydn, Mozart und Beethoven sind nicht nur nicht nationale Künstler, sondern überhaupt gar keine gewesen. Mit diesem Eindruck ist nun wohl Niemand von Bayreuth zurückgekommen, wie sich sehr bald zeigen wird. Denn jetzt erst nach der Rückkehr wird die Kritik ein freies Wort sprechen können. Gesteht sie doch selbst ein, daß sie in Bayreuth unter dem Drucke eines terrorisirenden Enthusiasmus gestanden habe, der es ihr unmöglich gemacht hätte, sich unbefangen zu äußern. Erstens wäre dies nicht ungefährlich gewesen, da unter den Jüngern des Meisters recht streitbare Gesellen waren, welche Mangel an Begeisterung oder gar offenbaren ketzerischen Unglauben durch nie fehlenden Bierseidelwurf angemessen zu bestrafen wußten und sodann war überhaupt wohl die ganze Atmosphäre in Bayreuth für die objective Kritik eine ungünstige, oder, wie sich wohlwollende Berichterstatter ausdrückten:

Digitized

„eine mit Electricität überladene". Jetzt aber wird man das Gesehene und Gehörte in seinem richtigen Werthe erkennen und danach beurtheilen.

Nach dem zu schließen, was man bis jetzt liest und hört, wird dieses Urtheil ungefähr dahin gehen, daß man in erster Linie, wie schon bemerkt, energisch dagegen protestiren wird, daß dies Wagnersche Musikdrama wegen seines Inhaltes oder wegen seiner Form für ein nationales Kunstwerk in dem Sinne erklärt werde, daß es die uns eigenthümliche nationale Kunstweise zum Ausdruck bringe. Sodann wird man sehr gern den vielen Schönheiten des Wagnerschen Werkes im einzelnen gerecht werden, zugleich aber auch betonen, daß eine Wiederholung dieser Gesammtdarstellung der Nibelungentetralogie weder in Bayreuth noch sonst überhaupt wünschenswerth erscheine. Viel eher ist es möglich und anstrebenswerth, daß sich einzelne Theile des Werkes und zwar nach der Vornahme gehöriger Abstriche auf einigen Bühnen einbürgern. In diesem Puncte stimmen auch die unbedingten Anhänger Wagners mit ihren Gegnern überein; auch sie erklären es für höchst wahrscheinlich, daß uns nur in dieser vereinzelten Weise die Wagnerschen Tondichtungen wieder vorgeführt werden möchten. Schon aus ganz äußerlichen, rein technischen Gründen ist eine solche Zerstückelung nothwendig. Wenn es schon unendlich schwierig war, die erforderlichen höchst bedeutenden Gesangskräfte diesmal zu der Gesammtdarstellung zusammenzubringen, so wird dies in Zukunft, nachdem sich bei den Meisten die Unmöglichkeit, die ungeheure Aufgabe ohne dauernde Schädigung ihrer Stimmmittel zu bewältigen, praktisch herausgestellt hat, ganz gewiß nicht mehr gelingen. Einig ist die ganze Kritik und wird es bleiben in der Anerkennung der Vorzüglichkeit der Leistungen des Bayreuther Orchesters; fast alle Ohrenzeugen gestehen, eine solche Künstlerschaft niemals beisammen gesehen zu haben. Auch der Bau des Theaters, insbesondere die Versenkung des Orchesters wird allgemein als zweckmäßig anerkannt, obwohl dabei zu bemerken ist, daß man an anderen Orten ein Theater aus ökonomischen Rücksichten nicht mit einer solchen Raumdisposition erbauen könnte. Allgemeine Verurtheilung erfahren dagegen die Bayreuther Inscenirungskünste und Theatermachinerien, von denen man sich soviel versprach. Sie haben nur sehr Mittelmäßiges geleistet und sollen hinter denen der Berliner, Münchener und der meisten anderen größeren deutschen Bühnen ganz erheblich zurückbleiben. Dies sind ungefähr die Meinungen und Ansichten, welche unsere Kritik aus Bayreuth heim gebracht hat.

Wir, die wir zu Hause bleiben mußten oder wollten, haben in dieser Zeit träger Sommerruhe nicht so Interessantes erlebt. Das meiste Interesse nahm bei uns die Erklärung der Regierung in Anspruch, welche sie in der „Provinzialcorrespondenz" über das Reuleauxsche Urtheil gegenüber den Leistungen der deutschen Industrie in Philadelphia abgegeben hat. Diese gouver-

Digitized by Google

nementale Auslassung bemerkt zunächst, daß die deutsche Industrie in Philadelphia nur sehr unvollständig vertreten sei, daß mithin auf Grund dieser Vertretung ein abschließendes Urtheil unmöglich erscheine. Was den von Reuleaux constatirten Rückgang im Geschmack und in der Kunstfertigkeit der Industrie und des Gewerbes anlangt, so wird regierungsseitig zugegeben, daß ein solcher in manchen Fabrikationszweigen in Folge der Kriegsstürme und der wirthschaftlichen Erschütterungen der letzten Jahre eingetreten ist. Die Billigkeit der deutschen Production, heißt es dann weiter, sei für dieselbe kein Vorwurf, sondern ein Ruhm, da sie eine außerordentlich große Verbreitung aller Fabrikate unter den ärmeren Klassen ermöglicht und mithin eine sehr anerkennenswerthe Leistung unserer Industrie für hohe Culturzwecke zu Wege gebracht habe. Das von Reuleaux gerügte Vorherrschen der patriotischen Motive im Kunstgewerbe, sei, wenn es überhaupt wirklich statthabe, ein Vergehen, das nicht die deutsche Industrie, sondern das deutsche Volk überhaupt treffe, welches sich desselben sehr gerne schuldig bekennen werde. Zum Schlusse heißt es dann: „Man darf nicht bezweifeln, daß Reuleaux lediglich von dem Gedanken geleitet war, durch einen ernsten Mahnruf auf die Selbsterkenntniß und die Hebung des deutschen Gewerbfleißes hinzuwirken. Dieses Mahnwort wird gewiß nicht ohne Wirkung bleiben." Wir sehen davon ab, die einzelnen Puncte dieses gouvernementalen Urtheils auf ihre sachliche Richtigkeit hin zu prüfen. Wir möchten nur im allgemeinen die Wichtigkeit dieser Kundgebung hervorheben und constatiren, daß dieselbe zwar keineswegs durchweg für die Reuleauxschen Ansichten eintritt, daß sie aber andererseits auch seinen Ausführungen durchaus nicht entgegentritt, sondern im Gegentheil mit dem Ziel und dem Zweck derselben in hohem Grade einverstanden ist. Diejenigen, welche geglaubt haben, daß die Regierung der deutschen Industrie wegen des Vorgehens Reuleaux' eine Art Genugthuung durch eine Desavouirung des letzteren geben werde, haben sich also arg getäuscht. Dagegen herrscht Genugthuung bei allen denen, welche hofften und glaubten, daß die zur Förderung der Industrie berufenen amtlichen Organe der deutschen Regierung ein klares Verständniß für die derzeitigen Gebrechen der Industrie und eine erfreuliche Bereitwilligkeit, ihnen abzuhelfen, besäßen.

Eigentlich müßte ich Ihnen heute noch von den Türken und Serben berichten, aber da trotz vielen Kämpfens und Schreibens darüber eigentlich die Dinge doch noch so stehen, wie vor vier Wochen, so ziehe ich es vor, erst noch einige weitere serbische respective türkische Siege abzuwarten, ehe ich wieder an die Erörterung dieser Sache gehe. Diese Enthaltsamkeit ist um so gerechtfertigter, als sie bekanntlich von den Großmächten zur Zeit auch geübt wird, welche den Moment der Erörterung auch noch nicht gekommen glauben. Allerdings scheinen die Engländer anderer Ansicht gewesen zu sein, und auf

Digitized by Google

eigene Hand in Belgrad friedliche Reden gehalten zu haben. Da aber der Erfolg ihnen nicht zur Seite stand, so kann ihr Beginnen nur noch mehr dazu mahnen, den Ereignissen nicht durch voreilige Einsprache vorzugreifen resp. sich durch dieselben Lügen strafen zu lassen. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Der Führer auf der Wartburg. Von H. von Ritgen. 3. Auflage. Leipzig, J. J. Weber. — Von den zahlreichen Büchern, die sich mit der Wartburg beschäftigen, ist das vorliegende ohne Zweifel das gediegenste. Niemand konnte zu einer Schilderung besser berufen sein, als der sinnige Wiederhersteller des Gebäudes selbst. Mit Hülfe zahlreicher, zum Theil vortrefflicher Abbildungen werden wir von kundigster Hand in die Geschichte des Baues, der seit nun fast dreißig Jahren langsam fortschreitet, liebevoll eingeführt, die den Einzelarbeiten zu Grunde liegenden Ideen treten uns klar vor Augen, fast spielend wird uns ein Blick auf viele bedeutsame Momente des mittelalterlichen Culturlebens eröffnet. In diesem Sinne reicht das trefflich ausgestattete Buch über den Gesichtskreis des Touristen weit hinaus und verdient in hohem Grade die volle Beachtung künstlerischer und wissenschaftlicher Kreise, die schon die ersten Auflagen gefunden haben.

Bibliographie.

Seit dem 1. August sind bei der Redaction unter anderen folgende Bücher eingegangen:

Alcott, M., Little women. 2 Bde. Leipzig, Tauchnitz.
Baumeister, R., Stadterweiterungen. Berlin, Ernst & Korn.
Bernard, Jean, Isidore von Lohma. 3. Aufl. Kaiserslautern, Muschi.
Bluntschli, Die Verantwortlichkeit des römischen Pabstes. Nördlingen, Beck.
Carey, H., Briefe an die „Times". Berlin, J. Springer.
Devrient, C., deutscher Familienshakespeare. 6. Bd. Leipzig, J. J. Weber.
Duncker, M., Aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. Leipzig, Duncker & Humblot.
Dunger, H., Rundas und Reimsprüche aus dem Voigtlande. Plauen, Neupert.
Eckardt, J., Russische und baltische Charakterbilder. Leipzig, Duncker & Humblot.
Eckardt, J., Livland im achtzehnten Jahrhundert. 1. Bd. Leipzig, Brockhaus.
Franzos, E, Aus Halbasien. 2 Bd. Leipzig, Duncker & Humblot.
Hellwald, Fr. v., Culturgeschichte. Lief. 2. 3. 4. Augsburg, Lampart.
Hellwald, F. v., Die Erde und ihre Völker. Lief. 1—10. Stuttgart, Spemann.
Hirth, G., Annalen des deutschen Reichs. Heft 8—11. Leipzig, Hirth.
Jaeger, E., Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich. 1. Bd. Berlin, Muyden.
Lehmann, M., Knesebecks Memoiren. München, Oldenbourg.
Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. IX. Berlin, J. Springer.
Niemeyer, Gesundheitslehre des menschlichen Körpers. München, Oldenbourg.
Schöppner, A., Hausschatz der Völkerkunde. Lieferung 10—15. Leipzig, J. J. Weber.
Slevogt, C., Das Notenrecht der Reichsbank. Leipzig, Hartung.
Thaner, F., Die Sprüche Walters von der Vogelweide. Nördlingen, Beck.
Wolff, C., Historischer Handatlas. 2. Lieferung. Berlin, D. Reimer.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 25. August 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Das deutsche Kunstgewerbe.

Von R. v. Eitelberger.

Die Münchener Kunstausstellung ist für das kunstgewerbliche Leben aller deutscher Volksstämme unzweifelhaft von Bedeutung, und dürfte von nachhaltigen Wirkungen begleitet sein, da auch die maßgebenden Factoren, respective die Regierungen bemüht sein dürften, die in München gemachten Erfahrungen zu benutzen und auf dem eingeschlagenen Wege nicht stehen zu bleiben. Denn es handelt sich nicht blos darum, ein großes Gebiet kunstgewerblichen deutschen Lebens, das eine glänzende Geschichte hinter sich hat, wieder zu beleben, sondern auch darum, durch Hebung des Geschmackes den Wohlstand und das volkswirthschaftliche Kapital der deutschen Stämme zu vermehren. Bei diesem Anlasse aber kommen Fragen der verschiedensten Art in Betracht, die einer ernsten Erwägung bedürfen, und es kommt auch wesentlich darauf an, daß die Fragen richtig formulirt werden, damit nicht durch eine unrichtige oder ungenügende Formulirung dieser Fragen die Gesichtspunkte, die festgehalten werden müssen, verloren gehen.

Eine der wichtigsten Fragen berührt den Umfang dessen, was man Kunstindustrie nennt; denn es scheint mir, daß man den Kreis dessen, was Kunstindustrie ist, über Gebühr verengt, indem man einzelne Gewerbe als specifische Kunstgewerbe bezeichnet. Denn das Wort Kunstindustrie ist ein ganz modernes, und so zu sagen nur ein Nothbehelf. Man mußte sich eben dieses Ausdruckes bedienen, der Deutlichkeit halber, und um den Industriellen gegenüber das Moment der Kunst zu betonen. Aber in Wahrheit handelt es sich gegenwärtig nicht allein um Förderung der Kunstindustrie in dem angedeuteten Sinne des Wortes, sondern um Förderung der Kunst in der Industrie; es ist daher etwas ganz Verschiedenes, wenn man von der Förderung der Kunstindustrie spricht, oder wenn man den Ausdruck gebraucht Förderung der Kunst in der Industrie, und es ist daher vom volks-

Digitized by Google

wirthschaftlichen und staatlichen Gesichtspuncte nicht gleichgiltig, ob man nur das eine oder auch das andere im Auge behält. Es ist dies, um ein analoges Beispiel zu erwähnen, fast ebenso mit dem Ausdrucke der kirchlichen Kunst, mit welchem vielfach Mißbrauch gemacht wird. Denn auch in diesem Falle handelt es sich nicht um Ausschließung eines gewissen Zweiges der Kunst aus dem Gesammtgebiete der Künste, sondern nur um die Kunst in der Kirche, und so handelt es sich auch bei dem Ausdrucke Kunstindustrie nicht darum, gewisse Zweige der Künste auszuscheiden, als nur für die Industrie geeignet, oder um Ausscheidung gewisser Gewerbe als nur für Kunst zugänglich, sondern es handelt sich um die Kunst in der Industrie und in den Gewerben. Denn die Kunst ist nur Eine; es giebt verschiedene Künste, verschiedene Kunstweisen und Kunstformen, aber die Kunst als solche ist nur Eine; wie die Wahrheit nur Eine ist, wie das Recht nur Eines ist, wie es nur Eine Schönheit giebt, so giebt es nur Eine Kunst. Es giebt nicht eine Kunst für die Armen und eine Kunst für die Reichen, eine specielle Kunst für Monumente und eine andere für das bürgerliche Leben; eine besondere Kunst für die Kirche und eine besondere Kunst für die Laien, ebenso wenig als es für die Industrie und für die Gewerbe besonders eine eigene Kunst giebt. Die Gesetze der Kunst sind für alle Richtungen der Kunst gleich und dieselben. Die Gesetze der Natur, denen unser Auge folgt, gelten für alle Richtungen der Kunst gleichmäßig und ausnahmslos, und die Hand, welche die Körperformen in der Zeichnung, in der Modellirung, in dem Colorite wiedergiebt, folgt denselben Gesetzen, gleichgiltig ob in einem Falle der Entwurf eines monumentalen Werkes, oder die Zeichnung für ein Gewerbe in Betracht kommt. In dem einen wie in dem andern Falle handelt es sich um eine Kunstfrage; nur die Aufgabe, welche gelöst werden soll, ist eine verschiedene, berührt höher oder tiefer liegende Gebiete und Zielpuncte des Lebens, aber das Kunstgesetz oder Kunstprincip bleibt dasselbe. Es handelt sich in jedem Falle immer nur um die Eine und im Principe untheilbare Kunst.

Es geht daher nicht an, einseitig gewisse Gewerbe als Kunstgewerbe aus dem ganzen gewerblichen Leben der Völker herauszuschälen, und hierdurch gewissermaßen dazu beizutragen, daß bei allen anderen Gewerben die Kunst als entbehrlich bezeichnet wird; sondern umgekehrt, überall in dem gesammten gewerblichen Leben der Völker, wo es sich um Form oder Farbe handelt, kommt auch mehr oder minder die Kunst in Betracht. Und es giebt gewiß nur sehr wenige Gewerbe, von denen man sagen könnte, es komme bei demselben das, was man Kunst nennt, absolut nicht in Betracht, währenddem es allerdings viele Gewerbe giebt, bei denen das Kunstelement Bedingung der Existenz ist, und die daher als Kunstgewerbe par excellence angesehen werden müssen. Aber zwischen diesen völlig kunstverlassenen Gewerben und

Digitized by Google

eigentlichen Kunstgewerben giebt es eine ganze Stufenreihe einzelner Gewerbe, die man allerdings nicht als eigentliche Kunstgewerbe bezeichnen kann, bei denen es aber doch in höherem oder geringerem Grade auf Kunstverständniß ankommt. Und diese volkswirthschaftlich und staatlich so wichtigen Gewerbe würden in künstlerischer Beziehung ganz vernachlässigt werden, wenn man die zu lösende Aufgabe so formuliren wollte, als handle es sich nur heute um positive Förderung der Kunstgewerbe, im engeren Sinne des Wortes, und nicht zugleich im weiteren Sinne des Wortes, um Förderung der Kunst in den Gewerben.

Man hat daher bei Gründung des österreichischen Museums mit gutem Grunde die Bezeichnung „Museum für Kunst und Industrie" und nicht für Kunstgewerbe gewählt, weil man von Anfang an dem Institute den großen Wirkungskreis auf alle Gewerbe und Zweige der Kunst sichern und ihm von Hause aus keine Beschränkung auferlegen wollte, die dem Staate und der Industrie gleich nachtheilig hätte werden können.

Aus demselben Grunde wird auch für Manchen die Münchener Ausstellung als unvollständig und lückenhaft erscheinen, und es ist zu hoffen und zu wünschen, daß, wenn der Versuch einer kunstgewerblichen Ausstellung, welcher in München in nicht geringem Grade geglückt ist, anderwärts erneuert wird, sich der Kreis der Ausstellungsobjecte nach Seite der Kunst und nach Seite der Gewerbe hin erweitern, und die Methode und Art der Ausstellung dann auch modificiren werde. Denn das industrielle Leben ist in München und Südbayern ein relativ sehr geringes, während das Kunstleben ein reichbewegtes und glänzendes ist. Und heutigen Tages ist in München wieder dieses Kunstleben besonders von der Malerei und den zeichnenden Künsten beherrscht, während Architektur und Sculptur in bescheidener Weise zurücktreten. Es wird daher eine große kunstgewerbliche Ausstellung Deutschlands und Oesterreichs in Wien, in Berlin, in Düsseldorf oder Cöln eine ganz andere künstlerische und gewerbliche Physiognomie annehmen, als es in München der Fall war.

Ist es von principieller Wichtigkeit die Wechselbeziehungen der Kunst zur Industrie im Ganzen und Großen klar zu stellen, so ist es von eben solcher Bedeutung, bei diesem Anlasse den Gesichtspunkt festzuhalten, daß gegenwärtig die Wiedergewinnung eines beinahe vollständig verlorenen Kunstgewerbeterrains sowohl für den inländischen Markt nicht minder als für den Weltverkehr angestrebt werden muß. Die Frage ist von solcher Bedeutung und von so großem Umfange, daß sie nur dann einer glücklichen Lösung zugeführt werden kann, wenn alle betheiligten Factoren gleichmäßig bemüht sind, die Geschmacksbildung in allen Schichten der Bevölkerung zu heben, der Consumenten nicht minder als der Producenten, der Künstler nicht minder als der Ge-

Digitized by Google

werbtreibenden. Die Münchener Ausstellung ist ein bedeutsames Symptom, daß diese Strömung alle deutschen Stämme ergriffen hat, und daß auch die deutschen Staatsregierungen und Fürsten in der Mitte dieser Bewegung stehen; denn wir finden, wenn wir auch die Abtheilung für ältere Kunstwerke bei Seite lassen, die Staatsregierungen, wie nicht minder die deutschen Fürstengeschlechter in den Reihen der Aussteller und der Förderer der Ausstellung selbst. Diese Bewegung in Fluß zu erhalten, sie zu leiten, sie zu positiven Resultaten zu führen, muß die Hauptaufgabe der gegenwärtig leitenden Persönlichkeiten sein. Wir betrachten es als einen großen Gewinn, daß eben durch diese, mit unläugbarem Geschick geleitete Ausstellung die Bedeutung der Kunst in den Gewerben zu voller Klarheit gediehen ist, und wir betrachten es weiter als einen wesentlichen Gewinn derselben, daß die kunstgewerbliche Bewegung in allen deutschen Ländern in einer fortschreitenden Richtung ist.*) Diesen Eindruck aus der Münchener Ausstellung darf man sich nicht trüben lassen durch eine vorzeitige Kritik, durch das Mißbehagen einzelner Aussteller, welches bei solchen Gelegenheiten überall zum Vorscheine kommt, und durch ein überstürztes Verlangen nach raschen Resultaten, während doch nur ein jahrelanges und geordnetes Fortschreiten zum Ziele führen kann. Nichts wäre gefährlicher als Ungeduld und Ueberstürzung, und nichts ist nöthiger als Ruhe, Klarheit und Maßhalten.

Vorerst lassen wir uns es genügen, daß wir auf dem Gebiete der deutschen Kunstindustrie zu einer Einigung in unseren Anschauungen und Bestrebungen und zu gegenseitigem Verständnisse gekommen sind, und daß seit der Wiener Weltausstellung alle Bestrebungen, welche sich auf die Wechselwirkungen der Kunst zu den Gewerben beziehen, quantitativ und qualitativ an Bedeutung gewonnen haben. Die Kunst sondert sich nicht mehr vom Handwerke, dem Gewerbe und der Industrie; die Zahl der Gewerbetreibenden und In-

*) Während ich diese Zeilen schreibe, kommt mir ein Bericht des kaufmännischen Directoriums in St. Gallen unter die Augen, verfaßt von den Delegirten des Directoriums, welche die Aufgabe hatten, die Bedeutung der Münchener Ausstellung für ihre Verhältnisse und Bedürfnisse zu prüfen. Die Delegirten sprechen sich allgemein sehr günstig über die Ziele und Erfolge des deutschen und österreichischen Kunstgewerbes aus. Es drängt sich denselben mit überzeugender Macht die Erscheinung auf, daß die vor wenigen Jahren noch in bescheidenen Versuchen auftretende Reform der Kunstgewerbe heute zur vollendeten Thatsache geworden ist, und daß überall eine neue geläuterte Geschmacksrichtung zum Siege gelangt über die banale und charakterlose Mode. — Diese Stimme aus dem industriereichen St. Gallen ist gewiß aufmunternd und bezeichnend, und fordert uns auf, den Bewegungen unserer Nachbarländer Aufmerksamkeit zu schenken und den vielen deutschen Industriellen, welche in Osteuropa, in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Rußland, sowie jenen, welche in Amerika und Asien leben. Auch die kunstgewerbliche Bewegung in Holland und in den skandinavischen Reichen verdient Würdigung und Beachtung.

Digitized by Google

dustriellen, welche sich mit Kunstfragen beschäftigen, ist im Zunehmen, und die Kunstgewerbeschulen, die früher kaum dem Namen nach existirten, sind offenbar in einem Läuterungsprocesse begriffen. Auch dürfte die Ausstellung nicht wenig dazu beitragen, diesen geistigen Klärungsproceß zu beschleunigen. Die ganze Physiognomie der Münchener Ausstellung ist daher eine viel bessere und wohlthuendere geworden. Es fehlen daselbst die früher häufig vorkommenden Züge eines verwilderten Naturalismus, die trivialen Nachahmungen des französischen Geschmackes, die gedankenlose Anwendung der verschiedensten Stilrichtungen, die Nüchternheit und Plattheit der Erzeugnisse, welche bei früheren Ausstellungen der gesammten deutschen Kunstindustrie ein so prosaisches Gepräge gaben; alle diese Erscheinungen kommen diesmal nur vereinzelt vor, und beherrschen nicht mehr den Gesammteindruck der Ausstellung. Man muß wohl zugeben, daß dies theilweise auch das Resultat der verschiedenen Aufnahmsjurys ist, welche diesmal mit größerer Strenge die Auswüchse der kunstindustriellen Erzeugnisse ausgeschieden haben; aber auch dies zugegeben, würde es doch bei früheren Anlässen nicht möglich gewesen sein, ein ähnliches Resultat zu erreichen, und die verschiedenen Commissionen, — die untereinander in gar keiner Verbindung standen, — zu einem gleichmäßigen Vorgehen zu vermögen. Denn überall, wo diese Commissionen eingesetzt waren, gab es Männer, welche von derselben Gesinnung beseelt waren, das deutsche Kunstgewerbe zu heben und die Ausstellung in München als Mittel zur Förderung der Kunst in der Industrie zu benutzen.

Schon das allein halten wir für einen großen Gewinn, wenn nicht auch im Ganzen und Großen das Resultat der Münchener Ausstellung ein so günstiges wäre, als es der Fall ist. Dazu kommt noch die lebhafte Bewegung zur Förderung des Zeichenunterrichtes in allen deutschen und österreichischen Ländern, und endlich auch die Thatsache in Betracht, daß seit der letzten Wiener Ausstellung eine Menge neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Kunstindustrie aufgetreten sind, die früher nicht in dem Maße, wie diesmal, sich bemerkbar gemacht haben, und daß auch neue Firmen und frische Kräfte auf dem Münchener Kampfplatze erschienen sind.

Es scheint mir daher gar nicht gerechtfertigt zu sein, mit einer blos negirenden Kritik der deutschen Kunstgewerbe vorzugehen; denn die fortschreitende Bewegung der deutschen und österreichischen Länder seit der Wiener Weltausstellung ist zweifelsohne eine bedeutende. Die Kritik kann daher blos den Zweck haben, auf die vorhandenen Lücken aufmerksam zu machen, die Schüchternen zu ermuthigen, diejenigen, welche durch den äußeren Druck der Verhältnisse in ihren Bestrebungen zaghaft geworden sind, zum Ausharren zu bestimmen und vor Allem die Regierungen auf die Größe der Aufgabe aufmerksam zu machen, die sie auf diesem Felde zu lösen hat.

Digitized by Google

Vor Allem aber scheint es mir, daß es sich nun vorerst um eingehende, principielle Erörterungen handelt, über die Aufgabe der Kunst in der Industrie, der Organisation der Staatsfabriken und Staatsschulen, der Benutzung der Museen und deren Verbindung mit den Schulen, lauter Fragen, die viel wichtiger sind als die Kritik einzelner Leistungen, oder die Erörterung, ob der Süden auf der Münchener Ausstellung ein größeres Kunstvermögen gezeigt habe als der Norden, ob Wien mehr leistet als Berlin und München oder umgekehrt.

Ebenso ist es bei diesem Anlasse unerläßlich, den Blick auf Kunst und Kunstgewerbe und Museen des Auslandes zu richten. Denn nichts ist gefährlicher als die nationale Selbstvergötterung und das Ignoriren dessen, was andere Nationen zur Förderung der Kunst und Industrie und zur Erziehung des Volkes zur Kunst thun. Gerade bei einer Ausstellung, die einen speciell nationalen Charakter hat, wie es bei der diesmaligen Münchener Ausstellung der Fall ist, muß man sich hüten vor nationaler Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit. Es ist gewiß außerordentlich gut gewesen, daß die verschiedenen deutschen Stämme sich gegenseitig kennen gelernt, und gewissermaßen sich selbst wiedergefunden haben. Die Vertreter der verschiedenen deutschen Stämme waren gewiß am meisten erfreut, trotz ihrer particularen und theilweise isolirten Stellung, sich im Ganzen so einmüthig in ihren Bestrebungen gefunden zu haben. Und aus diesem Grunde ist es gewiß nicht nur wünschenswerth, sondern auch nothwendig, solche Ausstellungen in einem regelmäßigen Turnus in angemessener Weise wieder zu veranlassen. Denn die Weltausstellungen richten die Gedanken viel zu sehr nach auswärts, und verhindern die Sammlung der Geister und die Einkehr in sich selbst. Und da diese Einkehr in sich selbst für unsere kunstgewerblichen Bestrebungen zugleich eine Umkehr im guten Sinne des Wortes sein muß, wenn sie nützen will, so sind eben solche Ausstellungen wie die Münchener, die nur ein bestimmtes geographisches Gebiet umfassen, gerade für die Deutschen von großem Nutzen, die ja ohnedies eine starke Neigung haben, sich die fremdländischen Formen der Kunst eigen zu machen, und den guten, mitunter herben Kern ihrer eignen Kunstbestrebungen sowohl auf dem Gebiete der Kunst als auf dem der Gewerbe gering zu schätzen. Aber dies vollständig zugegeben, muß trotzdem der Blick ununterbrochen ins Ausland gerichtet sein, weil es sich auch um eine speciell volkswirthschaftliche Frage handelt, nämlich darum, die deutsche Waare — und es sei uns erlaubt, eine Statue, ein Gemälde, wie einen Teppich oder ein Mobiliar als Waare zu bezeichnen — also die deutsche Kunst und kunstgewerbliche Waare in höherem Grade concurrenzfähig zu machen, als es bisher der Fall gewesen ist. Und nach dieser Richtung darf man es wohl als einen unanfechtbaren, obersten Grundsatz aussprechen, daß

Digitized by Google

nur jene Waare, welche an und für sich gut ist, und zugleich den inneren Markt gesichert hinter sich hat, auch den Weltmarkt erwirbt.

Unser Blick muß daher, als ginge er von einem Januskopfe aus, zugleich auf den Innenmarkt und den Weltmarkt gerichtet sein, und wir dürfen in keinem Augenblicke glauben, daß der eine Markt minder wichtig sei als der andere. Ausstellungen in großem Stile und die Weltausstellungen trüben aber oft vielfach die Klarheit des Blickes; denn bei großen Ausstellungen, wie es bei der in München der Fall ist, kommt nur ein Bruchtheil der Kunst und der gewerblichen Production zur Geltung, und bei Weltausstellungen hingegen dominirt Alles, was sich auf den Weltverkehr bezieht, so mächtig, daß man sehr häufig nicht mit geklärten Anschauungen, sondern mit verworrenen in die Heimath zurückkehrt. Wer sich daher ein wirkliches Urtheil bei solchen Ausstellungen bilden will, der muß die Productionsstatistik im Kopfe haben, und wohl über die Verhältnisse orientirt sein, über welche ein Urtheil abgegeben werden soll. Die Sicherung des inneren Marktes und die Gewinnung eines größeren Absatzgebietes für künstlerisch bessere Waaren muß ein leitender Gesichtspunkt für alle diejenigen sein, die ein tieferes Interesse an der kunstgewerblichen Bewegung gegenwärtig in Deutschland nehmen. Mit Befriedigung wird daher Jedermann auf der Münchener Ausstellung die Wahrnehmung machen, daß das Absatzgebiet für eine geschmackvolle Waare sich innerhalb der deutschen Stämme vergrößert, trotz der Geschmacks-Vorurtheile, welche dem ausländischen Producenten zu Gute kommen, trotz der ungünstigen Verhältnisse, in welchen sich die ganze kunstgewerbliche Production in Deutschland und Oesterreich jetzt befindet. Das Verhältniß der geschmackvollen Waaren zur geschmacklosen ist aber allerdings, wir mögen dabei die ordinäre, wie die feine Waare, das eigentliche gewerbliche Product oder das eigentliche Kunstwerk in Betrachtung ziehen, in Deutschland und Oesterreich ein noch viel zu ungünstiges, als daß wir uns bei den Resultaten, welche uns die Münchener Ausstellung bietet, irgendwie beruhigen könnten.

Was unsere Zuversicht und unsere Hoffnungen belebt, ist nur die Thatsache, daß wir uns in einem fortschreitenden Besserungsprocesse befinden, daß wir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß wir uns auf dem rechten Wege bewegen, daß wir daher dem Ziele unserer Bestrebungen etwas näher gerückt sind; aber nichts desto weniger beschleicht uns das Gefühl, daß wir noch weit entfernt davon sind, das Ziel erreicht zu haben, und daß wir den inneren Markt nicht so beherrschen, um von einem vollkommen gesicherten Boden aus in den Weltverkehr eingreifen zu können. Auch kommen bei Ausstellungen, wie die Münchener, noch viel zu viel die Luxuswaaren zur Geltung, und jene Einzelproducte, die von einer hervorragenden künstlerischen oder industriellen Persönlichkeit hervorgerufen werden, die aber gar keinen Maßstab abgeben, weder

Digitized by Google

für die Höhe der Kunstbildung der gesammten gewerblichen Production einerseits, noch andrerseits für die Aufnahmsfähigkeit des Publicums für eine bessere Waare und für geläuterte Geschmacksprincipien.

Man muß daher immer auf große historische Verhältnisse zurückkommen, um in solchen Fragen ein sicheres Urtheil zu haben. Die Geschichte lehrt uns, bei den Völkern des Orientes, wie im classischen Alterthum, im Mittelalter und in der Renaissance, daß die gute einheimische Massenproduction und demgemäß auch die große Consumtion guter Producte in der Heimath erst den Export geschaffen und gesichert haben. Es hatte lange Zeit hindurch eine einheimische ganz eminente Töpferwaare in Athen, in Samos und Korinth gegeben, bevor sie den Markt in Italien und Kleinasien beherrscht hat. Die italienische Majolika war im Florentinischen und in Umbrien fast ausschließlich nur ein Product für das Land- und Stadtvolk, bevor es den vornehmen und reicheren Geschlechtern in Augsburg und in Nürnberg gefallen hat, sich solche Geschirre auch aus Italien kommen zu lassen. Das Genuesische Silberfiligran, wie das schwedische ist eben Hausschmuck für die ganze Bevölkerung, und ist erst dann als Handelswaare auf den Weltmarkt gekommen, als der einheimische Markt ein vollständig gesicherter war. Es ist gewiß ein goldenes Wort, was Goethe Rembrandt gegenüber ausspricht, der von den beschränkten holländischen Verhältnissen aus sich die Welt erobert hat, wenn Goethe die Lebensregel aufstellt: „Gehe vom Heimischen aus, und verbreite Dich, so Du kannst, über die ganze Welt.“ Das ist eine Wahrheit, die sich im gegebenen Falle bewährt, und die wir gerade in den Fragen, welche die Münchener Ausstellung aufwirft, keinen Augenblick vergessen dürfen.

Es ist allerdings wahr, daß die enorme Ausdehnung, welche der Weltverkehr und die Weltcivilisation gewonnen haben, auch in dieser Beziehung neue Verhältnisse geschaffen hat, welche man früher gar nicht gekannt hatte, und daß es jetzt in vielen Fällen geboten ist, Producte zu schaffen, die ausschließlich auf den Weltverkehr berechnet sind, und welche in den Bedürfnissen des inländischen Marktes, wie des einheimischen Publicums keinen Rückhalt haben, wie es z. B. der Fall ist mit einem Theile der deutsch-schweizerischen Textilindustrie, der Quincaillerie, des Oelfarbendruckes und theilweise auch mit dem Kupferstiche, einiger Zweige der Malerei und der Holzsculptur. Aber die Regel bleibt doch immer aufrecht, daß der einheimische Markt von maßgebender Bedeutung ist, und daß die Fortschritte und die Rückschritte, welche man bei diesen Innenverhältnissen, rücksichtlich der Consumenten und Producenten, wahrnimmt, von größter Bedeutung sind, und daß Alles, was auf diesem Gebiete gewonnen oder verloren wird, über kurz oder lang auch im Weltverkehre entweder gewonnen oder verloren gehen wird.

Aus diesem Grunde mußten wir bei der Besprechung der Münchener

Digitized by Google

Ausstellung die Frage stellen, ob wir in unseren inneren Verhältnissen, und nach welcher Richtung hin, Fortschritte gemacht haben. Und da müssen wir unser Bekenntniß wiederholen, daß zwar gegenwärtig die Zahl der besseren Producte größer geworden ist, und daß auch das consumirende Publicum im Wachsen zu sein scheint, daß aber im Ganzen und Großen in Deutschland und in Oesterreich die gewöhnliche Waare noch zu schlecht ist und der gewöhnliche Abnehmer kein hinlänglich gebildetes Auge hat, um eine schlechte Waare von einer guten Waare, gleichgiltig ob sie billig oder theuer sei, zu unterscheiden. Dank der Mühe der verschiedenen Jurys ist die schlechte Waare allerdings auf der Münchener Ausstellung nicht allzu zahlreich erschienen, aber sie existirt leider noch in praxi in fast erschreckender Weise, wie wir es insbesondere bei den kleineren Ausstellungen, der Teplitzer, Dresdener, Linzer Ausstellung ꝛc. sahen, oder wie wir es auch bei den verschiedenen Kunstvereinsausstellungen wahrnehmen können. Ueber diese Mißverhältnisse möchten sich ja diejenigen nicht täuschen lassen, welche blos die Münchener Ausstellung als solche zum Maßstab ihrer Beurtheilung nehmen, und die vom Regierungstische aus berufen sind, in die Verhältnisse der Kunst und des Kunstgewerbes einzugreifen.

Aus diesem Grunde begrüßen wir mit ganz besonderer Genugthuung auch alle, von einzelnen Industriellen ausgehenden Bestrebungen, die Gesammtlage der von ihnen vertretenen Industriezweige zu heben. Mag dies nun geschehen mit Rücksicht auf jene kunstgewerblichen Producte, welche für den Hausbedarf berechnet sind, oder hinsichtlich der Luxuswaare. So hat sich in Wien speciell Herr Ludwig Lobmeyer um die ganze Branche der Glasindustrie große Verdienste erworben, indem er einzelne seiner Glasproducte zu wahren Kunstwerken erhoben hat, und es doch nicht verschmähte auch das einfache, für den Hausgebrauch bestimmte Glas in Form und Decoration zu veredeln. So haben die Herren Ravené und Sußmann in Berlin durch die Anwendung des Emails für Metalldecoration sich um Berlin wesentlich verdient gemacht. Um die Ciseleur- und Graveurarbeiten des Herrn Josef Seitz in München gruppirt sich eine ganze Reihe von Ciseleurs, Graveurs und Goldschmieden, bei denen man es nur bedauern kann, daß ihre Arbeiten auf der Münchener Ausstellung nicht räumlich vereinigt erscheinen, um ihren Fortschritt auch dem Laien deutlich zu machen. Auch die ganze deutsche Production von Thongeschirren für den Hausgebrauch ist sichtbar in einem Läuterungsprocesse begriffen, und auf dem Gebiete der Bijouteriearbeiten ist die Ausstellung des Herrn Bacher in Wien musterhaft in Anwendung antiker Formen und Decorationsweisen. Hier ist auch der eigentliche Boden erfreulicher Wirksamkeit für Fachschulen und Lehrwerkstätten, als Beispiel möge die für Tischlerei in Grulich genannt werden.

Digitized by Google

Bei diesen Schulen und in allen zur Hebung des Zeichenunterrichtes vorgenommenen Maßregeln müssen die Regierungen die Hebel ansetzen, um die gesammte gewerbliche Production für den Hausbedarf zu heben; doch liegt die Förderung dieser Industriezweige in erster Linie in den Händen der Vertreter der Industrie selbst.

Die Münchener Ausstellung lehrt, daß die Staatsregierungen auf dem Wege des Unterrichtes bemüht sind, die Kunstbildung in den Gewerben zu heben. Die Ausstellung der kunstgewerblichen Fachschulen zeigt überall ein Streben nach Verbesserung der Unterrichtsmethode und der Vermehrung guter Vorlagen. Was auf diesem Felde noch nöthig ist, bezieht sich wesentlich auf die Frage der directen Verbindung der Museen mit den Kunstgewerbeschulen und die Erweiterung des kunstgewerblichen Fachunterrichtes, sei es durch Specialschulen, sei es durch Vermehrung der Lehrgegenstände in den Kunstgewerbeschulen.*) So giebt es große Zweige der Kunstindustrie, welche ihre Zeichnungen aus Paris bestellen müssen, speciell die Shawl- und Spitzenfabrikation — ein Zeichen, daß unsere Kunstgewerbeschulen nicht Zeichner genug bilden, um den Anforderungen der Industriellen zu genügen. Ein dunkler und wunder Punct auf der ganzen Münchener Ausstellung aber sind die Staatsfabriken oder Staatsmanufakturen, mit einem Worte derjenige Theil der Ausstellung, wo der Staat selbst als Producent auftritt, und dieser Punct muß beleuchtet werden, da principielle Irrthümer zu bekämpfen sind.

Diesen Irrthümern begegnen wir bei allen Verhandlungen der verschiedenen Vertretungskörper und theilweise auch bei den Regierungen; sie entspringen zum Theil aus der falschen Doctrin, daß der Staat nicht nur kein Fabrikant sein solle, sondern zugleich auch schlechter Fabrikant sei, daß er durch seine Staatsfabriken den natürlichen Gang der Industrie hemme, und durch sein Eingreifen die einheimische Fabrikation in ihrer fortschreitenden und naturgemäßen Entwickelung hindere. Dazu kommt, daß bei den gegenwärtig drückenden Steuerverhältnissen die Vertretungskörper die Einnahmequellen des Staates so viel als möglich zu steigern suchen, und daher den fiscalischen Gesichtspunkt bei Beurtheilung der Staatsfabriken in den Vordergrund stellen, und daß es auch in den Kreisen der Fabrikanten Viele giebt, welche diese Anschauungen der Vertretungskörper theilen.

In Oesterreich haben sich in der letzten Zeit diese Anschauungen wesentlich geklärt, und zwar belehrt durch die Erfahrungen, welche man nach Aufhebung der kaiserl. Porcellanmanufaktur in Wien gemacht hat. Denn

*) Ueber diesen Punct verbreiten sich: „Die kunstgewerblichen Zeitfragen" desselben Verfassers, in den „Blättern für Kunstgewerbe", Wien, Jahrgang 1876, 1.—5. Heft, und die Brochüre desselben über „Zeichenunterricht und kunstgewerbliche Fachschulen", Wien, bei Braumüller, 1875.

Digitized by Google

diese Aufhebung, welche durch eine Action des Parlamentes herbeigeführt wurde, war die Consequenz solch irriger nationalökonomischer Anschauungen, durch welche beide Theile des Parlamentes beherrscht waren. Man versprach sich von der Aufhebung der kaiserl. Porcellanmanufaktur ein rasches Aufblühen der böhmischen Porcellan-Privatfabriken. Was aber eintrat, war gerade das Gegentheil davon. Die gesammte ceramische Production in Oesterreich verlor durch die Aufhebung der kaiserl. Porcellanmanufaktur ihren natürlichen Führer, die böhmischen Porcellanfabriken, vorzugsweise auf die Mittelwaare eingerichtet, sind weder künstlerisch, noch ihrer ganzen Kapitalsanlage nach stark genug, als daß sie feine Waare, im großen Stile, zu produciren im Stande wären; und so war das Resultat der Aufhebung der kaiserl. Porcellanmanufaktur nichts anderes, als einerseits die Aufrechthaltung des status quo in der böhmischen Porcellanfabrikation und andererseits das vermehrte Hereinströmen der auswärtigen feineren Porcellane, insbesondere des französischen. Da man das feinere, schönere Porcellan aus der kaiserl. Fabrik nicht mehr beziehen konnte, so hielt man sich entweder an das Meißener Porcellan, in den meisten Fällen aber an das französische. Um die Lücke, welche durch Aufhebung der kaiserl. Porcellanmanufaktur entstand, einigermaßen auszufüllen, wurde im Laufe dieses Winters durch ein Handbillet des Kaisers über Andringen des österreichischen Reichsrathes, die chemisch-technische Versuchsanstalt des Regierungsrathes F. Kosch, des ehemaligen Leiters des chemischen Ateliers der ehemaligen Porcellanfabrik als ein selbständiges Glied dem österreichischen Museum eingefügt. Das sind Thatsachen, die mit solcher Deutlichkeit sprechen, daß man glauben sollte, sie würden überall Eingang finden und zur Reorganisation der Staatsfabriken in Berlin und Meißen führen. Aber es scheint doch nicht der Fall zu sein; denn die Producte der königl. Porcellanfabriken, wie sie die Münchener Ausstellung aufweist, zeigen keinen wesentlichen Fortschritt in künstlerischer Beziehung.

Auch die Bestrebungen des heutigen Frankreich zur Hebung der Porcellanfabrik in Sèvres scheinen die Ruhe der Theoretiker in den deutschen Vertretungskörpern und Regierungen nicht im geringsten zu erschüttern. Sie bleiben bei dem Standpunkte stehen, welchen der Wiener Jargon mit „justament net" bezeichnet. Seit den Zeiten Colbert's haben die Franzosen Staatsfabriken; die Zeiten, in welchen freihändlerische Theorien in Frankreich dominirten, haben ihre Existenz nicht gefährdet; heutigen Tages erweitern die Franzosen ihre Staatsfabriken auf allen Gebieten und vermehren dieselben, indem sie die Porcellanfabrik zu Sèvres in großem Stile reorganisiren und für Mosaik eine eigene Anstalt neu gründen. Alles, was in Frankreich gegenwärtig an Staatsfabrikation existirt, die Staatsfabriken

Digitized by Google

für Gobelins, die Imprimerie, die Münze und die Chalkographie, abgesehen von den directen oder indirecten Subventionen einzelner Privatfabriken, Alles, was in Frankreich in dieser Beziehung gethan wird, zeigt mit voller Deutlichkeit, daß die Franzosen ganz genau wissen, daß es sich gegenwärtig darum handelt, der französischen Production die Suprematie des Geschmackes auf dem Weltmarkte zu erhalten, und daß sie ganz klar wissen, in welch' hohem Grade die großen, gut geleiteten Staatsfabriken die eigentliche Stütze der gesammten französischen Kunstindustrie bilden. Wie daher der jetzige französische Unterrichtsminister, Herr Waddington, gleich beim Antritte seines Amtes in einem Circulaire erklärt hat, man müsse gegenwärtig den Zeichenunterricht zur Hebung des Wohlstandes in ausgiebigster Weise vermehren und verbessern, so hat auch der frühere Handelsminister, bei der neuen Reorganisation der Fabrik in Sèvres, große, von ächter Staatsweisheit durchdrungene Grundsätze ausgesprochen. Der fiscalische Standpunkt sei gänzlich aufzugeben, ja im Gegentheile, die Staatsfabrik in Sèvres solle in keiner Weise in Concurrenz mit der Privatindustrie treten; sie müsse umgekehrt die Privatindustrie leiten und fördern.*) Jeder Franzose betrachtet daher die Förderung des Geschmackes als eine nationale Angelegenheit, an welcher er persönlich betheiligt ist, und es würde Jeder entrüstet sein, wenn man es wagen würde, diese Institute zu schmälern oder aufzuheben, welche seit zweihundert Jahren so viel zum Nationalreichthum beigetragen haben, und welche gegenwärtig Stützen der betreffenden Zweige der Industrie und Kunst sind. Wie ganz anders sieht es in Deutschland und Oesterreich aus, welche Mühe kostet es den respectiven Regierungen bei den Parlamentsdebatten, die ohnehin geringen Posten im Budget für diese Anstalten zu behaupten! Fast sieht es aus, als ob man gar nicht wissen wolle, was jenseits der Vogesen eben vorgeht. Es scheint, als ob man es gar nicht bemerken wolle, daß es ganze große Zweige der Kunstindustrie in Deutschland und Oesterreich giebt, die nicht aufblühen und nicht concurrenzfähig erhalten werden können, weil sie den großen Rückhalt an den Staatsanstalten nicht haben, wie es in Frankreich der Fall ist. Es ist, als ob man es gar nicht bemerken wolle, daß die deutschen Staatsfabriken, gegenüber den Bemühungen der einzelnen Gewerbtreibenden und Künstlern auf der Münchener Ausstellung eine bescheidene Rolle spielen, trotz der ersten Medaillen, die ihnen von der Jury votirt wurde. Dies gilt ganz vorzugsweise für die Broncetechnik, für Porcellan und die in Verbindung stehenden Zweige des Emails, für einige Zweige der Textilindustrie und für die zeichnenden und typographischen Künste.

*) Siehe das Waddington'sche Circulair und die Reformprojecte für die Sèvresfabrik in den „Mittheilungen des österreichischen Museums", Jahrgang 1875 und 1876.

Digitized by Google

Das, was die Franzosen Bronces d'Art nennen, ist in Folge dessen, trotz der verschiedenen Staatserzgießereien, in einem auffallend geringen Grade vertreten. Der Kunsteisenguß — durch die Producte von Ilsenburg und von Meidling bei Wien trefflich vertreten — nimmt aber nur ein sehr kleines Terrain auf der Ausstellung ein. Nur Sußmann-Ravené in Berlin und Hamusch in Wien, letzterer gefördert durch die ganz jungen Leistungen der technischen Versuchsanstalt des österreichischen Museums, bringen Etwas, was man mit Recht einen Fortschritt in der deutsch-österreichischen Bronceindustrie bezeichnen kann; aber im Ganzen und Großen sind die Franzosen der ganzen übrigen Welt auf diesem Gebiete weit überlegen. Sie haben für den technischen und chemisch-wissenschaftlichen Theil einen Rückhalt an dem Conservatoire des Arts et metiers; sie haben eine Künstlerschaft, welche es versteht, auf die Feinheiten und Eigenthümlichkeiten der Broncetechnik schon bei der Composition Rücksicht zu nehmen. Sie haben eine großartig organisirte Bronceindustriegesellschaft — in Wien wurde erst über Anregung des österreichischen Museums im vorigen Jahre eine kleine ähnliche Gesellschaft gegründet —, sie haben weiter eine Regierung, welche in Zeiten industrieller Calamitäten den Führern der Bronceindustrie ausgiebige Unterstützung gewährt. Die ganze kirchliche Bronceeinrichtung, die im katholischen Frankreich ein wichtiges Moment künstlerischer und kunstgewerblicher Thätigkeit bildet, liegt gewissermaßen in den Händen des Staates, und dazu kommt endlich die hohe Geschmacksbildung und der Patriotismus der vornehmen Gesellschaft, welche seit mehr als zwei Jahrhunderten mit Liebhaberei und Kunstverständniß den Bewegungen des artistischen Metallgusses folgt. Bei solcher Sachlage ist das Dominiren der französischen Bronce ganz erklärlich; unerklärlich ist nur, daß man sich in Deutschland mit dem sogenannten Monumentalgießen begnügt, das gleichfalls nicht allen Anforderungen der Kunsttechnik entspricht. Auch schleppt sich in Deutschland von Geschlecht zu Geschlecht das Vorurtheil fort, daß nur die monumentale Erz- und Bildhauerei Sache des Staates sei, und daß die anderen Zweige der Bronce und Metallurgie nicht Sache der Staatserzgießereien seien. Man hat keine recht deutliche Vorstellung davon, daß die Bronceindustrie Führerin einer Reihe von Kunsttechniken und chemischen Techniken ist, deren Aufblühen mit dem Blühen der Broncetechnik zusammenhängt, als da sind: die Patinirungsfragen, die Galvanoplastik, die Emaillage und Ciselirtechnik und andere mehr.

Ebenso wie mit der Bronceindustrie ist es mit der Porzellanindustrie. Niemand hat wesentliche Fortschritte der königlichen Porzellanfabriken in Berlin und Meißen auf der Münchener Ausstellung entdecken können. Die ganze deutsche Porzellanindustrie ist fortwährend genöthigt, ihre Blicke nach Frankreich zu richten, weil die Staatsfabriken, deren commercieller

Digitized by Google

Betrieb sonst ein sehr geordneter, zufriedenstellender sein mag, es doch nicht vermögen, die Privatindustrie zu leiten und den Anforderungen des feineren Geschmackes der vornehmen Welt zu genügen. Auch die Künstler, welche sich der Porzellanmalerei, der Fayencedecoration, den verschiedenen Zweigen des Emails widmen, sind in Deutschland und in Oesterreich nicht zahlreich und bedeutend genug, um zu dem enormen Aufschwung ein Gegengewicht zu bilden, welcher sich in Frankreich in der Fayence-, in der Porzellan- und Emailmalerei überall kund giebt. Einen Glanzpunkt der ganzen Ausstellung bilden die Koschischen Emailfarben, die von den Professoren der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums, Stork und Sturm, künstlerisch verwerthet werden, und welche gegenwärtig durch die Schützische Fabrik in Cilli zu beziehen sind. Aber das ist allerdings das einzige Neue auf diesem Gebiete, so anerkennenswerth die Versuche in Majolika von Ravené-Ende-Ewald, von Mettlach und von einigen kleineren Ausstellern sind. Die ganze Ausstellung für Porzellan und Fayence in München ist eine viel zu kleine und bedeutungslose, wenn man erwägt, welche enormen Fortschritte Porzellan und Fayence in England und Frankreich machen, wenn man bedenkt, daß drei große Staatsfabriken in dieser Abtheilung figuriren. Da fühlt Jedermann, daß diese Fabriken mit einem viel zu geringeren künstlerischen Kapital arbeiten und daß ihre Malerateliers und chemischen Ateliers nur für den eigenen Fabriksbedarf arbeiten, aber gar nicht, oder nur in sehr geringem Grade es sich zur Aufgabe machen, das gesammte Kunstgebiet der Malerei — der figuralen, der Blumen- und ornamentalen Malerei — der Fayence und des Emails in einer Weise zu betreiben, daß die ganze Privatindustrie durch die Kunstateliers dieser Staatsfabriken gehoben und geleitet werden könnte.

Aehnliche Bemerkungen könnte man auch in der textilen Branche machen, in der Gobelinmalerei und -Weberei, in der Stickerei, aber man müßte eine ausführliche Brochüre schreiben, wenn man alle diese Puncte berühren wollte, welche die Wechselbeziehungen der Staats- und Privatfabrikation betreffen. Es mögen die gemachten Andeutungen, die Hinweisungen auf die Ausstellungen der königl. und kaiserl. Medailleur und Münzateliers und typographischen Ausstellungen vielleicht genügen, um die Aufmerksamkeit auf die Frage zu lenken, wie die verschiedenen Staatsfabriken und Staatsinstitute organisirt sein müssen, um der Kunst und Kunsttechnik den rechten Impuls zu geben. Es ist dies nach meiner vollen Ueberzeugung eine große Frage, die einer eingehenden Erörterung werth ist, und die nicht bei Seite geschoben werden darf, denn sie berührt gleichmäßig viele Zweige der Kunst- und Kunstindustrie.

Die Münchener Ausstellung ist ferner lehrreich in dem, was sie bietet

Digitized by Google

und auch in dem, was man auf derselben vergebens sucht. Haben wir in der Ausstellung der Staatsfabriken und ähnlicher Anstalten eine Lücke gefunden, zu deren Ausfüllung die volle Thätigkeit der Regierung nöthig ist, so ist eine andere Erscheinung nicht minder bemerkenswerth, nämlich die geringe Theilnahme der eigentlichen Amateurs, sowohl auf dem Gebiete der reinen Kunst, wie auf dem der Kunstgewerbe. Frankreich, England, Belgien und Holland sind heutigen Tages die bevorzugten Länder der Amateurs, ihnen schließt sich ein Theil der vornehmen Gesellschaft in Petersburg und Moskau an. In Oesterreich und Ungarn ist die Zahl der Amateurs im Rückgange begriffen, — theilweise in Folge der finanziellen Calamitäten —, in Deutschland ist die Zahl der Amateurs nicht groß genug, um als fördernder Factor in der ganzen Kunstbewegung betrachtet werden zu können. Wir nehmen selbstverständlich die deutschen Fürstengeschlechter aus, denn beinahe an allen deutschen Höfen findet sich irgend eine hervorragende Persönlichkeit vom Hofe, welche Freude am Besitz und am Erwerben von Kunstwerken hat, und auch geneigt ist, neue Bestrebungen direct zu fördern. Eine große Anzahl von Namen solch hochgestellter Amateurs finden wir in der Abtheilung, welche mit „Unserer Väter Werke" bezeichnet, einen wahren Schatz von älteren Objets d'Art vereinigt hat. Zeigt diese Abtheilung den großen Abstand der deutschen alten Kunstgewerbe gegen die Kunstgewerbe der Gegenwart, so giebt sie ein annäherndes Bild von dem Reichthum der deutschen Besitzer; schade, daß es keine kunstwissenschaftliche Autorität übernommen hat — so weit es bekannt ist —, diesen Schatz zu heben, bevor die einzelnen Theile desselben wieder in den Einzelbesitz zurückkehren. Wenn wir aber außerhalb dieser Abtheilung die eigentlichen deutschen Amateurs suchen, so müßten wir sie dort finden, wo gekauft wird, oder in den Reihen der Besteller. Da werden uns die Namen einiger Museen genannt, die bemüht sind einige lehrreiche Objecte zur Förderung des Kunstgeschmackes zu erwerben; die Kunstindustrie producirt aber nicht den Museen zu Liebe, auch der Maler rechnet nicht auf den Ankauf der Gemäldegallerien, eher noch denkt er an den Verkauf auf dem Wege der Kunstvereine und der Kunsthändler, die vielfach die Mittelspersonen der Amateurs sind. Aber am liebsten verkehrt der Künstler und Kunsttechniker direct mit dem Amateur, und auch der ächte Kunstfreund und Kunstkenner, so sehr derselbe den Werth des Kunsthandels kennt, sucht mit Vorliebe die directe Verbindung mit dem Producenten. In Frankreich und in England ist es so; die zahlreichen Kunstfreunde und Kunstkenner sind die eigentlichen Träger der fortschrittlichen Bewegung auf dem ganzen Gebiete des Geschmackes. Sie geben den Ton bei den großen Ausstellungen an, sie erscheinen zuerst als Käufer, und sind auch so zahlreich und so stark, daß die guten Bilder und Kunstwerke fast ausnahmslos im Besitze des Landes bleiben. Nur ein verschwindend kleiner Theil

Digitized

von Bildern und Kunstwerken kommt aus England, Frankreich, Belgien und Holland auf den deutschen Kunstmarkt. Daß die Consumtionskraft dieser Länder eine so große ist, giebt den deutlichsten Beweis von dem Umfange und der Tiefe des Geschmacksbedürfnisses in den genannten Ländern. — Und nun fragen wir, wo sind die deutschen Amateurs, wo finden wir sie in den Reihen der Käufer, wo treten sie auf als die Förderer der Talente, neuer Bestrebungen, neuer kunstgewerblicher Leistungen in München, dem Mekka der Kunsthändler und Agenten von Kunstvereinen, wo sind sie zu finden? Alle Künstler antworten einstimmig, hier im Lande giebt es wenig Amateurs, wir rechnen auf den Handel. Ein einziger Name wird genannt, bei dem sich der Dichterruhm mit dem des Kunstfreundes vereinigt, der des Freiherrn von Schack. Unter den Ausstellern tritt auch der Name des Geheimerath Ravené mit ganz besonderer Auszeichnung hervor, wie der Bildhauer Sußmann-Hellborn. Ravené wird in Berlin überall genannt, wo es gilt Kunst und Kunsttechnik thatkräftig zu fördern. Aber im Ganzen tritt das Element der Kunstfreunde und Kunstkenner, was man in Paris mit einem Worte, Amateur, nennt, in bedauerlicher Weise in den Hintergrund. Und allerdings hätten die deutschen Amateurs sich auch zu beschweren, daß in der deutschen Jury für die moderne bildende Kunst, bei der wir die hervorragendsten deutschen Künstler vermissen, sich auch nicht ein einziger Vertreter aus den Reihen der Amateurs und Kunstkenner findet. Jenseits des Canales und der Vogesen würde eine solche Erscheinung nicht vorkommen. Diese Thatsachen beleuchten die deutschen Kunstzustände, und die relativ geringen Ankäufe, die gemacht werden, geben den ziffermäßigen Beleg dazu. Es wird nicht blos nicht genug gekauft, sondern es wird auch ein neues Streben, eine neue Technik, ein junges, frisches, aufstrebendes Talent durch die Art des Ankaufes, wie sie üblich ist, nicht gefördert. Auch in München kauft der hohe Adel sehr wenig, am meisten noch der Kaiser von Oesterreich. Man sage nicht, das sei Sache der Regierung; sie solle ankaufen, sie solle ihr Füllhorn von Auszeichnungen über alle strebenden Talente ausgießen. Letzteres geschieht ja ohnedies, und leitet ohnedies den künstlerischen Ehrgeiz viel zu sehr auf falsche Bahnen — das wäre eben Sache der Nation — ihre Sache wäre es in erster Linie, Talente und Bestrebungen in ihren Schutz zu nehmen. Die deutsche Nation ist reich genug, um diese Mission zu erfüllen, sie ist kunstgelehrter als irgendeine, und die Consumtion von Kunstbüchern ist im Steigen begriffen; aber die Kennerschaft ist in Deutschland gering, und die Liebe zum Besitz ist nicht stark genug, um jene Zahl von Amateurs aus allen Schichten der Bevölkerung zu rekrutiren, deren eine aufstrebende Kunst und Kunstindustrie bedarf. Mit Befriedigung verzeichnen wir hingegen die große Anzahl von Museen und Kunstschulen aller Art; denn sie sind es jetzt in erster Linie, welche berufen

Digitized by Google

sind, das Auge zu bilden und den Kenner zu erziehen. Derjenige, welcher den Werth eines Kunstwerkes recht erkennt, gewinnt auch die Liebe zum Besitz. Und das ist auch der einzige Weg, in Deutschland und in Oesterreich Kunstfreunde zu bilden.

Bei der Würdigung der Münchener Ausstellung darf man keinen Augenblick vergessen, daß sie eine Gelegenheitsausstellung ist, und daß daher eine Vollständigkeit nicht angestrebt wurde. Was sie anstrebte, war eine Verbindung der Kunst und Kunstindustrie in der Art der Ausstellung. Ob das Problem dieser neuen Ausstellungsmethode durchgreifen wird, kann sich am Besten dadurch zeigen, ob ein zweiter Versuch bei einer nächsten, ähnlichen Ausstellung gemacht werden wird. Jedenfalls war der Versuch interessant und lehrreich. Eine Neuerung war auch die Beschränkung auf eine bestimmte Zeitperiode; aber diese Bestimmung wurde größtentheils dadurch illusorisch, daß insbesondere die Abtheilung für moderne Kunst völlig kritiklos geleitet wurde. Daß man z. B. Cartons von Steinle und Bilder von Waldmüller aufnahm, und die von Führich, Cornelius und Rahl vergaß, daß man ganze Gebiete der Sculptur und Architektur fast ignorirte, bei den modernen Malern im Kataloge dasjenige nicht aufnahm, was man in jedem Kataloge des Pariser Salon jährlich findet, zeigt, daß in dieser Abtheilung Zufall und Laune regierte, und kein Princip. Vollends ist die laxe Kritik, die man bei Zulassung von Gegenständen für die Abtheilung der kirchlichen Kunst geübt hat, gar nicht zu rechtfertigen. Oder wollte man dadurch ad oculos demonstriren, wie weit entfernt die Zeiten sind, in welcher die Bonifacius- und Allerheiligenkirche in München geschaffen wurden und wie wenig fruchtbar das Münchener akademische Atelier für kirchliche Sculptur sei? Daß eine Tendenz, welche in der Münchener Ausstellung durchgeführt werden sollte, nämlich die nationale, nicht vollständig durchgeführt werden konnte, das machen wir ihr nicht zum Vorwurfe; im Gegentheile. Die Ausstellung hat, insbesondere wenn man betrachtet, daß sie eine Gelegenheitsausstellung ist, ihren Zweck vollständig erreicht. Sie hat eben gezeigt, daß überall, wo Deutsche wohnen, Kunst und Kunstgewerbe betreiben, gleichartige Bestrebungen, Kunst und Gewerbe einander näher zu rücken, und die Bildung des Geschmackes zu heben, lebendig sind. Mehr konnte nicht erzielt werden, wenn man Mittel und Veranlassung ins Auge faßt. Denn das deutsche Reich und Oesterreich sind nun einmal keine so centralisirten Staaten, wie es Frankreich ist, und Berlin und München und Wien werden nie ein solches Centrum für die verschiedenen Bewegungen auf dem Felde der Kunst und Kunstindustrie für Mitteleuropa bilden, wie Paris für Frankreich. Und ich füge gleich hinzu, daß es gut sei, daß es so ist. Auch wünschen wir nicht, daß in den deutschen Ländern jener Kunstluxus um sich greift, der die Sitten verdirbt und der im verflossenen Jahrhunderte den

Digitized

Höfen und dem Adel nicht minder verderblich war als dem Volke. Wie es ferner für Deutschland und Oesterreich nur förderlich ist, daß es seine zahlreichen Universitäten hat und seine Akademien der Wissenschaften und seine geistigen Elemente nicht, wie es in Paris der Fall ist, centralisirt hat, so sind auch die deutschen Kunstbestrebungen auf dem Gebiete der Kunst, wie auf dem der Industrie zwar einheitlich im Grundtone ihrer Bestrebungen, haben aber weder ein geographisches noch ein geistiges Centrum; es giebt eben in Deutschland und Oesterreich verschiedene Mittelpuncte. Nach diesen Seiten hin hat die Münchener Ausstellung klärend gewirkt. Sie hat den gemeinschaftlichen Grundton der Kunst- und kunstgewerblichen Bestrebungen, um den Ausdruck zu gebrauchen, verstärkt und dadurch der großen nationalen Bestrebung einen nicht zu unterschätzenden Dienst erwiesen, aber auch zu gleicher Zeit dargethan, daß es gar nicht möglich ist in dem Raume Eines Glaspalastes ein vollständiges Bild der deutschen künstlerischen Leistungsfähigkeit zu geben. Die Lücken, die daher auf der Münchener Ausstellung wahrzunehmen sind, bezeichnen zu gleicher Zeit die Mannichfaltigkeit der künstlerischen Bestrebungen in Deutschland und in Oesterreich. Und wir werden uns dieser Reichhaltigkeit erst recht bewußt, wenn wir erwägen, daß gleichzeitig in Cöln eine kunstgewerbliche Ausstellung erfolgreich aufgetreten ist, daß im September in Berlin eine große Kunstausstellung eröffnet wird, und daß die Düsseldorfer und die Dresdener Akademie in München fast gar nicht vertreten sind, und die Wiener Akademie sich für nächstes Frühjahr zu einer großen historischen Ausstellung rüstet, abgesehen davon, daß sowohl Deutschland als Oesterreich die Weltausstellung in Philadelphia mit Werken der Kunst und Kunstindustrie beschickt haben. Und alle diese Lücken, die manche Besucher gar nicht bemerken, hindern nicht den Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Münchener Ausstellung selbst. Aber diese vielartigen und sich auf ein großes geographisches Gebiet ausdehnenden Bestrebungen erschweren die Uebersichtlichkeit. Sie hindern auch eine gleichmäßige Action nach Außen, insbesondere auch aus dem Grunde, weil Deutschland und Oesterreich keine Colonien haben, und in dieser Beziehung Frankreich nachstehen, dessen Küsten nach drei Seiten offen sind, und das eine Colonialpolitik verfolgen kann. Da Deutschland also eines staatlichen Schwerpunctes entbehrt, wie Paris, so ist nichts Anderes anzustreben, als daß die verschiedenen geistigen Centren, welche in Mitteleuropa existiren, so gekräftigt werden, daß von ihnen die nöthigen Impulse und Directiven ausgehen können, daß sie so organisirt werden, daß sie sich gegenseitig unterstützen und fördern, ohne unter einander eine Art Rivalität herbeizuführen, welche der Cultur abträglich sein könnte. Einen Zustand der Gleichartigkeit ohne Eintönigkeit, der Mannichfaltigkeit ohne starre Centralisation, der Freiheit für Einzelbestrebungen herbeizuführen, ohne den Geistern Zwang anzuthun, das

Digitized by Google

muß das Ziel aller derjenigen sein, welche Kunst und kunstgewerbliche Bestrebungen in Deutschland und in Oesterreich fördern wollen. Aber auch aus diesem Grunde wäre die Maxime des Laissez-faire et aller eine ganz falsche; denn sie würde zu einer geistigen Zerbröckelung führen, und würde volkswirthschaftlich schaden. Der kunstgewerbliche Fortschritt bedingt in Deutschland eine Actionspolitik. In Oesterreich bedauert es gewiß Niemand, daß man durch die Gründung des österreichischen Museums und der kunstgewerblichen Fachschulen den Weg einer Actionspolitik betreten hat.

Auch auf dem Gebiete der Museen und der Ausstellungen in Deutschland und in Oesterreich herrscht eine reformatorische große Bewegung, welche nicht ohne heilsame Rückwirkung auf die ganze künstlerische Production bleiben kann. Der Neubau und die Reorganisation der Hofmuseen in Wien, die Gründung der Nationalgallerie und des deutschen Gewerbemuseums in Berlin, die große Bewegung, die auf diesen Gebieten in Dresden und endlich auch in Stuttgart ist, der Antheil, den die verschiedenen Hofämter, — soweit dies aus dem Kataloge der Ausstellung sichtbar ist, — an der kunstgewerblichen Bewegung nehmen, das sind Erscheinungen erfreulicher Art. Und so ist zu erwarten, daß endlich auch die kleineren Provinzial- und Localvereine und Localmuseen, in denen sich in Deutschland, wie in Oesterreich so häufig particulare Beschränktheit mit spießbürgerlichem Egoismus verbindet, daß diese kleinen und zahlreichen Institute sich der großen Culturbewegung eng anschließen, die sich in Deutschland und in Oesterreich Bahn bricht. Auch darf die kunstgewerbliche Bewegung nicht blos in eine Bewegung für die Kleinkunst ausarten, die abseits von der Großindustrie und von der großen Kunst steht. Auf der Münchener Ausstellung, — und das ist bei dem geringen großindustriellen Leben in München wohl begreiflich, — bemerkt man die Großindustrie relativ nur sehr wenig; nur bruchstückweise kommt sie durch Aussteller aus Wien, Berlin und vom Rheine zur Geltung auf dem Gebiete der Textil-, Metall- und der Glasindustrie und der Ceramik. Alles, was man hingegen Hervorragendes auf kunstgewerblichem Gebiete in München wahrnimmt, ist die Nachwirkung des langjährigen Kunstlebens, welches König Ludwig I. in so reichem Maße ausgesät hat. Besonders auf dem Felde der Goldschmiedekunst, der Ciseleur- und Graveurkunst, der Kunstschlosserei und der Verzierungsbildhauerei machen sich einzelne hervorragende Künstler bemerkbar, wie auch die Münchener Kunstgewerbeschule nach der des österreichischen Museums am besten ausgestellt hat. Es geht durch das Münchener Kunstgewerbe ein frischer, lebendiger Zug, getragen von dem bewegten Künstlerleben daselbst, und von den reichen Schätzen des Nationalmuseums und der Hofsammlungen, welche aber der Kunstgewerbeschule ferne stehen, und für die Kunstgewerbe noch zu wenig ausgebeutet sind. Man muß

Digitized by Google

nicht vergessen, daß im bairischen Volksstamme seit jeher große Begabung für Kunst vorhanden war, und daß einst auch aus Schwaben und Franken, aus Augsburg und Nürnberg Werke der Malkunst, der Goldschmiedekunst und des Buchdruckes hervorgegangen sind, welche den Weg durch die ganze Welt gemacht haben. Heute ist allerdings Augsburg eine stille Stadt geworden; dagegen aber pulsirt in Nürnberg und in dem benachbarten Fürth ein um so reicheres industrielles Leben, das jetzt auch nach dem Kunstgewerbe sich auszudehnen bestrebt. Dabei darf man nicht Kreling vergessen, das neu aufstrebende Nürnberger Gewerbemuseum und das in großer Entwicklung begriffene germanische Museum.

Aber in München selbst steht die große Kunst fast ganz still, und die Akademie der bildenden Künste muß, diesem Zuge sich unterwerfend, auf die Heranbildung von Künstlern für die Kleinmalerei ihr Hauptgewicht legen, deren Leistungen jahrein und jahraus die vielen Kunstvereine und Kunsthändler verschlingen, heimathlos in der ganzen Welt herumwandern, bis sie endlich in einem Hause oder in einem Museum einen Ruheplatz finden. Denn München, wie Düsseldorf arbeiten fast nur für den Kunstmarkt; für München speciell ist die Zeit Ludwig I. vorüber, und seine Nachfolger haben den königlichen Weg verlassen, welchen ihr Vorfahr so ruhmreich betreten hatte. Es ist, als ob in Baiern der Staat und die Kirche der Kunst kaum mehr bedürften, und als ob Sculptur und Architektur mit den staatlichen Bedürfnissen nicht mehr im Zusammenhange ständen. Und doch ist es gerade in dem Augenblicke, wo die deutsche Künstlerwelt das fünfundzwanzigjährige Geburtsfest des Münchener Kunstgewerbevereins feiert, unerläßlich, sich an der Isar, wie am Rheine, an der Spree, der Elbe und der Donau zu erinnern, daß das Kunstgewerbe nur ein Glied der großen Kunst ist, und daß sich jene mit dieser hebt und mit ihr sinkt. Die wunderbaren altdeutschen Emails und Broncen sind in derselben Zeit entstanden wie die romanischen Dome am Rheine, der Aurifex Francesco Francia war derselbe, der die großen Bilder und Fresken gemalt hat, die Blüthezeit der französischen Kleinmeister fällt in dieselbe Zeit, in der die herrlichen Renaissanceschloßbauten an der Loire und Seine entstanden sind. Derjenige würde einen großen Fehltritt thun, der heutigen Tages in den deutschen und österreichischen Ländern das deutsche Kunstgewerbe fördern zu können glaubt, ohne sich der großen Kunst zu erinnern, und des Zusammenklingens der drei großen Künste, der Architektur, der Sculptur und der Malerei. Daher ist auch der Freudenbecher bei den Künstlerfesten in München dieses Jahres mit einem Tropfen Wermuth vermischt, da die große Kunst dort nicht mehr so geehrt und gepflegt wird, wie ehedem.

Digitized by Google

Naumburg an der Saale.

Von Richard Nadonek.

Naumburg ist die Stadt der Räthe und Referendarien. Soweit das preußische Landrecht reicht, ist ihr Name in Beamtenkreisen wohlbekannt und hochangesehen. Welcher Jurist zwischen Rhein und Niemen wäre nicht einmal eine Zeitlang in Naumburg stationirt gewesen und wie mancher mag nicht noch seufzend des schönen Saalthals gedenken, den nun „ein graulicher Tag hinten im Norden" umfängt! Auf der Spiegelfläche der Erinnerung aber wird ihm dann sein Bild erscheinen, wie er im Frack den Hügel des Oberlandgerichtes erklimmt, oder im Frack auf der Straße, wie er zur Visite bei Geheimraths wandelt, andern Fräcken begegnend, die derselbe Zweck zu Präsidents führt, und abermals im Frack und immer wieder im Frack. Aber zwischen Actenbündel und Anstandsvisiten hinein spielt dann wohl das fröhliche Bild der herbstlichen Weinlese oder des heiteren Conviviums mit den alten Commilitonen auf der Rudelsburg oder die harmlosen Coquetterien mit den schönen Töchtern der Vorgesetzten beim Spaziergang durch die Schattengänge des Bürgergartens: alles Dinge, die man doch nun einmal in Gumbinnen oder Memel um Geld und gute Worte nicht mehr haben kann.

Naumburg ist die preußische Beamtenstadt in ihrer vollen Reinheit, das juristische Element dominirt in ihr ausschließlich, es bestimmt geradezu ihren Charakter. Alle die häßlichen Töne, welche die Entfaltung des Handels und der gewerblichen Cultur begleiten: der Lärm beladener Wagen, der unruhige laute Verkehr geschäftiger Menschen, das Sausen, Murren und Seufzen arbeitender Maschinen, schweigen in diesen stillen Straßen, auf diesen lautlosen Plätzen; kaum daß uns der fernhallende Pfiff der Locomotive an die Zeit erinnert, in der wir leben. Und auch von dem äußeren Schmutz der Cultur, der in Gestalt des Rußes anderwärts rastlos der säubernden Menschenhand zu spotten pflegt, bleibt naturgemäß die Stadt verschont; schmuck und reinlich leuchten ihre Häuser und Häuschen in das Thal hinab, ja sogar die gelbgrauen Domthürme nehmen sich mehr verwittert als schmutzig aus; wie ein paar saubere alte Herren, denen nur die weißen Halsbinden fehlen, schauen sie gravitätisch auf die Ziegeldächer zu ihren Füßen. So mag es wohl gekommen sein, daß die Stadt vielfach von Pensionären aufgesucht worden ist und von vielen anderen noch, die nach den Stürmen des Lebens in einer stillen Bucht ankern wollten. Konnten sie auch zugleich eine schönere finden? Und so ist Naumburg eine Stadt der Juristen und Pensionäre, eine Stadt ruhigen Genusses und ruhiger Arbeit geworden, eine neuwaschene, sonntägliche, im wahren Sinne eine recht wohlanständige Stadt.

Digitized by Google

Vielleicht schreibt sich der vornehme Anstrich Naumburgs aus ältesten Zeiten her. Denn sie ist eigentlich eine „Geborene" und es war nicht ihre Schuld, daß das rauhe Geschick jenes Patent zur Residenzstadt zerriß, das ihr der Gründer in die Wiege legte. Sie ist nun in runder Summe Neunhundert Jahre alt; auf ein paar Jahrzehnte kommt es hier nicht an, das Geburtsjahr alternder Damen ist ja gewöhnlich nicht zu ergründen. So viel ist sicher, daß am Ausgang des zehnten Jahrhunderts der streitbare Markgraf von Meißen, der ältere Ekkehard, da, wo heute das Oberlandgericht steht, sich eine „neue Burg" baute, auf dem alten Erbbesitz seines erlauchten Hauses, mitten in den dichten Buchenwald hinein, der damals den ganzen Steilrand des Saalthals bedeckte, auf dem die Stadt liegt, und an den noch das Buchholz im Süden und der uralte Name Spechtshart, der ohne Zweifel bis auf die Zeiten der Gründung zurückgeht, erinnern. Denn dem kühnen Manne, dessen mächtige Hand hier in den Ostmarken des Reiches die Sorben zu Boden hielt, war es zu eng geworden in der kleinen Stammburg zu Geni, das sich heute hinter den Weinbergen an der Unstrut versteckt, zumal als er selbst sich für berufen hielt, den Goldreif der Ottonen zu tragen. Hier dachte er sich seine Kaiserstadt zu gründen. Schon waren Kirchen und Klöster gebaut, schon die Burg fertig und die Gruftkirche des Doms, vielleicht auch die ersten Mauern, als feindliche Speere den Gewaltigen in einer rauhen Frühlingsnacht in der Pfalz zu Pölde fällten. Einem Diplomaten wie dem Herzog Heinrich von Baiern war der große Kriegsmann, rauh und roh wie er war, nicht gewachsen. Damit war es zu Ende mit der Kaiserherrlichkeit von Naumburg. Und auch die Fürstenherrlichkeit währte nicht allzu lang. Denn der jüngere Ekkehard blieb kinderlos und auch sein Bruder Herimann gewann keine Erben von seiner polnischen Gemahlin. Und als sie um die Mitte des elften Jahrhunderts sich schlafen gelegt hatten in die stille Gruft des Georgenklosters, wo der Vater nun über ein Menschenalter ruhte, als die Schwester das reiche Familiengut dem wettinischen Hause zubrachte, da wäre das Städtchen wieder in unbekannte Nacht getaucht, wenn ihre treue Fürsorge ihm nicht eine sichere Existenz für die Zukunft geschaffen hätte, indem sie der geistigen Cultur und dem mercantilen Verkehr in ihr einen Mittelpunct gaben. So verdankt Naumburg sein Dasein wie seine Blüthe der Familie des alten Thüringer Markgrafen Gunther und der historische Sinn der städtischen Verwaltung, seit den Tagen des Landrathes Peter Lepsius, eines der scharfsinnigsten Forscher auf localgeschichtlichem Gebiete, immer mehr gekräftigt, hat sich auch darin bethätigt, daß er dem großen Sohne Gunthers ein schlichtes Steinbild errichten ließ, sodaß nun seine Gestalt, auf das Schwert gestützt, friedlich den Brunnen vor dem Dome hütet.

Bald gewannen Bischöfe hier die Oberhand. Denn die beiden Söhne

Digitized by Google

Ekkehards hatten es schon 1028 in Rom in Anregung gebracht, daß das Bisthum von Zeiz, welches Kaiser Otto in den serbischen Grenzen gestiftet hatte, und welches, wie eine Urkunde Heinrich III. erzählt, damals „im Sinken begriffen war" wegen der allzugroßen Nähe der Heiden nach Naumburg verlegt würde. Seit dem Jahre 1032, wo Papst Johann XX. die Verlegung bestätigte, ward die Kirche zu Naumburg Sitz eines Hochstiftes. Wahrscheinlich war der Dom wohl damals in seinen Haupttheilen schon fertig: der östliche Chor und die östlichen Thürme, die Schiffe und was dazu gehört. Natürlich, daß die kunstsinnigen Herren, die den Hirtenstab trugen, bald besserten und reparirten, vor allen der bauluſtige Bischof Dietrich II. aus dem Wettiner Grafenhause, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts den westlichen Chor erbauen ließ mit jenen Statuen der Gründer und Gründerinnen des Doms und seiner Wohlthäter, welche dem schönen Bauwerk noch ein ganz besonderes Interesse geben. Schon seit Jahren wird das Gebäude, aus dem nun die lästige Zuthat entfernt ist, mit welcher das Bedürfniß und mehr noch der Ungeschmack späterer Jahrhunderte die edlen Grundformen überkleistert hatte, in altem Sinne wieder hergestellt und man macht uns Hoffnung, daß nicht allzulange mehr der volle Genuß verkümmert sein wird. Jetzt freilich sieht es noch wüst und wirr aus in den heiligen Räumen. Allenthalben stehen noch Gerüste; Steinwürfel, Werkzeuge, Balken und Bretter lagern in dem auffliegenden Staube, der zollhoch den Boden bedeckt. Quer im Wege liegt wohl auch ein alter Wettiner, dem man die Nase reparirt oder den Schild, an dem der unverbesserliche Zahn der Zeit herum genagt hat, wie uns der kundige Führer und Küster belehrt, den die Eingeborenen Müllerfritze nennen. Müllerfritze ist der Meinung des seligen Stahl, daß die Wissenschaft umkehren müsse, und steht mit der Forschung auf gespanntestem Fuße. Er zeigt auf die Steinbilder im Kreise. „Ach Gott, die Gelehrten!" spricht er mit pfiffigem Lächeln in seinem lauten näselnden Tone, der von Pfeiler zu Pfeiler hallt, „das ist noch gar nicht so ausgemacht. Sehen Sie, was dem da seine erste Frau war, da davon sind das die Kinder, wie sie da hier herumtreten. Und nun war diese Gräfin, die neun Burgen hatte, verlobt, darum lächelt sie, das ist hier dargestellt, und nun kam er nicht wieder, darum weint sie, das ist dort dargestellt." Wehe dem übrigens, der nicht geduldig zuhört, selbst ein erhöhtes Trinkgeld bringt den Redner nicht zum Schweigen, sein Beruf ist ihm heilig. Mißtrauisch gleiten seine Blicke über die Gesellschaft, daß ihm keiner entschlüpfe. „Wieviel Damen haben Sie bei sich? Das Stück kostet zwei und einen halben Silbergroschen, oder wenn Sie wollen, fünfundzwanzig Pfennige." Die Belehrung Müllerfritzens, der man nicht entgehen kann, ist bei aller Komik des Mannes doch ein Uebelstand, der den Genuß des Kunstwerkes erheblich beeinträchtigt und uns nicht recht zum Be-

Digitized by Google

wußtsein der erlauchten Gesellschaft kommen läßt, in der wir uns eigentlich befinden. Denn an den Pfeilern vor uns ragen stolze Gestalten aus drei großen Fürstengeschlechtern empor, die mit unserer älteren Geschichte ruhmvoll verknüpft sind: aus dem Hause des Thüringer Markgrafen Gunther, aus dem Geschlechte Hermann Billungs und aus dem Stamme Theodorichs, des „hochfreien" Ahnherrn der Wettiner. Da stehen sie, Männer und Frauen, in der kleidsamen Tracht der Zeit, mit Schild und Schwert, manche ein Kirchenmodell in der Hand, mit Resten alter Bemalung, die die Restauration hoffentlich nicht durch eine unhistorische Begipsung ersetzt: Ekkehard II. und Herimann mit ihren Frauen, Graf Ditmar, der im Gottesgericht fiel, der berühmte Kriegsmann aus dem Schwarzburger Hause: Graf Sizzo von Kefernburg, der freigebige Graf Thimo, der der Kirche sieben Dörfer schenkte und wie sie sonst noch immer heißen. Vor allen ein eigener Liebreiz umfängt Relegyndens Gestalt, die den schlanken Leib mit dem lächelnden Antlitz zierlich zur Seite neigt. Sie allein tritt aus dem Schematismus der übrigen Figuren, die in trockener Ehrbarkeit trübe vor sich hinsehen, heraus; mit einer Leichtigkeit, die für die Zeit in Erstaunen setzt, ist die Gestalt gearbeitet. Wer kennt das Geheimniß des alten Meisters, das er in das Bild der polnischen Herzogstochter verflocht? Ganz gewiß Müllerfritze. „So accurat," sagt er, „hat man damals gearbeitet, jeder Finger hat seine drei Glieder und nun sehn Sie mal bloß die Nägel!" Und nun geht es, nachdem wir hier an eine Säule pochen, dort ein durchbrochenes Capitell haben angreifen müssen, um die solide Arbeit zu bewundern, „alles aus einem Stück," in die Krypta, die sich unter dem östlichen Chor befindet.

Die Lichter auf dem uralten, gemauerten Altarstein werfen flüchtige Schatten auf die niedrige romanische Säulenhalle, unter deren Steinfließen die Oberhirten des Hochstifts ruhen: die klugen Kanzler der salischen Kaiser, die Bauherrn der Staufenzeit, die lustigen und streitsüchtigen Trinker der vorreformatorischen Tage mit ihren endlosen Fehden und Processen mit Adel und Bürgerschaft. Und der düstere Raum versetzt uns auch in die frühesten Zeiten des christlichen Cultus in diesen Saalgegenden, wo die kleine Gemeinde in steter Angst vor den Invasionen der Slaven, die schon sehr gut gelaunt sein mußten, um sich mit schlechten Witzen über das Kyrie zu begnügen, ihren unterirdischen Gottesdienst feierte. Das ward nun freilich anders, als die Söhne Ekkehards hier ständig Hof hielten, als in der Mark Meißen die Verhältnisse fester wurden und der bischöfliche Einfluß das Christenthum unter den Sorben mehr und mehr verbreitete. Da hat dann der ackerbaukundige slavische Mann mit dem Deutschen und mit dem holländischen Colonisten in friedlichem Verkehr das schöne Thal wetteifernd bebaut, den Wald gerodet und die sonnigen Abhänge mit Reben bepflanzt, die die Geistlichen für den Tisch des Herrn

Digitized by Google

und mehr noch für den eigenen hier pflegten. Da stieg allmählich der Christencult ans Licht empor in die halbdunkeln Hallen der Domkirche und die Krypta ward nur noch als Begräbnißstätte benützt oder zu geheimnißvollen Handlungen, wie in den Tagen Heinrichs IV., wo hier unten in der Gruftkirche bei Fackellicht die Priester der epileptischen Gräfin Gepa den Teufel austrieben.

Aufathmend begrüßen wir das warme heitere Sonnenlicht, das uns nach der Grusttälte der Krypta schmeichelnd umfängt. Wir schlendern behaglich durch die stillen sauberen Straßen, nicht immer auf der Ebene, bald bergauf, bald bergab. Denn „Naumburg an der Saale," singen die Kinder, „liegt auf dem Berg, liegt an dem Berg und liegt doch auch im Thale." Hübsche wohlgepflegte Promenaden folgen den Linien der alten Stadtmauer und führen auch ins weitere Land hinaus, an den Seiten begleitet von Villen und Landhäusern, die meist den Stadtrand nach der Saale krönen. An den Wassern der Mausa steigen wir empor, an den spitzen Schieferthürmen der verfallenen Morizkirche vorüber, durch allerlei Gassengewirr über die Promenaden nach der breiten Neugasse, ohne uns gerade über Menschengewühl sonderlich beklagen zu müssen. Durch die Stille tönt das Rauschen des großen Brunnens in der Mitte der Straße; aus den prächtigen Gärten hinter den Häusern, in denen sich sogar die südliche Feuerblüthe der Granate heimisch fühlt, dringt ein Meer von Blumendüften über die Mauer, über welche eine große Platane träumend die schwanken Zweige streckt.

Ein Seitengäßchen führt uns nach dem Marktplatz mit seinem Rathhaus aus dem fünfzehnten Jahrhundert, mit seinen alten Wirthshäusern, die während der häufigen Fürstentage im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert voll prunkender Gäste lagen, und mit der mächtigen, hochgelegenen Wenzelskirche, deren imposante Lage ganz besonders in die Augen fällt, wenn man vom Bürgergarten aus das Dachgewirr der Stadt vor sich sieht, die übrigens hier, wie sie so daliegt, mit ihren rothen Dächern mitten im Grün der Flur, dem sentimentalen Naturfreund wohl auch das Bild einer wohlgarnirten Schüssel gesottener Krebse darbieten mag.

Dieser Marktplatz ist der Schauplatz der Peterpaulmesse, eines leidlich großen Jahrmarktes, dessen Name allein noch an die alte Handelsbedeutung der Stadt erinnert, die sie wiederum ihren Gründern verdankt. Der „Königsmarkt", den die Thüringer Markgrafen hier im Beginn des elften Jahrhunderts gestiftet hatten, ist eine der ältesten Messen in Deutschland, die nur durch den Handelsneid Magdeburgs und den wachsenden Einfluß Leipzigs allmählich ihre Bedeutung verlor. Im Zeitalter der Salier und Staufer war Naumburg der bedeutendste Mittelpunct des deutschslavischen Verkehrs hier im Osten des Reichs. War früher unter Karl

Digitized by Google

dem Großen Erfurt das Hauptemporium für diesen Handel gewesen, der Vorort für den Verkehr mit dem mittleren Deutschland, so war mit dem weiteren Vorrücken des deutschen Elements nach Osten auch eine weitere Verschiebung der Verkehrsgrenze erfolgt. Daß diese Gegenden an der Saale, welche die beiden Völker zur Zeit der Stadtgründung schied, schon früher zum Waarenaustausch gedient haben mochten, daß die Gründung Naumburgs auch einem mercantilen Bedürfniß entsprach, das beweist die Raschheit, mit der sich dort der Verkehr localisirte, so daß so bald schon auch die Stiftung eines Königsmarktes möglich ward. Honig, Wachs, Pelzwerk und Getreide brachte der slavische Bauer hierher, von wo die Waaren dann auf der Straße durch das Saalthal nach Erfurt weitergingen. Daß der Verkehr ein sehr lebhafter damals sein mußte, das beweisen unter andern die uralte Steinbrücke über die Saale bei Kösen, die schon vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts erwähnt wird, das Alter der Saalflöße, die beiden Burgen an der Saale, eine Stunde aufwärts, deren Vorhandensein sich nur durch den Zweck des Handelsschutzes erklären läßt und deren Erbauung gewiß in das elfte Jahrhundert mindestens zurückreicht, und der Name der Judenfurth bei Saaleck, das beweist auch das häufige Vorkommen jüdischer Banquiers in Naumburg selbst, in deren Hände die leichtlebigen Burgherren der Umgegend gar bald geriethen.

Diesem steten Handelsverkehr und ihrer kirchlichen Bedeutung verdankt Naumburg seine mittelalterliche Blüthe. In den Kriegen der späteren Jahrhunderte hat die Stadt, die an dem militärisch so wichtigen Engpaß der Saale lagert, sehr viel zu leiden gehabt, wenn auch gerade nicht von den Hussiten. Aber zu jenem uralten Brunnenfeste im Hochsommer, das den Grund des berühmten Kirschfestes bildet, mischten sich wohl dunkle Reminiscenzen aus dem Bruderkriege, die nun in der modernen Feier mit zu Tage treten. Jung und Alt zieht da nach feierlichem Gottesdienste in St. Wenzel auf die Festwiese, auf der sich dann in Nachahmung des feindlichen Lagers Zelt an Zelt reiht und wo weder der Kaffee, von dem nach dem Liede damals das Loth „sechszehn Pfennige kam", noch der Wein vergessen wird.

Der Wein! Ein sauersüßes Lächeln kräuselt die Lippen des Trinkers, wenn er vom Naumburger Weine hört. Des gewöhnlichen Trinkers, nicht des Kenners. Denn auch der Traubensaft der Saalberge theilt das Schicksal der Stuart, daß er besser ist als sein Ruf. Freilich ist er erdig und schwer, ihm fehlt Blume und Eleganz, aber immerhin bleibt er ein stärkendes, unverächtliches Getränk, besonders der rothe, aus dem man früher hauptsächlich den Magdeburger Burgunder machte. Sorgfältigere Pflege und gesunderer Patriotismus haben in neuerer Zeit indeß auch hier viel gebessert und einzelne Sorten des Köhlmannschen Kellers verdienen ganz entschieden die Auszeichnung,

Digitized by Google

die ihnen auf landwirthschaftlichen Ausstellungen geworden ist. Die besten Lagen befinden sich in der Freiburger Gegend und dem Dorfe Almerich gegenüber.

Urkundlich wird der Weinbau schon im elften Jahrhundert erwähnt; die Geistlichen pflegten sein und fast alle Weinberge gehörten zuerst den Stiftern, aus deren Hand sie allmählich erst in weltlichen Besitz gelangten. Heutzutage bildet das Weinbergsleben einen eigenen Abschnitt im Jahresdasein des Naumburgers. Wenn die Traube blaut, zieht er „in den Berg"; da beleben sich die hellen Häuschen, die, meist von einem Obstgarten umkränzt, am Fuß oder an den Abhängen der Berge liegen, mit fröhlicher Gesellschaft, die der Weinlese entgegensieht. Nachts schleicht der Winzer mit Hund und Büchse zwischen den traubenschweren Stöcken herum, die er auch am Tage vor genäschigen schönen Händen eifersüchtig bewacht; kaum daß es dem Besitzer selbst gegönnt ist, die schwellende, frostbethaute Beere zu kosten; ernsten Blickes wird der „Anhang" geschätzt und dann entweder selbst gelesen und gekeltert oder mit Vorbehalt des Hausbedarfs auf dem Stock verkauft.

Und wenn nun der Tag der Lese gekommen ist, welches Leben entfaltet sich da allenthalben! Früh schon kommen Winzer und Winzerinnen gezogen, in große „Butten", die sie auf dem Rücken tragen, die herrliche Frucht einzuheimsen, während einer von den Freunden der Familie, die nun Haus und Weinberg füllen, mit der klatschenden Holzpritsche die Säumigen antreibt oder heimlich durch ein platzendes Feuerwerk die Mädchen schreckt. Nun erst ist es erlaubt, zwischen den Trauben herumzunaschen und lässig die Besten der Beeren zu suchen. Spiele vereinigen Alter und Jugend. Aber der Glanzpunct des Tages bleibt doch immer der Abend, die ersehnte Zeit des unerläßlichen Feuerwerks, das nun aller Ecken und Enden in allen Formen zischt, saust, knallt und platzt, unter dem fröhlichen Halloh der weinlustigen Gesellschaft, die wohl auch auf dem Felde ein hochloderndes Freudenfeuer anzündet, um den kecken Sprung durch die Flamme zu wagen. Dann zieht die fröhliche Schaar singend und lachend durch die schimmernden Wiesennebel der „mondbeglänzten Zaubernacht" nach der Saalfähre; übermüthige Herren werfen sprühende Schwärmer ins Wasser, die den schwanken Kahn zum Entsetzen der Damen knurrend und gurgelnd emporknuffen; aber schon harren die Wagen, welche die Gesellschaft zur fernen Stadt zurückführen.

Georg Forster hat mit Recht gemeint, daß die Weinstöcke in ihrer steifen Regelmäßigkeit und in ihrer Menge einem Theile des Rheinthals den Charakter des Monotonen geben; schon die relativ geringe Ausdehnung des Weinbaus im Saalthale schützt es vor diesem Vorwurf, auf welchen übrigens hier bei der regen Abwechslung landschaftlicher Eindrücke Niemand kommen würde. Denn selten mag wohl auf verhältnißmäßig so kleinem Raume ein so an-

Digitized by Google

muthiger Wechsel der Bodengestaltung wie des vegetativen Lebens sich finden. Es ist natürlich, daß die Pforte, die aus dem östlichen Flachland in das schöne Thüringen führt, den Charakter des Milden nicht verleugnet, der dem ganzen Lande eigen ist; man darf nicht die schroffen Formen auch nur des Harzes hier suchen. Das in der Mitte ziemlich breite Thal, das in sanften Windungen die Saale durchzieht, öffnet sich nach drei Seiten, da nördlich das Thal der Unstrut sich ihm anschließt. Die Ränder der welligen Hochfläche, welche es begrenzen, zeigen im Norden besonders steilere Erhebungen, fallen aber unter verschiedenen Winkeln in die Ebene ab, an einigen Stellen sinkt der Fels wie mit einer Säge abgeschnitten in den Fluß hinunter, wie schon die Touristen vor dem dreißigjährigen Kriege bemerkten; nackte, bröckelnde Steinmassen überschatten hier die Windungen des Stroms, während an den milderen Senkungen dort der dunkle Buchenwald vom Kamm bis zum Grunde läuft, anderswo auch ein burggekrönter Kegel sich frei erhebt. Zu den Füßen der zahlreichen Weinberge am Nordrand dehnen sich vor den Obstgärten reich gesegnete Gebreite aus, fruchtgebeugte Getraidefelder, Gemüsepflanzungen und fettes Wiesenland; an den Rainen wuchert ein üppiger Flor bunter Feldblumen, die in großen Gruppen besonders am Südabhang der Rudelsburg von prächtiger Wirkung sind, Buschwerk und Baumgruppen säumen die Flußränder und zwischen alle dem Reste alter und Zeugen neuer Cultur: Ruinen, Burgen und Schlösser, Klöster und Bahnhöfe, Bauernhütten und Badehôtels, Villen und Meiereien.

Und über all diesem liegt der Duft eines reichen geschichtlichen Lebens. Wen die Bahn von Weißenfels heranführt, den begrüßt am Thaleingang links hoch über dem Saalspiegel der runde Bergfried der Schönburg, die früher ein Kammergut der deutschen Könige, später ein Besitz der Naumburger Bischöfe war, rechts die frühere Abtei Goseck, von der aus einst die ehrgeizige Seele Adalberts von Bremen ihren Flug anhub, einst der Sitz thüringischer Pfalzgrafen, jenes Friedrich und seiner Adelheid, der sagenhaften Frau von Weißenburg, von der das alte Lied meldet, daß sie in frevelnder Liebe zum Landgrafen Ludwig ihren Herrn auf der Jagd ermorden ließ. Bald ragen die Thürme von Naumburg auf, ihnen gegenüber öffnet sich das Unstrutthal, durch welches in grauer Frühzeit einst die streitbaren Thüringer zogen zur großen Wahlschlacht bei Scheidingen, wo ein deutsches Königreich zu Grunde ging, darüber erhebt sich der dicke Thurm des sagenumkränzten Freiburg, wo „des milden Landgrafen Hermann Ingesinde" Heinrich von Veldekin seine Eneit zu Ende schrieb, wo der eiserne Landgraf starb, wo im Winter 1171 der Staufer Barbarossa weilte, die Neuenburg des salischen Ludwig, der Hofsitz der Landgrafen, ein Lieblingsaufenthalt der heiligen Elisabeth. Und weiter Naumburg vorüber tauchen aus frischen Waldschatten die Häuschen des Dorfes

Digitized by Google

Almerich auf, welches schon im zwölften Jahrhundert das alte hieß, vielleicht eine Burg von Ekkehards Bruder Gunzelin. Wer Zeit hat soll nicht versäumen hier ein Stündchen auf der Eisentrautschen Terrasse zu träumen, die eine der schönsten Aussichten im Thale bietet. Weiter streift der Zug die Landesschule Pforta, früher ein Kloster, das Graf Brun im Pleißengau aus Trauer über den Tod seines auf der Jagd verunglückten Sohnes Edwin stiftete, hart vor dem Engpaß der Saale, denn das bedeutet der Name, wie aus der Urkunde Innocenz II. deutlich hervorgeht, nicht die Himmelspforte, wie man gewöhnlich meint. Hier beginnt gleich der wichtige Engpaß von Kösen napoleontischen Andenkens und bald liegt der freundliche Badeort, leider jetzt vorwiegend eine Domaine der Berliner Juden, vor uns. Steil strebt über uns die Straße nach Eckartsberge zu, wichtig und bekannt durch den Rückzug nach der Schlacht bei Auerstädt. Noch im Jahre 1828 sahen die Jungen, die droben auf den Bergen Räuber und Soldaten spielten, die Spuren der Lafetten und Wagenräder tief im Boden. Das Klostervorwerk Cusne an der alten Saalbrücke ist erst in neuerer Zeit aufgekommen, das Bad seit den zwanziger Jahren, die Saline erst unter August dem Starken, zur Zeit der damaligen Gründerepoche, also viel später als die uralten Quellen von Sulza, dessen Sonnenberg den Horizont des Thales begrenzt und wohin die locale Forschung gern den Schauplatz des berühmten Kampfes verlegt, welchen im ersten Jahrhundert die Chatten und Hermunduren um die Salzquellen an der Saale ausfochten. Hinter Kösen taucht dann hart am Flusse die bekannte Burg Saaleck und die Rudelsburg auf, von deren Thurm wir mit einem Blick dies ganze reiche Gebiet historischer Erinnerungen überschauen können.

Die Rudelsburg, die „Burg in der Waldrodung", ist bei weitem die bekannteste Burgruine im ganzen Deutschland, wozu ihre Lage im Herzen des Landes viel beigetragen haben mag. Ihre Geschichte, die urkundlich nur in den Anfang des zwölften Jahrhunderts hinabreicht, bietet wenig Interessantes mit Ausnahme ihrer eigenthümlichen, rechtlichen Verhältnisse, die wir hier nicht näher berühren können. War sie doch bis in die neuere Zeit ein schriftsässiges Mannslehensrittergut mit Sitz und Stimme auf den kursächsischen Land- und Kreistagen, obwohl weder Unterthanen noch Nutzungen zu ihr gehörten. Ursprünglich zum erblichen Stammbesitz der Wettiner gehörig und von markgräflichen Dienstmannen befehligt, ward sie später stiftsnaumburgisches Lehen. Einmal erscheint sie im Besitz des berühmten Schenken Rudolf von Vargula, des treuen Freundes des heiligen Landgrafen, dann hat sie vielfach die Besitzer gewechselt. Zerstört ist sie auch öfters worden, einmal im Bruderkriege von den Erfurtern und dann gründlich im dreißigjährigen Kriege, seit welcher Zeit sie wüste liegt, während Saaleck schon damals nicht viel anders aussah, wie heute. Bereits

Digitized by Google

seit längerer Zeit ist die geräumige Ruine der Mittelpunct des studentischen Corpslebens geworden; ihre Räume hat man zum Theil nicht besonders glücklich ausgebaut; eine Denksäule vor dem Burgthore erinnert an die im letzten Kriege gefallene studentische Jugend, soweit sie dem Corpsverbande angehörte. Im Mauerraum steht eine schöne Linde, die ihre Zweige über die Tische breitet, und aus den säulengetheilten Fenstern der Kemenate schweift der Blick über die buntfarbige Landschaft. Zuweilen noch schleicht Samiels gebeugte Gestalt durch die Trümmer; als hoher Achtziger lebt der allbekannte Wirth in einem benachbarten Dorfe.

In das Fremdenbuch hatte ein Minnesänger, der sich Uhlemann nannte und aus Bautzen war, in warmer Empfindung die Worte geschrieben:

Mit tiefem, ehrfurchtsvollen Schauern
Betritt man diesen schönen Ort,
Beguckt die alten grauen Mauern
Und geht dann ruhig wieder fort.

Wir folgen seiner Weisung, um noch rechtzeitig vor dem Eintreffen des Zuges in Kösen ein ebenso schlichtes wie schlechtes Abendbrot zu uns zu nehmen. Rasch reißt uns der Dampf durch die dämmernde Landschaft, schon lagern leuchtende Streifen auf den Wiesen am Flusse, die wogenden, wallenden Gewänder der Saalnixe — Wigala Weia —, und langsam tauchen in das Abenddunkel die Thürme der alten Bischofsstadt, des gastlichen, traulichen, freundlichen Naumburg.

Das Festspiel in Bayreuth.

I.

Von Franz Gehring.

Vor fünfundzwanzig Jahren schrieb Richard Wagner in der bekannten „Mittheilung an meine Freunde" die denkwürdigen Worte: „An einem eigens dazu bestimmten Feste gedenke ich dereinst im Laufe dreier Tage mit einem Vorabende die drei Nibelungendramen nebst dem Vorspiele aufzuführen: den Zweck dieser Aufführung erachte ich für vollkommen erreicht, wenn es mir und meinen künstlerischen Genossen, den wirklichen Darstellern gelang, an diesen vier Abenden den Zuschauern, die, um meine Absicht kennen zu lernen, sich versammelten, diese Absicht zu wirklichem Gefühls- (nicht kritischen) Verständnisse künstlerisch mitzutheilen. Eine weitere Folge ist mir ebenso gleichgültig, als sie mir überflüssig erscheinen muß." Durch die rastlose Thätig-

Digitized by Google

keit und durch den „grenzenlosen" Eifer seiner Kunstgenossen ist jener Gedanke zur That geworden. Wir stehen am Ende der ersten Aufführungen der Nibelungendramen. Ob Wagner seinen Zweck erreicht hat, darüber möge sich jeder Einzelne unter den Zuhörern selbst prüfen. Es wäre anmaßend, diese Gewissensfrage in Bausch und Bogen für die Zuhörerschaft, welche in Bayreuth anwesend war, entscheiden zu wollen. Auf Grund welcher äußerer Anzeichen wollte man das auch? Beifall hat es freilich in Hülle und Fülle gegeben. Nach dem Beifalle zu urtheilen, besonders nach der Intensität desselben, und danach zu schließen, daß fast Jedermann applaudirte und Wagner hoch leben ließ, daß man mit Tüchern und Hüten schwenkte, so oft Wagner hervortrat, nach allen diesen Indicien hat die Bayreuther Zuhörerschaft sich für das Werk Wagners außergewöhnlich begeistert. Momentane Begeisterung ist häufig der Anfang einer dauernden Werthschätzung und einer unerschütterlichen Sympathie gewesen, der Keim jenes Gefühlsverständnisses, welches Wagner bei seinen Zuschauern hervorzubringen wünscht. Man hat indessen auch schon Fälle gehabt, daß eine fanatische Begeisterung ebenso rasch verraucht ist, als sie sich einstellte, daß der Keim jenes Gefühlsverständnisses erstickt wurde. Wagner selbst ist nicht ohne Besorgniß um diesen Keim. Es ist ihm „eine weitere Folge" nicht mehr gleichgültig, wenn er selbst, wie es geschehen, öffentlich seinen Patronen und Gönnern die Gründung eines Vereines zur Erhaltung der Bühnenfestspiele vorschlägt.

Mögen nun aber die Zuhörer das Gefühlsverständniß der Absichten Wagners in sich gewonnen haben oder nicht, eines muß Allen klar geworden sein, daß es sich in Bayreuth um eine ernste Sache handelte, für welche eine beherzte und begeisterte Schaar von Künstlern ihren vollen Ernst einsetzte. Traurig muß es freilich stimmen, wenn besonnene Leute diese ernste Sache trotzdem verurtheilen und nur deshalb, weil sie dieselbe aus gewissen Gründen für eine verlorene halten. Wie oft habe ich während der Bayreuther Festtage hören müssen: „Alles gut und schön, diese Werke Wagners werden aber nie populär werden." Der neueste ästhetische Canon lautet also: „ein Werk muß populär werden können, wenn wirklich Etwas an ihm ist." Mit der Popularität ist es eine eigene Sache. Als der Don Juan zuerst in Wien aufgeführt werden sollte, bemerkte Kaiser Joseph: „das ist nichts für meine Wiener", und er hatte sich nicht getäuscht, nur durch die Energie der Theaterleitung hielt sich der Don Juan eine Zeit lang über Wasser, um dann plötzlich für viele Jahre zu verschwinden. Als Fidelio zum ersten Male gegeben wurde, fand man daran u. A. einen Mangel an Melodien auszusetzen. Bei beiden Meisterwerken war also die Popularität von vornherein so gut wie ausgeschlossen und dennoch gehören sie heute zum Populärsten, was es giebt. Anderen Künstlern, denen auch ein eigenthüm-

Digitized by Google

licher Ernst abzusprechen ist, hat man wiederum das Haschen nach Popularität vorgeworfen — so z. B. Meyerbeer. Wer will denn bezweifeln, daß es gerade im Sinne Wagners gelegen hat, dieser Popularität à la Meyerbeer aus dem Wege zu gehen? Es ist eine sich oft wiederholende Thatsache, daß große Ideen nur von einer kleinen Gemeinde erfaßt und ausgebaut zu werden pflegen. Wenn also Wagners große Idee von der Reformation des deutschen Theaters, welche Idee in seinem Bühnenfestspiele ernstlich Gestalt und Körper angenommen hat, nicht populär werden kann, so liegt das in der Natur der Sache; die Folgen dieser Idee werden schon populär werden. Gluck selbst ist nie populär geworden und dennoch ist das Resultat seines Schaffens unbewußt einem Mozart in Fleisch und Blut gegangen und dadurch populär geworden. Es ist, wie Wagner in seiner Rede beim Festbankette so schön und richtig sagte, die Idee der mächtigste Hebel der Kunst; wenn die Idee der Reformation des Theaters mit wirklichem Ernste verfolgt wird, wie von Wagner und seinen Kunstgenossen, so muß man dieses Streben mit Freuden begrüßen, anstatt die traurige Verkommenheit unseres Theaterpublicums zu constatiren, bei welchem Wagners Nibelungenring nie populär werden könne.

Wer in Bayreuth gewesen ist, konnte sich oft genug überzeugen, wie groß den außerordentlichen Anstrengungen gegenüber der Opfermuth und die Selbstverläugnung der mitwirkenden Künstler war. Die meisten unter ihnen betrachteten es als Ehrensache, in Bayreuth mitzuwirken, und nur so wurde die definitive Ausführung des Unternehmens möglich, das nun schon seit mehr als vier Jahren Freunde und Feinde Richard Wagners in Athem hält.

Es dürfte der Mühe werth sein, einen kurzen Rückblick auf den Verlauf desselben zu werfen. Der begeisterte Anhänger von Wagners Sache, der das Festspiel ins Leben gerufen hat (denn Wagner war daran seit seiner zweiten Uebersiedelung nach Zürich im Jahre 1869 verzagt und hatte jeden Gedanken an die Verwirklichung aufgegeben) ruht längst in kühler Erde. Carl Tausig, der bekannte Pianist, dessen geistvolles Arrangement der Meistersinger für Clavier und Gesang allgemein verbreitet ist, gebührt das Verdienst, zuerst an der Verwirklichung des Wagnerschen Planes energisch gearbeitet zu haben. Die Kosten der Gründung eines Festspielhauses (man wußte damals noch gar nicht, in welcher Stadt dasselbe zu bauen sei) und der ersten Aufführung wurden von Tausig auf 300,000 Thaler bemessen. Um diese zu beschaffen begab sich Tausig auf eine Kunstreise durch Deutschland, um durch sein Clavierspiel dahin zu wirken, daß sich tausend Personen bereit finden sollten, je 300 Thaler für das Festspiel zu opfern. Tausig fand zwar eine ziemliche Anzahl von begeisterten Verehrern der Wagner-

Digitized by Google

schen Sache, indessen war er doch vielfach enttäuscht, bei den durch ihren Reichthum bekannten Familien oft genug einen Korb zu bekommen. Mitten in diesen Bestrebungen thätig, wurde er im Sommer 1871 von einem heftigen Typhus in Leipzig hinweggerafft. Mit diesem genialen, noch jugendlichen Künstler schien die Angelegenheit zu Grabe getragen zu sein; aber noch im Winter 1871/72 erhielt sie einen neuen Impuls durch den Musikalienhändler Heckel in Mannheim, der mit einigen Freunden den ersten „Wagnerverein" in Mannheim begründet hatte, einen Verein, dessen Mitglieder es sich zur Aufgabe machten, so viel Beiträge zu 300 Thaler wie möglich dadurch herbeizuschaffen, daß sie kleinere Beträge sammelten. Heckel hatte diesen Gedanken bereits zur Ausführung gebracht, ehe er Wagner persönlich bekannt war. Sein Wagnerverein fand alsbald Nachahmung in allen größeren Städten Deutschlands, namentlich in Berlin und Hamburg, und auch Deutsch-Oesterreich blieb nicht zurück; der Wiener Verein hat sogar den Ruhm, die glänzendsten Resultate zur Förderung des Unternehmens erzielt zu haben. Einen fürstlichen Protector hatte das Festspiel schon damals in dem König Ludwig von Baiern. Es war Wagners innigster Wunsch, das Festspiel an einem Orte zu geben, der in gar keinen Beziehungen zu einem Hoftheater stände, damit er sich möglichst ungehindert und so frei von persönlichen Intriguen der Ausführung seiner Kunstwerke hingeben könne.

König Ludwig stellte, um diesen Wunsch zu erfüllen, das Bayreuther Opernhaus (1748 durch Babiena für den Markgrafen Friedrich erbaut) zur Verfügung. Wagner besah dieses Theater im Frühjahre 1871, fand aber dasselbe für seine Zwecke nicht genügend. Selbst wenn der Zuschauerraum, der nur für 1000 Personen Platz bietet, intact geblieben wäre, hätte man auf der Bühne so umfassende Veränderungen vornehmen müssen, um den Nibelungenring aufführen zu können, daß es räthlicher erschien ein neues Theater zu bauen. Daß Wagner bei Gelegenheit der Besichtigung des Bayreuther Opernhauses auf den Gedanken kam, Bayreuth als Ort der Festspiele zu wählen ist begreiflich, zumal er sofort bei dem Bürgermeister Muncker, Advocaten Kaefferlein und Banquier Feustel viel Sympathie für sein Unternehmen fand. Er wählte im Spätherbste 1871 im Vereine mit diesen Herren einen Platz aus auf einem Hügel hinter der Roseschen Fabrik. Der Platz gehörte zwei Eigenthümern — der eine sagte den Verkauf an Wagner zu und versprach die Einwilligung seines Mitbesitzers nachzubringen. Wagner war kaum nach Zürich zurückgekehrt, als die genannten Herren ihm die Nachricht brachten, daß der zweite Eigenthümer seine Einwilligung verweigere. Es wird aus guter Quelle mitgetheilt, daß Wagner damals sofort geäußert habe, Bayreuth fortan ganz außer Berücksichtigung zu lassen. Trotzdem die genannten Herren versicherten, sie wären gekommen, um Seitens der

Digitized by Google

Stadt einen schöner und freier gelegenen Platz auf der Höhe von Bayreuth für das Unternehmen anzubieten, trotzdem wollte Wagner von Bayreuth nichts mehr hören. Mehrwöchentliche Unterhandlungen stimmten ihn jedoch milder. Wagner ließ sich endlich im Frühjahr 1872 bereit finden, nochmals nach Bayreuth zu kommen und den Seitens der Stadt angebotenen Platz in Augenschein zu nehmen. Derselbe gefiel ihm derartig, daß er beschloß, am 22. Mai (seinem 60. Geburtstage) die feierliche Grundsteinlegung vorzunehmen. In den Grundstein wurden außer einigen Documenten und den Statuten des ersten in Mannheim gegründeten Wagnervereines folgende Verse von R. Wagner niedergelegt:

„Hier schließ' ich ein Geheimniß ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr,
So lange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar."

Der Plan wurde mit Zugrundelegung Semperscher Skizzen und Vorschläge Wagners von dem Baumeister Brückwald in Leipzig entworfen und unter Leitung des Architekten Bunkwitz ausgeführt. Allgemein auch von den Feinden Wagners wird anerkannt, daß der Bau das Vollkommenste sei, was in diesem Zweige der Architektur geleistet ist. Das Theater besteht aus zwei Theilen, welche man im Falle einer Feuersgefahr gänzlich von einander isoliren kann; aus dem Zuschauergebäude und dem Bühnenhause. Das Zuschauergebäude gleicht, aus der Ferne gesehen, dem Chor einer Basilica. Es ist nur halb so hoch wie das Bühnenhaus, letzteres ragt circa 36 Meter über den Erdboden und hat eine Versenkungstiefe von ungefähr 11 Meter. Der Zuschauerraum ist amphitheatralisch aufgebaut. Es hat die Gestalt einer halber Ellipse, deren Enden jedoch durch Radienvectoren abgestumpft sind. Wie sich die hinterste Reihe der Sitze zur ersten verhält in Bezug auf die Ellipsenbogenlänge, davon kann man folgende Vorstellung bilden. Die Sitzbänke bilden dreißig concentrische Ellipsenbogen. In der ersten befinden sich zweiunddreißig Sitzplätze, in der letzten (obersten) fünfzig Sitzplätze und Raum für vier Eingänge, welche unmittelbar unter der Fürstengallerie liegen. Dieser amphitheatralische Raum enthält 1345 Sitzplätze. Die Fürstengallerie ist für hundert Personen berechnet. Ueber der Fürstengallerie ist noch eine zweite Gallerie, auf welcher sich 205 Sitzplätze befinden. Das gewölbte Dach ruht auf zwölf Pfeilern, auf jeder Seite sechs, welche bis dicht an die Sitzplätze herangeführt sind; zwischen je zweien solcher Pfeiler ist eine Eingangsthür, die Nummer der Thür ist auf den Einlaßkarten verzeichnet, so daß man sich sehr leicht orientirt. Die große Anzahl Thüren hat den Vortheil, daß sich das Publicum sehr schnell entfernen und ebenso schnell wieder sammeln kann. In weniger als fünf Minuten kann das vollständig gefüllte

Digitized by Google

Haus ſich leeren. Die Verbindung zwiſchen Zuſchauerraum und Bühne bildet das zwanzig Stufen tiefer liegende Orcheſter, welches durch ein aus Holz gefertigtes Schalldach für das Publicum unſichtbar gemacht iſt; ein großer Theil der Orcheſtermitglieder iſt in einem Raume poſtirt, der ſchon unter der Bühne liegt. Mit Ausnahme des Dirigenten und der ihm zunächſt ſitzenden Spieler ſieht Niemand vom Orcheſter aus die Bühne. Es haben in dem ganzen Raume 114 Spieler Platz und zwar ſechzehn erſte und ſechzehn zweite Geigen, zwölf Violen, zwölf Violoncelli, acht Contrabäſſe, drei Flöten, eine Piccoloflöte, drei Oboën, ein Altoboë (ſtatt des ſonſt üblichen engliſchen Horns), drei Clarinetten, eine Baßclarinette, vier Fagotte, ein Contrafagott, ſieben Hörner, zwei Tenor- und zwei Baßtuben, eine Contrabaßtuba, drei Trompeten, eine Baßtrompete, vier Poſaunen, eine Contrabaßpoſaune, eine Contrabaßtuba, drei Pauken, acht Harfen. Ferner befindet ſich zur Seite des linken Einganges ein ſechzehnfüßiges Orgelpedal, welches von einem Grafen Wallis aus Wien geſpielt wird und zur Verſtärkung der Contrafagotttöne dient, wenn dieſelben lange ausgehalten werden ſollen. Dirigent des Orcheſters iſt der Hofcapellmeiſter Hans Richter aus Wien; an der Spitze der Violinen ſteht Auguſt Wilhelmj, der berühmte Geiger; als Sologeige ſpielt er ein vorzügliches Inſtrument von Zach in Wien. Die Orcheſtermitglieder haben Bewunderungswürdiges an Ausdauer und Energie geleiſtet. Trotzdem ſie außer ihren Noten und dem Capellmeiſter nichts weiter ſehen, haben ſie ſich friſchen Muth und erſtaunliche Elaſticität erhalten. Seit drei Monaten ſind ſie angeſtrengt und ſpüren dennoch keine Ermüdung: ſie bilden ein Beiſpiel ſeltener Berufstreue und Kunſtbegeiſterung.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Rheiniſche Gründer. Die Madonna von Marpingen. — Wir leben vergnügt im Lande. Ein Senſationsdrama löſt das andere ab. Kaum iſt der Proceß der Rheiniſchen Effectenbank, der uns alle in Athem erhalten, zu Ende, ſo beginnt die Marpinger Madonna zu ſpuken und alle Kinder und albernen Weiber und einen hübſchen Haufen dummer Männer dazu verrückt zu machen. Ein Peſſimiſt würde ſagen: Zum materiellen Bankerott der intellectuelle; was bleibt noch für ein Bankerott übrig? Von der Aufregung, in welche der Bankproceß die ganze Provinz bis in die unterſten Schichten herab verſetzte, ahnen wahrſcheinlich die weiteren Kreiſe nichts oder nur wenig. Eine kleine Pauſe trat ein, als die Verhandlungen, durch einen genialen Kunſtgriff des Präſidenten abgekürzt, zu Ende kamen;

Digitized by Google

doch brauſte die Leidenſchaft um ſo mächtiger auf, als am letzten Juli das Urtheil des Gerichtes verkündet wurde. Wenn zwei Leute auf der Straße heftiger geſticulirten, wenn am Wirthshaustiſche das Geſpräch lauter wurde, oder im Waggon die Unterhaltung ſich belebte, ſo konnte man ſicher ſein, daß der Proceß und das Urtheil den Gegenſtand der Discuſſion bildeten. Man muß nämlich wiſſen, daß die Beſchuldigten und Verurtheilten, wie wir zu ſagen pflegen, zu den „feinſten Leuten" gehören. Jahrelang waren ſie Gegenſtand des Neides oder auch der Bewunderung. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ſie auf die ſchönſten Villen, die eleganteſten Equipagen, den vornehmſten Lebenszuſchnitt den Anſpruch erheben durften, man glaubte, daß ihnen wohl rein nichts gut genug ſei. Je ausſchließlicher ſie und ihr Anhang den geſelligen Ton angaben, deſto größer ſind jetzt die ſocialen Wirrzerwürfniſſe innerhalb der Familie, Zank unter Verwandten, Entfremdung unter Freunden erſcheinen als die nächſten Folgen des Proceſſes. Wohlgemerkt, ſo ſcharf man auch aufpaßt: unter den Tauſend Stimmen, die laut geworden, findet ſich auch nicht eine, welche die Directoren der Rheiniſchen Effectenbank entſchuldigte oder wohl gar vertheidigte. Eher hört man bedauern, daß es geſetzlich nicht möglich war, ſie alle und zu ſtrengerer Strafe heranzuziehen. Würde die öffentliche Meinung zu Gericht ſitzen, ſo würde das Urtheil der zweiten Inſtanz, welche der zur Gefängnißſtrafe verurtheilte Commerzienrath Wendelſtadt und Conſorten angerufen haben, härter ausfallen, als jenes der Zuchtpolizei. Die große Maſſe des Publicums iſt namentlich dadurch erbittert worden, daß der Fall der Effectenbank auch die Actien des Schaaffhauſenſchen Bankvereins ſo namhaft geſchädigt hat. Wer durch das Medium der Effectenbank ſpeculirte, mußte auf ein Riſico gefaßt ſein. Das Schwindelhafte des ganzen Unternehmens trat von allem Anfange an grell hervor. Die Schaaffhauſenſchen Actien galten aber als ein durchaus ſicheres und ſolides Papier, in welchem z. B. Waiſenvermögen anzulegen, kein Vormund gezögert haben würde. Und das Alles wird durch den Uebermuth einzelner vornehmer Kaufherren in die Schanze geſchlagen, weil dieſe die Wünſchelruthe, die Alles zu Geld macht, zu beſitzen wähnten und es für unmöglich hielten, daß ihnen, den vom Glück verwöhnten, ein Unternehmen und ſei es ein noch ſo ſinnloſes mißlingen könne. Kölns Credit iſt für viele Jahre zerrüttet. Und wenn es daran genug wäre! Die Frau eines angeſehenen kölniſchen Bankiers, der ſich aber niemals mit Gründungen abgab, wurde neulich als Geheime Commerzienräthin begrüßt. „Nennen Sie mich bei meinem ehrlichen Namen," gab ſie zur Antwort, „das iſt jetzt mein ſchönſter Titel."

Wird es nicht vielleicht bald auch als Ehrentitel am Rhein gelten, wenn man ein Ungläubiger an dem Humbug von Marpingen geſcholten wird? Viel Blödſinn haben wir erlebt, und was wir für unmöglich hielten, in civiliſirten,

Digitized by Google

christianisirten Ländern, wirklich geschaut. Einen solchen Faustschlag der Vernunft in das Gesicht haben wir aber noch nicht mitangesehen, eine solche Verhöhnung alles Sittlichen und Menschlichen nicht erfahren. Da verspäten sich ein paar nichtsnutzige Kinder im Walde und weil sie Strafe für ihr Ausbleiben fürchten, erfinden sie ein Märchen von einer Erscheinung. Nachdem drei Jahre lang von den Wundern von Lourdes gepredigt wird, ist es kein Wunder, wenn auch die Kinder auf diese bequeme Entschuldigung ihrer Fehler und Laster verfallen.

Sie werden natürlich so ausgefragt, daß in der Frage auch schon die halbe Antwort liegt, und es gewinnt die anfangs vage Erscheinung allmählich immer festere und glänzendere Formen. Die Madonna erscheint gerade so, wie sie auf einer schlecht colorirten Lithographie in der Dorfkirche abgebildet ist, sie wiederholt Katechismussprüche u. dergl. mehr. Der Selbstbetrug und Betrug, beides ist vorhanden und schwer zu trennen, wuchert in immer weitern Kreisen und droht geradezu eine Provinzcalamität zu werden. Ach, lebten wir doch in den katholischen Oesterreich und im vorigen Jahrhundert! Auch dort rollte unter Kaiser Joseph in einer böhmischen Wallfahrtskirche eine Madonna die Augen und weinte und schwitzte Blut. Das alles natürlich, um gegen die Kirchenpolitik des Kaisers, gegen die Klosteraufhebung zu protestiren. Der Kreishauptmann berief den Kapuzinerguardian, der dem Wallfahrtsorte vorstand, zu sich und suchte ihm Vernunft zu predigen. Vergebens; der hochwürdige Herr genoß zu große Vortheile aus dem Wunder, um nicht die Echtheit desselben großmäulig zu behaupten. Da verging dem Kreishauptmann die Geduld. Er rief den Kreisdragoner, und befahl dem Wundergläubigen fünfundzwanzig Hiebe zu verabreichen. Das Wunder werde gewiß auch hier interveniren und dem Deliquenten jeden Schmerz ersparen. Doch schon nach dem ersten wohl applicirten Hiebe verschwor der Kapuziner alle Wunder, und gab die Versicherung, keine Wunder mehr, nicht von der schwarzen, nicht von der weißen Madonna machen zu lassen. Die Erinnerung an diese Procedur ist nicht verloren gegangen. Seitdem geschehen in Oesterreich keine Wunder. Leider ist es in Marpingen versäumt worden, den visionären Kindern durch Ruthenstreiche die Augen zu öffnen, den Berathern und Verbreitern und Vergeisterern der Wunder dürfen aber in unserem humanen Zeitalter keine Prügel verabfolgt werden. So stehen wir ziemlich rathlos da. Eines ist sicher: die strengsten Strafen können nicht rasch genug ertheilt werden, soll nicht unser armes Volk an der Saar und an der Mosel und am Rhein vollends verbohrt und verthiert werden. Wer an die wunderthätigen Bilder und Bäume glaubt, arbeitet nicht im Frieden, kämpft nicht im Kriege, sondern bleibt ein feiger, fauler Strick, der dem Himmel alle Sorgen überläßt.

Jupp.

Digitized by Google

Aus Berlin. Auswärtiges. Zur Wahlbewegung. — Wahrscheinlich sind die Kämpfe bei Alexinatz wirklich günstig für die Serben ausgefallen und vermuthlich hat in Folge dessen die serbische Regierung es für gut befunden, dem Kriegsglücke abermals zu vertrauen und von der Friedensvermittelung durch die Mächte einstweilen abzusehen. Vielleicht wünscht man auch in Belgrad augenblicklich weder den Frieden noch den Krieg, sondern eine kurze Ruhepause, um der Armee neue Kräfte zuzuführen und sie ein wenig zu reorganisiren. Der jüngste Appell an die Mächte würde dann nur den Zweck gehabt haben, die hierzu erforderliche Zeit zu gewinnen. Es scheint indessen nicht, daß die Mächte geneigt sind, ihre Dazwischenkunft zu solchen Zwecken benutzen zu lassen. Die Mächte haben noch neuerdings in Belgrad dringend zum Frieden gemahnt, sie werden nicht zögern, den Fürsten Milan, nachdem er einmal ihre Hülfe angerufen und versprochen hat, ihrem Rathe zu gehorchen, bei seinem Worte zu nehmen und zur Einstellung der Feindseligkeiten zu nöthigen. Der Moment für die Friedensstiftung ist ein relativ recht günstiger. Die Serben haben im Großen und Ganzen ihr Territorium zu behaupten verstanden, die Türken haben soviel militärische Energie entfaltet, daß sie den Anspruch motiviren können, das bisher über Serbien ausgeübte Souveränetätsrecht aufrecht erhalten zu wollen, mithin läßt sich auf Grund der bisherigen kriegerischen Ereignisse und ihrer Ergebnisse der status quo ante bellum als Friedensbasis aufstellen. Ein Friedensschluß auf solcher Grundlage würde ebenso sehr den Interessen der beiden Kriegführenden als besonders dem Friedensbedürfniß Europas entsprechen. Kein Mensch kann auch nur annähernd übersehen, welche Wendung die Dinge im Orient bei einer entscheidenden Niederlage der Serben oder bei einer solchen der Türken nehmen würden. Die erste würde vermuthlich die Russen, die andere die Engländer in die Action rufen. Beides wird vermieden, wenn der resultatlose Ausgang des Kampfes noch einmal die Herstellung des früheren Zustandes gestattet. Denn wäre wenigstens eine der Ursachen, aus denen ein europäisches Zerwürfniß hervorgehen könnte, beseitigt. Die andere freilich, welche diese Gefahr in sich birgt, besteht freilich nach wie vor, das ist die Frage nach dem Schicksal Bosniens und der Herzegowina. Wir brauchen hier nicht auf die schon oftmals erwähnten Schwierigkeiten zurückzukommen, welche diese Frage der Staatskunst Europas entgegenstellt, es genügt zu constatiren, daß der serbisch-türkische Krieg keine einzige derselben vermindert und gelöst hat und auch nicht vermindern und lösen kann.

Wir werden also, wenn nicht ganz unvorhergesehene allgemeine europäische Verwickelungen dazwischen treten, binnen kurzem das wundersame Schauspiel erleben, daß die Diplomatie ihren Faden dort wieder aufnimmt, wo sie ihn bei dem Eintreten des türkischen Thronwechsels fallen lassen mußte, bei dem Berliner

Digitized by Google

Memorandum. Man wird gemäß dem damals vereinbarten Programm auf das Neue an die Pforte mit dem Verlangen herantreten, die Zustände in Bosnien und in der Herzegowina zu reformiren oder weitere Maßregeln der Mächte zu gewärtigen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß bis zu diesem Augenblicke in Constantinopel abermals ein Thronwechsel stattgefunden haben wird. Wir hoben bereits vor längerer Zeit hervor, daß man hier in politischen Kreisen von dem baldigen Eintritt dieser Eventualität und seiner Unvermeidlichkeit fest überzeugt sei. Der bisherige Verlauf der Dinge in Dolmabagtsche hat diese Meinung nur bestätigt und die Zeit scheint nahe zu sein, wo Abdul Hamid den Thron seines Bruders besteigen wird. So viel sich bis jetzt erkennen läßt, wird dieser Thronwechsel nicht den störenden Einfluß auf die Maßnahmen der Mächte ausüben, den der erste mit sich brachte, im Gegentheil glaubt man hier, daß Abdul Hamid eine Verständigung mit den Mächten schon jetzt vorbereite. Außerdem wird der Zwang der Verhältnisse seinem guten Willen zu Hülfe kommen, denn die Widerstandskraft der Türkei ist jedenfalls durch den gegenwärtigen Krieg erheblich geschwächt. Man sieht, wie dunkel und räthselhaft alle diese Dinge noch liegen. Wie viele unberechenbare Zwischenfälle können die Rechnung stören, die Wirrsale vermehren oder die vermuthete Entscheidung in ihr Gegentheil verwandeln! Niemand kann sich der Einsicht verschließen, daß die auswärtige Lage äußerst gespannt und gefahrvoll ist.

Bei uns daheim wird alle Welt von dem Interesse für die bevorstehenden Wahlen vollauf in Anspruch genommen. Größere allgemeinere Kundgebungen haben in der letzten Zeit zwar nicht stattgefunden, desto größer aber ist die Rührigkeit im stillen und im einzelnen. Die Agitation wirkt jetzt bereits in jedem Wahlkreise in vollster Lebendigkeit. Glücklicher Weise ist die liberale Bewegung endlich zur kraftvollen Strömung erwachsen; nur zu lange schien es, als ob die Emsigkeit der Gegner die unsere überböte. Jetzt wird Niemand mehr diese Befürchtung hegen. Allerorten ist das Bewußtsein erwacht, daß es die Anspannung aller Kräfte gilt, um das liberale Gebiet gegen den Ansturm der feindlichen Parteien zu schützen, und die Thatsache, daß zwischen den verschiedenen liberalen Parteien Einigkeit herrscht, wird die Zuversicht der liberalen Partei stärken und ihren endlichen Erfolg sichern. Freilich muß stets die Erkenntniß rege bleiben, daß fortdauernd die Anstrengung der ganzen der liberalen Partei zu Gebote stehenden Kraft von Nöthen ist, um den Sieg zu erringen, denn, wie schon bemerkt, es handelt sich bei diesem Kampfe um die Erhaltung des liberalen Machtgebietes, also um einen Defensivkampf, bei dem jede Lässigkeit oder Unachtsamkeit unwiderruflich eine Einbuße der Liberalen nach sich zieht, während der Gegner im Falle seiner Niederlage nur die auf den Angriff vergebens verwendete Mühe zu beklagen hat.

Digitized by Google

Sehr wenig zweckentsprechend erscheint es daher, daß einige liberale Blätter im gegenwärtigen Augenblicke davor warnen, die Macht und das Wachsthum der socialdemokratischen Agitation zu überschätzen. Die socialistische Lehre habe in den letzten Jahren nicht nur nicht an Terrain gewonnen, sondern im Gegentheil erheblich verloren. Wir möchten diese Behauptung viel eher bestreiten als bejahen. Es sind zwar in der letzten Zeit einige Strikes mißglückt, weil die Agitationsfonds unzureichend waren oder weil die Arbeitgeber mehr Energie und Einigkeit zeigten, als die socialistischen Agitatoren erwartet hatten, aber daraus läßt sich noch kein Schluß ziehen auf das Wachsthum der Lehre und ihrer Propaganda. Nach allem aber was man hier hört und weiß, hat das Gebiet dieser Propaganda und auch wohl ihr Erfolg in der letzten Zeit durchaus zugenommen. Ebenso sollte man in liberalen Blättern davon Abstand nehmen, die Ohnmacht der socialistischen Bewegung aus ihrer eigenen wirthschaftlichen Widersinnigkeit zu beweisen und daraus eine gewisse Beruhigung zu schöpfen. Der Nachweis der socialistischen Irrlehren wird wenig Socialisten bekehren, wohl aber wird seine zu starke und zu häufige Betonung am Vorabende der Wahl manchen Liberalen dazu verleiten, die von der socialistischen Seite her drohende Gefahr zu unterschätzen.

J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die Kunstlehre des Aristoteles. Von A. Döhring. Jena, Dufft. — In diesem interessanten Buche stellt der Verfasser, durch andere Arbeiten auf diesem Gebiete schon bekannt, in klarer, auch dem Laien leichtfaßlicher Gestalt die ästhetischen Anschauungen des Aristoteles zusammen, die seit dem vorigen Jahrhundert der Gegenstand eines Streites geworden sind, der auch die weiteren Kreise der Bildung berührt. Er kommt zu dem Resultate, daß Aristoteles eine neutrale Stellung einnimmt zwischen der materiellen und formalen Aesthetik, daß ihm der Gegenstand der Kunst zwar ein Inhalt ist, aber nicht von Vorstellungen und erscheinenden Ideen, sondern von menschlichem Herzensleben. In dem berühmten Princip der Katharsis erblickt er abweichend von anderen ein mit Lust verbundenes Sichauswirken der beiden Affecte der Furcht und des Mitleids; der Zweck des Epos und der Tragödie besteht nach ihm also in der Erregung von Lust durch Sollicitation jener zwei an sich mit Unlust verbundenen Affecte.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 1. September 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die jüngste Schwindelperiode in Deutschland.

Von O. M.

Das heutige Geschlecht wird sich, fürchte ich, nach einer vielleicht nur noch kurzen Frist wechselnder Furcht und Hoffnungen allmählich zu der resignirten wirthschaftlichen Selbsterkenntniß herabstimmen müssen, daß der Höhepunct unseres industriellen Zeitalters endgültig hinter uns liegt, die vor uns liegende Neige dieses merkwürdigen neunzehnten Jahrhunderts aber unabwendbar dem Niedergang des modernen Industrialismus angehört. Die Bäume wachsen nun einmal nicht in den Himmel, weder diejenigen, welche das stille Walten der organischen Natur in Feld und Wald der Sonne zustreben heißt, noch weniger die modernen, welche klügelnder Menschenwitz, die Natur überbietend, künstlich aufzurichten sich abmüht. Es war uns in den letzten fünf Jahrzehnten so herrlich gelungen, durch Entfesselung und Disciplinirung einer Fülle mechanischer Triebkräfte die Umwandlung und Fortbewegung nutzbaren Stoffes in so von aller Vergangenheit ungeahnten Massenverhältnissen zu steigern, daß wir betäubt von dem rasenden Lärm dieser rastlos klappernden, kolossalen Bewegungswerkzeuge und geblendet von dem unabsehbaren Strom dieser wirbelnden Gütermengen die Vorstellung einer möglichen Erschöpfung der ganzen auf den Zauber der Maschine gestützten Bewegung eingebüßt hatten. Wir waren sehr bereit, darauf zu schwören, so werde es, mit vielleicht einigen unvermeidlichen Pausen der Erholung, Uebersättigung, Verdauung, bis in alle Ewigkeit fortgehen: immer mehr Dampfkraft, mehr Fabriken, mehr Eisenbahnen, eine immer rapidere Zunahme von Production und Consumtion! Schade nur, daß trotz alledem die Menschheit mit all ihren Bedürfnissen creatürlichen Daseins unabänderlich festgewurzelt bleibt auf der Muttererde, daß der mütterliche Boden im langsamen organischen Wachsthum durch Pflanze und Thier Alles bringen muß, was für des Leibes Nahrung und Nothdurft primitiv erforderlich bleibt, daß alle mechanische Bewe-

Digitized by Google

gungskraft an den ewigen Gesetzen der organischen Natur geradezu Nichts zu ändern vermocht hat, aller Fortschritt in der Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Güterumwandlung, des Güteraustausches die ins Gesammt vorhandene Gütermenge nicht mehrt, sondern nur in ihrem willkürlichen Arbeitswerthe ändert und in ihrer Vertheilung umwälzt, alle Mechanisirung und Mobilisirung der vorhandenen Stoffmassen somit früher oder später an einer unverrückbaren Grenze anlangt, über welche hinaus die absteigende Metamorphose beginnt. Ich wüßte nicht, daß man schon irgendwo beobachtet hätte, wie durch die Erfindung des Telegraphen die Sprache der Culturvölker neu befruchtet, oder der Menschengeist durch neue Gedanken bereichert worden sei. Haben wir uns Nichts mehr zu sagen, bleibt es gleichgültig, ob wir unsere Mittheilungen über den Erdball mit der Schnelle des Blitzes, oder der Langsamkeit der Schnecke auszutauschen im Stande sind. Aehnlich ist es mit dem mechanischen Bewegungsapparat der Industrie und der materiellen Güterbewegung.

Damit soll freilich nicht behauptet werden, daß die seit etwa drei Jahren zum Durchbruch gelangte Krankheit der wirthschaftlichen Zustände innerhalb unseres modernen Civilisationskreises nun nothwendig in gleichem Umfange und derselben Stärke fortdauere und stetig weiter die Auflösung der ökonomischen Grundlagen moderner Gesellschaftsordnung herbeiführen werde. Wellenförmig, wie meist die Kräfte des Werdens und Vergehens auf- und abfluthen, werden auch auf diesem Gebiet mit neuen vorwärts treibenden Impulsen neue Perioden scheinbarer Gesundung und Erstarkung großer Industriezweige sich Bahn brechen. Nur werden diese Phasen der Besserung immer kürzere, flüchtigere, oberflächtigere sein, und man darf durchaus zweifeln, ob in unabsehbarer Zukunft jemals auch nur annähernd ein ähnlicher Aufschwung in Handel und Wandel erlebt werden wird, wie ihn die letzten Jahrzehnte gesehen haben.

Für die deutsche Industrie liegen die Aussichten auf Genesung vielleicht am ungünstigsten. Wir haben nach dem französischen Kriege, zu einer Zeit, da der Industrialismus allerwärts schon alternde Züge zeigte, uns der Einbildung hingegeben, mit einem Schlage alles nachholen, ja überbieten zu können, worin wir bisher hinter den Leistungen des Gewerbfleißes Englands und Frankreichs zurückgeblieben waren. Geblendet durch den goldenen Strom der französischen Milliarden, durch gewaltigen Zuwachs nationaler Macht und den trügerischen Schimmer einer endlich tagenden ungestörten Friedensära glaubten wir unserer Unternehmungslust nunmehr getrost die Zügel schießen lassen zu können. Statt alle Energie der intensiven Steigerung unseres Wirthschaftsbetriebes, der Vervollkommnung der Arbeitstechnik, der Veredelung der Arbeitsmethode, der Aufschließung der natürlichen productiven Kräfte

Digitized by Google

unseres ohnehin von der Natur nicht allzureich gesegneten Bodens zuzuwenden, erschien es der gierigen Gewinnsucht ein leichterer und sicherer Erfolg, durch bloße, ungemessene Vergrößerung und Vermehrung des mechanischen Bewegungsapparates, des vorhandenen Inventars an Maschinen, Fabrikanlagen, Communicationsmitteln die Production neuer Werthe zu vervielfältigen. An todtem, unorganischem Stoff, Stein und Metall, ist auf unserem Planeten niemals Mangel, mechanische Muskelkraft menschlicher Hände ist immer im Ueberfluß vorhanden, Geld und Credit zum Kaufen und Dingen lagen auf der Straße, es bedurfte keines Zögerns, keines Aufwandes von Mühe und Witz, und die neue Jagd nach Fortunas Schätzen konnte beginnen. Die nächsten wirthschaftlichen Folgen dieses industriellen Speculationsfiebers waren theils die regelmäßig mit jeder Ueberproduction verbundenen, theils zeigten sie besondere Beschaffenheit und Art. Neben einer tollen Vergeudung von Capital, einer ungesunden Anspannung des Credits, einer Ueberschwemmung des Marktes mit Fabrikaten zweifelhafter Güte und Nutzbarkeit traten zur Erscheinung eine verderbliche Deplacirung der Arbeitskräfte auf Kosten der Landwirthschaft zu Gunsten der großen Städte und der sonstigen Mittelpuncte fabrikativen Großbetriebes, eine unnatürliche Menschenanhäufung in den Städten, verbunden mit Wohnungsnoth und Wohnungswucher, eine unsinnige Steigerung der Arbeitslöhne mit einer unerhörten Verrüttung aller Preisverhältnisse im Gefolge. Viel weitgreifender und verhängnißvoller, als diese ökonomischen Uebel, waren jedoch die moralischen Verheerungen der Krankheit. Der Leichtsinn abenteuernder industrieller Speculation wurde rasch überholt von dem frechen Geist der Lüge, des Schwindels, der Gaunerei. In vollen bunten Haufen zog das fahrende Volk der Glücksritter jeglicher Gattung und Farbe mit klingendem Spiel auf die Bühne der deutschen Börsenhallen, um fortan hier das Feld dauernd zu behaupten. Kam es doch einmal fürs erste wesentlich nur darauf an, das große und kleine Capital zur lustigen Fahrt nach den goldenen Bergen anzureizen, so standen diesen Leuten noch ganz andere Mittel zu Gebote, als sich der simple, industrielle Speculant träumen ließ. In dem herkömmlichen Differenzgeschäfte und in den börsenüblichen Spielpapieren besaß man die erforderlichen Vorbilder für das, was man brauchte. Die Form der Actie und der Actiengesellschaft bot sich, wie dafür geschaffen, dar, einmal durch Ausbietung ideeller Miteigenthumsrechte an industriellen Anlagen und Unternehmungen diesen beliebigen Capitalzuschuß zuzuleiten, andrerseits durch Schaffung einer Unsumme neuer industrieller Spielpapiere den Tummelplatz der Agiotage an der Börse um ein Ungeheures zu erweitern. Einmal im Zuge dieser Operationen gelangte man bald zu der Entdeckung, daß, da für die herrschende Börsenanschauung das durch die Actie repräsentirte Miteigenthumsrecht längst ein

Digitized by Google

leerer, imaginärer Begriff geworden und für den Courswerth derselben allenfalls noch die letzte oder nächste Dividende, keinenfalls aber das dem Actienunternehmen zu Grunde liegende reale Vermögensobject von Bedeutung sei, Nichts im Wege liege, Actien mit wie ohne Basis irgend einer industriellen Anlage in beliebiger Menge zu fabriciren. Der Unterschied ist in der That auch nur noch ein relativer, ob auf irgend eine, effectiv eine Million Mark werth seiende, Fabrikanlage für zwei Millionen Mark Miteigenthumsrechte in Form von Actien veräußert werden, oder ein altes werthloses Stück Eisen einem Actiencapital von einer Million Mark zu Grunde gelegt wird. In dem einen, wie in dem anderen Falle sind für eine Million rein fictive Werthe geschaffen. So entwickelte sich aus zweifelhaften industriellen Actienunternehmungen die neue Industrie, aus alten Lumpen Actien zu fabriciren und solche Papiere an der Börse zu verhandeln. Die Praktiken, welche nöthig waren, um den Formalitäten des Gesetzes zu genügen, waren ebenso leicht findbar, wie sich mühelos die Methode entwickelte, nach welcher ein halb bankerotter Industrieller dem Actienunternehmen die erforderliche wohlklingende Firma zu geben, einige scrupellose Geldleute gegen entsprechenden Gewinn die Einführung der Actien auf den Börsen zu übernehmen hatten. Kauflustige auf diese Actien waren immer vorhanden, die einen, um das Papier am nächsten Morgen mit Vortheil weiter zu verkaufen, die anderen, weil sie in der That das goldene Zeitalter als leibhaftig hereingebrochen wähnten. Das Problem war gelöst, mit Hülfe von etwas Druckerschwärze und Papier, mit Hülfe von etwas Marktschreierei und einigen lustigen Faxen von Notar und Handelsrichter über Nacht Reichthümer zu erwerben. Wer wollte sich wundern, wenn die auri sacra fames alle Welt ergriff, Jeder an den Früchten der neuen Börsencourse mit genießen, sei es an der Actienmache, sei es am Actienhandel gewinnreichen Antheil haben wollte. So wuchs der Berg dieser Schwindelpapiere in Deutschland riesengroß zum Himmel und unter seinem Schatten verwischten sich an den deutschen Börsen die hier niemals besonders deutlich gewesenen Grenzmarken zwischen Lüge und Wahrheit, Betrug und Ehrlichkeit, Arglist und Gewissen vollends bis zum Unkenntlichen.

Dieses wüste Treiben ging, solange es eben gehen konnte, und da bekanntlich die Lüge in jeglicher Gestalt nur kurze Beine hat, war der Lauf bald genug zu Ende. Es erfolgte der unvermeidliche Zusammensturz der schwindelhaft aufgethürmten Kartenhäuser, der Bankbruch einer großen Zahl längst siecher industrieller Unternehmungen, ein gewaltiger Coursrückgang aller Industriepapiere, die völlige Entwerthung der großen Masse unfundirter Actien, ein chronischer Zustand allgemeiner Muthlosigkeit, Enttäuschung, Lähmung im Geschäftsleben. Unter der großen Menge derjenigen, die ihr Vermögen jetzt auf den Besitz einiger Maculatur reducirt sehen, gab es nicht

Digitized by Google

wenige, welche das Bedürfniß empfanden, die Verantwortlichkeit für die eigenen Verluste, die eigene Thorheit und den eigenen Leichtsinn auf andere Schultern abzuwälzen. Die Stunde der Abrechnung war gekommen, man besaß wieder so viel Nüchternheit, um die Personen der Hauptfaiseurs aus der Schwindelperiode, die thatsächliche Beschaffenheit ihrer Gründungen, die Summe in Bewegung gesetzten Trugs, falscher Versprechungen, frecher Verpflichtungen, dreister Prellereien ins Auge zu fassen. Die Hülfe der Criminalbehörden wurde jetzt endlich angerufen, einzelne Staatsanwälte kamen in die Lage, nachträglich sei es wegen Veröffentlichung falscher Bilanzen, sei es wegen ordinären Betrugs Anklagen zu erheben, und hier und da ergingen verurtheilende Straferkenntnisse wider größere oder kleinere Consortien von Actiengesellschaftsgründern.

Die Zahl dieser „Gründerprocesse" ist unbedeutend genug, um sie an den Fingern nachzurechnen, und wenn es mit dieser schwächlichen Reaction gegen die Pest der Schwindelperiode abgethan sein sollte, dann ist die Sühne sicherlich von leichtem Gewicht. Indessen unseren Börsenanschauungen von heute ist auch das schon des Guten zu viel. Es scheint in der That, ein nicht geringer Theil unserer Landsleute hat so viel von der verdorbenen Luft der Börsenmiasmen eingeathmet, daß ihnen mit dem sittlichen Maaßstab von gut und böse das Bewußtsein für die Elementarbegriffe rechtlicher Ordnung nur schwer wieder in die matte Seele zurückkehren will. Flugs war man bei der Hand, das Stichwort „Gründerhetze" gegen alle unliebsame Kritisirung und Verfolgung der Gründerpraktiken auszugeben. Das klingt so etwas nach dem „Hep Hep" der Judenhetze, und erweckt die ungünstigsten Vorurtheile gegen die Beschränktheit, Leidenschaft, Unduldsamkeit, Donquixoterie der Verfolger, macht angenehme Stimmung für die unschuldigen Opfer solcher Tracasserien.

Da ist jüngst in zweiter Auflage eine kleine Schrift gegen die „Gründerprocesse"*) erschienen, eine „criminalpolitische Studie", wie der Titel besagt, in Wirklichkeit eine recht charakteristische Kundgebung dessen, was sich heutzutage Moralisches und Juristisches über die Materie des Betrugs unsere großstädtischen Börsen zu erzählen lieben. Der Verfasser, der „es sich zur höchsten Ehre rechnet, aus dem Richterstande hervorgegangen (sic) zu sein", ist durchaus unzufrieden mit dem Verhalten dieses Standes den Herren Gründern gegenüber. In einem etwas hohen und pretentiösen Tone vorurtheilsloser Objectivität verwahrt er sich zwar dagegen, für die Straflosigkeit des Betrugs zu plaidiren, — was zweifellos vornehme Gesinnung beweisen soll — aber er mißbilligt das angeblich „unter dem Drucke der erregten Tagesstimmung

*) Gründerprocesse. Eine criminalpolitische Studie von Justinus Möller. Berlin bei J. Springer.

Digitized by Google

ſich in unſerer Judicatur geltend machende Streben, Alles, was mit der Gründung von Actiengeſellſchaften zuſammenhängt, unter dem Geſichtspunkte des Betrugs zu betrachten." Nach der Herzensmeinung dieſes objectiven Criminalpolitikers kann man über das Gründerweſen nicht milde genug denken: die darin Betheiligten haben ſich meiſt nur „einer Wahnvorſtellung ihrer Zeit kritiklos hingegeben", ſich nicht hinreichend freigehalten von den Einflüſſen allgemeiner wirthſchaftlicher „Mythenbildung"; etwas „frevelhaften Muthwillen" wird man ihnen wohl vorwerfen dürfen; meiſt hat ihnen jedoch nur die erforderliche Einſicht gefehlt, was „erklärlich iſt durch die in jener Zeit dominirenden wirthſchaftlichen Irrlehren, welche oft von maßgebender Stelle verkündet wurden"! Dagegen hat der Verfaſſer die volle Schale ſeines Zorns, ſeiner Entrüſtung und pathetiſcher Redeweiſe zur Verfügung, ſobald er auf diejenigen zu reden kommt, welche durch ihre Anzeigen und Belaſtungszeugniſſe die Gründerproceſſe veranlaßt haben. Beſonders nahe ſcheinen ihm die in dem jüngſten Berliner Gründerproceſſe wider Wrede und Genoſſen verhandelten Conflicte zwiſchen Angeklagten und Civilbeſchädigten zu gehen. „Die Geſchichte des Denuntiantenthums iſt die Geſchichte der Reactionen!" ruft Herr Juſtinus Möller warnend ſeiner Zeit zu. Die „Delatoren", das iſt „das furchtbare Geſchlecht der Nacht", das „gewerbsmäßige Lumpenthum." Um dieſes Geſchlecht gehörig zu ſchildern, wird die Diction mit Farben überladen, wie man ſie ſonſt nur in Schauerromanen antrifft. Man höre! „Wenn die letzten Strahlen eines blutigen Tages über dem Blachfeld verglühen, dann treten aus dem Hinterhalte jene ſchmutzigen Exiſtenzen, die, ſo lange der Kampf währt, immer den jeweilig Stärkeren unterſtützen, demſelben Spionen- und Handlangerdienſte leiſten, um ihn im nächſten Augenblicke zu verrathen. Sie morden den Sterbenden und plündern die Leiche, und wenn ſie ihren Raub in Sicherheit gebracht, dann treten ſie kühnen Muthes vor den Sieger und beginnen aufs neue ihren ſchnöden Dienſt gegen diejenigen, die ein mildes Verhängniß vor dem Untergange in der Schlacht bewahrt hat!" Grade, weil dem gewerbsmäßigen Denuntiantenthum Thür und Thor geöffnet, „der ſtraſloſe Meineid gezüchtet" (sic), mit dem Schuldigen ein Heer von Unſchuldigen getroffen wird, deren Verbrechen der bekannte „holde Wahn" geweſen, iſt die Heranziehung der Betrugsparagraphen in die Therapie des Gründungsweſens eine ſo „im höchſten Grade bedenkliche Maßregel." Was ſoll aus Deutſchland werden, klagt das Schlußcapitel eindringlich, wenn das ſo fortgeht, wenn unſere „erſten Häuſer" ihre Vertreter als Betrüger auf die Anklagebank ſenden, auf die Unterſuchungen gegen die Gründer die Reſciſſionsklagen, auf dieſe die Bankerotte folgen, zum Ruin unſerer Induſtrie ſich der Ruin unſeres Bankiergewerbes geſellt; „Und alles dies um Hecuba!" Hecuba iſt aber nicht etwa der Betrugsparagraph des Strafgeſetzbuchs, wie ein naiver

Digitized by Google

Leser glauben könnte. Sondern wiederum „eine Hand voll Preßpiraten, gewerbsmäßige Denuntianten, agrarische Hetzer und vielleicht einer oder mehrere gutgläubige Schreier, die sich's zum höchsten Ruhme anrechnen, nicht mitgegründet zu haben, weil ihnen entweder die Gelegenheit oder das Verständniß dafür gefehlt hat!.." Um dieser erbärmlichen Gesellschaft willen wird von deutschen Staatsanwälten so viel Lärmens gemacht. Nun weiß Jedermann, woran er sich zu halten und Jeder, der nicht mitgegründet hat, weiß jetzt auch, weshalb er es nicht gethan. Ueberhaupt ist der ganze Vorstellungskreis dieses Scribenten von den verworrenen Bildern des Börsentreibens derartig ausgefüllt, daß für ihn die Welt sich nur noch aus Gründern, deren Gefolge und Anhang, und aus den persönlichen Feinden und Neidern jener Ehrenwerthen zusammensetzt. Wenigstens macht es mehr den Eindruck gutgläubiger Dreistigkeit, als bewußter Insolenz, wenn der Verfasser (Seite 22) die deutschen Richter, die mit den Gründern ins Gericht gehen, salbungsvoll ermahnt, sie würden wohl auch unglücklich in Actien speculirt, vielleicht die eigenen Ersparnisse oder den ererbten Sparpfennig der Väter in Gründungen verloren haben, sie sollten sich nur hübsch sittlich zusammenraffen und sich durch dergleichen Ereignisse nicht beeinflussen lassen. Die Leser des Herrn Justinus Möller sind nunmehr darüber aufgeklärt, wie es möglich gewesen, daß einige preußische Gerichtshöfe in den Handlungen einiger Gründer die Merkmale des Betrugs haben finden können. Natürlich, wenn mit der Denuntiantenbrut und dem „gezüchteten Meineid" auch noch unglückliche Börsenspeculanten als Strafrichter zusammen complottiren, wie soll da nicht Verderben ausgebrütet werden wider die Opfer des holden „Wahns!"

Soviel zur Kennzeichnung der politischen Seiten dieser „criminal-politischen" Studien. Die criminelle Seite ist um Nichts besser. Nach der Bekennung des juristischen „Hervorgangs" des Verfassers und der Breite, mit der in einem Anhang aus drei Gründerprocessen der neuesten Zeit die ergangenen Strafurtheile abgedruckt sind, hätte man erwarten dürfen, in der Studie einige zusammenhängende strafrechtliche Kritik dieser Urtheile anzutreffen. Die Subsumtion der theilweise etwas complicirten Gründungspraktiken unter den Verbrechensbegriff bieten nicht selten Schwierigkeiten in der thatsächlichen Entwirrung der durcheinander laufenden Transactionen, und eine geschickte Verwerthung der von der Vertheidigung der Angeklagten in Berlin, Köln, Magdeburg oder Achen vorgeschützten Einreden hätte immerhin manche brauchbare Angriffswaffe gegen die Gründerprocesse liefern können. Statt dessen muß sich der Leser mit dem Durcheinander folgender Aperçus begnügen.

Da findet es der Verfasser zum Ersten höchst sonderbar, daß die Staatsanwälte nicht schon früher auf den, wie er sich ausdrückt, „geistreichen" Ein-

Digitized by Google

fall gekommen sind, wegen Betrugs Anklage zu erheben. Warum nicht gleich auf frischer That noch während der Schwindelperiode, warum erst jetzt, vier Jahre nach den Gründungen? Wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil früher kein Beschädigter aufgetreten ist, vor dem Krach auch kein Beschädigter vorhanden war, welcher bei der Strafbehörde den verübten Betrug, den ostensiblen und den wirklichen Charakter der Gründungsoperationen zur Anzeige brachte. Ehe nicht mit der Entwerthung der Actien auch die Werth- und Bodenlosigkeit des ganzen Unternehmens offenkundig wurde, so lange die Schwindelpapiere noch mit steigenden Coursen an der Börse notirt wurden, gab es keine Getäuschten und Geprellten. Daß die Staatsanwälte von Amtswegen die Zuverlässigkeit der veröffentlichten Gründungsprospecte, die Ehrlichkeit der verschiedenen übrigen gerichtlichen und notariellen Verlautbarungen hätten prüfen, oder auf Grund dessen, was in gewissen Börsen- und Coulissenkreisen als „notarisch" galt, hätten einschreiten sollen, ist eine Zumuthung an die Allmacht und Allwissenheit des staatsanwaltlichen Wächteramts, die man dem Laien nicht verübeln darf. Ein Jurist oder aus dem Juristenstande „hervorgegangener" Schriftsteller sollte über das, was die Staatsanwaltschaft nach ihren correcten Berufspflichten zu thun und zu lassen hat, nicht so ins Blaue hineinreden. Zudem sollte ich glauben, müßte jeder rechtlich denkende Mann den Staatsbehörden dankbar dafür sein, daß die Gaunerei spät, statt daß sie gar nicht verfolgt wurde.

Zum Zweiten pocht der Verfasser sehr lebhaft darauf, daß überall von den Herrn Gründern „correct gesetzlich" transigirt worden sei, — soll anscheinend heißen, daß die legalen Formen, notarielle Beurkundung, gerichtliche Anmeldung, Stempel ꝛc. von ihnen fein säuberlich beobachtet worden seien. Als wenn die äußerliche Deutlichkeit, Vollständigkeit, Unanfechtbarkeit irgend eines Vertrags irgend etwas zu thun hat mit der Frage der materiell in ihm enthaltenen Simulationen, Fictionen, fraudulosen Willensabsichten!

Dann wieder wird besonders laut hervorgehoben, daß gelegentlich ein Strafurtheil anerkannt habe, in dem Gründerlohn sei an sich noch kein „rechtswidriger Vermögensvortheil" enthalten. Fehlte der „rechtswidrige Vermögensvortheil", heißt es triumphirend weiter, so fehlt das wesentlichste Moment für den Thatbestand des Betrugs! Daß man bisher überhaupt nur da in den Gründungsoperationen die Merkmale des Betrugs und darunter auch das des „rechtswidrigen Vermögensvortheils" strafgerichtlich gefunden hat, wo die Gründer ihren Gründerlohn durch Täuschung der Actienzeichner oder Actienkäufer über den wirklichen Ankaufswerth des in die Gründung inferirten Vermögensobjects zu realisiren gewußt haben, wird verschwiegen. Das Finden einer fremden Geldbörse ist an sich auch keine rechtswidrige Zu-

Digitized by Google

eignung. Trotzdem nennt man es stehlen, sobald mein Nebenmann sie in meiner Tasche zu finden sich erlaubt.

An einer anderen Stelle beschäftigt sich der Verfasser mit den Gründungsprospecten, und, was er hier vorbringt, gehört zu den bemerkenswerthesten Partien der „Studie". Bekanntlich verlangt das Strafgesetzbuch zum Thatbestande strafbarer Irrthumserregung beim Betruge die Vorspiegelung falscher oder die Unterdrückung wahrer Thatsachen, und nach der herrschenden Auslegung des Gesetzes erfüllen nur bereits in die Erscheinungswelt getretene, also der Vergangenheit angehörige Dinge, nicht Versprechungen, Verheißungen, alles der Zukunft anheimfallende den Verbrechensbegriff solcher trügerischer Thatsachen. Insoweit daher die Prospecte, welche in Großfolio dem Publicum die Entstehung eines neuen Actienunternehmens ankündigten und zur Actienbetheiligung aufforderten, sich auf allgemeine Redensarten von den glänzenden Zukunftsaspecten, den zu erwartenden colossalen Dividenden, dem unfehlbaren riesenhaften Aufschwunge der Geschäfte und dergleichen mehr beschränkten, war ihnen vom strafrechtlichen Gesichtspuncte kaum etwas anzuhaben. Das alles mochte so schwindelhaft, so geflissentlich falsch, als denkbar sein: vor dem Gesetze blieb es erlaubte Marktschreierei. Nos iure utimur. Nur, wenn die Prospecte sich damit nicht begnügten, vielmehr dazu übergingen, bezüglich des Werths des Gründungsobjects, seines Ankaufspreises, der bisherigen Erträgnisse und andere dem factischen Bereich angehörige Thatumstände unwahre Angaben zu publiciren, fielen sie der strafrichterlichen Cognition anheim. Nun war es landläufige Gründerpraktik, zunächst durch einen von der Gesellschaft das Gründungsobject, eine Fabrikanlage, eine Baustelle einen Schuppen zu einem beliebigen Preise einzuhandeln, dann dasselbe Object mittels Scheinvertrages zu einem willkürlich um 50, 100, 200 Procent erhöhten Preise an das als erste Zeichner, Generalversammlung der Actionäre, Verwaltungsrath auftretende Gründerconsortium abzutreten, diesen fictiv erhöhten Preis als solide Basis dem danach bemessenen Actionscapital zu Grunde zu legen, ihn im Prospect zu publiciren, den durch Begabung der Actien mit thunlichstem Agio realisirten Gewinn in die Tasche zu stecken, und das Unternehmen seinem Schicksale zu überlassen. Bisher hat man in der civilisirten Welt seit Jahrtausenden angenommen, daß wenn der Verkäufer einer Sache den Käufer über irgend welche für Werth und Marktpreis derselben erhebliche Eigenschaften arglistig täuscht, und ihn dadurch verleitet, einen höheren Kaufpreis zu zahlen, als er bei Kenntniß des wahren Sachverhalts gezahlt haben würde, dies gemeiner Betrug sei. Auch sollte man glauben, sei es genau dieselbe Form der Gaunerei, ob Jemand Messing für Gold, eine Sandgrube für einen Fruchtgarten, eine Mistpfütze für ein Bergwerk einem gutgläubigen Käufer an den Hals hängt, oder ob ein Gründercomplott ein altes Bauwerk,

Digitized by Google

das es thatsächlich gestern für 100,000 Mark angekauft hat, unter der falschen Vorspiegelung, der Prachtbau koste ihnen unter Brüdern 200,000 Mark, heute für 250,000 Mark zu ideellen Eigenthumsantheilen an Actienkäufer weiter verschachert. Wie judicirt dem entgegen unser Criminalist? Er redet zunächst allerlei um den Brei herum, von dem Mangel rechtswidrigen Bewußtseins und rechtswidrigen Vermögensvortheils, von der Gerechtigkeit des Gründerlohns bei dem großen Risico, das die Gründer getragen, — der Betrug hätte ja mißglücken und sie die schönen Actien im Portefeuille behalten können! —, ferner von der Unmöglichkeit eines gegen ganz unbestimmte Personen auszuführenden Betrugs — als wenn es sich in den Gründerprocessen nicht regelmäßig um sehr bestimmte Betrogene gehandelt hätte —, von der „inquisitorischen" richterlichen Fragstellung an diese Betrogenen, ob sie dem Prospecte Glauben geschenkt und sich dadurch zum Actienkauf hätten bestimmen lassen, — was unserem Criminalisten als ein wahrhaft mittelalterliches medium eruendae veritatis erscheint —, endlich auch von einem Prospect, von welchem gelegentlich ein Gerichtshof festgestellt habe, daß darin außer allgemeinen Anpreisungen nichts Thatsächliches enthalten sei. Nun, und jene anderen Prospecte, um die es sich allein handelt, in denen die thatsächliche Unwahrheit bezüglich des Erwerbspreises faustdick aufgetragen war? O, was diese harmlosen Machwerke anbetrifft, meint Herr Justinus Möller, das waren ja nur „Reclameinserate", eine „Spielart der Mogelei, welche zwischen Betrug und schlechtem Witz die Mitte hält", eine jener „kleinen Unredlichkeiten, mit denen das kaufmännische Leben aller Zeiten versetzt ist", ein „Aushängeschild", nur von Interesse für die Leser, um daraus Zeit und Ort der Subscription zu ersehen und rechtzeitig an den Pforten des Zeichnungstempels Queue zu machen. Kein vernünftiger Mensch hält solche Prospecte für „buchstäblich wahr". Höchstens in einer kleinen Stadt hätte ein gläubiges Gemüth auf die „curiose Idee" verfallen können, „die betreffenden Angaben seien wahr, wie das Evangelium". Also, concludirt die criminalpolitische Studie, „wird dem Prospect eine viel zu ernsthafte Bedeutung beigemessen, wenn man ihn als Grundlage für die Uebelthat der Gründer erachtet." Die ganze Nichtsnutzigkeit dieser ebenso miserabel gedachten, wie jammervoll ausgedrückten Entschuldigung der Schwindelprospecte tritt hier um so greller hervor, wenn man in den vom Verfasser selbst mitabgedruckten Actenstücken des einen wider Levy und Genossen in Magdeburg verhandelten Gründerprocesses (Seite 59) liest, welch erheblichen Werth die Gründer selbst auf die Technik schön gearbeiteter Prospecte legten, wieviel Mühe man auf die Ausarbeitung verwandte, wie man den sachverständigen Beirath erfahrener Gründungspraktiker aus der Ferne erbat und im Zweifel gern die Kosten daran wandte, das wichtige Schriftstück nach den meisten Rathschlägen Ber-

Digitized by Google

liner Experten von dafür besonders eingeschulten Berliner Literaten redigiren zu lassen. Als einem solchen Experten ein von unerfahrenen Provinzialen entworfener Prospect zur Begutachtung übersendet wird, antwortet dieser Herr, der nebenbei die ganze Gründungsanlage so wenig kennt, als läge sie auf dem Monde, wörtlich Folgendes: „Auf Grund dieses Prospectes zeichnet Niemand. Ad a) ist die Motivirung, daß das Etablissement in eine Actiengesellschaft übergeht, durch die Worte — hat sich veranlaßt gesehen — nicht genügend begründet. Ad b) fehlt die Nennung des Kaufpreises, da durch die Angabe des Grundcapitals leicht die Vermuthung nahe liegt, daß der Erstere außergewöhnlich hoch sei." Folgen eine Reihe weiterer Monita und detaillirte Rathschläge für den neuen besseren Entwurf, den man „gern bereit sei, hier (in Berlin) ausarbeiten zu lassen." (Brief von Friedländer & Co. in Berlin vom 14. September 1872.) Ja, das ist das Elend der Gründerprocesse, daß unsere Strafrechtspflege die Dinge „zu ernsthaft" ansieht, keinen rechten Humor für die Börsenscherze besitzt, die Leute beim Worte nimmt, auf „buchstäbliche Wahrheit" besteht und sich überhaupt mit viel altfränkischen Anschauungen von Treu und Glauben, Ehrlichkeit und Redlichkeit im Handel und Wandel herumplagt. Ehe das laissez faire et passer der Freihandelsschule nicht auch als „leben und leben lassen" von den deutschen Criminalgerichtshöfen grundsätzlich anerkannt wird, ehe kann unsere Industrie nicht gesunden.

Doch, um ernsthaft zu reden, wollte ich hier weder eine Rechtfertigung der von preußischen Gerichtshöfen wegen Gründungsschwindels ausgesprochenen Verurtheilungen, noch eine Widerlegung der von einem Herrn Justinus Möller zusammenstudirten Vertheidigung der Verurtheilten geben. Jene, wie diese bedürfen meiner nicht. Die preußischen Gerichte werden auch ferner unbeirrt das Recht zu finden wissen, und es wird sie wenig interessiren, ob die Börse darüber eine „animirte" oder eine „flaue" Stimmung äußert. Und wessen Sinn noch frei geblieben ist von dem ansteckenden Gift heutiger Börsenmoral, der wird sich in seinen Anschauungen von recht und unrecht, Diebstahl und Betrug schwerlich bethören lassen durch „criminalpolitische Studien". Woran mir gelegen, war wesentlich nur der Hinweis auf die erschreckende Erscheinung, daß so kurze Zeit nach einer so durch und durch verderbten Periode unseres Erwerbslebens, nach so geringen und so schwachen Anläufen der bessernden Kräfte, derartige literarische Versuche sich schon wieder dreist an das Tageslicht wagen dürfen, die mit den Künsten der Beschönigung und Verschleierung, der sittlichen Gleichgültigkeit und rechtlichen Stumpfsinnigkeit das öffentliche Gewissen einzuschläfern sich bemühen. Gegenüber der ungeheuren Ausdehnung, welche die Schwindelseuche in Deutschland genommen hat, bedeutet es im Grunde herzlich wenig, ob ein oder zwei Dutzend „Gründern" durch den

Digitized by Google

Criminalrichter die Gelegenheit gegeben wird, ein Paar Monate oder Jahre im Gefängnisse über ihr Treiben nachzudenken. Nicht das wirthschaftliche, nicht das sittliche Unheil, das sie und ihres Gleichen angerichtet haben, kann dadurch wieder gut gemacht werden. Die ungeheuren Einbußen, welche die deutsche Arbeit seit 1870 in den Elementen von Fleiß, Sparsamkeit, Tüchtigkeit erfahren hat, der zweifellose Rückschritt in der Concurrenzfähigkeit deutscher Fabrikate und Manufacturen auf dem Weltmarkt, die colossale Vergeudung von Capital, Unternehmungsgeist, Thatkraft und ihre schamlose Verzettelung in den Orgien trunkener Speculation und rasender Spielwuth, die Lotterei, Unehrlichkeit und Zuchtlosigkeit, welche unter den handarbeitenden und handwerkenden Classen eingerissen ist, die von den schlimmsten Leidenschaften socialer Feindschaft, von Neid, Scheelsucht, Haß und Verachtung verpestete Atmosphäre des wirthschaftlichen Organismus, das alles ist nicht wieder einzubringen und zu heilen durch criminelle Proceduren. Das Einzige, was diese letzteren vermögen, ist, daß sie dem Betrug und der Gaunerei in einigen Fällen ihre unehrlichen Namen zurückgegeben, und dadurch die Begriffsunterscheidungen von Lüge und Wahrheit, Schurkerei und Redlichkeit, Schande und Ehre wieder etwas in das schlaffe Gefühl, das verworrene Bewußtsein unseres Volkes zurückzubringen beginnen. Gerade dies war ja eine der häßlichsten und widerwärtigsten Seiten der jüngsten deutschen Schwindelperiode, daß die Kluft, welche sonst die ehrlichen Leute vom gewerbsmäßigen Verbrecherthum trennt, durch tausend goldene Brücken gewinnreicher Börsenmanöver verwischt worden war. Die Begier, über Nacht ohne Arbeit wie ohne Ehre Reichthümer im Spiel mit Actien zu erwerben, war so allgemein bis in die höchsten Gesellschaftsclassen eingedrungen, daß alle Scham verloren war, weder Rang noch Stand noch guter Name davon abhielt, Arm in Arm mit dem Gesindel der Fondsspeculanten, Börsenjobber, Bauernfänger den Courszettel zu umtanzen. Mit diesem Börsencarneval des Lasters und der Tollheit ist es ohnehin zu Ende. Es genügt aber nicht, daß man jetzt eine gewisse Anwandelung verspürt, sich der Gesellschaft, in der man sich vordem bewegt hat, ein wenig zu schämen und mit gespreizter heuchlerischer Selbstgefälligkeit von einigen „Verirrungen", deren man sich schuldig gemacht, nachsichtig zu reden. Nein, dieser ganzen Sippschaft von Gründern und Gründergenossen, all diesen sonst auf ihre Reputation so eingebildeten Bankiers, Fabrikanten, Kaufleuten, Beamten, Officieren, Edelleuten mußte endlich einmal ohne Phrase und Verhüllung in offener Gerichtshalle vom Richterstuhle aus gesagt werden, wie unser Landesrecht ihre Handlungsweise mit dem dürren Worte „Betrug" belegt und mit ehrloser Haft als peinlicher Strafe ahndet. Wenn jetzt ein gewisses Zittern und Bangen vor dem Pranger der Anklagebank diese Kreise durchzieht, so ist das wahrlich die geringste Sühne, die sie dem beleidigten

Digitized by Google

Rechtsgefühl ihres Volkes und dem eigenen Gewissen schuldig sind. Je länger dies Purgatorium dauert, desto besser für die öffentliche Sittlichkeit! Daß die Phase der Criminalverfolgungen unter allen Umständen von keiner übermäßigen Dauer sein kann, dafür sorgt zur Genüge die Geschäftsgewohnheit der Staatsanwaltschaft und der Strafgerichte, ihre besonders in den großen Städten habituelle Ueberlastung mit dem laufenden Tagewerk und ihre natürliche Abneigung, sich mit Jahre zurückliegendem, undurchsichtigen Verbrechensstoff zu befassen. Wo gewisse Verbrechensformen endemisch auftreten, ist man gewöhnlich bald zufrieden, einige Beispiele peinlicher Verurtheilungen statuirt zu haben. Das ist nun einmal der irdischen Gerechtigkeit Lauf. Mag es der Böse auf Erden noch so weit gebracht haben, singt der Dichter:

wenn sie wollt' alle Schande,
verschlingen, wer im Lande
wär' sicher bis Mitternacht?

Abermals zur Abwehr.

Von Theodor Mommsen.

Nachdem ich, zurückgekehrt aus Italien, die in Betreff der moabitischen Angelegenheit inzwischen erfolgten Veröffentlichungen einzusehen Gelegenheit gehabt und von dem jetzigen Stand der Sache mich unterrichtet habe, glaube ich, mit Rücksicht auf meine letzte Erklärung in Nr. 22 dieses Blattes und die darin unter Umständen in Aussicht gestellte Veröffentlichung der von mir in dieser Angelegenheit mit Herrn Fleischer geführten Correspondenz, die Erklärung abgeben zu müssen, daß diese Umstände nicht eingetreten sind und die Veröffentlichung also nicht stattfinden wird. Herrn Fleischers ausdrückliche Erklärung, daß er die von ihm durch collegiale Betheiligung an den betreffenden Beschlüssen und Anträgen des geschäftsleitenden Ausschusses der Deutschen morgenländischen Gesellschaft übernommene Mitverantwortung für den Ankauf der moabitischen Alterthümer anerkenne, hat seinen dreisten Advocaten so gründlich auf die Finger geschlagen, daß ich nichts hinzuzusetzen habe. Ich freue mich dessen aufrichtig und werde jetzt keinesfalls, auch wenn weitere Provocation dazu erfolgen sollte, die Summe derjenigen Mittheilungen vermehren helfen, aus denen die hier thätige bösartige Klatschgenossenschaft ihre Fäden spinnt. Die in den „Grenzboten" kürzlich citirte Insinuation zeigt nur zu deutlich, was gewünscht wird. Möchten doch die betheiligten ehrenhaften Persönlichkeiten sämmtlich begreifen, daß jede Corporation, gelehrte wie un-

Digitized by Google

gelehrte, wenn sie einmal gesprochen hat, nicht unter einander vor der Oeffentlichkeit handgemein werden darf; daß nach erfolgtem Beschluß die etwa vorhandene Minorität mit ihrer Pflicht wie mit ihrer Ehre verbunden ist für denselben mit einzutreten und daß die draußen stehenden Hetzer, unter dem Vorwande die Thatsachen richtig stellen zu helfen, nichts weiter verfolgen als alle Betheiligten möglichst zu compromittiren. Das Schmutzbombardement ist nicht erfreulich; aber ich will es lieber noch ferner ertragen als mit solchen Materialien Hände füllen, in denen Alles zu Gift wird.

Es sind aber noch andere Dinge vorgefallen, über die ich doch wohl nicht schweigen darf. Ich habe den besonderen Vortheil wenigstens die hauptsächlichen Invectiven und Injurien, die inzwischen gegen mich vorgebracht worden sind, in dem Archiv der „Grenzboten" in einem kurzen und kräftigen Auszug niedergelegt zu finden und also ohne Weitläufigkeit mich sogleich wieder daheim fühlen und orientiren zu können. Ueber den Ton und die Tendenz dieser Scripturen mögen Andere richten; ich lebe der Hoffnung, daß die deutschen literarischen Kreise, vor allen diejenigen, die sachlich meine Gegner sind, dieses Gericht vollstrecken werden. Aber über die Dinge selbst will ich, mit Niederkämpfung des wohl berechtigten Widerwillens, hier einige Worte sagen.

Die Promotionsfrage allerdings berühre ich in diesem Zusammenhange nicht. Es wird sich anderswo Gelegenheit finden auf die äußerst dankenswerthe litis contestatio affirmativa der philosophischen Facultät in Jena und die sonstigen ernsthaften Erklärungen und Entgegnungen einzugehen. Daß die „Grenzboten" aus denselben ein kleines Sträußchen zu flechten belieben, ist unter allen Umständen und für alle Betheiligte gleichgültig. Die specielle Zuthat dieses Schriftstellers, daß ich mit meinem Auftreten gegen gewisse Formen der Doctorpromotion meinen persönlichen Vortheil im Auge habe, liegt allerdings bis jetzt nur noch in der geschmackvollen Form der annoncirten Verleumdung vor. Nun, daß ich persönlichen Nachtheil von diesem Auftreten haben würde, wußte ich vorher und diese Erwartung hat sich reichlichst erfüllt; jene Ankündigung ist zur Zeit nicht blos dunkel, wie ihr Urheber sagt, sondern auch lächerlich; und ich denke, dieser Stempel wird ihr bleiben.

Aber was die „Grenzboten", wesentlich nach dem Vorgang des Herrn Bergk, in Betreff der Schleuderbleie ausführen, scheint eine Erörterung zu fordern; um so mehr als hier der Ankläger doch einen Namen hat und es zwar gewiß keine Freude, aber doch relativ eine Ehre ist, wenigstens nicht allein mit einem unbenannten Artikelschreiber zu controvertiren.

Die „Grenzboten" meinen, daß die Verwaltung der Museen, welche eben erst bei dem Ankaufe der Moabiter Alterthümer eine so unerfreuliche Erfahrung gemacht hätte, aufs Neue durch die auf meinen Betrieb erfolgte Erwerbung der Pariser Schleuderbleie compromittirt worden sei. Ich habe, sagen

Digitized by Google

sie, in jener Hinsicht eine Fälschung der schlimmsten Art zugestanden, allein gemeint, daß das Ministerium kein Vorwurf treffe, sondern lediglich den deutschen Gelehrtenstand, indem die Deutsche morgenländische Gesellschaft sich zu sehr auf einzelne Autoritäten verlassen und in Folge dessen den Ankauf empfohlen habe. ‚Nun, die Verhältnisse sind in beiden Fällen gleich, und so ‚viel ich weiß, ist der Kammerdiener Mommsen eine Person mit dem Berliner ‚Akademiker und Professor'.

Wie soll man diesen Vorwurf charakterisiren, wenn man weiß, daß ich selber in der Kammer den zweiten Handel erwähnt und die Gleichartigkeit beider Vorgänge schon damals ausgesprochen habe? Eben zur Entschuldigung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft habe ich das angeführt, daß ich selbst kürzlich im gleichen Fall gewesen sei und auch einen unrichtigen Rath ertheilt habe, dessen Folgen freilich sich von dem Museum hätten abwenden lassen. Ich setze, damit kein Zweifel bleibt, meine Worte nach dem stenographischen Bericht her oder gestatte mir vielmehr die wenigen Worte, die diesen Lärm hervorgerufen haben, nach demselben hier, so weit sie zur Sache gehören, vollständig zu wiederholen. Ich bin heute noch überzeugt, daß, wer nicht auf irgend eine ungenaue mündliche und schriftliche Wiedergabe des Sinnes meiner Worte, sondern auf diese selbst hin sein Urtheil abgiebt, in denselben weder etwas Verletzendes noch etwas Verkehrtes finden wird.

. . . . . „Ich habe mich hier, wenn Sie es gestatten wollen, gemeldet nicht so sehr als Abgeordneter sondern als Epigraphiker, um in Betreff der Moabiter Alterthümer hier ein Wort zu bemerken. Es ist dies zwar nicht meine eigentliche Brauche, aber ich bin hinreichend instruirt über die Ansichten, die darüber in sachverständigen Kreisen herrschen, um über dieselben hier das Wort nehmen zu können.

„Zunächst ist es keinem Zweifel unterworfen, daß eine Fälschung hier stattgefunden hat von der allerschlimmsten Art. Diese Thatsache ist nicht mehr hinwegzuleugnen. Aber im Interesse der justitia distributiva möchte ich darauf hinweisen, was vielleicht der Abgeordnete Petri bereits gethan, ich aber möglicherweise überhört habe, daß in diesem Falle die Generaldirection der Königlichen Museen schlechterdings kein Vorwurf trifft. Sie ist bei dieser ganzen Angelegenheit nicht befragt worden, diese Anschaffung ist aus dem Königlichen Dispositionsfonds vollzogen, und also weder die Ansicht noch der Geldbeutel der Generaldirection hierbei in irgend einer Weise in Mitleidenschaft gezogen worden. Das steht fest, die Verantwortung würde also hier unmittelbar, soweit überhaupt von Verantwortung die Rede sein kann, das Ministerium treffen. Was nun die Verantwortlichkeit des Ministeriums anlangt, so hat der Abgeordnete Petri darin unzweifelhaft geirrt, wenn er gemeint hat, daß unser Ministerium gehandelt hat auf die Autorität des Herrn Schlottmann in Halle. Unser Ministerium ist in dieser Angelegenheit vorgegangen auf Anregung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der ersten wissenschaftlichen Corporation, welche es auf diesem Gebiete giebt, und zunächst auf Anregung des Nestors der arabischen Wissenschaft, des ehrwürdigen Fleischer. Daß unsere Regierung in diesem Falle etwas sehr Verkehrtes gethan hat, ist freilich jetzt unzweifelhaft; aber dieser Irrthum kann dem Ministerium nicht zum Vorwurf gemacht werden. Es hat gehandelt auf eine Autorität hin, der es nach meiner Meinung zu folgen verpflichtet war. Also dieser Vorwurf, meine Herren, soweit er besteht, bleibt leider bei dem deutschen Gelehrtenstande liegen. Es ist richtig, daß die Deutsche Morgenländische Gesellschaft auf eine Autorität, die sie überschätzt hat, zu viel Gewicht gelegt hat, und es muß ferner hervorgehoben werden, daß eine große Anzahl Gelehrter, die wohl von Anfang an die Sache richtig erkannten, unglücklicherweise geschwiegen haben, wo sie sprechen sollten. Wenn sie jetzt

Digitized by Google

nachher reden, so ist das keineswegs eine unbedingte Excusation. Es ist Pflicht, wenn dergleichen Schwindel umläuft, zur rechten Zeit die Feuerglocke zu ziehen und zu warnen, daß nicht irgend ein Unschuldiger hineinfällt, wie in diesem Falle der Minister Fall hineingefallen ist".

. . . . . .

„Die Gelehrten haben unzweifelhaft die Schuld zu tragen. Aber, meine Herren, seien Sie nicht allzustreng gegen einen Sachverständigen, der sich versieht. Auch der beste Baumeister baut einmal ein Haus, wo nicht alles in Ordnung ist, wo nicht blos der Kostenanschlag überschritten ist, sondern gelegentlich etwas zusammenfällt, was stehen bleiben sollte, und das ist unser Fall. Machen Sie nicht durch eine allzu scharfe Behandlung der Sache es dem Ministerium unmöglich, Sachverständige zu fragen; machen Sie es nicht den Sachverständigen unmöglich, solche Fragen zu beantworten. Es ist in der That, wenn man neuen Funden gegenüber steht — ich bin kürzlich in einem ganz verwandten Fall gewesen und erinnere mich, wie hart wir vorbeigeschrammt sind an einem solchen Hineinfall — es ist in der That ein solches Gutachten häufig eine harte Aufgabe. Man steht nothwendig immer novis gegenüber, man hat nicht immer die gehörige Prüfungszeit, man kann nicht, wie die Baseler Professoren, denen ich übrigens gar keinen Vorwurf machen will, sich erst ein Jahr hinsetzen, um zu studiren, ob die Sachen ächt sind oder nicht. So lange wartet Herr Schapira nicht, wenn er mit seiner Waare eingetroffen ist. Es ist ein arges Versehen, aber die öffentliche Meinung in Deutschland sollte in dieser Beziehung die Schuldigen für hinreichend bestraft ansehen und nicht allzu scharf sie verurtheilen."

Gerade weil ich mir in meinem Gewissen sagte, daß in diesem Falle die Verantwortung zunächst mich und nicht die den Ankauf verfügende Verwaltungsstelle trifft, habe ich damals das Wort genommen und in Betreff der moabitischen Alterthümer nicht die Verwaltung der Museen, die den Ankauf ja abgelehnt hatte, sondern das Ministerium, das ihn beschlossen, vertreten und die Verantwortung auf den deutschen Gelehrtenstand geworfen, natürlich in dem Sinne, daß in jedem einzelnen Fall die betheiligten Gelehrten sie zu tragen haben. Und das ist Kammerdienerei? Wenn der Schreiber sich wegen dieses Wortes selber ein Pfui zuruft, so wird das nicht ohne Echo bleiben. Und wenn ich kurz vorher die Verwaltung der Museen vom administrativen Gesichtspuncte aus angegriffen hatte, so war ich um so mehr verpflichtet öffentlich anzuerkennen, daß ihr nicht blos in Betreff der Moabitica, in welche sie überhaupt nur durch eine allen wohlbegründeten Rectificationen trotzende Consequenz der Lüge hineingezogen wird, sondern auch in dem zweiten Fall ein Vorwurf nicht gemacht werden kann. Uebrigens sehe ich nicht ein, in wie fern die Verwaltungs- und die Ankaufsfrage connex sind und warum der Umstand, daß ich in Betreff einer Erwerbung für das Museum einen unrichtigen Rath gegeben habe, mich von meiner Abgeordnetenpflicht entbindet, über die Verwaltungsreform der Anstalt meine Meinung auszusprechen.

Was nun die Erwerbung der Schleuderbleie selbst anlangt, so halte ich allerdings jetzt es für sehr wahrscheinlich, daß nicht blos die von dem Berliner Museum erworbene Serie, sondern die ganze ungeheure Masse der in den letzten Jahren auf den Markt gekommenen Bleie, einschließlich der Mehrzahl der von Herrn Bergk publicirten, aus einer groß-

Digitized by Google

artigen Fälschung herrühren. Den Rath, sie zu erwerben, habe ich gegeben, und ich erkenne die Verantwortlichkeit dafür jetzt ebenso an, wie ich dies in jener Kammersitzung gethan habe. Aber ich glaube einen Irrthum begangen zu haben, der nach der damaligen Lage der Sache vielleicht nicht zu vermeiden, gewiß entschuldbar war.

Die Schleuderbleie wurden angeboten von den Herren Rollin und Feuardent in Paris, deren Namen jedem in diesen Geschäften Kundigen an sich schon als Bürgschaft für die Echtheit gelten mußte. Die ersten Kenner des Faches, insonderheit Herr Longpérier in Paris, späterhin auch Herr L. Müller in Kopenhagen, bezeichneten sie als zweifellos echt und der erstere erwarb eine beträchtliche Serie für das Pariser Museum. Ein kundiger Gelehrter, den ich nicht nenne, um nicht auch seinen Namen dem Schmutz der „Grenzboten" zu überliefern, prüfte die Originale in meinem Auftrage und erklärte sie für echt. Die Ausgabe des Herrn Desjardins, deren erstes Heft vorlag, als der Kauf abgeschlossen ward, enthielt allerdings eine Reihe höchst bedenklicher Stücke; aber da dieser Gelehrte, wie ich aus eigener Nachprüfung seiner früheren Publicationen wußte, im Heraus- und Hineinlesen das Unglaubliche leistet, so konnte auf die schlecht gemachten Tafeln hin den Zeugnissen der besten Kenner der Glaube nicht versagt werden; ja es schien, wie ich dies der Verwaltung der Museen ausdrücklich bemerkte, die Erwerbung der Serie sich eben dadurch besonders zu empfehlen, daß damit die von Desjardins abgebildeten Exemplare ein für allemal zusammengehalten wurden und die Rectification seiner Abbildungen, resp. die Ausscheidung einzelner falscher Stücke, wie sie in jeder großen en bloc gekauften Sammlung vorkommen, für alle Zukunft möglich blieb. Diese Thatsachen legte ich der Verwaltung der Museen vor und befürwortete damit den Ankauf, auf den dieselbe einging. Die gekaufte Sammlung wurde dann auf meinen Vorschlag zur Katalogisirung an Herrn Zangemeister in Heidelberg gesandt, der sich ebenfalls, wesentlich aus paläographischen Gründen, mit voller Entschiedenheit für die Echtheit aussprach. Indem ich seine vorläufige Mittheilung in den Monatsberichten der Akademie zum Abdruck brachte, die beiläufig auch das von mir gegen Desjardins Publicationen gehegte Mißtrauen im weitesten Umfang bestätigte, konnte ich nicht umhin auf schwere sachliche Bedenken aufmerksam zu machen, welche diese neuen Bleie hervorriefen und die auch nach der Rectification der Lesungen Desjardins bestehen blieben. Als dann eine zweite Serie solcher Bleie von derselben Pariser Handlung dem Museum angeboten ward, wurde diese zunächst Herrn Zangemeister zur Prüfung eingesendet, und diese zweite Prüfung ergab völlig entscheidende Momente für die Falschheit einer großen Anzahl der Bleie, und damit die höchste Verdächtigkeit der gesammten Masse, wie dies Herr Zangemeister im Januarheft der Monatsberichte der Berliner

Digitized by Google

Akademie ausgeführt hat. Uebrigens hatte ich inzwischen die nach abgeschlossenem Kauf von Herrn Bergk gegen die Echtheit der Bleie erhobenen Zweifel selbstverständlich sofort zur Kunde der Museumsverwaltung gebracht und in deren Auftrag die Pariser Handlung davon in Kenntniß gesetzt. Gleich auf die erste Anzeige hin erklärte diese, indem sie übrigens sehr entschieden für die Echtheit eintrat, in der ehrenhaftesten Weise dem Museum, daß sie die von ihr als antik verkauften Bleie ohne weiteres zurücknehmen werde, wenn daran auch nur der Verdacht der Fälschung haften bleibe. In der That sind dann sämmtliche Bleie nach Paris zurückgesandt worden. Eine Schädigung des Museums hat also nicht stattgefunden.

Hiernach mag jeder Leser selbst die Frage beantworten, ob mich in dieser Sache ein Verschulden trifft. Ich habe der Verwaltung des Museums die Urtheile der Fachmänner vorgelegt, welche diese Bleie für unzweifelhaft echt erklärt hatten, und dieselbe, der diese Persönlichkeiten ja natürlich ebenfalls wohlbekannt sind, fand, eben wie ich auch, daß man dabei sich beruhigen könne. Dies war ein Irrthum; war es auch ein Fehler? ich muß es mir gefallen lassen, wenn dies jetzt, post eventum, so bezeichnet wird, obwohl ich es nicht einräumen kann. Aber selbst wer dies behauptet, wird bei unparteiischer Erwägung in einem Fehler dieser Art weder ein Unrecht noch eine Schande finden. Eigene Prüfung der Bleie hätte ich wohl vor dem Ankauf vornehmen können und ich würde mich derselben nicht entzogen haben, wenn die Verwaltung sie gewünscht hätte. Aber daß ich mich dazu nicht von freien Stücken erbot, geschah nicht blos deswegen, weil jene Garantieen mir ausreichend erschienen, sondern vor allen Dingen darum, weil ich in Betreff dieser sehr eigenartigen Gattung von Antiquitäten keine hervorragende Erfahrung besitze und nur wenige derselben selbst gesehen habe, wie ich dies schon im ersten Bande des Corpus Inscriptionum Latinarum zu sagen veranlaßt war; es war also meinerseits durchaus kein Grund vorhanden, die eigene Ansicht der Bleie vor Abschluß des Kaufes zu wünschen. Vielmehr habe ich gehandelt in dem Glauben, daß das Urtheil der Pariser Sachverständigen weit schwerer wiege als mein eigenes; wie ich denn auch nach dem Kauf glaubte an Herrn Zangemeister für diese Denkmäler einen besseren Bearbeiter zu finden, als ich selber gewesen sein würde. Auf jeden Fall darf ich jetzt in meiner eigenen Sache wiederholen, was ich damals in Sachen der Moabitica in der Kammer geltend machte, daß das Publicum uns Gelehrten, die wir in der Lage sind bei Erwerbungen von Kunstsachen und Alterthümern als Sachverständige mitzuwirken, nicht jeden unzutreffenden Rath als einen Beweis persönlicher Unwissenheit in Anrechnung bringen möge. Es ist gewiß nicht jedes derartige Versehen verzeihlich, aber auch nicht jedes an sich und schlechthin dem Berather zur Last zu schreiben.

Digitized by Google

Mit welcher ungemeinen Geschicklichkeit nach paläographischer Seite hin die Fälschung ausgeführt worden ist, beweist der oben erzählte Hergang auf das Deutlichste; ja diese Fälschung selbst ist meines Wissens noch jetzt insofern ein Räthsel, als der mechanische Proceß dabei keineswegs aufgeklärt ist. Die Patina aller Bleie erscheint durchaus antik und es hat große Wahrscheinlichkeit, daß die Fälschung durchaus an echten Bleien durch spätere Stempelung stattgefunden hat; aber bei einem großen Theile auch der sicher falschen Bleie scheint eine solche Nachstempelung dem Augenschein zu widerstreiten. Wenn ich recht unterrichtet bin, halten die Pariser Sachverständigen an ihrem Urtheil entschieden fest. Endgültig wissenschaftlich erledigt ist die Angelegenheit aber auch für diejenigen nicht, die einen großen Theil der Stücke für gefälscht erklären, wie dies meiner Ansicht nach jeder Gelehrte thun muß, dem die Gesammtheit dieser Schleuderbleie vorgelegen hat. Ein sehr seltsames Spiel des Zufalles, wenn nicht gar eine eigenthümliche Hehlercomplicität hat herbeigeführt, daß die zuerst öffentlich bekannt gewordenen Stücke die eigentlich schlagenden Beweise der Unechtheit noch nicht aufzeigten. So konnte ein so tüchtiger Forscher, wie Herr Bergk es ist, in Deutschland das erste Opfer dieses Betruges werden und eine Reihe dieser Bleie als echt publiciren. Derselbe Gelehrte erwarb sich dann aber auch das Verdienst, nachdem ihm in der Desjardinsschen Publication von den Fabrikaten des Herrn Giuseppe Vincenzini, damals in Ascoli, zur Zeit in Rieti, eine größere Quantität zur Kunde gekommen war, die Fälschung zuerst bestimmt und nachdrücklich auszusprechen: und wie jeder Urtheilsfähige einräumen wird, wiegt dieser Nachweis jene ersten Irrthümer in jeder Weise auf. Aber Herr Bergk ist nun einmal eine ärgerliche Natur: statt sich mit diesem Erfolg zu begnügen, müssen nun die von ihm zuerst publicirten Stücke nothwendig alle echt bleiben und sind unter seiner Aegide sacrosanct, während die palimpsesten Stücke darunter schon jetzt mit Sicherheit als gefälscht bezeichnet werden können und ebenso Herr Zangemeister darin vollständig Recht hat, daß bei der jetzigen Sachlage sämmtliche in dem letzten Decennium (denn so weit etwa scheint die Fälschung zurückzureichen) auf den Markt gekommene Schleuderbleie verdächtig sind und die Scheidung der echten, die ja unzweifelhaft auch darunter stecken, nur nach sorgfältiger Feststellung der Procedur der Fälschung und ihres Umfanges gelingen kann. Wir Epigraphiker haben hier eben gefunden, was den Numismatikern vor langem an dem Frankfurter Becker zu Theil geworden ist — auch Herr Vincenzini hat in der pseudoantiken Numismatik sich seine Sporen verdient. Wir werden noch lange zu thun haben, bis seine Serie von Schleuderbleien so sauber vorliegt wie die Beckerschen Stempel. Herrn Bergk aber ist die Sache nun einmal verdrießlich und, wie es in solcher Stimmung geht, sucht er nach Genossen des Irrthums. Denn anders kann man es

Digitized by Google

gewesen. Das politische Geschick seiner Heimath hat ihn zum Mitbürger einer anderen Nation gemacht, aber durch Bildung wie durch persönliche Neigung hat er unserem Volksthum angehört. In dieser Doppelstellung lag die Bedeutung des Schriftstellers, sie war zugleich das Verhängniß seines Lebens. Wie vielen seiner elsässischen Landleute ist ihm die große Schicksalswende zu seinem persönlichen Schicksal geworden. Die Waffenentscheidung zwischen Frankreich und Deutschland ging als ein unheilbarer Riß durch seine Seele.

Seine Collegen von der Pariser Presse haben den hervorragenden Talenten Nefftzers, seiner gediegenen Bildung, dem tadellosen Charakter die wärmste Anerkennung gezollt. Mit seltener Einmüthigkeit ist er als eine der Zierden seines Berufs gefeiert worden. Aber die tragische Seite in seinem Leben haben sie nicht berührt, und es war besser, davon zu schweigen, als die Wahrheit zu verschleiern. Kaum deuteten sie an, warum der Hauptredacteur des Temps seinen Posten verlassen hatte und in Basel seine Ruhe fand, nur wenige Schritte von seiner Heimath, die ihm doch ebenso entfremdet war wie die französische Hauptstadt.

Nefftzer studirte im Seminar zu Straßburg protestantische Theologie. Es war die Zeit, da Straßburg die Brücke zwischen dem Geistesleben Deutschlands und Frankreichs genannt wurde. Das Schicksal der Provinz galt hüben und drüben als definitiv besiegelt. Aber schien nicht die Zugehörigkeit des deutschen Landes zu dem mächtigen Frankreich wie eine providentielle Fügung? Sollte sie nicht dazu dienen, ein geistiges Band zwischen den lange Zeit feindlichen Völkern anzuknüpfen? Schien nicht das Elsaß mit seinen reichen Kräften die Aufgabe zu haben, den Gedankenaustausch zwischen beiden Ländern zu übernehmen, zur Abschleifung der Gegensätze, zur Beseitigung der Vorurtheile, zur gegenseitigen Anerkennung der Vorzüge beider Nationen wirksam zu sein? Im Elsaß selbst halfen sich die Besten über die unglückliche Zwitterstellung des Landes mit der schönen Täuschung hinweg, daß dieselbe im Dienste einer höheren Friedensmission stehe. Die Vermittlung und Zubereitung der Schätze deutscher Wissenschaft für das französische Publicum, das zur praktischen Verwerthung derselben rascher und geschickter sei, wurde die Losung in diesen Kreisen. Die Straßburger Theologen insbesondere hielten die geistige Verbindung mit dem Mutterland aufrecht. Damals eben fingen die kritischen Untersuchungen über das älteste Christenthum, die ihren Ausgang in Tübingen genommen hatten, an, ihren Lauf durch die gebildete Welt zu nehmen. Sie fanden in der Schweiz, in Holland, im Elsaß noch rascher Aufnahme als im Vaterland. Populäre Bearbeitungen dieser wichtigen Resultate traten in jenen Ländern früher hervor als bei uns. Die Straßburger Professoren konnten nun zwar nur bis auf einen gewissen Grad sich mit der Tübinger Kritik befreunden, aber sie wirkten doch im Zusammenhang

Digitized by Google

mit der deutschen Wissenschaft, sie arbeiteten mit an den gleichen Problemen, die Zöglinge wurden eingeweiht in die deutsche Methode. Nefftzer hat sich eben diese Untersuchungen vollständig zu eigen gemacht und sie blieben durch sein ganzes Leben die Lieblingsbeschäftigung seiner Mußestunden. Er brachte nach Paris einen Grundstock gelehrter Bildung mit, und, was mehr werth war, er brachte ein durch wissenschaftliche Beschäftigung geschultes Urtheil mit, die Lust jede Tradition vorurtheilslos zu prüfen, die Kunst der Kritik.

Ausgerüstet mit deutscher Bildung und schwärmend für die große Nation trat er in die Pariser Journalistik. Er wurde die rechte Hand Emil Girardins, der für seine „Presse" sich die oberste Leitung vorbehielt, meist auch die Leitartikel schrieb, während sein Secrétaire de la rédaction, ein Posten, den Girardin eigens für Nefftzer erfand, der sich aber dauernd in der Pariser Zeitungswelt einbürgerte, die eigentliche Arbeitskraft des Blattes war. Es gab vielleicht keine größeren Gegensätze als Girardin und Nefftzer, aber sie ergänzten sich vortrefflich. Später überließ Girardin seinem erprobten Secretär auch die Chefredaction des Blattes. Gewissenhaft zuverlässig, sicher und rasch im Urtheil, ein Meister in der Form, aber ein Feind des blendenden Scheins, ein Talent nicht zu verblüffen, aber aufzuklären — so hat er sich zu einem der geachtetsten und wirksamsten, wenn auch nicht brillantesten Journalisten in Paris aufgeschwungen.

Im Jahre 1858 gelang es ihm mit Hülfe der reichen Geldmächte der Elsässer Colonie, die Revue Germanique ins Leben zu rufen. Er verband sich zu diesem Unternehmen mit seinem Landsmann Karl Dollfus, der ebenso zu den philosophischen Problemen sich hingezogen sah, wie Nefftzer zu den theologischen. Was die Revue wollte, das sagte ihr Name. Sie wollte die Franzosen mit dem Geistesleben der Deutschen vertraut machen. Die Absicht entsprang aus der Erkenntniß der traditionellen Einseitigkeit der französischen Bildung. Durch Uebersetzungen und Bearbeitungen aus der deutschen Literatur sollten derselben neue Gebiete aufgeschlossen, ein weiterer Horizont eröffnet werden. Ein kritischerer Geist sollte in die verschiedenen Disciplinen einziehen. Literatur und Politik, Volkswirthschaft, Geschichte, Philosophie: sie alle sollten durch die Zufuhr aus den germanischen Wissensschächten neue Anregungen erhalten. Der Gedanke beruhte auf einer Illusion, auf deren Zerrinnen man heute nur mit Wehmuth zurückblicken kann. Mit frischen und soliden Kräften gingen die Unternehmer ans Werk, es gelang Mitarbeiter wie Taine und Laboulaye zu gewinnen, eine Zeitlang schien es, als ob die deutsche Wissenschaft in Paris ebenso Mode werden sollte, wie unser Bier und unsere Musik längst siegreich sich Bahn gebrochen hatten. Das ging so lange, bis mit dem Krieg um die Elbherzogthümer unseren erstaunten Nachbarn plötzlich eine Ahnung von der gewaltigen politischen Umwälzung in unserem Vaterland

Digitized by Google

aufging. Tief war die Wirkung der germanischen Revue eigentlich nie gewesen, aber man hatte sie arglos gelten lassen, was konnten auch die deutschen Sympathien für Schaden stiften, der Gewinn kam ja nur dem eigenen Lande zu gut. Doch jetzt wurde man mit einemmal stutzig. Die Sympathien geriethen in Verwirrung. Man liebte die Deutschen, aber man fürchtete und haßte diese Preußen. Das Ende war, daß Frankreich das ganze Unternehmen, das die deutsche Art der Bildung geflissentlich bei ihm einführen wollte, schweigend aber bestimmt ablehnte. Schon zu Anfang des Jahres 1865 sah sich die Revue genöthigt, sich in Germanique et française, und bald darauf in Revue moderne umzutaufen. Als solche hat sie dann noch ein paar Jahre ein kümmerliches Dasein gefristet. Ihr Eingehen hätte schon damals als ein übles Vorzeichen gedeutet werden können.

Neffzer schrieb in den ersten Jahren einige Abhandlungen in die Revue, meist über Gegenstände aus der kritischen Theologie. Es blieb dies, wie gesagt, seine Lieblingsbeschäftigung, wie er dann später mit Dollfus zusammen die französische Uebersetzung von Strauß „Leben Jesu für das deutsche Volk" besorgt hat. Aber bald sollte ihn die selbständige Leitung einer Tageszeitung gänzlich in Anspruch nehmen. Endlich im Jahre 1861, ward ihm durch die Hülfe eben jener elsäßischer Gönner ermöglicht, ein Blatt ganz nach eigenem Sinne zu organisiren. Durch die umfassende Anlage, wie durch die Umsicht und Solidität der Führung gewann es schnell an Boden. Der Temps machte gewissermaßen Epoche in der Pariser Journalistik. Er strebte mit Glück aus der bisherigen Selbstzufriedenheit der Pariser Presse heraus. Die elsäßischen Patrone waren durch und durch von französischer Gesinnung; es verstand sich von selbst, daß auch der Temps ein nationalfranzösisches Blatt war. Gleichwohl mußte er sich bald genug gefallen lassen, spottweise „das deutsche Blatt" genannt zu werden. Der Temps kann sich rühmen — und das gilt noch ebenso, seitdem der jetzige Senator Edmond Scherer allein die oberste Redaction führt, der gleichfalls ursprünglich protestantischer Theologe, Neffzers College am Temps war, — er kann sich rühmen, nie und zu keiner Stunde den verhängnißvollen Illusionen der französischen Nation geschmeichelt zu haben. Unbarmherzig gegen die Phrase, streng gegen jede Verirrung des Patriotismus, in diesem Sinne auf Popularität verzichtend, suchte das Blatt seine Aufgabe gerade darin, die festgewurzelten Vorurtheile, welche die Entwickelung Frankreichs ewig in einen hoffnungslosen Kreislauf bannten, allmählich zu überwinden. Dem Kaiserthum wird es eine gemessene, doch unerbittliche Gegnerschaft, allein zugleich sollte dem Streben nach Freiheit eine vernünftige Richtung und ein vernünftiges Ziel gegeben werden. Die Freiheit — so konnte man etwa das Glaubensbekenntniß des Temps in jenen noch sozusagen akademischen Zeiten zusammenfassen — kann nicht über Nacht decretirt, nicht

Digitized by Google

durch Verfaſſungsparagraphen gemacht werden, ſie kann nur erarbeitet ſein, und ihre Vorbedingungen ſind die Erweckung der perſönlichen Initiative, die Verbreitung der Bildung, die Anſpornung des Geiſtes der Aſſociation, die Belebung der abgeſtorbenen Glieder der Gemeinde und der Provinz. Die Freiheit iſt nicht ein Schmuck, den man nach Belieben zur Krönung des Gebäudes verwendet, ſie kann nur die Frucht zäher Arbeit ſein, aus dem Inneren des Volkes heraus. Dieſe aus den germaniſchen Ländern eingeführten Ideen hörte man allerdings in Frankreich nicht zum erſtenmal, aber die Art ihrer Wirkung war neu: hier waren ſie die unverrückte Grundlage für das Urtheil einer täglich erſcheinenden Zeitung. Schon unter dem Kaiſerreich bildete ſich hier gleichſam eine Schule für die gemäßigte Republik.

Die überlieferten Vorurtheile ſollten namentlich auch durch eine regelmäßigere und reicher ausgeſtattete Berichterſtattung aus dem Auslande überwunden werden. Louis Blanc ſchrieb ſeine Briefe aus England, Erdan aus Italien, Seinguerlet aus Deutſchland. Eine regelmäßige Correſpondenz aus Deutſchland in einem Pariſer Blatt war etwas völlig Neues, und eben damals war ſie wichtiger als je. Verworrene Namen wie Bundesreform und Verfaſſungsconflict, Nationalverein und Reformverein, Großdeutſch und Kleindeutſch kamen in jenen Tagen über den Rhein — wer konnte aus dieſem Durcheinander klug werden, das gleichwohl die Aufmerkſamkeit mehr und mehr feſſelte? Da war es dankenswerth, daß der Temps es unternahm, die Franzoſen in dem Widerſtreit der deutſchen Strömungen, in dieſem noch unklaren Vorſtadium unſerer Erhebung einigermaßen zu orientiren. Herr Seinguerlet that das mit Geſchick und Ausdauer, bis auf einen gewiſſen Grad ſogar mit löblicher Unparteilichkeit, ja unverkennbarer Sympathie. Deutſchland hätte ſich kaum einen beſſeren Dolmetſch wünſchen können. Im Herzogthümerſtreit namentlich ſtand der Temps von Anfang an feſt auf der deutſchen Seite. Er vertheidigte das Recht der deutſchen Nationalität. Nichts gerechter war ſeine Meinung, als der Ruf: los von Dänemark.

An dieſem Puncte trat dann aber die charakteriſtiſche Wendung ein. Sobald der preußiſche Aar ſeine Flügel über die wiedergewonnenen Länder deckte, veränderte ſich plötzlich die Sprache. So war es nicht gemeint. Die Herzogthümer ſollten von der Fremdherrſchaft befreit, aber nicht unter ein neues Fremdjoch gezwängt werden. Deutſch ſollten ſie, aber nicht preußiſch werden. Man hatte die deutſche Entwickelung bis dahin mit Theilnahme verfolgt, aber aus lauter Sympathie fing man nun an, über die Unterdrückung des deutſchen Volkes durch Preußen zu ſchreien. Das eigentliche Deutſchland — und in dieſem entſcheidenden Punct blieb auch der Temps der franzöſiſchen Ueberlieferung getreu — waren die Mittel- und Kleinſtaaten, die nun einmal das Glück hatten, der beſonderen Protection Frankreichs, der Liberalen nicht

Digitized by Google

minder als der Napoleone, sich zu erfreuen. Bei Seinguerlet rührte der veränderte Ton zum Theil von seinen persönlichen Beziehungen zur süddeutschen Demokratie her, wodurch seine Briefe bald ihren Werth einbüßten; aber die Leitung des Temps theilte durchaus das Urtheil ihres deutschen Correspondenten, es war auch die persönliche Ueberzeugung des Chefredacteurs. Wie viel richtiger hatte nicht schon im Jahre 1832 Edgar Quinet über das Verhältniß von Preußen und Deutschland geurtheilt! Freilich war aus manchen Geständnissen zu entnehmen, daß man den Kern der deutschen Bewegung im Grunde wohl verstand und nur das Unerwünschte sich nicht eingestehen wollte. Man redete sich in ein Dogma hinein, an das man selbst nicht glaubte, und wiederholte es alltäglich, um sich zum Glauben zu zwingen. Hätte ein so scharfsichtiger Kritiker wie Neffzer in diese Ansicht sich verrannt, wenn nicht — im Elsaß seine Wiege gestanden wäre?

Im Juni 1865 bin ich selber Zeuge der außerordentlichen Erregung gewesen, mit der damals in Paris die deutschen Fragen besprochen wurden. Die Ahnung ging durch alle Kreise, daß eine große Entscheidung im Anzug sei. Man empfand daß, was in Deutschland vor sich ging, verhängnißvoll für das Kaiserreich, verhängnißvoll für Frankreich sein werde. In aufgeregter Spannung verfolgte man den Gang der öffentlichen Meinung über dem Rhein, die Schritte Preußens und die schwankende Haltung, die das Kaiserthum diesem entschlossenen und sicheren Vorgehen gegenüber verrieth. Eben in diesen Tagen war es, daß in Paris ein deutsches Fest von halbpolitischem Charakter, das Jahresfest des deutschen Turnvereins, gefeiert wurde. Die Bewegung, welche das Vaterland ergriffen hatte, gab auch der festlichen Vereinigung unserer Landsleute eine erhöhte Bedeutung und eine zwiefache, wenn man sich vergegenwärtigte, auf welchem Boden sie stattfand. Das Fest wurde zu einer deutschen Demonstration inmitten der französischen Hauptstadt. Die deutschen Turner genossen eine Freiheit der Bewegung und der Rede, die das Kaiserreich damals einem französischen Feste ähnlicher Art sicher nicht eingeräumt hätte. Wie ein Märchen ist mirs heute, wenn ich an das festlich geschmückte Pré Catelan, die Wiese inmitten des Boulogner Holzes, zurückdenke. Das Rendezvous der Pariser Gesellschaft in einen deutschen Turnplatz umgewandelt mit Barren, Reck und Klettergerüst, die Büste des alten Jahn umgeben mit deutschen und französischen Fahnen, das Bild der Germania als Wacht am Rhein herabsehend auf eine brüderlich gesellte, halb französische, halb deutsche Zuschauerschaft, die Musik der Jäger von Vincennes einfallend in die Weise des Arndtschen Liedes vom deutschen Vaterland! Am Abend war ein Commers veranstaltet, bei dem Ludwig Simon von Trier die große Rede hielt. Das war nun freilich der fragwürdigste Theil des Festes, die Rede lieferte blos den Beweis, daß der Flüchtling noch völlig im Jahr der

Digitized by Google

Revolution steckte und die ganze seitherige Bewegung im Vaterland ihm fremd geblieben war. Er bemühte sich zu zeigen, was wir Deutsche von den Franzosen lernen könnten. Dagegen war nichts einzuwenden. Aber er zog eine Parallele, die so schief wie möglich war. Frankreich stellte er dar als das Land, in dem zwar nicht die Freiheit, aber die demokratische Gleichheit verwirklicht sei, und diese pries er als das Ideal, an dem er in höhnischer Weise die vormärzlichen Zustände Deutschlands maß. Nefftzer nahm auch an dem Commerse Theil, halb als Journalist, halb als Landsmann. Er machte kein Hehl daraus, wie sehr er die Rede Simons mißbilligte. Es schien ihm gänzlich verkehrt, die französische Gleichmacherei als Vorbild für ein Land hinzustellen, dessen größter Vorzug eben die Mannichfaltigkeit seines geistigen und politischen Lebens, die freie Bewegung seiner Glieder sei. Das Schlimmste, was Deutschland begegnen könnte, meinte er, wäre, wenn es der imperialistischen Gleichheit verfiele. Er war ergrimmt, daß ein Deutscher so von seinem Vaterland rede.

Widerwärtig berührte ihn die Rede Simons; aber er hätte, wenn er am folgenden Abend in der Rue Cadet gewesen wäre, wo das deutsche Fest seinen Abschluß fand, sicher auch der Rede Ludwig Bambergers seinen Beifall versagt, der mitten aus dem Geiste heraus, der damals Deutschland bewegte, mit Nachdruck auf das Eine hinwies, was uns Noth that, die politische Einheit. Zwei Tage später suchte ich Nefftzer auf der Redaction des Temps auf, er schenkte mir mitten in seiner bedrängten Arbeitszeit eine behagliche Stunde und ich erstaunte über die Mischung von heterogenen, anziehenden und befremdlichen, edlen und verkehrten Gesichtspuncten, die hier zu einer festen und achtungswerthen persönlichen Ueberzeugung zusammengeflossen waren. Nefftzer hatte sich aus der Ferne ein ganz ideales Bild von Deutschland gemacht, an dem er mit einer Art schwärmerischer Sehnsucht hing. Von dem erstickenden Mittelpunct der französischen Centralisation aus erschien ihm Alles so reizend im lieben Vaterland. Daß sein Elsaß so systematisch verwälscht werde, nicht blos durch das Kaiserreich, sondern unter allerlei Titeln auch durch liberale Fortschrittsmänner, brachte ihn besonders auf. Wie alle Elsässer, sagte er, sei auch er begeistert für die große Nation nach Paris gekommen, erst hier sei er so gründlich deutsch geworden. Der nüchterne, behäbige, auch im Aeußeren höchst germanisch gebildete Mann, den nichts aus der Gemüthsruhe schien bringen zu können, wurde ordentlich warm, als er von dem beneidenswerthen Leben in den deutschen Kleinstaaten sprach, von der localen Färbung der verschiedenen Culturmittelpuncte, von dem behaglichen Spielraum, der den individuellen Kräften vergönnt sei, der gemüthlichen Freiheit in unseren grünen Thälern, kurz der reizenden Idylle der Kleinstaaterei. Die Richtung zur Einheit schalt er eifrig Verkehrtheit: „man hat

Digitized by Google

nichts davon, einer großen Nation anzugehören". Es schien ihm ein wahrhaft deutsches Interesse, das Aufgehen Deutschlands in der preußischen Caserne zu bekämpfen. Kurz, dieser liebenswürdigste Deutsche begriff nicht, was uns Deutsche im Vaterland damals erfüllte, jeder Versuch einer politischen Verständigung war hoffnungslos.

Uebrigens war schon damals ein entschieden pessimistischer Zug an ihm bemerklich. So wollte er nichts davon wissen, als ich von seinen und seiner Freunde Bemühungen um eine geistige Annäherung beider Länder sprach: „es ist Alles vergebens gewesen," rief er, „die Revue germanique ist gescheitert, es ist mit den Franzosen nichts anzufangen, sie sind zu eng, sie verstehen ewig nur sich selber — nehmen Sie Renan und Strauß, da haben Sie den ganzen Gegensatz, der nicht zu überbrücken ist." Auch über die Politik des Kaiserreichs sprach er sich besorgter aus, als ich in anderen Kreisen fand, zu einer Zeit, da die Organe der französischen Regierung ein auffallendes Entgegenkommen gegen Preußen zeigten. Er war überzeugt, daß Napoleon einzig auf den Rhein laure und daß im Hintergrund seiner Politik unverrückt die Compensation stehe. Er sah im Kaiserthum das Verhängniß Frankreichs, und damit hat er Recht behalten.

„Mein Sohn," bemerkte Neffzer, „soll in Heidelberg studiren, er soll ein ganzer Deutscher werden." Noch in demselben Jahre las ich in den Zeitungen, daß ihm dieser Sohn durch den Tod entrissen wurde. Das war der erste Stoß, der ihn tief erschütterte. Das Weitere that das Jahr 1870. Es braucht keiner Worte mehr, wie diese Katastrophe auf ihn wirken mußte. Er that seine Pflicht als Soldat auf den Wällen von Paris. Als aber der Friede über das Elsaß entschieden hatte, sah er sich heimathlos. In Paris war nicht mehr seines Bleibens, nachdem sein Geburtsland aufgehört hatte, französisch zu sein; ebenso wenig vermochte er ein Bürger des deutschen Reichs zu werden, das in ganz anderer Gestalt erstand, als das Ideal gewesen, das er sehnsüchtig geliebt hatte. Niedergedrückt, der politischen Thätigkeit entsagend, zog er sich nach der Schweiz zurück und vergrub sich wieder in seine philosophischen und theologischen Studien. Mit welchen Gedanken er seitdem die Entwickelung der beiden Länder verfolgte, von denen jedes ihm ein halbes Vaterland, jedes ihm fremd geworden war, ich weiß es nicht. Die Aerzte sagten, er leide an einer Herzkrankheit. Am 20. August hat sie seinem Leben ein Ende gemacht. Seine Pariser Freunde Pressensé, Scherer und Dollfus sprachen ihm schöne, warme und tactvolle Worte ins Grab. Neffzer, der Deutsche in der Pariser Presse, war eine eigenthümliche Erscheinung, wie sie nie mehr wiederkehren wird. An uns ist das Bedauern, daß solch eigen Fleisch und Blut uns lange hat fremd bleiben müssen. In Frankreich wird es empfunden werden, daß man Kräfte dieser Art künftig vermissen muß.

Digitized by Google

Das Festspiel in Bayreuth.

II.

Von Franz Gehring.

Unter allen Neuerungen Richard Wagners, welche sich auf das Theater als solches beziehen, ist keine zweite so fundamental eingreifend und dem bisherigen Gebrauche Trotz bietend, als diejenige, welche sich in dem Streben kund giebt, jeden der Zuschauer für sich gewissermaßen zu isoliren, die ganze geistige Kraft desselben auf die Beobachtung der Vorgänge auf der Bühne zu concentriren, und ihn so für die geistige Arbeit vorzubereiten, welche der Zuschauer zu leisten hat. Wagner perhorrescirt für den Augenblick das „Genießen" der Kunst vollständig: wer zu genießen hofft, denke, ehe er das Wagnertheater in Bayreuth betritt (und es wird sich ja über kurz oder lang wieder die Gelegenheit dazu bieten) an Dantes Inschrift über dem Inferno. Jetzt, für den Augenblick, kann der Zuschauer den neuen Wagnerschen Werken gegenüber nichts besseres thun, als nach einem gewissen System scharf beobachten. Sobald man sich der Art und Weise des Kunstgenusses überläßt, wie wir ihn sonst zu empfangen pflegen, ist man verloren. Daher die vielen Klagen über Längen, daher die zum Entsetzen Wagners gutmüthig vorgebrachten Vorschläge für Kürzungen. Allerdings wird eine Zeit kommen, in welcher man diesen Werken gegenüber gerade so sich verhalten wird, wie großen Werken früherer Zeit: man wird eine neue Art des Kunstgenusses ihnen gegenüber ausüben. Das darf geradezu behauptet werden, ohne daß man besondere prophetische Gabe in Anspruch nimmt. Ein einfacher Analogieschluß mit früheren Vorgängen und Wandelungen in der Kunst zu „genießen" belehrt uns darüber. Jeder erinnert sich der Erzählungen Tannhäusers und Lohengrins in den dritten Acten der gleichnamigen Opern. Zu der Zeit, als sie bekannt wurden, ergoß sich über dieselben eine Fluth von Klagen, wie heute über die große „Erzählung" Wotans in dem zweiten Acte der Walküre. Und wie hat sich die Stimmung darüber geändert. Heute giebt es sicher Niemanden, auch keinen musikalischen Puristen, der nicht den poetischen Gehalt dieser Erzählungen genießt und ihn preist. Früher sagte man, daß hierdurch der dramatische Gang gehemmt wird, heute bewundert man diese Ruhepuncte, in welchen zwar die Bewegung der Bühnenhandlung still steht, während deren aber die Bewegung in unserm Innersten beginnt als ein Spiegelbild der einzelnen Momente der Erzählung. Das war ja die wunderbare Kunst der alten griechischen Tragödiendichter, daß sie trotz äußerlich stillstehender Handlung das Gemüth der Zuschauer in Bewegung zu bringen verstanden. Wer

Digitized by Google

wird nicht bis ins Innerste schon bei der Erinnerung gerührt, wenn er gedenkt, wie Kreon in der Antigone durch die Erzählung der Diener den unheilvollen Ausgang des von ihm gefällten Urtheilsspruches erfährt! Schon daß Wagner immer wieder unternimmt, uns in der dramatischen Action seiner zuhörenden Helden und Heldinnen ein Spiegelbild unsers eigensten Empfindens beim Anhören einer Erzählung erblicken zu lassen, schon dieser Umstand müßte uns darüber nachdenklich machen, daß wir die Fähigkeit und die Lust an diesen sorgfältigen Beobachtungen zum Theil eingebüßt und uns so um den wahren Genuß gebracht haben, den eine Bühnendarstellung gewähren soll.

Um uns nun zu diesem allmählich wieder zu erlangenden Genusse zu verhelfen, verfährt Wagner zwar etwas tyrannisch. Ein altes Wort sagt aber schon, daß man die Menschen zu ihrem Besten stets zwingen müsse. Wagner isolirt uns zunächst von dem großstädtischen Treiben, er zieht uns mit magischer Gewalt nach einem kleinen Landstädtchen, in welchem wir den gewohnten Comfort des Lebens nicht finden; hierbei hat er uns Deutsche fast zu hoch taxirt: jede unbedeutende Entbehrung der gewohnten Behaglichkeiten hat zur Verbitterung gestimmt. Die Berichte großer deutscher Zeitungen (die Wiener voran) strotzten von Klagen über Wohnung, Lebensunterhalt, über glühend heiße Straßen zum „Calvarienberge", sogar über das schlechte Bier. Aus einem solchen Sammelsurium von Mißstimmung heraus wollte man sich zurecht finden, um Sammlung für ein eingehendes entgegenkommendes Aufnehmen, für die gespannteste Aufmerksamkeit zu gewinnen! Für Philister war freilich Bayreuth nichts und leider hat sich dabei herausgestellt, daß wir ganze Cohorten dieser nur beim Glase Bier und mit der Pfeife im Munde liebenswürdigen Menschen unter unsern Landsleuten haben. Das Alles hat Bayreuth mit seinem Festspiel gethan!

Im Theater selbst beginnt nun die unumschränkteste Herrschaft Wagners. Nachdem statt der Glocken Fanfaren mit Motiven aus dem „Nibelungenring" zwei Mal das Publicum zusammengerufen haben, werden die Gasflammen kleiner und kleiner. Fast vollständige Finsterniß tritt ein. Das Fehlen der Logen erleichtert diese Maßregel, welche zunächst dazu dienen soll, die Vorgänge auf der Bühne deutlicher hervortreten zu lassen, wie die gedruckten Textbücher besagen. In Wahrheit werden aber dadurch viele Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Es verstummt jedes Gespräch, von einem Betrachten des Publicums durch Operngucker, von jedem zerstreuenden Umherblicken ist nicht mehr die Rede — es ist einfach nutzlos. Auch das Textnachlesen wird unmöglich. Man muß gestehen, daß Wagner fast väterlich für seine Zuhörer besorgt ist, daß ihnen ja nichts entgeht, was die Verständlichkeit der Handlung erleichtern könnte.

Wenn ich das colossale, aber fade Treiben in dem großen Wiener Musik-

Digitized by Google

vereinssaale bei den fashionablen Concerten und in kleinerem Maßstabe im Kölner Gürzenich gesehen habe, wenn ich beobachtete, wie die Leute derartige Unternehmungen nur benützten, um sich gegenseitig zu begaffen, Toiletten und Schmuck zu zeigen, Stoff für eine oberflächliche musikalische Unterhaltung zu sammeln und sich gewissermaßen gegenseitig die Präsenzliste vorzuhalten, wenn ich all dieses der Sache fremde Beiwerk sah, habe ich mir oft gewünscht, mit einer Binde vor den Augen dasitzen zu dürfen, um nicht abgelenkt zu werden! Wozu so viele unnütze Willenskraft vergeuden müssen, damit man bei offnen Augen den Tand und die Eitelkeit nicht sah! Wagners Versuch, den Saal gänzlich zu verdunkeln, begrüße ich also auch in dieser Hinsicht mit Freuden.

Zu dem allen kommt — last not least — die Krone aller dieser Verdeutlichungsversuche: das unsichtbar gemachte Orchester. Dieser Gedanke Wagners gehört allerdings zu dem Genialsten, was die Theatergeschichte bis jetzt zu verzeichnen weiß. Als ich zum ersten Male das Wagnertheater besuchte, hatte ich mir die Einrichtung des Orchesters noch nicht angesehen. Seine Unsichtbarkeit und die Dunkelheit im Saale brachten bei mir eine so vollständige Illusion hervor, daß ich, trotz aller Kraft des Orchesters, nicht wußte woher die Töne kamen. Der Eindruck war ein überwältigender. Diese Einrichtung kann wohl zur Nachahmung reizen; nur darf man nicht auf halbem Wege bei ihrer Einführung stehen bleiben, wie es in Wien geschehen ist, wo man es glücklich dahin gebracht hat, alle Vortheile des tiefer gelegten Orchesters vermieden und alle Nachtheile errungen zu haben. Der Hauptvortheil der Bayreuther Einrichtung beruht nicht allein in der Unsichtbarkeit, das ist nur die Parole für die Sache — sondern vielmehr darin, daß die ganze Klangmasse einheitlich herauskommt, d. h. man hört kein Nebengeräusch, weder von den Streich- noch von den Blasinstrumenten, kann also eigentlich nicht mehr den specifischen Geigenton von dem der Blasinstrumente in dem Ensemble unterscheiden. Das Ganze hat eine Klangfarbe und kann als großartiger synthetischer Versuch für die Helmholtzsche Klangfarbentheorie sprechen, die bis jetzt nur auf analytischem Wege begründet war. Einer ähnlichen Wirkung erinnere ich mich nur noch ein Mal in meinem Leben bewußt geworden zu sein: als ich in den Krystallpallast zu Sydenham zum ersten Mal eintrat und gerade das Händelsche Alleluja von den Sängern und dem Orchester des Händelfestes (1871) probirt wurde. Meine Entfernung vom Orchester brachte hier für mich eine ganz analoge Wirkung hervor, wie die Tieferlegung und Unsichtbarkeit des Orchesters in Bayreuth. Man hat davon gesprochen (auch ich selbst), daß der Glanz der Geigen nunmehr verschwunden oder wenigstens gedämpft sei. Die Beobachtung war vollkommen richtig, doch muß ich es als ein Glück betrachten — das Orchester ist nicht dazu da, um den Glanz eines Instrumentes oder einer Instrumentengruppe hervortreten

Digitized by Google

zu lassen, sondern einen Gesammteindruck der Mischung von Klangfarben verschiedener Instrumente zu bieten: und den Glanz können wir schon verschmerzen, wenn wir an Solostellen die Blasinstrumente, Horn, Trompete, Posaune u. s. w. so edel zu hören bekommen wie hier. Das ist leider bei der Wiener Nachahmung nicht erreicht worden, aber auch in Wien ist natürlich der Glanz des Streichorchesters im Ensemble dahin. Ein anderer Nachtheil der Wiener Nachahmung ist geradezu ein Vortheil für das Bayreuther Original. Das schon an und für sich gelockerte Subordinationsverhältniß der Sänger zum Capellmeister droht bei der Tieferlegung des Orchesters in Wien noch schlimmer zu werden und zum Nachtheil des Operninstitutes sich noch mehr zu lockern*). In Bayreuth dagegen, wo es zuerst heißt „gehorchen" und dann noch ein Mal „gehorchen" und zum dritten Male „gehorchen", ist auf den Capellmeister allein nunmehr die ganze Verantwortung für ein präcises Ineinandergreifen concentrirt worden: ich halte das für ein großes Glück.

Die Präcision der Aufführungen, das richtige Ineinandergreifen sämmtlicher Kräfte ist nur möglich, wenn einem Befehlenden gehorcht werden muß und der soll der Capellmeister sein. Das neue Arrangement des Orchesters hat übrigens auch den Vortheil, die tiefen Töne des Orchesters, das Fundament voluminöser und kräftiger hervortreten zu lassen; dadurch erhält der ganze Instrumentenchor einen gedrungenen Unterbau und der Zuhörer behält mit dem Gange der musikalischen Entwickelung leichter Fühlung. Aber auch den Sängern kommt dieser Umstand zu Statten, was um so wichtiger ist, als sie jetzt weniger vom Orchester hören als früher. Dafür haben sie jetzt den Vortheil sich freier gehen lassen zu können, unbehindert durch die Tonfülle des Orchesters, welche sich sonst wie ein Wall zwischen sie und das Publicum legte. Es ist nunmehr allein Sache des Capellmeisters dafür zu sorgen, daß alle Theile zu ihrem Rechte kommen. Unter allen Betheiligten sind aber die Orchestermitglieder die Einzigen, welche sich über etwas zu beklagen hätten; sie können nämlich nicht, wie sonst, auf die Bühne sehen: indessen sind sie gerade diejenigen, deren Begeisterung für die Sache selbst so groß war, daß sie dieses Opfer gern gebracht haben, und das will etwas

*) Die Sänger sind dort nämlich gewohnt, sich um den Capellmeister gar nicht, wohl aber um das Instrument zu kümmern, welches sie gerade begleitet. Der Capellmeister ist in Wien fast nur dazu da, um den Launen der Sänger zu dienen. Nun ist in Folge der Tieferlegung des Orchesters die Fühlung der Sänger mit den einzelnen Instrumentisten so gut wie unmöglich geworden — dem Capellmeister zu gehorchen, halten die Sänger unter ihrer Würde. Man kann sich daraus ein Bild machen, wie sich da die Gegensätze zuspitzen. Vielleicht wird es der Energie Richters gelingen, auch hier zu siegen.

Digitized by Google

heißen, denn seit dem 3. Juni bis zum 31. August haben sie unaufhörlich Proben und Aufführungen mit nur wenigen Ruhetagen gehabt.

Nachdem wir nun bis zum Proscenium des Wagnertheaters vorgedrungen sind, lassen wir, wie der Dichtercomponist, den Vorhang seines Theaters in der Mitte sich theilen und wenden uns seinem großartigen Werke selbst zu.

Will man ein klares Bild des gesammten scenischen Vorganges entwerfen, so genügt es nicht, sich Scene für Scene zu vergegenwärtigen, sondern man muß vor allen Dingen den Punct des Dramas sicher ins Auge fassen, von dem aus sich der ganze Verlauf vorwärts und rückwärts überblicken läßt. Diesen Punct finde ich nun in den Enthüllungen, welche der nordische Gott Wotan, überwältigt vom Schmerze über das hereinbrechende Ende der Götter seinem geliebten Kinde, der Walküre Brünnhilde, im zweiten Acte der Walküre macht. Es geschieht das in jener Erzählung, über welche, wie ich schon oben erwähnte, die Meinungen sehr getheilt waren, ob sie nicht zu sehr den Gang des Dramas aufhalte. Man wird sich aus ihrem gleich mitzutheilenden Inhalt selbst eine Vorstellung darüber bilden können, in wie fern sie nothwendig oder entbehrlich ist.

Höchste Gewalt und Allmacht besitzt das Geschlecht der nordischen Götter nicht. Mit ihnen, die in lichten Höhen wohnen, streiten um die Alleinherrschaft die beiden Geschlechter der Riesen und der Zwerge (Nibelungen). Diese wohnen im Innern der Erde, die Riesen auf dem „Rücken" der Erde. Jedes der drei Geschlechter strebt danach die beiden andern zu unterjochen. Die Tetralogie giebt uns nun ein Bild von diesem durch tragische Momente motivirten Kampfe. Man sieht Wagner's Versuch ist großartig angelegt: er will Himmel, Erde und Unterwelt durch die Idee seines Werkes umspannen und in dramatischen Zusammenhang bringen — das Menschengeschlecht, welches neben jenen drei Geschlechtern emporblüht, übernimmt schließlich nach dem Untergange der Götter, Riesen und Zwerge als Erbe dieses Kampfes — die Liebe. Wotan, der oberste der Götter, will seine Herrschaft durch den Bau einer starken Burg zu festigen suchen, wodurch er gegen alle Angriffe geschützt zu sein hofft. Um die Burg zu bauen bedient er sich der Riesen. Sie gehen den Bauvertrag mit Wotan unter der Bedingung ein, daß die Göttin Freya künftig ihrem Geschlechte angehören solle. Freya ist nämlich die Spenderin goldner Aepfel, deren Genuß den Göttern zu ewiger Jugend verhilft. Die Riesen wollen deshalb gerade sie den Göttern entreißen, denn ohne ihre Aepfel schwinden die Götter dahin. Auf den Rath Loges, eines Halbgottes, geht Wotan den Vertrag ein. Loge verspricht nämlich die Riesen zu überlisten und ihnen einen Ersatz für Freya zu bieten. Auch die Zwerge beginnen die Macht der Götter zu untergraben. Ihr Repräsentant Alberich hat der „Minne" geflucht und gewinnt dadurch das Rheingold, woraus er den Ring schmiedet,

Digitized by Google

der ihm „maßlose Macht", ertheilt. Als die Riesen ihren Lohn für den Bau der Burg „Walhall" verlangen, will Wotan ihnen Freya vorenthalten, denn die andern Götter bitten für sie. Loge weiß den Riesen zuzureden, daß sie das „Rheingold", welches Alberich geraubt hat, als Ersatz annehmen. Doch gilt es erst dieses Rheingold Alberich wieder abzunehmen. Mit Hülfe von Loge wird dieser zweite Raub des Rheingoldes und des aus ihm geschmiedeten Ringes durch Wotan bewerkstelligt. Der Zwerg schleudert einen furchtbaren Fluch, der immer den Eigenthümer treffen soll. Die Riesen erhalten nun als Baulohn den Nibelungenhort, sind aber nicht eher damit zufrieden, als bis Wotan ihnen auch den Ring gegeben hat, dessen Macht ihnen jedoch unbekannt bleibt. Beim Vertheilen des Schatzes gerathen die beiden Riesen Fasolt und Fasner in Streit. Fasner tödtet Fasolt. Der Fluch Alberichs geht also schon so bald in Erfüllung. Fasner rafft den Schatz zusammen bis auf ein Schwert, das er nicht mehr in seinem Sacke bergen kann. Mittelst des zum Nibelungenhorte gehörigen Tarnhelms, der die Gewalt verleiht sich jede beliebige Gestalt zu geben, verwandelt er sich in einen ungeheuren Lindwurm; als solcher hütet er den Schatz, den ihm die Zwerge Alberich und Mime wieder zu entreißen drohen.

Während Wotan mit den Riesen über den Ring verhandelte, erschien ihm die Erdgöttin Erda und ermahnte ihn von dem Ringe zu lassen, indem sie gleichzeitig das Ende der Götter prophezeite. Wotan hat keine Ruhe hierüber. Mit Liebeszauber berückt er Erda, welche ihm neun Walküren als Schutzheldinnen gebiert. Sie geleiten die auf der Erde im Kampfe fallenden Helden (hierbei tritt zum ersten Male das Menschengeschlecht in Verbindung mit den Göttern) nach Walhall, das die Helden gegen die Angriffe der Riesen und Zwerge vertheidigen sollen. Eine dieser Walküren ist Brünnhilde. Erda hat Wotan gewarnt, daß der Ring nie wieder in Alberichs Hände gelangen dürfe, denn sonst würde Alberich die Helden Walhalls durch die Gewalt des Ringes gegen Wotan zum Kampfe führen. Wotan strebt also danach Besitzer des Ringes zu werden. Doch durch die Verträge mit den Riesen gebunden, darf er nicht mit Fasner streiten. Erda hat ihm geweissagt nur ein Held, dem Wotan niemals im Kampfe geholfen habe, vermöge mit eigner Wehr den Ring dem Riesen Fasner zu entreißen.

„Wie schüf' ich den freien,
Den nie ich schirmte,
Der im eignen Trotze
Der Trauteste mir."

Auf seinen irdischen Fahrten hat Wotan das Geschlecht der Wälsungen gegründet; von Siegmund dem Wälsungen hofft er die kühne That, welche

Digitized by Google

Erda als unumgänglich ankündigte, wenn Wotan wieder in den Besitz des Ringes gelangen wolle.

„Wild durchschweift ich
Mit ihm die Wälder;
Gegen der Götter Rath
Reizte kühn ich ihn auf.
Gegen der Götter Rache
Schützt ihn nun einzig das Schwert,
Das eines Gottes
Gunst ihm beschied."

Dieses Schwert ist das Schwert des Nibelungenhortes, das Fafner zurückgelassen hatte. Wotan hatte es in einer Esche Stamm im Hause Hundings hineingestoßen, als Hunding mit Sieglinde, der Schwester Siegmunds, seine Hochzeit feierte. Demjenigen, der im Stande sei das Schwert herauszuziehen, sollte es gehören. Keiner der Gäste hatte es zu erringen vermocht. Siegmund, von Feinden verfolgt, flüchtete waffenlos in Hundings Haus; auch Hunding ist Siegmunds Feind, ihm steht Siegmund nun wehrlos gegenüber, doch Hunding wahrt das Gastrecht und kündet erst für den folgenden Tag dem Feinde den Kampf auf Leben und Tod an. Sieglinde, seine Gattin, verräth dem fremden Gaste das Geheimniß vom Schwerte: dieser zieht mit heroischer Gewalt das Schwert aus der Esche. Siegmund und Sieglinde erkennen sich als Bruder und Schwester wieder; in der Leidenschaft des Wiedersehens verachten sie göttliche und menschliche Gesetze; sie werden einander Mann und Weib: aus Hundings Haus fliehen sie in die Wildniß. Hunding fleht zu Fricka, Wotans Gemahlin und Beschützerin der Ehe. Diese verlangt, daß Wotan in dem Streite zwischen Hunding und Siegmund den letzteren fälle. Wotan ist daher als Schützer der Verträge gezwungen, seinen einzigen erhofften Retter aus der Noth selbst zu vernichten. Er ruft aus:

„Fahre denn hin
Herrische Pracht,
Göttlichen Prunkes
Prahlende Schönheit.

Zusammenbreche
Was ich gebaut!
Auf geb ich mein Werk.
Eines nur will ich noch:
das Ende,
das Ende!"

Und für das Ende sorgt Alberich. Die Steigerung bis zu diesem höchsten Schmerze wurde von Franz Betz, dem Darsteller des Wotan unnachahmlich schön wiedergegeben.

Digitized by Google

So will denn Wotan, was Fricka will: Siegmunds Tod. Die Walküre ſoll für Fricka, alſo für Hunding ſtreiten. „Weh'," ruft Brünnhilde, „nimm ewig zurück das Wort, Du liebſt Siegmund: Dir zu Lieb' — ich weiß es — ſchütz' ich den Wälſung." Doch Wotan verlangt nochmals, daß die Walküre gegen Siegmund kämpfe. Als ſie zum zweiten Male widerſpricht, fährt Wotan empört auf, befiehlt den Tod Siegmunds und ſtürmt fort. In Brünnhilde iſt zum erſten Male das Gefühl der Selbſtbeſtimmung erwacht. Der tragiſche Conflict iſt begründet; denn Brünnhilde weiß nicht, ob ſie gehorchen ſoll oder nicht: ſie liebt Siegmund, denn ſie hat für ihn als unſichtbare Macht geſtritten und andererſeits ſoll ſie Wotan gehorchen. Sie liebt auch Wotan, ihren Vater; da ſie das Geheimniß Erdas von ihm erfahren hat, weiß ſie, daß mit Siegmund der Retter ihres Vaters zu Grunde geht, und dennoch ſoll ſie gegen ihn kämpfen! Es iſt wohl ſchon durch dieſe Andeutungen klar, daß hier für die Darſtellung ganz neue, große Aufgaben geſtellt ſind und wie einfach ſind die Mittel, mit denen dieſe Aufgaben ſceniſch ſich darſtellen. Nimmt man ernſtlich an dem Verlaufe des Nibelungenringes Antheil, ſo wird man von dieſem Geſpräch Wotans mit ſeiner geliebten Tochter Brünnhilde erſchüttert werden, zumal wenn es mit ſo vortrefflichem Ausdrucke in Stimme und Geberde wiedergegeben wird, wie von Herrn Betz und Frau Materna.

Der Verlauf des tragiſchen Conflictes iſt nun folgender. Wider Wotans Befehl ſtreitet nach einer wunderbar poetiſchen Scene zwiſchen Brünnhilde und Siegmund die Walküre für ihren Helden gegen Hunding. Wotan tritt jedoch ſelbſt dazwiſchen, zertrümmert Siegmunds göttliches Schwert Nothung und fällt ihn.

Doch Brünnhilde rafft die Stücke des zertrümmerten Schwertes zuſammen und rettet Sieglinde, in deren Schooße das Pfand der Liebe Siegmunds keimt, wodurch der Wälſungenſtamm fortbeſtehen ſoll. Sie ſelbſt verfällt der Strafe Wotans; er verkündet ihr, daß ſie aufgehört habe Walküre zu ſein, indem ſie gegen ſeinen Willen ſtritt: in tiefen Schlaf werde er ſie verſenken, dem erſten Manne zum Eigenthume, der ſie erwecke. Um nur einem Helden anzugehören, erbittet Brünnhilde von Wotan eine Milderung der Strafe.

„Auf Dein Gebot
Entbrenn' ein Feuer,
Den Fels umglühe
Lodernde Gluth,
Es leck' ihre Zunge
Und freſſe ihr Zahn,
Den Zagen, der frech es wagte,
Dem freierlichen Felſen zu nah'n."

Digitized by Google

Nachdem ihr der Gott die Gottheit abgeküßt hat, versenkt er sie in Schlaf und beschwört Loge herauf.

„Herauf, wabernder Loge!
Umlodre mir feurig den Fels,
Loge, Loge hierher."

Der Fels, auf dem Brünnhilde ruht, wird mit Feuer umhüllt und Wotan ruft aus:

„Wer meines Speeres
Spitze fürchtet,
Durchschreite das Feuer nie."

Diese höchst poetische Scene bildet den Schluß der „Walküre."

Sieglinde, von Brünnhilde mit Hülfe der anderen Walküren gerettet, irrt im Walde herum und wird von dem Zwerge Mime (der nunmehr auf der Erde haust, um dem Schatze des Lindwurms Fafner nahe zu sein) gastfreundlich aufgenommen: sie giebt einem Knaben das Leben, den sie Siegfried nennt, nach dessen Geburt sie jedoch bald selbst stirbt. Mime erzieht den Knaben und lehrt ihn die Schmiedekunst, er hofft, daß er sich in ihm einen Helden erziehe, der den Lindwurm Fafner tödten und ihm seinen Schatz verschaffen werde. Die Kraft des jungen Siegfried ist außerordentlich; jedes Schwert, das Mime ihm schmiedet, zerbricht er in Stücke. Mime hat selbst vergeblich versucht, die Stücke des Schwertes Nothung, welche Sieglinde mitbrachte, zusammenzuschweißen. Siegfried gelingt es; mit diesem Schwerte tödtet er den Lindwurm Fafner, trocknet das Schwert mit den Fingern und führt die mit dem Blute des Lindwurms befleckten Finger zum Munde, — kaum hat er das Blut aufgesogen, so versteht er die Sprache der Vögel. Genial ist Wagners Einfall, daß er nun den früher durch Instrumente nachgeahmten Gesang der Vögel durch eine Frauenstimme hinter der Scene nachahmen läßt. Der Waldvogel erzählt Siegfried vom Nibelungenringe und dem Tarnhelme, den Fafner bewacht habe: Siegfried nimmt die Beute mit. Auch von Brünnhilden erzählt ihm der Vogel: er will ihm vorausflattern, Siegfried soll folgen. Vor dem Felsen, auf dem Brünnhilde ruht, erwartet ihn Wotan. Der Gott will ihn von seiner geliebten Tochter fernhalten: sie kämpfen — Siegfried zersplittert den Speer. Mit den Worten:

„Zieh hin, ich kann
Dich nicht halten."

verschwindet Wotan. In Walhall mit den Trümmern des Speeres angelangt, erwartet er dumpfbrütend das Ende der Götter, die Götterdämmerung, die eintreten soll, wenn der Fluch des Ringes gelöst ist: seines Speeres Spitze ist ohnmächtig. Siegfried durchschreitet das Feuer, erweckt und ge-

Digitized by Google

winnt Brünnhilden. Damit schließt das zweite Drama „Siegfried". Doch der Fluch des Ringes ist nicht erfüllt: Alberich sinnt noch immer auf Rache. Ihm kommt sein Sohn Hagen zu Hülfe, der am Hofe des Königs Gunther im Lande der Gibichungen den Ruhm des Helden Siegfrieds verkündet und Gunther aufstachelt, durch Siegfried sich Brünnhilde freien zu lassen. Um Siegfried vergessen zu machen, daß er Brünnhildens Gemahl ist, will ihm Hagen einen Zaubertrank credenzen; Gutrune, Gunthers Schwester, soll dann Siegfrieds Frau werden. Nachdem Siegfried bei König Gunther gelandet ist, erhält er von Gutrune den Zaubertrank Hagens und entbrennt, Brünnhilde vergessend, in feuriger Liebe zu Gutrune: um ihrem Bruder Gunther einen Freundschaftsdienst zu leisten, verspricht er Brünnhilde zu freien. Beide fahren auf dem Rheine davon. Vermittelst des Tarnhelms nimmt Siegfried Gunthers Gestalt an und dringt durch das Feuer zu Brünnhilden, welche ihm den Nibelungenring als Brautring bewahrt. Sie kämpfen um den Ring: Siegfried entwindet ihr denselben: sie muß dem vermeintlichen Gunther folgen. Mit ihr fährt gen Gibichungenland der echte Gunther. Als sie dort ankommt, stellt ihr Gunther den Helden Siegfried vor; sie sieht den Ring an seinem Finger und erkennt, wie sie betrogen ist. Siegfried schwört einen Eid, daß er sie nicht gefreit, auf die Spitze von Hagens Schwert: Brünnhild beschuldigt ihn, auf dieselbe Speerspitze schwörend, des Meineides. Sie sieht keine andere Rettung für den geliebten Mann, als ihn zu tödten. Hagen verspricht das und hält sein Wort, als auf der Jagd Siegfried, dem Hagen einen zweiten Vergessenheitstrank gemischt hat, verräth, wie er um Brünnhilde freite. Als die Mannen Siegfried todt nach Gunthers Halle zurückbringen, befiehlt Brünnhilde einen Holzstoß zu schichten, auf dem Siegfrieds Leiche verbrannt werden soll: den Ring giebt sie dem Rheine zurück, indem sie mit ihrem Roß Grane sich in die Flammen stürzt. Der Fluch des Ringes ist gelöst: die drei feindlichen Gewalten, Götter, Riesen und Zwerge sind machtlos und vernichtet — das Menschengeschlecht tritt an ihre Stelle, als Erbe empfängt es die — Liebe.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Sedanfeier. — Der Tag von Sedan, wie er bei uns und allerorten in Deutschland in diesem Jahre gefeiert wurde, hat in erfreulichster Weise bewiesen, wie tief und allgemein die Ueberzeugung empfunden wird, daß das Gedächtniß dieses welthistorischen Ereignisses ein nationaler Schatz von höchstem Werthe ist. Diese von allen Volksschichten in gleicher Weise bekundete Auffassung ist um so wichtiger für den Beobachter unserer nationalen

Digitized by Google

Entwickelung, als es unzweifelhaft feststeht, daß sie sich in durchaus selbständiger Weise ohne alle Anregung und Aufmunterung durch irgend welche Organe der Regierung entwickelt hat. Bekanntlich ist diese Thatsache von den Gegnern des Reiches heftig und hartnäckig bestritten worden. In diesem Jahre trat angesichts der energisch hervortretenden Feststimmung der Bevölkerung diese Polemik weit schüchterner auf, sie beschränkte sich im wesentlichen eigentlich darauf, den etwas schwierigen Beweis zu führen, daß ein Fest bei dem manche Kreise der Theilnehmer im Frack und mit Ordensdecorationen erschienen, kein Volksfest sein könne. Einzelne Polemiker verstiegen sich in der sicheren Vorahnung ihrer doch schon unvermeidlichen Niederlage zu der unsinnigen Behauptung, wir hätten in Deutschland überhaupt niemals ein Nationalfest gehabt. Trotz aller dieser Nergeleien hat ein solches am Sedantage in volksthümlichster Weise stattgefunden. Auch unsere Stadt hatte ein festliches Gewand angelegt und prangte in reichem Flaggenschmucke. Die öffentliche Feier schloß sich hauptsächlich an die Enthüllungen der drei Denkmäler an, die an jenem Tage der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Im Lustgarten vor dem Schlosse wurden in Gegenwart des Kaisers, der königlichen Familie und der Vertreter der Stadt und der Armee die Reliefs des Standbildes Friedrich Wilhelms III. enthüllt, das schon im Jahre 1871 vollendet wurde. Vor dem Landsberger Thore fand die Einweihung eines Denkmals der diesem Stadbezirke angehörigen gefallenen Krieger statt und ebenso weihte die hiesige französische Gemeinde ein solches ihren im Kriege gefallenen Angehörigen auf ihren Kirchhofe.

Am schönsten und erhebendsten war die Feier am Vorabende des Festes, der große Zapfenstreich von allen Musikchören des Gardecorps. Ich setze voraus, daß der außerpreußische Leser mit den Eigenthümlichkeiten des Zapfenstreiches einigermaßen bekannt ist, sollte das nicht der Fall sein, so kann ich dem Verständnisse dieses Musikgenusses wohl am besten nachhelfen, wenn ich ihn als eine militärische Serenade bezeichne, die allerlei ernste Musik bringt und an deren Schlusse stets ein ganz eigenthümliches Musikstück antritt, welches den Uebergang von der abendlichen zur nächtlichen Ruhe im Bivouak oder im Lager musikalisch darstellt. Das Merkwürdigste an dem Ganzen war aber diesmal nicht die Musik, obwohl auch diese des Schönen genug bot, sondern die ganze Scenerie. Man denke sich das Palais des Kaisers am wohlbekannten Opernplatze in dem doppelten Lichte eines klaren Mondes und dunkel glühender Fackeln, den Platz dicht besetzt mit Menschen, den Kaiser mit den Prinzen auf den Balcon des Palais, ihm gegenüber hoch aufragend zum tiefblauen nächtlichen Himmel das Reiterbild Friedrichs des Großen. Unwillkürlich ward die Menge durch diese Eindrücke nachdenklich und träumerisch gestimmt, unwillkürlich mochten wohl die Gedanken Vieler zurückgehen zu den schönen ernsten und erhebenden Tagen, die sie an eben dieser Stelle in den letzten zehn ereignißvollen Jahren erlebt hatten. Gleich der erste in dieser Dekade war wohl der schönsten einer.

Es war am Tage nach der Schlacht von Nachod im österreichischen Kriege. Wie heute so erschien auch damals in später Abendstunde der König

Digitized by Google

auf dem Balcon des Palais, um einzustimmen in den Choral, der von tausenden instinctiv zusammengeströmten Menschen zum Danke für das erste entscheidende Waffenglück des preußischen Volkes gesungen wurde. Wohl war es noch etwas Anderes, das an jenem Abende die ernste und feierlich gestimmte Menge zusammengeführt hatte. Jeder fühlte es damals, obwohl keiner es aussprach. Man erräth es leicht, wenn man bedenkt, daß damals zuerst seit der langen Zeit der inneren Kämpfe das Volk den Weg zum Hause des Königs zu finden wußte. Und weiter wandte sich die Erinnerung wohl zu jenem hellen Morgen des Jahres 1870, der dem Tage folgte, dessen Gedächtniß wir heute feiern. Wer könnte es vergessen, wie damals in früher Morgenstunde die märchenhafte Kunde von Napoleons Gefangennahme mit Windeseile die Stadt durchlief, wie sie eine nie gesehene Siegesfreude hervorrief und wie die Schuljugend das Denkmal des alten Fritz erkletterte, um vor ihm und hinter ihm reitend die Mützen im fröhlichen Sonnenschein zu schwenken. Und jener unvergeßliche Tag des Einzuges im Juni des folgenden Jahres, als siebenundachtzig eroberte französische Fahnen und Standarten am Palais vorbeiwanderten und zu den Füßen des Denkmals Friedrich Wilhelms III. niedergelegt wurden, die stolzeste Satisfaction, die dem Gedächtniß der Leiden der französischen Fremdherrschaft gebracht werden konnte. Dies Alles und noch unendlich viel mehr mochte wohl bei den Klängen des Zapfenstreiches dem Gedächtnisse der andächtigen Zuhörer sich wieder vergegenwärtigen. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Jetzt oder nie! Mahnruf eines Oesterreichers. Wien, Ed. Hügelsche Buchhandlung. — In schwarzgelb gestreiftem Umschlage, der wohl den patriotischen Inhalt andeuten soll, aber recht geschmacklos aussieht, giebt ein Ungenannter seine Rathschläge, auf welche Art Oesterreich geholfen werden könne, zum Besten. Er hofft auf einen großen Staatsmann und einen glücklichen Feldherrn. Da das Hoffen und Wünschen nichts kostet, so hätte er auch noch den genialen Finanzminister, der das Deficit begräbt und die Goldwährung ohne große Opfer einführt, als den dritten im Bunde nennen können. Daß der Autor an einzelnen Stellen ein richtiges Urtheil über die frühere Regierungsmisere in Oesterreich durchschimmern läßt, insbesondere die politische Erbärmlichkeit des Herrn von Beust scharf geißelt, kann man ihm kaum zu großem Verdienste anrechnen; denn über diese Dinge ist alle Welt, die Landsleute des Verfassers inbegriffen, längst einig. Ueberdies werden diese vereinzelten Lichtblicke durch eine ganz lächerliche Russo- und Prussophobie verdunkelt. Wenn Bismarck alle die Höllenpläne in der That hegt, die ihm der Verfasser und mit ihm zahlreiche Oesterreicher zuschreiben, so ist er der größte Stümper auf Gottes Erdboden. Denn er thut alles mögliche, um diese Pläne, die Herrschaft des Pangermanismus, die Zerstückelung und den Zusammenbruch des österreichischen Kaiserstaates u. s. w. zu hintertreiben. Die schwarzgelbe Brochure zählt 32 Seiten; sie ist gerade um diese 32 Seiten zu lang.

Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Von E. L. Rochholz. Heilbronn, Henninger 1877. — Mit dem umsichtigen und einsichtigen Buche des bewährten Forschers sind die langen und vielfachen

Digitized by Google

Untersuchungen über den Gegenstand hoffentlich einmal abgeschlossen. Es bedarf wohl kaum der in Aussicht gestellten Veröffentlichung der Geßlerurkunden, um dem Verfasser Glauben zu verschaffen, daß die Burg Brunnegg erst am Ende des vierzehnten Jahrhunderts an Ritter Heinrich den Geßler kam, daß die Familie Geßler aus Wigwil zu Anfang desselben Jahrhunderts nicht in Umständen sich befand, welche auch nur vermuthen ließen, daß ein angeblicher Hermann Geßler bis zum Jahre 1307 als österreichischer Vogt in den Urkantonen geschaltet und dort getödtet worden sei, daß die Burg Küßnach endlich während der ganzen Epoche dem Rittergeschlecht der Eppone angehört habe. Es ist durch die vorliegende Untersuchung abschließend dargethan, daß die Geßler in keiner Weise je in einem historischen Zusammenhang mit der alten Tellsage gestanden haben, deren mythischer Charakter hier abermals bestätigt und durch neue Beweise festgestellt wird. Ganz besonders interessant dürfte die Andeutung sein, daß die Verquickung des uralten Mythus mit einer historischen Fälschung als ein Product politischer Speculation erscheint, welche einerseits gegen Oesterreich gerichtet war, andererseits das Recht des Tyrannenmordes verherrlichen sollte, welch letztere Tendenz ganz besonders die Darstellung Tschudis beeinflußte. Nach allen Seiten hin ergeben sich befriedigende Resultate.

In demselben Verlag sind zwei kleine Liedersammlungen erschienen: Deutsche Lieder. Von Anton Birlinger und W. Crecelius und Carmina clericorum. Edidit domus quaedam vetus, unter welchem Titel wir Adalbert von Keller vermuthen möchten. Während die erstere neben anderem den Urtext des berühmten Jagdliedes Herzog Ulerichs von Wirtemberg und einige seiner zahlreichen Um- und Nachbildungen bringt, Lieder mit Notenbegleitung aus verschiedenen Zeiten und Gegenden, auch eine Anzahl hübscher Tanzliedchen aus dem Schwäbischen, welche beweisen, daß das Schnaderhüpfel, das wir übrigens auch in den Rundas des Voigtlandes finden, durchaus nicht auf die Alpenlande beschränkt ist, tritt die zweite Sammlung mit einer Anzahl lateinischer Studentenlieder des Mittelalters hervor, die in vier Theile: potatoria, amatoria, scholarum ratio und epigrammata getheilt sind. Daß weder das Meum est propositum noch das In taberna quando sumus fehlt, versteht sich von selbst. Hervorzuheben ist auch ein Trinklied, offenbar des dreizehnten Jahrhunderts, mit dem Refrain: Par douceur Her wirt tragent her nuo wîn Vrolich suln wir bî dem sîn. Interessant ist auch eine poetische Epistel aus Paris. Auch hier sind Melodien, so weit es möglich war, angegeben, nur wäre eine Angabe der Quellen und Fundorte dem Publicum, für welches die Sammlung bestimmt ist, sicher erwünscht gewesen. Im Anschluß daran wollen wir nur noch bemerken, daß ebenfalls im selben Verlag der bekannte Bibliograph der Reformationszeit, Emil Weller, das berühmte Pamphlet de tribus impostoribus, jenes Fragment über Moses, Christus und Mohamet, welches man seit Kaiser Friedrich II. und seinem Kanzler bis ins siebzehnte Jahrhundert der Reihe nach fast allen bedeutenden Männern ihrer Zeit zugeschrieben hat, nach dem 1598 in Deutschland gedruckten Exemplar der Dresdner Bibliothek aufs Neue herausgegeben hat.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 8. September 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die kunsthistorische Ausstellung in Köln.

Von Anton Springer.

Wer über den häßlichen Spruch von der deutschen Arbeit, die schlecht und dabei nicht einmal wohlfeil ist, sich trösten, denselben wohl gar vergessen will, dem sei der Besuch der kölnischen kunsthistorischen Ausstellung dringend empfohlen. Er wird in derselben zunächst nichts von moderner Industrie erblicken, also keinen Anlaß zur Klage erhalten; er wird dann aber die Ueberzeugung gewinnen, daß wir Deutschen keineswegs von Gott und der Natur für immer zu lüderlicher Arbeit verdammt sind. Wie der Verfall unserer Gewerbe einen zeitlichen Anfang hat, so wird er auch unter günstigen Umständen ein zeitliches Ende finden. Was uns auf der kölnischen Ausstellung geboten wird, ist beinahe ausschließlich deutschem, speciell rheinischem Kunstfleiße entsprungen und wohl geeignet, in uns stolze Empfindungen anzuregen. Freilich sind die Rheinlande ein kunstgesegnetes Gebiet, in welchem noch heutzutage mehr Kunstfreude und namentlich mehr Kunstpietät herrscht, als in vielen anderen deutschen Provinzen. Das Bewußtsein, in einem uralten Culturboden zu wurzeln, lebt in den meisten gebildeten Rheinländern und hilft nicht wenig, die sonst leider gar zahlreich vorhandenen Parteischranken zu erniedrigen. Kunstfreude ist der menschliche Punct in dem Bekenntniß des rheinischen Ultramontanen. Er mag sonst eigensinnig zu den Unterthanen des Papstes sich zählen und, daß ihm die Kirche höher stehe als das Vaterland fanatisch predigen: auf seine rheinischen Kunstmeister ist er stolz, in Bezug auf die Kunst fühlt er patriotisch. Vielleicht mag ihn zuerst der fromme Inhalt der Bildwerke angezogen haben; allmählich gewinnt ihm aber auch die schöne Form Aufmerksamkeit und Freude ab. Mit dem Studium der Heiligenbilder hat er möglicher Weise begonnen, römische Antiquitäten, Gläser und Krüge der Renaissance, Seidengewebe des Orients nehmen zuletzt sein Hauptinteresse gefangen. Darin einigt er sich mit dem rheinischen Liberalen,

Digitized by Google

der in anderer Beziehung leicht geneigt ist, mit Traditionen zu brechen, der altheimischen Kunst gegenüber aber ein conservativ-romantisches Rühren fühlt und niemals die vergangene und jetzt mit Recht verklungene Cultur so geringschätzig beurtheilen, so vollständig ignoriren wird, wie so mancher norddeutsche Fortschrittsmann. Sie mag z. B. nicht ganz folgerichtig sein: die Begeisterung für das moderne Staatsideal und die Schwärmerei für die Gothik, jedenfalls hat sie zur Erhaltung der Kunstwerke wesentlich beigetragen. Man kann, wie das Beispiel der kölnischen Ausstellung zeigt, noch gegenwärtig in den Rheinlanden eine Musterschau alter Kunstobjecte veranstalten, die selbst hohe Anforderungen vollkommen erfüllt.

Seit Menschenaltern wird in Köln und anderwärts am Rhein mit Eifer und großentheils auch mit gutem Verständniß gesammelt. Der Boden erscheint allen Umgrabungen und Aufwühlungen zum Trotze unerschöpflich an Schätzen und aus den dunklen Winkeln, aus den Truhen und Schreinen in alten Häusern kommt noch immer allerhand köstliches Kunstgeräthe an den Tag. So findet die Sammellust auch gegenwärtig reiche Befriedigung und da sie sich überwiegend in localen Grenzen hält, fast ausschließlich den Werken heimischer Kunst sich zuwendet, verfällt sie viel seltener der Gefahr, in oberflächliche Spielerei auszuarten. Dank der Thätigkeit im Sammeln und der dadurch bedingten Vertiefung in das Einzelne werden auch kunsthistorische bedeutsame Resultate gewonnen, und dürfen die rheinischen Sammler sich rühmen, daß sie das reichste Material zur Erkenntniß der heimischen Kunst geliefert haben. Die Namen Boisserée, Wallraf, Lyversberg aus der alten Zeit besitzen für jeden Kunstfreund einen guten Klang. Die Gegenstände der Sammlungen haben in den letzten Jahrzehnten und Jahren theilweise gewechselt. Die Producte des Kunsthandwerkes, die Schöpfungen der Renaissanceperiode werden jetzt auch der Bewahrung und Bewunderung würdig erachtet. Der Sammeleifer selbst steht auf der alten Höhe, hat gegen früher noch weitere Kreise ergriffen.

Als daher bekannt wurde, daß die Kölner Kunstfreunde, an ihrer Spitze der als Sammler und Kenner gleich gerühmte Bürgermeister Thewald, eine Ausstellung altrheinischer Kunstwerke vorbereiten, durfte auf ein Gelingen des Unternehmens zuversichtlich gerechnet werden. Die Erwartung ging auch vollkommen in Erfüllung, obschon die gleichzeitige Münchener Ausstellung eine bedenkliche Concurrenz zu bereiten drohte. Jeder Kunstfreund und Kunstforscher wird die Kölner Ausstellung mit großem Genusse und reichem Gewinne an Kenntnissen besuchen. Sie erdrückt nicht durch die Masse, gestattet eine bequeme Uebersicht und zeigt im Ganzen nur sehr wenige mittelmäßige oder wohl gar unbedeutende Werke. Der Katalog zählt über 2000 Objecte des Kunsthandwerkes auf, an welche sich ungefähr hundert

Digitized by Google

Gemälde der rheinischen und niederländischen Schulen und eine überaus werthvolle Sammlung von Gewebemustern, 773 Nummern umfassend, anschließen. Der Beschreibung der einzelnen Gegenstände, welche nur da und dort etwas zu knapp erscheint, und an den Leser zuweilen zu große Voraussetzungen macht (wie viele Besucher haben wohl einen klaren Begriff von einem „vas diatretum" oder von Schapergläsern?), ließen die Verfasser des Katalogs in dankenswerther Weise einen kurzen Abriß der rheinischen Kunstgeschichte vorangehen. Derselbe giebt die allgemeinen kunsthistorischen Thatsachen an, welchen die besonderen auf der Ausstellung gewonnenen Anschauungen eingereiht werden müssen, und hebt in geschickter Weise die Hauptepochen der rheinischen Kunst hervor. Nur zwei Behauptungen, übrigens nicht unmittelbar durch die Verfasser des Katalogs verschuldet, erheischen eine Berichtigung.

Da heißt es einmal: „Nachdem die Furcht vor dem für das Jahr 1000 vorausgesagten Untergang der Welt überwunden war, trat allmählich eine heilsame Reaction ein und auf dem Gebiete der Kunst regte sich ein neues freudiges Streben und Schaffen." Ich muß mich anklagen, daß ich vor vielen Jahren diese Meinung von der Wichtigkeit der Wende des Jahrtausends mit verbreiten half, und ohne alles Bedenken einen scharfen Abschnitt der Kunstentwickelung vom Beginne des neuen Jahrtausends zählte. Um so offener muß ich den groben Irrthum der Ansicht bekennen. Wohl regte sich in einzelnen Landschaften die Furcht des nahen Weltendes, doch übte dieselbe keinen nennenswerthen Einfluß auf die Kunstpflege, am wenigsten in Deutschland, wo die neue Kunstepoche mit den Ottonen, also im 10. Jahrhundert beginnt und seitdem ununterbrochen sich fortsetzt. Wenn in Italien in jener Zeit ein Stillstand in der Kunstpflege eintritt, so liegen dafür andere, mehr greifbare Gründe vor, als das Gespenst des Antichrist. Der Uebergang in das Mittelalter ist Italien nicht leichter, sondern unendlich schwerer gefallen als den nordischen Ländern; kein Wunder also, daß es zunächst etwas nachhinkt und die positiven Früchte der mittelalterlichen Bildung hier viel später reifen als diesseits der Alpen.

Der andere Punct, welcher einer Correctur bedarf, betrifft die vielgenannte Savina von Steinbach, die Bildhauerin von Straßburg. Es mag ungalant scheinen, immerhin muß der alten Dame der Lebensfaden, den sie ganz unrechtmäßig so lange gesponnen, abgeschnitten werden. Ihr verwandtschaftliches Verhältniß zu Erwin, der vielleicht selbst auf den Beinamen von Steinbach wird verzichten müssen, ist glücklich beseitigt worden. Meister Erwin besaß keine Tochter Savina. Um ihr Dasein zu retten, wurde sie aus dem Ende in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts versetzt. Die Unwahrscheinlichkeit, daß eine Frau das Steinmetzhandwerk treibt — denn jene Zeit kannte wenigstens in den zünftigen Gewerben keine spielenden Dilettanten —,

Digitized by Google

ist dadurch aber nicht verringert worden. Die Natur der Sache, wie die Sitten des Mittelalters stehen der Annahme, daß eine Statue des Südportals aus Frauenhänden hervorgegangen wäre, auf das entschiedenste entgegen. Die Inschrift, auf welcher die ganze Legende beruht, ist eine offenbare Fälschung des sechzehnten Jahrhunderts. Gegen ihre Aechtheit spricht sowohl der Ort, wo sie angebracht war, wie der Inhalt, welcher auf eine ganz im Geiste der Renaissance gedachte Pointe hinausläuft. Die kölnische Ausstellung bietet uns des Staunenswerthen genug, als daß es nöthig wäre, auch noch das Wunder der Savina im Kataloge in Kauf zu nehmen.

Gleich die römische Abtheilung (großentheils heimische Fundstücke, das Beste und Werthvollste aus den Sammlungen der Herren Karl Disch und Eduard Herstatt) wandelt die gangbaren Vorstellungen von der römischen Soldatenkunst am Rheine vielfach um. Dieser gehören gewiß die Votivsteine an, welche die alten Gräberstraßen einsäumten, und nun den Hauptvorrath von Denkmälern in den Museen zu Trier, Köln, Bonn, Mainz u. a. bilden. Wie die Steinmonumente so verrathen auch viele Töpferwaaren, daß sie nur für den Gebrauch einfacher Legionare bestimmt waren. Das Material ist von der Feinheit des italisch-römischen Thones weit entfernt, auch die Form und die aufgemalten Zierrathen ziemlich primitiver Natur. Von Lebenslust und fröhlicher Empfindung zeugen noch am meisten die Aufschriften der Trinkgeschirre: Bibamus, bibe a me, Vivas, Amo te u. s. w. Diese Gattung von Thongefäßen, in der Ausstellung zahlreich vertreten, ist von einem jüngeren rheinischen Archäologen, Dr. J. Kamp, vor einigen Jahren gut und eingehend erläutert worden.

Künstlerisch interessanter sind die römischen Glasgefäße, offenbar ein Glanzpunct der Ausstellung. Sie bilden die richtige Ergänzung zu den prächtigen Mosaikfußböden, die in Köln und im Moselthale (Nennig) ausgegraben wurden und erzählen uns, wie vortrefflich es die Söhne des Südens verstanden, das Behagen und das Wohlleben der Heimath nach der nordischen Villa zu verpflanzen. Wir lernen hier das römische Kunsthandwerk im Dienste des Luxus kennen. Die mannichfachsten Formen, bis an das Barocke anstreifend, mußte das gefügige Glas annehmen, der Gestalt von Vögeln, Delphinen, Affen u. s. w. sich anbequemen, in bunten Farben, in Smaragdgrün, Roth, in Bernsteinfarbe erglänzen. Verschiedene technische Weisen wurden versucht, um den künstlerischen Effect zu erhöhen. Reliefs wurden eingeschliffen, Goldplättchen, mit fein eingezeichneten Figuren, medaillonartig in den Glaskörper eingeschmolzen, dieser mit Fäden umsponnen, mit Pasten verziert. Wie viele Jahrhunderte gehen nach dem Verfalle der römischen Culturwelt vorbei, ehe sich die Glasmanufactur zu einer ähnlichen Höhe wieder erhebt, abermals farbenreich und formengewandt wird! Doch dürfen

Digitized by Google

wir nicht allzu geringschätzig vom Mittelalter denken, ihm etwa jedes künstlerische Verdienst absprechen. Es weht gegenwärtig für das Studium des Mittelalters kein günstiger Wind. In dem Maße, in welchem es früherhin über Gebühr gepriesen wurde, wird es jetzt meistens ungerecht herabgesetzt oder doch mit einer gewissen Scheu, daß ja nicht des Guten zu viel geschehe und etwa seine Wiedergeburt heraufbeschworen werde, behandelt. Ich denke aber, daß gerade die Männer, welche dem modernen Geistesleben huldigen und für seinen endgiltigen Triumph wirken, zu einem ruhig objectiven Urtheile verpflichtet sind. Ihnen muß das Mittelalter gleichwie die Antike als eine fertig abgeschlossene Welt erscheinen, welche als Einheit aufzufassen und wieder lebendig zu gestalten Aufgabe der Wissenschaft geworden ist. Wir befreien uns um so gewisser von dem Drucke, welchen es noch auf unser Gemüth ausübt, je vollkommener wir es begreifen. Daß das letztere nicht ganz leicht sei, daß wir noch gar manches lernen müssen, um die Bildung des Mittelalters richtig zu verstehen, davon gab uns die kölnische Ausstellung wieder denkwürdige Proben. Gar manche landläufige Vorurtheile werden durch dieselbe aufgehoben oder wenigstens erschüttert.

So wissen wir es z. B. nicht anders, als daß wir als Maßstab der Kunstleistungen eines Zeitalters monumentale Werke, lebensgroße Statuen aus Stein gemeißelt, mächtige Erzarbeiten, Wandmalereien, am liebsten mit der Architectur verbundene Schöpfungen der zeichnenden Künste aufstellen. Das Geräthe im weitesten Umfange weisen wir dem Kunsthandwerke zu, welches keine Initiative besitzt, nur in den Spuren der reinen großen Kunst wandelt. Das ist gewiß richtig für Zeiten hochragender, vollendeter Bildung, paßt aber weder auf die Periode, wo die Kunstempfindung sich erst anfängt zu regen, noch auf die Menschenalter, in welchen nach erstorbener Phantasie eine lang herrschende Kunstweise zu Grabe getragen wird. In beiden Fällen schiebt sich das Kunsthandwerk in die erste Reihe. Lange nachdem die Byzantiner unfähig geworden waren, große Kunstdenkmale zu errichten, beherrschte ihre Kunstindustrie noch die europäischen Märkte und ähnlich: lange bevor unsere Väter im Stande waren, vollendete monumentale Werke zu schaffen, übten sie ihren Kunstsinn und nährten sie ihre Formfreude an Geräthen, zu deren Anfertigung bessere Kräfte gewählt wurden als z. B. zu Herstellung architektonischer Sculpturen. Man darf wohl ohne Furcht, einen Widerspruch zu erfahren, behaupten, daß am Anfang unseres Jahrtausends die Goldschmiede, Elfenbeinschnitzer, Miniaturmaler ungleich tüchtigere, besser geschulte Künstler waren, als die Steinmetzen, Rothgießer und Schildmaler. Giebt man diesen Satz zu, so darf man aber auch vor den nothwendigen Folgerungen aus demselben nicht zurückweichen. Es wäre läppisch, als Grundlage des Urtheils über das Cinquecento statt der Rafaelschen Fresken die Majoliken von Urbino, Faenza

Digitized by Google

und Casteldurante zu wählen. Schwerlich wird aber von der Wirklichkeit ein Bild allzusehr abweichen, welches zur Schilderung z. B. der Kunst der Ottonischen Zeit vom Kunsthandwerke Hauptzüge entlehnt. Daß solche Züge geliefert werden können, danken wir in hohem Grade der kölnischen Ausstellung.

Sie führt uns die vielgerühmten, aber in den Originalen selten geschauten Kirchenschätze der Stiftskirche zu Essen vor, welche die deutsche Kunst in der ottonischen Periode trefflich versinnlichen: Prozessionskreuze, aus Goldblech getriebene Reliefs, Elfenbeinbuchdeckel, Schwertscheiden, also wesentlich Goldschmiedwerke. Im Angesichte derselben begreifen wir nicht allein den hohen Ruhm, dessen sich die deutschen Goldschmiede seit den ältesten Zeiten erfreuten, sondern lernen auch den flüssigen Unterschied zwischen Kunst und Handwerk am besten kennen. Das sind keine schnöden mechanischen Arbeiten, bei welchen man höchstens den Fleiß und die Sauberkeit der Ausführung bewundern kann, sondern wahrhaftige Schöpfungen einer energisch strebenden, auf Formenreichthum wenigstens, wenn auch noch nicht vielleicht auf Formenschönheit bedachten Phantasie. Mit leichter Mühe denken wir uns in die Kunstzustände des zehnten Jahrhunderts hinein. Wie zur Zeit Karls des Großen haben wir es auch in der ottonischen Periode noch wesentlich mit einer Hofkunst zu thun. Am kaiserlichen Hofe regt sich zunächst das Bedürfniß, auch durch eine künstlerische Umgebung zu glänzen, hier waren die besten Muster aus alten Zeiten erhalten oder aus vorgeschrittenen Kunstländern als Geschenk oder durch Kauf empfangen zu schauen, vom Hofe bekamen die Werkstätten die reichsten Aufträge, vom Hofe wurden die Kirchen und Klöster mit den kostbarsten Werken beschenkt. Nachdem die kaiserliche Stiftung zu Essen fest begründet war, wurde auf die Begabung des Klosters und auf die Ausschmückung der Kirche Bedacht genommen. Byzanz bot für den Kunstschmuck die besten Vorbilder. Hier war die Emailkunst noch immer in lebendigstem Betriebe. Auf das Goldblech wurde du ch angelöthete zarte Faden die Zeichnung aufgetragen, die Zwischenzellen mit glänzender Schmelzfarbe gefüllt. Diese mühselige Technik nachzuahmen, erschien den ungeübten heimischen Arbeitern anfangs gewiß mit beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft. Mußte da nicht ein herbeigerufener oder zugewanderter Byzantiner Meister vermitteln? Auf dem einen Prozessionskreuze, auf welchem unter dem Gekreuzigten in winzigen Bildchen die Verleihung des Stiftes durch den Herzog Otto an eine Aebtissin Mathilde geschildert wird, und das wohl mit Recht noch dem zehnten Jahrhundert zugezählt wird, ist die byzantinische Weise streng wiederholt. Die Meinung liegt nahe, daß eine byzantinische Hand daran mitthätig war. Es gab aber noch einen anderen Weg, dem geringen Geschick der heimischen Arbeiter nachzuhelfen. Der Hausschatz der Vornehmen bewahrte neben Edel-

Digitized by Google

steinen, Gemmen auch ältere Emails, welche mit leichter Mühe gleich Edelsteinen gefaßt und auf den Metalltafeln befestigt werden konnten. Aus diesem älteren Vorrathe sehen wir die Emails herbeigeholt, welche ein anderes Prozessionskreuz, von einer ebenfalls dem Kaiserhause entsprossenen Aebtissin Theophanu der Essender Kirche geschenkt, zieren. In regelmäßigem Abstande sind Edelsteine, Gemme, Perlen, sassanidische und byzantinische Emails angebracht, zwischen den letzteren auch die ersten Versuche selbständiger deutscher Emailmalerei gewagt. Statt in winzige Zellen die Schmelzfarbe zu gießen, erschien es bequemer, den für das Email bestimmten Raum in die Metallplatte vertieft einzugraben und dann mit Farbe auszufüllen. So entstand das im Mittelalter bei uns fast ausschließlich herrschende Grubenemail. Zu dem schlechteren Materiale (Kupfer) gesellt sich eine gröbere Arbeit. Das Email dient wesentlich nur ornamentalen Zwecken, schmückt den Hintergrund der Tafeln; und selbst das Ornament erscheint anfangs ziemlich einfach aus concentrischen Farbenkreisen gebildet, die sich erst später zu Kleeblattformen, Rosetten u. s. w. entfalten. Doch fehlt auch hier die wirksame Ergänzung nicht. Die Zeichnung der Figuren wurde in den glänzenden Grund gravirt und die vertieften Linien mit schwarzem Schmelze (Niello) ausgefüllt. Ein scheinbarer Rückgang und doch eine höhere Entwickelungsstufe. Das Lob technischer Vollendung gebührt unbedingt den älteren byzantinischen Emailarbeiten; dadurch aber, daß die deutschen Meister den Nachdruck auf die Zeichnung legten, die reicheren Farbeneffecte für den Hintergrund, das Nebenwerk, sparten, haben sie die Emailwerke dem Kreise des Kunsthandwerkes enthoben, der reinen schöpferischen Kunst näher gebracht. Ein anschauliches Beispiel dieses Fortschrittes bieten auf rheinischem Boden die zahlreichen Siegburger Reliquare und Tragaltäre auf der Ausstellung. Wir haben keinen Grund, der Angabe, daß die ältesten unter ihnen der Zeit des Erzbischofs Anno, dem elften Jahrhunderte angehören, zu mißtrauen. Dann aber müssen wir dem elften Jahrhundert auch das Verdienst kräftiger Initiative anerkennen und die Meinung, als wäre dasselbe stumpf und wenig thätig gewesen, als ein ungerechtes Vorurtheil zurücknehmen. Vergleichen wir den berühmten Verduner Altar, das Prachtstück lothringischer Emailmalerei aus dem zwölften Jahrhundert, mit dem Siegburger Mauritiusaltar, so entdecken wir an jenem wohl die größere Reife, aber keineswegs eine neue Richtung. Den Weg bahnte und die technischen Mittel bereitete bereits das vorhergehende Jahrhundert vor.

Die Ueberraschungen, welche uns die Kölnische Ausstellung bietet, sind damit nicht zu Ende. Wir nehmen den Elfenbeindeckel eines Evangelistariums zur Hand, welchen die Abtissin Theophanu aus dem sächsischen Kaiserhause dem Essender Stifte geschenkt hat. Die mittlere Elfenbeinplatte wird von

Digitized by Google

einem breiten Goldblechrande eingerahmt. An dem Schnitzwerke finden wir nichts besonderes, wodurch es sich von den vielen gleichartigen und gleichzeitigen Werken unterscheidet. Die winzigen Figürchen, im höchsten Relief sauber gearbeitet, verrathen in der Bildung und den Verhältnissen der Körper, in den Grundmotiven einen gewissen Schematismus und lassen den Mangel an Lebensgefühl deutlich erkennen. Wie ganz anders wirken die in Goldblech getriebenen Bilder des Rahmens: oben der thronende Christus mit zwei Engeln, an den beiden Langseiten Apostel und Heilige, unten die Madonna mit dem Kinde, welches zwei weiblichen Heiligen und der knieenden Stifterin den Segen ertheilt. Ein Wahrzeichen der spätrömischen (wie jeder ausleitenden) Kunst, die fast übertriebene Heftigkeit der Bewegung, der lebhafte Wurf der Gewänder findet sich auch hier unverkenntlich vor, namentlich an den beiden Engeln, welche das von dem festen Nimbus eingeschlossene Christusbild stützen. Und auch der andere Grundzug der alten Kunst, der plastische Typus der Einzelgestalten, ihr fester Stand, der Rhythmus in der Behandlung des Gefältes kehrt an dem Essender Rahmen wieder. Man braucht sich nicht mit der allgemeinen, viel mißbrauchten Phrase: Anklang an die Antike zu begnügen, man kann die Abstammung der Einzelfiguren und der Decorationsmotive durch Miniaturen und Diptycha hindurch bis in die altchristlich-römische Periode zurück verfolgen und gewinnt so für die Kunst des elften Jahrhunderts ein Merkmal, welches bis jetzt nicht hinreichend betont wurde. Die Scheide eines Prachtschwertes zeigt die gleiche Technik und denselben Stil und läßt die Vermuthung, es habe der Zufall eben einmal merkwürdig gespielt, nicht aufkommen.

Wie schade, daß man diese Zweifel im Angesicht eines anderen ausgestellten Kunstwerkes vollständig bannen kann. Derselbe Schrein, welcher das Evangelistarium der Theophanu birgt, schließt auch zwei Elfenbeinreliefs, im Privatbesitze in Coblenz befindlich, ein. Das eine Relief stellt Moses mit den Gesetztafeln, das andere den ungläubigen Thomas dar. Der Katalog datirt beide Werke aus dem zehnten Jahrhundert. Man vermuthet zuerst einen Druckfehler. Bei genauer Betrachtung zeigt sich aber, daß man vielleicht um ein paar Jahrzehnte streiten, den Arbeiten aber den Charakter der frühest romanischen Kunst nicht absprechen kann. Die Proportionen, die Mißgestalt der Füße, die Ornamente der Einrahmung scheinen untrügliche Zeichen dafür zu sein. Man denkt dann an eine Fälschung; doch bietet sich für diesen Verdacht keine Handhabe. Man läßt ihn also auch fallen und glaubt an die Aechtheit des Werkes, um es dann aber noch räthselhafter zu finden. Es weht nämlich ein so lebensfrischer, naturwahrer Ton durch dasselbe, es offenbart eine so feine Berechnung der Bewegungen, einen so richtigen Tact, daß es jederzeit einem Künstler großes Lob bringen würde. Auf dem Thomasrelief steht z. B.

Digitized by Google

Christus auf einem erhöhten, durchbrochenen Sockel. Den einen Arm legt er um den Kopf, wodurch die Brust mit den Wundmalen sich spannt, mit dem anderen Arm schiebt er den deckenden Mantel zurück. Thomas, niedriger stehend, muß sich strecken, auf die Fußspitzen stellen, um an die Brust Christi zu reichen. Das Alles ist so richtig und natürlich wieder gegeben, als hätte der Künstler die Sache längst geübt und alle Schwierigkeiten überwunden. Wie kommt dieser frische Naturalismus in das zehnte Jahrhundert? Eine entfernte Aehnlichkeit zeigen wohl einzelne frühromanische Reliefs, in dieser unmittelbar lebendigen Wahrheit steht aber das Thomasrelief einzig da. Leider ist über Herkunft, Fundort nicht das geringste bekannt. Dadurch wird man gezwungen, die kunsthistorische Verwerthung des anziehenden Werkes bis auf weiteres zu verschieben.

Das Bild der deutschen Kunst in der Periode der sächsischen und fränkischen Kaiser gewinnt aber auch ohnedies hellere Züge. Wir begrüßen ein rühriges Treiben des Kunsthandwerkes, ein eifriges Sammeln und Wiederbeleben technischer Vorschriften und Mittel. Die blos mechanische Nachahmung älterer Werke befriedigt aber die Kunstfreunde nicht vollständig. Auch die antiken Traditionen leben wieder auf; an den erhaltenen Werken, die theilweise noch im Gebrauche waren oder als kostbare Schätze gehütet wurden, erstarkte der Formsinn und die Fähigkeit, Geberde und Bewegung verständlich wiederzugeben. Noch waren das Auge und Hand nicht geübt genug, um der wirklichen Welt ihre eigenthümliche und reiche Sprache abzulauschen. Die antiken Muster boten, um das Gleichniß weiter zu spinnen, festgeformte Redewendungen dar, gleichsam fertige Sätze, die zwar, weil nachgesprochen, des unmittelbaren frischen Ausdrucks entbehren, aber doch verständlich bleiben. Dem Zeitalter seiner Naturnachahmung geht eine Periode fleißiger Kunstnachahmung voraus, durch welche ein idealisirender Ton angeschlagen und jener ernste, würdige Zug erreicht wird, der die geringe äußere Vollendung vergessen oder doch milder beurtheilen läßt. Zur guten Stunde erinnern wir uns, daß selbst der Zug nach dem wirklich Großen und Mächtigen dem Zeitalter der Ottonen und Heinriche nicht mangelt. Wir haben alles Recht, auf unsere gothischen Münster stolz zu sein; aber mit noch besserem Grunde dürfen wir uns der romanischen Dome als der großartigsten selbständigen Schöpfungen deutscher Kunst rühmen. Den Plan zu denselben faßte, die Ausführung derselben begann aber das elfte Jahrhundert. Selbst angenommen, daß der Speierer Dom und die anderen mittelrheinischen Dome ursprünglich nicht auf Gewölbe eingerichtet waren, und diese erst nachträglich eingespannt wurden, so bleibt doch die außerordentliche Größe, der riesige Umfang, die reiche Gliederung, die Kühnheit der ganzen Anlage ein Werk des elften Jahrhunderts, das sich als ein grundlegendes, nach allen Richtungen vorschreitendes

Digitized by Google

Zeitalter enthüllt. Von den Proben der Goldschmiedekunst in der kölnischen Ausstellung bis zu den gewaltigen Domen am Rhein ist kein kleiner Sprung. Möge derselbe durch den Eifer entschuldigt werden, zu welchem die Ueberzeugung drängt, daß die hier vertheidigte Ansicht auf die Beurtheilung unserer mittelalterlichen Kunst nicht geringen Einfluß übt und erst dadurch die bisher schwer vermißte Uebereinstimmung unserer künstlerischen Entwickelung mit der literarischen und politischen dargestellt wird.

Aus dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, in welchem Zeitraume die romanische Kunst am Rheine in decorativer Pracht austönte und das Kunsthandwerk, insbesonders die Goldschmiedekunst die reifste Entwickelung erreichte, bietet die Ausstellung nicht die dem wirklichen Reichthum entsprechenden Muster. Gern hätten wir in ihr z. B. einen der Prachtschreine aus dem Aachner oder Kölner Domschatze erblickt. Wir begreifen aber vollständig die Schwierigkeiten, Gegenstände des Cultus zu profanen Ausstellungszwecken zu verwenden, wollen uns überhaupt durch Grübeleien, was etwa noch fehlt, den Genuß des Vorhandenen nicht vergällen. Daß übrigens auch aus dieser Zeit und aus der sogenannten gothischen Periode einzelne Prachtstücke ausgestellt sind, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Unter den Goldschmiedarbeiten des späteren Mittelalters erregten außer einem emaillirten Reisealtärchen im Besitze des Grafen Wolff-Metternich und einem Bischofstabe aus dem Kölner Dome insbesondere die zahlreichen gothischen Monstranzen aus rheinischen Kirchen die allgemeinste Aufmerksamkeit. Bald zeigen dieselben die strengste architektonische Gebundenheit und erscheinen aus lauter Strebepfeilern, Bogen, Fialen und Spitzgiebeln zusammengesetzt, bald streifen die Formen an die üppigste barocke Manier an und verlocken zum Glauben an die alten Sagen von der Kunst einzelner Meister, feste Stoffe wie Wachs zu kneten: immer offenbart sich die vollkommenste Herrschaft über das Material, das vollkommene Handgeschick und der musterhafte Fleiß der Arbeiter.

Vor einem halben Menschenalter hätte eine kunsthistorische Ausstellung mit dem sechzehnten Jahrhunderte abgeschlossen. Ueber diese Periode hinaus zu sammeln, gab es nur mäßige Anregungen, das ästhetische Urtheil vollends stellte sich der Kunst des siebzehnten und gar schon des achtzehnten Jahrhunderts gegenüber auf den Standpunct des Pharisäers und dankte dem Himmel für die Befreiung der Menschheit von Barock und Rococo. Seitdem hat eine umsichtigere historische Bildung, haben die Einflüsterungen der Mode, welche in ihrer unberechenbaren Laune sich den beiden letzten Jahrhunderten zugewendet hat, die ganze Sachlage stark verändert. Bis an die Grenze des vorigen Jahrhunderts reicht gegenwärtig das Interesse und die Sammellust der Kenner und insbesondere die Producte des Kunsthandwerkes erfreuen sich einer

Digitized by Google

Werthschätzung, die vielleicht eben so übertrieben ist, wie die hochmüthige Verachtung derselben in früheren Jahren. Von diesem Wechsel des Geschmackes ist natürlich auch die kölnische Ausstellung berührt worden. Die Abtheilungen der Kunsttöpferei und der Glasindustrie nehmen einen stattlichen Raum ein und erfreuen sich der eingehendsten Betrachtung und Bewunderung der „Dilettanti". Soll unsereiner schmollen und brummen, daß die Sonne der Volksgunst heller auf die Ungerechten scheint, als auf die Gerechten und daß über dem Lobe, welches man diesen „alten Scherben" zollt, der großen, reinen Kunst nicht immer die volle Ehre gegeben wird? Zunächst berühren die Vorgänge auf dem Kunstmarkte die Wissenschaft nicht oder nur mittelbar. Und wenn ein Liebhaber für einen oder den anderen Gegenstand einen bis dahin unerhörten Preis bezahlt, so ist das seine Sache. Vorausgesetzt, daß er uns nicht in Mitleidenschaft zieht, und daß er nicht verlangt, wir sollen nach dem Marktpreise den dauernden Kunstwerth bemessen, gönnen wir ihn seinen Besitz, und freuen uns, daß auch Kunstwerke zur Verschwendung anreizen können. Wir geben nicht allein bereitwillig zu, daß sich die Begeisterung für die Kunst auch in dieser Form äußern kann, sondern erkennen auch an, daß die Kunsterkenntniß und die Kunstgeschichte stets den größten Vortheil aus der Liebhaberei der Sammler schöpfte. Diese schleppen das Material unermüdlich herbei, sie reißen oft wirklich bedeutende Werke aus der Vergessenheit; sie haben für die Vorzüge einzelner Meister als Enthusiasten das feinste Gefühl, und erkennen am frühesten, wenn auch vielleicht einseitig und übertrieben ihre Bedeutung, sie bringen überhaupt in die Kunststudien Luft und Bewegung. Was wüßten wir von der rheinischen Kunsttöpferei seit dem sechzehnten Jahrhundert, wenn sich nicht die Passion zuerst des Gegenstandes bemächtigt hätte, wie wenig wären wir im Stande, die Entwickelung des Kunsthandwerkes zu verfolgen und sein Verhältniß zur monumentalen Kunst zu erfassen, zeigten uns nicht kenntnißreiche Sammler den Weg? Trotzdem darf ein Bedenken nicht verschwiegen werden. Die Sammlungen und Ausstellungen des alten Kunstgeräthes üben auf unsere Kunstindustrie nicht unbedingt einen segensreichen Einfluß, tragen unter Umständen dazu bei, die letztere noch charakterloser zu machen, als sie es seit einigen Menschenaltern schon ist. Ein wahrer Peter Schlemihl sucht sie nach dem Stile, dessen Mangel ihr fortwährend vorgeworfen wird und glaubt ihn, bald in diesen, bald in jenen, bald in allen vergangenen Stilen zu finden. Auf diesem letzteren Standpuncte sind wir gegenwärtig angekommen. Wir gothisiren nicht; wir grăcisiren nicht; wir thun das eine und das andere und das dritte und vierte dazu und nehmen überdies auch noch die Hausindustrie aller halbcultivirten Völker in Kauf. Die Gefahr droht, daß unsere Kunstindustrie schließlich nur noch den Charakter der Fälschung bewahren, der Fähigkeit bis zur Täuschung nachzuahmen, das

selbständige Denken und Empfinden opfern werde. Ein noch schlimmerer Versucher schleicht heran. Es kann nicht ausbleiben, daß das Nachahmen, Nachbilden und Wiederholen schlechthin, welches in unserer Kunstindustrie eine so große Rolle spielt, eine gewisse Uebersättigung und Ermüdung weckt. Man wird nach einer kräftigeren, stärker gepfefferten Nahrung rufen, und sie in auffallenderen, derberen, manierirten Formen finden, gegen jeden Tadel sich aber mit dem Hinweis, daß ja diese Formen auch altem Kunstgeräthe angehören, wappnen. Und das ist der Punct, welcher zur dringenden Mahnung verpflichtet, den Cultus des deutschen Kunsthandwerkes im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte ja nicht bis zum Fetischdienste zu treiben. Seine unmittelbare Verwendbarkeit ist beschränkt, mag auch so manche Eigenschaft desselben eingehender Beachtung und freudiger Würdigung werth erscheinen. Daß das alte deutsche Kunstgewerbe auch zahlreiche vortreffliche Werke geschaffen hat, wer wollte das leugnen. Selbst die rascheste Umschau auf der kölnischen Ausstellung zeigt glänzende Proben tüchtiger Arbeit, vollendeter Technik, reicher decorativer Ausstattung, guter Berechnung des Effectes, Hebung des letzteren durch das gemeinsame Wirken verschiedener Kunstgattungen, wie z. B. der Emailmalerei mit plastischen Elementen. Besonders bei den Werken in edlen Metallen bemerkt man erhöhte Sorgfalt der Ausführung und wahrhaft bewunderungswürdigen Fleiß. Eine kleine Pax aus dem Kölner Dom in der Form eines Altars mit emaillirtem Bilde und emaillirten Apostelstatuetten aus dem zweiten oder dritten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts gehört zu den köstlichsten Schöpfungen der Kleinkunst. Auch einzelne städtischen Corporationen angehörige oder dem Privatbesitz entstammende Pokale (Stadt Wesel, Osnabrück), Prunkschüsseln, Trinkhörner u. s. w. erregen großes Interesse. Bemerkt man an diesen Werken nicht selten einen an Ueberladung streifenden Reichthum, und die geringe Lust und Fähigkeit, durch einfach schöne Formen zu wirken, so fällt an den Producten der Kunsttöpferei und Glasindustrie die Plumpheit auf, die zuweilen in gänzliche Formlosigkeit ausartet. Die Ornamentik erscheint wenig entwickelt, der Hauptschmuck beruht vielfach auf figürlichen Darstellungen, Reliefs, die anderweitig entlehnt werden, sowohl der Uebergang vom Bauch des Gefäßes zum Fuß, wie der Ansatz von Henkeln, Hals und Ausguß halten den Vergleich mit antiken und italienischen Mustern selten aus. Das vermindert nicht das historische Interesse, das wir an den Siegburger, Rärener, Frechemer, Nassauer Fabrikaten nehmen. Wir erwärmen uns rasch für diese Arbeiten, sobald wir entdecken, daß auch hier Gesetz und Regel walten, sobald wir im Stande sind, sie nach Stoff, Form und Herkommen auseinander zu halten, und die grauen, braunen, blauen Kannen und Krüge auf ihren Ursprung zurückzuführen. Sie helfen der Phantasie, sich in das Leben unserer Altvorderen hineinzuträumen, sie

Digitized by Google

färben unsere historischen Anschauungen; wie sie gearbeitet wurden und wie sie gebraucht wurden, beides lehrt uns rheinisches Land und rheinische Leute in kräftigem Lichte kennen. So werthvoll aber diese Werke in geschichtlicher Beziehung sind und bleiben, so möchte ich sie doch nicht schlechthin als Vorbilder für unsere Kunstindustrie empfehlen und sehe nicht nothwendig einen Beweis des Aufschwunges derselben darin, daß die Mode uns mit zahllosen halbguten Nachahmungen älteren deutschen Kunstgeschirres beschenkt hat, die obendrein nur als Prunkgeräth dienen und auf Form und Gestalt des gewöhnlichen, brauchbaren Hausrathes keinen Einfluß üben.

Aehnliches gilt von den Producten der deutschen Glasindustrie des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Das historische Interesse überwiegt bei weitem den künstlerischen Werth. Wir bewundern die tiefe Römerfarbe, wir zollen dem Fleiße und technischen Geschicke volle Anerkennung. Die mannichfachsten Weisen, die Emailmalerei, das Netzwerk, das aufgeschmolzene Glas u. a. sind gleich tüchtig angewendet; aber schon die Größe dieser Humpen und Willkomme erschreckt uns und wenn wir auch darüber wegkommen, so können wir doch unmöglich die derbmassiven Formen, die meist ganz fehlende Gliederung entzückend schön finden. Auch hier wird der Genuß erst ungetrübt, wenn wir uns in die alten Zeiten zurückversetzen und welche Rolle diese Humpen und Willkomme und Pokale in der Sitte der Väter spielten, sinnen und dichten. Sie hoben sie zu gewaltigem Trunke und wenn sie mit denselben anstießen, was sich etwa so ausnahm, wie das Salutiren mit einem zweihändigen Schlachtschwerte, brauchten sie ihre Kraft nicht zu schonen. Sie ergötzten sich aber auch an dem farbigen Bilderschmuck und lasen gewiß auch mit Vergnügen die spaßigen oder wohlwollend meinenden oder patriotischen Inschriften, welche an den Humpen angebracht waren. Den Zuruf: Bibito cum laetitia, befolgten sie von Herzen und vollzogen ohne Zweifel gern die Mahnung: Trinck mich auß und würff mich nider, heb mich auf und vill mich wider! Auf die Drohung des Eichelbauers auf einem Kartenglas: Ich steche dich, antworteten sie mit dem Kleebauer: Ich fürchte mich nicht. Auch zu ernsten Gedanken regten die Gläser an. Da führten sie in Bild und Schrift des römisch-deutschen Kaisers Majestät mit sammt den sieben Kurfürsten und die Glieder und Stände des Reiches vor und als nach dreißigjährigen Kriegsnöthen endlich die Sonne des langersehnten Friedens wieder über die furchtbar verheerten, viele Menschenalter zurückgesetzten deutschen Landschaften schien, wie sollte da der Glasmaler, der ja in seiner Art auch ein Stück öffentliche Meinung war, schweigen? Gott Vater erscheint in der Wolke, auf Erden knieen die Vertreter aller Stände und beten inbrünstig: „Nun lobet alle Gott! Deinen Frieden o Herr nimm ja nicht wieder von uns"; in der Mitte des Bildes aber erscheinen freundschaftlich verbunden:

Digitized by Google

der Kaiser, der König von Frankreich und die Königin von Schweden. Wenn diese drei Mächtigen vereinigt blieben, wer wollte wagen den Frieden zu stören? Wie wenig verstand dieser Mann von der Staatsraison und von der politischen Praktica! Aber als Volksstimme besitzen doch diese und ähnliche Inschriften ein historisches Interesse, auch als Beweise, wie unendlich tief die Friedenssehnsucht im Herzen der Nation wurzelte, wie stark die Friedensstimmung sich ausprägte. Das benachbarte Holland gab gleichfalls dieser Friedensstimmung Ausdruck. In großen prächtigen Gemälden setzte es dem „Freudenjahre" unsterbliche Denkmale. Van der Helst, Flinck schilderten mit glänzenden Farben den Jubel und die Begeisterung, welche der Wiederkehr des Friedens und des ungetrübten Lebensgenusses folgten. Bei uns schrieb ein ehrsamer Glasermeister seinen Stoßseufzer und sein Dankgebet mit groben Zügen auf Humpen und Becher! Dort sprach die Kunst die Gedanken des Volkes aus, wir retteten nur den elementaren Volksboden aus der Verwüstung des entsetzlichen Krieges und mußten die ganze Culturarbeit beinah von allem Anfange wieder beginnen. Und doch zeigt uns auch die kölnische Ausstellung, daß es eine Zeit gab, in welche unsere Kunst ebenso beredt war, wie jene der Nachbarländer, ja daß sie das Sprechen früher erlernt hatte, als die letzteren.

Als zweite Abtheilung der Ausstellung nennt der Katalog Gemälde der kölnischen und niederländischen Malerschulen bis zum Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts. Die Zahl derselben ist nicht groß, so daß der Ueberblick ohne Mühe gewonnen werden kann, zumal sie auch unter einander bis zu einem gewissen Grade auf Verwandtschaft den Anspruch erheben können. Dieses Maß und diese innere Zusammengehörigkeit erleichtern aber nicht allein den Ueberblick, sondern erhöhen auch den Genuß, welcher sonst auf Ausstellungen nur zu rasch der Abspannung und Ermüdung weicht. Als kölnische Kunstfreunde vor zweiundzwanzig Jahren die erste Ausstellung älterer Bilder in das Werk setzten, durften sie sich rühmen, daß auf derselben ein hervorragendes Werk der heimischen Schule gleichsam entdeckt wurde. Die Seminarmadonna wurde erst durch die Gürzenich-Ausstellung 1854 in weiteren Kreisen bekannt. Seitdem erfreut sich dieses Bild in allen Handbüchern der ehrenvollsten Erwähnung und wird als ein wichtiges Bindeglied zwischen der ältern und jüngern Richtuug (Meister Wilhelm und Meister Stephan) begrüßt. Eine ähnliche Frucht pflückt die Kunstgeschichte auf der gegenwärtigen Ausstellung. Unter dem Namen „Meister Wilhelm von Köln: Verehrung Mariä" tritt uns eine kleine Tafel entgegen, die zu den köstlichsten Schöpfungen der altkölnischen Schule gehört. Den Hintergrund füllen drei gothische Steinnischen, in deren mittelster die lieblich zarte Madonna auf einem Throne mit dem Kinde auf dem Schooße sitzt. Ueber dem enganliegenden hellrothen Brokatrocke trägt sie einen blauen Mantel, den Kopf bedeckt ein weißes

Digitized by Google

Schleiertuch, darüber die Krone. Rechts und links von ihr in den Nebennischen stehen Petrus mit Paulus und die beiden Johannes. Wie gewöhnlich auf den Bildern der altkölnischen Schule erscheinen auch hier die männlichen Gestalten weniger gelungen. Höchstens dürfte man den kräftigen Kopf des Petrus ausnehmen, könnte man sich nur von seinem unversehrten Wesen überzeugen. Denn das ganze Bild ist einer zwar nicht unglücklichen, aber doch sehr energischen Restauration unterworfen worden. Von größtem Reize dagegen sind die jugendlichen Gestalten im Vordergrunde, der heilige Georg im modischen Gewande über der Rüstung und sieben weibliche Heilige: Catharina, Barbara, Walburga, Magdalena, Margaretha u. s. w., die alle mit einander in heiterer, zierlicher Anmuth wetteifern. Der Ausdruck kann sich großer Mannichfaltigkeit nicht rühmen, selbst die Gewandung erscheint bei den meisten im Schnitte ganz gleich, nur in den Farben modificirt, wobei es auffällt, daß die heilige Catharina sogar das gleiche Rockmuster zeigt, wie die Madonna; doch bestimmen nicht diese Mängel, sondern die naiv lebendige Empfindung, der vollendete Fleiß, der leise schüchterne Anklang an Naturstudium den Eindruck des Werkes. Daß sein Meister von der Miniaturmalerei herkommt, zeigt die malerische Technik, die Art, wie er die Lichter aufsetzt. Doch hält er sich von dem schematischen Idealismus der meisten Miniaturmaler fern, scheint wie gesagt, das Auge schon etwas für das Erfassen der äußeren Formen geschärft zu haben. Die Taufe des Bildes auf Meister Wilhelm ist natürlich ganz conventionell; mit den gewöhnlich diesem Meister zugeschriebenen Werken hat es nur die Schule und ungefähr die Zeit gemein; es unterscheidet sich von denselben durch die ungleich feinere Ausführung und einen anderen Typus der Frauenköpfe. Es wäre zu wünschen, daß das Werk, aus der Ruhlschen Sammlung von Herrn Felix in Leipzig angekauft, einer öffentlichen Gallerie einverleibt würde. Der richtigste Platz wäre natürlich das kölnische Museum. Und da schon einmal Wünsche angeregt wurden, so mag auch gleich der andere Wunsch sich anreihen, daß doch endlich einmal das so ungünstig aufgestellte Dombild und die nur wenigen Menschen zugängliche Seminarmadonna im Museum Platz fänden. Es wäre ein Ehrenplatz, auch für unser kleines Gemälde, das abgesehen von dem Reize der Formen und Farben auch durch den Gegenstand der Darstellung fesselt. Uns freilich ist dieses Liebesspiel der heiligen Jungfrauen mit dem Christuskinde, die mystische Hochzeit mit der heiligen Catharina vollkommen unverständlich; im fünfzehnten Jahrhundert waren offenbar solche Vorstellungen in weiten Kreisen beliebt. Diese altkölnische „Verehrung Mariä" ist das Ausgangsglied einer längeren Bilderreihe, die wir sowohl in der altkölnischen wie in der benachbarten niederländischen Schule, hier bis zu Gerard David, verfolgen können. Gerard Davids Verehrung Mariä darf man zwar nicht

Digitized by Google

auf der Ausstellung suchen (sondern in Rouen und vielleicht in Palermo), doch ist dieser seltene Meister auch hier trefflich vertreten, und nicht er allein bringt die Gefolgschaft der Brüder van Eyck zu Ehren, sondern mit ihm Petrus Cristus und Hans Memling. Die Werke des Gerard David und Petrus Cristus sind der berühmten Sammlung des Freiherrn Eduard von Oppenheim entlehnt. Davids Bild stellt die Madonna auf einer Rasenbank inmitten einer weiten Landschaft dar; Petrus Cristus führt uns in die Werkstätte eines Goldschmiedes, des heiligen Eligius, in welcher ein Brautpaar den Verlobungsring erhandelt. In der jüngsten Zeit wurde der Inhalt des Bildes anders beschrieben. Die Braut soll die heilige Godeberta vorstellen, welche einen Ring vom heiligen Eligius empfängt, um sich als Nonne mit Christus zu vermählen. Wer aber diese Deutung aufgebracht, versteht sich schlecht auf Liebesblicke. Der schmucke Mann, welcher die angebliche Nonne umfaßt hält, ist offenbar der glückliche Bräutigam und die heilige Godeberta erscheint ebenfalls weltlichen Liebesfreuden durchaus nicht abhold. Der genremäßige Zug in dem Bilde kann nicht befremden. Malte Jan van Eyck ein glückliches Ehepaar, warum sollte Petrus Cristus nicht eine Verlobungsscene schildern? Und selbst wenn wir annehmen, das Bild wäre nicht für ein Familienzimmer, sondern für die Zunftstube der Goldschmiede bestimmt, bleibt die profane Deutung zulässig. Beide Werke, das Madonnenbild Davids wie die Goldschmiedwerkstätte des Petrus Cristus sind wiederholt öffentlich besprochen worden, ihr hoher Werth erfreut sich allgemeinster Anerkennung. Auch die Madonna Memlings, mit noch vielen anderen Kunstobjecten von dem fürstlich Hohenzollernschen Museum in Sigmaringen mit gewohnter Liberalität gespendet, regt nicht geringes Interesse an. Der Meister des Bildes hat von Jan van Eyck unmittelbare Inspirationen empfangen. Er ahmt eifrig die Composition und die Anordnung nach, die in den Werken Jans wiederkehren. Auch er liebt es, den Vordergrund durch eine quergezogene Mauer stärker zu betonen, die Madonna unter einem Baldachin thronen zu lassen u. s. w. Man kann aber auch das besondere Vorbild nennen, welches unser Meister vor Augen hatte: das ist die Madonna mit dem heiligen Donatian in Brügge. Sowohl die malerische Technik, wie die Körpertypen, namentlich der Personen im Vordergrunde erinnern deutlich an dasselbe. Neben den Gemälden aus dem fünfzehnten und dann wieder aus dem siebzehnten Jahrhundert treten jene aus der mitten liegenden Uebergangsperiode an Zahl wie an Bedeutung zurück. Doch muß man hervorheben, daß das Bild der beiden Geizhälse von Quentin Matsys (Sammlung Oppenheim) zu den besten Exemplaren dieses oft wiederholten Gemäldes gehört und auch sonst noch einzelne Werke vorhanden sind, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So hat z. B. die Stadt Wesel ein sogenanntes Gerechtigkeitsbild beigesteuert,

Digitized by Google

wie sie in Rathshäusern in den Gerichtsstuben aufgestellt wurden, um an die Wichtigkeit der hier vollzogenen Handlungen zu erinnern. Beispiele solcher echt bürgerlichen Malerei haben sich aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert zahlreich genug erhalten. Die Bilder wenden sich zumeist an die Richter und führen ihnen Muster der Gerechtigkeitspflege, z. B. den Kaiser Trajan, den Grafen Herkenbald vor die Augen. Auf dem Weseler Gemälde wird dagegen der Beschuldigte angerufen, ihm die Heiligkeit des Eides vorgehalten. Der Vorsitzer auf der Richterbank weist auf Christus hin, der mit Maria und Johannes (eine abbrevirte Darstellung des jüngsten Gerichtes) an der Wand gemalt erscheint. Auf das Kreuz soll der Beschuldigte schwören, dem rechts und links ein Engel und ein Teufel Rathschläge zuflüstern, und dessen Entscheidung eine größere Menschenmenge mit Theilnahme erwartet. Der künstlerische Werth des mit zahlreichen Spruchbändern ausgestatteten Bildes ist nicht sehr groß; ob es ebenso wie die von den Gebrüdern Becker ausgestellte Auferweckung des Lazarus mit Recht auf den Meister Johann von Calcar geschrieben wird, kann erst eine genaue Vergleichung mit dem Hauptaltare in Calcar lehren.

Die holländische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts erscheint durch eine Reihe glänzender Namen vertreten. Man zählt vier Rembrandt, ebenso viele Ruysdael, sodann noch Werke von Hobbema, Teniers, dem Delftschen van der Meer, Terburg, Wouwermann, Goyen, Fr. Hals u. s. w. Das Beste aber dabei ist, daß wir nicht nur prunkvolle Namen hören, sondern vielfach auch tüchtige Werke schauen. Es erregt doch stets neues Staunen, welche Fülle guter holländischer Bilder noch immer der Privatbesitz verbirgt, wie beinahe jedes Jahr aus dieser unerschöpflichen Quelle unerwartete Schätze an den Tag bringt. Dieses Vorherrschen des Privatbesitzes erklärt auch das Ueberwiegen holländischer Gemälde auf dem Kunstmarkte. Sie haben noch einen Tauschwerth, bei ihnen stehen Geber und Nehmer noch in einem gewissen Gleichgewichte. Daß auch die Vorliebe für die niederländische Malerei dabei mitspielt, soll nicht abgeleugnet werden, sie würde aber nicht durchdringen, wenn ihr nicht eine unerbittliche Wirthschaftsregel zur Seite stände, wenn der Nachfrage, wie es bei den älteren italienischen Bildern längst der Fall ist, kein Angebot antwortete. Es steht nicht zu fürchten, daß ein ähnliches Schicksal die holländische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts bald heimsuchen werde, sie bildet zuversichtlich noch lange den Boden, auf welchem sich Kunsthändler, Kunstsammler und Kunstkenner mit dem größten Erfolge tummeln. Feine Kennerschaft zu bewähren, bot auch die kölnische Ausstellung vielfache Gelegenheit. Wer lernbegierig war, konnte manchen weisen Spruch über die „künstlerische Qualität" dieses oder jenes Meisters erlauschen und wie sich zuweilen das Stilgefühl und äußere Autoritäten (z. B. Smith Catalogue

Digitized by Google

raisonné) entzweien, beobachten. Die Aechtheit einzelner Gemälde erschien in der That stark anfechtbar. Aber auch des harmlosen Kunstfreundes harren reiche Genüsse. Diese großen alttestamentarischen Schilderungen Rembrandts: David vor Saul die Harfe spielend und Haman vor Esther und Ahasver fesseln nicht allein durch Farbenreiz und die uns fremdartige Auffassung. Sie helfen auch mit den zahlreichen Parabelbildern das oft aufgeworfene Räthsel lösen, wo denn eigentlich die protestantische religiöse Malerei sich zeige. Man darf sie nicht bei Luthers Zeitgenossen suchen, denn man findet die Frucht nicht fertig entwickelt neben dem Keime liegen, am wenigsten bei dem braven aber durchaus platten Lucas Cranach. Sie braucht um zu zeitigen ein volles Jahrhundert, wird dann glorreich in Rembrandts Schule verkörpert. Der Kunstfreund freut sich, wenn er neben einem der mächtigen Wasserfälle Ruysdaels eine einfache Allee desselben Meisters erblickt, die nur den Reiz feinster perspectivischer Behandlung besitzt und als Ahne des paysage intime gelten könnte; er wird überrascht durch den Anblick einer Hobbemaschen Landschaft (im Besitze Suermondts), die den Meister von einer ganz ungewöhnlichen Seite zeigt, und durch das Spiel der Sonnenstrahlen im Wasser und in den Bäumen des reicher als sonst gegliederten Vordergrundes anzieht und wenn er seiner natürlichen Empfindung folgt, unbekümmert, ob fremde Autoritäten dieselbe als berechtigt ratificiren, wird er gern auch bei einem einfachen, fast unscheinbaren Frauenbilde verweilen, das der frühzeitig bei einer Pulverexplosion verunglückte Karl Fabritius geschaffen hat. Beinahe in das Profil gestellt, über das blonde Haar einen leichten Schleier geworfen, den Oberkörper, soweit er sichtbar ist, mit einem durchsichtigen Hemde und einem tiefrothen Wamms bekleidet, erzählt der wunderbare Kopf dem lauschenden Zuschauer ebenso viel von Liebesleid wie von Liebeslust. Wir lesen in dem leicht gesenkten Blicke, in dem feuchten Auge, in dem leisen Lächeln der Wange eine anmuthige Herzensgeschichte, bewundern aber gleichzeitig den Maler, dessen Kunst des Halbschattens seines Meisters und Lehrers Rembrandt vollkommen würdig ist.

Noch vieles andere wäre hervorzuheben und zu loben. Zwei ganze große Abtheilungen sind mit Stillschweigen übergangen worden, die es wohl verdienten, in der eingehendsten Weise geschildert zu werden. Doch wie soll man die hohe Bedeutung der Gewebemuster orientalischen und mittelalterlichen Ursprunges, welche der Domvicar Schnütgen in Köln gesammelt und in trefflicher Ordnung aufgestellt hat, weiteren Kreisen klarlegen, wenn die Lehre nicht durch die Anschauung unterstützt wird? und wie soll man die Composition, die Zeichnung, das Colorit der zahlreichen ausgestellten Miniaturen beschreiben, wenn die Handschriften, welche sie enthalten, im Schaukasten verschlossen bleiben mußten und nur so viele Bilderproben zeigten, als nöthig

Digitized by Google

waren, nach dem Genusse der weiteren Schätze lüstern zu machen? Bei dieser Gelegenheit wurde wieder ein alter Wunsch rege. Ohne Kenntniß der Miniaturmalerei bleibt die Geschichte der mittelalterlichen Kunst nur ein halbgeöffnetes Buch. Wie leicht wäre es, diese Kenntniß, bis jetzt in beklagenswerther Weise eingeschränkt, zu erweitern und zu verbreiten. Für den Anfang würden die photolithographischen Reproductionen der wichtigsten Codices (natürlich nur der bildergeschmückten Blätter) genügen, um wenigstens über die Auffassung, Composition, Formengebung, Zeichnung uns zu orientiren. Die Paläographical-Society in London giebt nur nebenbei auch Abbildungen der Miniaturen und wie wichtig sind trotzdem auch für uns Kunstforscher ihre Publicationen geworden! Unsere Bibliotheken und Archive bewahren in München, Bamberg, Gotha, Trier, Köln u. s. w. eine Reihe der wichtigsten Bilderhandschriften. Ihre Ausgabe in der erwähnten Weise wäre bei vereinten Kräften leicht und mühelos zu erzielen und würde den Dank aller Freunde unserer vergangenen Kunst sich erwerben. Es scheint aber, daß uns Deutschen für solche Dinge die Initiative mangelt. Sind wir zu arm oder zu träge dazu?

Anonyme Recensionen.

Von Edmund Pfleiderer.

Mommsens allbekannter Angriff in Sachen der Doctorpromotionen mag in manchem Einzelnen zu weit gehen — im Ganzen aber und in den leitenden Grundgedanken hat er gewiß Recht. Es ist das solidarisch verbundene deutsche Wissenschaftsleben, für dessen Anstand und Adel er kämpft, von welchem er, in einer speciellen Frage zwar, aber den Blick auf den feinfühlig organischen Zusammenhang des Ganzen gerichtet, alle Deckmäntelchen der Unlauterkeit und alle dunklen Hinterpförtchen sehr ungeistiger Interessen entfernt wissen will, damit auf dem Gebiet der Wissenschaft und Wahrheit auch wirklich Wahrheit und Klarheit herrsche.

Ganz dasselbe möchte ich nun aber in den folgenden Zeilen auch auf einen anderen Punct anwenden, bei welchem nach der allerdings gar zu emphatisch volltönenden Sprache mancher unserer Zeitungen wohl mit eben so gutem Recht, als in der Doctorirungsfrage von einem „Schandfleck der deutschen Wissenschaft" geredet werden könnte. Ich meine die Unsitte des anonymen Recensirens. Ausdrücklich sei hierbei bemerkt, daß ich damit nur an die förmlichen und sozusagen professionellen Recensionsblätter denke. Denn

Digitized by Google

nur diese kommen als wissenschaftliche Arena in Betracht und bilden naturnothwendig oft auch eine Stätte des Kampfes, für welchen die folgenden Momente hauptsächlich gelten. Blos gelegentliche Referate, die z. B. im Feuilleton einer Zeitung oder im Anhang von Zeitschriften anderer Bestimmung auftauchen und eben damit meist harmlos populärer Art sind, können vorläufig außer Betracht bleiben, obgleich ich gestehe, daß mir die französische Sitte der persönlichen Unterschrift sogar bei Zeitungsartikeln sehr viel Gutes und für die Presse Luftreinigendes zu haben scheint. Beschränken wir uns indeß hier auf die kritischen Blätter von Fach!

Die Vertheidiger der Anonymität wissen allerdings manches Schöne und zunächst Bestechende für sich anzuführen. Die Kritik ist nach ihnen das oberste wissenschaftliche Tribunal, welches besonders bei der großen Productivität unserer Zeit eine hochnöthige geistige Polizei auszuüben hat — und wer wüßte nicht, daß unter den Polizisten unserer Großstädte die geheimen Detectives eine Hauptrolle spielen. Das Amt, positiv auf das Edelmetall unter der vielen Falschmünzerei aufmerksam zu machen, negativ aber den Unberufenen die Thüre der Publicität zu weisen, kann die Kritik, wie gesagt wird, nur als unpersönliche, rein sachliche Macht mit der gehörigen Würde und Wirkung verwalten, wenn sie sozusagen als Wissenschaft — an — sich in transcendenter, hyperindividueller Majestät wie eine geistige Vorsehung thront. Sie ist in dieser Form wirkungsvoller; denn wer kennt nicht den mystischer Zauber des verblaßten „Man"? Sie ist aber auch reiner und gerechter, mit Einem Wort idealer, wenn sie den realistischen Staub des persönlichen Namens abschüttelt. Ohne Ansehen der Person, wie es oberstes Gesetz auch des wissenschaftlichen Urtheils ist, kann man activ nur verfahren, wenn man sich nicht minder passiv in derselben Situation befindet. Sonst kommt augenblicklich die Verunreinigung durch persönliche Rücksichten, und zwar besonders zum Schaden der nöthigen Strenge und unerbittlichen Geradheit herein.

All dies lautet nun freilich recht schön und erhaben, wir wollen das nicht leugnen. Nur Schade, daß die Apologeten jener Sitte sich in unserer sonst so nüchtern realistischen Zeit mit lauter Abstractionen und leeren Hypothesen decken. „Reine Wissenschaft als solche," „unpersönliche, hyperindividuelle Majestät und Ideelität des wissenschaftlichen Gerichts" — ja, wenn das in unserem Fall nur etwas mehr wäre, als schöne Phrase, während es sich in Wahrheit um durch und durch persönliche, ja sogar vielfach um sehr prononcirt persönliche Träger jener Abstractionen handelt.

Wenn das selbstverständlich der wahre Sachverhalt ist, so sage ich noch ohne alle weiteren Gründe: Heraus mit dem Thatbestand vor das Publicum! Was soll die geisterhafte Mystik mit der „großen Unbekannten", von der allerdings erfahrungsmäßig gewiß ist, daß sie bei einem nicht zu geringen

Theil des lesenden Publicums instinctiv und unbewußt wirkt, wie ja schon das gemeine Volk vor dem Gedruckten oder gar vollends Telegraphirten als solchem einen heiligen Respect hat. Ist es aber der Wissenschaft würdig, durch Inscenesetzung einer solchen „vox de coelo sonans", die bindet und löst, anerkennt und tadelt, zu imponiren d. h. weil es ein gemachtes Theaterstück ist, einfach zu düpiren und zu verblüffen? Ich denke, die wahre Wissenschaft sollte mit Gründen operiren und sich mit keiner solchen offenbaren, ob auch einflußreichen pia fraus aus dem Gebiet des Aberglaubens nebenher bemengen.

Allein ich muß noch viel concreter und erfahrungsmäßiger reden. Die Träger der wissenschaftlichen „Kritik an sich" sind von jeher nicht blos Individuen, sondern Personen mit Fleisch und Blut, sonach mit allerlei Menschlichkeiten und zum Theil wenigstens auch mit Schwächen behaftet, wie das in der realen Welt leider so zu sein pflegt; und davon sind bekanntlich auch die Träger der wissenschaftlichen Beschäftigung keineswegs exempt. Nun glaubt man, gerade der menschlichen Schwachheit und allzu friedliebenden Weichheit resp. Feigheit durch die Deckung der Anonymität Succurs leisten zu müssen. Mag das, wobei die eben gebrauchten harten Ausdrücke sich von selbst modificiren, immerhin bei der Behandlung namentlich politischer oder socialer Fragen angezeigt sein, die häufig entweder gar nicht oder nur unter wohlgeschlossener Maske erörtert werden können. Hier kommen gewiß gar manche persönliche Rücksichten der Stellung, der ganzen Umgebung und Bekanntschaft mit ins Spiel, die ich nicht zu gering taxiren möchte. Allein Derartiges gehört ja zum Voraus nicht mit unter die gegenwärtige Ausführung, welche es nur mit den rein wissenschaftlichen Discussionen, zudem noch fremder Ansichten, zu thun hat, obgleich nicht zu leugnen ist, daß auch auf jenen anderen Gebieten die Nothwendigkeit der Anonymität ein Symptom von Krankheit oder wenigstens von Unvollkommenheit sein dürfte. Auf unserem Gebiet aber sehe ich in der That nicht ein, warum man dem Freimuth künstlich zu Hülfe zu kommen brauchte. Die Rivalität vollends in einer sehr productiven Zeit, die rege auch wissenschaftliche Concurrenz macht wahrhaftig allein schon, wie die Menschen sind, scharfsichtig genug für die etwaigen Blößen und Mängel des Anderen. Das große „ôte-toi que je m'y mette", welches den Kampf ums Dasein auch auf geistigem Boden beherrscht, ruft durch eigene Kraft ein äußerst feines Sehvermögen hervor, jedenfalls den negativen Sinn. Auch die anerkanntesten und gerühmtesten Autoritäten dürfen sicher sein, in irgend einem nachwachsenden Concurrenten ihren genügend scharfen Beurtheiler zu finden, der es schon als persönlicher Prätendent ihrer Würde wagt, auch ohne Anonymitätsschutz gegen sie hervorzutreten und sie zur Verantwortung zu ziehen. Glaubt man umgekehrt, daß nur unter der Bedin-

Digitized by Google

gung der Namensverschweigung das fade Getriebe der Lobhudeleien und Beräucherungen z. B. anerkannter Meister durch recommandationsbedürftige Jünger und Candidaten der wissenschaftlichen Carrière wegfalle, so täuscht man sich auch hierin. Wer mit dieser Art von speculativem Sinn die kritische Feder ergreift, muß schon des selbstischen Zwecks halber doch dafür sorgen, daß seine Autorschaft irgendwie an den Tag komme und ihren Lohn fordern könne. Auch dann aber ist es am allerbesten, wenn die Namen vollends rund und nett genannt werden, damit das Publicum wiederum weiß, was es eigentlich von solchen Lobpreisungen zu halten hat. Kurzum, wir können in Anbetracht der concreten Menschennatur nur sagen, daß weit weniger die Friedensliebe und Milde, als vielmehr die Streit- und Zanksucht einer zügelnden Gegenmaßregel bedarf, und vermögen daher überhaupt einen fördernden, irgendwie idealisirenden und über die individuelle Schranke erhebenden Einfluß der Anonymität nicht abzusehen.

Dagegen läßt sich eine Reihe von Uebelständen und Mißlichkeiten derselben schlagend nachweisen und an die eigene Erfahrung eines jeden auf diesem Gebiet Bekannteren appelliren. „Litera scripta manet", das gilt nicht blos vom Inhalt, sondern auch von der Namensunterschrift eines Artikels, und Beides gehört ebenfalls in unserem Fall zusammen. Ich möchte die Letztere geradezu das objective Gewissen des Verfassers nennen, welches im Durchschnitt und nach den Gesetzen der Menschennatur viel lauter und vernehmlicher spricht, als das nur subjective Privatgewissen. Mit diesem kann man markten, oder es auch ganz zum Schweigen bringen und vergessen; jenes dagegen ist der eigenen Machtsphäre entnommen und wirkt mit sachlicher Unabhängigkeit von Zeit und Raum fort. Von manchem anonymen Kritiker wird sich sagen lassen: „Was ich geschrieben habe, das habe ich — nicht geschrieben". Ruhig schüttelt er seine Expectoration aus dem Aermel und alle Verantwortung von sich ab. Den Tintenfleck der letzten Zeilen abwischend, und wären sie auch gallenbitter gewesen, wäscht er zugleich seine Hände in Unschuld und ist aller persönlichen Haftbarkeit ledig. Wer wüßte aber nicht, daß in allen Tagen und Stellungen des Lebens die Unverantwortlichkeit ein böses, zur Unsittlichkeit verleitendes Unding ist!

Gewiß, mit ihrem Fallen könnten unsere wissenschaftlichen Verhandlungen formell und materiell nur höchlichst gewinnen. Hört die Narrenfreiheit des kritischen Maskenballs auf, um es sehr stark auszudrücken, so muß und wird zum Voraus ein edlerer und anständigerer Ton, eine etwas civilisirtere und des „Volks der Dichter und Denker" würdigere Sprache auch in jene Blätter einziehen. Der frivole Muthwillen, welcher seine namentlich persönlich gerichteten Worte und Wendungen nun auch gar nicht auf die Wagschale legt, der aus irgendwelchen Gründen, und wäre es auch blos die schon von Kant

Digitized by Google

so treffend gegeißelte Recensenteneilfertigkeit und Faulheit, an den Schlachtopfern seines Esprit sein Müthchen kühlt, — er wird sich wenigstens einschränken, um sich nicht coram publico zu blamiren und zu compromittiren; denn der Witz des Augenblicks hat bekanntlich schon in der nächsten halben Stunde oft ein ganz anderes Gesicht; darum ist es gut, wenn sein Autor für ihn dauernd haftet. Ein Ton, den man nicht ruhig mit offenem Visir anschlagen darf, richtet sich selbst durch dieses sein böses Gewissen und bleibt darum billig ganz verbannt.

In materieller Beziehung ist schon der wissenschaftliche, in Wahrheit so wissenschaftswidrige Secten- und Parteigeist als ein Uebel zu nennen, das unter jenem Deckmantel besonders lustig wuchern und sein Wesen treiben kann. Daß derselbe gerade auch in Deutschland und vorzugsweise an manchen Centralpuncten groß ist, dürfte wohl Niemand leugnen. In hochgradigem Zustand wird er zur förmlichen Bornirung und Bornirtheit gegen Alles, was just nicht zur Bundesbrüderschaft gehört. Er weiß der Inquisition ihr „nulla salus extra ecclesiam" nachzubeten und literarisches Vehmgericht zu üben so gut wie der index librorum prohibitorum. Gar zu schlimm ist dieser Uebelstand freilich alsdann wenigstens nicht, wenn ein Blatt sich ein für allemal offen und ehrlich zu einer Parteirichtung bekennt, welcher dann von selbst andere das Gegengewicht halten. Niemand wird z. B. von der „Kreuzzeitung" etwa denselben Maßstab der Beurtheilung erwarten, wie vom „Neuen Socialdemokrat", oder in der „Gartenlaube" dieselbe Werthtaxation geistiger Erscheinungen suchen, wie in der „Lutherischen Kirchenzeitung". In diesem Falle hat auch die Anonymität weit weniger auf sich, da der persönliche Name wesentlich durch denjenigen der Partei ersetzt ist. Allein dies findet wiederum auf die professionellen Recensionsblätter kaum eine Anwendung, sofern diese bei dem weiten Rayon ihrer Thätigkeit und der reichen Mannichfaltigkeit ihrer Besprechungen unmöglich eine wirklich entschiedene und einheitliche Parteifarbe tragen können, wie sie sich ja auch ausdrücklich als unparteiisches Gesammttribunal angesehen wissen wollen. Eben damit bleibt bei ihnen schon hinsichtlich des Parteigeistes und seiner nur relativen Zuverlässigkeit die Forderung der Namensnennung doch bestehen, in welcher wenigstens das Individuum Farbe bekennt.

Weit schlimmer jedoch, als all dies, sind die rein persönlichen Intriguen, Rancünen und Malicen buntester Art, welche sich nur unter dem feigen Schutz der Namensverschweigung in üppiger Blüthe entfalten können und es bekanntermaßen auch wirklich thun. Die nähere Art, wie es hierbei zugeht, kann man sich verschieden denken; der Effect bleibt sich dennoch im Wesentlichen gleich.

Auch bei den gehässigsten Kritiken, welche denkbar sind, würde erst die Unterschrift dem Publicum die nöthige Objectivität und Sachgemäßheit

Digitized by Google

seines Nachurtheils ermöglichen. Incompetente Beurtheiler verlieren dann sogleich ihr vom übrigen Blatt und der sonstigen besseren Gesellschaft erborgtes Gewicht. Andauernde irgendwie motivirte Gegner zählen wenigstens blos noch einfach oder nur als eine Partei, während sie bei anonymer Befehdung von zuweilen sogar systematischer Art gar leicht den Schein der mehrsagenden Pluralität, der durch verschiedene, unter sich unabhängige Zeugen repräsentirten „Wissenschaft — an — sich" vor jedem nicht ganz aufmerksamen und controllirenden Leser usurpiren können.

Es ist offenbar das richtige und ächt wissenschaftliche Gefühl dieses unwürdigen und so viel Unreinheit bergenden Versteckspiels, was einige neuere Blätter für Kritik zur ausnahmslosen Praxis der vollen Namensnennung bei allen ihren Mitarbeitern veranlaßt hat. Allein auch das Verfahren älterer Recensionsblätter, deren Geburtsstunde an eine hierin nicht maßgebende Periode unserer politisch-geistigen Atmosphäre fällt, verräth wenigstens durch seine Zwiespaltigkeit und Verschiedenheit, daß nicht minder ihnen oder doch dem respectabelsten Theil ihrer Mitarbeiter dasselbe Gefühl bereits nahe getreten ist. Vielfach finden wir in ihnen namentlich größere Artikel chiffrirt, mit constanten Zeichen oder den Anfangsbuchstaben, ja sogar mit dem ganzen Knochengerüste der Consonanten des Verfassernamens unterzeichnet. Ich gebe nun gern zu, daß dies an und für sich genügt, und rechne deshalb alle, welche so verfahren, ausdrücklich nicht unter die nach dem bisherigen doch wohl vielfach sittlichdubiöse Classe der Anonymen. Indem derartige Sachen stets nur in speciell fachwissenschaftlichen Kreisen gelesen werden, kennt man sich mit Hülfe jener Andeutungen gegenseitig vollkommen; jedenfalls ist damit für etwaige Zweifel das Recht der weiteren Nachfrage bei der Redaction proclamirt.

Allein ich habe auch so noch ein Bedenken. Zwar wenn der ständige Redacteur seine Beiträge nur mit den Anfangsbuchstaben seines Namens zeichnet, ist das eine völlig erklärliche und gerechtfertigte Abkürzung. Welcher Leser der preußischen Jahrbücher z. B. würde über das W. W. nur einen Augenblick sich weiter besinnen müssen, oder ähnlich bei dem P. L. der „Gegenwart" stutzen? Etwas anders dürfte sich die Sache jedoch bei den minder ständigen und nicht durch das Blatt selbst schon als solche proclamirten Mitarbeitern verhalten. Bei ihnen bleibt die stärkere oder schwächere Chiffrirung jedenfalls eine seltsame, fast komische Drucksparsamkeit. Haben sie sich vorher materiell kürzer oder länger ergangen, so würde es doch auch noch die Vollausdruckung ihres Namens tragen. Sonst macht die Sache den Eindruck einer pikant sein sollenden Koketterie, einer nach bekannten ästhetischen Gesetzen reizenden, zum Suchen des Herrn Verfassers einladenden Verschleierung, welche dadurch gerade dem Verdacht einer gewissen Eigenliebe und persönlichen

Digitized by Google

Eitelkeit unterliegt, also am Ende als das Gegentheil von dem erscheint, was sie scheint.

Weit schlimmer jedoch als diese beinahe nur ästhetische Geschmackssache ist an der Sitte des bloßen Chiffrirens das böse Beispiel, welches damit für volle Anonymität gegeben wird. Den Hang dazu haben nun einmal schon aus den oben entwickelten Gründen gar Manche, denen deshalb jenes Mittelding einen ganz willkommenen Anhalt bietet, während sie ohne das ihre geheimen Attaken gar nicht wagen würden. Sicherlich gehören diese viri obscuri zu den Dii minimarum gentium; allein in dem mystischen Nebel der Anonymität oder als „Herr Niemand" bauscht sich am Ende auch der Kleinste und Verächtlichste zu einer erschwindelten Höhe auf. Aus dieser Quelle stammt in unseren Recensionsblättern, die nicht der stricten Namensunterschrift huldigen, neben anderen Sträflichen nun namentlich jene specifische Sorte von Kritiken, bei welchen es wirklich in jeder Hinsicht um Druck und Papier Schade ist, wenn die Sache nicht noch eine andere Seite hätte. Es versteht sich ja von selbst, daß umfassende und nicht blos auf ein Fach beschränkte Blätter das dringende Bedürfniß der Raumersparniß, also conciser Referate und Recensionen haben. Allein auch dies hat seine Grenze. Leicht kann sonst die Besprechung zum kläglichen Genus operatum werden, das nur abgemacht wird, weil man ein Buch aus irgend einem Grund wenigstens nicht ganz ignoriren kann, ohne in den Index — Verdacht zu kommen. In diesem Falle aber wäre es das allein Noble und Charaktervolle, es dennoch total zu ignoriren. Weit besser ein offenes Bekennen von Farbe und Partei, als das fast heuchlerische Wahre des Scheins der wissenschaftlichen Allseitigkeit und unbefangenen Gerechtigkeit, während man dafür die unbedingt schneidendste Form der Verurtheilung und Todtschlagung wählt, eine maßlose und schon durch ihr quantitatives Mißverhältniß zum Besprochenen auffallende Kürze. Daß im engsten Rahmen nur die größten kritischen Meister noch etwas zu sagen wissen, versteht sich von selbst. Aber solche haben wir wahrhaftig unter den Verfertigern der in Rede stehenden Waare nicht zu vermuthen. Letztere sind durch Nichtssagen beredt und schneiden zugleich durch ein paar Phrasen in völlig wissenschaftswidrigem Terrorismus und mehr als hierarchischem Absolutismus dem lesenden Publicum jedes einigermaßen controllirende Nachurtheil ab, zu dem sonst alle anständige Kritik möglichst die Hand bietet. Hier aber erschallt apodiktisch und ohne Beleg aus dem Winkel irgend eines Parteiblattes das kurz vervehmende „hic niger est —!", womit ich übrigens in weiterer Anwendung des Sprüchworts keineswegs blos culturkämpferische Verdicte meine.

Was übrigens die fast immer namen- und chiffrelosen Fabrikanten jener mitflottirenden Schnitzelrecensionen, jener kläglichen Abfälle aus der literarischen Werkstatt betrifft, so habe ich ihnen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet,

Digitized by Google

weil ich beobachte, daß gerade ſie in der eben erörterten malitiöſen Verknüpfung von Quantität und Qualität die ſchlimmſten ſind, den Hyänen des Schlachtfelds vergleichbar, oder auch den alten Buſchkleppern und Wegelagerern mit geſchwärzten Geſichtern geiſtig ähnelnd. Indeß dürfte ſich auch ſonſt, um von dieſer Spezialität hiermit Abſchied zu nehmen, die Wahrnehmung beſtätigen, daß die giftigſten und galligſten, die wenigſt objectiven und wiſſenſchaftlichen Recenſionen faſt immer die anonymen ſind, wie das leider aus ethiſch-pſychologiſchen Gründen apriori anzunehmen war.

Und deshalb ſage ich: Herunter mit der Maske! Auf das Viſir! jedenfalls wo es Kampf giebt: dies allein iſt manneswürdig nicht minder in der Wiſſenſchaft, und nur ſo kann auch in dieſem Punct die wünſchenswerthe und erreichbare Wahrheit und Klarheit geſchafft werden. Die deutſche Wiſſenſchaft iſt dasjenige Friedensgebiet, auf dem wir neben manchen ſonſtigen Enttäuſchungen vorläufig noch unſere unbeſtrittene Stärke ſehen dürfen. Um ſo wichtiger iſt es, in jeder Beziehung ihr Leben rein und incorrupt zu erhalten, oder wo es noch fehlt, unverzagt Hand an die Beſſerung zu legen.

Freilich könnte man ſchließlich einwenden, die literariſche Kritik ſei ein viel zu unbedeutendes Moment im wiſſenſchaftlichen Organismus, als daß gewiſſe Uebelſtände derſelben weitere Beachtung verdienen, wenn man dieſelben immerhin auch als factiſch vorhanden zugeſtehe: daſſelbe ließe ſich jedoch von der Anfangs erwähnten Doctorirungsfrage, die ſo viel Aufſehen erregte, ſicherlich mit noch viel mehr Recht ſagen, obwohl wir auch hier anderer Anſicht ſind. Hiervon abgeſehen nimmt es ſich gewiß ſehr ſtoiſch und großartig aus, mag auch durch die lediglich thatſächliche Wirklichkeit vielfach gerechtfertigt ſein, wenn man in ſouveräner Erhabenheit über den Werth der Kritik abſpricht und dieſelbe lediglich auf die Stufe des Reclamenſchwindels degradirt.

Dagegen fragt es ſich nur, ob eine mehrfach noch ungeſunde Wirklichkeit auch für die Sache ſelbſt maßgebend ſein kann, und ob nicht vielmehr eben in jener Verachtung das entſchiedene Reformbedürfniß ausgedrückt liegt. Wir wollen auf die innerlich begründete Nothwendigkeit der recenſirend kritiſchen Thätigkeit für das ſolidariſche Geſammtleben der Wiſſenſchaft hier nicht näher eingehen, da es zu weit führte, beſchränken uns vielmehr auf den thatſächlichen und weit verbreiteten Brauch. Wird nun einmal überhaupt und von ausdrücklich dazu beſtimmten Blättern kritiſirt, ſo geſchehe es, verlangen wir, auch recht und in edler, der Wiſſenſchaft würdiger Weiſe. Factiſch betheiligen ſich an dieſer Arbeit die allermeiſten und darunter ſelbſt die bedeutendſten Vertreter der Wiſſenſchaft, wenn gleich natürlich je nach Luſt und Umſtänden in verſchiedenem Maße. Es iſt dies auch durchaus nöthig; denn ließen ſie den Platz frei und zögen ſich in allzugroßer Souveränetät völlig von dieſer Arena zurück, ſo würden nur Unbefugte an die Stelle treten. Ich glaube,

Digitized by Google

daß wir sogar für unsere Zeitungen hierin von den Engländern noch recht lernen dürfen, bei denen es die Besten nicht unter ihrer Würde halten, in activer Theilnahme auch diesem so einflußreichen Gebiet sich zuzuwenden, während die gleiche Ueberzeugung bei uns Deutschen wohl noch weit nicht verbreitet genug ist, weil wir so lange ein unpraktisches Träumervolk waren. Was hilft Angesichts dessen die ironische Skepsis, mit der wir unsere Presse allerdings vielfach nicht als wahren Ausdruck der öffentlichen Meinung, wenigstens nicht als Organ des Besten in unserem Volksgeist anzuerkennen gewillt sind? In unserer speciellen Frage dagegen ist es also bekannt und nachweisbar, daß sogar die Besten und Ersten sich mit betheiligen. Eben damit haben sie in dieser solidarischen ob auch freien Zunft das gemeinsame Interesse, daß nur Anständige Zutritt zur Gesellschaft finden. Die anonymen literarischen Reptilien dagegen, jene Leute, die sich incognito an ihre Rockschöße hängen, sei es auch nur in der Stille, diese aus dem Kreis verbannt zu sehen, muß allen anständigen Mitgliedern angelegen sein. Wer als Redacteur oder schließlich sogar als ausdauernder Mitarbeiter an einem derartigen nicht makelfreien Blatt solche Gesellen duldet, der wird gewissermaßen doch zum Mitschuldigen an ihrem Treiben und bewiese er auch durch seine eigene Haltung, daß er selbst nichts damit zu thun haben will, es ist dennoch sein ehrlich eingesetztes und auf das Blatt übergehendes Ansehen, das er durch solche Duldung von jenen Dunkelmännern mit benutzen läßt, sonst wären ihre Praktiken wirkungslos! Wohl fliegt die Eule der Minerva im Finstern; aber die bisherigen anonymen Recensenten möchten wir aus all diesen Gründen dennoch ihr Werk lieber bei Tage und mit männlich offener Namensnennung verrichten sehen.

Das Festspiel in Bayreuth.

III.

Von Franz Gehring.

Wir haben an uns in gedrängter Kürze den sachlichen Inhalt des Bühnenfestspieles vorüberziehen lassen. Der außerordentliche Reichthum dieses Inhaltes ist eine Folge der Großartigkeit des Problems, welches sich Wagner gestellt hat. Es galt ihm nichts Unbedeutenderes zu versinnlichen, als die göttliche Genesis der menschlichen Leidenschaften. Wie man auch über seine Lösung denken mag, immerhin wird man zugeben müssen, daß die Phantasie des Zuhörers während eines solchen dramatischen Cyclus schon durch die

Digitized by Google

Dichtung in außergewöhnlicher Weise angeregt werden muß. Es hat zwar für denjenigen, der die Dichtung allein ins Auge faßt, sehr viel Bedenkliches, daß auf der Bühne ohne Weiteres Götter unter die Menschen gestellt werden; denn man verlangt mit Recht im eigentlichen Drama eine präcise, die verschiedenen Persönlichkeiten bestimmende Charakteristik. Eine solche würde in diesem Falle durch das bloße Wort sich nicht verständlich machen lassen. Hier ist nun die Stelle, an welcher die Musik wirksam eingreift. Sie besitzt die gewaltige Macht zu idealisiren und daher vermag sie den Wirkungskreis des gesprochenen Wortes bedeutend zu erweitern. So wenig uns Wotan wegen seiner Herrschsucht sympathisch ist, derenwegen er ja selbst Alberich in grausamster Weise bestraft, indem er über dem Splitter im Auge des Zwerges des Balkens im eigenen Auge vergißt, dennoch verklären ihn die ihm zugetheilten musikalischen Motive, wie z. B. das Walhallamotiv, das Motiv seines Schmerzes über seine allmählich dahinschwindende Gewalt derartig, daß wir an ihm eine größere Kraft der Empfindung wahrnehmen, welche ihn als ein erhabneres Wesen kennzeichnet. Aehnlich erhebt sich Fricka, Wotans Gemahlin, durch die Musik zu einer imposanten Persönlichkeit, deren trotziger Eigenwillen um so deutlicher und verständlicher wird, als die Musik im Stande ist, ihr auch solche Töne zu verleihen, welche sofort als sanftere kenntlich sind. Diese Beispiele ließen sich leicht vervollständigen — sie würden alle zum Nachweise dienen, daß Text und Musik des Wagnerschen Werkes nicht gesondert betrachtet werden dürfen. Der überraschend günstige Eindruck des ersten Actes von „Siegfried" hat uns belehrt, wie organisch auch sogar die Darstellung mit Text und Musik verbunden ist, so daß man ohne Nachtheil eigentlich keinen der drei Factoren von einander trennen dürfte — ein Beweis, wie lebhaft das Ganze vor dem geistigen Auge Wagners bereits stand, als er den Text dichtete. Man darf eben nicht vergessen, daß es Wagners Absicht von vornherein war, den Text eines für musikalische Behandlung bestimmten Dramas zu verfassen, daß Wagner ein Künstler ist, der sich eigentlich den Text ohne die Musik nicht denken konnte, der sich auf der Bühne so sehr zu Hause fühlte, daß er leibhaftig mit Augen sah, was er auf dem Papiere mit der Feder in der Hand entwarf. In letzterer Beziehung bleibt es stets zu bedauern, daß ihm in Folge seiner freilich durch ihn selbst verschuldeten Verbannung die directe Fühlung mit dem deutschen Theater so lange Zeit entzogen war. Wie oft hat er ja darüber geklagt, daß es ihm nicht einmal vergönnt war, ein gutes Orchester zu hören. Zur Zeit, als er die ersten drei Theile des Nibelungenringes componirte, war er schon Jahre lang außerhalb jedes Contactes mit einer Kunstübung, die sein ganzes Innerstes beherrschte.

Es liegt darin ein eigenes Verhängniß: ähnlich wie Beethoven durch

Digitized by Google

sein unseliges Gehörleiden schon in den besten Jahren seines Schaffens verhindert wurde an der praktischen Kunstübung Antheil zu nehmen, mußte auch Wagner darauf verzichten, das zu hören, was er in seinem Kopfe ersonnen hatte. Wie rührend ist seine Klage darüber in der Widmung der Lohengrinpartitur an Franz Liszt! Wie eindringlich erging deshalb seine Bitte an den Großherzog von Baden im Jahre 1859, ihm ein Asyl in Karlsruhe zu gewähren! Auch dieses Mal klopfte er vergeblich an. Endlich durfte er im Jahre 1861 zurückkehren. Wie viel Wagner dem deutschen Theater hätte nützen können, das erfährt man an München, wo unter dem persönlichen Einflusse Wagners der Geschmack der Darsteller und des Publicums sich dem vollen Ernste der Kunst in der That zugewandt hat trotz des entgegenwirkenden Einflusses einer Wagner feindseligen Partei. In Bayreuth ist Wagner mit der Elite der deutschen Künstlerschaft nach langen Jahren wieder in Contact gekommen und auch mit dem deutschen Publicum, welches in Folge der heilsamen Thätigkeit der Wagnervereine keineswegs so einseitig aus der höchst besteuerten Menschenclasse zusammengesetzt war, als viele Zeitungen berichteten. So wenig auch Wagner, die Darstellenden und das Publicum mit einander zufrieden gewesen sein mögen, es ist doch erreicht worden, daß die Angelegenheit der Reform des deutschen Theaters endlich einmal praktisch in Angriff genommen wurde.

Von Seiten des Dichtercomponisten ist ein Vierteljahrhundert seines Lebens dazu verwendet worden, sein Werk zur Reife und endlich zur Darstellung zu bringen. Während einer so langen Zeit bleibt selbst eine so ausgeprägte musikalische Physiognomie, wie diejenige Richard Wagners von jeher war, nicht ganz unverändert, zumal ihm, wie wir oben sehen, fast jede durch das Hören der Musik, welche er selbst und andre Meister componirt hatten, zu gewinnende Anregung während der Hälfte dieser Zeit gänzlich fehlte. Es ist im höchsten Grade interessant zu beobachten, wie die prägnanten Motive des ganzen Cyclus fast alle in jener Zeit der musikalischen Einsamkeit Wagners entstanden sind. In dem Vorspiele „Rheingold", welches einen großen Theil dieser Motive zum ersten Male bringt, werden dieselben thematisch durchgeführt. Schon die berühmten und leider so viel geschmähten 136 Anfangstacte, sämmtlich auf dem tiefen Tone Es basirend, bieten ein solches Beispiel dar, wie aus dem einfachsten Motive ein Reichthum rythmischer und melodischer Wendungen sich entwickelt, den man anstaunen muß. Wie man eine Aehnlichkeit der reichsten Stelle mit einem Motiv aus Mendelssohns Melusinenouvertüre herausfinden kann, ist mir unbegreiflich. Dann folgt das Motiv der Rheintöchter und seine thematische Durchführung; später wird dieses Motiv mit der Melodie verwoben, welche die Rheintöchter beim Erglänzen des Rheingoldes anstimmen. Nachdem Alberich ihnen das Rheingold

Digitized by Google

geraubt und ihnen daher das glänzende Licht ausgelöscht hat, ertönt ihr klagender Gesang, dem ebenfalls jenes erste Motiv (in Moll) zu Grunde liegt. Die zweite Scene, welche uns die Burg Walhall zeigt, beginnt mit dem sogenannten Walhallmotive mit einer formell und inhaltlich wunderbaren Durchführung. Nach zwanzig Tacten schließt diese in der Dominante ab und wird durch ein Recitativ zwischen Wotan und Fricka unterbrochen, welches eine Art von Zwischenact bildet. Zu den Worten Wotans: „Vollendet ist das große Werk" beginnt wieder das Motiv und wird nun ähnlich wie im Anfange thematisch behandelt, jedoch so, daß nun zur Haupttonart zurückgekehrt wird. Solcher Art ist die Wagner angeblich mangelnde Architektonik, daß man nicht leicht ein zweites Beispiel von einer so soliden und dabei reichhaltigen Durchführung in den für die Bühne geschriebenen Werken neuerer Zeit finden dürfte.

Hierbei tritt uns nun aber schon eine später oft wiederkehrende Eigenthümlichkeit Wagners entgegen, welche zu endlosen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat. Wotan nimmt zu den angeführten Worten nicht das Walhallamotiv auf, sondern eine neue melodische Phrase, welche zwar neben der orchestralen Pracht des Walhallamotivs etwas nüchtern, an und für sich betrachtet jedoch feierlich und vor allen Dingen zweckmäßig für das klare Verständniß der ihr zu Grunde liegenden Worte erscheint. Das ist es nun, was man „Fehlen der Gesangsmelodie" genannt und weshalb man mehr oder weniger Wagner bedauert hat: denn er habe verkannt, daß dem Worte die Rolle gebühre, der Träger der Melodie zu sein. Man mache das Experiment, sich diese Worte ohne die Begleitung vorzusingen mit den Wagnerschen Noten, denen man das Prädicat „Melodie" abspricht und man wird sich leicht überzeugen, daß ihnen in der That eine Melodie zu Grunde liegt, welche Berechtigung für sich allein hat. Das rein melodische Element des dem Orchester zuertheilten Walhallamotives ist nicht höher zu schätzen als das entsprechende in der Melodie, welche den Worten Wotans angehört; stellenweise coincidiren übrigens beide ganz genau. Es ist also zunächst Unrecht, der neuen melodischen Phrase den Charakter der Melodie abzusprechen, ferner ist es Unrecht zwischen der Bedeutung der verschiedenen Melodien unterscheiden zu wollen, ohne den Text in Berücksichtigung zu ziehen. Es ist ja eine ganz bekannte Thatsache, daß der Text der Melodie zu Liebe häufig genug geopfert wird: der Musiker hält sich für souverän dem Worte gegenüber; gewiß darf er mitunter diese Herrschaft handhaben, aber doch nicht immer; diese Herrschaft kann und darf aber nicht Stilprincip sein. Jeder von uns empfindet es sehr hart, wenn Max im „Freischütz" eine breite, sentimentalisch angehauchte Cantilene zu den entsetzlich übel behandelten Worten: „Durch die Wälder, durch die Auen zog ich leichten Sinns dahin" singt, oder wenn Fürst Ottokar den

Digitized by Google

Eremiten mit einer zwar sehr schönen, aber auch sehr unpassenden musikalischen Steigerung empfängt mit den herablassenden und demüthigenden Worten: „Sei mir gegrüßt, Gesegneter des Herrn".

Wenn das musikalische Element in der Oper zur Hauptsache gemacht wird, läuft man gar leicht Gefahr, den Sinn des Ganzen zu stören. Unser Publicum, welches durch den Sinnenkitzel der italienischen Oper zu sehr und seit zu langer Zeit verwöhnt ist, empfindet freilich derartige Störungen kaum. Es lechzt nur nach Melodieen, die es behalten und mit nach Hause tragen kann. Solche Melodieen bietet nun allerdings Wagner in seinem Nibelungenwerke sehr wenige. Es ist eine Folge der äußerst mannichfaltigen Form seiner Melodieen, daß sich dieselben dem Ohre leicht einprägen — als absolute Melodieen: nähme man den Text zu Hülfe, so würde man schon mit einer reicheren Ernte von dannen gehen. Ein schönes Beispiel, wie Wagner seinen Melodieen neue Formen zuertheilt, bietet der Gesang des einen Riesen im „Rheingold", wodurch die goldenen Aepfel Freyas verherrlicht werden. Hierin hat das Orchester mit der Singstimme fast genau dieselben melodischen Wendungen, in denen sich wesentliche Neuerungen offenbaren. Außerordentlich reich hingegen gestaltet sich wieder die Melodik der Stelle, an welcher Loge „Weibes Wonne und Werth" preist. Hier haben Orchester und Sänger ganz von einander unabhängige melodisch und rythmisch verschiedene Motive. Es würde deshalb wieder der unfruchtbare Streit beginnen können, welches die Hauptmelodie sei. An diesem Beispiele ließe sich jedoch besser als sonst zeigen, wie nothwendig es ist, daß sich die Melodie auch nach dem Klange der Worte richten müsse, wenn dieselben verständlich werden sollen. Dem Orchester fällt dann naturgemäß die Rolle zu, der singenden Persönlichkeit eine farbenreiche Charakteristik zu ertheilen. In dem angeführten Falle kommt die Lebhaftigkeit und Unruhe Loges im Orchester vortrefflich zum Ausdrucke.

Verfolgen wir nun die Motive des „Rheingold" weiter, so finden wir das charakteristische Schmiedemotiv (an ein Schubertsches Scherzo erinnernd). Erst im Siegfried gelangt dieses Motiv zu seiner vollen Geltung, dort wird es in genialer Weise verarbeitet. Höchst charakteristisch ist das Motiv des Fluches, den Alberich über den jeweiligen Besitzer seines ihm geraubten Ringes ausstößt. Der Göttin Erda ist gleichfalls ein Motiv beigegeben; das Geheimnißvolle ihrer Erscheinung wird dadurch bedeutend erhöht. Von einer wunderbaren Pracht ist der Schluß des „Rheingold". Gott Donner schwingt seinen Hammer und „sammelt das bleiche Gewölk zu blitzendem Wetter". Gott Froh weist der Regenbogenbrücke den Weg nach Walhall: die Götter halten ihren Einzug in die Burg. Hier nimmt die Tonmalerei im Orchester große Dimensionen an; aus dieser Fluth von Tönen heraus erklingt der

Digitized by Google

Jubelgesang des Froh und die Klage der Rheintöchter um das geraubte Rheingold. Dazwischen erscheint abermals das Walhallmotiv, jedoch mit einem neuen Gesange Wotans „Abendlich strahlt der Sonne Auge in prächtiger Gluth."

Das Vorspiel „Rheingold" enthält, wie wir gesehen haben, manches formell sehr abgerundete Stück. In der „Walküre", dem ersten Abende der Trilogie finden sich solche Stücke bedeutend seltener. Dafür tritt hierin eine Fülle von charakteristischen Motiven auf, welche überraschend wirken. Zunächst ist Hundings Auftreten von einem solchen Motiv begleitet, dessen Kraft und Ungestüm den trotzigen Mann wohl kennzeichnet. Ferner enthält Siegmunds Erzählung seiner Schicksale eine Fülle schöner musikalischer Momente, unter anderen das Wälsungenmotiv mit dem sich daran schließenden „Nun weißt du, fragende Frau, weshalb nicht Friedmund ich heiße". Das Wälsungenmotiv bildet den Keim des großen Trauermarsches, mit welchem in der Götterdämmerung Siegfrieds Leiche nach der Halle Gunthers geleitet wird. Nachdem Siegfried die Ankündigung erhalten hat, daß Hunding ihn am folgenden Tage als seinen Feind verfolgen werde, bleibt er allein in dem Gemache zurück; er geräth in Verzweiflung über die Noth, in welcher er sich befindet: da erinnert er sich des Versprechens, das er von seinem Vater erhalten, in höchster Noth werde er ein Schwert finden — in dem Stamme der Esche, über welche Hundings Gemach erbaut ist, erglänzt plötzlich der Schaft des Schwertes — Nothung: hierbei wird ein herrliches musikalisches Motiv eingeführt; die Erzählung Sieglindes von dem Wanderer, der an ihrem Hochzeitsfeste das Schwert in die Esche gestoßen, welches keiner der Männer herauszuziehen vermochte, enthält ebenfalls sehr ergreifende und musikalisch herrlich wirkende Momente. Die Cantilene Siegmunds „Winterstürme wichen dem Wonnemond" mit der bewundernswerthen Steigerung gegen den Schluß des ersten Actes hin gilt auch denjenigen, welche an Wagners Werken den Melodieenmangel auszusetzen haben, als ein kleines melodisches Meisterstück. Im zweiten Acte tritt uns zunächst das Walkürenmotiv mit seinen charakteristischen übermäßigen Intervallen entgegen. Die poetische Scene, in welcher die Walküre Siegmund den Tod ankündigt, bringt uns das erste Brünnhildenmotiv, dessen melodisches Element zwar mit dem berühmten Rufe des Licinius in der Vestalin „Julia" übereinstimmt, dessen Harmonie jedoch viel schauriger und geheimnißvoller erklingt als bei Spontini. Dem dritten Act geht jener berühmte Walkürenritt voraus und beim Beginn sehen wir die Heldenjungfrauen selbst durch die Lüfte daherjagen. Der Abschied Wotans und der Feuerzauber: beide sind von tief ergreifender Wirkung; das melodische Element wächst in die Breite, und gewinnt daher an Großartigkeit. Es ist ein erschütternder Augenblick, in welchem Wotan seinen geliebten Kinde die Gott-

Digitized by Google

heit abküßt — man muß dabei gerührt werden, eine solche Tiefe der Empfindung hervorzurufen, wie bei diesem Schluß der Walküre, dieses Wunder zu vollbringen vermag nur das Genie.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Ofen-Pest. Die Deutschen in Ungarn. — Die Bewunderung des ungarischen Parlamentarismus gehörte bis vor wenigen Jahren zum Kennzeichen eines echten Liberalen in Deutschland; das beginnt nun freilich allmählich zu schwinden, seit Tissas und der „liberalen Partei" Regierung auch draußen näher gekannt wird. Es muß in diesen ungarischen Kreisen ein instinctives Gefühl herrschen, daß die Bewunderung dieses Parlamentarismus davon herrühre, daß man ihn auswärts nicht kennt; wären sie der Meinung, er brauche die Kenntniß nicht zu scheuen, so hätten sie längst die ungarischen Landtagsverhandlungen der neuesten Zeit (seit 1867) in einer Sprache veröffentlicht, die dem gebildeten Europa mindestens die Möglichkeit verschaffe, sie kennen zu lernen. Aber man thut das nicht; es wäre auch unklug. Wie würde sich Deutschland wundern, fände es unter den Rednern plötzlich einen, der behauptet, das Deutsche müsse in Ungarn die Sprache der Hausknechte werden oder einen andern, der meint, das Deutsche sei ja eigentlich gar keine Sprache; wie würde es staunen, läse es schwarz auf weiß von Beifall, den jeder Ausfall auf deutsches Recht und Leben in jenem Hause findet, von den schweren Angriffen und Niederlagen, die unter dem Schild des Liberalismus auf Alles Nichtmagyarische gemacht würden. Zuweilen dringt etwas derartiges auch dem Zeitungsleser im „Reich" zu Ohren — dann glaubt ers wohl nicht, denn sein Leibblatt hat davon nichts gebracht. Wie sehr in demselben freilich Unkenntniß und — Preßbureau sich breit machen, davon weiß er auch nichts. Theodor Ackermann in München hat sich ein Verdienst erworben, indem er eine Episode aus dem parlamentarischen Leben Ungarns, die Tage des 22. bis 27. März dieses Jahres, dem deutschen Publicum zugänglich macht, es ist ein so lehrreicher Beitrag zur inneren Geschichte Ungarns, daß das Buch: „Die Zertrümmerung des Siebenbürger Sachsenlandes" (XX. 200 Seiten. 8. 2 Mark) vollste Beachtung verdient. Die Reden der ungarischen Abgeordneten zeigen, wie in diesem Staat, deren Idol: ein einheitliches Magyarenreich zu schaffen, Gesetz und Recht geopfert werden, und was man damit erreicht, ist das tiefste Gefühl der Unbefriedigung, daß es so nicht weiter gehen könne. Es ist bekannt, wie 1867 die Union Siebenbürgens mit Ungarn abgeschlossen wurde. Das Gesetz, das dieser Rechtskraft verleiht, der dreiundvierzigste Artikel von 1868, ist seiner Natur

nach ein Vertrag, der einseitig nicht geändert werden kann, und dieser bestimmt, mit hervorgerufen, um die diesbezüglichen Bedenken der Sachsen zu beschwichtigen, die von der Einverleibung in Ungarn für ihr deutschnationales Leben schwerste Gefahr befürchteten, daß das Siebenbürger Sachsenland (der „Königsboden") eine municipale Einheit bleiben solle, daß die sächsische Nationsuniversität, das ist die Gesammtvertretung des Sachsenlandes, ihren alten Wirkungskreis behalte und daß ein zu schaffendes Municipalgesetz „die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Rechte" des Sachsenlandes gehörig zu berücksichtigen habe. Seit 1868, wo der Minister das alte dort geltende Recht aufhob und ein Gesetz aufoctroirte, hat dort „die freie Hand", das ist die Willkür des Ministers geschaltet. In diesem Jahre erst ist die Regierung dazu gekommen, das im Unionsartikel umgrenzte und bestimmte Gesetz dem Landtage vorzulegen und dieser hat es angenommen, obwohl es das genaue Gegentheil alles dessen enthält, was jener Unionsvertrag dem Sachsenland zusichert. Statt die municipale Einheit beizubehalten, wird das Sachsenland zerschlagen und nach dem kurz darauf angenommenen Arrondirungsgesetz werden die einzelnen Theile mit magyarischen und romanischen Landestheilen zusammengeschweißt zu schwerstem Schaden deutschen Wesens. Die sächsische Nationsuniversität wird blos als Verwalter des Nationalvermögens geduldet und die Verfügung über dieses (Privat-) Vermögen willkürlich von vorne herein beschränkt. Die Verhandlungen über diesen Gesetzentwurf bringt nun jenes Buch. Jeder wird seine Freude haben an dem männlichen Kampf der sächsischen Abgeordneten, die für ihr Recht und für das Gesetz so wacker, wenn auch erfolglos, eingetreten sind. Es hat auf denkende Magyaren doch Eindruck gemacht, da sie sahen, daß man hier um eine Frage des Rechts und der Cultur so stritt, — aber freilich im Hause selber wagte Niemand den sächsischen Deputirten die grimme Meute abzuwehren; denn einer solchen sind die Angreifer zu vergleichen, die zu der Niederlage dann noch den Hohn und — bewußte Unwahrheiten fügten. Die Einleitung führt in die ganze Sachfrage mit kurzen kernigen Worten ein und weist auf die wirkliche Rechtslage hin gegenüber den Preßbureaustimmen, die die Sachsen gern als Reactionäre für alte „Privilegien" kämpfend darstellen und „das Ausland zu der Rolle drillen, beifalljauchzend zu dem Verfahren gegen die Siebenbürger Sachsen in die Hände zu klatschen," während diese für ihr Recht, für das Gesetz, für ihr deutsches Leben und ihre Cultur kämpfen.

Wie sehr das der Fall ist und wie die neue Freiheit in Gestalt verrufener Comitatswirthschaft aussehen wird, die nur das Sachsenland, das ist die zu neuen Comitaten vereinigten siebenbürgischen Theile des Landes beglücken wird, das läßt sich aus den nun dort bald einzuführenden Gesetzen schließen. Demnach steht an der Spitze jedes Comitates der von der Regierung ernannte,

Digitized by Google

jederzeit absetzbare Obergespan, „der die Selbstregierung des Municipiums controllirt". Ihn kann die Regierung ermächtigen, über alle Bediensteten und Organe unmittelbar zu verfügen, wenn eine Regierungsverordnung vom Municipium nicht durchgeführt wird, die Beamten werden auf sechs Jahre gewählt; dazu candidirt ein Ausschuß, der aus drei vom Obergespan ernannten und drei von der Vertretung des Municipiums gewählten Mitgliedern unter dem Vorsitz des Obergespans besteht, das heißt die Regierung hat mit den vier Stimmen die gesammte Candidation in ihren Händen; nur für den Obernotär, Weisencommissionspräses und Amtsfiscal ist Nachweis juridischer Studien erforderlich. Der Viergespan leitet die Administration des Comitates, der durch den „Municipalausschuß" vertreten wird. Die Mitglieder dieses, auf je 500 Bewohner 1, doch nirgends weniger als 120, nirgends mehr als 600, bestehen zur Hälfte aus den Höchstbesteuerten des Comitates (Viriliſten), zur andern werden sie von den Reichstagswählern gewählt. Außerdem steht an der Spitze des Municipiums der „Verwaltungsausschuß", das horrendeste was je eine Gesetzgebung geschaffen hat: er besteht unter dem Vorsitz des Obergespans aus 20 Mitgliedern, wovon 10 von der Gesammtvertretung gewählt werden, die anderen 10 theils vom Minister, theils mittelbar durch den Obergespan ernannt werden und zwar sind es vermöge ihres Amtes: der Postdirector, der Schulinspector, der Steuerinspector, der Oberarzt, ein königlicher Staatsbaubeamter, der königliche Anwalt, der Obernotär, der Fiscal, der Weisencommissionspräses, der Vicegespan, das heißt auch hier hat die Regierung in jeder Frage die Majorität, selbst wenn alle Gewählten gegen sie stimmen. Der Wirkungskreis des Ausschusses erstreckt sich auf Verwaltung, er ist als Disciplinar- und Berufungsbehörde thätig, bis ins kleinste Detail herab ist also die Regierung in der Lage, jeden Augenblick durch ihn zu thun, was ihr beliebt. Aehnlich ist die Vertretung der Gemeinde beschaffen, auch sie besteht aus den Höchstbesteuerten und einer gleichen Anzahl auf breitester Basis Gewählten. Diese Versammlung wählt den Ortsvorstand u. s. w. Bei der Vermögensverwaltung, Schaffung von Localstatuten und dergleichen wird immerfort entweder für jede Verfügung Bestätigung des Ministers gefordert oder eine Hinterthüre offen gelassen, daß er jedenfalls hineinreden kann. Das Alles erhält nun seine rechte Bedeutung dadurch, daß diese „Regierung" nicht den modernen „Staat" repräsentirt, sondern den magyarischen Stamm, bezüglich den magyarischen Adel und daß ihr erstes und letztes Ziel nicht Staatswohl, sondern Magyarisirung des Landes ist. Hieraus fließt der unerhörte Sprachenzwang, der im Gericht, in der Verwaltung, beim Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen herrscht. So begreift man, warum der Richterstand noch immer „epurirt" wird, das heißt Nichtmagyaren entlassen werden, so erhellt, wie viel magyarisches Element in alle Zweige des Lebens

Digitized by Google

hineingeschlämmt worden ist und noch wird, und die Regierung sorgt überall dafür, daß diese Leute dann in die Vertretung u. s. f. kommen. Es ist eine Desorganisation und — Demoralisation, von der erst die kommenden Jahre einen auch fernerstehenden erschreckenden Beweis liefern werden. Die Municipalgesetze sind berechnet für ein Land mit Großgrundbesitzern, Großindustriellen; wo wie im Siebenbürger Sachsenland beides fehlt, wird die Maschinerie ein Hohn auf alle Selbstverwaltung, ja auf alle Verwaltung überhaupt. Wie sollen die großen Vertretungskörper nur verhandeln? Dazu kommt, daß der Wirkungskreis der einzelnen Beamten gar nicht streng abgegrenzt ist, daß immerfort das Damoklesschwert der Entlassung oder der Nichtwiederwahl über ihnen schwebt. Die Tendenz der Gesetze liegt nackt und klar vor: den Einfluß der Regierung bis aufs kleinste sicher zu stellen, selbst den vom Obergespan ernannten Amtsdiener zu einem — Magyarisirungswerkzeug machen. Wie sehr diese in Scene gesetzt wird, dafür zum Schluß ein Beispiel aus der Hauptstadt. Obwohl das Gesetz befiehlt, es solle die Regierung Sorge tragen, daß allen Landesbewohnern Gelegenheit geboten werde, Schulen mit ihrer Muttersprache zu besuchen, hat der Staat noch keine einzige nichtmagyarische Schule gegründet, wohl aber in Städten, wo sie gar nicht nöthig sind, magyarische ins Leben gerufen. So sind die Ofen-Pester Deutschen gezwungen, in magyarische Schulen ihre Kinder zu schicken. Da figurirt unter den Unterrichtsgegenständen auch deutsche Sprachlehre; am Ende des Jahres stellt sich heraus, daß die Stunde nie oder sehr selten gehalten worden ist und der Lehrer, zur Rede gestellt, entschuldigt sich mit einer Weisung, die er von oben erhalten, die Stunden ausfallen zu lassen, „denn die deutschen Kinder müssen magyarisirt werden". Ob die Weisung unter Amtszahl hinausgegeben wurde oder nicht, die Thatsache steht fest. Die Rassenherrschaft, unter der das Land zu Grunde geht, glaubt, die Herrschaft gewähre nur Vortheile und Rechte, keine Pflichten und schon dünkt sie sich so mächtig, daß es ihr überflüssig erscheint, die eigene Ehre zu wahren.

Literatur.

Abhandlungen von Joh. Gust. Droysen. Zur neueren Geschichte. Leipzig, Veit & Co. — Es ist ein im hohen Grade erfreulicher Umstand, daß Droysens Geschichte der preußischen Politik mehr und mehr Leser findet, denen es Bedürfniß ist, sich über die Entwickelung und die Bedingungen unseres leitenden Staatswesens klar zu werden. Und dies Bedürfniß tritt um so mehr in seiner Reinheit auf, je weniger das Buch ausgesprochenermaßen Anspruch auf Popularität macht, schon seiner großen und weiten Anlage nach machen kann. Verlangt es doch zu seinem Verständniß Eigenschaften, die dem Gros

Digitized by Google

des lesenden Publicums ferner zu liegen pflegen, jene „Sammlung, Einsicht, Gewöhnung des zusammenfassenden Sehens", die der Autor selbst einmal von denen verlangte, welche zur Lectüre Pufendorfs schritten. Und auch auf ihn selbst und die Art seiner Darstellung kann man anwenden, was er von dem großen Geschichtschreiber des großen Kurfürsten sagt, daß er sich wenig auf das Erzählen von Ereignissen, auf die Schilderung des Persönlichen und Zuständlichen einläßt, daß das politische Element, die Darlegung von Verhandlungen, von Erörterungen bei weitem überwiegt, daß seine Schreibweise durch und durch discussiver Natur ist. „Er versteht es vortrefflich, die Verhandlungen so zu gruppiren, in die Erwägungen die factischen Motive so einzuflechten, daß der Leser die Thatsachen in ihnen wie im Fluß nicht des Werdens, sondern der Auffassung sieht. Er sucht den Pragmatismus nicht darin, zu zeigen, wie die Dinge an sich sind und sich wie durch eigenes Gewicht bewegen, sondern darzulegen, wie sie in ihrer Bewegung denen, durch welche sie sich vollziehen, erscheinen, wenigstens wie sie von ihnen gefaßt, verstanden, combinirt werden." Wir glauben, daß sich die eigenthümliche historische Darstellungsweise Droysens kaum feiner wird charakterisiren lassen, als mit diesen seinen eigenen Worten. Man kann mit ihm darüber rechten, ob diese politische Abstraction, welche alle anderen Seiten des historischen Lebens vornehm zu eliminiren scheint, ihrem Zwecke völlig entspricht. Und er selbst hat auf anderen Gebieten glänzend dargethan, daß ihn nicht einseitiges Talent in diese Wege zwang, daß er es wohl versteht, machtvoll sattere Farben wirken zu lassen. Giebt man aber einmal seinen Standpunct zu, so wird man ebenso dem congenialen Scharfsinn, mit dem er in den so oft ganz verwischten Fußspuren seiner altpreußischen Diplomaten wandelt, wie der eminenten Klarheit, mit der er so verfitzte und verwickelte Fäden aus einander zu wirren und an rechter Stelle zu verknüpfen weiß, aufrichtige Bewunderung nicht versagen können.

Auch die soeben erschienene Sammlung von Abhandlungen, auf die wir hier nur aufmerksam machen wollen, zeigt diese Vorzüge, und zwar noch wirkungsvoller deshalb, weil die Discussion, an der uns der Verfasser theilnehmen läßt, zeitlich und sachlich beschränktere Materien umfaßt. Zum Theil schon früher gedruckt, aber dies meist in schwer zugänglichen Zeitschriften, bewegen sich die neun Aufsätze alle auf dem Gebiete der neueren preußischen Geschichte; Ausgang oder Mittelpunct für den größten Theil derselben ist die politische Wende des vorigen Jahrhunderts, das Jahr 1740. Das Princip der Eintheilung ist uns nicht ganz klar, wir hätten eine chronologische Folge der Stoffe, wie wir sie bei dieser kurzen Inhaltsangabe zu Grunde legen wollen, als das Einfachste vorgezogen.

Rein wissenschaftliches Interesse haben zwei Arbeiten, die bereits aus den Berichten der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften bekannt

Digitized by Google

waren. Das „Stralendorffische Gutachten" weist die Aechtheit, Abfassungszeit und den vermuthlichen Verfasser einer die jülichsche Erbfolge betreffenden politischen Broschüre nach, deren Veränderungen, Schicksale und Wirkungen durch anderthalb Jahrhunderte verfolgt werden. „Zur Kritik Pufendorfs" giebt einen wichtigen Beitrag zur Quellengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts, eine maßvolle Würdigung des bedeutenden Mannes in seiner Eigenschaft als Historiker Friedrich Wilhelms, eine Art Ehrenrettung gegen die Verunglimpfungen von Seiten des Philosophen Leibnitz.

Die übrigen Abhandlungen bewegen sich meist auf der Grenzscheide von Geschichte und Politik, wie es die Stoffe eben mit sich bringen mußten, sei es nun abschließend, weiterführend oder anregend; sie bergen eine Fülle der interessantesten Resultate, die wir hier natürlich nur kurz andeuten können. So schildert der vierte Aufsatz „Ein historischer Beitrag zur Lehre von den Congressen" die europäische Friedenspolitik nach dem spanischen Erbfolgekriege, welche, hauptsächlich von den Seemächten geleitet, an Stelle der Waffenentscheidung das Princip der Congresse zu setzen bemüht war, eine Politik, welche durch die veränderten Constellationen des Jahres 1740 endlich weiter unmöglich gemacht ward; so giebt der siebente Aufsatz ein Bild des wenig bekannten Wiener Tractates vom 5. Februar 1719, den die welfische Politik Georg I. ausspielte, jenes wirklichen, auch von Prinz Eugen mit berathenen Offensivbündnisses, welches der deutsche Kaiser, der König von Großbrittannien und der König von Polen zur Zertrümmerung Preußens schlossen, wenn dieses den welfischen Absichten auf Mecklenburg in den Weg treten würde, eines Bündnisses, welches nach sechs Monaten bei dem Tode Karls XII. kläglich zerfloß, da das friedenvermittelnde England damals der Beihülfe Preußens bedurfte; so streicht die fünfte Abhandlung den berüchtigten Nymphenburger Vertrag zwischen Frankreich und Baiern vom Mai 1741 endlich aus der Reihe der historischen Thatsachen, indem an der Hand von Pariser Papieren das ganze Instrument als eine publicistische Fälschung ziemlich ungeschickter Art nachgewiesen wird; so erscheint im sechsten Aufsatz die Politik Friedrichs des Großen bei seinem Regierungsantritt zum ersten Mal von einem andern Gesichtspuncte, der, wenn er auch noch nicht völlig Abschließendes bietet, so doch die Forschung auf einen neuen Weg weist. Noch immer ist uns die Anschauung geläufig, als sei der geniale Gedanke der Occupation Schlesiens blitzartig im Hirne Friedrich II. entsprungen, als habe er eine Politik aus dem Stegreif geführt, die dann die Erfolge so gefällig waren zu rechtfertigen. Droysen zeigt uns, daß schon vor des Kaisers Tode der junge König andere Pläne im Kopfe gehabt habe, als die jülichsche Succession, deren Aussichtslosigkeit er bald begriff, daß er frühzeitig einsah, wie das alte Staatensystem, das der Oranier geschaffen, brüchig geworden sei, daß er auf die neue Te-

Digitized by Google

trarchie, zu der er seinen Staat mit zu zählen entschlossen war, seine Pläne gründete. Er zeigt uns, wie Friedrich sofort entschieden Stellung gegen Frankreich nahm und sich geneigt erwies, die Garantie der österreichischen Succession und des österreichischen Besitzstandes gegen die antipragmatischen Mächte zu übernehmen, wenn man ihm Schlesien, das Ziel der polnischen Auguste, abtreten wolle, daß aber Oesterreich andere Wege gehen zu sollen glaubte. Daß diese ebenso bewußte wie kühne Politik dem nüchternen Naturell des Königs, dessen Genie eben sein Verstand war, besser entspricht, als das instinctive Thun, das man ihm zuzuschreiben pflegt, liegt klar auf der Hand. Der dritte Aufsatz: „Zur Geschichte der deutschen Partei in Deutschland", führt uns in die innere Geschichte des Fürstenbundes; die große Persönlichkeit Karl Augusts tritt hier nach den weimarischen Acten in ihrem thätigen Einfluß zu Gunsten der Sache ins rechte Licht und auch Hardenbergs Wesen, des Vielgeschmähten, gewinnt edlere und festere Züge. Der erste Aufsatz endlich, der zugleich bei weitem der umfangreichste ist, „Zur Geschichte der preußischen Politik in den Jahren 1830 und 1832" legt die Stellung der maßgebenden deutschen Mächte zu den Fragen der Zeit: zu der französischen Umwälzung, zu den belgischen Dingen, zum Zollverein dar und bemüht sich, den Gang nachzuweisen, den der preußische Einfluß inmitten des Bundes hauptsächlich auf militärischem Gebiete genommen hat, bis zu den Berliner Conferenzen von 1832, welche dem Zollverein endlich freie Bahn gaben. So durchschreiten wir in raschem Gang ein weites Gebiet historischen Lebens, allenthalben tauchen uns da politische Fragen auf, die erst kürzlich abgeschlossen sind oder noch des Abschlusses harren. Und gerade diese ungesuchten Beziehungen zur Gegenwart, die doch nur die Stetigkeit des geschichtlichen Verlaufes im Allgemeinen und die Identität der deutschen und der preußischen Dinge im Besonderen beweisen, geben diesen Darstellungen noch den Reiz eines fast persönlichen Interesses, das der Einzelne an ihnen nimmt, das will sagen, ihre volle historische Wirkung.

Mit Recht sagt der Autor in der Vorrede, daß für alle diese Abhandlungen, die eine, die an zweiter Stelle steht und die wir hier zuletzt nennen: „Preußen und das System der Großmächte." den Grundton angebe. Unter diesem Titel nämlich liegt uns hier jene Broschüre über die Lage und Bestimmung Preußens vor, welche als „Gutachten eines Schleswig-Holsteiners" im Jahre 1849 einst in allen deutschen Kreisen das größte Aufsehen erregte, in einem neuen Abdruck, der einen oft ausgesprochenen Wunsch nicht nur des Fürsten Bismarck erfüllen wird. Die historische Berechtigung der preußischen Stellung, das Programm der preußischen Politik ist mit schlagender Kürze und Klarheit in diesem meisterhaften Exposé dargethan. Von Preußen wird gefordert, daß es sich nicht mehr dabei beruhigen soll, doch nur die zweite

Macht in Deutschland zu sein, „die deutsche Macht zu sein ist seine geschichtliche Aufgabe". — „Nicht von der „Freiheit", nicht von nationalen Beschlüssen aus" lautet das Ende des Gutachtens, „war die Einheit Deutschlands zu schaffen. Es bedurfte einer Macht gegen die anderen Mächte, ihren Widerspruch zu brechen, ihren Eigennutz von uns zu wehren. In diesem Sinne an die Spitze Deutschlands tretend, erneue uns Preußen die wahrhafte Idee des Kaiserthums, wie sie seit dem fünften Karl an der dynastischen Politik Oesterreichs zu Grunde gegangen ist, erneue es uns das Reich deutscher Nation, daß es nicht, wie das der deutsche Bund war, eine träge Sumpflache sei, die Machteifersucht der Gewaltigen auseinander zu halten, sondern sich zwischen ihnen eine freie, luftige Höhe erhebe, unter deren Schirm rings die minder Mächtigen leben und weben können nach ihrer Art." So der Historiker vor einem Vierteljahrhundert, zu einer Zeit, wo die Versuchung des Zweifels wohl anklopfen durfte an die Herzen der Treuesten. Rd.

Geschichte von Japan. Von Fr. Ottiwell Adams. 1. Bd. Gotha, F. A. Perthes. — Das in mancher Beziehung sehr werthvolle Buch, das auf eigenen Anschauungen und Studien, wie auf einheimischen Quellen beruht, kann man weder inhaltlich noch formell eigentlich als eine Geschichte Japans bezeichnen. Dazu fehlen doch allerlei Vorbedingungen, es sind schätzenswerthe Bausteine zu einer Geschichte des modernen Japan, wie sie dem Verfasser aus dem Archive der englischen Gesandtschaft sich ergaben. Die ältere Geschichte ist doch gar zu flüchtig und summarisch abgethan, wenn sie auch auf Auszügen aus dem im Lande so verbreiteten Nihon Guaischi beruht. Die Entwickelung dieses eigenthümlichen Staatswesens hätte bei einer solchen Kürze der Darstellung schärfer gefaßt werden müssen, auch ergab sich eine Fülle historischer Analogien, die sich weiter ausbeuten ließ. Kaum zu entschuldigen ist, daß die wichtige Epoche der Christianisirung der Inseln und des holländischen Verkehrs, die religiöse und nationale Reaction unter Taiko Soma und Iyeyasu nur in ein paar Seiten abgethan ist. Erst mit dem Abschluß des Vertrags mit den Vereinigten Staaten vom Jahre 1853 ändert sich diese allzurasche Ueberschau, von hier an wird das Buch sogar stellenweise breit. Fehlt es dem Ganzen so an eigentlich historischem Sinne, läßt die Behandlung zu wünschen übrig, so darf man doch eines als ganz entschiedenen Gewinn betrachten, daß das Verhältniß des Shogunats zum Mikado, der nun als die einzige Quelle des Rechtes und der Macht von jeher erscheint, endlich einmal klar und das Märchen des staatlichen Dualismus für immer zerstört wird. Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 15. September 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Olympiafunde in Berlin.

Von A. Milchhöfer.

Seit einer Reihe von Tagen übt das alte Muſeum auf Kenner und Freunde des Griechenthums eine ganz beſondere Anziehungskraft aus. Von den Hoffnungen, die ſich an das Unternehmen in Olympia knüpften, iſt bereits heute ein guter Theil Wirklichkeit geworden. Nachdem die wiederholte Kunde von den überraſchenden Entdeckungen, eingeleitet durch die Siegesgöttin, uns ſeit Beginn des Jahres in freudiger Spannung erhalten hat, können wir jetzt, kurz vor Beginn des zweiten Feldzuges, unmittelbare Befriedigung ſchöpfen, wo nun die Ausbeute der erſten Periode in getreuen Gypsabgüſſen vor unſern Augen ausgebreitet iſt.

In Schinkels herrlicher Rotunde ſind die neuen Ankömmlinge würdig aufgenommen und die alten Götter zwiſchen den Säulen müſſen es ſich ſchon gefallen laſſen, auf einige Zeit in den Hintergrund zu treten. Verdient es doch ganz beſonders hervorgehoben zu werden, mit wie regem Intereſſe ſich das ganze gebildete Publicum an dieſen wiſſenſchaftlichen Erfolgen des deutſchen Reiches betheiligt, wie allgemein die Auffaſſung von der nationalen Bedeutung dieſes idealen Friedenswerkes verbreitet iſt. Daher überall das eifrige Bemühen, ſich zu orientiren und ſelbſt in Detailfragen einzudringen, für die bei dem ſtattlich angewachſenen Material ein reiches Uebungsfeld vorhanden iſt. Es hat ſich eben ein, man möchte ſagen, intimeres Verhältniß zu Allem herausgebildet, was mit Olympia zuſammenhängt, ſeitdem wir die Ausbeute des heiligſten Feſtplatzes der Hellenen zu den Errungenſchaften der letzten Jahre rechnen.

Man könnte eine beſondere Geſchichte der „Olympiabeſtrebungen“ ſchreiben. Seit Winckelmann, den wir als Begründer der antiken Kunſtwiſſenſchaft verehren, waren die Blicke vorzugsweiſe deutſcher Gelehrten und Kunſtfreunde ſehnſuchtsvoll nach der Stätte gerichtet, wo die Ueberfluthungen des Alpheios

allmählich eine schützende Decke über den geweihten Tempelbezirk am Kronionberge ausgebreitet hatten. Selbst der glücklichste unter diesen Männern, unser Curtius, hat fünfundzwanzig Jahre hindurch die überzeugendsten Gründe und Mahnungen mit der ihm eigenen Beredtsamkeit unermüdlich ins Feld geführt, bis endlich die politischen Constellationen seinem Lieblingsplane Erfüllung gewährten. Das neuerstandene Reich erkannte die Aufgabe: mit seinen Hülfsmitteln der Alterthumskunde neue Quellen zu eröffnen, als eine nationale an und es ist nicht zu kühn, wenn wir damit einen neuen Abschnitt in der Entwickelungsgeschichte dieser Wissenschaft bezeichnet sehen.

Doch wir kehren zum Hauptgegenstande unserer heutigen Betrachtung, den Erstlingsfunden aus Olympia, zurück*).

Ehe sich die neuen Gäste dem Publicum zeigten, hatte bereits Gelehrtenfleiß an Ort und Stelle ein gutes Stück der ersten und vornehmlichsten Arbeit, die Sichtung und Anordnung des fragmentarischen Materials, vollbracht. Denn nicht zu müheloſem Genuß giebt der Boden seine Schätze heraus: aus Bruchstücken müssen wir uns das Bild der Vergangenheit mühsam zurechtstellen und oft muß die ergänzende Phantasie dabei das Meiste hinzuthun. Aber nachdem einmal der Eindruck des Trümmerhaften überwunden ist, können wir mit Genugthuung constatiren, wie viel von diesen Trümmern sich schon zusammengeschlossen hat und zum Ganzen rundet. Die Liebe zum Gegenstande hat den Blick geschärft und so ist — Dank den sorgfältigen Untersuchungen, die Herr Professor Curtius und der Privatdocent an der hiesigen Universität, sowie Assistent beim königlichen Antiquarium, Herr Dr. Treu, den unscheinbarsten Fundstücken angedeihen ließen, die Zahl der „herrenlosen" Reste bereits erheblich zusammengeschmolzen. Fast jede der dreizehn hier vereinigten Statuen, besonders so weit sie dem Giebelfelde des Zeustempels angehören, hat kleinere Anhängsel um sich gesammelt und noch ist ja gegründete Aussicht auf ergänzenden Zuwachs. Von manchen jener Entdeckungen, welche die bisher übliche Benennung der gefundenen Torsen in schlagender Weise modificiren, werden wir im Verlaufe zu reden haben.

Eine Sammlung von Photographien der Fundstätten und Funde mit erläuterndem Text (Ausgrabungsberichten u. s. w.), dessen Druckbogen ich habe einsehen können, ist im Erscheinen begriffen**). Ich citire daher zur

*) Der Hintergrund, auf dem diese Bilder erscheinen, das Local von Olympia und seine Bedeutung, sind heute keinem Gebildeten ein todter Begriff. Unter anderen Mitteln der Veranschaulichung hat sich eine classische Stellung erobert Curtius' berühmter Vortrag „Olympia", gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 10. Januar 1852.

**) „Die Ausgrabungen in Olympia. I. Uebersicht der Arbeiten und Funde vom Winter und Frühjahr 1875—76." XXXIII Blatt. Herausgegeben von E. Curtius, F. Adler und G. Hirschfeld. Berlin, Wasmuth.

Digitized by Google

Bequemlichkeit entfernter Leſer zugleich nach der Anordnung dieſer Publicationen.

Beim Eintritt in die Rotunde orientiren wir uns zunächſt an den zu beiden Seiten angebrachten Plänen und photographiſchen Anſichten, die ein genaues Studium und eine lebhafte Anſchauung des Locals verſtatten. Zwiſchen dem Kronionhügel, dem Merkzeichen der Landſchaft, und dem ſeichten Bette des Alpheios liegt das Trümmerfeld des Tempels, umgrenzt von den Wällen der Erdarbeiten. („Ausgrabungen" Blatt I—VIII.) Beſonders dankenswerth iſt aber eine in großem Maßſtabe entworfene Karte von der Hand des Baurath Herrn Profeſſor Adler, des hochverdienten Mitdirigenten der Ausgrabungen, auf welcher Plan und Fortſchritt der Arbeiten, Grundriß des Tempels, die Lage der in langen Reihen hingeſtreckten Säulen und der Grad ihrer Erhaltung, ältere und jüngere (ſlaviſche) Anſiedelungen, endlich die Fundorte der Hauptſtücke, eingerechnet der Inſchriften und Baſen, mit aller Genauigkeit eingetragen ſind, während zugleich durch verſchiedene Farbenwirkungen ein klares Bild aller zuſammengehörigen Einzelheiten erzielt wird. Die Richtung des Stoßes, der den Tempel im Erdbeben niedergeworfen hat, und manch andere Momente von Wichtigkeit, werden ſich hier am leichteſten ableſen laſſen.

Vor der Südoſtecke des Zeusheiligthums erſtand zuerſt (am 21. December 1875), allſeitig als glückverheißendes Omen begrüßt, die Nike des Paionios (Blatt IX—XII), das Meiſterwerk jenes thrakiſchen Künſtlers, deſſen Name jetzt jedem Gebildeten vertraut iſt, während früher faſt ausnahmslos ſelbſt der Blick des Gelehrten an ihm vorüberſchweifte. Auch in der Aufſtellung der Rotunde bildet die Siegesgöttin räumlich wie geiſtig den Mittelpunct der Betrachtung. Auf circa fünf Meter hoher Baſis, deren Ueberreſte noch eine im Durchſchnitt genaue Reconſtruction verſtatten, ragte ſie über die Maſſe anderer Weihgeſchenke heraus. Der dreiſeitige Pfeiler als Poſtament, nach oben zu in mehreren Abſätzen verjüngt, hat für unſere Vorſtellung zunächſt etwas Ungewöhnliches. Um ſo lehrreicher und belohnender erwies es ſich, daß man hier den Aufwand einer möglichſt getreuen Nachbildung nicht ſcheute; denn dabei ſtellte ſich, wenn nicht die ganze Abſicht des Künſtlers, ſo doch ein Theil ſeiner Intentionen heraus. Die Spitze des frei heraustretenden linken Beines der Göttin, verbunden mit aufgeblähten breiten Gewandmaſſen hinter dem Rücken, wiederholt das Grundſchema der Baſis. Der Fuß muß alſo eine Kante überragt haben und die Inſchriften befanden ſich auf den Seitenflächen. Die perſpectiviſche Wirkung der letzteren wird den Eindruck des Schlanken, Leichten in der Vorderanſicht geſteigert haben. Ob den Künſtler noch andere Motive leiteten, bleibt ungewiß; vielleicht war der Aufſtellungsraum in irgend einer Weiſe maßgebend, da ohnehin die Nike für Rückanſicht nicht ſcheint

bestimmt gewesen zu sein. Dies läßt wenigstens die oberflächlichere Durchbildung der hinteren Gewandfalten vermuthen. Ueber das Bewegungsmotiv der Göttin kann kein Zweifel walten; wir sehen, wie sie mit elastischem Schwunge von der Höhe herabzuschweben sich anschickt (nicht etwa, darauf niederzulassen, wie „Berichte" Seite 10 besagen); der rechte Fuß haftet noch an dem felsenartig gebildeten Marmor, die vorderen Falten des langen Gewandes werden gleichfalls von dem rückwirkenden Luftdruck herangelegt; um den rechten Schenkel herum aber zieht sich der dünne Stoff wie leichtes Gewölk nach hinten. Gleich durchsichtig ist die Behandlung um Leib und Brust, meist aufs Innigste der Form sich anschmiegend; nur in leisen Querfalten folgt es da seiner Natur. Die linke Brust aber, sowie der linke Schenkel treten in blühender Schönheit heraus, der letztere vorzugsweise bewundert, obgleich nur oberhalb des Kniees erhalten und trotz starker Corrosion der Oberfläche. Es ist überhaupt eigen, wie wenig man sich durch das Fragmentarische gerade hier den Genuß der erhaltenen Theile beeinträchtigen läßt. Nach hinten zu flattern die Massen des Ober- und Untergewandes, dieses vermöge seiner luftigen Natur in anmuthigen, doch nirgends barocken Kräuselungen, jenes (theilweise zerstört) in weiteren, segelartigen Schwingungen. Die Hüften umspannte ein Bronzegürtel, daher der tiefe Einschnitt, wodurch die unteren Formen etwas zu kräftig markirt erscheinen.

Die Ansätze der Flügel, von denen sich Bruchstücke gefunden haben, beginnen schon über den Achseln und sind offenbar für den hohen Standpunct berechnet, sowie auch der Kopf, dessen Verlust wir lebhaft zu bedauern haben, etwas nach vorwärts geneigt war. Die Arme sind gleichfalls weggebrochen; der Linke war, wie sich noch erkennen läßt, in der Richtung des beginnenden Fluges vorgestreckt, um den Kranz des Sieges (dem siegverleihenden Zeus?) herabzubringen. Die gesenkte Rechte wird den Palmzweig oder ein ähnliches Attribut gehalten haben. Als weiteres Symbol ragt das Haupt eines Adlers links aus dem Felsen, am Wahrscheinlichsten, um die lichte Höhe oder den Olymp selber zu bezeichnen. Daneben deutet eine Höhlung im Marmor wohl auf Ansatz des Flügels; das Uebrige fiel der Unterscheidung durch Farbe zu. Auf der rechten Seite des merkwürdigen Blockes finden sich fünf Löcher zur Befestigung von Bronze, deren Zweck sich indessen schwer errathen läßt.

Der Stil des ganzen Bildwerkes, auf das ich bei seiner Wichtigkeit näher eingehen zu müssen glaubte, weist ausgeprägte Eigenthümlichkeiten auf. Die Körperformen treten überall aufs Kräftigste prononcirt, zum Theil in realistischer Fülle und Rundung hervor. Das anliegende Gewand ist da, wo sich die Falten nicht zusammenschieben, meist so zart behandelt, daß die Gestalt sich völlig aus ihrer Hülle zu befreien scheint. Hiergegen bildeten die

Digitized by Google

Stoffmaſſen, ſowie die Flügel einen maleriſchen Hintergrund, von dem ſich die Figur aufs wirkungsvollſte abhebt. Dazu wird die Abtönung durch Farbe, von der noch Spuren erhalten ſind, gewiß das Ihrige beigetragen haben. Bewundernswerth iſt die Kühnheit der Compoſition, geſtützt auf innige Vertrautheit mit der Marmortechnik. In dieſem Höhepuncte der Kunſt, wo die Knospe des Archaismus ſich raſch zur vollen Blüthe entfaltet, mochte die Malerei der Plaſtik um Einiges vorangegangen ſein, wenigſtens ſind wir auch hier am eheſten verſucht, an jene weiblichen Geſtalten des Polygnot zu denken, die er zuerſt „mit durchſichtigem Gewande" (tralucida veste) bildete. Unter den bewegten Nikeſtatuen monumentalen Charakters hat unſer Torſo meines Wiſſens nur zwei ebenbürtige Seitenſtücke, die als Vergleichungspuncte dienen konnten: die Nike des öſtlichen Parthenongiebels, der Werkſtätte des Phidias entſtammend, und den ſchönen, auf Samothrake gefundenen Torſo des Louvre*).

In beiden letztgenannten Statuen ſind die Falten ſchwerer und ſelbſtändiger; wir beobachten nicht das völlige Aufgehen der Gewandung in die Form, was bei dem mehr oder minder nahen Verhältniß des Paionios zu Phidias bemerkenswerth erſcheint und vielleicht als beſondere Eigenthümlichkeit unſeres Künſtlers, ſoweit wir ihn bis jetzt erkennen, in Abzug zu bringen iſt.

Nun hat das Glück gewollt, daß ein anſehnlicher Theil aus dem öſtlichen Giebelſchmuck des Zeustempels der Erde abgewonnen iſt, der durch das doppelte Zeugniß des Reiſehiſtorikers Pauſanias und des Künſtlers ſelbſt gleichfalls auf Paionios zurückgeht. Wenden wir uns nun, geſättigt mit der Formenſchönheit der Nike, dieſen — es mag von vornherein geſagt werden — weit weniger durchgearbeiteten, augenſcheinlich in der Gewandung öfter vernachläſſigten Stücken zu, ſo dürfte der erſte Eindruck einiges Befremden verurſachen, welches denn auch von manchen Seiten bereits laut geworden iſt. Sollen wir nun jenes gute Vorurtheil, das wir über unſern Künſtler mitgebracht haben, angeſichts dieſer Leiſtungen fallen laſſen und etwa meinen, daß ihm nur einmal ein glücklicher Wurf gelungen? Oder ſollen wir zwei weit getrennte Entwickelungsſtadien ſeiner Kunſt vertreten glauben? Zugegeben, daß wir ohne beſondere Kunde auf eine Identität der Meiſter ſchwerlich ſofort geſchloſſen hätten. Um ſo dankbarer müſſen wir der Ueberlieferung ſein und daraus zu lernen ſuchen, was ohne Subtilität gefolgert werden kann.

---

*) Jene iſt wohlbekannt; dieſer in Abbildungen noch wenig zugänglich, doch hatte Referent Gelegenheit, ihn vor einigen Monaten zu ſehen. Die virtuos behandelte Gewandung — man möchte das Werk der Kunſtrichtung eines Skopas zuweiſen — iſt von etwas unruhiger Wirkung; freilich wird bei der üblen Erhaltung das Ausklingen aller Motive unterbrochen und verkürzt. Zu beklagen iſt namentlich die arge Fragmentirung des Oberkörpers.

Doch entwerfen wir zunächst Rahmen und Umriß der Darstellung, um darin das Vorhandene einzuordnen, dann es nach Stil und Auffassung zu würdigen.

In dem vorderen (östlichen) Giebeldreieck des Tempels befand sich, wie Pausanias (V, 10, 6 ff.) berichtet, „der Wagenwettkampf des Pelops gegen Oinomaos noch bevorstehend und das Werk des Rennens auf beiden Seiten in Vorbereitung. Während das Bild des Zeus gerade in der Mitte des Giebels angebracht ist, befindet sich Oinomaos zur Rechten des Zeus, das Haupt mit einem Helm bedeckt, neben ihm aber seine Gattin Sterope, auch sie eine der Töchter des Atlas. Myrtilos aber, der dem Oinomaos den Wagen lenkt, sitzt vor den Pferden; diese sind vier an der Zahl. Nach ihm aber sind zwei Männer; Namen haben sie nicht, auch ihnen ist aber die Wartung der Rosse von Oinomaos übertragen. Am Ende selbst aber liegt der (Flußgott) Kladeos . . . Nach links aber von Zeus sind Pelops und Hippodamia und der Wagenlenker des Pelops, die Pferde und zwei Männer, auch diese Roßwärter des Pelops; und wieder verengert sich das Giebelfeld und hier ist darin der Alpheios gebildet." Wir fügen noch hinzu, daß oberhalb des Giebelfeldes, also gerade über dem Haupte des Zeus, gleichfalls eine Siegesgöttin schwebte.

Der Schmuck des Giebels ist die wesentlichste Zierde des äußeren hellenischen Tempels in seiner Entwickelung. Charakter und Bestimmung sind ihm hier gleichsam an die Stirn geschrieben. Hier erwarb und übte die griechische Kunst der besten Zeit ihre unvergänglichsten Tugenden: Ebenmaß und Strenge im Aufbau, Freiheit in der Beschränkung, Angemessenheit in der Wahl beziehungsreicher Stoffe. So war hier der Wagenkampf, durch den Pelops die schöne Hippodamia und das Reich gewann, der vorbildliche Ausdruck für die olympischen Spiele. Echt künstlerisch ist der dem Kampfe unmittelbar vorhergehende Augenblick der Vorbereitung und Sammlung aufgefaßt und verbreitet über das Ganze den Ausdruck monumentaler Ruhe und Spannung. Wie auf Vasenbildern strengeren Stils oft Frauen bei der Ausrüstung scheidender Krieger gegenwärtig sind, wohl auch selber hülfreiche Hand anlegen, so haben wir uns hier die Gegenwart der Sterope und Hippodamia zu erklären, welche letztere mit künstlerischer Licenz bereits dem Geliebten und künftigen Sieger zugesellt ist.

Die Reihenfolge der Beschreibung von sieben mit hinreichender Sicherheit diesem Gegenstande zuweisbaren Torsen, bestimmt sich von selber durch den Grad ihrer Deutbarkeit. Am deutlichsten erkennen wir die beiden in den Ecken gelagerten Flußgötter Alpheios und Kladeos. Vor kurzem freilich befand man sich auch hinsichtlich dieser noch im Irrthum: eine durch Erhaltung des Kopfes ausgezeichnete Figur (Tafel XVII—XIX) ist unter dem Namen

Digitized by Google

des Kladeos bekannt geworden. Nach der glücklichen Entdeckung des Herrn Dr. Treu, daß die Fragmente auf Tafel XXIII und XXIX a zusammen gehören, erledigt sich die Frage durch den bloßen Augenschein. Wir haben somit zwei männliche Körper in liegender Stellung, von denen der letztgenannte, wie sich aus der weniger sorgfältig bearbeiteten Rückseite ebenfalls von selber ergiebt, der rechten (nördlichen) Ecke, der andere (Tafel XXII) dem südlichen Ende angehört. Aber welcher von beiden ist Alpheios, welcher Kladeos? Der Wortlaut des Pausanias ist nicht ohne Weiteres entscheidend, da die Wendung: „zur Rechten, zur Linken des (vom) Zeus", sowohl für den Standpunct des Gottes als des Beschauers gelten kann. Vielleicht kommt uns eine eingehendere Analyse der Werke selbst mit inneren Gründen zu Hülfe. Die nördliche Figur vollführt im Liegen eine Drehung des Oberkörpers, so daß die Brust der Basis zugewandt erscheint, während die Beine noch die normale Lage rücklings liegender hatten. Jener war etwas emporgerichtet und auf die beiden Arme gestützt. Gewand bedeckte nur die unteren Theile; die Haut ist glatt und straff; die Musculatur der Brust kräftiger heraus gearbeitet, als z. B. die Bauch- und Seitenpartien, weil dem Auge des Beschauers am meisten ausgesetzt. Der jugendlich kräftige Flußgott hat sich also mit Lebhaftigkeit herumgeworfen, und wendet in ungenirter, aber für ein Naturkind trefflich erfundener Lage auf die beiden Ellenbogen gestützt sein ganzes Interesse dem Mittelpuncte der Handlung zu. Wie anders die Figur auf der entgegengesetzten Seite! Lang hingestreckt ruht sie mit ihrer linken Seite auf dem Gewande, das unserem Auge nur die untere Partie der Beine verhüllt, dann mit seiner Kante sich längs der rechten oberen Seite des Leibes bis zum Rücken heraufzieht. Der Kopf machte zwar auch eine langsame Drehung nach dem Centrum, wie man noch aus dem Ansatze ersieht, doch ohne daß der übrige Körper ihm folgte. Der linke Arm war nach rückwärts aufgestützt, der rechte ging über den Körper hinweg, ohne aufzuliegen und hielt vielleicht die Schilfstengel als passendes Attribut. Der Körper ist fetter und verschwommener, die Brust nicht mehr kantig umgrenzt, sondern gerundeter; die Rippen wenig angedeutet. Der Unterleib hat seine Spannung verloren und folgt dem Gesetz der Schwere. Auch andere Theile zeigen die welkere Bildung des vorgeschrittenen Alters. Hier behäbige Ruhe — dort jugendliche Erregbarkeit — wie könnte der Gegensatz des breit und gemächlich dahinfließenden Hauptstroms Alpheios und des hurtigeren, jüngeren Nebenflusses Kladeos besser charakterisirt werden! Dazu kommt ein anderes Moment, auf das schon früher von Gelehrten aufmerksam gemacht worden ist (s. z. B. Petersen, „Kunst des Phidias" Seite 343). Zur Linken floß in Wirklichkeit der Alpheios, rechts sah man vielleicht die Platanen, welche den Lauf des Kladeos bezeichneten, (der Tempel scheint auf einer gelinden

Erhöhung gestanden zu haben „Berichte" S. 12) — was war natürlicher, als demgemäß auch unsere Personificationen anzuordnen?

Soweit wäre Alles klar, doch kommen wir schon mit den nächsten Folgerungen in einige Verlegenheit. Auf der Seite des Alpheios wäre nach Pausanias Pelops zu suchen. Diesen müßten wir somit in dem Torso eines aufrechtstehenden Mannes erkennen, der seiner Größe und Stellung nach nur einer der beiden Hauptfiguren angehören kann („Berichte" Tafel XVI). Denn nach der Wendung des Kopfes und der sorgfältigeren Behandlung seiner rechten Seite zu schließen stand er nach rechts (vom Beschauer)*), befand sich also links vom Zeus, dem doch die beiden Helden des bevorstehenden Kampfes offenbar zugewandt waren. Es ist eine männlich schöne Figur in stolzer Haltung. Beine und Arme, sowie der Kopf fehlen zwar wieder, doch läßt sich ihre Richtung noch annähernd bestimmen. Die (vorhandene) rechte Hand ist in die Hüfte gestemmt, auf welche von der Schulter herab diesmal ziemlich sorgfältig behandelte Gewandmassen fallen. Am kreisrunden Bruch des Halses nun macht sich hinten ein mehrere Zoll breiter Wulst bemerklich, der von oben gesehen etwa einen Zoll rechtwinklich vorspringt, auf dem Rücken in gleicher Fortsetzung, doch nach einiger Unterbrechung eine abwärts laufende etwa zollhohe Kante, die nicht gut von aufliegender Gewandung herrühren kann. Mit Recht ist vermuthet worden, daß hier Ansätze des Helmes und des dazu gehörigen Bügels zu erkennen seien, die wohl bemerkt nach der rechten Schulter zu verlaufen, entsprechend der vorausgesetzten Wendung des Kopfes. Nun trug aber Oinomaos nach dem Zeugniß des Pausanias einen Helm auf dem Kopfe — hier liegt der Widerspruch zu Tage, denn nicht Alpheios, sondern Kladeos sollte auf seiner Seite den Giebel abschließen. Ohne weiteres Material muß ich den Lesern überlassen, die Möglichkeiten zu erwägen, welche aus diesem Dilemma führen könnten; sei es, dennoch an dem Namen des Pelops festzuhalten, — eine Umstellung der Figuren vorzunehmen, also eine engere Gruppirung mit den Frauen, oder endlich, und dies liegt wohl am nächsten, einen Irrthum des Pausanias, der wahrlich nicht zu seinen schlimmsten gehören würde.

Unter den übrigen Figuren erkennen wir am unzweideutigsten die Figur eines der Rossewärter („Berichte" Tafel XX und XXI), welche sich auf der linken Seite befanden. Er ruht auf dem rechten Knie in Profilstellung. Das Gewand um Schenkel und Füße wirkt ziemlich derb, obgleich manche Formen wieder sehr bestimmt durchscheinen; (also Ungeschicklichkeit des Arbeiters?) über die linke Schulter fällt ein Zipfel desselben herab. Der Körper ist vor-

*) Rechts und links ohne ausdrücklichen Zusatz immer vom Beschauer aus verstanden.

Digitized by Google

gebeugt, der ausdrucksvoll gearbeitete Unterleib eingezogen. Alles dieſes ſowie eine Ader über dem rechten Oberarm deutet auf Kraftanſtrengung: die vorgeſtreckten Arme hielten das Geſpann. Zur vollen Beſtätigung fand ſich noch die geſchloſſene linke Hand mit einem Stück des Unterarms, deren Durchbohrung (ein zweites Loch unter dem Zeigefinger geht nur bis zur Innenfläche) deutlich den Einſatz der Bronzezügel verfolgen läßt. Die Rückſeite iſt wieder nur andeutungsweiſe bearbeitet. Erwähnenswerth ſcheint, daß der Marmor unter dem Gefäß und gekrümmten linken Schenkel nicht im Block ſtehen geblieben, ſondern ausgehöhlt iſt, was von vorn nicht ſichtbar wird. Man könnte alſo vermuthen, daß Raum gewonnen werden ſollte, die Figur an etwas Anderes (den Wagen?) heranzurücken.

Eigenthümlich contraſtirt gegen dieſen dienſtbefliſſenen Eifer des Mannes die bis auf den Kopf wohl erhaltene Geſtalt eines kauernden Jünglings (die ſchlanken biegſamen Glieder ſowie andere Indicien laſſen höchſtens dieſes Alter zu), den man gleichfalls mit dem Wagen in Verbindung gebracht und wegen ſeiner unthätigen Stellung als den eigentlichen Wagenlenker (Myrtilos oder Killas) bezeichnet hat („Ausgrabungen" Tafel XXIV, XXV). Freilich ſagt Pauſanias, dieſe ſäßen vor den Pferden, während bei der geringen Höhe unſerer Statue nur eine Raumerfüllung etwa unter den Köpfen der Pferde (die natürlich auf beiden Seiten der Mitte zugewandt waren) annehmbar erſchiene. Höchſt naiv und, wie mir ſcheint, wieder charakteriſtiſch für die Kunſt unſeres Meiſters iſt dieſe Geſtalt entworfen. Das Gewand, ſorgſam gefältet, dient als Unterlage; das rechte Bein liegt eingezogen, ſo daß Oberſchenkel und Knie geradezu nach vorn heraustreten; die volle Handfläche des rechten Armes iſt auf den Boden geſtützt. Der linke geht um das entſprechende Bein, welches bis zur Höhe der Bruſt emporgezogen iſt, herum, ſo daß Finger und Zehen ſich faſt berühren. Uebrigens ſchaut nur die Hand aus dem Gewande hervor, deſſen Saum den Schenkel entlang eine Kante bildet, die erſt durch farbige Wirkung ſichtbar geworden ſein kann. Nach dieſer Seite iſt auch der Körper geneigt; der Kopf war gleichfalls nach rechts gewendet. Aus dieſem Umſtande hat man eine Linksaufſtellung im Giebel gefolgert, ein Argument, das mir an ſich noch nicht bindend erſcheint. War es ein Wagenlenker, ſo konnte er recht gut auch nach ſeinen Roſſen zurückblicken. Gegen jene Anordnung ſpricht aber einmal der Fundort auf dem rechten Flügel, ſodann ein Grund, der ſubjectiv erſcheinen mag, aber nach meiner Ueberzeugung ins Gewicht fallen würde, wenn man, ähnlich wie bei der Niſe in einer Nachbildung des urſprünglichen Aufſtellungsortes damit experimentiren wollte: Von rechts aus geſehen erſcheinen alle Linien, beſonders der Gliedmaßen, geometriſch unſchön, parallel oder in rechtwinkliger Kreuzung. Das Gewand über dem linken Arm, deſſen unterer Theil über-

Digitized by Google

dies viel zu lang ist, wirkt wenig plastisch; dazu springt die Plinthe auf dieser Seite bedeutend hervor. Vom entgegengesetzten Standpunct erst entwickeln sich die Formen. An dem erwähnten Arm kommt nur die Hand zum Vorschein, sodaß man den kleinen Betrug in den Proportionen gar nicht wahrnimmt. Die Figur ist eben auf den Totaleindruck berechnet; auch andere anatomische Unrichtigkeiten sind nicht vermieden, oder gar aus Berechnung für den hohen Standpunct gewollt. So erscheint der rechte Schenkel gegen den linken bedeutend verkürzt, so die linke Hand zu groß, — und doch liegt über dem Ganzen ein stimmungsvoller Reiz, den Gelehrte wie Publicum bereits vielfach empfunden haben. Die Frage nach dem Wie dürfte sicher mit dazu beitragen, die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Künstlers zu erschließen.

Doch gehen wir vorläufig weiter. Ein Torso sehr übler Erhaltung (unter den Photographien noch nicht vertreten), bereitet mannichfache Schwierigkeit. Es ist der eines rückwärts gelagerten Mannes aus der linken Hälfte des Giebels. Da der Oberkörper etwas mehr emporgerichtet ist, als beim Alpheios, gestatten die Höhenverhältnisse nur eine Einreihung unmittelbar vor diesem. Der Beschreibung des Pausanias zufolge könnte es dann nur der zweite Wärter für die Rosse sein. Aber dieser in so träger Ruhe? Auch sonst bietet die Figur viel Räthselhaftes. Der linke Arm schien erhoben; rechts vom Rücken ist eine unverständliche Fläche stehen geblieben, dann folgen unterhalb eines Absatzes steife Gewandfalten. Von dem Wagen oder sonstigem Geräth ist hierin aber keine Spur zu erkennen. Unwahrscheinlich, aber immerhin möglich, ist spätere Abarbeitung des Blockes. Ein anderer Bruch, der die ganze rechte Körperseite mit dem Beine in sehr schräger Richtung abgeschlittert hat, ist nicht weniger auffallend, es müßte denn eine compactere Masse damit zusammengehangen haben. Also auch hier gerathen wir mit Pausanias in Widerspruch.

Endlich die bisher als Kladeos bezeichnete, seit Entdeckung des ächten Flußgottes namenlose Gestalt, ausgezeichnet vor allen andern durch treffliche Erhaltung des Kopfes („Ausgrabungen" Tafel XVII—XIX). Sie berührt uns schon an und für sich am Seltsamsten, weil unter griechischen Kunstwerken freier Erfindung bisher wenigstens nichts Aehnliches aufgetaucht ist. Auch hier bereichert sich unsere Anschauung auf die directeste Weise, sowohl die von dem Künstler als von der alten Kunst überhaupt. Im Allgemeinen sehen wir einen kahlköpfigen Mann in sitzend bequemer Stellung nach links; er hat das rechte Bein über das linke geschlagen und darauf den rechten Arm gestützt, in dessen Hand das bärtige Haupt ruht. Der Umstand, daß der Arm weggebrochen ist und an der Wange nur ein Ansatz des Daumens haftete, ließ den Vermuthungen Spielraum, es sei eine linke Hand und des-

Digitized by Google

halb wohl gar eine fremde (ſo: „Ausgrabungen" Seite 14) — jetzt durch den Fund eines dazu paſſenden Stückes mit dem Zeigefinger beſeitigt. Der andere Arm iſt gleichfalls gebrochen und war augenſcheinlich geſenkt. Die untern Körperpartien ſind wieder mit einem dickfaltigen Stoffe verhüllt. Der wohlgenährte Körper zeigt nichts mehr vom Muskelſpiel unter der Haut: ſtatt den inneren Organismus zu verrathen, giebt dieſe nun ſelber in ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit das künſtleriſche Motiv ab. Man glaubt das Fettige der Oberfläche ſogar im Gyps noch zu empfinden; die Linien der Bruſt ziehen ſich herab und tiefe Falten markiren unterhalb derſelben die nachgelaſſene Spannung. Das Merkwürdigſte iſt aber die Bildung des Kopfes. Dieſer erhält durch den dichten Bart eine nach unten zunehmende Breite. Dem entſprechen auch die übrigen Formen der Geſichtsbildung: Augenlider, Naſe, Mund mit dem umrahmenden Schnurrbart, Alles erſcheint wie mit paſtoſem Pinſel aufgetragen. Die Stirn iſt eher breit als hoch und wo die Augenknochen ſich zu wölben beginnen, von einigen Falten durchzogen. Hinterkopf und Schläfe ſind um die Glatze herum von dichtem, in vielen Löckchen endendem Haar bedeckt, unter dem die Ohren völlig verſchwinden. Die merkwürdig weichen Züge, der ſinnend in die Ferne gerichtete Blick machen den Eindruck milder Ruhe. Freilich fehlt zur Vervollſtändigung des Eindrucks die Bemalung, für welche der Kopf offenbar berechnet iſt; ſo ſehen wir für den Schnurrbart nur den plaſtiſchen Untergrund, einen erhöhten Streifen um den Mund herum angedeutet.

Die Statue nun hat ſich auf der rechten Seite des Giebels, nicht weit von dem ſogenannten Myrtilos gefunden; die Behandlung des Gewandes, ſowie die Vernachläſſigung der Rückſeite zeigt dieſes Stück mit den übrigen gemeinſam. Man würde es unbedenklich den Giebelfiguren zuſchreiben, wenn die Aufzählung des Pauſanias nicht wäre, in die ſie ſchlechterdings nicht hineinpaßt. Auch die beiden vorher beſchriebenen Figuren erregten mancherlei Bedenken. Die Beſchreibung der Giebelcompoſition bei unſerem Periegeten erſcheint zwar ſtreng ſymmetriſch, daher man keine Lücke in dieſelbe zu reißen gewagt hat. Allein ſymmetriſch ſchildert er auch die Gruppen des Weſtgiebels, an dem von der Hand des Alkamenes die Schlacht der Lapithen gegen die Centauren dargeſtellt war — und doch wird heute Niemand dieſe Aufzählung für vollſtändig nehmen. Ferner hat ſchon vor mehr als fünfundzwanzig Jahren Welcker die Schwierigkeit eingeſehen, mit den angeführten Figuren das Giebelfeld zu füllen („Alte Denkmäler" I, Seite 182). Er wollte deshalb die vier Roſſe jeder Seite möglichſt weit neben einander vorgeſchoben, die Knechte hinter den Thieren wiſſen. Iſt es nun ſchon bedenklich, mit geſtreckten Pferdeleibern einen ſo großen Theil der Fläche ohne anderweitige Unterbrechung zu füllen, ſo ſahen wir auch bereits, daß der zügel-

haltende Mann eher neben als hinter dem Viergespann seinen Platz findet; der kauernde Jüngling aber trug, wenn er einer der Lenker war, zur Ausbreitung der Gruppe nicht viel bei, war er es aber nicht, so hätten wir eine weitere Nebenfigur ohne Erklärung, deren jede auf der andern Seite ein Gegenstück erfordert. So rückt das Bekannte zusammen, Fremdartiges drängt sich ein. Endlich vernehme ich noch, daß auch Herr Professor Adler, dem wir vor Allen die klarste Anschauung der architectonischen Verhältnisse zutrauen dürfen, Zweifel geäußert hat, ob sich mit der Figurenzahl des Pausanias der Giebel ausfüllen ließe. Ich glaube, all diese Bedenken sind schwerwiegend genug, um die Einschiebung von Zwischenfiguren, wo nicht zu gebieten, so doch zu gestatten, und sehe nicht, wie wir dieser Annahme entgehen können. Die Figuren würden dann passend zwischen Wagenlenkern und Flußgöttern vermitteln und zwar am passendsten, wenn wir es mit Repräsentanten der Umgegend oder des Landes zu thun hätten. Einer derartigen Auffassung würde sich der Character des bärtigen Mannes am leichtesten anbequemen.

Zuversichtlicher können wir zum Schluß über Technik und Erfindung des Künstlers reden. Man hat den Werken Unrecht gethan, an sie den Maßstab der Parthenonsculpturen zu legen; dabei mußten sie allerdings zu kurz kommen. Mir scheinen sie, einige Vergleichungspuncte abgerechnet (welche sich z. B. an den beiderseitigen Flußgöttern aufstellen ließen), doch noch auf anderen Grundlagen zu beruhen. Die Gewandung spielt plastisch nur eine untergeordnete Rolle; sie dient dem Körper in den meisten Fällen nur als Folie oder Umrahmung. Diese Wirkung konnte natürlich nur durch Farbe erzielt werden, welche überall vorauszusetzen ist. Das Technische wird in ausgedehntem Maße untergeordneten Kräften obgelegen haben, während sich die Thätigkeit des Meisters vorzugsweise auf Entwurf und Anleitung beschränkte. Die Behandlung des Nackten ist ungleich, oft nur andeutend, aber immer charakteristisch. Offenbar kam es dem Künstler auch hier mehr auf den Gesammteindruck an, dem sich das Einzelne unterordnen mußte. Hier bietet er das Beste: in wenig Figuren eine Reihe stimmungsvoller Gegensätze und naturwahrer, lebensfrischer Motive, denen wir bisher nicht begegnet sind. Ein naiver Realismus im Plastischen, der malerische Hülfsmittel nicht verschmäht, möchte somit für die Beurtheilung der Nike und der Giebelgruppen als vorläufiges Gesammtresultat sich ergeben.

Da uns den größten Theil unserer Abhandlung hindurch die Kunst des Paionios beschäftigt hat, so liegt schon an sich die Versuchung nahe, auch von den anderen geborgenen Werken aus, die uns noch zu erwähnen übrig bleibt, einen vergleichenden Blick auf ihn zurückzuwerfen. Wir haben um so mehr Aufforderung dazu, als Herr Sidney Colvin in einer Besprechung der Funde

Digitized by Google

(Academy, 1876 Nr. 207, 208) gewiſſe Stilähnlichkeiten der erwähnten Sculpturen mit den Metopen, ſowohl den in Louvre bewahrten als unſerer Atlasmetope hervorgehoben hat. Wir wollen uns hier lediglich auf die letztere beſchränken und auch hier nur das Thatſächliche betonen, mit Schlußfolgerungen jedoch nicht vorgreifen.

Die viereckigen Metopenplatten über den Schmalſeiten der Cella, vorne und hinten je ſechs an der Zahl, ſtellten die Thaten des Herakles in ſtarkem Relief dar. Etwa die Hälfte iſt uns nunmehr, wenigſtens in Bruchſtücken bekannt, keine verhältnißmäßig ſo wohl erhalten, als die neuentdeckte Darſtellung des Hesperidenabenteuers (Tafel XXVI). Herakles, die Mitte einnehmend, trägt mit dem Nacken und den emporgeſtützten Armen das Himmelsgewölbe. Dieſes war weder plaſtiſch noch durch Farbe angedeutet; das laſtende Gebälk des Tempels mußte hier die Vorſtellung der großen Schwere erſetzen; wir ſehen nur die weichen Kiſſen der Unterlage. Vor dem Heros ſteht Atlas und überreicht mit der Rechten die für ihn geholten Hesperidenäpfel, der Ueberlieferung entſprechend drei an der Zahl. Hinter Herakles finden wir eine Hesperide in ſtrenger Gewandung; der Körper zeigt ſich, dem naiven Reliefſtil folgend, in der Vorderanſicht, der Kopf im Profil. Ein liebenswürdiger Zug iſt es, wie die Jungfrau in einer Anwandlung von Mitgefühl die Laſt des Herakles durch Unterſtützung ihres linken Armes zu erleichtern ſucht. Die rechte Hand war geſenkt und trug, wie die Durchbohrung zeigt, Blüthe oder Zweig als Attribut. Die Arbeit iſt wieder ungleich in der Ausführung. Haare, Bart der Männer, ja das ganze etwas verſchattete Geſicht des Herakles ſind nur im Allgemeinen angelegt und bedurften der Farbenwirkung. Andere, beſonders hervorragende Partieen, ſind ſorgfältig behandelt, manche nackten Theile ſogar übertrieben fleiſchig; auch hier ſind anatomiſche Fehler nicht vermieden, wie z. B. am Herakles die Rippen unverkürzt den Bruſtkaſten abſchließen. Deſſenungeachtet und trotz mancher Härten, trotz eckiger Bewegungen und gezwungener Drehungen iſt der Eindruck des Ganzen ein ſauberer, erfreulicher und — man möchte ſagen, gemüthvoller.

Humoriſtiſcher Beigeſchmack verräth die Darſtellung einer anderen Heraklesthat, ganz wie ſie uns in zahlreichen Vaſenbildern überliefert iſt: Herakles bringt den erymanthiſchen Eber auf ſeinen Schultern lebend zum Euryſtheus, der ſich vor Schreck über das gewaltige Thier in ein Faß verkriecht. Ein Metopenfragment (Tafel XXIX b.) zeigt zwar nur den oberen Theil des aus dem Boden ragenden Gefäßes, darüber eine formloſe Maſſe, links einen herangeſtellten Fuß, der aber genügt, um — ex ungue leonem — Herakles zu erkennen, zu welchem der König, mit dem halben Oberkörper ſichtbar, angſtvoll die Arme emporſtreckt. Der ſorgfältige Archaismus der Hesperide

kehrt wieder in dem sogenannten Hestiatorso (Tafel XIII, XIV), einer colossalen weiblichen Gewandfigur, deren Kopf, Arme und Füße unterhalb des Kniees verloren gegangen sind. Der Name beruht auf dem Vergleich mit der berühmten Hestia Giustiniani, soweit ein Werk echt archaischer Kunst, wie das unsrige, mit einer archaisirenden Nachahmung verglichen werden kann. Hier finden wir sogar übertriebene Strenge in den Gewandfalten, die ganz den Canellirungen einer Säule gleichen, während bei dem Torso aus Olympia das rechte Bein freier hervortritt. Der rechte gesenkte Arm war angestückt, wie eigens ausgearbeitete Löcher erkennen lassen, der linke erhoben und vielleicht auf ein Scepter gestützt. Kein inneres Motiv führt darauf, daß die Statue gruppirt war, vielmehr gehört ihr wahrscheinlich eine vorn gerundete, hinten abgeschnittene Basis an, auf die sie auch in Berlin gestellt ist. Die unbearbeitete Rückseite und ein viereckiges Loch zwischen den Schultern verrathen indeß die frühere Befestigung an eine Wand oder Mäuer.

Die letzten beiden Bemerkungen gelten auch von einem in noch colossaleren Verhältnissen ausgeführten männlichen Torso von freierer, gleichfalls trefflicher Arbeit (Tafel XV). Der linke Arm ist gesenkt, doch vom Körper etwas entfernt. Der weggebrochene Unterarm schien im Gelenk gebogen; etwas oberhalb schlingt sich das Gewand herum und geht von hinten über den (etwas vorgesetzten) rechten Schenkel, der gleichfalls gebrochen ist. Die Figur schien in Bewegung; vielleicht deutet auch eine Ader am linken Oberarm, wie beim Rossewärter des Giebels, auf Anstrengung. Am wahrscheinlichsten haben wir hier eine Gruppirung anzunehmen. In die Classe der von Pausanias, V, 26 aufgezählten Kunstwerke dürften die ebengenannten Statuen am ehesten zu versetzen sein.

Außer einer römischen Togastatue, die zum Einsetzen des (verlorenen) Kopfes oben ausgearbeitet war, befindet sich von menschlichen Figuren unter den Berliner Gypsen noch das ziemlich räthselhafte Fragment eines weiblichen Oberkörpers — das erste Stück aus dem Westgiebel, dem Werk des Alkamenes. Da hier der Centaurenkampf mit dem Raube von Weibern und Knaben dargestellt war, so erkennen wir wenigstens im Allgemeinen eine getragene oder liegende Frau mit ausgestreckten Armen. Ueber den Stil läßt sich noch gar kein Urtheil fällen. Auch eine lebhaft bewegte männliche Gestalt hat sich bereits in der Südwestecke des Tempels gefunden, ohne jedoch schon näher bekannt zu sein.

Von thierischen Bildungen sind (außer einigen Pferdefragmenten von ungleichen Proportionen) vor allem die wasserspeienden Löwenköpfe bemerkenswerth und verdienen eingehenderes Studium (Proben siehe Tafel XXVII, XXVIII). Jedes Stück ist von vortrefflicher Arbeit, dabei nie nach der Schablone gearbeitet, sondern von stets besonderem Typus. Auch werden

Digitized by Google

ſich wenigſtens zwei Künſtler, wenn nicht zwei Epochen unterſcheiden laſſen. Auf die Inſchriften einzugehen, von denen die intereſſanteſten gleichfalls ausgeſtellt ſind, geſtattet uns weder der Raum noch der urſprüngliche Plan. Hier ſtrömt uns eine zweite ebenſo reiche Quelle antiken Geiſtes, ſo unmittelbar und unverfälſcht, wie keine Ueberlieferung ihn uns vermitteln kann. Bis heute iſt die Zahl der größeren und geringeren epigraphiſchen Urkunden bereits auf 79 angewachſen.

Gegen Ende des Monats, in dem ich dieſes ſchreibe, beginnt es ſich von Neuem in dem ſchweigſamen Thal des Alpheios zu regen; die Zurüſtungen zur zweiten Ausgrabungsperiode werden eifrig betrieben. Profeſſor Curtius gedenkt diesmal ſeinem Werke auch perſönlich nahe zu ſein. Hoffentlich beweiſt ſich die Erde auch ferner als ſorgſame Bewahrerin des anvertrauten Gutes. Von den Reſten des Weſtgiebels ſind bereits die Vorboten erſchienen; aber ſelbſt aus dem öſtlichen dürfte noch Manches zu Tage gefördert werden; beſonders die nördliche Ecke gewährt noch begründete Hoffnung auf Ausbeute. Wie wünſchenswerth hier eine Bereicherung wäre und wie viel Hypothetiſches ſich mit dem vorhandenen Materiale noch verknüpft, wird die obige Unterſuchung genugſam aufgedeckt haben. Wir haben dieſe Schwierigkeiten eher aufgeſucht als vermieden, denn Abgeſchloſſenes und Fertiges zu geben, konnte da nicht unſere Abſicht ſein, wo wir mitten in den Anfängen ſtehen, wo der Stoff ſelber noch im Wachſen und Werden begriffen iſt.

Die deutſche Wiſſenſchaft hat mit dem Vorrecht, Hand an jene ehrwürdigen Denkmäler des kunſtbegabteſten Volkes zu legen, auch die hohe Verpflichtung übernommen, dieſe ideale Seite des Erbes, welche doch zunächſt ihr zufällt, würdig zu verwalten. Die Bedeutung und den Werth deſſelben an den Reſultaten der erſten kurzen Arbeitszeit nochmals darzulegen, iſt in dieſen Zeilen verſucht worden.

Parteien und Wahlen.

Der Ausgang der preußiſchen Landtagswahlen beſtimmt auch ſchon die Geſtalt des künftigen Reichstages. Wenn das ultramontane Orcheſter in München unter Jörgs Direction den Bannfluch gegen das Reich anſtimmt, wenn ſächſiſche Particulariſten und ſchwäbiſche Volksparteiler ihren ſchalen Witz am Reiche üben, ſo verurſacht das keinem Reichsfreunde ſonderliche Kopfſchmerzen. Ein Conflict des Reichstages dagegen mit der preußiſchen Landesvertretung würde unſere politiſche Entwickelung in ſchwerer Weiſe ſchädigen.

Wir haben daher alle Ursache, den bevorstehenden Wahlkampf, welcher dem preußischen Landtage gilt, mit der schärfsten Aufmerksamkeit zu verfolgen. Die Agitation für die Reichstagswahlen darf nicht erst im Januar beginnen, sondern muß schon vor dem October lebendig werden. Mit den preußischen Wählern treten unsichtbar auch alle deutschen Wähler an die Urne. Die Ueberzeugung, daß die preußische Wahlschlacht für ganz Deutschland geschlagen werde, daß man überhaupt das preußische Interesse von dem deutschen nicht trennen kann, durchdringt auch alle Parteien. Die ursprünglich nur in Preußen heimische Partei der Agrarier fühlt das Bedürfniß eines Firmawechsels. Sie hofft, wenn sie als die Partei der Deutsch-Conservativen sich präsentirt, eine größere Zahl von Anhängern zu erwerben. Aber auch die nationalliberale Partei hegt die Ueberzeugung, daß sie nicht als preußische Partei ausschließlich gilt und sie faßt, wenn sie sich vertheidigen, ihre Verdienste anschaulich schildern will, ihre Thätigkeit im Reichstage und im Landtage als Einheit zusammen. Eine solche Selbstvertheidigung wird in einer Broschüre geboten, welche soeben bei G. Reimer in Berlin erschienen ist und Rechenschaft von dem Wirken der nationalliberalen Partei ablegt.*)

Sie kommt zu gelegener Zeit und wird hoffentlich den erwünschten Erfolg gewinnen. Denn von allen Seiten strengt man sich an, Verwirrung in die Ansichten über den Werth der nationalliberalen Partei zu bringen und sie in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Sie wagt dem kräftig betonten Willen des Ministeriums, vor allem dem Willen ihres Herrn und Meisters Bismarck keinen Widerstand zu leisten, sie trägt aber auch durch ihre Unfähigkeit, sich über die banalen liberalen Gelüste zu erheben, Schuld an dem Scheitern der bestgemeinten und weisest ersonnenen Entwürfe der Regierung. Ihr haben wir die vielen neuen Gesetze, namentlich die schlechten Gesetze, zu danken; daß der Culturkampf noch nicht ausgetobt hat, daß die Gewerbe zurückgegangen sind, der Wohlstand des Volkes stetig sinkt, die Steuern stetig steigen, die falsche Bank- und Eisenbahnpolitik, das Gründerthum und die Corruption, für alles das und noch vieles andere trägt die nationalliberale Partei die Verantwortung. Diese Anschuldigungen, bald nur gelispelt, flüchtig, als wären sie selbstverständlich, hingeworfen, bald im Brustton selbstgefälliger Biederkeit hingeworfen, sind wohl geeignet, in befangenen Menschen Mißtrauen gegen die liberalen Götter, Helden und Menschen hervorzurufen. Wie wenige Urwähler sind aber gerade gegenwärtig unbefangen in ihren politischen Anschauungen, wie viele sind gern bereit, für das wirthschaftliche Ungemach, für die ungemüthliche Weltlage einen strafbaren Schuldigen zu finden. Ihnen

*) Die Gesetzgebung der letzten sechs Jahre im Reiche und in Preußen. Dargestellt von einem Mitglied des Centralwahlcomités der nationalliberalen Partei.

Digitized by Google

allen ist die nationalliberale Partei als Sündenbock sehr erwünscht. Deshalb erfreut uns die Vertheidigungsschrift der Nationalliberalen, die wohl geeignet erscheint, den künstlich erzeugten Nebel zu zerstreuen und die Wähler in wahrhaftiger Weise über ihre Interessen und Pflichten zu belehren. In einfacher, fast nüchterner, aber deshalb um so überzeugenderer Weise bespricht dieselbe die wichtigsten politischen Fragen und erörtert das Maß und die Richtung, in welcher die Partei sich an denselben betheiligte. Das Resultat zeigt, daß manches Ersprießliche ihrer Initiative verdankt wird, daß sie manches Verderbliche durch ihren Widerstand vereitelt hat, daß sie an unleugbaren Mißlichkeiten entweder gar keine Schuld trägt, oder höchstens die gleiche wie alle anderen Parteien und die Regierung.

Die Schrift giebt eine bündige Antwort auf die landläufige Frage: Wo sind die Milliarden geblieben? die wie alle dummen Fragen verblüfft und natürlich allen Leuten, die nur über ein paar hundert Mark gebieten, unlösbar erscheint. Sie bestimmt die Grenzen der Rechtseinheit, rechtfertigt die Zollpolitik der Majorität im Reichstage, zählt die Fortschritte auf, welche das Unterrichtswesen, die Selbstverwaltung in Preußen unter Mitwirkung der nationalliberalen Partei errungen haben und weist die Verdächtigungen zurück, welche in der letzten Reichstagssession bei der Berathung des Invalidenfonds gegen sie geschleudert wurden. Der polemische Theil ist mit Recht in den Hintergrund gerückt, um das Gewicht der Thatsachen ausschließlich wirken zu lassen. Es erscheint stark genug, um die meisten Vorwürfe, die von Regierungsorganen und insbesondere von der neugebildeten sogenannten deutschconservativen Partei gegen die Nationalliberalen geschleudert werden, zu entkräften. Warum geben wir das Bündniß mit der Fortschrittspartei nicht auf, warum verwandeln wir uns nicht, da wir doch mit der Regierung im Großen in den Zielen übereinstimmen, einfach in eine Regierungspartei? Gewiß haben wir gegen einzelne Elemente der Fortschrittspartei große Bedenken. Dieses Einreden in alle Dinge, auch wo die rechte Kenntniß derselben mangelt, dieser grundsätzlich mißtrauische Ton erinnern an die Gottlob halb verschollenen Zeiten, wo die Begeisterung für die Freiheit alle politische Bildung ersetzte und der ächte deutsche Mann in jedem Beamten einen Tyrannen witterte. Aus den Kreisen der Fortschrittspartei ertönt wieder über die Willfährigkeit der Nationalliberalen, ihre Schwäche für Compromisse u. s. w. mancher Seufzer. Dennoch dürfen wir das Tuch zwischen uns nicht zerschneiden. In demselben Augenblicke, wo wir mithelfen würden, die Fortschrittspartei zu beseitigen, würden die Parteien, welche grundsätzlich das Reich verdammen und dessen Verfassung verabscheuen, den unmittelbaren Angriff wagen. So lange die Conservativen nicht unbedingt vom Centrum und den reinen Particularisten lassen, so lange lassen wir nicht von der Fortschritts-

partei. Das erfordert schon der Trieb der Selbsterhaltung. Weiter aber, wenn wir aufgefordert werden, wie wir ja schon die Partei Bismarck avec phrase sind, nun die ehrliche Partei Bismarck sans phrase zu werden, so müssen wir diese Zumuthung zurückweisen, weil wir es in der Regierung des Reiches und Preußens nicht mit einem Bismarck sans gêne zu thun haben. Vielmehr mit einem zuweilen recht stark genirten Bismarck, sei es daß er selbst nicht immer consequent denkt, sei es daß ihn fremde Einflüsse beschränken. So lange es möglich ist, daß in regierungsfreundlichen Kreisen die wichtigsten Acte der Gesetzgebung beklagt werden und ihre Zurücknahme als wünschenswerth empfohlen, so lange wir von inneren Gegensätzen in den leitenden Kreisen hören, und Thatsachen gegenüberstehen, die sich nur durch das Dasein von Strömen und Gegenströmen erklären lassen, müssen wir die äußere Unabhängigkeit der nationalliberalen Partei beloben. Es kann Niemand verlangen, daß sie z. B. nach den Ereignissen der letzten Session für den Minister des Innern eine wärmere Liebe empfinde, als dieser für sie. Wäre ein parlamentarisches Regiment bei uns heimisch, so würde ein Zwiespalt innerhalb des Ministeriums — und daß heterogene Elemente in ihm walten, wird niemand bestreiten — oder ein Gegensatz desselben zu der Majorität der Kammer zu einer Aenderung des Ministeriums führen. Wir haben nun aber keine parlamentarische Regierung und wir sind einsichtsvoll genug, nicht auf eine solche zu drängen. Wenn man die nationalliberale Partei nicht für regierungsfähig erachtet, so muß sie mit Resignation das vorläufig zugeben, sie darf aber verlangen, daß nun auch die rechten Consequenzen daraus gezogen werden. Jeder politische Abcschütze in England weiß, daß auf die Stellung und Haltung einer parlamentarischen Partei die größere oder geringere Aussicht zur Regierung zu gelangen, entscheidenden Einfluß übt. Nur bei uns darf man ungestraft selbst die einfachsten Elemente der Staatskunst verleugnen. Wie die Verhältnisse bei uns liegen, wird nicht etwa nur die nationalliberale Partei allein, sondern jede parlamentarische Majorität wesentlich kritisch-controlirend zur Regierung sich stellen, die Rolle einer Generalrechenkammer spielen. Man sieht, daß der Vorwurf, der jetzt gegen die nationalliberale Partei gerichtet wird, weil sie zufällig die Majorität hat, eigentlich jede parlamentarische Majorität trifft, das Wesen der Partei in Wahrheit nicht berührt. Und ähnliches gilt auch von dem Vorwurfe der übertriebenen und schlechten Gesetzmacherei. Gewiß wäre eine geringere Zahl von Gesetzen und Gesetzentwürfen, als sie seit einem Jahrzehnt uns überströmt, zu wünschen. Eben so gewiß hat sich auch nach dem Eingeständniß der Regierung jedes einzelne Gesetz als ein nothwendiges Bedürfniß herausgestellt. Kein Volk hat im Laufe weniger Menschenalter eine so tief einschneidende Revolution durchgemacht wie das deutsche. Man denke an das deutsche Reich

Digitized by Google

in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts und an seine jetzige politische Gestalt. Klingt nicht die Kunde von demselben wie ein Märchen aus längst verschollenen Zeiten an unser Ohr? Weder Frankreich in der großen Revolution noch Oesterreich seit Achtundvierzig haben eine ähnliche Umwälzung der politischen Verhältnisse erfahren und wie lange währte die angestrengte legislatorische Thätigkeit in Frankreich, mit wie unendlich viel mehr Gesetzen wurde Oesterreich überschwemmt. Aber sie hätten besser ausfallen können. Möglich. Jetzt die Fehler und Lücken in den Gesetzen nachzuweisen, offenbart nach dem Sprüchwort von den klugen Leuten, die aus dem Rathhause kommen, keine große Weisheit. Wurde, als über die Gesetze verhandelt wurde, von der Seite, welche gegenwärtig die schlechte Gesetzesqualität beklagt, etwas gethan, um diesem Uebel abzuhelfen? Wir erwarten, daß der stricte Beweis dafür geliefert werde. Bis dahin muß das Aufbürden der Schuld auf die Schultern einer einzelnen Partei als Verleumdung erklärt werden. Alle legislatorischen Acte, die von einer großen parlamentarischen Versammlung ausgehen, leiden an Gebrechen, die namentlich dem strengen, zuweilen auch eng begrenzten Fachmann als Greuel erscheinen und ihn über Mangel an Präcision, Logik, Vollständigkeit kläglich seufzen lassen.

Sollen etwa unsere Abgeordneten sich über das abgelegte juristische Examen ausweisen oder wenigstens dadurch ihre legislatorische Fähigkeit documentiren, daß sie vorher ein Colleg über Pandekten geschwänzt haben? Mit dem constitutionellen System sind eben wie einzelne Vorzüge, so einzelne Nachtheile verbunden, die wir einfach tragen und langsam verbessern müssen. Mit den Grundsätzen der nationalliberalen Partei haben die Lücken im Strafgesetze, die Flüchtigkeiten im Actiengesetze nichts zu thun. Ein Vorwurf allein trifft allerdings den Kern derselben und muß von ihr acceptirt werden: sie schreibt kein einseitiges wirthschaftliches Programm, am wenigsten die Umkehr von der bis jetzt herrschenden wirthschaftlichen Politik auf ihre Fahne. Und das werden ihr die Gewerbestände noch einmal danken. Denn gerade der gegenwärtige Augenblick ist am wenigsten geeignet, eingreifende gesetzliche Aenderungen in unserem Arbeitsleben vorzunehmen. Aus der blinden Wuth, mit der Reuleaux' geflügeltes Wort verfolgt wurde, konnte man sehen, wie sehr uns die Unbefangenheit und das klare Urtheil mangelt. Und doch faßte Reuleaux eigentlich nur zusammen, was sich ruhigen Beobachtern schon längst als Eindruck aufgedrängt hatte. Höchstens kann man tadeln, daß er die deutsche Arbeit noch als wohlfeil pries, da sie in wichtigen Zweigen schlecht und eben wegen dieser Schlechtigkeit übermäßig theuer ist. Wir sind ein armes Volk, das aber nicht in der Nähe des Polarmeeres einsam haust, sondern in der Nachbarschaft reicher Völker lebt, mit welchen es Sitten, Gewohnheiten, die Arbeitsweisen gemeinsam theilt, die wir nachahmen, soweit es unsere beschränkten Mittel gestatten,

wobei wir uns an dem täuſchenden Schein genügen laſſen, die gute Qualität preisgeben. Bis wir die ſeit Menſchenaltern uns geſchlagenen Wunden unſeres Wohlſtandes geheilt, die aus der früheren ſchlechten politiſchen Verfaſſung und Kleinſtaaterei überlieferten wirthſchaftlichen Schäden beſeitigt haben, bis wieder Zucht bei unſeren Arbeitern eingekehrt iſt und ſolider, beſcheidener Fleiß bei unſern Handwerkern, Abſcheu vor leichtſinnigen Unternehmungen bei den Induſtriellen und ſtrengſte Redlichkeit in den kaufmänniſchen Uſancen als ſelbſtverſtändlich gilt, dann erſt iſt die Zeit gekommen, wirthſchaftliche Fragen auf das politiſche Programm zu ſetzen. Wir haben uns doch in den ſogenannten ſocial-politiſchen Beſtrebungen ſo gründlich blamirt, daß wir alle Urſache haben, vorſichtig zu Werke zu gehen und nicht allzuhaſtig mit hochtrabenden Phraſen von der Nothwendigkeit ökonomiſcher Reformen herumzuwerfen. Und beſſeres als Phraſen haben wir von der Partei, welche den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die wirthſchaftlichen Intereſſen der nationalliberalen Partei entgegenſchleudert, nicht gehört. Sie verhüllt ihre wahren Abſichten und liebt es, maskirt aufzutreten. Auch in dem Namen, welchen ſie zuletzt ſich beigelegt. Sie heißt die deutſche Partei, weil ſie auf die Unterſtützung der reichsfeindlichen Parteien angewieſen iſt, und ſie nennt ſich die conſervative Partei, weil ſie eine politiſche Reaction und eine wirthſchaftliche Anarchie begünſtigt.

Das Feſtſpiel in Bayreuth.

IV.

Von Franz Gehring.

Nachdem wir die muſikaliſchen Höhepuncte von „Rheingold" und „Walküre" uns vergegenwärtigt haben, kommen wir nun dazu, in derſelben Hinſicht auf „Siegfried", das dritte Stück der Tetralogie, unſer Augenmerk zu richten. Unſtreitig iſt den deutſchen Zuhörern „Siegfried" am meiſten ſympathiſch geworden. Weshalb, das iſt leicht zu ſagen. Es hat jeder deutſche Zuhörer ein Stück ſeines eigenſten inneren Lebens darin idealiſirt wieder gefunden und lebhaft gefühlt, daß unſere vielgerühmte deutſche Gemüthstiefe auch heute noch kein leerer Wahn iſt. Wagner hat damit an eine Grundeigenſchaft unſeres Herzens angeknüpft, von der wir das Bewußtſein haben, ſie iſt unſer theuerſtes Gut, für welches wir, wie für Haus und Heerd, opfermuthig einſtehen. Jener friſche Hauch, welcher einſt, wie erzählt wird, die der heutigen Generation vorhergehenden Deutſchen aus Webers „Freiſchütz"

so zauberisch angeweht hatte, ist nunmehr auch zu uns gedrungen, die wir in der als materiell verschrieenen zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts leben: im „Siegfried" hat er uns entzückt und unsern Sinn gebannt, wie Waldesduft und Vogelsang, wie goldiger Abendsonnenschein und milder Mondesglanz. Und durch ein Werk unserer eigenen Zeit ist in uns diese poetische Stimmung erzeugt worden! Darin beruht der kräftigste Beweis ihrer Aechtheit, das bekundet am meisten ihre Unbefangenheit und Aufrichtigkeit. „Das ist schwer", denken wir oft während der Aufführung des „Siegfried" — gewissermaßen gleichgültig wird uns, ob Wagner es gemacht hat oder ein Anderer, und unbewußt reichen wir dem Künstler die Palme, indem wir unser tiefstes Empfinden mit dem seinigen und mit seinem Kunstwerke identificiren.

Mit dem „Siegfried" hat Wagner die deutsche Bühne um ein Stück bereichert, welches ganz neue Motive zur Darstellung bringt. Es handelt sich darum, das Jugendleben des Helden Siegfried zu schildern. Dieser wächst fern von aller Cultur auf, unter der Obhut des Zwerges Mime, der dem ungestümen Recken gegenüber stets geltend macht, daß er ihn „als zullendes Kind auferzogen, mit Kleidern gewärmt und mit Speise und Trank versorgt habe". Sein Lohn sei nun, daß der hastige Knabe ihn quäle und hasse. Der junge Siegfried besitzt in der That eine außerordentliche Abneigung gegen den Zwerg; Mime will ihm glauben machen, daß er wie der Vogel dem Vöglein im Neste der Nährer Siegfrieds sei. Doch Siegfried hat die Thiere des Waldes belauscht und beobachtet, daß zum Neste das Männchen die Nahrung brachte, während das Weibchen die Jungen säugte. „Da lernt' ich wohl, was Liebe sei, der Mutter entwandt ich die Welpen (Jungen) nie." „Wo hast du nun, Mime," fragt er klug den Zwerg, „dein minniges Weibchen, daß ich es Mutter nenne?" Auf die Entgegnung Mimes, „Siegfried sei ja weder Vogel noch Fuchs", verlangt Siegfried zu erfahren, wo seine Mutter sei. Der Zwerg hofft ihn zu überlisten und sagt ihm: „er sei ihm Vater und Mutter zugleich". Das ist Siegfried zu viel; er hat seine Gestalt im klaren Bach gesehen und Mimes Gestalt damit verglichen: seine Vernunft giebt ihm ein, daß „nie ein Fisch aus der Kröte kroch", also verlangt er zu wissen, wer sein Vater, wer seine Mutter sei. Endlich, nachdem Siegfried mit Gewalt gedroht, erzählt ihm Mime, wie er Sieglinde wimmernd im Walde getroffen, sie zu sich genommen und gepflegt habe, als sie ein Kind geboren. Sie sei bei der Geburt gestorben. „Doch Siegfried der genas". Nun fragt Siegfried nach dem Vater. Von dem weiß Mime nichts, als daß er im Kampfe erschlagen sei. Für Mühe, Kost und Pflege des Knaben habe die Mutter dem Zwerge ein zerbrochenes Schwert hinterlassen, daß der Vater im letzten Kampfe führte. Wie Siegfried von dem Schwerte hört, verlangt

Digitized by Google

er, daß Mime es schweiße, und im Jubel darüber, daß Mime sein Vater nicht ist, daß er selbst in der Ferne sein Heim hat, stürmt er in den Wald fort, den alten Mime zurücklassend mit der neuen Plage, das Schwert zu schmieden, welches er schon vergeblich zu schmieden versucht hat. Wotan tritt als Wanderer in die Höhle des Zwerges. Der listige Zwerg will ihn fortweisen. Doch erbietet sich Wotan ihm drei Fragen zu beantworten, wofür er seinen Kopf zum Pfande setzt. Mime geht in die Schlinge. Nachdem Wotan dem Zwerge die Fragen beantwortet hat, legt auch er dem Zwerge drei Fragen vor, welche er „nach Wettens Pflicht" beantworten müsse. Die erste bezieht sich auf Siegfrieds Person, die zweite auf Fafner, den Riesenwurm, den Siegfried mit einem Schwerte fällen solle. Mime nennt das Schwert Nothung, als dasjenige, mit dem Siegfried die Heldenthat vollbringen werde. Es ist das Schwert, welches Sieglinde in Stücken mitgebracht hatte. Die dritte Frage, wer das Schwert wieder schweißen werde, weiß Mime nicht zu beantworten. Wotan verkündet ihm, „nur wer das Fürchten nie erfuhr, schmiedet Nothung neu". Das Haupt des Zwerges ist verfallen; mit den Worten „ich laß es dem, der das Fürchten nicht gelernt hat", verschwindet Wotan. Als Siegfried zurückkehrt, will Mime ihm zunächst das Fürchten beibringen, um sich vor ihm zu sichern; er will ihn zu dem Lindwurme in Neidhöhle führen; doch Siegfried verlangt erst die Stücke des Schwertes, und unter dem Gejammer des Zwerges schweißt er sie zusammen. Dies ist in Kürze der Inhalt des ersten Actes, der, von drei Personen gespielt, eine gute Stunde dauert. Aber so geschickt sind die Charaktere Mime und Siegfried einander gegenübergestellt, daß sich die Lust des Zuhörers mit lebhaftester Theilnahme zu folgen von Scene zu Scene steigert. Die Scene mit dem Wanderer bietet wieder dem Componisten Gelegenheit, das erhabene Element der Musik wirkungsvoll zu verwenden, um die Figur des Wanderers neben dem Zwerge als gewaltig erscheinen zu lassen. Mimes Verschmitztheit und Siegfrieds burschikoses Wesen bieten grelle Contraste. Es haben einige, wahrscheinlich aus Mitleiden für den ganz vortrefflichen Darsteller des Mime, Herrn Schlosser, finden wollen, der Siegfried gleiche mehr einem Flegel als einem Helden. Dem gegenüber läßt sich nur sagen, daß in der ersten Scene bereits dem Zuschauer Mimes Plan klar wird, wonach Mime den Siegfried nur benutzen will, um sich beim Lindwurm Fafner die Kastanien aus dem Feuer, d. h. das Rheingold und namentlich den Zauberring holen zu lassen. Der gesunde Menschenverstand Siegfrieds hat längst begriffen, daß Mime mit ihm ein zweideutiges Spiel treibt und vollends wird ihm das klar, als er von den Schwertstücken hört, die Mime sich angeeignet hat, welche aber eigentlich ihm, dem Sohne Siegmunds und Sieglindens, gehören. Die Scene, in welcher Siegfried das Schwert schweißt, gehört zu dem Großartigsten,

Digitized by Google

was je für die Bühne ersonnen wurde, und mit wie einfachen Mitteln wird hier eine bedeutende Wirkung erzielt.

In dieser Scene zeigt nun Wagner auffällig, daß er sich eine in der That neue Form geschaffen hat. Er knüpft an das gewaltige Scherzo der neunten Symphonie von Beethoven an, dessen wild einherbrausende Tonwellen wir mitunter rollen zu hören meinen. Als Stichprobe der Worte zu Siegfrieds Schmiedegesang sei hier nur erwähnt:

Schmiede mein Hammer
Ein hartes Schwert.
Einst färbte Blut dein falbes Blau,
Sein rothes Rieseln röthete dich,
Kalt lachtest du da,
Das Warme leckte du kühl.
Nun hat die Gluth dich roth geglüht,
Deine weiche Härte dem Hammer weicht.
Zornig sprühst du mir Funken,
Daß ich dich Spröden gezähmt!
Heiaho Heiaho Hoho Ho!

Man wird mit Interesse beobachten, daß Wagner im Verlaufe dieser Scene oft auf ganz verschiedene Worte dieselbe Musik gesetzt hat. Die Musik der ganzen eben citirten Stelle ist dieselbe für eine andere Stelle gleichen Umfanges mit ganz anderen Worten, deren Inhalt allerdings ein ähnlicher ist. Der ganze erste Act ist eine Steigerung, welche in dieser ersten Heldenthat Siegfrieds gipfelt. Die Musik erhebt den ja an und für sich prosaischen Vorgang des Schwertschmiedens in Wirklichkeit zu einer Heldenthat. Wir gelangen zu der Illusion, daß etwas Außerordentliches vor sich geht und daher kann sich unsere Phantasie mit den kühnsten Farben die Kampfeslust und den reckenhaften Muth Siegfrieds ausmalen.

Wunderbar ist nun, wie allmählich Wagner die edelsten Herzenseigenschaften des Deutschen in Siegfried zum Bewußtsein bringt. Zuerst die Sehnsucht nach Vater und Mutter, dann die Mannhaftigkeit, den Muth, die Unerschrockenheit, das träumerische und sanfte Wogen der Gedanken, kurz bevor es eine große That gilt — auch die Liebe zur Musik läßt Wagner in Siegfried entstehen und sich äußern — endlich die treue Liebe zum Weibe. Das sind freilich keine dramatischen Vorgänge im Sinne der alten Oper! Wie sehr entzückt uns aber Siegfrieds Selbstgespräch und Gespräch mit dem Waldvögelein im Walde vor der Höhle des Lindwurm. Wie der junge Held sein volles Herz den Bäumen und Vögeln des Waldes ausschüttet und in sie hineinredet, als verständen sie ihn, wie er dem Waldvogel lauscht, ihn nachzuahmen sucht, wie er sich im nahen Rohre eine Schalmei schneidet und darauf zu blasen Versuche macht, wie er dann, einsehend, es sei dieses Rohr

nicht seine Sache, es fortwirft und mit dem silbernen Horne vertauscht, Alles das muß man eigentlich mit angesehen und angehört haben, um das Poetische dieser einfachen Vorgänge empfinden zu können.

Nachdem Siegfried den Lindwurm mit dem Schwerte Nothung getödtet hat, führt er die vom Blute des Drachen triefende Hand zum Munde, leckt sie ab und versteht nun den Gesang des Vogels, den jetzt ein genialer Einfall Wagners einer Frauenstimme zuertheilt hat: das Vöglein singt ihm von Vergangenem und Zukünftigem, von der schönen Brünnhilde, dem herrlichsten Weibe:

„Auf hohem Felsen sie schläft,
Ein Feuer umbrennt ihren Saal.
Durchschritt' er die Brunst,
Erweckt er die Braut,
Brünnhilde wäre dann sein."

Das Vöglein will sein Führer sein. Siegfried, voll Jubel die „Braut" zu finden, von der ihm eine dunkle Ahnung innerlich verkündet, was sie ihm sein werde, folgt ihm. Ein Reichthum musikalischer Schönheiten offenbart sich in diesen Scenen des zweiten Actes, wie er kaum zum zweiten Male gefunden werden dürfte. Athemlos lauscht das Publicum bis zum Schlusse des reizenden Orchesternachspieles, in welchem die Melodie des Waldvogels nach und nach scheinbar ferner und ferner erklingt.

Ehe Siegfried zu Brünnhilden gelangt, muß er Wotans Speer passiren. Wir wissen, daß er seine Gewalt überwindet. Er durchschreitet die „wabernde Lohe" und naht sich dem Gipfel des Brünnhildensteins. Unter einer Tanne findet er Brünnhilde in tiefem Schlafe. Wie sie Wotan gebettet hat, so ruht sie noch: mit dem Helm auf dem Haupte, den Körper mit dem Schilde bedeckt. Wie ihr Siegfried den Schild abnimmt, ruft er: „Ha, in Waffen ein Mann"; als er den Helm in die Höhe hebt, bleibt er in den schönen Anblick versunken. Er löst mit Nothungs Hülfe die Brünne (Rüstung) und fährt erstaunt zurück mit den Worten: „Das ist kein Mann"; und nun entzündet sich in ihm allmählich die Liebesgluth. Brünnhilde erwacht über seinen Küssen. Musikalisch gestaltet sich dieser Moment zu einem der großartigsten; wie immer ist in solchen Momenten Wagners Musik von einer stolzen Einfachheit. Dem jähklingenden E-moll-Accord der Hörner und Trompeten folgt das Pianissimo der Geigen in C-dur, sich bis in die höchsten Lagen mit Harfenbegleitung verflüchtigend; darauf wieder jenes grelle E-moll, dann die Geigen und Harfen im Pianissimo mit D-moll nochmals in ein Arpeggio übergehend, dann das E-moll nochmals, aber sehr leise und darauf der Uebergang in das definitive C-dur. Schöner kann wohl kaum das allmähliche Erwachen des Selbstbewußtseins der Walküre verherrlicht werden. Wagner wiederholt

Digitized by Google

die genannte Folge nochmals, während die Walküre die Sonne, das Licht, den leuchtenden Tag begrüßt. Das nun folgende Duett ist formell wie inhaltlich zu bewundern. Wagner hat darin eine Fülle von psychologisch-interessanten Momenten zur Darstellung gebracht. Es finden sich ganz neue und originale musikalische Ausdrucksweisen für oft und trivial componirte Situationen; so ist z. B. Wagners Auffassung von der Stelle „Du siehst meine Angst" sehr merkwürdig; nach dem Erguſſe der höchsten Leidenschaft ist dieselbe ruhig aufgefaßt und wird durch diesen Contrast sehr wirksam.

In „Siegfried" erscheint die Idee des Wagnerschen Musikdramas am meisten vollendet wiedergegeben und verwirklicht. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die Ursache davon in dem Umstande suchen, daß sich in diesem Theile der Tetralogie die glücklichste Mischung epischer und lyrischer Elemente zu einem dramatischen Ganzen findet. Wagner will ja einem epischen Vorgange den lyrischen Gehalt, der in jenem verborgen ist, ablauschen und dem Zuhörer zur Klarheit bringen. Die Situationen des „Siegfried" sind eben vorzüglich geeignet, diesen Versuch vermittelst der Musik gelingen zu lassen. Wenn man das Textbuch darauf hin durchliest und sich fragt, ob hier die Trennung im Sinne der alten Oper zwischen nicht begleitetem, begleitetem Recitativ, Arie u. s. w. überhaupt noch möglich ist, so wird man bald die Unmöglichkeit erkennen und im Gegentheil das Bedürfniß empfinden, daß hier durch den Text selber, der zur musikalischen Behandlung schon auf den ersten Blick hin im höchsten Grade geeignet erscheint, ein neuer Stil nothwendig wird. Bemerkenswerth ist übrigens, daß sich Wagner gerade während der Conception des „Siegfried" zur Einführung eines neuen Stils entschieden gedrängt fühlte. Das Bedürfniß dazu hatte er schon empfunden, als er im Jahre 1848 an die musikalische Ausführung von Siegfrieds Tod, der heutigen „Götterdämmerung", ging, welche er unterbrach und liegen ließ, weil er fürchtete, die in epischer Form eingeführten Andeutungen von Beziehungen, die zum Verständnisse des Ganzen nothwendig waren, würden die scenische Wirkungsfähigkeit wesentlich beeinträchtigen. Ohne die Anwendung der sogenannten Leitmotive, würde das auch wohl der Fall gewesen sein. Erst durch sie und den neuen Stil, der sich in ihrer Anwendung kundgiebt, gewinnen jene epischen Andeutungen dramatisches Leben. Das Verständniß der Leitmotive war wiederum nur möglich, wenn dieselben früher eingeführt waren; dieser Umstand bedingte Wagners Streben, die in „Siegfrieds Tod" angedeuteten Beziehungen dramatisch auszuführen. So entstand allmählich die Tetralogie, indem der Musiker dem Dichter und umgekehrt zu Hülfe zu kommen strebte. Betrachtet man Wagners Werk von diesem Gesichtspuncte aus, den meines Wissens (außer Wagner selbst in seiner „Mittheilung an meine Freunde" andeutungsweise) noch Niemand hervorgehoben hat, dann

wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß der neue Stil eine Berechtigung hat, die ihm eigenthümlich und nicht erst künstlich von außen her beigebracht worden ist. Man kann nun allenfalls nur noch darüber streiten, ob Wagners neuer Stil consequent und derartig durchgeführt ist, daß er unsere bisherigen ästhetischen Beobachtungen und Urtheile nicht als veraltet zu Boden wirft, sondern dieselben erweitert und ausbaut.

Die mythischen Beziehungen, welche Wagner zuerst in „Siegfrieds Tod" und dann successive rückwärts dramatisch ausführte, mußten an einer bestimmten Stelle von selbst klar sein. Ebenso mußten die Leitmotive bei ihrer erstmaligen Einführung so gebracht werden, daß der Zuhörer mit ihnen vertraut wurde. Sie mußten sich dem Ohre derartig einprägen durch das Ensemble der Musik und Scenerie, des Textes und der Darstellung, daß sie leicht sogar unbewußt wiedererkannt wurden, gerade so wie wir ohne darüber nachzudenken den Dreiklang, das Fundament jeder musikalischen Consonanz, wiedererkennen. Der poetische und musikalische Proceß beider mußten ihren festen Rückhalt bekommen.

Wagner, der Dichter, fand ihn in der Existenz des „Rheingoldes" und der demselben innewohnenden magischen Gewalt: einer activen und einer passiven. Die passive besteht darin, daß:

Nur wer der Minne Macht entsagt,
Nur wer der Liebe Lust verjagt,*)
Nur der erzielt sich den Zauber
Zum Reif zu zwingen das Gold. (Rheingold, erste Scene.)

Wir wenden uns wenige Zeilen in der Dichtung des Rheingold zurück und finden die active Gewalt des Rheingoldes mit folgenden Worten charakterisirt.

„Der Welt Erbe gewänne zu eigen,
Wer aus dem Rheingold schufe den Ring,
Der maßlose Macht ihm verlieh'."

Der Musiker Wagner findet den festen Rückhalt in einer solchen Einführung der Leitmotive, wie sie in unseren bisherigen musikalischen Formen begründet ist. Auf ihnen, den Leitmotiven, fußend, kann er dann unter der Voraussetzung, daß der Zuhörer mit denselben in obigem Sinne vertraut ist, daß dieselben sein musikalisches ABC für das innige Verständniß des Nibelungenringes sind, die musikalischen Formen erweitern: gerade so wie die früheren Erweiterungen aus der freien Behandlung des Dreiklanges und der Einführung seiner Abarten sich ergaben, so ergiebt sich hier die neue Form

*) Man beachte den Schlußreim, der in der musikalischen Fractur dieses Leitmotives begründet ist.

durch Einführung und Behandlung der Leitmotive. Auch den Leitmotiven der muſikaliſchen Grundideen wohnt, wie dem Rheingolde, eine active und eine paſſive Gewalt inne: nur wer der Macht der bisherigen muſikaliſchen Form entſagt, erringt den Zauber zu neuer Form (dem muſikaliſchen „Reif") zu zwingen das Gold des muſikaliſchen Gedankens. Das iſt die paſſive Gewalt: die active läßt ſich mit den Worten ausſprechen: der unſichtbaren Welt Erbe gewänne zu eigen, wer aus dem Nibelungenhorte der muſikaliſchen Ideen ſchüfe die neue Form, welche ihm maßloſe Macht über die Herzen der Menſchen verliehe. Ich will Berufeneren überlaſſen, dieſe Allegorie weiter auszumalen; mir galt es hier, nur Anregung dafür zu geben, daß man Wagners Werk nicht von oben herab, ſondern von unten herauf betrachte, daß man ſich bemühe, das Großartige ſeiner Idee anzuerkennen, den realen Gedanken (Wort) mit dem transcendenten (Muſik) in eine Verbindung zu bringen, deren Kraft und Gewalt vor ihm Niemand geahnt hat. Jacob Grimm ſagte einſt in ſeiner Rede „über den Urſprung der Sprache": „Aus betonter gemeſſener Recitation der Worte entſprangen Geſang und Lied, aus dem Lied die andere Dichtkunſt, aus dem Geſang durch geſteigerte Abſtraction alle übrige Muſik, die nach aufgegebenem Wort geflügelt in ſolche Höhe ſchwimmt, daß ihr kein Gedanke ſicher folgen kann." Wagner hat unſern Gedanken zu der Höhe, welche die bisherige Inſtrumentalmuſik meiſtens planlos durchirrte, einen Weg gewieſen; er hat die Inſtrumentalmuſik dem Worte wieder dienſtbar gemacht.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Argentiniſchen Republik. Bitte um ein deutſches Kriegsſchiff. — Die Handelskriſis, welche hier bereits chroniſch geworden iſt, wird immer bedenklicher; alle Landesproducte ſind im Werth gefallen und zum Theil gar nicht verkäuflich; der Geldumſatz iſt auf ein Minimum reducirt. Wenn dies zunächſt in engem Zuſammenhang mit der allgemeinen Kriſis des Geld- und Productenmarktes ſteht, ſo iſt dieſelbe hier noch durch eine zugleich ſinnloſe und willkürliche Finanzpolitik unſerer Provinzialregierung in bedenklichſter Weiſe verſchärft worden, ſo zwar, daß, falls keine Aenderung eintritt, der Handelsſtand von Roſario ſeinem Ruin entgegenſehen muß. Der Regierung naheſtehende Capitaliſten, wahrſcheinlich die Regierungsleute ſelbſt, gründeten eine ſogenannte Provinzialbank de Santa Fé mit dem Zweck — das Land von der, ihrer Anſicht nach ausſaugenden, in Händen von Europäern befindlichen London and River Plate Bank zu befreien. Sie bildeten

ſich ein, mit eigenem Capital das hieſige Geſchäft in Gang halten zu können und zugleich den ſchönen Verdienſt der London Bank an ſich reißen zu können. Da ſie das aber auf gütlichem Wege friedlicher Concurrenz nicht fertig brachten, ſo verſuchten ſie durch gewaltſame geſetzgeberiſche Maßregeln zuerſt die London Bank lahm zu legen durch Entziehung des Emiſſionsrechts von Papiergeld, dann durch polizeiliche Chicanirung und endlich durch decretale Schließung der Bank und Anordnung ihrer Liquidation; die Proteſte des faſt geſammten Kaufmannsſtandes von Roſario, einſchließlich vieler bei der Provinzialbank ſelbſt intereſſirter und bisher gegen die London Bank arbeitenden Männer, konnten bisher die Zurückziehung des brutalen Decretes nicht erwirken, der Gouverneur Bayo antwortete telegraphiſch: ich halte meine Decrete aufrecht und wenn halb Roſario bankerott geht, und doch ſind die Folgen einer Liquidirung der London Bank in dieſem Augenblicke ſo vernichtend für unſern Handel, daß die Unmöglichkeit der Ausführung des Decrets den Glauben ſtützt, daß die Regierung ſchließlich ein Convenio mit der Bank eingeht. Die Bank ſoll nämlich mehr oder weniger ein Drittel mehr Schulden einzukaſſiren als zu bezahlen und namentlich an den Handwerker- und Kaufmannsſtand in Roſario ſtarke Forderungen zu ſtellen haben; wird ſie gezwungen, dieſe Schulden einzutreiben, ſo müſſen dieſe Schuldner im ungünſtigſten Augenblick ihre etwaigen Waarenbeſtände zu jeden Preis veräußern und ſtehen namentlich die größeren Kaufleute vor dem ſicheren Bankerott. Inzwiſchen hat dieſe bornirte Finanzpolitik unſrer Machthaber ſchon die Folge gehabt, daß die eigene Provinzialbank in Folge allgemeiner Verkehrsſtockung und Zurückhaltung des harten Geldes nicht im Stande war, die an ſie geſtellten Forderungen zu befriedigen und decretirte deshalb unſer Herr Gouverneur, daß ſie drei Monate lang kein Papiergeld umwechſeln ſolle; die natürlichſte Folge dieſes unbeſonnenen Schrittes ſtellte ſich ſofort ein: die Bank verlor ihren Credit, ihre Papierthaler ſanken um fünfundzwanzig Procent im Werth und da in Folge der ſchon zum größeren Theil vollzogenen Einziehung des Papiergeldes der London Bank und des geringen Beſtandes an hartem Geld, kaum ein anderes Geld exiſtirt als das Papiergeld der Banco provinzial de S. Fé, ſo entſtand im ganzen Verkehrsleben die größte Unſicherheit, die bis heute anhält. Das wenige noch curſirende Bank-Londres-Geld gilt für das beſte Zahlungsmittel. Silber verdient zwölf Procent, Gold bis zu fünfundzwanzig Procent, Wechſel auf drüben können mit Gewinn von zehn bis dreizehn Procent gezogen werden, der Umſatz iſt faſt auf Null reducirt; ein Hauptintereſſent der Provinzialbank und zugleich eines der bedeutendſten Geſchäftshäuſer hat ſchon fallirt, der übrigen, gerade größeren, Häuſer Fall wird von einem Tage zum andern erwartet, und es exiſtirt kein Mittel, dieſem Ruin unſerer Handelswelt zu ſteuern, weil die rohe Gewalt

Digitized by Google

ihren Kopf darauf gesetzt hat, das Land von den „Gringos" (Grünen — Bezeichnung für die Ausländer) zu emancipiren. Die einzige Hoffnung besteht darin, daß die eigene Partei der Regierung ebenso stark schon leidet unter der allgemeinen Misère, wie ihre Gegner, ja bis jetzt mehr als diese gelitten hat, und daß die Einsicht hiervon die Regierung zwingt einzulenken und — wie allgemein gehofft wird — der Bank die Emission von Papiergeld wieder gestattet.

Erfreulich für uns Deutsche ist, daß unser neuer Ministerresident, Herr von Hollebe, sich kräftig unserer Interessen angenommen und auf Freigebung des wiederholt in chicanöser Weise verhafteten Geranten der London Bank, eines Deutschen, bestanden hat. Er hat leider ein englisches Kanonenboot aus Rio zur Unterstützung für den äußersten Fall citiren müssen; allgemein wird gewünscht und lebhafter als je, daß endlich auch ein deutsches Kriegsschiff in Südamerika, d. h. in Brasilien und am La Plata dauernd stationirt werde; der Handelsverkehr zwischen Deutschland und hier ist so gewachsen und so viel deutsches Capital hier angelegt, daß — wie angenommen wird — die Unkosten einer solchen Marinestation reichlich gerechtfertigt seien.

Aus Berlin. Zur auswärtigen Situation. Kunstausstellung. — Am Horizont der auswärtigen Politik waren in den letzten Tagen plötzlich finstere Wolken aufgezogen: allarmirende Nachrichten von ungreifbarem Ursprung schwirrten durch die Luft, als ob Europa unmittelbar am Vorabend eines russisch-türkischen Krieges und in weiterer Folge vielleicht eines allgemeinen Weltbrandes stände. Dazu kam von Paris aus die Kunde von einem engen Schutz- und Trutzbündniß zwischen Rußland und Deutschland zu einem sehr activen Vorgehen gegen die Pforte, eine Kunde, die durch die Veröffentlichung des Wortlautes der angeblichen Allianz einen bedeutenden Eindruck machen mußte. Die geheimnißvollen Reisen des Generals Manteuffel nach Warschau, nach Varzin, zum Kaiser, gaben der Sensation und Combination ohnedies reichen Stoff; wußte man doch, daß der diplomatische General mit Vorliebe zu kritischen Sendungen gebraucht wird oder auch sich das entsprechende Ansehen hiervon zu geben weiß. Die Abkühlung der schwülen Luft in Gestalt verschiedener Dementis und Desaveus hat glücklicherweise nicht lange auf sich warten lassen; die russisch-deutsche Offensivallianz ist als ein großartiger journalistischer Schwindel erkannt worden und die angebliche russische Kriegserklärung wird wohl nur den Zweck haben, der Pforte etwas mehr Bescheidenheit beizubringen, als sie bisher dem Friedensgeschäft gegenüber bewiesen.

So scheint denn die Ruhe wieder für eine kurze Spanne Zeit gesichert;

wir können uns der angenehmen Hoffnung hingeben, der europäischen Diplomatie werde es doch schließlich noch einmal gelingen, den orientalischen Riß zu verkleistern, und dürfen uns einstweilen noch der Genüsse des Friedens erfreuen.

Das Tagesgespräch bildet zur Zeit hier die akademische Kunstausstellung, welche in einem zweijährigen Turnus wiederkehrt. Der zunächst gegen frühere Ausstellungen hervortretende Unterschied ist der, daß sie in einem neuen Gebäude sich präsentirt, welches gegen die vormaligen, weltberüchtigten, wahrhaft scandalösen Räume sehr wesentliche Vorzüge besitzt. Das neue Ausstellungsgebäude auf der „Museumsinsel" ist freilich nur provisorisch, allein wir wollen uns trotzdem seiner zweckmäßigen Räumlichkeiten und seiner trefflichen Beleuchtung freuen. Hoffentlich gewinnt der provisorische Charakter nicht eine so unendliche Dauer, wie wir es leider bei anderen öffentlichen Gebäuden, zum Exempel beim Reichstagsgebäude, gewöhnt sind.

Die Ausstellung ist den vergrößerten Räumen entsprechend ungewöhnlich reichhaltig; der Katalog zählt 826 Oelgemälde und eine große Reihe von Aquarellen, Zeichnungen, Kupferstichen, Sculpturen auf. Wenn wir bedenken, daß diese Bilder fast ausschließlich von deutschen Malern und im Zeitraum der letzten zwei Jahre gemalt sind, daß selbstverständlich nur die Elite Aufnahme gefunden hat und daß Süddeutschland mit einem sehr geringen Bruchtheil betheiligt ist, so beweist diese Zahl sicherlich eine imposante Productivität der deutschen Malerei. Ob damit der innere Werth gleichen Schritt hält? Wer das mit einem Worte beantworten könnte! Es will uns doch jedesmal bei solchen Ausstellungen der allerneuesten Kunsterzeugnisse scheinen, als mache sich mit jedem Jahre die Mittelmäßigkeit mehr breit. Es ist etwas Stereotypes, Schwungloses, Monotones, ein Mangel an Ideen und Idealen, was uns bei einem großen Theil dieser bemalten Leinwand auffällt, und zwar sowohl hinsichtlich der Wahl der Sujets als der Auffassung. Einen bleibenden Eindruck gewinnt man doch nur von einer sehr beschränkten Anzahl von Bildern. Porträt, Landschaft und Genre herrschen ausschließlich. Das historische Fach ist mit Ausnahme der Specialität der Schlachtenbilder aus den jüngsten Kriegen so gut wie gar nicht vertreten. Zu historischen Conceptionen im großen heroischen Stil scheint heutzutage nur noch ein deutscher Maler, Anselm Feuerbach, das Zeug zu besitzen, und der pflegt sich leider nicht in dieser Alltagsgesellschaft zu präsentiren. Unter den neuesten Kriegsbildern, bei denen das patriotische Gefühl und Interesse uns immer etwas auf Kosten der Kunst besticht, fesseln übrigens „der Kaiser auf dem Schlachtfeld von Vionville" und „die Zusammenkunft zwischen Moltke und Wimpfen", von Georg Bleibtreu und ganz besonders das Camphausensche Bild: „Fürst Bismarck den Kaiser Napoleon nach der Schlacht von Sedan zum König be-

Digitized by Google

gleitend", die Aufmerksamkeit, und sind in der That anziehende, fein und exact durchgeführte Gemälde. Solche Stoffe und ein paar Kaiserporträts, über die nicht viel zu sagen ist, versammeln immer das dankbarste Publicum um sich.

Am wenigsten von allen Gattungen, die hier vertreten sind, befriedigt uns diesmal das Porträt, so massenhaft auch gerade auf diesem Gebiete die Production ist. Es sind gewiß alles sehr achtbare Männer und liebenswürdige Damen, die uns hier als Kniestücke, Brustbilder und Studienköpfe anblicken, und es mag für die Besitzer und ihre Angehörigen sehr werthvoll sein, die theuern Züge verewigt zu sehen, aber der fernstehende Beschauer hat davon nicht viel mehr Genuß, als wenn er in einem fremden Photographiealbum blättert. Von einer Idealisirung und Vergeistigung dieser Züge, wie sie doch das Porträt anstreben soll, haben wir in den wenigsten Fällen etwas bemerkt; vielleicht war es bei diesen Physiognomien nicht möglich, und die Kunst muß eben auch nach Brod gehen. Uebrigens wollen wir doch die Porträts von Gustav Richter, z. B. das des Fürsten Pleß, ausnehmen.

Einiges Anziehende und sehr viel Mittelmäßiges und Kaltes ist in der Landschaft geleistet worden. Nirgends ist uns das Stereotype und Gleichförmige mehr entgegengetreten, als in dieser Kunstgattung; der Eine, der uns die Lüneburger Haide abgemalt hat, verdient wenigstens das Lob der Originalität. Die Landschaft ist weitaus das dankbarste Thema, weil sie am leichtesten gefällige und anmuthige Eindrücke zu erzeugen vermag; aber auch hier sind es kaum zwei oder drei Stücke, die über das Gewöhnliche und Mittelmäßige hervorragen.

Unzweifelhaft ist das Genre diejenige Form, die unserer heutigen Künstlerwelt am besten gelingt und mit besonderer Vorliebe gepflegt wird. Ueberaus reich ist sie auf dieser Ausstellung vertreten und wir finden hier eine Reihe sehr treffender, anziehender, selbst ergreifender Schilderungen aus dem bunten Menschenleben.

Dem realistischen Zuge, der nun einmal unsere Zeit beherrscht, scheint das Genrebild ganz besonders zuzusagen und wir begegnen hier Arbeiten, die sich mit den niederländischen Sittenbildern ganz wohl vergleichen lassen. Hie und da fällt nur ein gewisser prätentiöser und affectirter Humor auf, ein etwas mühsam concipirter gemalter Witz, der nicht in der Situation und der dargestellten Handlung selbst liegt, sondern gezwungen hineingetragen wird. Allein wenn dies auch an einzelnen Bildern unangenehm berührt, so ist doch im Ganzen diese Gattung sehr glücklich vertreten.

Wir mußten uns beschränken, einige ganz allgemeine Eindrücke individuellster Natur wiederzugeben; auf Einzelheiten einzugehen verbietet uns der Raum.

Nur auf das allgemein bewunderte Bild von Ludwig Knaus: „die heilige Familie" wollten wir noch besonders hinweisen. Knaus pflegt sonst nicht heilige Gegenstände darzustellen, und diese junge, liebliche, glückstrahlende Mutter, die auf das Christkind niederblickt, ist auch keineswegs eine Madonna, wie wir sie zu sehen gewöhnt sind; nicht einmal Murillo und Correggio erlaubten sich, soweit von der typischen Auffassung abzuweichen. Wären nicht einige Engel und sonstiges himmlisches Beiwerk, man würde nichts anderes als rein menschliches Mutterglück in der Darstellung erkennen. Allein eben was dem Bilde an Feierlichkeit und Heiligkeit abgeht, das gewinnt es an Anmuth und liebenswürdigem Reiz; andersgeartete Madonnen zu bilden, dürfte unsere materialistische Zeit überhaupt kaum mehr fähig sein. Knaus hat daneben nur noch ein Bild ausgestellt, das einen sehr verschiedenartigen Gegenstand behandelt, aber ebenfalls als eine Perle in seiner Gattung betrachtet werden muß: „Auf schlechten Wegen", ein armer Bauer, der im Wirthshaus von lüderlicher Gesellschaft im Würfelspiel um sein Geld gebracht wird, während Frau und Kind ihn wegzuziehen suchen.

Das nie fehlende Fach der Seltsamkeiten wird diesmal besonders durch ein „Meeridyll" von A. Böcklin repäsentirt, ein großes Bild, daß jedem Unbefangenen den abstoßendsten Eindruck macht, aber trotzdem, wie alles Absonderliche seine Vertheidiger findet: Eine in einem feuchten grünen Schleier gehüllte Nereide liegt schlummernd auf einem meerumspülten Felsen, während ein gräuliches Seeungethüm, ein abschreckendes Fischmenschwesen sich mit begehrlichen Absichten nähert. Wir haben selten eine widerlichere und häßlichere Verirrung der Kunst gesehen. Nicht viel anmuthiger ist freilich eine riesige phantastische „wilde Jagd" von Tschautsch.

Doch wir gerathen bereits mehr ins Detail, als es unsere Absicht war, und wollen damit diesen Excurs beenden. O.

Literatur.

Ueber die Grundsätze der Oelmalerei und das Verfahren der classischen Meister. Von H. Ludwig. Leipzig, Engelmann 1876. — Die Künstler führen häufig gegen uns arme Theoretiker die Beschwerde, daß wir uns in Dinge mengen und über Sachen urtheilen, die wir nicht verstehen, von welchen sie allein eine genaue und richtige Kenntniß besitzen. Sie mögen vielfach mit ihrem Tadel Recht haben. Jedenfalls können wir es ihnen nicht verargen, wenn sie z. B. die Aussprüche eines Archäologen über die

Digitized by Google

Marmortechnik der Alten mit einem gewissen Mißtrauen anhören oder rund heraus erklären, daß die Geheimnisse des Helldunkels, die Kunst der Farbenzubereitung nur ein Praktiker genügend aufhellen kann. Wir Theoretiker wünschen selbst, daß es in dieser Beziehung anders würde. Den Beweis für die Aufrichtigkeit dieser Wünsche liefert das hohe Interesse, welches gerade unsere Kreise der literarischen Thätigkeit der Künstler entgegentragen. Mit wahrer Begeisterung haben wir Böttichers, Sempers, Crowes Arbeiten begrüßt! Unsere Gegenklage lautet, daß die ausübenden Künstler eine viel zu geringe Theilnahme für die wissenschaftlichen Grundsätze ihrer Kunst äußern, daß die Mehrzahl von ihnen selbst hervorragende wissenschaftliche Leistungen, die theils aus ihren Reihen hervorgegangen sind, theils sich unmittelbar an sie richten, mit stumpfer Gleichgültigkeit an sich vorübergehen läßt. Brückes Farbenphysiologie „sollte in jedes Malers Hand sein". In wie vielen Malerwerkstätten wird man wohl dieses Buch antreffen, wie viele Künstler haben von diesem Meisterwerke überhaupt nur eine beiläufige Kunde? Es währte die längste Zeit, ehe die Kunstjournale auf dasselbe aufmerksam machten, lange nachdem es in naturwissenschaftlichen Kreisen eingebürgert war. Und diese erste, ich glaube sogar einzige, Anzeige stammte — von einem Kunsttheoretiker. Jetzt liegt wieder ein ähnlicher Fall vor. Unser Landsmann H. Ludwig in Rom, durch sein gediegenes Streben, sein energisches Wollen und umfassendes Wissen in engeren Kreisen rühmlich bekannt, der als Landschaftsmaler über eine langjährige Erfahrung gebietet, dabei der physikalischen und physiologischen Forschung nicht fremd geblieben ist, giebt uns die gesammelten Resultate seiner Beobachtungen, Versuche und Studien. Er wendet sich naturgemäß zunächst an die Künstler, wie denn diese auch aus Ludwigs Lehren und Entdeckungen den größten Vortheil schöpfen. Vergebens wartet man, obschon seit der Erscheinung des Ludwigschen Buches viele Monate vergangen sind, auf eine Stimme aus den Künstlerkreisen, welche dasselbe in eingehender Weise beurtheilt und, was die ausübenden Maler von ihm denken, mittheilt. So bleibt denn wieder nichts übrig, soll nicht das Buch mit Achtung todtgeschwiegen werden, als daß ein Kunsttheoretiker die technische Schrift anzeigt. Er erlaubt sich selbstverständlich keine eigentliche Kritik, diese würde ja in den betreffenden Kreisen wieder als unberechtigte Selbstüberhebung angesehen werden, sondern begnügt sich, auf Ludwigs Werk aufmerksam zu machen, dasselbe zu eingehendem Studium zu empfehlen und zu sorgfältiger Prüfung und Wiederholung der von dem Verfasser zahlreich angestellten Experimente aufzufordern. Ludwig gesteht freimüthig zu, daß vielleicht viele seiner Beobachtungen sich als irrthümlich erweisen werden. Bei der Schwierigkeit der Versuche und der nothwendig großen Zahl derselben, ehe man eine Summe zieht und positive Resultate gewinnt, ist das immerhin möglich. Doch würden

solche Irrthümer das Verdienst Ludwigs nicht im geringsten schmälern. Denn auf die Methode kommt es dabei doch vorzugsweise an. Gegen die Richtigkeit derselben werden aber schwerlich begründete Einwände erhoben werden. Zu Gunsten Ludwigs spricht, daß die naturwissenschaftliche Grundlage seines Buches auch nach dem Urtheile competenter Fachmänner — denn in naturwissenschaftlichen Kreisen hat man den Werth der Ludwigschen Schrift gleich erkannt — als durchaus correct erscheint, und ferner der Umstand, daß Ludwig keineswegs in turbulenter Weise alle bisher geltenden Ansichten auf den Kopf stellt, daß vielmehr einzelne ältere Beobachtungen durch ihn bestätigt, nur in ein helleres Licht gestellt und in den rechten Zusammenhang gebracht werden.

Der Gang der Untersuchung in Ludwigs Buch ist folgender: Der erste Abschnitt behandelt die Tempera- und Freskotechnik bis auf die Zeiten van Eycks, im zweiten längsten Abschnitt wird die Technik der Oelmalerei geschildert. In einer Weise exact, wie es auf diesem Gebiete bisher nicht bekannt war, werden die Natureigenschaften der Oelfarben bestimmt, ihr Verhalten zu den Lichterscheinungen erklärt. Wir werden über die Durchsichtigkeit der Bindemittel, über den Lichtumfang der einzelnen Pigmente, über kalte und warme Farben u. s. w. genau unterrichtet und auf die Ursachen der verschiedenen Farbentöne und Farbenwirkungen aufmerksam gemacht. Dieses Capitel bildet den Schwerpunct des ganzen Werkes, und ist augenscheinlich aus den sorgfältigsten Versuchen und Erwägungen hervorgegangen. Ihm folgen, noch der künstlerischen Praxis des Verfassers entlehnt, einzelne Mahnungen und Regeln und sodann als Anhang ein Nachweis der eigenthümlichen Oeltechnik der verschiedenen alten Meister vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert. Durch diese Beigabe hat sich Ludwig auch die Nichttechniker, auch die „Kunstphilologen" zu großem Danke verpflichtet. Er hat die wichtigen Grundsteine zu einer künftigen Geschichte der Oelmalerei gelegt. Natürlich ist „der Versuch, die Führung der Arbeit an Kunstwerken der alten Schulen nachzuweisen", vorläufig nur skizzenhaft geblieben. Lücken finden sich vor, die einen Maler sind ausführlicher behandelt als die anderen, auch an Widersprüchen gegen einzelne Urtheile dürfte es nicht fehlen. Doch man lernt und fühlt sich gefördert, auch wo man nicht übereinstimmt. Besonders liebevoll und verständnißreich sind die großen Cinquecentisten Lionardo und Rafael geschildert. Lesenswerth sind auch die Bemerkungen über Michelangelos Malweise; ihr enger Zusammenhang mit seiner künstlerischen Natur wird überzeugend dargethan. Goldene Sprüche, die zur Wiedergabe locken, sind durch das ganze Buch zerstreut. Folgende zwei wenigstens sollen hervorgehoben werden: „Das Colorit des Rafael oder des Holbein fällt gar nicht als etwas besonderes im Bilde auf. Es hat gerade den Vorzug, daß wir die vielseitige Kunst, welche in ihm liegt, gar nicht gesondert bemerken. Die

Digitized by Google

Farbe dient nur, wie jegliches der übrigen Darstellungsmittel, der Einheit des Ganzen." Und dann die andere Stelle: „Es ist bezeichnend für die Modernen, daß gerade die verfallende Schule Spaniens von ihnen so sehr gefeiert wird. Auch nicht das allervollendetste Bild aus dieser Schule kann sich an Wahrheit, Schönheit, Unbefangenheit und Kunst des Colorits so wenig wie der Formgebung mit den großen deutschen oder italienischen Cinquecentisten messen. Selbst der schönste Silberton des Velasquez oder Murillo ist immer ein künstlich conventioneller und sieht neben der coloristischen Unbefangenheit Holbeins, Rafaels oder Correggios steif, unwahr und leer aus." Man wird vielleicht tadeln, daß der Polemik gegen die moderne Malerei zu viel Raum gegönnt, zuweilen ein gereizter Ton angeschlagen sei. Das muß man dem Eifer für die gute Sache nachsehen. Seit Jahren wird von der Reform der Akademien und Kunstschulen gesprochen, alle möglichen Vorschläge werden angehört, zahlreich falsche Schritte gemacht, aber der rechte niemals versucht. Daß der Zeichenunterricht methodisch betrieben, daß durch systematische Unterweisung die Fertigkeit im Zeichnen namhaft gefördert werden könne, der beste Zeichenunterricht auf wissenschaftlicher Grundlage ruhe, bezweifelt kein Mensch. Alles dieses gilt in gleichem Maße von der Malerei; ja man darf behaupten, daß die Malerei sich noch besser und erfolgreicher mittheilen lasse, als das Zeichnen. Und dennoch bleibt auf diesem Felde der alte Schlendrian und die alte Anarchie bestehen und lernt so mancher Kunstjünger den technischen Gebrauch der Farben erst kennen, wenn er sein erstes historisches Bild beginnt. Rathlosigkeit sei mein Panier! steht auf den meisten Malerwerkstätten als Wahlspruch geschrieben.

Anton Springer.

Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. — Durch nichts anderes wird der große Umschwung, welcher in den Ansichten über die Veröffentlichung von literarhistorischen Documenten und damit in der literarhistorischen Forschung selbst seit den letzten Decennien eingetreten ist, besser erwiesen, als durch das Erscheinen von Büchern wie das vorliegende ist. Was in früherer Zeit geflissentlich und fast ängstlich der Publication entzogen wurde, weil Privatverhältnisse, geschäftlichen Verkehr, Tagesinteressen und vorübergehende Zeitereignisse betreffend und daher für die Oeffentlichkeit scheinbar weder geeignet noch interessant, gerade das wird jetzt mit Vorliebe ans Licht gestellt und während man früher bemüht war, den bedeutenden Schriftsteller auch in seiner Correspondenz, durch Ausscheiden alles weniger Wichtigen aus derselben, auf eben der Höhe zu halten, auf die er sich durch seine übrigen Schriften gestellt, ist man neuerdings vor allem bestrebt, gerade durch die Mittheilung von allerlei

Privatverhältnissen hinter dem Bilde des Schriftstellers und Dichters das des Menschen, wie er sich unter den Menschen bewegte, hervortreten zu lassen.

Mag immerhin hierdurch, was nicht zu vermeiden ist, auf manche lichte Gestalt ein plötzlicher Schatten fallen, mag dem kleinen und an sich unwichtigen eine scheinbar zu große Bedeutung beigemessen werden, — für das volle Verständniß einer bedeutenden Persönlichkeit und für die Einsicht in ihr Werden und Sein sind solche Mittheilungen von entschiedenem Werthe, sodaß, wenn auch beim großen Publicum auf eine richtige Würdigung derselben nicht immer wird gerechnet werden können, die Wissenschaft sich doch stets dankbar dafür wird bezeigen müssen. Nachdem vor kurzem Schillers Briefwechsel mit Göschen, Crusius, Unger und Anderen durch K. Goedeke veröffentlicht worden (bei welcher Gelegenheit auch die Ausgabe der Correspondenz Schillers mit W. von Humboldt eine ansehnliche Bereicherung erfuhr), ist uns nun durch W. Vollmer der Einblick in den geschäftlichen Verkehr Schillers und Cottas geboten; ein stattlicher Band von über siebenhundert Seiten (mit ungefähr zwei und einem halben Hundert Briefen von Schiller) legt uns das ganze Verhältniß zwischen dem Dichter und seinem Verleger vom Beginne ihrer Verbindung im Jahre 1794 bis zu Schillers Tode und das auch später noch bestehende Verhältniß zwischen Cotta und der Familie Schiller vor Augen. Im Vorwort ist außerdem eine kurze Geschichte der Familie Cotta und der Begründung der berühmten Buchhandlung gegeben, im Anhang sind die Actenstücke über die Sendung Cottas nach Paris im Jahre 1800, über Entstehung und Entwickelung der „Allgemeinen Zeitung", ein Generalregister und Mitarbeiterverzeichniß der Horen und endlich Auszüge aus Cottas Rechnungsbüchern mitgetheilt. Höchst interessante Documente zunächst für die „äußere" Geschichte der deutschen Literatur in unserer classischen Periode, werthvoll an sich, aber noch werthvoller gemacht durch die gründlichen und erschöpfenden Erklärungen, welche der Herausgeber beigefügt hat. Gewiß kann man dem Letzteren nur beistimmen, wenn er im Vorwort über den Inhalt des ganzen Buches sich äußert: „Es ist ein gutes Stück deutscher Arbeit und deutschen Geisteslebens, das sich in den folgenden Blättern offenbart und der deutsche Buchhandel erhält hier eine vollgültige Beglaubigung seiner hohen culturhistorischen Mission."

Das wird man recht inne bei der Betrachtung der Persönlichkeit Joh. Fr. Cottas, die in diesem Buche zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit tritt. Als Mensch, als Geschäftsmann, als Patriot erscheint Cotta durchaus im vortheilhaftesten Lichte. Man darf es sagen, Schiller und allen andern, die mit Cotta in geschäftliche Verbindung kamen, war zu einem solchen Verleger nur Glück zu wünschen. Von der Einsicht, treuen Gewissen-

Digitized by Google

haftigkeit und Generosität Cottas legt das Buch das schönste Zeugniß ab. Aber Cotta war noch mehr als Schillers Verleger, er war Schillers Freund. „Sie haben, theurer Freund," schreibt Schiller bei Gelegenheit der Erledigung seiner Erbschaftsangelegenheiten in Schwaben durch Cotta, „das so gütig übernommene Geschäft völlig meinen Wünschen gemäß beendigt und ich sehe mich auch hier, wie in allen unseren Verhältnissen, Ihrer Einsicht und freundschaftlichen Sorgfalt unendlich verpflichtet. Wahrlich, ich darf mich eines Freundes rühmen, wie ihn wenige besitzen, der meine Angelegenheiten völlig zu den seinigen macht und in dessen Händen sich alles, was er übernimmt, zu meinem Besten wendet." Solche Geständnisse Schillers kehren zahlreich wieder und sind durch das Verhalten Cottas vollständig gerechtfertigt. Daß dieses auch in Geldsachen ein durchaus edles war, ist durch die in diesem Buche enthaltenen Briefe und Rechnungen deutlich erwiesen. Ja gerade in diesem Puncte hat die öffentliche Meinung Cotta eigentlich ein Unrecht abzubitten; daß der Verleger den Dichter in beschränkter, ja dürftiger Lage gelassen habe und sich auf Kosten von dessen Familie bereichert, ist ein von jetzt an auf immer in das Gebiet der Fabel zu verweisendes Gerede. Wenn Schiller beispielsweise für die erste Auflage des Wallenstein 2046 Gulden erhielt, so ist das für die damaligen Zeit- und Geldverhältnisse ein ganz anständiges Honorar und wenn Cotta dieser Summe geschenkweise noch über die Hälfte hinzufügte, so kann von einer Ausbeutung des Dichters vernünftigerweise keine Rede sein. Und außerdem ist immer noch an die Verhältnisse zu denken, die Cotta mit den Worten berührt: „Was würde sich thun lassen, wenn der verzweifelte Nachdruck nicht wäre!" Aber die Generosität des Verlegers ist auch aus anderem ersichtlich. Die Braut von Messina war um einige Bogen kleiner geworden als die Maria Stuart, und Schiller will Cotta von den für die neuen Stücke seit der Maria contractlich bestimmten 300 Ducaten deswegen 50 nachlassen. Aber Cotta schreibt: „Mit innigem Danke erkenne ich Ihre Generosität in Hinsicht des angebotenen Nachlasses von 50 Ducaten, allein ich würde unedel handeln, wenn ich davon Gebrauch machen wolte." Und ebenso wenig wollte Cotta der Wittwe und der Familie Schillers gegenüber unedel handeln. Nach mehrmaligen Zahlungen von je 10,000 Thalern für den Verlag von Schillers Werken, zahlte Cotta noch im Jahre 1826 die Summe von 70,000 Thalern für das neue Verlagsrecht auf fünfundzwanzig Jahre und honorirte außerdem den Schillerschen Erben den Briefwechsel mit Goethe mit 4000 Thalern. Daß Cotta hiermit „ebenso edel als gerecht" gehandelt habe, ist von den Schillerschen Erben wiederholt selbst ausgesprochen worden, Cotta selbst aber hatte kurz nach Schillers Tode an dessen Wittwe geschrieben: „Ach, theuerste Freundin, wenn ich die Herausgabe der sämmtlichen Werke noch erlebe und dadurch in etwas für Ihre lieben Kinder gesorgt

Digitized by Google

habe, dann möchte ich gar zu gerne heimkehren, wo uns nur allein wohl werden kann." Aber der Briefwechsel enthält auch noch andere Zeugnisse der innigen Verbindung zwischen Cotta und Schiller und der Liebe, mit welcher der erstere an letzterem hing. Wie rührend klingt es, wenn bei dem falschen Gerüchte von Schillers Tode Cotta schreibt: „Wenn das Sprichwort wahr wird, daß die Verbreitung von dem Tode eines Mannes dessen langes Leben bedeute, so will ich den Kummer gerne erlitten haben, den mir die durch eine Wirzburger Zeitung verbreitete Nachricht von Ihrem Absterben verursachte." Er nennt den Tag, da ein Brief von Schiller die Unwahrheit des Gerüchtes bezeugte, einen Jubeltag für seine ganze Familie und fügt hinzu: „Seien Sie also herzlich gegrüßt, Sie mir Wiedergekehrt in das Leben, der Sie nie sterben können!" Und als der Dichter wirklich gestorben, da will Cotta nach seinen Kräften der Kinder Vater sein, die beiden Knaben zu sich nehmen, Charlotte soll nach Schwaben kommen, für jedes Bedürfniß seiner finanziellen Hülfeleistung sicher sein. Sogar Schillers langjährigen treuen Diener nahm Cotta in seine Dienste und erkundigte sich nach dessen kleinsten Bedürfnissen, damit er bei der neuen Herrschaft nichts vermisse.

Ebenso interessant als Cottas Persönlichkeit ist auch die Schillers, wie sie in diesem Buche hervortritt. Der große Idealist erscheint zunächst als ein sehr praktischer Geschäftsmann. Freilich nöthigten die damaligen Verhältnisse des Buchhandels einen Autor geradezu für den Absatz seiner Schriften selbst mit besorgt und thätig zu sein. Die Verhandlungen über Druck und Papier von Schillers Schriften, wie sie zwischen diesem und Cotta gepflogen werden, machen uns heute einen ziemlich befremdenden Eindruck, und fast komisch berührt es uns, wenn Schiller den Druck seines Musenalmanachs selber besorgen, die Exemplare selber verschicken und zum Theil im eigenen Hause verkaufen läßt. In seiner Beziehung auf die buchhändlerischen Verhältnisse dürfte überhaupt eine hauptsächliche Bedeutung des Buches liegen und ohne Zweifel findet der heutige Geschäftsmann des Interessanten und mit den gegenwärtigen Verhältnissen eigenthümlich Contrastirenden darin in Menge. Aber so gut auch Schiller in geschäftlichen Dingen sich zu benehmen wußte, der innere Adel seiner Natur und die Größe seines Wesens, dem das sich Abfinden mit den realen Mächten des Lebens immer nur ein nothwendiges Uebel war, verläugnen sich auch in seiner geschäftlichen Correspondenz nicht.

Folgender Brief an Cotta vom 13. October 1801 erscheint in dieser Beziehung sehr charakteristisch: „Endlich glaube ich mich, was die Schriftstellerei betrifft, auf dem Puncte zu befinden, wohin ich seit Jahren gestrebt habe. Der schnelle und entschiedene Erfolg, den meine neuesten Stücke, zu denen ich auch die Jungfrau von Orleans rechnen darf, bei dem Publicum

Digitized by Google

gehabt haben, versichert auch den künftigen Entreprisen in diesem Fache einen ungezweifelten Succes und ich darf endlich hoffen, ohne Ihren Schaden, meine Arbeiten im Preise steigern zu können. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß Gewinnsucht nicht unter meine Fehler gehört und ebensowenig ist es ein unanständiger Dünkel, wenn ich meine Producte höher als sonst taxire. Es hat eine edlere Ursache, deren ich mich keineswegs schämen darf, es entsteht aus der Begierde, meinen Arbeiten einen höhern innern Werth zu verschaffen. Zum Guten und Vollendeten aber gehört Muße und ich kann bei meiner abwechselnden Gesundheit nur weniges unternehmen. Ein bedeutendes Stück ist alles, was ich in einem Jahre liefern kann, und ich will also nicht meine Lage, sondern meine Werke dadurch verbessern, wenn ich sie höher taxire." Er glaubt den Preis auf ein neues großes Originalstück auf 300 Ducaten setzen zu können, will sich aber zugleich, der Absatz mag so groß sein als er will und der Auflagen so viele, als in drei Jahren erfolgen können, jeden Anspruchs auf einen weitern Gewinn begeben, nur die Rechte auf eine künftige Sammlung seiner Theaterschriften sollen reservirt bleiben. Dann fährt er fort: „Ich führe Ihnen nicht an, daß andere Schriftsteller, denen ich nicht glaube, weichen zu müssen, ebenso vortheilhafte Contracte geschlossen, oder daß andere Verleger mir dergleichen Erbietungen gethan. Dies sind keine Argumente, die zwischen Ihnen und mir gelten. Auch weiß ich aus Erfahrung, wie bereitwillig Sie sind, mich an dem Gewinn bei meinen Schriften Antheil nehmen zu lassen, aber hier kommt es darauf an, daß ich mir von meinem schriftstellerischen Fleiße einen bestimmten Etat gründe, daß ich weiß, woran ich bin und mich aller merkantilischen Rücksichten, die mir bei meinen Arbeiten nur störend sind, ein für alle mal entschlage." Indessen nicht nur in seinen eigenen Angelegenheiten, auch in denen Anderer zeigt Schiller den praktischen Sinn und den klaren Blick in das Leben, den mancher dem „Schwärmer" nicht von ferne zutrauen möchte. Es wird durch das vorliegende Buch sehr deutlich erwiesen, daß Schiller es war, der die Verbindung Goethes mit Cotta nicht nur einzuleiten, sondern auch zu erhalten und immer lebendiger zu machen wußte. Cotta war hierfür Schiller ebenso dankbar, als dieser geschickt und tactvoll in der Führung der oft zwischen beiden nothwendigen Vermittelung. Denn Goethe war, was bei seinem sonstigen Wesen und im Vergleich mit Schiller Manchem auffallen dürfte, im geschäftlichen Verkehr weit weniger praktisch und beweglich als dieser, ja oft sogar schwer zu behandeln. Schiller, welcher in einem Briefe an Cotta am 18. Mai 1802 in höchst einsichtiger und vom geschäftlichen Standpuncte aus gewiß ganz richtiger Weise die Uebernahme des Verlages und die Rentabilität des „Taschenbuches für 1803", des „Winckelmann" und „Benvenuto Cellini" bespricht, sagt in demselben von seinem Freunde: „Es ist, um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit

Goethe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt und sich selbst hoch taxirt und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist noch kein Buchhändler in Verbindung mit ihm geblieben, er war noch mit keinem zufrieden und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden sein. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht." Es könnte scheinen, als ob sich Schiller hier etwas zu schroff ausgedrückt und Goethe Unrecht gethan habe. Liest man aber den Brief Goethes an Cotta vom 17. December 1827, eines der interessantesten Actenstücke des ganzen Buches, in welchem Goethe seinem langjährigen Freunde das Manuscript seines Briefwechsels mit Schiller nicht einmal zeigen will, bevor derselbe ihm dafür eine Assignation auf achttausend Thaler (die Hälfte davon für Schillers Erben) eingesendet habe (die tief schmerzliche, doch sehr würdevolle Antwort Cottas auf diese ihm widerfahrene empörende Behandlung ist ebenfalls höchst interessant), so wird Schiller mit jenem Urtheil kaum zu viel gesagt haben.

Schon aus den bisher gemachten Mittheilungen aus dem interessanten Buche geht hervor, daß nicht bloß der Verkehr zwischen Cotta und Schiller darin behandelt ist, sondern auch noch verschiedenes andere zum Vorschein kommt. Außer einer ganzen Anzahl von Briefen Goethes an Cotta, ein solcher Johannes von Müllers, A. W. Schlegels in Sachen der Fichteschen Schrift gegen Fr. Nikolai, ein Brief Fichtes mit einem interessanten Urtheil über Tieck, verschiedene Briefe Anderer an Schiller, darunter der eigenthümliche Lachers und jenes „Rudolf", der sich nach Lacher erkundigt, sowie die höchst ergötzliche anonyme Zuschrift aus Crefeld, die Schiller bemerklich machen will, wie die Horen eigentlich hätten redigirt und geschrieben sein sollen. Kurz in jeder Hinsicht eine Menge von Material, sodaß das Buch, wenn auch die literarhistorische Ausbeute im strengern Sinne nicht gerade sehr groß ist (das lange Zögern Goethes, die Arbeit am Faust wieder aufzunehmen und Schillers Verhältniß zu dieser Dichtung erhalten einige interessante Belege), gleichwohl zu dem Bedeutendsten gehört, was die Schillerliteratur überhaupt ans Licht gebracht hat. —i—

Notiz.

Auf Ersuchen des Herrn Professor Dr. Otto Hirschfeld in Prag sehen wir uns zu der Angabe veranlaßt, daß der auf Seite 417 erwähnte Kauf römischer Schleuderblei in Paris durch seine Vermittlung stattgefunden hat.

Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 22. September 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

'Wunderliche Begebnussen.'

Von Ludwig Hänselmann.

I.

Seitdem das mantuanische Gefäß, der weltberühmte antike Onyx des herzoglichen Museums zu Braunschweig, aus langer Verschollenheit im Nachlaß Herzog Karls wieder zu Tage gekommen ist, hat die Frage nach der Herkunft und der ursprünglichen Bestimmung dieses einzigen Kunstwerkes aufs Neue zahlreiche Federn in Bewegung gesetzt. Und mit vollem Recht wird dieser Frage das Interesse der Kunstfreunde langehin noch vorwiegend zugewandt bleiben. Nebenher jedoch drängt sich zu nachdrücklicher Betrachtung noch eine andere Seite des Gegenstandes auf: die Verkettung seiner äußeren Schicksale.

Keine Ueberlieferung sagt, wie dieser Salbkrug aus dem unbekannten Tempelschatze, dem er einstmals angehört, nach Mantua in die Schatzkammer des Hauses Gonzaga gelangt war. Wer aber in dieses schweigsame Dunkel mit einigem Ahnungsvermögen hinausspäht, dem geht wohl ein Schimmer großer und wundersamer Vorgängnisse auf, wie sie an Kleinoden von so überschwänglicher Kostbarkeit durch einen Rathschluß geheimnißvoller Mächte zu haften scheinen. Und ist solcher Art nicht auch das, was sich mit diesem Wunderwerke im Tageslicht der letzten dritthalbhundert Jahre begeben hat? Seltsame Irrfahrten, an ihren Wendepuncten mehr als einmal Anstöße von weltgeschichtlicher Tragweite, in ihrer Führung jede ablenkende Kraft überwindend, ein Zug beharrlicher Anhänglichkeit an das fürstliche Geschlecht, welches einmal zum Hüter des Schatzes bestellt war, dieses Geschlecht aber seitdem durch eine Folge der außerordentlichsten Wechselfälle zum Ziel treibend — was fehlt noch, damit unser Onyx sich als Schicksalsträger, als Gefäß der Verheißung und des Verhängnisses ausweise?

Ein Beutestück aus dem eroberten Mantua wird er 1630 von einem Soldaten um den Werth seines Goldbeschlages verhandelt. Geschenksweise geht

Digitized by Google

er aus zweiter Hand an Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg über, jenen kaiſerlichen Oberſt, aus deſſen Fauſtrohr, wie man annahm, Guſtav Adolf die Todeskugel empfing. Franz Albrecht, welcher zehn Jahr ſpäter bei Schweidnitz fällt, hinterläßt keine Leibeserben, kinderlos bleibt auch die zweite Ehe ſeiner Wittwe mit Chriſtian Ludwig von Mecklenburg: der Onyx vererbt weiter auf deren Schweſter, die überlebende dritte Gemahlin Herzog Auguſts des jüngern von Braunſchweig.

Daß dieſer Herr zur Regierung gelangt war — 'ohn einiges Menſchen Gedanken, da er von vielen Herzogen von Braunſchweig und Lüneburg der jüngſte von Jahren damals damals geweſen und faſt dreißig Jahr an einem einſamen Ort, Hiddesacker, gewohnet' — rechnete ſein Sohn dritter Ehe, Ferdinand Albrecht, der nächſte Beſitzer des mantuaniſchen Gefäßes, unter die wunderlichen Begebnuſſen dieſer wunderlichen Welt. Allerdings wohl mit beſſerm Recht, als das meiſte, was ihm ſonſt noch in dieſem Lichte erſchien. Und ein gleiches Wunder hat er mit wahrhaft fataliſtiſchem Starrglauben Zeit ſeines Lebens auch für ſich begehrt, obſchon zwiſchen ihm und dem Throne zwei Brüder und zwei Neffen ſtanden. Und ſiehe da — von dieſen beiden Söhnen Anton Ulrichs erzielte der ältere, Auguſt Wilhelm, aus drei Ehen keine Nachkommenſchaft; der jüngere, Ludwig Rudolf, hatte nur zwei Töchter. Als er 1735 zu ſeinen Vätern verſammelt wird, geht an dem Gemahl der einen, Ferdinand Albrechts gleichnamigem Sohne, und einige Monate ſpäter an ſeinem Enkel Karl in Erfüllung, was dem Großvater ſelbſt das Schickſal verweigert hatte.

Durch Herzog Karl I. kam der Onyx mit anderen Koſtbarkeiten des Hauſes Bevern in das Muſeum zu Braunſchweig, um hier faſt vierzig Jahre lang das Glück des neuen Hauſes Braunſchweig zu ſpiegeln. Als deſſen Stern dann bei Jena erblich, in jener bangen Nacht vom 17. zum 18. October 1806, wird er der herzoglichen Familie auf ihrer Flucht nachgeführt; von Glücksburg, wo er nicht hinlänglich geborgen ſchien, bringt ihn 1810 der treue Nordenfels durch tauſend Gefahren nach England. 'Il nous faut absolument ce vase d'onyx, et nous le trouverons enfin ou à Petersbourg ou à Londres', erklärte Denon, als er 1807 im Muſeum zu Braunſchweig ſeinen Raub ausmuſterte. Lieber freilich hätten die Franzoſen ſogleich eine halbe Million Contributionsnachlaß daran gewandt, und unter dem Druck der furchtbaren Landesnoth machte Henneberg, der nachmalige Präfect des Okerdepartements, ſich anheiſchig, die Auslieferung zu vermitteln. Er bot dem Herzog von Oels 150,000 Reichsthaler in landſchaftlichen Obligationen. Friedrich Wilhelm jedoch lehnte den Handel ab, und ſo kehrte 1814 mit ſeinen Söhnen das Onyxgefäß nach Braunſchweig zurück, während er ſelbſt bei Waterloo für die Herſtellung ſeines Thrones den Blutpreis zahlen mußte.

Digitized by Google

Und nun das letztbeſchriebene Blatt dieſer Geſchichten. Wie im Vorgefühl des nahen Zuſammenbruchs ſeiner wahnwitzigen Herrlichkeit läßt Karl II. ſich zu Anfang des Jahres 1830 den Onyx vom Muſeum herausgeben, am 7. September nimmt er ihn mit ſich in die Verbannung, um ihn hartnäckig an das dreiundvierzigjährige Elend ſeines Looſes zu ketten. Ihm freilich, der nur ſeinem Geiz fröhnte, iſt der Zauber des Talismans niemals dienſtbar geworden: ohne ihn und wider ſeinen Willen ſahen wir jüngſt denſelben wieder in Braunſchweig einkehren. Ob er nun dauernd zur Ruhe gelangt iſt — wer kann das ſagen. Noch birgt die Zukunft einen Erbfall, der ihn in neue Abenteuer hinauszureißen droht. Oder wird ſeine Beſtimmung ſich erfüllen, indem er die jüngere Linie der Welfen zu glorreicher Dauer bis ans Ende der Dinge auf ihren Stammſitz zurückgeleitet?

Wer dann lebt, wird es ſehen. Hier ſoll mittlerweile ein Glied aus der Kette jener älteren Fügungen aufgezeigt werden. Für gläubige Hellſeher eine Bezeugung mehr der magiſchen Kräfte, die jener Fügungen gewaltet haben; Andere verſtehen dieſer Mittheilung vielleicht noch einen anderen Reiz abzugewinnen.

Im Schloſſe zu Bevern hing ſeit 1677 ein Bild eigener Erfindung Herzog Ferdinand Albrechts*), welches als Hauptfigur ihn ſelber zeigte, 'wie er in herzoglicher Kleidung tiefſinnig die Hand im Kopf hält (den Kopf in der Hand möchte man vorziehen) und betrachtet die Wagſchale ſo er in der andern faſſet, mit welcher er ſtillſchweigend Gott danket, daß nur ein Goldſtück Gottes Schutzes ſo viel bleierne Stücke der Feinde Trutzes überwog, das iſt: ſovieler mächtiger Feinde Pochen zurückgetrieben'. Um ihn her aber war in wimmelndem Durch- und Nebeneinander die ganze Hiobſiade ſeines Lebens abgeſchildert. Kurze Inſchriften auf der Bildfläche ſelbſt verkündeten die Bedeutung jeder Scene, über den Rahmen aber hatte der durchlauchtige Dulder ein langes Gedicht ergoſſen, von welchem dies nicht der ſchlechteſte Vers iſt:

'Die Unglückswinde haben hart
Um ihn, den Fürſten, hergepfiffen,
Sein chriſtlich fürſtlich Herze ward
Von allen Seiten angegriffen.

*) Von dieſem wunderlichen Herrn iſt in dieſen Blättern ſchon Einiges mitgetheilt: Siehe 'Eine fürſtliche Kindtaufe 1670', 1872, I. S. 130. Er war der aus dritter Ehe hervorgegangene jüngſte Sohn Herzog Auguſt des Jüngeren; ſeit ihm, dem Teſtamente des Vaters entgegen, die Nachfolge in der Grafſchaft Blankenburg verſagt war, lebte er mit ſeinen Stiefbrüdern in unheilbarem Zerwürfniß. Bevern, mit dem dazu gehörigen Untergerichte, war ihm nebſt 8000 Thaler Apanage zur Abfindung überwieſen.

Doch weicht er nicht, bleibt feſte ſtehn,
Sollt Alles auch verloren gehn!'

Da ſah man unter anderm das Haus Luchow, daneben eine Frauensperſon mit einem Teſtamente in der Hand, auf der Treppe ſchwarzgekleidete Lakaien, welche Kaſten wegſchleppen; einer wirft einen Bettſack herunter, ein anderer ein Felleiſen auf einen vollgepackten Wagen. Dabei ſtand zu leſen: 'Weiberliſtige Nachſtellung', 'Mütterliche Erbguts Wegführung'. Und im Anhange zur dritten Auflage ſeiner 'Andächtigen Gedanken eines unglückſeligen Fürſten', wo Ferdinand Albrecht nebſt den übrigen Merkwürdigkeiten des Schloſſes Bevern auch dieſes Bild beſchreibt, heißt es: 'Dies bedarf keiner Auslegung, weil es reichskundig und im friſchen Gedächtniß, wie groß Unrecht dem Erfinder dieſes Gemäldes an dem Ort geſchehen'. Tröſtet ſich aber mit den Worten Eſaia 5, V. 8: „Wehe Denen, ſo ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr daſei, daß ſie allein das Land beſitzen. Wo Gott Wehe über ſchreit, wehe Denen immer und ewiglich!"

Das ſind Bruſttöne der Ueberzeugung, die jeden Zweifel bannen, daß der unglückſelige Fürſt die Sache hochtragiſch nahm. Freilich war das gerade nichts Ungewöhnliches. Allein in Anbetracht der abſonderlichen Bewandtniß des Falles wird die kaltſinnige Nachwelt nicht umhin können, ſeinen Schmerzen für dieſes Mal einige Theilnahme zu widmen.

Die Herzogin Sophia Eliſabeth, Ferdinand Albrechts Mutter, war am 12. Auguſt 1676 auf ihrem Wittwenſitze zu Luchow geſtorben. Zu Univerſalerben hatte ſie dieſen ihren Sohn und deſſen einzige, dermalen in zweiter Ehe mit Herzog Albert von Sachſen-Saalfeld vermählte Schweſter Maria Eliſabeth in der Weiſe eingeſetzt, daß erſterem das mantuaniſche Gefäß und die vorhandenen Obligationen, letzterer aller Schmuck, das Silberzeug und die übrigen Mobilien als Prälegate zufallen, die ſonſtige Hinterlaſſenſchaft aber und namentlich das Gut Stintenburg*) und das Amt Zarrentin gleichmäßig unter beide getheilt werden ſollten.

Frau Maria Eliſabeth war eine entſchloſſene Dame, die ihr beſcheiden Theil allerwegen behend in Sicherheit zu bringen wußte. Ihrem erſten Gemahl, Herzog Adolf Wilhelm von Sachſen-Eiſenach, hatte ſie in einer fünfjährigen Ehe fünf Söhne geboren, den letzten neun Tage nach dem Tode des Gatten. Allein nach ſechs Jahren betrübter Wittwenſchaft waren ihr weder dieſe Liebespfänder

*) So der richtige Name. In Ferdinand Albrechts Schriften lautet er 'Stinchenburg, auch Stinken(Stineken-)burg' nach der Herzogin Chriſtine Margarethe von Lauenburg, von der dieſes Gut, ſowie das Amt Zarrentin auf Ferdinand Albrechts Mutter vererbt war.

Digitized by Google

noch ihre achtunddreißig Lenze hinderlich geweſen, den zehn Jahre jüngeren Coburger zu erhören. Mit gleich munterer Zugreiflichkeit trat ſie nunmehr ihr mütterliches Erbe an.

Wenn ſie als Mobilien auch die Bücher und Bilder des Nachlaſſes in Anſpruch nahm, ſo wäre dagegen an ſich nichts zu erinnern geweſen. Einigermaßen aber lag die Sache anders, da Ferdinand Albrecht, zunächſt in beglaubigter Abſchrift, ein Schenkungsinſtrument vorbrachte, laut deſſen die hochſelige Herzogin noch bei Lebzeiten ihm dieſelben zugewandt hatte. Und noch mißlicher ſtand es um ihre Anſprüche auf die vorhandenen Acten: mit Recht durfte Ferdinand Albrecht geltend machen, daß dieſe ihm als dem älteren Erben und dem Stammhalter des Hauſes zuſtünden.

Die Teſtamentsvollſtrecker, Rudolf Auguſt von Wolfenbüttel und Georg Wilhelm von Celle, trafen nach mehrfachen vergeblichen Güteverſuchen 1676 am 29. November a. St. die Anordnung, daß die ſtreitige Subſtanz zu Luchow unter Siegel deponirt bleiben ſollte, bis Ferdinand Albrecht das Original der Schenkungsurkunde zur Stelle geſchafft. Das geſchah am 15. December. Nichtsdeſtoweniger ward die Aufhebung des Sequeſter hingehalten und inzwiſchen das Document zur Recognition an die Herzogin von Coburg geſchickt, die dann zwar Handſchrift und Siegel der Mutter anerkannte, gleichwohl aber den Rechtsbeſtand der Schenkung anfocht, indem ſie glaubhaft zu machen ſuchte, ihr Bruder ſelbſt habe die Urkunde aufgeſetzt und ihre Vollziehung erſchlichen. Demzufolge blieb es einſtweilen bei der Verfügung vom 29. November, was für Ferdinand Albrecht insbeſondere deswegen ſehr verdrießlich war, weil nun wegen Unzugänglichkeit der Acten auch die Theilung der Immobilien aufgeſchoben werden mußte.

Noch ein andrer Streitpunct kam hinzu. Mag man, da das Teſtament der Herzogin-Mutter zur Zeit nicht vorliegt, dahin geſtellt ſein laſſen, wie ſich die Sache von Rechts wegen verhielt; genug, Ferdinand Albrecht war der Meinung, die Befriedigung der Legatarien liege ſeiner Schweſter ob, während die Herren Executoren dieſe Laſt auf ſein Theil ſchoben. Demnach erhielt die Herzogin von Saalfeld ihr Prälegat mit Ausnahme der ſtreitigen Gegenſtände ohne weiteres ausgefolgt, während ihr Bruder zu dem ſeinigen erſt dann gelangte, als er ſich zur Abtragung der Vermächtniſſe und Schulden reversmäßig verpflichtet hatte. Nun ließ ſich aber baar Geld in Bevern allezeit ſchwerer finden, als fürſtlicher Reputation zuträglich war, und wenn auch in dieſem Falle die noch ausſtehende Erbſchaftsregulirung eine handliche Ausrede bot, ſo konnte das doch die Legatarien nicht hindern, alsbald auf Zahlung zu dringen und demnächſt, da gute Worte und bewegliche Vorſtellungen ohne Erfolg blieben, ihr Recht zu ſuchen wie ſie vermochten. Gegen Oſtern 1677 erließ Rudolf Auguſt an den Amtmann zu Greene Befehl, von den

dort fälligen Competenz- und Alimentationsgeldern Ferdinand Albrechts 550 Reichsthaler inne zu behalten und an zwei benannte Dienerinnen der seligen Herzogin zu überweisen.

Um den Eindruck zu verstehen, welchen diese Maßregel bei Ferdinand Albrecht hervorbrachte, muß man wissen, daß letzterer von Kindesbeinen an in seinen Stiefbrüdern, Rudolf August zumal, geschworne Feinde sah, deren Scheelsucht er lediglich an seiner hohen Meinung von sich und seinen Sternen ermaß. Auf Schritt und Tritt fühlte er sich von ihrer Arglist umgarnt, ihre Hand in jeder Widerwärtigkeit seines Lebens; keine Unthat, deren er sich von ihnen nicht versehen hätte. In seiner Jugend hatten sie Mörder gegen ihn ausgesandt, sie mischten noch jetzt das Gift, welches er gelegentlich in seinen Brunnen und Fischteichen, in Schüssel und Becher seiner häuslichen Tafel ausspürte. Sie stifteten alle Untreue und Widersetzlichkeit seiner unaufhörlich wechselnden Dienerschaft an, von ihnen waren seine Räthe bestochen, so oft er sich 'durch böse Eingebungen confundirt' fand, in ihrem Solde standen die Ammen und Wärterinnen, deren böslicher Verwahrlosung — falls nicht gar Zauberei im Spiel war — er Schuld gab, daß ihm drei geliebte Kinder im zartesten Alter durch den Tod entrissen wurden. Dies alles und anderes mehr der Art stellte das vorerwähnte Gemälde vor Augen, und daß nichts darin der staunenden Welt dunkel blieb, sorgte jener mit den 'Andächtigen Gedanken' des unglückseligen Fürsten ausgehende Commentar. Man wird gut thun, seine Anklagen, solange für sie kein stärkerer Beweis vorliegt als die unverkennbar aus tiefstem Herzensgrunde aufsteigende Bitterkeit, mit der er sie vorträgt, für die Ausgeburt kranker Gedanken zu nehmen. Natürlich dann aber, daß unter derem schiefem Sehwinkel auch jene jüngste Maßregelung ungeheuerliche Gestalt und Maße annahm. Immerhin jedoch barg diese Einbildung einen Kern von Thatsächlichem, die Verantwortung dafür konnte Rudolf August nicht ablehnen. Hatte Ferdinand Albrecht alles übrige lediglich der Rache Gottes anempfehlen müssen, so bot sich ihm jetzt einmal die Möglichkeit, auch die Gerichte dieser Welt aufzurufen. Dazu traf er nunmehr in seiner Weise bestens Anstalt.

Vor kaum zwei Jahren hatte er selbst mit seiner Gemahlin zu Wien in der Hofburg aufgewartet und bei dem 'höchstbethrönten Haupt der Christenheit, dem hochfliegenden Adler', alle herzerquickliche Gnade genossen. Zwar als er nebenher mit einer alten Schuldforderung hervorgerückt war — sie gehörte zu der Lauenburger Erbschaft und war ihm vor kurzem von seiner Frau Mutter cedirt — hatte die kaiserliche Kammer sich merkwürdig spröde bezeigt. Auch seine Aufnahme in den Hofkreisen wußte er nicht sonderlich zu rühmen: nur die beiden Obersthofmeister, Graf Lamberg und Fürst Ferdinand von Dietrichstein, waren ihm mit etlicher 'Ehre und Gastwirthung' unter die

Digitized by Google

Augen gegangen, die übrige Gesellschaft hatte sich kalt und mit deutlichem Uebelwollen von ihm abgewandt, ja öffentlich und insgeheim, wie er zu wissen glaubte, allerhand Nachstellung gegen ihn angezettelt. Kein Zweifel, diesen Höflingen stand der Beifall seiner mächtigen Feinde höher als der höfliche Gebrauch, 'den sie sonst pflegten gegen frembde Herren zu bezeigen und darin vor anderen Völkern einen Ruhm zu erjagen trachteten'. Trotz alledem aber wie glänzend hatte er über seine Widerwärtigen triumphirt. Hatte nicht bei der Abschiedsaudienz Kaiser Leopoldus ihm sein überaus kostbares Brustbild verliehen? war nicht der Herzogin gleiche Gnade seitens der Kaiserin Claudia Felicitas wiederfahren? Zu geschweigen, daß die verwittwete Kaiserin Eleonore sie in den Orden der Tugendsclavinnen aufgenommen, jenen Sternkreis hoch- und höchstgeborner Weiblichkeit, der unter dem Zeichen einer Sonne an güldner Kette die Welt belehrte, 'wie tugendbegierig auch die Damens sind'. Huldvoll blickten seitdem beide Majestäten von der Wand des goldnen Saales zu Bevern auf das herzogliche Paar herab, und es verlautet nicht, daß ihre Serenität sich getrübt hätte, als eines Morgens in Ferdinand Albrecht der Entschluß reifte, 'bei Sr. kaiserlichen Majestät durch einen Abgesandten Ein und Anderes sollicitiren zu lassen'.

Zu dieser Sendung war der Geheimbde und Gerichtssecretarius auch Bibliothekarius Justus Eberhard Passer ersehen. Hoffen wir, daß eine Leichenpredigt oder sonst ein zur Zeit noch verborgenes Denkmal den Lebenslauf dieses Mannes späteren glücklicheren Geschlechtern sicher stellt — durch unser Sehfeld fährt er einem Meteor gleich, glänzend, doch allzu flüchtig. Sein Dienstvertrag vom 9. Mai 1676 ergiebt, daß er aus Gießen gebürtig war und bei sehr bescheidenen Ansprüchen all die schwere Verantwortlichkeit auf sich genommen hatte, die nach der absonderlichen Beschaffenheit des bevernschen Burgfriedens seinem dreifachen Amt anklebte. Er soll bei Verlust seines Dienstes und hoher Strafe 'in den Gerichtssachen vigilanter beobachten, daß Wir nicht umb Unsere jura kommen'; er soll in der Bibliothek 'sich fleißig finden lassen, die Bücher richtig aufschreiben, die Anschaffungen nach seinem besten Verstande bedingen, Fremden was sie zu sehen begehren zeigen, absonderlich aber Solches das zu Unserm Ruhm und Ehre gereichet'; er soll 'auf Unsern Hofrath, Hofprediger, Küchenmeister und andere vornehme Minister fleißig achtgeben, und wenn er Verdacht schöpft, daß sie wider Uns machiniren oder connivendo Schaden thun wollen, auch verdächtige Schreiben von Unserm Bruder oder andern Unseren Widerwärtigen erhalten, solches Uns in aller Stille glaubwürdig melden, nichts davon verschweigen und nach Kräften contraminiren'; er soll 'seine eigenen Privatbriefe dergestalt einrichten, daß er sie Uns allemal dörfte vor Augen kommen lassen'. Dazu dann auf eigene Kosten 'in ehrlicher und seiner Charge gemäßerer Kleidung, damit er sowohl

in Freuden- als Trauerzeiten zu Erhaltung Unserer fürstlichen Reputation bestehen könne, sich wohl staffiret jedesmal präsentiren'. Und zur Ergötzlichkeit für dergleichen Mühe, Treue und Aufwartung werden ihm jährlich 75 Frankfurter Gulden, freie Wohnung, freier Tisch sammt freiem Holz und Licht auch nöthigem Papier in fremden Landen und zu Haus in Aussicht gestellt, Zulage auf den Fall seiner Verheirathung, auch bei eintretender Verbesserung der fürstlichen Intraden vorbehalten. Herr Justus Eberhard Passer war der Mann, es dafür zu thun. Mit Vollmachten seines gnädigen Herrn tritt er im October 1676 zu Luchow bei dem erfolglosen Erbtheilungstermin auf; 1678 steuert er 'aus unterthänigster treugehorsambster Devotion in Eil' ein kunstvolles Sinngedicht zu den Paränesen bei, die Ferdinand Albrecht mit heroischer Ueberwindung, christfürstlicher Bescheidenheit seinen 'Wunderlichen Begebnussen' vordrucken ließ; dann verschwindet er von der Bildfläche. In der Zwischenzeit aber hat er dem Herzoge ein Ergebenheitsopfer gebracht, das Herrn und Diener gleichermaßen ehrt. Denn durch einen Studenten, Namens Strumpf, gewesenen Präceptor bei des Herrn Schulzen Kinde zu Güstrow, war in Gießen die lästerliche Mähr in Umlauf gesetzt, er, Herr Justus Eberhard Passer, habe nichts zu fressen als Käse und Brot, müsse Secretarius, Schreiber, Junge und alles sein, werde strapazirt und tribulirt ärger denn ein Lakai, der geringste Diener auf dem Dorf sei besser dran als er bei Hofe. Lächerlich das für Jeden der seine, Herrn Justus Eberhard Passers, Qualitäten irgend kannte: 'wann mir's so schlimm ginge', schrieb er demnächst an seinen Beichtvater, 'wie sollte es dann erstlich einem Andern ergehen, der sich mit vornehmen Leuten nicht also comportiren könnte und viel weniger gereist hätte'. Seine Eltern freilich nahmen sich das Gerede zu Herzen, sie drangen in ihn, dem Hofleben zu entsagen und sein Studium fortzusetzen. Er aber, söhnlichen Gehorsam in Ehren, hielt sich jener gottlosen Verleumdung zum Trotz nun erst recht an seinen Dienst gebunden, und obwohl seine Bestallung zunächst nur bis Michaelis lief, hat er sich sobald doch in der That nicht losgerissen. Mit einem Wort, wenn unbegrenzte Hingebung den Erfolg gewährleistete, so gab es in der Welt keinen bessern Mann als ihn für die Aufträge, mit denen er Dienstag den 10. (20.) Juli 1677 Nachmittags zwei Uhr aus der fürstlichen Residenz zu Bevern aufbrach.

Von dieser Stunde bis zu seiner Heimkehr am 7. (17.) November hat er ein Tagebuch geführt, das seinem Eifer und seiner vielseitigen Gewandtheit ein schönes Denkmal setzt. Unzugängliche Geheimacten mögen Genaueres ergeben; schwerlich aber würden sie uns die Sache, der er diente, so menschlich nahe rücken, wie diese seine Aufzeichnungen, aus denen der Faden unserer Erzählung sich nunmehr weiter spinnt.

Digitized by Go

Wer ſich damals von Bevern nach Wien erträglich durchzubringen wußte, dem ſtand jenes Selbſtgefühl eines Vielgereiſten fürwahr wohl an. Zumal wenn er nicht als großer Herr auftreten konnte; und in dieſer Lage ſah ſich auch unſer Herr Abgeſandter nicht.

Bis Kaſſel ließ ihn der Herzog fahren, von da gab es ohne Aufenthalt Poſt nach Gießen. Hier aber mußte er eine volle Woche liegen, ehe ſich Gelegenheit zur Weiterreiſe nach Frankfurt fand. Und in Frankfurt, wo er am 21. (31.) Juli anlangte, war ihm eine ähnliche Geduldsprobe beſchieden. Regelmäßige Perſonenfuhren nach Nürnberg fanden außer der Meßzeit nicht ſtatt; 'auf der Poſt zu reiten' koſteten zwei Pferde je für die Meile einen Thaler, vierundzwanzig Thaler forderten die Landkutſcher, und Theilnehmer für dieſe Fahrt wollten ſich ſo wenig finden laſſen wie ein billigeres Vehikel, da vor 'vierzehn Tagen erſtlich eine große Landkutſche voll abgegangen'. Nachdem Herr Paſſer gegen dreißig Gaſthäuſer Frankfurts und Sachſenhauſens, vom 'Fröhlichen Mann' bis auf den 'Alten Schwaben' und das 'Krachbein' vergeblich abgeſucht hatte, mußte er ſich am 26. Juli (5. Auguſt) 'in müder Betrübniß' doch endlich mit einem einzigen Leidensgefährten zur Landkutſche bequemen, die ihn am 29. um ſechs Uhr Abends 'ganz malad wegen des vielen Schocklens und mancherlei Art Speiſen und Tranks', im übrigen jedoch wohlbehalten dem Goldnen Löwen in Nürnberg überlieferte. Fortan freilich beflügelte ſich ſein Ziel. Schon in der Frühe des 31. konnte er von Nürnberg aus fahren, tags darauf gegen zehn Uhr Morgens war er in Regensburg, von wo es ohne andere Unterbrechung als die berechtigten Eigenthümlichkeiten der Paſſauer und Linzer Schiffsleute mit ſich brachten, donauabwärts ging. Auf der Roßau vor Wien ſtieg er am 5. (15.) Auguſt ans Land.

Es fällt ſchwer, hier die Fülle von Eindrücken abzuweiſen, die er während dieſer vier Reiſewochen im gemächlichen Vorübergleiten feſtgehalten hat. Ihm liegt die Fremde in einem ahnungsvollen Dufte, den wir modernen Schnellzügler kaum noch aus Träumen kennen, jede Wegmeile bringt Unerwartetes, Abenteuerliches, mannichfaltigſte Wunder. Und wie dringt antheilheiſchend all dies fremde Leben auf ihn ein, wie iſt er immer mit Kopf und Herz ganz bei der Sache, und ſeine Freude an dem Spiel der Erſcheinung, wie urgeſund, wie frei von jeder Anwandlung eines weltſchmerzlichen 'Warum doch?' Doch unſerer Theilnahme harren größere Dinge. Auch die beiläufigen Geſchäfte in Gießen, Frankfurt, Nürnberg, willkommene Ableitungen für den ungeduldigen Drang ſeines Dienſteifers, zu denen Herrn Paſſer allerlei große und kleine Anliegen Sr. Durchlaucht verhalfen, auch ſie müſſen für jetzt zurücktreten. Nur der Unterredung will gedacht ſein, die er mit dem Kanzler Strauch in Gießen hatte: ſie führte auf die Höhe ſeiner Miſſion.

Ein Sohn des alten Herrn Dr. Aegidius Strauch*), ſtand als Hofrath ebenfalls in bevernſchen Dienſten und war dieſer Tage nach Bremen verſchickt, angeblich mit Aufträgen der Herzogin, in Wahrheit aber um ihn aus dem Bereiche der wolfenbüttelſchen Regierung zu bringen, der er als treuer Diener der Herrſchaft ſeiner Wahl mißliebig geworden. Das gab nun Gelegenheit zu vertraulichen Mittheilungen, die dem Kanzler vollends die Augen öffneten, wie man ſeinem gnädigſten Fürſten aller Orten zuwider zu ſein und ſolches mit der Gewalt zu forciren ſuchte. Billigte daher nicht nur die Sendung an den Kaiſer, ſondern ſahe zugleich auch für das Beſte an, 'mit einer Gegengewalt wiederum zu zeigen, daß man ſich nichts zu kurz thun laſſe'; warf die Frage hin, 'ob nicht das Haus Kaſſel oder Brandenburg dazu zu alliciren'. Freilich meldete ſich alsbald die Einſicht, daß dem Hauſe Braunſchweig in ſeiner ſtattlichen Kriegsverfaſſung Niemand gern opponiren werde. Beklagte alſo die unglücklichen Zeiten und getröſtete ſich am Ende ſeiner vorwals gethanen Prophezeihung, Ihre Durchlaucht werde dermaleinſt noch nach Wunſch leben: ſcheine jetztund Deroſelben alles zuwider — wie leicht könne ſichs wenden. 'Wollte ſonſten nicht gar specialiter heraus': mit dieſem Eindrucke verabſchiedete ſich Herr Paſſer. Ein Glück, daß er darin kein Omen für ſeine Verrichtungen in Wien erkannte.

Da ſaß er nun im 'Weißen Lambl' vorm Thor, bis er ſich dem Hofgerichtsprocurator Dr. Plöckner vorſtellen konnte, des Herzogs Agenten und Anwalt, der ihm zum Spiritus rector beſtellt war. Dr. Plöckner war ſehr empechirt, empfing aber den Herrn Abgeſandten aufs artigſte, willigte ein, die Aufträge Sr. Durchlaucht zu unterthänigſten Ehren über ſich ergehen zu laſſen, ſtellte auch Tiſch und Bett in ſeinem Hauſe zur Verfügung. Tags darauf zog Herr Paſſer bei ihm am Kohlmarkt ein. Hätte der dienſtwillige Herr ſich mit gleicher Beeiferung nur auch der Sache annehmen können, die ſein Gaſt ihm ins Haus trug.

Man wird nicht ſagen können, die Deſiderien Sr. Durchlaucht ſeien zu niederen Fluges geweſen. Das erſte zwar beſchied ſich bei einem kaiſerlichen Mandat an Herzog Rudolf Auguſt, die ohne Wiſſen und Willen ſeines Bruders angewieſenen Alimentationsgelder zu erſtatten, ſich in Zukunft ſolcher eigenmächtigen Verfügungen zu enthalten. Viel höher aber ging ſein zweites Anliegen hinaus. 'Weilen man ſowohl von wolfenbüttelſcher als von celliſcher Seiten mit ungewöhnlich harten Zuſchreiben und weitausſehenden Bedrohungen Herrn Herzog Ferdinand Albrechts Durchlaucht beſchimpfet, auch mit Violirung Dero jurium und Erbgerichte wie dann Zurückhaltung Dero Erbſchafts-

*) Daß er mit dem gleichnamigen Danziger Eiferer irgendwie verwandt war, iſt glaubhaft.

Digitized by Google

mobilien vieler Orten beeinträchtiget, als werden Sie gemüssiget, bei Ihrer kaiserlichen Majestät als Dero allerseits Oberhaupt sich in Schutz zu geben mit allerunterthänigstem Ansuchen, J. k. Maj. allergnädigist geruhen wollten, etwa dem Bischof von Münster oder Paderborn oder sonst einem Stande des Reichs allergnädigist zu demandiren, daß selbige in obigen sich etwa ereignenden gewaltsamen Fällen Herrn Herzog Ferdinand Albrechts fürstlicher Durchlaucht hilfreiche Hand leisten möchten. Welche zugleich ein wachsames Auge haben könnten, ob man zu Wolfenbüttel willens sei, in Schwedische Alliance sich zu begeben; dann Herrn Herzog Rudolf Augusts fürstliche Durchlaucht Dero Fräulein Tochter einem Herrn von Baden Durlach vermählen werden, dessen Frau Mutter des verstorbenen Königs von Schweden Frau Schwester ist'.

Möglich ja, daß man in Wien das Gras nicht wachsen hörte wie in Bevern, und dann mochte dieser Wink um so schätzbarer sein, je eifriger in der Hofburg selbst gerade damals an der Intrigue gesponnen ward, deren Zweck die Verständigung mit Schweden auf Kosten des glorreichen Verbündeten von Brandenburg war. Und eines verdiente jedenfalls an der bevernschen Eröffnung bemerkt zu werden. Der Krone Schweden stand Ferdinand Albrecht just so nahe wie demnächst die junge Prinzessin von Wolfenbüttel: ihre künftige Schwiegermutter und die seinige, beide waren Schwestern König Karl Gustavs, der regierende König also, Karl XI., Vetter sowohl der Herzogin zu Bevern wie des Markgrafen von Baden Durlach. Und im Abglanze dieser hohen Verwandtschaft hatte sich zu andrer Zeit auch Ferdinand Albrecht wohligst gesonnt. Mit seiner Gemahlin 'bei Dero nahen königlichen Anverwandten im nordischen Königreich' zum Besuch, war er dem Könige 1670 auf seiner Huldigungsreise gefolgt, mit ihm in Stockholm eingezogen, die Brust geschwellt von potentatischem Selbstgefühl, so oft von Wällen und Schanzen die Stücke ihren Gruß donnerten. Wenn er jetzt mit Verleugnung dieser schönen Erinnerungen sich gut kaiserlicher Politik befliß, so war entweder sein Widerwille gegen das Haus Wolfenbüttel stärker als jede andere Empfindung, oder es beseelte ihn eine Anhänglichkeit an kaiserliche Majestät, wie sie im Reiche damals nicht eben häufig gefunden wurde.

Warum sollte der hochfliegende Adler nicht letzterer Auslegung den Vorzug geben? um eine angemessene Gegenbezeigung kam er nicht in Verlegenheit. Denn drittens ließ Ferdinand Albrecht bitten, 'Ihre kaiserliche Majestät wollten allergnädigst geruhen, S. Durchlaucht mit einer kaiserlichen Charge von Haus aus zu begnadigen, darauf dann Ein und Anderer mehrers zu reflectiren und viele unannehmliche Proceduren zu unterlassen hätten'. Konnte jenen ersteren Bitten nicht willfahrtet werden, oder schien deren Erhörung als einfach Rechtens etwa zu leichtwiegend gegen so viel Ergebenheit, so zeigte

Digitized by Google

sich hier ein Weg, mit einem reinen Act kaiserlicher Huld Alles zu gewähren, woran dem durchlauchtigen Bittsteller gelegen war.

So konnte die Sachlage sich darstellen, wenn man vergaß, daß dieser Prinz zum Unglück geboren war; und gewiß, dem Herzen Herrn Justus Eberhard Passers macht solche Auffassung alle Ehre. Kühler, wenngleich richtiger würdigte Dr. Pflöckner die Frictionen im Getriebe der Wirklichkeit.

Gründeten S. Durchlaucht und Dero Herr Abgesandter ihre Hoffnungen zunächst auf den Satz, daß causa alimentorum paratam executionem in sich hat, so wälzte der gewiegtere Jurist kopfschüttelnd seinen Springsfeld, Machovius, Bachovius und andere Leuchten der Jurisprudenz um, nach denen ratione debitorum auch in appenaggium executio geschehen kann. Und wenn ferner des Herzogs fürstliches Bewußtsein und der anhängliche Glaube seines Herrn Passer in Wolkenhöhe über jeden Zweifel schwebten, ob für sein gekränktes Recht, gleichviel um was es sich handelte, das Reich ohne weiteres werde die Trommel rühren lassen — Herr Dr. Pflöckner war seiner Sache nur zu gewiß, daß defensionalia nur ertheilt wurden, ubi summum armorum periculum, non vero in civilibus.

Dergestalt war schon die Rechtslage mißlich genug. Noch mißlicher aber ließen sich die Aspecten in allem übrigen an.

Vor allem: was sich an Reichshülfe durch kaiserliches Gebot in Bewegung setzen ließ, brauchte man hochnöthig zu eignem Avantage wider Türken und Franzosen. Mit Münster freilich hatten sich die Herzöge von Braunschweig wegen der Conquesten des Schwedenkrieges auf übeln Fuß gesetzt: nachdem sie erst hinter dem Rücken der anderen Alliirten, Dänemark und und Brandenburg, den Bischof zu einem Separatabkommen über Bremen und Verden bewogen, hatten sie Miene gemacht, ihn ebenfalls beiseite zu schieben, indem sie unter Vermittelung der Vettern in Hannover für sich allein mit Schweden paktirten. Einer lebhaften Phantasie konnte es unter diesen Umständen wohl scheinen, daß der Bischof nicht ungern ein übriges thun würde, sobald ihn der Kaiser zu hilflicher Hand gegen die wolfenbüttelschen Herren ausrief. Allein an solches Mandat war eben nicht zu denken. Mehr als seit lange bedurfte die habsburgsche Politik gerade jetzt wieder einer Strebe gegen das wachsende Uebergewicht Brandenburgs, und dazu hatte sich seit dem Auftauchen der Conquestenfrage keine Macht in Norddeutschland brauchbarer finden lassen als das Haus Braunschweig. Daß der Kaiser dessen guten Willen nicht opfern konnte, auch keinem Herzog Ferdinand Albrecht zu Liebe, das mußte selbst Herrn Justus Eberhard Passer einleuchten.

Die Bitte um gewaffneten Schutz also rieth Dr. Plöckner ganz zu verbeißen: ein communicetur nach Wolfbüttel, verdrießliche Gegenberichte, noch größere Verstörung der brüderlichen Liebe, neue blâme, viele Kosten — Er-

Digitized by Google

ſprießlicheres ſah er daraus nicht kommen. Ein Recommendatorium wegen der arreſtirten Competenzgelder getraute er ſich allenfalls auszuwirken, wiewohl es ſehr glimpflich einzurichten, damit nicht auch dieſes gar abgeſchlagen werde, maßen — hier ward ihm wehe um das treue junge Blut an ſeiner Seite, das er dergeſtalt aus allen Himmeln reißen mußte — maßen aus allem erſcheine, daß Sr. Durchlaucht Wenige am kaiſerlichen Hofe affectionirt.

Das war in der That denn von allem das übelſte: mußte es doch dem durchlauchtigen Bittſteller auch da hinderlich werden, wo ſeinem Anliegen keine höhere Rückſicht entgegenſtand. Und wie ſehr es ſich hierin für ihn ſeit jener verheißungsvollen Abſchiedsaudienz zum ſchlimmern zuwende, ahnte Niemand in Bevern, noch weniger natürlich, daß der arme Herr ſelbſt ſeinen Widerſachern friſches Waſſer auf die Mühle geliefert hatte. Freilich auch recht wunderlicher Maßen: wer ſo feſt wie Herzog Ferdinand Albrecht an die Allgegenwart wolfenbüttelſcher Einflüſſe glaubte, der konnte nicht zweifeln, wo das Netz angezettelt war, das ihn verſtrickt hatte. Wie er ſelber mit unheimlichem Scharfſinn die Fäden nachmals entwirrt hat, reichten ſie zurück bis in die Tage ſeiner öſterreichiſchen Reiſe.

In Wien hatte ſich damals ein Baron Blomberg an ihn gedrängt, 'ein verruchter, durchtriebener Lotterbube und Schelm, der mit der Schelmenſtücke Meiſter, dem Teufel ſelbſt, Verſtändnüß hielte und ſich vor einen Freiherrn ausgab, aber nur von den papiernen war, die die Freiheit haben zu betteln wo ſie wollen'. So urtheilte Ferdinand Albrecht hernach. Allein gegen Schmeichelei war der redliche Herr zeit ſeines Lebens nur ſchwach gehärtet; als 'ein Berg voller Blumen' hatte Blomberg es ihm angethan, die Diſteln und Dornen kamen an den Tag, als er allerhand ſchandbarer Nachrede wider ſeinen Gönner überführt wurde. Wonach denn mit Händen zu greifen, daß er von den bekannten Widerwärtigen bezahlt war. Dann, kurz vor ſeiner Abreiſe aus Wien, hatte der Herzog einen Edelmann aus pommerſchem Blut, Namens Horn, als Stallmeiſter angenommen, aus mitleidigem Herzen, da der Schächer flehentlich gebeten, ihm von dannen zu helfen. 'Der ſich aber gar nicht edelmanniſch, ſondern eſelmanniſch hielte, non nobilis sed nebulo war'. Nachdem er ſich in Breslau mit ſeinem Diener geprügelt und deſſen Maulſchellen eingeſteckt hatte, ward er mit einem Zehrpfennig in Gnaden entlaſſen. Wieſern er ebenfalls Spion geweſen, erhellt nicht, indeß der Herzog ſagt es. Horns Nachfolger war Otto Heinrich von Schertz, erbgeſeſſen auf Monau und Floriansdorf im Fürſtenthum Jauer, und dieſer war berufen, dem Judaswerke die Krone aufzuſetzen. Zwiſchen Leipzig und Halle machten ſich ſeine zwei Diener mit zwei Pferden davon, ſie wiederzuholen, zog er ſelbſt mit hundert Thalern, einem Pferde und einem Eimer Wein hinterher, kam aber auch nicht wieder; zwei Heiducken, zwei Lackaien, der Leibkutſcher,

der Vorreiter, zwei Reitknechte folgten, nachdem sie allen Pferden die Hufeisen abgerissen, Geschirr und Stallgeräth verkauft hatten. Gegen soviel Schlechtigkeit hielt christfürstliche Geduld nicht Stand. In des Europäischen Tagebuchs zweiunddreißigsten Theil las man demnächst eine Edictalcitation, mittels deren die Ausreißer ihrer treulosen diebischen That in starkem Ausdrucke gemahnt und auf den 7. Januar 1676 zur Verantwortung nach Bevern geladen wurden, 'widrigen Falls ohn einiges Zurücksehen sowohl dein, Otto Heinrich von Schertz, als auch deiner treulosen Diebsgesellen Namen an die Justiz und Galgen alhier öffentlich angeschlagen werden soll'.

Schertz und Genossen stellten sich nicht, und damit waren die Acten des Falles noch glimpflich genug geschlossen. Nicht so die Folgen für Herzog Ferdinand Albrecht, der nun wohl merken mußte, worauf von vornherein alles angelegt gewesen. Die regierenden Brüder bestritten die Zuständigkeit seines Gerichts in dergleichen Capitalsachen, die böse Welt nahm Anlaß, gewisse andere Begebenheiten wieder hervorzuziehen, die ihrerzeit laut und leise vielfach besprochen wurden. Im Jahre 1671 war zu Bevern ein 'hochnothpeinliches Halsgericht' über Johann von Stalbaum gehalten, einen finnländischen Edelmann, der durch das Pfortstubenfenster den Kammerdiener erschossen hatte — mordlicher Weise, wie Ferdinand Albrecht für erwiesen hielt, Andere wollten nur an ein Unglück glauben; nach einem mißlungenen Fluchtversuche war der Angeklagte am Charfreitage auf dem Schloßhofe enthauptet. Und leichtere Wetter entluden sich über Hoch und Niedrig, über Schuldige und Unschuldige, so oft der fürstliche Hausherr sein Olympiergelock zu schütteln fand: höchsteigenhändig applicirte 'Bastonaten' waren sehr alltäglich, die schwarze Kammer stand eigentlich nie leer. Wie aber diese Dinge gehörigen Orts gegen den Herzog benutzt wurden, hatte Dr. Plöckner nur zu bald erfahren müssen. Er durfte sagen, daß er seiner Schuldigkeit nach keine Kunst gespart, 'denen Cavaliers die ungleichen Opinionen aus dem Sinne zu reden,' 'hätte die Sache auch mit Hilfe des Fürsten Gonzaga wohl zu leidlichem esse gebracht, wenn nicht Andere — wußte nicht welche — es schließlich doch hintertrieben hätten'. So war nun, wohin er horchte, Niemand gut auf seinen durchlauchtigen Clienten zu sprechen, ja die Intimen der Hofburg verhehlten ihm nicht, 'daß Ihre Durchlaucht, wann sich dermaleins der bewußte casus mortis ereignen sollte, schwerlich zur Regierung gelangen werde, indem man Bedenkens trage, tantam hominum multitudinem per investituram feudalem Jemand anzuvertrauen, der etzliche wenige Diener nach der Justiz nicht goubernirete, sondern semel accusatos vel tantum suspectos condemnirete, et quidem inauditos'.

Auch der bescheidenern Ambition des Herzogs konnte Herr Plöckner demnach wenig Hoffnung geben. 'Eine Charge von Haus aus', bemerkte er,

'wüßte nicht quo nomine zu prätendiren, würde auch abgeſchlagen werden, weilen man etwan einige ſcharfe Proceduren beſorgte, wie bei denen Dienern zu geſchehen vernommen wird'. Falls aber ſolche wider Erwarten dennoch auszuwirken wäre, müßte man ſich mindeſtens ein Jahr lang comportiren, damit nicht Urſache genommen würde, die Beſtellung zu widerrufen wie damals, als Ihrer Durchlaucht eine vornehme Kriegsbedienung aufgetragen worden, Sie aber dermaßen viele conditiones begehret, daß kaiſerliche Majeſtät in höchſter Alteration ſich lieber ganz ohne Dero Dienſte zu behelfen entſchloſſen.

Die politiſchen Parteien in Mecklenburg.

So lange der Feudalismus in Mecklenburg ſich noch aufrecht erhält, gruppirt ſich in dieſem Lande begreiflich jede Parteigeſtaltung um die Frage, ob derſelbe noch länger ſein welkes Haupt hier erheben ſoll, oder ob eine Landesverfaſſung gewollt wird, welche nicht blos einigen Wenigen, ſondern der Geſammtheit der Bevölkerung Antheil an ſtaatsbürgerlichen Rechten gewährt. Man kennt daher hier nur zwei Parteien, die feudale oder conſervative, welche das Princip des jetzigen mecklenburgiſchen Staatsweſens feſthalten will, und die liberale, welche dem Lande zu einem Staatsweſen moderner Art zu verhelfen, den mittelalterlichen, patrimonialſtändiſchen Staat in einen einheitlichen Rechtsſtaat umzuwandeln beſtrebt iſt: Alles, was ſonſt an politiſchen Intereſſen im Reiche und im Heimathslande die Geiſter trennt, muß ſich dieſem großen Gegenſatze unterordnen, der jedoch zugleich für die Stellung zum Reich und zur Reichsverfaſſung von höchſter Bedeutung iſt.

Daher tritt das Land auch in die bevorſtehenden Wahlkämpfe unter weſentlich gleichen Verhältniſſen wie früher. Nur haben ſich die Gegenſätze noch etwas ſchärfer zugeſpitzt und die vorbereitende Thätigkeit iſt auf beiden Seiten noch tiefer von dem Bewußtſein durchdrungen, wie viel auf den Ausfall der Wahlen für unſer Land ankommt. Seitdem die Eintheilung des Landes in Domanium, Ritterſchaft und Städte als Grundlage für die Beſtimmung der Wahlkreiſe durch das Reichswahlgeſetz beſeitigt iſt, ſind die beiden feudalen Ritter, welche unter der Gunſt jener von ihrer Partei inſpirirten abſonderlichen Configuration der Wahlkreiſe in den Norddeutſchen Reichstag zu gelangen vermochten, im deutſchen Reichstage nicht mehr erſchienen, und alle ſieben Vertreter aus den beiden Großherzogthümern Mecklenburg gehören ſeit dem Jahre 1871 der liberalen Partei an. Die letztere iſt daher in hohem

Grade dabei interessirt, daß nicht in dieser Beziehung ein Rückgang stattfinde und nicht von Neuem feudale Elemente in den Reichstag vordringen und die bisher von demselben zu Gunsten der Herstellung gesunder Verfassungszustände in Mecklenburg geübte Thätigkeit durchkreuzen, zumal nachdem der Bundesrath in letzter Zeit wenigstens einen Anfang gemacht hat, diese Thätigkeit des Reichstages zu unterstützen. Ein gleiches Interesse hat aber auch die conservative-Partei, sich einen und den anderen Platz im Reichstage zu erobern.

Letztere hatte bei früheren Reichstagswahlen die Praxis, daß die Candidaten in engeren Kreisen bestimmt und dann als solche für alle Mitglieder der Partei, deren Hintersassen und sonstige von ihnen abhängige Leute verkündigt wurden, mitunter sogar in anonymen Bekanntmachungen. Diesmal hat die conservative Partei es für zweckmäßig gehalten, die Organisation des liberalen Landeswahlvereins nachzubilden, und hat eine Stufenfolge von Orts- und Kreiswahlvereinen mit einer centralen Leitung zu schaffen gesucht, womit schon im Februar dieses Jahres der Anfang gemacht wurde. Hierbei wurden besonders die bäuerlichen Erbpächter und unter diesen namentlich die Dorfschulzen ins Auge gefaßt; in einigen Gegenden ist es auch gelungen, mit Hülfe agrarischer Vorspiegelungen eine Anzahl derselben einzufangen. Aber im Allgemeinen besitzt die Partei wenig Boden im Volk und ihre Ortswahlvereine bestehen meistens aus Führern ohne Heer. Ihr selbst ist es auch schon klar geworden, daß ihre Candidaten mehr an die Oeffentlichkeit hinaus treten müßten, aber es fehlt dazu noch immer der Entschluß und über Ansprachen in kleinen, geschlossenen Versammlungen ist man bis jetzt nicht hinausgelangt. Hauptführer dieser, aus einer Anzahl Gutsbesitzer, vielen großherzoglichen Beamten, vielen Pastoren und Küstern, einigen Bürgermeistern u. s. w. bestehenden Partei ist der Geheime Legationsrath von Oertzen-Leppin, ein Sohn des verstorbenen mecklenburg-schwerinschen Ministerpräsidenten. Die Partei hat auch eine Art von Programm aufgestellt, aber nicht öffentlich bekannt gemacht. Man sagt, daß dasselbe aus folgenden drei Sätzen besteht: „Erhaltung der christlichen Grundlagen des Staats — Bewahrung der Selbständigkeit Mecklenburgs als treuen Gliedes des deutschen Reiches — Revision der neueren wirthschaftlichen Gesetzgebung im Sinne der Herstellung guter Sitte und Ordnung im gewerblichen Leben; Schutz jeder redlichen Arbeit gegen die Ausbeutung durch das Capital." Der erste Punct deutet den Wunsch an, die staatliche Gesetzgebung den Forderungen der Kirche unterzuordnen und unter Anderem das Civilstandsgesetz wieder rückgängig zu machen. In dem zweiten Punct schwingt der Particularismus seine Fahne und ordnet das Reich den Einzelstaaten unter. Im dritten Punct eignet das Programm sich die Ziele der Agrarier an. Ueber die mecklenburgische Verfassungsfrage geht dasselbe mit berechnetem Schweigen hinweg. Man sucht dieses Schweigen

Digitized by Google

damit zu rechtfertigen, daß es ſich nicht um Mecklenburg, ſondern um das Reich bei den Wahlen handle und daß das Reich mit der Aenderung der mecklenburgiſchen Landesverfaſſung nichts zu thun habe; in Wirklichkeit aber will man damit die Verfaſſungsfrage ganz bei Seite ſchieben, da, wie man ſehr wohl weiß, dieſe Frage nur durch das Reich zum Schluſſe geführt werden kann.

Wie ſchon der dritte Punct des Programms der mecklenburgiſchen Conſervativen lehrt, gehen dieſe mit der im Februar dieſes Jahres als Verein der Steuer- und Wirthſchaftsreformen conſtituirten Partei der Agrarier Hand in Hand. Vorbereitet wurde das Agrarierthum in Mecklenburg durch den Dr. Perrot, welcher in den Jahren 1870 bis 1875 als Secretär des Allgemeinen Mecklenburgiſchen Handelsvereins in Roſtock lebte und während dieſer Zeit in zahlreichen Schriften ſeiner agrariſchen Richtung Ausdruck gab, es damit aber noch zu vereinigen wußte, daß er ſich zur liberalen Partei bekannte und als Mitglied des liberalen Wahlvereins für deſſen Programm: Ausbau der Reichsverfaſſung im freiheitlichen Sinne und Einführung Mecklenburgs in die Reihe der conſtitutionellen Staaten, ſich erklärte. Um die Zeit, wo Dr. Perrot Roſtock verließ, um in Berlin in den Dienſt der agrariſchen Partei zu treten und demnächſt auch dem neu entſtandenen Verein der deutſchen Conſervativen ſich anzuſchließen; im März dieſes Jahres, trat in Mecklenburg ein anderer, gleichfalls einmal im liberalen Lager anſäſſig geweſener Mann, der Gutsbeſitzer Bock, Großweltzin, als agrariſcher Agitator auf. Im Jahre 1866 hatte er für die ſich vollziehende neue Ordnung in Deutſchland geſchwärmt. Auf dem Landtage vom September 1866 unterzeichnete er mit Anderen ein Schriftſtück, welches den Sympathien für die „große nationale Umgeſtaltung" Ausdruck gab und dabei ausdrücklich hervorhob, daß dies „im Gegenſatz zur feudalen Mehrheit in der Ritterſchaft" geſchehe. Auf demſelben Landtage unterzeichnete er mit mehreren Standesgenoſſen eine Erklärung, welche den Vorbehalten und Zuſätzen entgegentrat, mittelſt deren die Feudalen ihre Zuſtimmung zu den „Grundzügen" der norddeutſchen Bundesverfaſſung thatſächlich unwirkſam zu machen ſuchten. In dieſem Schriftſtück wurden die „ſegensreichen Folgen" des Bündniſſes, die durch daſſelbe eröffnete Ausſicht auf ein neues Heimaths- und Niederlaſſungsrecht, auf Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, freudig begrüßt, und es wurde betont, „daß die Stände bei dieſer ganzen Sache, ſowohl ihrer Zuſammenſetzung wie ihrer Geſinnung nach, die Meinung des Landes nicht zum Ausdruck bringen". Seitdem hat man von einer politiſchen Thätigkeit des Herrn Bock nichts weiter gehört, als daß er es ſich gefallen ließ, bei den Wahlen zum conſtituirenden Reichstage von mehreren Hundert Wählern ſeiner Nachbarſchaft mit ihren Stimmen bedacht zu werden, wodurch es bewirkt wurde, daß dem liberalen Candidaten wenige

Stimmen an der absoluten Stimmenmehrheit fehlten und daß dann in der engeren Wahl der conservative Candidat den Sieg davontrug. Jetzt entfaltete nun Herr Bock die christlich-agrarisch-conservative Fahne. Er versandte ein Rundschreiben, welches zur Unterstützung eines Zeitungsunternehmens aufforderte, das, aus der Combinirung einer in Berlin erscheinenden kirchenpolitischen Zeitung, des „Reichsboten", mit einer erst zu gründenden und von Rostock aus zu expedirenden „mecklenburgischen Beilage" bestehend, „christlich-conservative" Grundsätze im Lande verbreiten sollte. Bis dahin ist von dem Project nur soviel zur Ausführung gekommen, daß das vorher hier fast unbekannte Berliner Blatt mit Hülfe von Gratisvertheilung hier und da im Lande einige Leser gewonnen hat. Die „mecklenburgische Beilage" ist noch nicht ins Leben getreten. Eine bestimmte Stellung zur mecklenburgischen Verfassungsfrage lehnt Herr Bock im Voraus für sich und das von ihm angekündigte Zukunftsblatt mit der Bemerkung ab, daß in der mecklenburgischen conservativen Partei über diese Frage verschiedene Ansichten herrschen und es sich daher empfehle, von derselben einstweilen ganz abzusehen. Wenn dieselbe einmal wieder in Erwägung gezogen werde, würden die verschiedenen Ansichten im „Sprechsaal" des Blattes Raum zur Vertretung finden. Also ein mecklenburgisches politisches Blatt, welches in der politischen Hauptfrage des Landes auf eine Meinungsäußerung zu verzichten entschlossen ist!

Das Agrarierthum ist, wie bekannt, für die Conservativen das Mittel geworden, um unter der Devise „Gemeinschaftlichkeit der Interessen" ihre Partei durch Mitglieder aus dem Stande der kleinen Grundbesitzer und wo möglich auch noch anderer Berufsstände zu verstärken. Die Art, wie die Conservativen hier dabei vorgehen, wird durch eine Versammlung veranschaulicht, zu welcher acht Mitglieder der Ritterschaft und, von ihnen herangezogen, auch dreiundzwanzig bäuerliche Erbpächter aus dem großherzoglichen Domanium ihre „Berufsgenossen" aus dem fünften Wahlkreise auf den 30. August nach Doberan eingeladen hatten. Zu dieser Versammlung hatten nur die speciell Eingeladenen Zutritt. Als Zweck derselben wurde der Versuch bezeichnet, „bei den bevorstehenden Reichstagswahlen alle Landleute des Wahlkreises zu gemeinsamem Vorgehen zu einigen, zur Wahrung ihrer Interessen inmitten der übrigen Parteien eine feste Stellung zu nehmen, eine entsprechende Organisation herbeizuführen und demnächst andere nahe stehende Kreise zum Anschluß aufzufordern." Die Versammlung war sehr zahlreich besucht. Herr von Oertzen auf Roggow suchte ihr klar zu machen, daß es Pflicht aller Berufsgenossen im Ackerbaubetriebe sei, dahin zu wirken, daß in den Reichstag Abgeordnete gewählt würden, welche die Interessen der Landwirthschaft allen anderen voranstellten. Diese, „der Kern und das Fundament des Staates," sei bisher zu Gunsten der Industrie entschieden benachtheiligt gewesen; die

Digitized by Google

neuere Gesetzgebung trage allein die Schuld an den ungesunden Zuständen, mit welchen die Landleute zu kämpfen hätten. Auch erhebliche Mehrkosten hätten die neuen Gesetze gebracht. Er fordere daher zu festem Zusammenhalten der Landleute auf und zur Gründung eines Vereins, der die Förderung der landwirthschaftlichen Interessen durch die Reichsgesetzgebung zum ausschließlichen Ziel habe. Herr von Bülow auf Rodenwalde führte diese Gedanken noch weiter aus und klagte die Reichsgesetzgebung an, daß sie das Capital und die Industrie so sehr bevorzugt habe, daß der Landwirth in Betreff der Lohnzahlung an die Arbeiter nicht mehr concurriren könne und ihm daher die Arbeitskräfte entzogen würden. Darauf redete noch Herr Advocat Schneider aus Neubuckow, der als ritterschaftlicher Patrimonialrichter und Kassenführer des ritterschaftlichen Amtes Buckow zu den „Berufsgenossen" gezählt und in Folge dessen der Ehre einer Einladung zu der Versammlung gewürdigt zu sein scheint, über die aus der Einführung der Goldwährung dem Landmann erwachsenen Nachtheile. Schon während dieses Vortrages begann die Versammlung sich merklich zu lichten. Als aber schließlich Herr von Oertzen an die Anwesenden die Aufforderung richtete, dem conservativen Vereine durch Namensunterschrift beizutreten, machte sich allgemein eine dem mit Schreibmaterialien versehenen Tische entgegengesetzte Bewegung bemerkbar, welche auch durch eine wiederholte Aufforderung des Herrn von Oertzen, der ein Mißverständniß seiner Worte voraussetzte, nicht aufgehalten werden konnte. Mit geringen Ausnahmen verließen die eingeladenen kleinen Landwirthe den Saal, ohne die erbetene Unterschrift zu leisten.

Während der hier geschilderte Theil der Conservativen und Agrarier sich in Betreff seiner Ansichten über das Reich und die Reichsverfassung mit einiger Zurückhaltung bewegt, und in kirchlicher Beziehung eine Stellung einnimmt, welche den auf dem Boden des strengen Confessionalismus stehenden und den „Reichsboten" als ein unionistisches Blatt perhorrescirenden lutherischen Pastoren und ihrem Anhang nicht ganz genügt, besteht in der mecklenburgischen Ritterschaft, neben dieser diplomatisirenden Fraction, noch der alte feste Kern jener Conservativen, welche das, was bei den Andern in mehr oder weniger verhüllter Gestalt erscheint, ganz offen zu bekennen keinen Anstand nehmen. Als auf den Landtagen von 1866 und 1867 über den Beitritt zum Bündnißvertrage mit Preußen und demnächst über die Annahme der Reichsverfassung verhandelt wurde, glaubte die Mehrheit der conservativen Ritterschaft sich einweilen ein Joch gefallen lassen zu müssen, welches sie bei Gelegenheit wieder abzuschütteln sich vorbehielt; aber eine nicht geringe Anzahl gab ihrem Widerwillen gegen Preußen, gegen die Kopfzahlwahlen und gegen die ganz neue Ordnung der Dinge durch Verwerfung des Dargebotenen unverhüllten Ausdruck. Diese Partei lebt noch in ungebrochener Lebenskraft und hält die

Zeitverhältnisse jetzt für geeignet, um dasjenige zurückzufordern, was vor zehn Jahren gegen ihren Willen zugestanden wurde. Eine bemerkenswerthe Kundgebung dieser in der mecklenburgischen conservativen Partei fortlebenden reactionären Gelüste findet sich in einer Kritik des Programms der deutschen conservativen Partei, welche ein sehr einflußreicher Mann, der Kammerrath Georg von Oertzen zu Neustrelitz, ein Sohn des verstorbenen strelitzischen Staatsministers und gleichaltriger Vertrauter des Großherzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz, vor Kurzem mit seiner Namensunterschrift veröffentlicht hat. Er lobt natürlich von dem Programm, welches den Gegenstand der Beurtheilung bildet, sehr Vieles; aber es geht ihm in der Verwerfung des Bestehenden nicht weit genug. „Die Reichsverfassung, welche uns von Oesterreich trennt und die Annexionen bei Bestand läßt, also mit den geschichtlichen und monarchischen Grundlagen bricht," ist nach ihm keine geeignete Basis der politischen Thätigkeit der conservativen Partei. „Die von den deutschen Conservativen verlangte Wahrung der Selbständigkeit ist für die einzelnen Staaten nicht durch einen Ausbau, sondern nur durch eine völlige Umgestaltung der Reichsverfassung auf föderativer Grundlage zu erreichen." Eben so „abschreckend", wie die Erklärung, die Reichsverfassung als Basis feststellen zu wollen, erscheint dem Herrn von Oertzen die Stellung, welche das Programm der Deutschen Conservativen dem Staate zur Kirche zuweist. „Um den Culturkampf zu beseitigen," bemerkt er, „ist es zunächst geboten, die göttliche Institution, welcher vor allen Verfassungen der Welt, selbst der des deutschen Reiches, der Vorrang gebührt, gegen staatliche Maßregelungen sicher zu stellen." Eine Partei, welche die Kirche in einer unwürdigen Lage belassen wolle, dürfe in Mecklenburg weder unter den Mitgliedern der Ritterschaft noch in sonstigen conservativen Kreisen auf Anhänger rechnen. Er warnt „vor allen Halbheiten, mit denen Niemand gedient sein kann", und hegt die Zuversicht, daß, wie bis jetzt eine größere Anzahl „notabler Mecklenburger" dem Verein der deutschen Conservativen nicht beigetreten sei, so dies auch für die Zukunft nicht zu erwarten sei.

Bei der eigenthümlichen Lage, in welcher die mecklenburgische liberale Partei sich dadurch befindet, daß sie den Boden für ein constitutionelles Staatsleben erst erringen soll, mangelte es im Lande bis dahin an den Voraussetzungen, auf welchen die in andern deutschen Ländern innerhalb der liberalen Partei hervorgetretenen Gegensätze ruhen. Fehlt es auch an Meinungsverschiedenheiten nicht, so waren die Führer der liberalen Partei doch bis dahin stets mit Erfolg bestrebt, nicht besondere Gruppenbildungen aufkommen zu lassen; sie fanden vielmehr ihre Aufgabe darin, alle Schattirungen der liberalen Partei geschlossen zusammenzuhalten, um mit vereinter Kraft sich auf das nächste Ziel, die Beseitigung der Herrschaft des Feudalismus, zu richten. Alle,

Digitized by Google

welche den Ausbau der Reichsverfassung im freiheitlichen Sinne und die Einführung Mecklenburgs in die Reihe der constitutionellen Staaten wollen, sollten im Kampfe um dieses Ziel fest zusammen stehen und vor jeder inneren Spaltung sich hüten. Die in dem Landeswahlverein zusammengesetzte liberale Partei hatte daher immer nur das Streben, Männer von liberaler Richtung in den Reichstag zu senden, und sie legte kein Gewicht darauf, ob dieselben im Reichstage sich mehr zur nationalliberalen oder zur Fortschrittspartei hingezogen fühlten. Von den sieben Abgeordneten, welche Mecklenburg im Reichstage vertreten, gehören jetzt fünf der nationalliberalen, zwei der Fortschrittspartei an. Ihre Wahl wurde ohne Unterschied von dem liberalen Landeswahlverein unterstützt und gefördert. Nur in einem der mecklenburgischen Wahlkreise pflegt jedesmal beim Herannahen der Wahlen, unter dem Einfluß gewisser mehr persönlicher als sachlicher Motive, der Versuch gemacht zu werden, eine besondere „nationalliberale" Partei zu bilden, unter dem ganz unbegründeten Vorwande, daß der Landeswahlverein bei der Aufstellung und Unterstützung von Candidaten sich vorherrschend von Sympathieen für die Fortschrittspartei leiten lasse. Ein solcher Versuch, der stets zur Aufstellung eines „nationalliberalen" Gegencandidaten, aber niemals zu einem nennenswerthen Erfolge führte, ist auch diesmal der vereinigten liberalen Partei nicht erspart geblieben. Im Juli dieses Jahres bildete sich ein „nationalliberaler Verein", welcher es für seinen Zweck erklärte, „den Ideen und Bestrebungen der Fortschrittspartei entgegenzutreten", und dabei auf eine während der letzten Reichstagssession zwischen den nationalliberalen und den fortschrittlichen Reichstagsabgeordneten aus Mecklenburg über die Frage wegen Behandlung der mecklenburgischen Verfassungsangelegenheit hervorgetretene Differenz hinwies, um davon Anlaß zu nehmen, zur Unterstützung der erstgenannten Abgeordneten aufzufordern. Ueber jene Differenz haben die Abgeordneten selbst sich bis dahin nicht geäußert und man weiß nicht einmal, ob sie zur Zeit noch fortbesteht. Von den zur Unterstützung ausersehenen fünf nationalliberalen Abgeordneten aber haben bereits zwei, die Gebrüder Pogge, mündlich ihre Mißbilligung der versuchten Spaltung ausgesprochen, und ein dritter, Büsing zu Schwerin, hat eine öffentliche Erklärung abgegeben, in welcher er die in der Presse aufgetretene Behauptung, daß die Politik des Rostocker „nationalliberalen" Vereins in der mecklenburgischen Frage mit der Politik der nationalliberalen mecklenburgischen Abgeordneten identisch sei, als „irrthümlich und jeder thatsächlichen Unterlage entbehrend" bezeichnet. Hiermit scheint auch für den bevorstehenden Wahlfeldzug das Urtheil über das Vorgehen dieser „Nationalliberalen" gesprochen zu sein, welche durch die Spaltung, die sie wenigstens in dem einen Wahlkreise wiederholt herbeizuführen suchen, der liberalen Sache nur schaden können.

Die ſocialdemokratiſche Partei, durch fremde Agitatoren auch in Mecklenburg ſchon vor Jahren ins Leben gerufen, wird auch bei den nächſten Wahlen vorausſichtlich in einigen Städten es wieder zu einer größeren Anzahl Stimmen bringen; ſie hat aber für das Land bisher nicht die Bedeutung erlangt, welche es rechtfertigen könnte, ſich in dieſem Zuſammenhange mit ihr weiter zu beſchäftigen, und ſie ſteht überdies als Partei nicht auf mecklenburgiſchem Boden.

Aus einem entlegenen Winkel deutſcher Erde.

Von Friedrich Weber.

Unter den Städten, welche in Deutſchland den baulichen Charakter des Mittelalters noch am meiſten gewahrt haben, ſteht Rotenburg ob der Tauber obenan. „Ob" der Tauber heißt die Stadt mit gutem Grund; denn ſie liegt ſchwindelnd hoch über dem Flüßchen auf einem ſteil abfallenden Plateau, deſſen ſchroffe Zugänge noch heute ſchwer mit Wagen zu erklimmen ſind. Ein frommer eingeborener Dichter hat vor langen Jahren ſchon entdeckt, daß die Stadt eine wunderbare Aehnlichkeit der landſchaftlichen Lage mit Jeruſalem beſitze, und belehrt uns in treuherzigen Knittelverſen, daß man gar nicht nöthig habe, die beſchwerliche und koſtſpielige Pilgerfahrt ins heilige Land zu machen, da ein Beſuch der guten Stadt Rotenburg ganz dieſelben Dienſte thue.

Schon dieſe Lage auf der ſteilen Höhe, an dem unſchiffbaren Flüßchen beweiſt, daß die Stadt, wenn gleich die große Weltſtraße von Augsburg und Ulm nach Würzburg und dem Norden hier vorüberführte, nicht auf den Handel angewieſen war. Der Waarenhandel iſt — ein ſeltener Vorgang in der deutſchen Städtegeſchichte — den Rathsbürgern ſtets verboten geweſen; nur die Landwirthſchaft in der kornreichen Umgegend galt als würdige Beſchäftigung der ehrbaren Geſchlechter. So iſt es denn auch nicht die Handelsgröße, nicht die Wohlhabenheit, nicht die Intelligenz des ſtädtiſchen Bürgerthums alter Zeit, was uns hier entgegentritt. Nein, wie ſie daliegt auf der ſteilen Höhe, noch heutigen Tages rundum von einer gewaltigen Ringmauer umgeben, mit einem ſtarrenden Walde quaderfeſter finſterer Thürme iſt ſie die Repräſentantin des deutſchen Bürgerthums in ſeiner kampfmuthigen Wehrhaftigkeit und ſeinem trotzigen Freiheitsdrange. Und ſo auch die Geſchichte der Stadt. Die Bürger begegnen uns mehr auf kriegeriſchen Pfaden als auf denen ſtillen friedlichen Schaffens. Die dem fränkiſchen Volksſtamme innewohnende Beweglichkeit, Unruhe, Neuerungsluſt kam hier ganz beſonders

Digitized by Google

zur Entfaltung, während in anderen Mittelpuncten fränkischen Städtelebens, wie in Nürnberg und Würzburg, theils die materiellen Interessen des Handels, theils die geisterdrückende Bischofsherrschaft vielfach die freie Regung in politischen Dingen niederhielt.

Bis in die graueste Vorzeit führt die Sage der Stadt zurück, auf den mythischen Frankenherzog Pharamund. Den Pharamundsthurm, der noch zu Anfang unseres Jahrhunderts an jenen altersgrauen Helden erinnerte, hat freilich nach dem Untergang der Souveränetät ein baierischer Weginspector von dem praktischen Gesichtspunct des bequemen Straßenpflastermaterials betrachtet und dem entsprechend verwendet, wie denn auch an anderen Bauwerken der Stadt die damalige baierische Bureaukratie bewies, daß sie nicht im mindesten von sentimentaler Romantik angekränkelt war. Von mythischem auf historischen Boden leitet uns eine Anzahl frommer Klausner, die an dem schönen Waldhange behaglich sich niederließen und ihr gottgefälliges Wesen trieben. Sie lebten schlecht und recht, wie andere Heilige auch, ohne daß gerade tiefgehende Spuren der ersprießlichen Wirksamkeit dieser beschaulichen Waldbrüder in der Geschichte verzeichnet wären. Nur Einer, der heilige Kobol, hat sein Gedächtniß auch außerhalb der Acta Sanctorum fortgepflanzt durch ein über seinem seligen Gebein errichtetes Kirchlein, das, eine Perle gothischer Architektur, tief unten im Thale liegt und von wunderbarem Frieden umschwebt ist.

Aber die Zeit, da die Heiligen in Deutschland en vogue waren, dauerte nicht lange. Bald tönt die alte Burg, an die sich die früheste Geschichte der Stadt anknüpft und deren Ueberreste noch jetzt den gewaltigen Umfang dieser Reste erkennen lassen, von Schwerterklirren und Schlachtenlärm. An diesen starken Mauern haben sich schon die Ungarn wiederholt blutige Köpfe geholt; jener Konrad der Rothe, der in der Schlacht auf dem Lechfeld so tapfer stritt und fiel, soll hier einen Sitz gehabt haben. Dann kam die Burg an die Hohenstaufen; der Sohn Kaiser Konrad III., jener Herzog Friedrich, der den Rothbart in den Sonnenbrand und das Sumpffieber Wälschlands begleitete und dort vielbeklagt an der Pest verblich, führt auch den Namen des Rotenburgers. Jetzt ist der Burgraum in einen schattigen Park mit vereinzeltem Mauerwerk umgewandelt, in dessen Mitte eine Spitzsäule an ein Dutzend wackerer Rotenburger erinnert, die das tapfere Herz der alten Reichsstädter im jüngsten Krieg gegen Frankreich durch ihren Tod bewährten.

Um diese Burg erwuchs dann die Stadt, schon in der Hohenstaufenzeit reichsfrei. Ihre Blüthe fällt in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert und knüpft sich vorzugsweise an einen gewaltigen Mann, dessen Namen in der deutschen Geschichte mehr als billig verschollen ist: es ist der Bürgermeister Heinrich Toppler, der um die Wende beider Zeiten mit eiserner Hand

das Regiment führte. Wer kennt heute noch dieſen Mann! Und doch war er einſt am Kaiſerhofe in Wien und Prag ſo gut geachtet und gefürchtet, wie in den Biſchofspaläſten, Fürſtenſchlöſſern und Ritterburgen ringsum in ganz Süddeutſchland. Er erinnert wohl, wenn gleich die Verhältniſſe der kleinen Tauberſtadt auch in der Zeit der höchſten Blüthe nicht an die gewaltige nordiſche Seefeſte heranreichen, an den Jürgen Wullenwever in Lübeck. Gleich ihm trug ſich Toppler mit großartigen politiſchen Plänen, die ſich weit über den Umfang der ſtädtiſchen Ringmauern erſtreckten, zugleich aber mehr praktiſche Erfolge hatten, als die überſpannten Träume ſeines hanſeatiſchen Amtsbruders; gleich ihm fand er einen hochtragiſchen Tod mitten in ſeinem kühnen Streben. Ihm verdankte die Stadt eine ſehr bedeutende Gebietserweiterung, eine Reihe der großartigſten Bauten und vor Allem einen weit und breit im deutſchen Reich hochangeſehenen Namen. Es war die Zeit der Städtekriege, da die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Republiken mit Fürſten und Adel in nimmerendenden Fehden lagen. Und da war keine ſtreitbarer und raufluſtiger als die Tauberſtadt unter Topplers Regiment. Lag ſie doch mitten zwiſchen biſchöflich-würzburgiſchem, markgräflich-ansbachſchem, gräflich-württembergiſchem Gebiet und ringsum wohnte eine mächtige und reiche Ritterſchaft, wie die Seckendorf und namentlich die Hohenlohe. Die letzteren haben noch heute die alten Beſitzungen; Schillingsfürſt, der Stammſitz unſeres Botſchafters in Paris, ragt unweit der Stadt mit ſeinen ſchimmernden Zinnen über die Höhe herüber. In ſolcher Umgebung war Hader und Fehde genug, und Heinrich Toppler war nicht der Mann, dem aus dem Wege zu gehen. Jahr für Jahr ſchlug ſich das wackere Stadthaupt mit den hochadeligen Feinden herum, und manche tapfere Kriegsthat verzeichnen die Chroniken; bis an den Rhein zog er mit ſeiner Stadtmiliz, Ritterburgen zu brechen. An Reichthum und Anſehen ragte der Mann über Alle hervor; noch ſteht in der Niederung vor der Stadt, inmitten ſeines großen ländlichen Beſitzes, ſein Landhaus, das Topplerſchlößchen, ein ſeltſam thurmartiges, zur Vertheidigung eingerichtetes, freilich höchſt beſcheidenes Gebäude.

Allein der Mann war zu groß geworden; der Neid und Haß ſeiner Mitbürger untergrub ihm den Boden unter den Füßen. Die tragiſche Geſchichte ſeines Falles iſt außerordentlich dunkel und ſagenentſtellt. Oeffentlich gab man ihm ſchuld, durch die Ergebenheit an Kaiſer Wenzel auch nach deſſen Abſetzung eine verderbliche Politik getrieben zu haben, oder man klagte ihn auch des hochverrätheriſchen Strebens an, die Freiheit der Stadt zu vernichten, ſie dem Markgrafen von Ansbach in die Hände ſpielen zu wollen. Er ſollte darum den Wiederaufbau eines eingefallenen Stückes der Stadtmauer verhindert haben. Eine ſpätere Erzählung benutzte das Wappen des Mannes zu einer anekdotenhaften Geſchichte. Daſſelbe weiſt (wie denn „Doppeln"

Digitized by Google

noch heutzutage vielfach für „Würfeln" gebraucht wird) zwei Würfel auf, deren einer fünf, der andere ſechs Augen zeigt. Mit dem Markgrafen ſollte er um den Beſitz der Stadt geſpielt und dieſer die elf Augen mit zwölf überworfen haben. Wie man officiell das ſchmachvolle Verfahren rechtfertigen mochte, iſt im Grunde einerlei; der verdiente Bürgermeiſter fiel eben, wie ſo viele andere große Männer, durch den Neid kleiner und enger Seelen und Gott weiß was für wüſte Stadtcabalen. Genug, Toppler iſt elendiglich Hungers geſtorben oder ſonſt gräßlich verkommen im tiefſten und dunkelſten Kerkerloch der guten Stadt, wie denn ähnliche grauſige Vorgänge ſich in den unheimlichen Kellergeſchoſſen mancher dieſer finſtern undurchdringlichen Thürme zutrugen. Das Volk ſpann die tragiſche Geſchichte noch weiter aus: die Angehörigen des armen Gefangenen, ſo erzählte es, hatten ſich mit furchtbarer Anſtrengung von ſeinem nahen Wohnhauſe bis zu dem Verließ unter der Erde einen Gang gebrochen; aber ſie fanden den Vater in den letzten Zügen. Noch ſieht man — wenn man bei dem ſtockfinſtern Gelaß ſo ſagen darf — den tiefen und engen Raum unter dem Rathhaus, wo Toppler endete.

Bald nach des großen Bürgermeiſters Tode beginnt die Blüthe Rotenburgs zu ſinken. Es erhebt ſich jetzt der innere Hader; die Zünfte ſtehen auf gegen das patriciſche Regiment der „Ehrbaren" und erlangen Antheil am Rath; alte Geſchlechter wandern aus. Das Ueberſtrömen des demokratiſchen Geiſtes hat die Stadt noch früher als andere zu Grunde gerichtet. Es kam die Reformation. Den Gottesdienſt der Stadt hatten die Deutſchherren unter ſich, deren Gebiet um das nahe Mergentheim dicht an die Rotenburger Landesgrenze heranreichte. Noch iſt ihr Spital in Rotenburg wohlerhalten, ein großartiger Häuſercomplex, der uns den urſprünglichen Beruf dieſer Rittergeſellſchaft zur Krankenpflege anſchaulich und imponirend vor die Seele ruft. Gegründet für Pilgrime zum heiligen Grab und nach Rom, ſodann für Arme und Kranke jeder Art, ſoll es eine Muſteranſtalt geweſen ſein und ein für das Krankenweſen des Mittelalters höchſt charakteriſtiſches Inſtitut. So verſichert uns der treffliche Geſchichtsforſcher Benſen, der über dieſes und andere hiſtoriſche Denkmäler ſeiner Vaterſtadt wohl ein Dutzend gelehrter Werke verfaßt hat. Die geiſtliche Seelſorge dieſer Deutſchherren aber vermochte die Rotenburger nicht vom begeiſterten Anſchluß an die Reformation abzuhalten. Darin ſtimmten ſie freilich mit dem ganzen deutſchen Bürgerthum überein; eigenthümlich aber iſt der Enthuſiasmus der Stadt für die extremen Richtungen der Reformation, die ſchließlich in der großen ſocialen Revolution des Bauernkrieges eine ſo erſchütternde Kataſtrophe fanden. Jene Gegenden im Tauber- und Neckargrund waren ja vorzüglich der Sitz der Bewegung. Der offene Bund einer mächtigen Reichsſtadt mit den aufſtändiſchen Bauern war aber doch ein befremdliches Ereigniß. Freilich hatten

der berühmte Dr. Karlſtadt, Stephan von Menzingen, ein heruntergekommener Ritter und andere wüſte Schwarmgeiſter den Boden trefflich vorbereitet. Der ehrbare Rath und die alte Stadtverfaſſung wurden nun vollends über den Haufen geworfen und das neue Demokratenregiment eingeführt. Der „ſchwarze Haufen" der Rotenburger war die beſte Kriegstruppe der Bauern und vor dem ſtädtiſchen Geſchütz erdröhnten die Mauern des Marienberges bei Würzburg. Allein dem Rauſch folgte bald eine ſchreckliche Ernüchterung. Die Bauern wurden geſchlagen, die Stadt fiel, der grauſame Markgraf Kaſimir von Ansbach hielt vor dem Rathhaus ein fürchterlich Gericht, daß das Blut wie ein Bach die ſteile Schmiedgaſſe hinabfloß, wie die Stadtchronik klagt.

Seitdem war es mit der Blüthe Rotenburgs vorbei und der dreißigjährige Krieg, der ja alles Leben ertödtete, gab ihr vollends den Reſt. Tilly, Pappenheim, Guſtav Adolf, Johann von Werth, Piccolomini, Turenne beläſtigten nach einander die Stadt mit Belagerungen und Beſchießungen, mit Durchzügen und Erpreſſungen. Die tillyſchen Kugelſpuren ſieht man noch deutlich an vielen Stellen der Mauer. Die Stadt hatte ſich wacker gehalten und der grimme Tilly war äußerſt erboſt, als er ihrer endlich Herr geworden. Der ganze Rath ſollte mit dem Kopfe büßen und Bezold, der Bürgermeiſter, mußte ſelbſt den Henker holen. Während er ſeinen ſauern Gang ging, reichte man dem Feldherrn und ſeinen Officieren einen Trunk Tauberweines. Als ſie ſich nun an den feurigen Saft gelabt, überkam ſelbſt den Tilly ein menſchliches Rühren und er ſprach halb ſcherzend, ſo einer der ehrbaren Herren den Humpen auf einen Zug leeren könne, ſolle ihnen allen das Leben geſchenkt ſein. Die Rathsherren aber erſchraken trotz ihrer Todesangſt vor ſolcher Zumuthung; denn das artige Gefäß hielt nicht minder denn zwölf baieriſche Schoppen. Nur Einer, der Altbürgermeiſter Nuſch, verzagte nicht, ſondern machte ſich an die Arbeit, und ſiehe da! er leerte den Rieſenpocal und rettete ſeinen Genoſſen das Leben. Auch dein Name, o Heinrich Nuſch, ſollte nicht in der Geſchichte wackerer deutſcher Stadtbürger vergeſſen ſein! Man kann ſeinem Vaterlande auf die mannichfachſte Weiſe dienen; du haſt dir durch deinen tiefen Zug die Bürgerkrone erworben. „Es hat ihm auch nicht geſchadet", bemerkt die Chronik, gewiß zu allſeitiger Beruhigung, zu dieſer wackeren Zecherthat. Noch ſieht man den hiſtoriſchen Pocal bei einem Nachkommen des weinfrohen Bürgermeiſters und ſein behäbiges Antlitz in der Rathskanzlei.

Dieſer ſchwere Schluck von Rotenburg war die letzte rühmliche That der Stadt; von da ab theilt ſie den ganzen Jammer, der das reichsſtädtiſche Weſen ſo verächtlich und lächerlich gemacht hat; die Exiſtenz, die dieſer ſouveräne Staat noch anderthalb Jahrhundert führte, hat kein weiteres Intereſſe;

Digitized by Google

ſeit dem Reichsdeputationshauptſchluß iſt Rotenburg baieriſch, das Landgebiet zum großen Theil württembergiſch.

Das iſt etwa die Geſchichte der Stadt, und von jedem einzelnen Zug des Bildes ſind noch die prächtigſten hiſtoriſchen Denkmäler vorhanden. Da iſt vor Allem der gewaltige Doppelbau des Rathhauſes, halb Renaiſſance, halb Gothik, mit dem himmelanſtrebenden Thurme und davor der mächtige Brunnen, wie ihn Nürnberg nicht zierlicher und impoſanter aufzuweiſen hat. Da iſt die Hauptkirche St. Jacob, eine doppelthürmige gothiſche Kathedrale mit den farbenprächtigſten Glasmalereien und werthvollen Altarbildern der alten Meiſter Wohlgemuth und Herrlein, ein Bau, der ſich an architektoniſcher Schönheit und Macht faſt mit den vielbewunderten Domen der rheiniſchen Biſchofsſtädte vergleichen kann. Da iſt die „Herrengaſſe", das alte Patricierquartier mit den hochgiebeligen, erker- und wappengeſchmückten Häuſern, in deren Innern eine Fülle zierlicher Schnitzereien, kunſtvoller Kamine, Decken Treppen, altmodiſch-merkwürdigen Hausraths aller Art. Das häusliche Leben einer mittelalterlichen Bürgerfamilie tritt uns nirgends unmittelbarer und anſchaulicher entgegen als in dieſen ſchmucken und doch ſo winklich engen Gebäuden, wo ſozuſagen die Stühle noch an demſelben Platze ſtehen wie vor etlichen hundert Jahren. In der Einheitlichkeit und Harmonie des ganzen Eindrucks iſt Rotenburg ſelbſt dem vielgeprieſenen Nürnberg überlegen; vollſtändig wie nirgends anders iſt hier der Typus einer bald halbtauſendjährigen Vergangenheit bewahrt; keine Spur moderner Bauten und Einrichtungen ſtört das bezaubernde Bild einer leibhaftig vor uns tretenden Stadt aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Faſt wundern wir uns, daß nicht auch die menſchliche Scenerie in das fremdartig altmodiſche Gemälde aus Urvätertagen paßt, daß nicht ein Trupp Landsknechte um die Ecke biegt oder Männer in altfränkiſcher Bürgertracht mit Baretten, ſteifen Halskrauſen und güldenen Rathsketten. Blicke voll feſſelndſten architektoniſchen Reizes und voll maleriſcher Wirkung eröffnen ſich auf Schritt und Tritt beim Wandern durch die ſtillen Straßen, und dabei ſchwebt um alle dieſe trotzigen Thürme und Thore und Mauern, dieſe zierlich-ſtolzen Kirchen und Stadthäuſer ein eigenthümlich wehmüthiger Zauber vergangener Herrlichkeit, erſtarrten hiſtoriſchen Lebens, ein Städtebild, wie es ſtilvoller, einheitlicher und anmuthender nicht gedacht werden kann.

Das Festspiel in Bayreuth.

V.

Von Franz Gehring.

Als Siegfried auf den Rath des Waldvogels vom Schatze des von ihm getödteten Lindwurms Fafner Tarnhelm und Ring mitnahm, wußte er nicht, was sie ihm nützen sollen:

Doch nahm ich euch (Tarnhelm und Ring)
Aus des Horts gehäuftem Gold,
Weil guter Rath mir es rieth.
So taug eure Zier!
Als des Tages Zeuge,
Mich mahne der Tand,
Daß ich kämpfend Fafner erlegt,
Doch das Fürchten noch nicht gelernt.

Das Fürchten lehrt ihn die schlafende Brünnhilde, in dem Moment, als er an ihren Busen seine Stirn drückt.

„O Mutter, Mutter, (ruft er aus)
Dein muthiges Kind!
Im Schlafe liegt eine Frau: —
Die hat ihn das Fürchten gelehrt! —

In dem Vorspiele zur „Götterdämmerung" giebt er beim Abschiede Brünnhilden den Ring mit den Worten:

Was der Thaten je ich schuf
Deß' Tugend schließt er ein;
Ich erschlug einen wilden Wurm,
Der grimmig lang ihn bewahrt,
Nun wahre Du seine Kraft
Als Weihegruß meiner Treu!

Deutlich ist hier ausgesprochen, daß Siegfried die Kraft des Ringes nur symbolisch auffaßt und ihn auch als Symbol seiner Treue zu Brünnhilden dieser überreicht.

Brünnhilde hingegen weiß an dem Ringe die doppelte Eigenschaft zu schätzen; erstens, daß es der Ring Alberichs ist (Waltraute, die Walküre, ruft ihr dieses, was sie durch Wotan weiß, noch in Erinnerung), zweitens, daß der Ring das Symbol der Treue Siegfrieds ist. Letzteres gilt ihr mehr als Alles:

Mehr als Walhalls Wonne,
Mehr als der Ewigen Ruhm
Ist mir der Ring;

Digitized by Google

Ein Blick auf sein helles Gold,
Ein Blitz aus dem hehren Glanz —
Gilt mir werther
Als aller Götter
Ewig währendes Glück.
Denn selig aus ihm
Leuchtet mir Siegfried's Liebe:
Siegfried's Liebe
— o ließ' sich die Wonne Dir sagen! —
sie — wahrt mir der Reif.

So ruft sie aus, als Waltraute sie überreden will, ihr den Ring, nach dessen Besitz Wotan, wie wir wissen, strebt, zu geben, um ihn Wotan zu bringen. Sie verabschiedet Waltraute mit den Worten:

„Geh' heim zu der Götter
Heil'gem Rath;
Von meinem Ringe
Raun' ihnen zu:
Die Liebe ließe ich nicht
Mir nehmen; nie, sie die Liebe
Stürzt auch in Trümmern
Walhall's strahlende Pracht!"

Siegfried ist inzwischen „zu neuen Thaten" in die Lande gezogen und hat Brünnhilde unter dem Schutze der „wabernden Lohe" zurückgelassen. Während die Scene von dem Dampfe der wabernden Lohe erfüllt wird, welche Siegfried durchschreitet und während eine Verwandlung vorbereitet wird, schildert die Musik Siegfrieds Heldenzug: das ist eine der musikalisch herrlichsten Stellen des Werkes: die Töne wogen und brausen mächtig, dazwischen erklingt Siegfrieds Horn — die verschiedenen Motive des Liebesduettes lösen einander ab und sind zusammen verarbeitet; auch das Rauschen des Rheines und das Glitzern seiner Fluthen, wie es im „Rheingolde" vorkommt, wird durch die musikalischen Motive, die dort auftraten, dem Zuhörer in Erinnerung gebracht, und den Gesang der Rheintöchter ahmen die Instrumente nach. Dunkler und dunkler wird die Klangfarbe der Musik. Siegfried naht dem für ihn unheilvollen Strande und schon erklingen in charakterisirendem Tongemälde die Motive der dämonischen Gewalt von Hagen, dem Sohne Alberichs, der dann mit Gunther, dem Könige der Gibichungen, und dessen Schwester Gutrune in der Halle am Rhein sitzend, selbst sichtbar wird; sie schmieden den Plan, Siegfried durch einen Zaubertrank zu berücken, daß er Brünnhilden vergißt. Hagen will den Ring rauben; er wählt sich als seine Genossen den König und seine Schwester, letztere soll Siegfrieds Gemahlin und der König Brünnhildens Gemahl werden. Siegfried kommt an den Hof des Königs. Er erfährt durch Hagen, den Sohn Alberichs und Chriemhildens,

Digitized by Google

zugleich Halbbruder des Königs Gunther, von der geheimen Zauberkraft, welche dem Tarnhelm innewohnt:

„Den Tarnhelm kenn' ich! (sagt Hagen)
Der Niblungen künstliches Werk,
Er taugt, bedeckt er Dein Haupt
Dir zu tauschen jede Gestalt;
Verlangt Dich's an fernsten Ort,
Er entführt flugs Dich dahin." —

Auf die Frage Hagens „sonst nichts entnahmst du dem Hort?" antwortet Siegfried „einen Ring"; Hagen „den hütest du wohl?" — Siegfried „den hütet ein hehres Weib". Hagen (für sich) „Brünnhilde!" Er weiß nunmehr, daß seinem Plane, den Ring für seinen Vater Alberich zu gewinnen, die directe Einwirkung Siegfrieds, der ja ohne den Ring nach Gibichungenland gekommen ist, nicht entgegensteht. Wenn nur erst Brünnhilde Gunthers Weib ist, dann ist der Plan schon halb gelungen: Brünnhilde, die Besitzerin des Ringes, ist dann nämlich außerhalb des Schutzes der „wabernden Lohe" und ganz und gar in die Welt der Menschen eingetreten und ihren Ränken preisgegeben. Siegfried, dem starken Helden, allein ist es vergönnt, diese Lohe unversehrt zu durchdringen. Um nun Brünnhilden für Gunther zu gewinnen, bedarf es also Siegfrieds. Dieser muß Brünnhildens vergessen und, damit der Plan desto sicherer gelinge, sofort zu Gutrunen in heftiger Liebe entbrennen. Deshalb läßt ihm Hagen durch Gutrune einen Zaubertrank reichen, den Chriemhild, Hagens Mutter, gemischt hat. Der Zaubertrank, vor dessen Genusse Siegfried noch Brünnhildens gedenkt, hat die jähe Wirkung, jede Erinnerung an Brünnhilden in ihm zu erlöschen. Er reicht Gutrunen das leere Trinkhorn zurück; sein Blick streift ihre Augen, welche Gutrune verwirrt niederschlägt; die Leidenschaft entbrennt schnell in ihm und mit feurigem Ungestüm, sie bei der Hand fassend, ruft er ihr zu:

Deinem Bruder bot ich mich zum Mann;
Der stolze schlug mich aus,
Trügst Du, wie er, mir Uebermuth,
Böt ich mich Dir zum Bund?

Gutrune schwankt von dannen, bestürzt über die gewaltige Wirkung des Trankes, den sie selbst Siegfrieden credenzt hat. Es bedarf jetzt nur der Erwähnung Brünnhildens, welche König Gunther sich zur Frau wünscht, welche aber selbst nicht freien kann, weil sie vom Feuer geschützt ist, um Siegfrieds Thatenlust wachzurufen und sich als Freier an Gunthers Stelle anzubieten; als Lohn bedingt er sich Gutrune aus. Sofort faßt er den Plan, mit Hülfe des Tarnhelms, dessen Geheimniß ihm Hagen verrathen hat, in Gunthers Gestalt nach Brünnhildens Felsensitz zu eilen und sie für seinen

Digitized by Google

Freund, mit dem er Blutbrüderschaft getrunken, nach Gibichungenland zu holen.

Statt der psychologischen Entwickelung des tragischen Vorganges ist hier, der mechanische Vorgang des Zaubertranks zur Anwendung gebracht. Das ist es, was so viele Zuhörer stutzig gemacht und für dieselben die nun folgende psychologische Entwickelung illusorisch gemacht hat. Ungewöhnlich ist in der That diese dramatische Praxis: dem Faß den Boden einzuschlagen, mittelst der Wirkung eines Zaubertrankes, im Drama den Strom der menschlichen Leidenschaften zu entfesseln, mittelst eines Vorganges, dessen Bedeutung wir auf Treu und Glauben hinnehmen müssen, das kennt die Literatur der neueren Zeit nicht. Im griechischen Alterthume indessen, in den Tragödien der besten Zeit finden sich evidente Analoge jenes Vorganges und doch haben wir glücklicherweise in Folge unserer Erziehung niemals darüber gegrübelt, wie unmenschlich, widernatürlich und roh es sei, dieselben einzuführen. Wer in aller Welt will uns die Ueberzeugung beibringen, daß Oedipus seinen Vater Laïos und seine Mutter Jokaste nicht erkannt habe, als er, zum Elternhause heimkehrend, die unerhörtesten Verbrechen an ihnen beging. Das müssen wir einfach glauben und wenn wir es nicht glauben, so total unwahrscheinlich es uns auch heute vorkommen mag, so haben wir uns damit unfähig gemacht, unsere volle Sympathie dem antiken Helden zu widmen. Der ganze große Jammer seines Geschickes, das durch eine unbewußte Schuld hervorgerufen wird, muß uns unverständlich bleiben — wir können nicht davon gerührt werden. Nun frage ich, wie soll mitten in die Tragödie von Siegfried und Brünnhilden hinein das Fatum eingeführt werden, welches Siegfried für den eignen Freund und Blutbruder die eigne Braut freien läßt, wie soll es anders eingeführt werden — als durch ein übernatürliches Agens, dem von Außen her (durch Gutrune) der Dichter zu Hülfe kommt, um es uns plausibel zu machen. Hat nicht vielmehr Richard Wagner gerade durch Einführung des Vergessenheitstrankes, auf dessen Wirkung wir hinlänglich und deutlich vorbereitet werden, unsere volle Sympathie für Siegfried aufrecht erhalten. Was hätte eine psychologische Motivirung von Siegfrieds Untreue anders bewirken können, als uns nur darüber hinwegzutäuschen, daß natürgemäß innerlich in uns Abscheu und Widerwillen gegen den seiner Eide und Pflichten vergessenen Mann entstehen mußte. Hat es nicht etwas außerordentlich Versöhnliches, daß wir den unbefangen mit Thatendurst in die verschlungenen Pfade dieser Welt zum ersten Male eintretenden Helden der Macht des Geschickes sofort zum Opfer fallen sehen, welches ihm die drei gewissermaßen am Wege lagernden Halbgeschwister Hagen, Gutrune und Gunther bereiten, anstatt daß wir allmählich (denn anders könnte es doch nicht geschehen) durch psychologische Vorgänge vorbereitet werden auf die Katastrophe am Brünnhildenstein. Denn

ohne diese ist doch nun einmal der ganze weitere Verlauf des Dramas nicht denkbar. Zu Siegfrieds unbewußter Schuld häuft sich sofort eine bewußte: die Täuschung Brünnhildens, welche Siegfried an Stelle Gunthers freit; der Held wird mit eiserner Consequenz dazu gedrängt: sein tragisches Geschick, daß er Brünnhilden gänzlich vergessen muß, ruft in uns desto tieferes Mitleiden hervor, als er seinem Blutbruder Gunther Treue geschworen und daher die größte Untreue gegen Brünnhilde zu begehen sich genöthigt sieht. Die Einführung des Zaubertrankes ist daher nicht nur symbolisch aufzufassen als eine Art Deus ex machina, sondern als ein für das Verständniß wohl vorbereitetes, wenn auch gewaltsam eingeführtes dramatisches Factum, welches den freien Helden Siegfried unfrei macht, welches ihm nicht die Freiheit des Handelns, wie es scheinbar der Fall ist, vergrößert, sondern verringert. Indem es in der Seele des Zuhörers auf- und abwogt, um wie viel und wie wenig hier die Wage schwankt, entsteht in ihr ein Spiegelbild jenes tragischen Conflictes. Freilich verlangt Wagners Werk vom Zuhörer, daß er eine feiner und geistiger angelegte Natur sei, als die meisten Opernbesucher, welche nur nach sinnlichem Rausche durch Musik und Scenerie, höchstens nach einer Unterhaltung streben, bei der möglichst wenig zu denken, desto mehr aber zu sehen ist.

Unser Widerstreben gegen das Gewaltsame dieses Vorgehens von Seiten Wagners, welcher hier jede übliche psychologische Motivirung vermeidet, erinnert an den einen analogen rein musikalischen Vorgang, der uns heute so geläufig ist, daß wir seiner kaum achten. Und doch sind es kaum dritthalb Jahrhunderte her, daß man die heftige Dissonanz des Septimenaccordes zum ersten Male unvorbereitet zu bringen wagte. Ebenso wie uns nach der unvorbereitet eingeführten grellen Dissonanz die Consonanz unserm Ohre nur wohlthätiger denn je erscheint, ebenso gewinnt in Wagners Musikdrama die psychologische Entwicklung nach dem jäh eingeführten Vergessenheitstranke für uns neues Interesse und die beiden Heldenfiguren Siegfrieds und Brünnhildens werden uns in Folge dieses neuen Impulses noch sympathischer, als sie es vorher waren. Bewundern aber müssen wir, wie es Wagner gelungen ist, von uns jede unbehagliche und abschreckende Anwandlung über Siegfrieds unbewußte Schuld abzuwenden. Man denke sich selbst im zweiten Aufzuge der „Götterdämmerung", wenn Siegfried sein Freien um Brünnhilde vor versammeltem Volke leugnet, nur einen Moment an Siegfrieds Lauterkeit und Reinheit zweifelnd, und von dem großen Helden bleibt nichts als ein triviales schwächliches Wesen übrig, das an Kläglichkeit seines Gleichen suchen könnte. So aber kommen wir über diese für den Dichter gefährlichste Klippe durch die Einführung des Vergessenheitstrankes unbewußt hinweg, und nur wegen der tragisch motivirten Täuschung des Weibes grollen wir dem Helden. Freilich

Digitized by Google

ist es auch die Musik, deren Mithülfe kein unbedeutendes Theil des Verdienstes davon zufällt, daß der wundersame Vorgang uns versinnbildlicht wird. Sie mildert den plötzlichen Uebergang zum grellen Herausschlagen der leidenschaftlichen Flammen, wie er nicht anders in Worten ausdrückbar ist und giebt den Darstellern des Siegfried und der Gutrune Gelegenheit, durch stummes Spiel die Illusion bei dem Zuschauer vollständig zu machen. Wie sie einerseits durch die Leitmotive der Liebesscene aus „Siegfried" noch einmal lebhaft das Bild Brünnhildens dem Zuhörer vor die Seele ruft, so gelingt es ihr andrerseits durch geheimnißvoll klingende Wendungen von Melodie und Harmonie das Ohr zu bestricken und das Augenmerk dem wirklichen Vorgange auf der Bühne zuzuwenden.

Während Siegfried und Gunther sich auf den Weg machen, um Brünnhilden als Gunthers Gemahlin heimzuholen, hält Hagen Wacht in des Königs Halle. Brünnhilde, welche die Liebe höher achtet als Walhalls strahlende Pracht und den Ring als Siegfrieds Liebespfand bewahrt, erwartet in ihrem Felsensaal Siegfried; es erscheint vor ihr Siegfried in Gunthers Gestalt. Er bedeutet ihr, daß sie ihm als Frau folgen müsse. In Verzweiflung ausbrechend, ruft sie Wotan, den ergrimmten, grausamen Gott an

Weh, nun ersah ich
Der Strafe Sinn
Zu Hohn und Jammer
Jagst du mich hin.

Brünnhilde, mit des Ringes Macht vertraut, hofft darauf; doch Siegfried entreißt ihr den Ring. Mit einem lauten Schrei sinkt Brünnhilde zusammen. „Was könntest Du wehren, elendes Weib?" ruft sie sich selbst zu, indem sie dem Pseudo-Gunther folgt, der ihr Lager von dem seinigen durch das Schwert Nothung trennt. Im zweiten Acte finden wir zunächst vor der Gibichungen Halle Alberich, seinen Sohn Hagen aus dem Schlafe rüttelnd, um ihn zu ermuntern, daß er des Ringes nicht vergesse: ein schauerliches Nachtbild, welches durch die vortreffliche Darstellung der Herren Hill (Alberich) und Siehr (Hagen) ergreifend wirkte. Wie es Tag wird, was scenisch meisterhaft gelang, hört man das Horn Siegfrieds und bald erscheint dieser selbst, Hagen und Gutrunen das Gelingen des Planes ankündigend.

Während das Liebespaar Siegfried und Gutrune die Vorbereitungen zur Hochzeit trifft, ruft Hagen die Mannen der Gibichungen zusammen und verkündigt ihnen, daß Gunther mit seiner Braut herannahe. Sie bewillkommnen das königliche Paar; die Begrüßung ist ein Musikstück von herrlicher Wirkung — es strahlt und prangt alles in Freude; auch Siegfried ist mit Gutrune herangetreten. Brünnhilde erkennt ihn — sie sinkt zusammen, Siegfried stützt sie: indem Siegfried auf Gunther deutet, erkennt Brünnhilde an einem

Finger Siegfrieds den Ring. Laut zeiht sie ihn des Diebstahls an dem Ringe, nachdem Gunther, über den Verbleib des Ringes in Verwirrung gerathen, keine Auskunft geben kann. Nun empört sich in Brünnhilde das betrogene und verrathene Weib. Ihre leidenschaftlichen Aufschreie: Verrath, Betrug, übertreffen an herzerschütternder Wirkung alles, was bisher auf der Opernbühne dargestellt worden ist. Nur das berühmte Recitativ der Donna Anna im „Don Juan" vor der Rachearie ist jenem Ausbruche der Leidenschaft Brünnhildens an die Seite zu stellen. Und doch können wir der Donna Anna nicht unsere volle Sympathie widmen, weil sie ihr wahres Gefühl das des tiefgekränktes Weibes unter dem Ausdrucke ihrer Rache verbirgt, welche die Tochter und nicht das Weib heraufbeschwört. Donna Anna kann eben, weil es conventionell ist, dem Don Ottavio nicht den wahren Schmerz enthüllen, während Brünnhilde, dieses Ideal eines Weibes, sogar auf die Gefahr ihres augenblicklichen Unterganges hin ausruft:

Wisset denn alle:
Nicht — ihm; (Gunther)
Dem Manne dort
Bin ich vermählt.
Er zwang mir Lust
Und Liebe ab.

Brünnhilde selbst durch absichtlichen oder unabsichtlichen Irrthum geleitet, häuft die Anklagen auf Siegfried:

Du listiger Held,
Sieh', wie Du lügst,
Wie auf dein Schwert
Du schlecht Dich berufst.
Wohl kenn' ich die Schärfe,
Doch kenn' ich auch die Scheide,
Darin so wonnig,
Ruht an der Wand,
Nothung, der treue Freund,
Als die Traute sein Herr sich gefreit.

Nun dringt Gunther in Siegfried, daß er sich von dem Verdachte, die Blutbrüderschaft verletzt zu haben, durch einen Eid reinige. Die Mannen des Königs um seine Ehre besorgt, verlangen dasselbe. Siegfried muß den Eid schwören, und als er im Kreise fragend herumschaut, auf wessen Waffe er schwören solle, verkündet Hagen, der weiß, wie Brünnhilde sich getäuscht hat (denn in jener unseligen Nacht, in welcher Siegfried in Gestalt Gunthers um Brünnhilden gefreit hatte, trennte in der That Nothung das Lager von beiden), daß er seines Speeres Spitze daran wage „sie wahre in Ehren den Eid". Kaum hat Siegfried den Eid geschworen, so reißt Brünnhilde die

Digitized by Google

Hand Siegfrieds vom Speere und faßt mit ihrer Hand die Spitze: sie zeiht Siegfried des Meineides durch einen Gegeneid. Siegfried seiner Unschuld bewußt, fordert großmüthig Gunther auf, er möge seinem Weibe wehren, das schamlos Schande ihm lüge. Mannen und Frauen ladet er zu seinem Hochzeitsmahle; in ausgelassenem Uebermuthe seinen Arm um Gutrune schlingend, kehrt er in die Halle zurück, wohin ihm die Mannen und Frauen folgen. Brünnhilde, welche über dem unerklärlichen Räthsel des ganzen Vorganges brütet, wird von Hagen Rache versprochen. Doch die Liebe zu Siegfried leuchtet in ihr wieder auf. Sie verhöhnt Hagen:

Ein einz'ger Blick
Seines blitzenden Auges,
— das selbst durch die Lügengestalt,
Leuchtend strahlte zu mir. —
Deinen besten Muth
Machte erbangen!

Doch Hagen läßt sich nicht so leicht abschrecken, gilt es doch den Ring und den würde er nach altdeutschem Recht als Beute empfangen. Brünnhilde, wohl wissend, daß nur der Tod ihrem Gemahle fromme, verrieth an Hagen, daß sie Siegfried, den Undankbaren, mit allen ihren Künsten gefeit habe, nur seinem Rücken habe sie den Segen gespart:

Niemals — das wußt' ich
Wich er dem Feind,
Nie reicht er ihm fliehend den Rücken,
An ihm d'rum spart ich den Segen.

Nun weiß Hagen, wo er Siegfried zu treffen hat. Der Tod Siegfrieds wird beschlossen. Gunther, seiner Schuld bewußt, willigt nur ein, weil ihm Hagen zuredet, er gewinne den Ring, wenn er ihn tödte. In diese unheimliche Verschwörung hinein drängt sich der Hochzeitszug Siegfrieds und Gutrunens in grellem Contraste: Siegfried, der stolze Held, der jubelnd in sein Verderben zieht, Gunther, von Gewissensbissen gequält, der grimme Hagen habsüchtig nach dem Ringe, der Hochzeitszug, welch ein lebendiges, farbenreiches Bild! und daneben Brünnhilde, das tiefgekränkte Weib, dessen innerstes Wesen verletzt ist durch die vermeintliche Untreue Siegfrieds, das jetzt nur noch eine Sehnsucht hat, ihn, den theueren Geliebten, dieser ränkevollen und hinterlistigen Welt zu entreißen und mit ihm zu sterben!

Dieser Schluß des zweiten Actes der „Götterdämmerung" gestaltet sich noch besonders imposant durch den Musiker, der die Gegensätze noch schärfer hervortreten zu lassen vermag, als es schon dem Dramatiker gelungen ist. Auge und Ohr verlangen darauf Ruhe und wenn der Vorhang wieder aufgeht, Abwechselung. Diese wird ihnen im Anfange des dritten Actes in an-

genehmster Weise zu Theil. Die Scene der „Rheintöchter", womit dieser Act beginnt, ist eine der lieblichsten, die man sich denken kann. Schon die Scenerie hat etwas Bezauberndes und Anheimelndes. Gegen den Rhein zu öffnet sich ein Waldthal. Auf den Wogen des Rheines tauchen die Rheintöchter empor und wiegen sich auf denselben im Glanze der Frau Sonne, die sie anrufen, sie möge ihnen Siegfried schicken, der ihnen das Rheingold wiedergeben soll. Während sie die lieblichsten Melodieen und Harmonien singen, naht ihnen Siegfried, der auf der Jagd verirrt, an das Rheingestade gelangt. Die Rheintöchter bitten Siegfried um den Ring, sie wollen ihm dafür das Wild geben, welches er vergeblich auf der Jagd verfolgt hat; doch Siegfried ist nicht gestimmt, so wohlfeilen Kaufes den Ring fortzugeben. Die Rheinnixen schelten ihn geizig; das verdrießt ihn, er will ihnen den Ring schenken; doch da werden die Nixen ernsthaft und feierlich und rathen ihm, den Ring zu behalten, bis er das Unheil kenne, welches auf dem Ringe laste. Als sie ihm auf seinen Wunsch erzählt haben, welcher Art der Ring sei — erst hier erfährt Siegfried davon — wird der Held trotzig und spottet des Unheils, von dem die Nixen dann weissagen, daß es ihn treffen werde, wenn er nicht dem Rheine den Ring zurückgäbe. Sie singen:

Leb wohl, Siegfried,
Ein stolzes Weib
Wird he··t' noch Dich beerben

und schwimmen fort, Siegfried seinen Gedanken über der Frauen Art überlassend. Aus diesen Träumereien weckt ihn das Hoiho der Jäger, welche mit ihm ausgezogen sind und ihn während des Jagens aus dem Gesichte verloren haben. Hagen ist an ihrer Spitze. Die Jagdgesellschaft lagert sich in dem Waldthale — die Trinkhörner kreisen. Das scenische Arrangement dieses Bildes war vortrefflich und höchst gelungen — besonders dadurch wirkte es, daß dem Auge auf dem Fußboden kein leerer Raum sichtbar war und dasselbe daher Beschäftigung fand, wohin es blickte. Es will das viel heißen, wenn trotzdem die Scene nicht überladen erscheint. Hagen veranlaßt Siegfried von seinem früheren Leben zu erzählen: Siegfried singt von Mime, von dem Drachen Fafner und von dem Waldvogel. Da mischt ihm Hagen einen zweiten Vergessenheitstrank und in Siegfried erwacht plötzlich die Erinnerung an Brünnhilden; er singt, wie er Brünnhilden erweckt, wie ihn brünstig der schönen Brünnhilde Arm umschlungen habe. In dem Augenblicke fliegen zwei Raben aus dem Busche auf, kreisen über Siegfried und fliegen davon. Hagen ruft Gunther zu „Erräthst Du dieser Raben Geraun'" und stößt mit den Worten „Rache rathen sie mir" seinen Speer in Siegfrieds Rücken. Auf die Frage Gunthers und der Mannen, was er thue, antwortet

Digitized by Google

Hagen „Meineid rächt ich". Siegfrieds Muth verläßt ihn auch im letzten Augenblicke nicht. Er hebt mit beiden Händen seinen Schild hoch empor, um Hagen zu zerschmettern; doch kraftlos entsinkt der Schild seiner Hand: er stürzt zusammen. Die Raben melden Wotan den Untergang Siegfrieds, der seinen Speer überwunden hatte und unter dem Speere Hagens fällt. Noch einmal die Augen aufschlagend, gedenkt Siegfried Brünnhildens und singt rührende Abschiedsworte. Dann stirbt er; die Mannen umstehen die Leiche und erheben sie auf einen Schild, in feierlichem Zuge geleiten sie den todten Mann von dannen, während das Orchester einen erhabenen Trauermarsch spielt.

Siegfrieds Leiche wird in feierlichem Zuge zur Halle der Gibichungen gebracht. Gunther will sich des Ringes bemächtigen; er fällt von Hagens Schwert. Indem aber Hagen den Ring der Leiche rauben will, erhebt diese drohend ihre Hand. In diesem Augenblicke erscheint Brünnhilde, welche durch die Rheintöchter erfahren hat, daß Siegfried sie nicht verrieth, daß der Fluch des Ringes nur gelöst wird, wenn sie denselben dem Rheine zurückgiebt. Sie läßt einen Scheiterhaufen errichten, schwingt sich auf ihr Roß Grane, wirft den Ring in den mächtig fluthenden Rhein und stürzt sich selbst in die Flammen. Auf den Wogen des Rheines erscheinen die Rheintöchter mit dem Ringe, Hagen stürzt sich ihnen nach in die Fluth: die Nixen umschlingen seinen Nacken mit ihren Armen und ziehen ihn in die Tiefe. Auch die Halle ist von dem Feuer des Scheiterhaufens ergriffen worden, sie fällt prasselnd zusammen. Am Himmel erscheint eine röthliche Gluth, man sieht das Innere der brennenden Walhall mit den Göttern und Helden. Ihr Ende — die Götterdämmerung ist da — denn Wotans Speer ist durch Siegfried zersplittert, der Ring dem Rheine wiedergegeben — die Macht der Götter dahin.

Die Composition der „Götterdämmerung" ist erst vor wenigen Jahren vollendet worden. In dem breit und wuchtig auftretenden Musikstile macht sich ein erhabener Ernst geltend. Da sich fast sämmtliche Motive des ganzen Cyclus hier häufen, ist die musikalische Ausführung sehr reich. Wie aber verschiedene Motive, durch den neuen Stil Wagners mit einander verbunden, ein musikalisch einheitliches Ganze bilden, davon bietet sich das schönste Beispiel in dem grandiosen Trauermarsche, mit welchem Siegfrieds Leiche begleitet wird. Es giebt wenige Stücke in der großen Musikliteratur, denen eine solche Kraft, Einfachheit und Würde innewohnt, wie diesem Trauermarsche. Er bildet gewissermaßen den musikalischen Schlußstein in dem gewaltigen Gebäude des Nibelungencyclus, dessen Fundament die Tradition ist, welche die großen Meister früherer Zeiten uns Deutschen hinterlassen haben.

Digitized by Google

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Zur Situation. Die Irrfahrten des Odysseus. — Seit Wochen sind die Blätter voll von Berichten und Schilderungen der Manöver und „Kaisertage", die sich der Reihenfolge nach in allen Gegenden unseres Vaterlandes abspielen. Man darf in diesen ehernen Zeiten, wo jeden Tag ein unvorhergesehenes Ereigniß den wackeligen Weltfrieden zu Fall bringen kann, die Uebung der Waffen nicht vernachlässigen; hoffentlich aber werden diese fingirten Schlachten und feierlichen Paraden noch recht lange die einzigen Beschäftigungen unserer Strategen sein. Der Horizont im Südosten wenigstens färbt sich allmählich etwas freundlicher und es ziehen wohlthuende Friedensklänge durch die Luft. Man kann im Allgemeinen nicht sagen, daß sich in Deutschland große Aufregung über die drohenden Verwickelungen im Orient oder auch nur eine innigere Theilnahme daran kundgegeben hätte; man hatte allgemein das Gefühl, daß wir Deutsche, es mag da unten vorgehen, was da will, doch wohl nicht unsere Haut zu Markte zu tragen haben werden, und dieses Bewußtsein ließ uns die Dinge „kühl bis ans Herz hinan" mitansehen. Unsere Regierung hat kaum ein einziges Mal in dieser ganzen Frage den Mund zu öffnen für nöthig erachtet; der Reichstag, wenn er versammelt gewesen wäre, würde es schwerlich für seine Aufgabe gehalten haben, eine Discussion über die hohe auswärtige Politik zu veranlassen; man kann auch nicht einmal von einer öffentlichen Meinung in dieser Frage reden; der Durchschnittspolitiker hat weder für die Russen noch für die Engländer, weder für die Türken noch für die Serben Sympathie und ereifert sich in Folge dessen auch für keine Seite; von der Mehrzahl der deutschen Blätter wußte man schwer anzugeben, welche orientalische Politik sie treiben; sie registriren einfach die Thatsachen und verurtheilen in demselben Athem den russischen Ehrgeiz und die englischen Krämerseelen, die türkische Barbarei und die serbische Großmannssucht. Der Reichskanzler hat uns zwar vor Kurzem einmal vorgeworfen, wir beschäftigten uns viel zu viel mit der auswärtigen Politik, anstatt mit inneren Fragen, allein wir meinen doch, dieser Vorwurf ist kaum aufrecht zu erhalten, und wir möchten es dem Reichskanzler nicht wünschen, daß wir einmal die auswärtige Politik mit demselben indiscreten Interesse studirten, wie etwa die Engländer. Wir haben uns noch nicht recht an den Gedanken gewöhnt, daß auch Deutschland in den großen internationalen Fragen ein Wort mitzusprechen hat, und dieselben Politiker, die im Innern der Regierung systematisch das Leben sauer zu machen pflegen, überlassen die auswärtige Verwaltung mit blindem Vertrauen der bewährten Hand unseres Reichskanzlers.

Digitized by Google

Ein weit lebhafteres unmittelbareres Interesse wird doch gerade jetzt der inneren Bewegung zu Theil. Wir erinnern uns nicht eines so energischen, sogar erbitterten Wahlkampfes, wie er jetzt in Preußen herrscht. Mit allen Mitteln einer erlaubten und unerlaubten Agitation suchen sich die Parteien ein paar Wahlkreise aus den Händen zu reißen; die Wahlversammlungen und Candidatenvorstellungen drängen sich mit jedem Tage mehr, Flugschriften und Wahlaufrufe flattern durch das Land, gleich den dürren Blättern im Herbste, und mancher ruheliebende Staatsbürger mag sich wohl beglückwünschen, daß wir wenigstens nur alle drei Jahre einmal wählen. Man darf wohl gespannt sein, wie das schließliche Resultat ausfallen wird. Daß die Liberalen eine Reihe von Mandaten verlieren werden, ist eine Aussicht, die man leider ziemlich allgemein zugiebt. Gleichwohl glauben wir von ferne nicht an conservative Erfolge in dem Umfange, wie man sie sich im gegnerischen Lager verspricht. Die neuerwachte Macht der conservativen Bestrebungen hat die natürliche Rückwirkung gehabt, daß sich sämmtliche Schattirungen des Liberalismus enger zusammengefunden haben. In Schlesien zuerst ist in einer großen Provinzialversammlung von Vertrauensmännern die Solidarität der liberalen Grundsätze und Bestrebungen proclamirt worden, und andere Provinzen werden ohne Zweifel diesem Beispiel folgen.

Doch wir wollen nicht weiter in die Mysterien der Wahlbewegung eingehen; ich möchte meinen Brief mit einem freundlicheren Bilde schließen, als es der Hader der Parteien bietet. Lassen Sie mich noch eines theatralischen Ereignisses Erwähnung thun, das gegenwärtig den neuesten Stoff der Unterhaltung abgiebt. Das „Victoriatheater", unsere große Bühne für Pracht-, Spectakel- und Decorationsstücke, hat eine merkwürdige Idee gehabt: sie ist plötzlich hochclassisch geworden und hat das uralte, ewig junge Lied von den Irrfahrten des Odysseus dramatisch behandelt. Und zwar nicht etwa in der Weise der schalen Parodien, mit denen sich Meister Offenbach an den hehren Gestalten der griechischen Mythologie und den Helden Homers versündigt hat. Der herrliche Dulder Odysseus tritt wirklich in ernster würdiger Gestalt vor uns auf, und das ist in einer Zeit, wo der „geschundene Raubritter" die deutsche Bühne zu erobern droht, auf alle Fälle ein anerkennenswerthes Bestreben. Von großem poetischem Werth dieser dramatisirten Odyssee kann billigerweise nicht wohl die Rede sein, genug, daß die ehrwürdige Mähr von dem erfindungsreichen Helden, von Penelope und den Freiern, von Circe und den Sirenen nicht allen Reiz und Zauber eingebüßt hat. Der Zweck der dargestellten Handlung ist ja bei dieser Bühne immer nur, einen Hintergrund abzugeben, auf dem sich der Glanz der Ausstattung, die Pracht der Decorationen, bühnentechnische Effecte, choreographische Brillantleistungen passend abspielen können. Die Specialität dieser Aeußerlichkeiten ist aber auch hier in einer wunderbaren Weise ausgebildet, und es sind nicht allein rohe Knalleffecte, sondern Bilder von hoher ästhetischer Schönheit, die sich uns darstellen. Die Insel der Circe, der Palast auf Ithaka, die Fahrt am Sirenenfelsen, vor Allem der Seesturm vor der Phäakenküste und die Festspiele im Palast des Alkinoos sind Meisterstücke scenischer Technik und anmuthiger Darstellung. Man muß es überhaupt dieser Bühne lassen, daß sie trotz ihres auf das Reinäußerliche gerichteten Strebens ganz rohe Zugmittel immer verschmäht und sich einen gewissen idealen Hintergrund zu wahren gewußt hat. Es ist

alles Mögliche, wenn man es wagt, dem Berliner Publicum eine ernste Odyssee ohne die geringste frivole oder auch nur komische Zuthat vorzuführen.

D.

Literatur.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Zweite vermehrte Ausgabe. Stuttgart. J. G. Cotta. — Als W. v. Humboldt im Jahre 1830 die zwischen ihm und Schiller gewechselten Briefe, so weit sie noch vorhanden waren, herausgab, unterdrückte er fünf seiner eigenen Briefe an Schiller, welche Details über den Druck einer politischen Abhandlung Humboldts und des ersten Schillerschen Musenalmanachs betrafen. Humboldt sprach gegen Joh. Fr. Cotta die Hoffnung aus, das Publicum werde mit der Sorgfalt zufrieden sein, „alles Dasjenige aus dem Briefwechsel entfernt zu haben, was zu sehr in die Zufälligkeiten des gewöhnlichen Lebens eingreift." Diese Briefe, die Humboldt auch in seiner „Vorerinnerung" zum Briefwechsel mit Schiller „ganz uninteressant" nennt, hatte K. Goedeke vor Kurzem in der Sammlung „Geschäftsbriefe Schillers" zum Abdruck gebracht und mit vollem Rechte sind sie nun auch in die eben erschienene zweite Ausgabe des Schiller-Humboldtschen Briefswechsels aufgenommen, da wir heute andere Ansichten über die Art und Weise haben, wie solche Ausgaben gemacht werden sollen. Diese zweite Ausgabe ist aber eine auch noch durch Weiteres vermehrte. Die schon genannten „Geschäftsbriefe Schillers" brachten nicht nur die eben erwähnten vollständigen Briefe Humboldts, sondern auch eine ganze Menge von Zusätzen zu anderen Briefen Humboldts und Schillers, durch deren Aufnahme die vorliegende Ausgabe nun ebenfalls wesentlich verbessert ist. Zudem hat auch der elfte Band der historisch-kritischen Schillerausgabe, der ebenfalls einige Zusätze zu diesem Briefwechsel brachte, Berücksichtigung gefunden, einzelne Stellen sind anders eingeordnet worden und endlich hat durch die Aufnahme des Briefes W. von Humboldts an Goethe aus Rom, 5. Juni 1805, die Sammlung einen würdigen Abschluß gefunden. Es ist der Brief, in welchem Humboldt seinem Schmerz über Schillers Tod so ergreifenden Ausdruck giebt und zugleich noch einmal die große Bedeutung des hingeschiedenen Dichters würdigt. Es ist eigentlich schwer begreiflich und jedenfalls kein besonders gutes Zeichen für den Geschmack des deutschen Publicums, daß sechsundvierzig Jahre vergehen mußten, bevor von diesem Briefwechsel eine neue Auflage nöthig wurde. Nicht nur die Correspondenz zwischen Schiller und Humboldt selbst, auch die Vorerinnerung Humboldts „über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung" hätten ein größeres Interesse verdient, als ihnen in der That zu Theil geworden ist. Für Schillers inneres Leben in den Jahren 1794 und 1795 ist sein Briefwechsel mit Humboldt eine der reichhaltigsten und wichtigsten Quellen und des letzteren „Vorerinnerung" gehört zu dem Geistvollsten und Schönsten, was jemals über Schiller geschrieben worden ist. Es steht zu hoffen, daß das Publicum durch die Theilnahme an dieser neuen Ausgabe wieder gut machen werde, was es durch die Gleichgültigkeit gegen die erste verschuldet.

—i—

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 29. September 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Muttergotteserscheinungen.

Von August Schricker.

Die jüngsten Vorgänge in Marpingen versteht man nicht völlig, wenn man sie nicht im Zusammenhange mit den Muttergotteserscheinungen in Elsaß-Lothringen erfaßt, über welche seiner Zeit in diesen Blättern berichtet worden ist.*)

Dort hatten wir es mit der seltsamen Form einer Volkskrankheit zu thun; das im Innersten erschütterte Volk fieberte; die radicale Menge tobte, die Vornehmen ergaben sich rachsüchtig-fanatischen Träumereien — die Frauen und religiös Gestimmten sahen in häufigen Hallucinationen die Madonna das Schwert gegen den Rhein schwingen; was am Beginne natürlich war, wurde bald künstlich; in die unklaren Stimmungen und Strebungen griff eine organisirende Hand; auf den 3. Mai 1873 war ein religiös-politischer Putsch im größten Maßstabe vorbereitet; die Sache mißglückte; das Fieber legte sich, die mindestens allsonntäglich gereichten Dosen vermochten nicht mehr die Krankheit auf der früheren Höhe zu erhalten. Die Muttergotteserscheinungen zogen sich vor der unnachsichtigen Hand der Polizei aus Wiesen und Wäldern in die Kirchen zurück, wo sie nicht weiter behelligt wurden. Eine Hauptstätte in dieser letzten Phase des ganzen Verlaufes war die Pfarrkirche von Wittelsheim, am Südende des Reichslandes, wo die Erscheinungen, — so viel wir wissen — bis heute fortdauern.

Einige Male, als das Waldgebiet des Bitscherlandes und die lothringische Grenzgegend der Schauplatz der bekannten Vorgänge war, wurde es versucht, dieselben auch jenseits der Grenze, in der baierischen Rheinpfalz abspielen zu lassen; aber diejenige Madonna, welche sich mit Kletterkünsten und Feuerwerkerei abgab, vermochte sich gegenüber dem ungewöhnlich raschen Eingreifen

*) Jahrgang 1874, Seite 529.

der baierischen Behörden nicht zu halten, sie verschwand innerhalb der blauweißen Grenzpfähle rasch und für immer.

Es ist auffallend, daß der preußische Boden trotz des Culturkampfes so lange verschont blieb. Endlich im Juli dieses Jahres taucht nahe der Nordgrenze Lothringens ein getreuer Abklatsch der uns schon längst bekannten elsaß-lothringischen Muttergotteserscheinungen auf.

Wer meine Aufsätze aus dem Jahre 1874 nachliest, wird finden, daß sich die Vorgänge von damals in all ihren Einzelheiten im St. Wendeler Kreise wiederholen.

Da ist der bekannte Pfarrer, welcher ein eigenthümliches Geräusch im Walde hört, und dann eine weibliche Gestalt auf sich zukommen sieht, da kommen dann die bekannten Schulkinder, welche dasselbe sehen, was der Herr Pfarrer gesehen hat, nur noch ein bischen mehr. Nach den Wallfahrten aller Abergläubischen und Fanatischen der Umgegend werden Kranke herbeigeschleppt, welche in der Aufregung sich wohler fühlen und dem geschickten Frager Alles bejahen; es folgen zum größern Lobe Gottes und der Kirche die Auflehnungen gegen die Obrigkeit und Raufereien mit den Soldaten. Da die Imagination Mancher zu indolent ist, um ein Madonnenbild zu schaffen, so genügen die Lichterscheinungen, das übliche Kreuz mit den Kerzen; die Soldaten müssen stets von dem Wunder „betroffen" sein, oder „Schläge wie von einer electrischen Batterie" empfangen, und zum Schluß darf auch das bekannte „Kind des Protestanten" nicht fehlen, welches bekehrt oder geheilt wird.

So und ähnlich war es in Krüth, in Wallbach, in Riedselz, in Gießingen, nur daß hie und da die Stelle des Pfarrers von einer Schulschwester vertreten wurde —; so ist es in Marpingen, in dessen Nähe der Pfarrer Schwab von Urexweiler „bei vollständiger Windstille" das geheimnißvolle „Knittern und Knarren der Bäume" hörte, welches der Erscheinung der Madonna voranzugehen pflegt. Die energischen Verordnungen des Landrathamtes werden ohne Zweifel hier wie im Elsaß den Erfolg haben, dem Treiben ein rasches Ende zu machen, oder es innerhalb der Mauern einer Kirche zu bannen. Merkwürdig ist es, — sobald für die Anwohner der Localität die Aussicht verschwindet, an einer neuen „Wallfahrt" eine reiche Quelle der Einnahme zu erhalten, sobald der Reiz der politischen Opposition und des Martyrerthums wegfällt, und man nicht mehr den anrückenden Gensdarmen entgegen singen kann: „Maria hilf, vernichte unsre Feinde", oder wie es in Wallbach seiner Zeit geschah: „Ein freies Leben führen wir", — sobald die Madonna sammt den andern Heiligen, dem Teufel und dem Papste in eine bereits vorhandene Kirche oder Kapelle gewiesen wird, von dem Augenblicke an verlieren die Erscheinungen ihre revoltirende Kraft. Eine äußerst verderbliche Wirkung bleibt auch dann noch, dafür wird das Folgende die Belege bringen.

Digitized by Google

Will die Mutter Gottes consequent sein, was man doch immerhin verlangen darf, so kann sie nach dem Eingreifen des Landrathamtes nun selbst nicht anders mehr, als sich schleunig in eine Kirche zurückzuziehen. Wir entnehmen dies früheren Aeußerungen, wie sie uns im zweiten Heft der Bozener Broschüre*) mitgetheilt werden, die zumeist von den Erscheinungen in Wittelsheim handelt.

Dort ist es die Kirche, „in der sich die Himmelskönigin den Thron der Gnaden aufgerichtet hat". Die Hochgebenedeite hat in Krüth dieses selbst angedeutet, nachdem die verschiedenen Erscheinungsorte von preußischen Soldaten und Gensdarmen belagert wurden: „Weil mich die Feinde überall belagern," sprach sie, „so werde ich mir eine Kirche wählen, wo sie mich nicht mehr antasten werden." Und siehe da! Der Besuch eines jeden Erscheinungsortes, deren man im Elsaß wenigstens zehn zählt, ist bei zwanzig Thaler Strafe verboten und sind die Ortschaften mit Wachen besetzt, — in Wittelsheim aber ist es, als ob die Feinde der heiligen Jungfrau nichts sähen und nichts hörten.

Zwanzig Personen sind hier „Schauende", zwei Frauen, Frau Sch. und Frau A. sind besonders „begnadigt". Die heilige Jungfrau erscheint hier nicht wie in Krüth allmählich, sondern „sie ist den Schauenden immer sichtbar, so oft sie die Kirche betreten". Diese gehen mit den Fremden zum Beten und theilen ihnen die Erscheinungen mit. Die Madonna kommt in den verschiedensten Kleidungen und Farben, „als unbefleckte Empfängniß, wie auf der Wundermedaille", „mit dem vom Kreuze abgenommenen Heiland auf dem Schooße", „mit dem Schwerdt im Herzen", manchmal erscheint ihr Herz noch besonders; „ganz isolirt von der heiligen Jungfrau erschien das Herz Maria, glänzend wie ein Stern," — „goldene Sterne fahren aus ihrem Munde und fallen auf die Betenden nieder." Auch viele Heilige, vor allem Anna und Joseph lassen sich sehen. Die ganze Religionsgeschichte, vom Falle Adams angefangen, die ganze Geschichte der heiligen Familie, das Leiden Christi, gehen an den Augen der Schauenden vorüber. Die Visionen stimmen „ziemlich mit denen der Katharina Emmerich überein". Der Teufel ist der dumme Teufel der Legende geblieben, und führt sich schlecht auf, obwohl er sieht, daß das nur zur Belustigung der Frommen dient. Frau Sch. erzählt lachend: „Wie bei dem Bilde der unbefleckten Empfängniß der Teufel zu den Füßen derselben abgebildet ist, so hat er auch da unter den Füßen der heiligen Jungfrau seinen Platz, und hat heute fürchterlich gezahnt", „er wüthet und tobt „recht wie der Teufel in einem Weihwasserkessel", „streckt

*) Die Erscheinungen Mariens im Elsaß. Aus Originalberichten zusammengestellt. 2. Heft. Verlag von J. Wohlgemuth, Bozen. (Der Herausgeber ist katholischer Priester.)

die Zunge" gegen die Schauende aus und „wird auf Befehl der heiligsten Jungfrau an einer Kette gefesselt." Manchmal erscheint er in Gestalt eines sehr schönen goldenen Vogels, an dem „nur die Krallen sehr häßlich sind", aber das hilft dem losen Vogel nichts, es geht ihm, wie es ihm am Anfang Januar 1874 in Sennheim (Oberelsaß) ergangen ist. Dort „hat der Teufel die Erscheinung wollen nachäffen. Er erschien den Kindern als eine schöne Dame. Der Pfarrherr befahl den Kindern Weihwasser darauf zu werfen, die Kinder gehorchten und der Teufel verschwand und ließ einen Schrei hören; nicht nur die Kinder, auch die gegenwärtigen Erwachsenen hörten den Schrei. Wie sich diese Leute ausdrückten, war das ein Schrei, welcher weder von einem Menschen noch von einem Thiere, sondern nur vom bösen Feind ausgestoßen werden kann."

„Der heilige Vater erscheint sehr oft," und wenn man einem Krüther Bericht aus dem Jahre 1874 glauben darf, „ist es bei diesen Erscheinungen nicht blos der Geist von Pius IX., der gegenwärtig ist, „beide Kinder", die ihn damals schauten, versicherten, daß sie die Hand des heiligen Vaters eben so „gefühlt haben" wie die des frommen Berichterstatters. Wir fügen hier eine Vision aus dem gleichen Orte und Jahre bei, aus welcher wir über das Costüm der Freimaurer Näheres erfahren. „Zehn Freimaurer", so erzählt das Kind, „umgaben den heiligen Vater. Sie hatten rothe seidene Kravatten, weiße Beinkleider, weiße Westen mit Knöpfen und auf der rechten Seite ein Zeichen, welches rund und weiß war. Diese rissen ihm die Kleider bis über die Brust herab, und durchstachen ihn mit schwarzen Spießen, so daß er die Augen schloß und rücklings fiel. Auch in Wittelsheim „sah man bewaffnete Soldaten auf den heiligen Vater losstürmen, da kam aber der heilige Joseph und vertrieb sie." Große weltliche Herren sah man zu Gericht sitzen, Priester und Ordensleute wurden gemartert.

Eine Specialität von Wittelsheim ist, daß die „Schauenden" genaue Kenntniß von dem Schicksal der Verstorbenen, ja selbst von den Seelenzuständen der Lebenden geben können. Eine Wallfahrerin aus Oberösterreich berichtet von Frau Sch.: „Wieder beschrieb sie mir meine Verwandten so genau, als wenn sie sie im Leben gekannt hätte. Sie sah einige noch bitter leidend im Fegfeuer, welche noch dunkel aussahen, andere nur noch ein wenig leidend, und wieder andere, welche schon wie verklärt waren". Ich fragte auch Sch., was sie in Bezug auf die unglücklichen ewig verlorenen Seelen sehe? Sie antwortete: „Ich sehe zwar oft die zahllose Menge verworfener Seelen in dem höllischen Feuer, aber noch habe ich Niemanden davon erkannt." Diese Bescheidenheit dauerte aber nicht lange; eine Anmerkung belehrt uns: „Am Sonntag Lätare (1874) aber hat sie wirklich einige gesehen, welche sie im Leben gekannt." Wir hören ferner, daß diese armen Seelen mit Flammen

Digitized by Google

gekleidet waren. „Ein abscheuliches Thier saß auf der Schulter eines Jeden dieser verworfenen Seelen. Das Ungeheuer war verschieden, je nachdem die verschwiegene Sünde häßlich war.“ Andere Schauende sahen Aehnliches. Frau Sch. erkennt auch den Seelenzustand, indem sie die Guten heiter und schön, die in der Ungnade Gottes lebenden ganz schwarz und düster sah. Am Passionssonntage aber, an dem die Ostercommunion beginnt, sieht sie „etwas herzzerreißendes“. „Ein Jüngling kam von der Communionbank und die Schauende durchschaute sein Herz. Es war kohlschwarz und mit vielem Unrath und Ungeziefer überfüllt. Darinn sah sie das Kind Jesus . . .“

Wir halten in unseren Anführungen aus der von geistlicher Hand verfaßten Broschüre inne. Sie zeigen, daß sich hier die Erscheinungen vollkommen naiv als Hirnspiegelungen geben, da wohl auch der gläubigste Vertheidiger nicht versuchen wird, dem Papst neben seinen übrigen Vorzügen auch die Fähigkeit zuzuschreiben, nach Belieben sich aus dem Vatican in die Pfarrkirche von Wittelsheim oder auf die Wiese von Krüth zu versetzen und die Kinder zu streicheln. Was die Personen gelesen, auf Bildern und Oelbergen gesehen und in der Predigt gehört haben, das geben sie vor zu sehen, — denn auch der nackte Betrug spielt seine Rolle, — oder sie glauben es zu sehen. Frau Sch. z. B., welche über die Vorgänge aus der Leidensgeschichte berichtet, die mit den Visionen der Katharina Emmerich übereinstimmen, erzählt selbst, sie habe das Buch dieser Nonne „bei einer alten Jungfer als junges Mädchen gefunden und insgeheim darin gelesen.“ Die Geschichte von den Freimaurern, dem Papst, den gemarterten Priestern zeigen, wie gut man es verstanden hat, das Volk in eine Beängstigung ob der Erhaltung des Glaubens hineinzutreiben. Die Erscheinungen französischer und deutscher Soldaten, welche aus der Zeit nach meinen ersten Aufsätzen von Krüth aus berichtet werden*) — eine

*) „Am 3. März 1874 waren drei neunjährige Kinder am Ort der Erscheinung.“ Sie sahen Folgendes: „Das Jesukind stand vor der heiligsten Mutter im weißen Röcklein, ein Schwert in der Hand haltend. Zur Rechten der lieben Gottesmutter sahen die Kinder bei 130 Todtenköpfe und den Tod mit der Sense. Vor ihr knieten ungefähr 200 französische Soldaten. Alle hatten ihre Hände flehend gegen die heiligste Jungfrau erhoben. Zu ihrer Linken war eine Schaar deutscher Soldaten. Gegen diese schwang das Jesukind sein Schwert. Diese wurden uneins unter sich und schossen und schlugen gegen einander.“

Am 8. März kamen „zur rechten Seite der heiligsten Jungfrau eine große Anzahl französischer Soldaten processionsweise mit gefalteten Händen und mit vertrauensvollen Blicken auf Maria gerichtet. Diese Militärs umreihten die heilige Jungfrau. Vor ihr in der Mitte standen neun Schwestern von St. Jean de Basell. Eine ziemliche Strecke hinter der heiligen Jungfrau befanden sich preußische Soldaten, welche mit Schwertern auf einander loshieben.“ Im Verlauf der Erscheinung gab ein Priester der heiligen Jungfrau „eine Monstranze, mit welcher sie den Segen gab, wobei die Franzosen niederknieten, das heilige Kreuzzeichen machten, und drei Mal auf ihre Brust klopften. Bei

Schulschwester der Congregation von St. Jean de Basell (Lothringen) schreibt darüber dem geistlichen Autor — sind ein Beweis, wie rücksichtslos diese geistliche Agitation innerhalb des deutschen Reiches vorgeht, denn was von solchen Anschauungen in den Leuten, und besonders in den Kindern drinnen ist, das ist durch ihre geistlichen Leiter, hier vor allem durch die Schulschwestern, in sie hineingekommen.

Der Mißbrauch der Schauenden, auszusagen, wie es den Seelen im Fegfeuer geht, ob sie noch in den Flammen sitzen, oder schon stehen, und „nur noch an einem Fuße brennen"; die Seelenrichterei, welche beurtheilt, ob Jemand das Abendmahl würdig oder unwürdig empfangen habe, das scheint uns — vom Standpuncte der Geistlichen aus gesprochen — direct in das priesterliche Vorrecht des Binde- und Löseschlüssels, ja über dasselbe hinüber zu greifen. An solchen Giftblüthen wird es allmählich auch diesen klar werden, welches Unheil für sie die von einem Theile der Ihrigen mit Vorliebe gepflegte Saat bringen kann Für das friedliche Zusammenleben der Gemeinden ist der Unfug äußerst gefährlich; das Andenken der Verstorbenen, der gute Name, ja — wie die Dinge liegen — die materielle Existenz der Lebenden, ist der visionären Laune einer hysterischen Person anheimgegeben.

Kurz, wir stehen hier vor den Symptomen einer Vergiftung des Volkes, welche Dank der Thätigkeit der katholischen Presse, eines Theiles der Geistlichen, und vor allem der weiblichen Ordensleute immer weiter um sich greift. Aus dem geringen Widerstande, dem das wahnwitzige Treiben begegnet, sieht man klar, wie an Stelle eines gesunden, religiösen Sinnes unserem Volke jene wesentlich romanische Extase beigebracht werden soll, die zwar nur die Carrikatur der Frömmigkeit ist, aber in den Massen einen krankhaft reizbaren Zustand schafft, dessen die Kleriker des Kampfes zum Losschlagen bedürfen.

Es bedarf keiner Prophetengabe, um zu sagen, daß nach Marpingen demnächst irgend ein Ort Westfalens oder des Rheines seine Madonnenerscheinung haben wird. „Vielleicht werden wir aus unserer Provinz auch nächstens eine Muttergotteserscheinung zu melden haben", meinte die polnische „Warta", als die Madonna zu Marpingen auftauchte, und siehe da, sie hatte richtig vorausgesehen. Die Wundererscheinung ist im Laufe des August auf dem Gute Lewkow richtig eingetroffen.

Werfen wir noch einen Blick hinter die Coulissen. Die Geschichte, die wir erzählen, begab sich zwar schon vor einigen Jahren, aber dergleichen wird heutzutage in Marpingen und anderwärts täglich neu, nur daß man höchst selten so actenmäßig hinter die Schliche kommt, wie es in Rimlingen der Fall war.

---

diesem Act der Andacht wandten sich die Deutschen gegen die Franzosen und verlachten und verspotteten sie."

Digitized by Google

Als im Frühjahr 1873 die Madonna bei Gießingen (Bezirk Lothringen) erschien, erzählte ein dreizehnjähriges Mädchen Johanna H. aus dem benachbarten Rimlingen, die Muttergottes sei ihr auf dem Seilersberg erschienen. Eine Gesellschaft von älteren Jungfrauen, mit einigen Verwandten der Johanna an der Spitze, trugen das Gerücht eifrig im Orte herum und hielten allabendlich Conventikel, in welchen der Erscheinungsglaube gepflegt wurde. Der Pfarrer P. in Rimlingen gehörte zu den wenigen würdigen Priestern in Elsaß-Lothringen, welche gegen den Unfug auftraten. Johanna selbst hat später mitgetheilt, daß sie der Herr Pfarrer im Beichtstuhle scharf verhört, und ihr wegen ihrer Aussagen über die Muttergotteserscheinung die Absolution verweigert habe. Doch dafür gab es Hülfe. Im benachbarten Rohrbach war ein anderer Pfarrer, der das Vertrauen des Conventikels genoß, zu ihm ging die Johanna, erzählte ihre Erscheinung und wurde absolvirt. Im Verlaufe des Sommers wurden die frommen Jungfrauen so dreist, daß sie ihrem Pfarrer ins Gesicht lachten, wenn er auf der Kanzel seine Stimme gegen den „armseligen Unfug" erhob. Die beiden Verwandten der Johanna sprangen sogar einigemale während der Predigt aus den Kirchenstühlen, und schlugen die Thüren mit solcher Heftigkeit zu, daß „alle Anwesenden dadurch geärgert und die Ordnung gänzlich gestört wurde". Da der Pfarrer aber in seinen Predigten fortfuhr und den größeren Theil der Gemeinde von der erschienenen Madonna abwendig machte, so blieb kein anderes Mittel, als ihn durch diese selbst desavouiren zu lassen.

„Am 27. November befand ich mich" — erzählt Johanna — „in der Frühmesse und wie ohngefähr die halbe Meß vorüber war, kam eine große Dame zu mir, die einen blauen Rock mit goldenen Sternen anhatte, auf dem Kopf eine goldene Krone trug, an den Füßen goldene Schuhe mit goldenen Schnallen und Blumen darinn, und auf dem linken Arm ein Kindlein, und überreichte mir ein verschlossenes Buch, wobei sie sagte: gieb es dem Herrn Pastor, derselbe soll es aufmachen und dir, dem Joseph Höllinger, und seiner Frau vorlesen." Die „Schauende", die von der Muttergottes noch den weitern Befehl erhielt, sie „solle hinausgehen", verließ die Kirche; die Gläubigen versammelten sich im elterlichen Hause der Johanna, das Gerücht durchlief das Dorf wie ein Lauffeuer, Alles strömte herbei, das Wunderbüchlein zu sehen. Christina W., 40 Jahre alt, als Präsidentin der Versammlung hielt die Anpreisungsrede: „Ja, das ist ein himmlisches Buch, es sind große Abläße daran geheftet, nicht ein Jeder darf es berühren, da Johann küsse es, und küsse es noch einmal, solche Gnade hast Du noch keine gehabt, und wirst auch keine mehr haben." Die Aufregung wurde groß, viele lachten, viele glaubten.

Ich hatte das Büchlein selbst in der Hand; es ist klein oktav, in schwarzes

Leder gebunden, hat schwachen Messingbeschlag und blau karrirtes Papier. Wie sich ergab, war es bei dem Krämer „Hamant in Rohrbach" gekauft worden. Einige Muttergottesbilder tragen die Firma: „Benzinger, Einsiedeln 557". In kindischer Schrift, in auf- und abwärts gehenden Linien und mit vielen Fehlern gegen die Rechtschreibung ist neben den Bildern zu lesen: „Ich bin die Mutter der Barmherzigkeit, betet, betet, betet ohne Unterlassung, ich bin die Himmelskönigin." Dann folgen drei Briefe, die der vor etlichen Jahren in Amerika verstorbene Nikolaus Höllinger, Sohn des Joseph Höllinger, Ackerers zu Rimlingen, aus der anderen Welt an die Johanna gesendet hat.

Diesen Briefen, die wir um ihres culturgeschichtlichen Werthes willen fast vollständig geben, haben wir zur Erklärung nur Folgendes vorauszuschicken: Johanna hatte das „gräuliche Spiel mit den Verstorbenen", wie es der Pfarrer nannte, sehr oft getrieben. Verschiedene Personen waren schon zu ihm gekommen, um ein Seelenamt zu bezahlen für einen Verstorbenen, der nach der Aussage des Mädchens noch im Fegfeuer zu leiden hätte. Nun sollten zwei Mücken mit einem Schlage getroffen, dem Pfarrer sollte klar gemacht werden, daß die Johanna allerdings ins Fegfeuer schauen könne und sodann, daß die Madonnenerscheinung nicht „der wahre Teufel" sei. Sprang nebenbei noch eine vergnügliche Wallfahrt nach Marienthal (bei Hagenau) heraus, so war das der Johanna um so lieber. Doch besteht der Geist darauf nicht. Er schreibt:

I.

Liebe Eltern, ich habe ein begehren an euch das ihr mir ein höh meß sollen thun lassen und Mein Kind täusen auf Märien Thal; und das Muß das Kind mit euch gehn wo allen Tag die Mutter Gottes seht wenn mein Kind getauft werd; wenn ihr mein Kind nicht tausen so wer ich nicht seelig; das ist hart wen Mann auf der Welt sich zu Erkennen muß geben für in den Himmel zu kommen, und ich bin schon drei Mahl dem Kind erscheinen, wo allen Tag die Mutter Gottes seht, und da hat das Kind die Sach nicht angenommen; wenns der Herr*) gegläubt hät, so hätte ich kein Schrift auf die Welt zu schicken; wens das Kind mit Worten euch gesagt hät, so hätten ihrs nicht gegläubt, da hatten ihrs dem Herr geglaubt und hätten mich der Höll zusahren geloß; o hochgeehrter Herr Pastohr bei euch Muß mein Schrift auf gemacht sein, ihr mussen mein Schrift abgeben an das Kind, wo allen Tag die Mutter Gottes seht.

*) Das heißt der Herr Pastor.

Digitized by Google

II.

Das Kind ſeht allen Tag die Wahrhaft Mutter Gottes; o Hochgeehrter Herr Paſtohr, das iſt Hart, wenn Mann ſagt das iſt der Wahr Täufel; o we, wenn Mann nicht Weis, obs die Mutter Barmherzigkeit nicht iſt; o hochgeehrder Herr Paſtohr, das iſt ein Glück, wen Mann ſo Kind in ſeiner Pfarrei hat; O hochgeehrter Herr Paſtohr ich bin doch (ſicher) das ihr der Himmelskönigin ſein Schrift Nicht ver Werfen; ſo denke an den Tod o hochgeehrter Herr Paſtohr; an der Erſcheinung haben ſich Menſchen ſchon verzinnig*), das ſies nicht verantworten könnten; wen ſie aufs Todtbett kommen, ſo muſſen Sie das Kind um verzeihung bitten; O hochgeehrter Herr Paſtohr, Es muß euch nicht verdrießen das ihr mein Kind taufen dürfen; Es muß zu Marien Thal ſein, aber Wens der hochgeehrder Herr Paſtohr glaubt, und tauft mein Kind und thut mir meine Meß ſo brauch Es nicht zu Marien Thal ſein. O das iſt hart, wenn Kein Prieſter an die Mutter Gottes glaubt, und das iſt die Wahrhaft Mutter Gottes wo das Kind allen Tag ſeht, und die Mutter Gottes iſt in der ganzen Welt. Die Schrift muß beim hochgeehrder Herr Paſtor aufgemacht ſein. Ich bin die Mutter der Barmherzigkeit.

III.

ihr muſſen Mein Buch dem Kind wiedergeben, was euch gib; das iſt hart wenn Mann auf der Welt Herrum gehen um die Menſchen zu bekehren; und die Menſchen weren allen Tag ſchlechter und ſchlimmer; Maria kommt Nicht für Nichts. Ich bin die Mutter der Gnaden.

Nicola Höllinger.

Als der Pfarrer nun am 27. November das Büchlein genau durchforſchte und es dem Vater des Geiſtes vorlas, wurde der Adreſſat traurig und beſchämt, daß ſein Sohn noch auf der anderen Welt zu büßen hätte, und daß deſſen Kind noch nicht einmal ſollte getauft ſein. Der Pfarrer hatte lang an ihm zu beruhigen, um ihm klar zu machen, daß hier nichts als ſchändlicher Betrug vorliege. Dann läßt er die Johanna etliche Worte aus dem Büchlein abſchreiben, und da die Schrift vollkommen ſtimmt, ſagt er: „Johanna das haſt du ſelbſt geſchrieben". Doch dieſe erwidert: „O Herr Paſtor, ich wollte tauſend Eide vor Gott thun, daß ich es nicht geſchrieben habe, und daß die Mutter Gottes mir dies Büchlein in der heiligen Meß gegeben hat".

Später von der rauheren weltlichen Hand in die Enge getrieben, giebt ſie zu, daß ſie ſelbſt die Comödie erſonnen und im Einverſtändniß mit ihren

*) Verſündigt.

Eltern ausgeführt habe. Sie habe das gethan, um ihre „Familie zu Ansehen zu bringen“. Hätte die Madonna nicht die Unvorsichtigkeit begangen, etwas Handschriftliches von sich zu geben, so hätten wir unzweifelhaft unter den „wohlbeglaubigten Wundern“ die dem christlichen Volke von Geistlichen in Broschüren und Predigten vorgetragen werden, auch eine „Muttergotteserscheinung von Rimlingen“. — Warum schreibt die Mutter Gottes nicht öfter?

Bath und Wells.

Von Reinhold Pauli.

Zwei namhafte Städte der Grafschaft Somerset, Bath und Wells, welche heute noch in dem Titel eines anglikanischen Bisthums vereinigt erscheinen, haben bei überwiegender Verschiedenheit in natürlicher, historischer und in gar mancher anderen Beziehung wenigstens das mit einander gemein, daß sie Namen und Bedeutung von dem Besten aller Dinge, dem Wasser, hernehmen. Bath, mehr gebirgig, auf prächtigem Gestein, an dem unterhalb Bristol mündenden Avon, einem der vielen keltisch nur Wasser bedeutenden Flüsse dieses Namens, gelegen, hießen die Römer sofort bei Eroberung des Landes Aquae Solis, oder nach Ausweis der Inschriften besser Sulis (nach einer keltisch-römischen Sul-Minerva), weil mächtige heiße Quellen bis zu hundertundzwanzig Grad Fahrenheit aus dem harten Boden hervorbrechen, welche dem Orte denn auch in alle Wege seine Bestimmung anweisen. Wells, zu deutsch die Quellen, wo einst im Jahre 704 der König der Westsachsen die erste christliche Kirche begründete, die zu Anfang des zehnten Jahrhunderts zu einem Bischofssitz erhoben wurde, in den Urkunden Ecclesia Wellensis, auch Fontanensis, liegt etwas südlicher in flacher, nasser, nur langsam dem Meere abgewonnener Niederung und nennt sich nach einer reichen Fülle kalten, klaren Wassers, das unmittelbar hinter dem Ostende eines herrlichen Doms aus üppigem Wiesenlande in nie verwelkendem Grün aufsprudelt. Hier wie in Paderborn werden alsbald Mühlen von der heiligen Quelle getrieben und ein ganzer Ort unabläßig bewässert. Wie eng nun aber auch das Geschick die beiden englischen Städte zusammengefügt haben mag, sie sind und bleiben doch in vielen Stücken grundverschieden. Die eine wird nimmermehr ihr romanisch-keltisches, die andere ihr urgermanisches Gepräge verleugnen.

Bath, dem der britische Mythos, unchronologisch gesinnt wie alles Keltenthum, ein höheres Alter als selbst Rom andichtete, verdankt seine städtische Begründung, wie die epigraphisch und artistisch bedeutenden Bodenfunde zur

Genüge ergeben, einzig und allein den Römern, die sich hier in enger Lagerstellung am Schneidepunct wichtiger Straßen militärisch-häuslich einrichteten und über die Jahrhunderte in sonniger Lage und an dampfenden Thermen wohl sein ließen. Mit ihrem Abzuge stürzten die stolzen Bauten ein, denen die uncultivirten Sieger keine Achtung abzugewinnen vermochten, und fiel das helle Licht der Geschichte in Dunkel zurück. Hier wie in der Nachbarschaft von Wells spukt eine Weile die Sage von König Arthur und seiner Tafelrunde, bis das erobernde westsächsische Schwert das wüste Dickicht zu lichten beginnt und dem Schwerte bald christliche Sendboten, den keltischen Nebenbuhlern weit überlegen, hinterdrein folgen. Indeß noch mehrere Menschenalter blieb Acemanceaster, auch Bathonceaster, wie der Ort von den niederdeutschen Eindringlingen genannt wurde, in Trümmern, wie sehr auch gelegentlich die urkundliche Bezeichnung aet Bathum, aet bâtum Bathum darauf hindeutet, daß Sachsen und Angeln um die Wette sich bald in der warmen Fluth behaglich zu strecken lernten. Die erste kirchliche Pflanzung war ein im Jahre 676 von König Osric errichtetes Nonnenstift, welches im Jahre 781 von Offa dem Mercier, dem Freunde und Correspondenten Karls des Großen, in ein Mönchskloster umgewandelt wurde. Höchst wahrscheinlich gehörten damals schon die heißen Quellen zu benachbartem Königsgut. Hier beging zu Pfingsten 973 König Eadgar großartige Krönungsfestleiten. Hier fanden Swein der Viking und sein gewaltiger Sohn Knut einen Hauptstützungspunct bei der Besitzergreifung auf der britischen Insel. Bath erscheint dann später im Kataster des Domesday Buchs ausdrücklich als königliches Manerium, bis es in den Wirren bei der Thronbesteigung Wilhelms des Rothen verbrannt und von Johann von Villula, Bischof von Wells, im Jahre 1090 dem Könige abgekauft und wieder aufgebaut wurde. Dieser verlegte nunmehr aus dem unscheinbaren, ländlichen Wells seinen Stuhl nach Bath und begann durch einen Neubau die Abtei in eine Kathedrale umzuwandeln. Allein seine unmittelbaren Nachfolger fanden in dem Thronstreit zwischen Stephan und Mathilde und unter den ersten Königen aus dem Hause Anjou wenig Geschmack an der Verpflanzung. Richard Löwenherz tauschte vielmehr gegen ein anderes Stift Stadt und Abtei wieder ein, und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts siedelte Bischof Joscelin vollends wieder zurück nach Wells. Seine Nachfolger bewahren bis auf diesen Tag den leeren Doppeltitel, während die Kirche in Bath bis herab auf Heinrich VIII. nur eine Priorei verblieb. Dagegen aber gedieh die Stadt an ihren Gesundheit spendenden Bädern, an eigener Industrie, an Handel und Wandel nach Nordwesten und Südosten. Mit der ersten Gestaltung des Parlaments seit 1297 hat sie ihre eigenen Vertreter. Früh sind ihr durch Incorporationscharten municipale Privilegien verbürgt. In der Reformations-

periode wurde die Abteikirche, als sie sich eben in einem vollständigen Umbau in die jüngste Gothik, den Perpendicularstil der Tudorepoche, befand, Eigenthum und Mutterkirche der Stadt und durch deren Anstrengung allein mit Mühe und Noth vor gänzlichem Verfall gerettet. Durch die neueste Restauration vor zwanzig, dreißig Jahren, ist ihr eigenthümlicher Typus, eine sehr einfache Gliederung, bedeutende Höhe des Gewölbes, aber verkürzte Ausdehnung bei großer Buntheit im architektonischen Detail gesichert. Immerdar indeß heißt sie die Abtei, obwohl jede Spur der einstmaligen monastischen Bestimmung längst verschwunden ist, und bildet mit den unmittelbar benachbarten Bädern, die in ausgedehnten Bauten, einem geschmackvollen Pumproom, so wie in weitläufigen Hotels und Hospitälern gefaßt und verwendet sind, die hervorragendste Sehenswürdigkeit der Stadt.

Noch einmal in neuerer Zeit jedoch haben diese unerschöpflichen Wasser der Stadt Bath einen nie dagewesenen Aufschwung bereitet. Nachdem sie weder bei Tudors noch Stuarts viel Gnade gefunden und auch während der Bürgerkriege wegen ihrer offenen Lage bedeutungslos gewesen, wurde Bath Dank seinen romantischen Reizen im achtzehnten Jahrhundert rasch berühmt. Mitglieder der hannöverischen Königsfamilie, die hohe Aristokratie, die größten Staatsmänner und geistvollsten Köpfe der Zeit suchten und fanden dort Erholung und Zerstreuung. Das Zeitalter der Walpoles und der Pitts, die ganze reiche Literatur der Memoiren und Briefe, welche das Jahrhundert der vier George umfaßt, sowie die Romandichtung von Fielding und Smollett bis herab auf Miß Burney und Miß Austin, haben sich gewissermaßen in einer großartigen Stadterweiterung abgedrückt. In förmlichen Jahresringen ist sie von zwei Seiten die steilen Hügel hinaufgestiegen und aus dem unvergleichlichen Material der Gegend, dem berühmten Bath Stone, fest und sauber aufgebaut. Zwei Architekten Wood, Vater und Sohn, leben in der Anlage von Queens Square und Gay Street, des Circus und des imposanten Royal Crescent fort, die nebst den benachbarten Straßen in weiten, schön geschwungenen Linien entworfen, Hunderte geschmackvoller und wohnlicher Häuser umschließen. Parks und Gärten laufen zwischendurch und weite Ausblicke in eine entzückende Landschaft eröffnen sich von vielen Fenstern und Balconen. Gleichzeitig fand sich in Beau Nash, den Oliver Goldsmith mit einer Lebensbeschreibung geehrt hat und dessen Standbild in wallender Perrücke heute noch den Ehrenplatz im Pumproom einnimmt, wo lange Zeit ein mythischer Britenkönig gethront hatte, der geborene Ceremonienmeister. Verschwender und Stutzer in einer Person, mit der nöthigen Portion von Gutmüthigkeit und Derbheit ausgestattet, nicht ohne Geschmack und unverwüstliche Laune, gab er für mehrere Decennien Ton und Mode an, denen sich die hohe Welt hier williger fügte als während der rauschenden, durch Intrigue und Politik

Digitized by Google

ausgefüllten Saison in der Hauptstadt. Auch nach dem Tode dieses Königs von Bath hielt sich die Blüthe seiner und der Woods Schöpfungen längere Zeit auf gleicher Höhe. Noch der jüngere Pitt suchte kurz vor seinem frühen Ende, wie einst sein Vater gethan, vergeblich Linderung der Gicht an den heißen Quellen der Römer. Mit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 erst strömte Alles, was sich bisher im Binnenlande hatte tummeln müssen, über den Canal hinweg in zahllose wieder zugänglich gewordene oder neu entdeckte Vergnügungsorte des Festlandes.

Nicht Verödung indeß, sondern ein Genußleben eigener Art ist seitdem in den Straßen und Räumen eingekehrt, welche einst Chesterfield und Chatham erblickten. Zahllose Militärs und Colonialbeamte haben hier ihre Familien untergebracht, zu denen sie auf Urlaub oder nach der Verabschiedung zurückkehren, um in einer reizenden, wohl gepflegten Umgebung das ihnen in aller Welt zur Gewohnheit gewordene Dolce far niente weiter zu führen. Und in der That bis auf diesen Tag wohnt es sich äußerst angenehm und wird vortrefflich gegessen und getrunken, ja, auch hoch gespielt in Bath. Es ist durchweg ein Ort des Vergnügens und des Nichtsthuns, welcher, soweit ihm das in dem modernen England überhaupt möglich ist, mit dem Seeplatz Brighton wetteifert, ein Badeort in gutem und schlechtem Sinn, nur mit dem dauerhaften Gepräge des englischen Daseins, der äußeren Respectabilität, auf der Stirn. Unser deutscher Kunstkritiker Waagen aber hatte daher ganz recht, als er in seinen englischen Reisebildern Bath die Königin unter allen Spaas der Welt nannte, mit der sich an Schönheit der Lage und Pracht der Gebäude nur sehr wenige messen können.

Wie ganz anders das kleine stille Wells, das statt 60,000, nicht 6000 Einwohner zählt, das ebenso wenig wie jene alte Römerstadt zum Hauptort der Grafschaft geworden ist, auch vorübergehend nur höchst selten in der Landesgeschichte erwähnt wird, weder in Handel noch Gewerbe jemals einen Namen gewann, sondern von Anbeginn bis heute die Bischofsstadt ist und bleibt. Lieblich am Abhange des merkwürdigsten Höhenzugs in Somersetshire, der Mendip Hügel, gelegen, hat sich die Stadt lediglich an die Kathedrale und die weitläufigen Bauten des Bisthums und Capitels angelehnt. Niemals machte sich das Bedürfniß geltend, die Häuser der Bürger durch Befestigungen zu schützen. Dagegen umgeben bis auf diesen Tag Wall und Graben den bischöflichen Palast, dessen gewaltige Banquethalle freilich seit der Reformation in romantischen Trümmern liegt, dessen übrige Wohnräume aber alt, dauerhaft zwischen Wasser und smaragdgrünem Rasen, herrlichen Blumengärten und majestätischen Räumen um so eigenthümlicher gebettet sind. Gleichsam in einer Erweiterung des Parks, in der von altem Gemäuer und stattlichen Thoren eingefaßten Domfreiheit, und daher von unvergleichlich zauberischer

Digitized by Google

Wirkung liegt die Krone der ganzen Niederlassung, die Kathedrale, die an Stelle der angelsächsischen und normännischen Vorläufer in der gegenwärtigen Gestalt von dem bereits erwähnten Bischof Joscelin (1206—1242) begründet und von seinen bedeutendsten Nachfolgern, Burnell, dem starken Kanzler Eduards I. (1275—1292), Drockensford (1309—1329), Beckington, einem weltgewandten Staatsmanne zur Zeit Heinrichs VI. (1443—1464) weiter ausgeführt und vollendet wurde. Trotz der weit ausgedehnten Bauperiode giebt sich die Einheit der Anlage auf den ersten Blick zu erkennen. Der große Mittelthurm über dem Querschiff, die beiden kürzeren, leider stumpf gebliebenen an der Westfront, das hohe Hauptschiff mit seiner weiten Fortsetzung im Doppelchor und der Marienkapelle bezeichnen scharf genug die Kreuzform. Dagegen schimmern an der leider nur durch horizontale Linien gegliederten und deshalb trotz allen Einzelschmucks steifen Westfront, sowie an jenen Ausdehnungen des Mittelschiffs, an dem weiten Kreuzgange, an dem schönen Octagon des Capitelhauses, von dem eine spätere Gothik eine höchst eigenthümliche Structur in Gestalt einer bedeckten Treppe, der Seufzerbrücke in Venedig gleichend, in den ebenfalls aus dem Mittelalter erhaltenen Hof der Vicare geleitet hat, überall die verschiedenen Zeitalter mit ihrem besonderen Geschmack durch. In neuester Zeit ist Alles verständnißvoll mit Benutzung der vorhandenen Andeutungen und Reste, namentlich auch herrlicher alter Glasfenster und geschliffener Säulen restaurirt und dem Kathedralgottesdienste der anglikanischen Kirche angepaßt worden, der ohne zu romanisiren das nationale Gepräge treu zu wahren und als Muster für eine große Menge untergebener Gemeinden zu pflegen beflissen ist. Vortreffliche baugeschichtliche Arbeiten stehen Kennern und Freunden der Architektur zur Verfügung, um den tausendfältigen Einzelheiten nachzugehen, die sich an diesem schönen Münster erhalten haben und in würdigster Weise ihre tägliche Bedeutung zur Geltung bringen. Wer diesen Dom und die Domfreiheit mit Allem, was dazu gehört, besucht und sich in ein falsches Fortleben mittelalterlicher Gottesanbetung versenken kann, wird sofort begreifen, weshalb das ganze Dasein in Wells ein kirchliches, beschauliches, träumerisches geblieben ist, denn, von Bischof und Capitel abgesehen, bietet außer ihrem Markt und ihren Läden die kleine Landstadt den umwohnenden Gutsherren und Pächtern schlechterdings gar Nichts. Nur eine große Pfarrkirche, St. Cuthbert, mit einem jener prächtigen, viereckigen, balustrirten Thürme, wie sie in Somerset so häufig vorkommen, hebt sich immerhin stattlich gegen den Dom ab. Nur einzeln im Jahre giebt es mehr Leben, wenn Richter und Geschworene zu den Assisen erscheinen, oder der Lordbischof die Diöcesangeistlichkeit nebst Verwandten und Freunden zur Conferenz versammelt und in seinem Palast bewirthet, oder nach neuestem Brauch das Milizregiment der Umgegend für eine Woche exerciren muß.

Digitized by Google

Kein Wunder, wenn aus dieſem Stillleben, das von Anfang an durchaus von der innigen Vorliebe der niederdeutſchen Germanen für die Anſiedlung im offenen Lande abhängig war, mitunter ein romaniſcher Kirchenfürſt, der ſich nur in einem von breitem Graben umzogenen Schloſſe wohl fühlte, hinweg ſtrebte. Wie Johann de Villula einſt den Sitz von Wells nach Bath verlegte, ſo wollte Biſchof Savaric, ein Verwandter Kaiſer Heinrichs VI. (1192—1205), als ihm Richard Löwenherz Bath abkaufte und dafür die Wells benachbarte uralte, reiche Abtei Glaſtonbury übermachte, dieſe zum Grundſtock und zum Sitz ſeines Bisthums erheben. Der erbitterte Kampf mit den Mönchen endete indeß damit, daß Savarics Nachfolger Joscelin gegen vier der einträglichſten Güter, welche Glaſtonbury ihm abtrat, auf jene Verbindung verzichtete. Während nun aber das Bisthum am Orte ſeiner urſprünglichen Pflanzung fortlebt, iſt jene Abtei gleich allen übrigen von Heinrich VIII. und ſeinen Helfershelfern in Stücke zerſchlagen worden. Nur reizende, epheuumrankte Trümmer in den feinſten Stilen des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts bezeichnen wenige Meilen von Wells entfernt die Stätten, wo Eadgars und Dunſtans Gebeine ruhten und wo einſt der erſte Plantagenet die vermeintlichen Reliquien des ſagenumrankten Britenkönigs erheben ließ, König Arthurs Avalon, Ynys-Witren bei den Kelten, Glaeſtingabyrig bei den Angelſachſen, einen jener ſeltſamen Flecke, wo verſchiedene Raſſen und ihre hadernden Bekenntniſſe einen Ausgleich ſuchten, aus dem ſchließlich nur die duftende Blume der Dichtung übrig blieb.

'Wunderliche Begebnuſſen.'

Von Ludwig Hänſelmann.

II.

Immerhin ſchien das Anliegen noch einen Verſuch werth, die Ausſicht auch inſofern nicht ganz ſchlecht, als demnächſt aller Wahrſcheinlichkeit nach eine paſſende Charge aufkam. Denn dem Oberhofmeiſter und Hatſchierer-hauptmann Grafen von Wallenſtein war ein Cardinalat zugeſichert; bei der letzten Vacanz hatte ihn der franzöſiſche Ambaſſadeur beim Papſte zwar ausgeſtochen, da aber der Kaiſer dies ſehr übel genommen und den Nuntius hart darum angelaſſen, ſo erwartete man, daß der Graf nächſtes Mal an die Reihe kommen werde. Dieſen Fall alſo verhieß Dr. Plöckner gewünſchter Maßen im Auge zu behalten.

Digitized by Google

Nur daß schließlich immer noch eine Schwierigkeit blieb, über die weder Juristerei noch Diplomatie hinaushalf. Die Wege bei Hof wie vor Gericht wollten mit Golde gepflastert sein. Daß jetzund fast mehr mit der Spendirung als mit Demonstrirung Rechtens ausgewürkt werde, erzählte man sich laut in allen Gassen. Auf der Schranne war jüngst am hellen Mittag eine fremde Mannsperson mit einer Laterne und angezündetem Licht erschienen, auf Befragen hatte er gesagt, er suche justitiam, worauf er beim Kopfe genommen und für diesen Spott etliche Tage gefangen gesetzt wurde. Und doch war im Reichshofrath selbst unlängst mit löblicher Offenheit Quaestionis status formirt, 'ob man nicht salva conscientia vor seine Müh und Arbeit Geschenk nehmen dörfte'. Wer ein Stückchen Einfluß oder den Schein eines solchen zu verwerthen hatte, der rührte keine Hand, ohne die andere nach der Salbe auszustrecken; ward etwas erreicht, so erwartete Jeder, der irgend welche Mitwirkung glaubhaft machen konnte, neue Spendirung. Wie lange die Parteien behufs derartiger Erpressungen in jeder Instanz hingehalten wurden, wußten die Leute nicht genugsam zu klagen. Und unfehlbar kam schließlich der beste Zahler obenauf, ganz Wien kannte die Lustgärten, wo, wenn wohl geschmiert war, Referent und Correferent unverdächtig zusammenkamen und sich beredeten, um mit übereinstimmenden Berichten zum Vorschein zu kommen. So malte Dr. Plöckner grau in grau. Ließ einfließen, daß der Auslagen für Rescripta gar zu viel, mit den letzten 29 Thalern auf diesem heißen Pflaster wenig auszurichten gewesen. 'Sollte auch in vielem helfen', schrieb Herr Passer nächster Tage nach Bevern, 'wenn dem Jonathan — unter dieser Maske figurirt in diesen Briefen Dr. Plöckner — seine Rechnung und noch ausständige Gelder überwechselt würden; dann die Leute hier keinen Gang umbsonst thun und sich nur nach dem Gelde sehnen'.

Nun denn, mit welcher Chance konnte unter solchen Verhältnissen der bedrängte Herr zu Bevern gegen die vielen Cavaliers in die Schranken treten, die mit reichlicher Handsalbung, und was bei den Zeitläuften noch wirksamer war, mit dem Angebot von Truppenwerbungen um kaiserliche Chargen aufwarteten? Weder eins noch das andere vermochten seine 8000 Reichsthaler Apanage, auch wenn sie nicht durch die verhängten und noch drohenden Arreste mehr oder weniger in Frage gestellt waren. Von seinen sonstigen Mitteln war zur Zeit nichts flüssig, denn auf Stintenburg und Zarrentin lag der Sequester, und wegen der lauenburgschen Schuldforderung konnte Dr. Plöckner ebenmäßig nur schlechten Trost geben. Ein kaiserlicher Zahlungsbefehl war allerdings ergangen; allein was galt der bei dem notorischen Unvermögen der Kammer? Jetzt zumal, da die europäische Kriegsflamme aller Orten wieder aufzulodern begann und felix Austria zwei Heirathen bevorstanden — der kaiserlichen Prinzessin, wie Herr Passer verstand, mit dem Könige von

Digitized by Google

Spanien, der verwitweten Königin von Polen mit dem Herzoge von Lothringen — Heirathen, deren jede 500,000 Reichsthaler an Mitgift, 200,000 für die Hochzeit, kaiserliche Präsente, Kleidung, Reisen und andere Nothwendigkeiten erforderte. Konnte bei dem herrschenden Nothstande alle Rechtgläubigkeit des Erzhauses selbst die Geistlichkeit nicht mehr bei ihrer Steuerfreiheit erhalten, so mochte Herzog Ferdinand Albrecht von Glück sagen, wenn er auf die kaiserliche Anweisung in zwei, drei Jahren oder auch noch später zu seinem Gelde kam.

Doch — Dr. Plöckner hatte eine Eingebung, wie mittlerweil alles gut werden könnte. Und damit gelangen wir zu dem, was vorhin schon als Akme dieser wunderlichen Begebnussen angekündigt ward. Menschenfürwitz unterfängt sich, den Glückszauber des Hauses Bevern in Bewegung zu setzen, ehe dann die Stunde gekommen und zu anderm Ende als geschrieben steht. 'Ob man nicht dörfte das mantuanische Gefäß zum Recompens versprechen?' mit dieser Frage wandte sich auf Dr. Plöckners Anregung am 12. (22.) August Herr Justus Eberhard Passer an seinen gnädigen Herrn.

Eine Möglichkeit, die in seiner Instruction allerdings nicht vorgesehen war; auf andre Art aber hatte Ferdinand Albrecht selber schon seine Gedanken gegen die ungeahnte Bestimmung seines Onyx gesetzt. Die Kaiserin Mutter war eine geborne Fürstin Gonzaga, die Annahme lag nahe, daß sie nicht abgeneigt sein würde, dies ehemalige Erbstück ihres Hauses wieder an sich zu kaufen; wenn der Handel ausfiel wie der Herzog vorhatte, so war einer von dessen Nöthen, und nicht der geringsten, förderſamst gesteuert. Zu dem Ende hatte Herr Passer Auftrag, einen Gypsabguß des mantuanischen Gefäßes nebst Beschreibung an geeigneter Stelle einzureichen.

Diese Beschreibung ist nachmals unter den Zugaben der 'Andächtigen Gedanken' in weiteren Kreisen bekannt geworden. Sie giebt zuvörderst kurze Nachricht von den Schicksalen des Gefäßes seit seiner Entfernung aus Mantua und fährt dann fort: 'Dieses rare und kostbare Geschirr befindet sich in einem grünen mit Sammet ein- und auswendig vermachten Futteral mit einer silbernen Schnur umbher besetzet; dessen Handgriff, Fuß, Döpfchen, Schnepfchen und Clausuren besag derer actorum von purem Gold aus Ophir, umb und umb mit alten Bildnussen und fascibus Romanis ausgezieret. Der Stein hat wegen Rar- und Pretiosität bei Taxirung der fürstlichen Erbschaft vom Jubilirer nicht können taxirt, viel weniger wegen der vielen schönspielenden Adern und alten Antiquitäten der Bildnussen benamset werden können, ist aber endlich vor einen Onyx Adonyx erkannt worden. Wie die acta besagen, hat man davor schon 60—90,000 Reichsthaler geboten; wird aber in gedachten actis vor 150,000 Reichsthaler gehalten. Aus ofterwähnten scriptis ersiehet man gleichfalls, daß gedachtes rare und denkwürdige man-

Digitized by Google

tuanische Geschirr dem König Salomo sei aus Aegypten vom König Hyram überschickt und er daraus gesalbet worden.'

Dieses Memorial schrieb Herr Passer am 11. (21.) August auf einen vergüldten Bogen; noch selbigen Tages händigte Dr. Plöckner es sammt dem Abguß dem Baron Tullio Miglio ein, der nächst dem Fürsten Gonzaga bei der verwittibten Kaiserin der Vornehmste war. Am 13. (23.) August sollte der Abguß auch dem Kaiser vorgelegt werden, zu welchem Zwecke Herr Passer den Bericht nochmals auf einem vergüldten Bogen abschrieb.

Acht Tage später brachte Dr. Plöckner seinem Gastfreunde die erste Nachricht von dem weitern Verlaufe der Angelegenheit heim. Sie lautete nicht ganz nach Wunsch. Der Herr Baron hatte zwar Audienz genommen und seinen Vortrag gehalten, die Kaiserin Witwe ihn auch angehört, aber offenbar nicht verstanden und schließlich gefragt: was sein dessein wäre? Da er also gesehen, daß Ihre Majestät vor Betrübniß wegen der Unpäßlichkeit des Kaisers und der kaiserlichen Prinzessin — beide lagen an der weißen Ruhr nieder — nicht aufmerkte, hatte er um gnädige Erlaubniß gebeten ein andermal aufzuwarten und sich somit unverrichteter Sache zurückgezogen. Inzwischen jedoch hatte er den Abguß auch dem Grafen Sinzendorf gezeigt und dessen Meinung darüber ausgeholt. An diesen, als Kammerpräsidenten, mußte nämlich, falls dem Kaiser der Kauf beliebte, Zahlungsanweisung ergehen; war er einverstanden — wohl und gut, wo nicht, so hatte es mit der Zahlung gute Wege. An sich nun hatte den Kammerpräsidenten der Gedanke schon gefallen, dies Kleinod des Hauses Mantua für die kaiserliche Schatzkammer zu erwerben. Die geforderte Summe baar zu zahlen, schien ihm freilich unmöglich; einer Charge aber hielt er es wohl werth, versprach auch, in diesem Intent nach besten Kräften für den Herzog einzutreten.

Damit schien denn die Sache glücklich auf den Weg gebracht, den Dr. Plöckner angegeben hatte. Indeß seine Freude über diesen Erfolg war vor der Hand mäßig, und mit Recht, wenn seine Ahnung ihn nicht trog. Denn wie sah er's kommen? Bekam der Kaiser den Abguß zu Gesicht, so trug er ohne Zweifel alsbald Belieben und Lüsten nach dem Original, verwilligte dafür ohne langes Besinnen den geforderten Kaufpreis und ertheilte natürlich seiner Zeit auch Assignation an die Hofkammer; dort aber hatte man nachgehends ad nauseam usque zu sollicitiren und bekam am Ende nach vielen Jahren die Hälfte oder das Wenigste, 'wie denn solches per varia exempla in gar klare Experienz schon kommen'. Angesichts dieser Möglichkeiten war Dr. Plöckners Rath schließlich der, das Onyxgefäß der Prinzessin Marianna unter der Bedingung zu offeriren, daß die Kaiserin Mutter für Herzog Ferdinand Albrecht das Gouvernement in Tirol bei Sr.

Digitized by Google

Majestät ausbitte und zu wege bringe und ihm daneben auch eine standesmäßige Staffirung verehre.

Ein sinnreicher Anschlag in der That, und sehr begreiflich, wenn sein Urheber ihm mit einem Eifer nachhing, der bei jedem Andern verdächtig wäre. Die Stellung eines regierenden Herrn, 20,000 Reichsthaler jährliche Einnahmen, großes Ansehen am kaiserlichen Hofe — womit konnte Sr. Durchlaucht bis auf weiteres besser gedient sein? Freilich strebten nach diesen Herrlichkeiten noch andere Leute. Der Graf Ferrara hat schon längst darum angehalten, spendirte auch gern eine Tonne Goldes, wenn er dazu gelangen könnte, ist aber von Tage zu Tage hingehalten, 'weilen er ein Italiener und Tirol daran grenzt, derentwegen einige Revolte zu besorgen' — was für Kenner der Verhältnisse vielleicht nicht dunkel ist. Sr. Durchlaucht indeß, versichert Dr. Plöckner, müßte in diesem Falle die Consideration zu statten kommen, die man in Wien auf das Haus Braunschweig hat. In zwei Audienzen getraute er sichs von dem Kaiser auszuwirken — wenn Eines nicht im Wege: der punctus religionis, an dem vornehmlich die Tiroler Stände Anstoß nehmen würden, 'weilen sie jederzeit von Katholischen guberniret worden'.

Aber war denn dieser Anstoß unverwindlich? Dr. Plöckner hielt nicht dafür. 'Die zwei Religionen', räsonnirte er, 'wären ja fast eins, außer in einigen Puncten, darinnen die Geistlichen disceptationes machten, um nurent von ihrer Meinung nicht zu recediren. In diesen Puncten könnte man sich ja von den allerverständigsten, klugsten, gelehrtesten Kapuzinern, Franziskanern oder anderen informiren lassen; würde man dann in einigen Stücken noch keine Satisfaction haben, so erlangte man darin leichtlich Dispens von Ihrer päpstlichen Heiligkeit, als wie die Herzogin von Holstein, des Herrn Kammerpräsidenten Frau Gemahlin, und wie Exempel der Art ja am Hause Braunschweig selbst, am Hause Darmstadt und anderen sowohl großen als Privathäusern mehr schon vorlagen'. Hoffte doch auch, katholisch oder lutherisch, Jedermann selig zu werden, und welcher christliche Fürst mochte denken, daß seine Vorfahren andern Glaubens verdammt sein sollten? Das sub specie aeternitatis: es ließ sich schon hören, wo Gründe irgend willkommen waren. Und nun erst weltlich betrachtet, was für eine Versuchung, auch mit noch schlechteren Gründen fürlieb zu nehmen! Denn was war die Statthalterschaft in Tirol, was waren 20,000 Reichsthaler Einkünfte. Wenn der Herzog sich resolvirte, wie Dr. Plöckner rieth, und in Wolfenbüttel trat dann die ersehnte Erbfolge ein, so war nichts besser gesichert als die Succession Sr. Durchlaucht, gar nicht davon zu reden, daß inzwischen, von der Stunde seiner Conversion an, Niemand mehr wagen durfte ihm mitzuspielen wie bisher.

So lockte auf gut wienerisch Dr. Plöckner: an ihm lag es nicht, wenn

Digitized by Google

das mantuaniſche Gefäß dem kaiſerlichen Schatze entging. Und ſo ganz utopiſch ließ ſein Plan ſich keineswegs an. Auch Kaiſer Leopold, ſo ſehr ſeinem behäbigen Phlegma die fromme Wuth eines Bekehrers von Haus aus fremd war, lag damals allen Ernſtes dem katholiſchen Berufe des Hauſes Habsburg ob. Waren die Evangeliſchen in Ungarn mehr noch Rebellen — den Proteſtanten in Schleſien, unter denen der Erzbiſchof von Olmütz reformirte, fiel der Art nichts zur Laſt; auch im Reiche war man vor dieſen Aſpirationen nicht ſicher: hatten doch zwei Jahre vorher noch Bremen, Verden und andere ſäculariſirte Bisthümer wieder geiſtlich werden ſollen, zur Sühne, wie es hieß, weil der Kaiſer den allerchriſtlichſten König gehindert, die Niederländer in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Und aus nächſter Nähe ſah und hörte Herr Paſſer ſelbſt jetzt genug, um inne zu werden, daß dieſe Strömung keineswegs am Verlaufen war. Ganz Wien iſt am Tage ſeiner Ankunft voll von einem perſianiſchen Geſandten, der dem Kaiſer die Botſchaft gebracht haben ſoll, daß der Schah die katholiſche Religion angenommen. Dann wird, am 21. (31.) Auguſt, ein fremder Lutheraner vor die Regierung gefordert, um kaiſerlicher Majeſtät allergnädigſten Befehl zu vernehmen, daß Seinesgleichen in Wien ohne feſte Stellung oder beſtimmte Geſchäfte nicht geduldet werden, ſondern entweder ſich von den Geiſtlichen informiren laſſen und katholiſch werden oder die Stadt meiden ſollen. Tags darauf wird allen Landeskindern, insbeſondere den evangeliſchen, der Austritt ins Reich unterſagt, und dies Verbot ſieht man alsbald mit aller Strenge in einem Falle handhaben, der muthmaßlich den nächſten Anſtoß dazu gegeben hatte. Von den zwölf Söhnen des Vicepräſidenten im Reichshofrath, Grafen Sinzendorf, ſtudirt einer bereits in Helmſtädt; als nun nach tödtlichem Hintritt des Vaters ſich auch die übrigen zur Reiſe anſchicken, werden ſie gefänglich eingezogen und demnächſt bei katholiſchen Verwandten untergebracht — drei bei ihrem Oheim, dem ſchon erwähnten Kammerpräſidenten, der ſie indeß, wie Herr Paſſer erfährt, aus Silber ſpeiſen und köſtlich tractiren läßt. War angeſichts ſolcher Vorgänge anzunehmen, daß den Kaiſer der Bekehrungsantrag eines fürſtlichen Herrn kühl laſſen würde? eines Fürſten aus dem Hauſe Braunſchweig? desjenigen, der ſelbſt mit zäheſter Zuverſicht ſeines künftigen Herrſcherberufes gewiß, und, wenn nur der Kaiſer wollte, in der That nicht ganz ohne Ausſichten war? Wie viel wahrſcheinlicher doch, daß J. Majeſtät um ſolchen Proſelyten nöthigenfalls mit den höchſten Erbietungen werben würde. Mochte Dr. Plöckner Recht haben, wenn ihm zwiſchendurch ein Zweifel aufſtieg, ob es mit dem Onyx allein gethan ſein werde. Wenn aber zu König Salomes Salbgeſchirr noch die gerettete Seele Ferdinand Albrechts in die Wage fiel, dann war es ſicherlich nicht vermeſſen, als Preis den Gubernat von Tirol zu fordern.

Digitized by Google

Und Herzog Ferdinand Albrecht? Die angeſehenſten Säulen des Lutherthums prieſen ſein Haus Bevern als einen Sitz der lautern göttlichen evangeliſch-lutheriſchen Wahrheit; als treuer Bekenner derſelben iſt er zehn Jahre nach dieſen Dingen ſelig verſtorben. Bei alledem aber — ſeine Anſprüche an dieſe Welt gingen hoch hinaus, ſeine Mittel waren von drückendſter Beſchränktheit, die Pein ſeiner Lage bis zum Unerträglichen durch die Abhängigkeit von denen geſteigert, die er für ſeine ärgſten Feinde hielt. Hätte ſich ihm damals eine gewiſſe Ausſicht gezeigt, gegen dieſes Elend das glänzende Loos einzutauſchen, daß ſeine beiden Getreuen für ihn ausfindig machten — wer kann einſtehen, daß er nicht auch ſeinen Glauben daran gegeben hätte. Und vergeſſe man Eins nicht, was ihm trefflich gegen die Einreden ſeines Gewiſſens zu Hülfe kommen konnte. Im Jahre vorher war Chriſtoph Royas Spinola mit kaiſerlichen Credenzbriefen ins Reich gekommen, um den Ausgleich der Kirchen zu betreiben. Zu Hannover — der katholiſche Herzog Johann Friedrich war das Exempel, auf welches Dr. Plöckner hinwies — fand er die beſte Aufnahme, Leibnitz und der Abt Molanus traten für das Friedenswerk ein, das mildere Lutherthum im Lande Braunſchweig war ihm nicht abgeneigt, der jüngere Calixt in Helmſtädt ſetzte eine Declaration auf, die Spinola zufrieden ſtellte. Wenn Dr. Plöckner ſich vernehmen ließ, 'die beiden Religionen wären ja beinahe eins außer in wenigen Puncten' ꝛc., ſo war dies eben nichts Anderes, als was damals auch gewiſſenhaftere Männer ſich und Anderen einzureden ſuchten. So lockend jene Verheißungen, ſo bequem dieſe Rechtfertigung: wahrlich es war beſſer, daß die Verſuchung an Herzog Ferdinand Albrecht nicht ernſtlicher herantrat.

Am 8. (18.) September hielt Baron Tullio Miglio der Kaiſerin Witwe abermals Vortrag. Der Abguß gefiel ihr ſehr wohl, ſie verſprach, ihn dem Kaiſer zu zeigen, wenn dieſer nächſten Dienſtag von Ebersdorf wieder hereingekommen. Schon dieſer Tage indeß verlautete, der Kanzler Hocher, ein Tiroler von Geburt, werde ſein Amt niederlegen und Gouverneur von Tirol werden. Dieſes Gerücht allerdings beſtätigte ſich dann nicht; am 14. (24.) September aber wußte man, daß der Herzog von Lothringen erwartet wurde, daß ihm Tirol eingerämt werden ſollte — der Graf Ferrara war inzwiſchen Oberhofmeiſter der verwitweten Kaiſerin geworden. Damit fielen Dr. Plöckners Pläne in ſich zuſammen: die Mächte, die das mantuaniſche Gefäß an das Haus Bevern ketteten, hatten geſiegt.

Schlimm genug zunächſt für Herzog Ferdinand Albrecht, mit deſſen Anliegen es ſeitdem vollends nicht von ſtatten ging, wie ſauer Herr Juſtus Eberhard Paſſer es ſich auch werden ließ. Ueber ſiebzig Bogen Acten hatte er mit eigner Hand geſchrieben, zum Theil auch ſelber concipirt, und mit

Digitized by Google

gerechtem Stolze durfte er ſeinem gnädigen Herrn ſchreiben: 'Muß auch dieſes ſagen, daß Frembde ſich ſo hart einer Sache nicht laſſen angelegen ſein, wenn ich nicht in Perſon hier wäre und mit geholfen hätte, die Hauptſchriften wären gar nicht verfertiget, maßen Jonathan gar ſehr überladen iſt'. Und abgeſehen von der Erſparniß — Dr. Plöckner, der noch nicht zu den theuerſten Sachwaltern Wiens gehörte, ſetzte doch für den Bogen zehn Kreuzer an — auch inſofern lohnte dieſer Fleiß ſich noch am beſten, als ſeine Vergeblichkeit wenigſtens nicht ganz ſo unmittelbar zu Tage trat wie die Ohnmacht andrer Mittel, auf die der Herzog große Hoffnungen ſetzte. Alle Grazien fürſtlicher Höflichkeit hatte er aufgeboten, um ſeinem Herrn Abgeſandten die Wege durch Empfehlungsſchreiben zu ebnen. 'Nachdem uns wohl erinnerlich, wie ein Großes Ew. Liebden darin beizulegen vermögen, als erſuchen Ew. Liebden wir hiermit nebſt Erkundigung Dero erſprießlichen Wohlweſens freundlich, Sie geruhen Unſerm Secretario zu Beförderung unſerer Sachen nachtruckliche adresse zu machen und dieſelbe helfen zu befördern. Wir wollen es nicht allein dankbarlich würklich erkennen, ſondern auch in dergleichen und anderen Occaſionen ſolches ſuchen zu erwidern, verbleiben übrigens Ew. Liebden zu allen abländlichen Dienſten willſam und befliſſen'. So an den Fürſten Vincenzo Gonzaga, und ähnlich lauteten die anderen Schreiben. Leider war es in dieſem einen Falle kein ganz glücklicher Wurf, den Fürſten 'Eccellentissimo' anzureden. Denn wie Dr. Plöckner dem Herrn Abgeſandten sub rosa zu verſtehen gab, 'weilen die Gonzaga mit dem Kaiſerhauſe verwandt, als hielten ſie ſoviel als möglich auf ihre Reputation'; ſehr gerecht von dieſem Standpunct aus, wenn Don Vincenzo in Zweifeln ſchwebte, ob er ſeinerſeits hiernach dem Herzoge Durchlauchtigkeit zugeſtehen durfte. Er entzog ſich dieſem Dilemma, indem er Dr. Plöckner Auftrag gab, ſtatt ſeiner zu antworten; verſprach freilich, ſelbſten demnächſt auch noch zu ſchreiben, dafür einzuſtehen aber wagte Plöckner nicht. Wer konnte dieſen Anſtoß vorherſehen? und nun gar bei den anderen Schreiben die Schwierigkeit, ſie an den Mann zu bringen. Fürſt Dietrichſtein und Graf Lamberg laſſen ſich wiederholt nicht antreffen; als jener zuletzt nicht mehr ausweichen kann, läßt er ſich Sr. Durchlaucht gar ſchön empfehlen, wollte ſichs angelegen ſein laſſen. Fährt gleich darauf aber wieder fort nach Eberſtorf. Den Fürſten Schwarzenberg ereilt die Botſchaft im Reichshofrath auf der Stiege; er nimmt ein Memoriale entgegen, verſpricht, es ſolle nicht vergeſſen werden. Der Kanzler Graf Königseck iſt zu förderſamſten Dienſten bereit; leider aber hat er 'in ſolchen actibus ſo in contractus speciem hineinlaufen und nicht purae res favorabiles ſind', gebundene Hand und kann ſomit die gewünſchte Immediatreſolution wegen der Apanagegelder nicht ertheilen. Und ſo weiter. Wahrlich, es war Herrn Paſſer nicht zu verdenken, daß er der Complimente ohne

Complement ſchließlich überdrüſſig wurde und eine Anzahl ſeiner Empfehlungen gar nicht abgab.

Auch ſeinem Jonathan ſchien des grauſamen Spiels endlich genug, und ſeiner mitleidigen Abſicht kam zu ſtatten, daß er am 27. oder 28. September a. St. nothwendig eine Geſchäftsreiſe nach Nürnberg, Bamberg, Würzburg und Schweinfurt antreten mußte. 'Könnte leicht von Bamberg uf dem Main nach Frankfurt, von dar nach Kaſſel und Bevern reiſen, wozu er ſich auch ſchon erkläret, wenn es ihm nur nach Bamberg oder Nürnberg ohnmaßgeblich cito adriſiret und denen daſigen Poſtmeiſtern intimiret wurde, daß ſie die Briefe bis uf ſein Abfodern liegen laſſen ſollten. Sed! wenn er kompt, wird vielleicht ſein Abſehen auf ein Präſent ſein, ſo hier ſo gemein iſt, daß man die Verehrung ante expeditiones gleichſam fordert'. Alſo meldete Herr Paſſer am 23. September nach Bevern. Seine Geduld freilich war noch lange nicht erſchöpft, er ſchmeichelte ſich immer noch, ſeinem gnädigen Herrn in Wien nützlicher zu ſein als daheim, hätte gern in Dr. Plöckners Abweſen weiter gearbeitet und eine Reſolution abgewartet. Wäre das Leben in Wien nur nicht ſo gar theuer geweſen; aber zehn Reichsthaler monatlich für Eſſen, Trinken und Logement war das wenigſte, auch wenn man keinen Diener hielt, die ſonſtigen Ausgaben ungerechnet. Wie hart es ihn ankam, er mußte an die Heimkehr denken, ehe irgend welcher Erfolg ſeiner Verrichtungen in Sicht war.

Doch nein — Eins glückte ihm noch, zwar nur ein Geringes, aber nach der Mühe zu urtheilen, die er daran wandte, war er großen Dankes bei ſeinem Herrn gewiß. Vor zwei Jahren hatte der Herzog dem Kupferſtecher Martin von Sommer Aufträge hinterlaſſen, die noch im Rückſtande waren; ihre endliche Ausführung ſollte bei dieſer Gelegenheit Herr Paſſer betreiben. Zwanzig Thaler waren darauf vorausbezahlt, eine gleiche Rate in nahe Ausſicht geſtellt, aber bisher nicht erfolgt. Demnach konnte Sommer die Ausrede gebrauchen, nicht gewußt zu haben, woran er ſei, ob ſein gnädigſter Herr gar verſtorben, oder das Abkommen nicht mehr zu halten geneigt ꝛc.; erbot ſich übrigens in acht Tagen fertig zu ſein, wollte aber vor völliger Ausbezahlung der noch reſtirenden ſechzig Reichsthaler nichts aus der Hand geben. Aus ſeinen bei ſich habenden Baarſchaften — er hatte die Reiſe mit erfreulichen fünfzig Thalern angetreten — konnte Herr Paſſer dafür nicht aufkommen; auf Herausgabe des Vorſchuſſes klagbar zu werden, war koſtſpielig und auch im beſten Falle ausſichtslos, 'ſintemalen als wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren'. Unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen zeigte ſich die diplomatiſche Kunſt des Herrn Abgeſandten nun im glänzendſten Lichte. Mit guten Vertröſtungen biederte er den unwirrſchen Künſtler wieder an die Arbeit, einige wohltemporirte Zahlungen, zu denen ihn ſchließlich noch eine Anweiſung auf hundert Thaler in den Stand ſetzte: halfen nach: am

Digitized by Google

22. September erſchien Sommer mit der fertigen Arbeit, Platte und Abdrücken, auf Herrn Paſſers Stube. 'Wollte zwar gar nichts nachlaſſen, auch kein Exemplar eher abgeben als bis das Geld ihm dargezählt, ſollte Zug um Zug gehen. Endlich habe ihn ein Trunk doch dahin bracht, daß er mir alles geliefert hat und zwanzig Gulden ſo lange nachgelaſſen, bis er höret, daß juſt ſein'. Wer empfände nicht den Sonnenblick, der über das Blatt flog, als Herr Paſſer dieſen denkwürdigen Erfolg verzeichnete.

Zwei Tage vorher, am 18. (28.) September, war Dr. Plöckner abgereiſt; Herrn Paſſer hielten verſchiedene Umſtände noch bis zum 26. (6. October). Wieder war auch eine paßliche Reiſegelegenheit ſo leicht nicht gefunden, zumal er jetzt außer ſeinem Felleiſen noch zwei Actenverſchläge mit ſich führte, zu Pferd alſo unmöglich fortkommen konnte, abgeſehen von der zu beſorgenden Reiſegefahr wegen Einquartierung der Völker. Der Regensburger Bote begehrte für Zehrung und alles bis Nürnberg vierundzwanzig Thaler; auf vier Gulden ward Herr Paſſer endlich mit einem Schiffmann für die Fahrt bis Regensburg einig. Nachdem er bei Frau Plöcknerin mittels einer ſilbernen Schale für ſieben Thaler wegen des Koſtgeldes Richtigkeit gemacht, 'ſo viel mehr ſonſten ausgetragen hätte', dem Sollicitator einen Gulden, in die Küche und fürs Bettmachen einen halben geſchenkt hatte, vertraute er am 27. September (7. October) ſich und ſein Glück nochmals der Donau an.

Langſam kroch das Schiff ſtromauf, während ſich die vorgerückte Jahreszeit ſchon aufs rauheſte fühlbar machte; wurde zu Nacht kein Anſchub an bewohnter Stätte erreicht, was mehr als einmal vorkam, ſo mußte man ſich trotz Schnee, Regen und Sturm auf die Planke oder ins freie Feld betten. An einem ſolchen Tage geſchah es, daß Herr Paſſer 'das Heimbwehe nach dem ewigen Vatterland, vom 27. Pſalm gemachet', Text und Muſik, in ſein Tagebuch abſchrieb. Seine gute Natur indeß überwand auch dieſes, ſelbſt ſeiner Freude am Schauen und Hören hat es den ſonſtigen Bezeugungen vorliegender Blätter zufolge nicht einen Augenblick Abbruch gethan.

Nach ſiebenzehntägiger Fahrt, am 14. (24.) October, landete er in Regensburg, am 16. (26.) fuhr er von dort mit Chriſtian Bauryſen, Bürgern und Landkutſchern daſelbſt, in Schnee, Regen und Kälte auf Nürnberg weiter, wo er am 18. (28.) October wieder im Goldnen Löwen abſtieg. 'Mich verlanget nicht wenig', ſchrieb er von hier an ſeinen gnädigen Herrn, 'aus dieſer ſtetigen Reisunruh wiederum zu Ew. fürſtl. Durchlaucht zu gelangen und in Unterthänigkeit aufzuwarten. Warte nur auf ſichere Gelegenheit, dann die Straßen ſo gar ſauber nicht ſein, und ich ohnedem wegen meiner Pagage nicht wohl trauen darf'. Es fehlte gottlob nicht, hatte auch während der ganzen Zeit nicht an Gelegenheit gefehlt, dergleichen Aufenthalt dienſtlich zu

Digitized by Google

nutzen. Eine der unerschöpflichsten Nöthe des Hofhalts zu Bevern war die, daß bald dieser, bald jener Diener abhanden kam und Ersatz sich immer schwerer finden ließ. Nach Kapellknaben, einem Cantor und Organisten, einem Kammerdiener, einem Edelpagen, einem Stallmeister hatte Herr Passer sich schon auf der Ausreise in Gießen umgesehen. Cantor und Kammerdiener, auf die er gerechnet, waren inzwischen anderweitig, der eine als Pfarrer, der andre als Feldscherer versorgt, Kapellknaben nicht zu finden gewesen, auf taugliche Subjecte für die übrigen Chargen wenig Aussicht, 'weilen sie', wie Oberstlieutenant von Baumbach sagte, den er ins Vertrauen zog, 'weilen sie mehrentheils bei den heutigen Kriegesconjuncturen sich in der Miliz übeten'. Gleiches Trachten und mit gleichem Erfolge dann in Wien, in Regensburg und nun auch in Nürnberg; in Regensburg hieß es: 'was frembde Personen begieben sich mehrentheils bei denen fürstlichen Abgesandten, einheimische aber nirgends wo hin als nacher Wien in Dienste'; in Nürnberg: 'die reichsständischen Personen seien mehr der Libertät als Servitut ergeben'. So hätte allerdings dann Herr Passer die Spesen dieser Tage nicht ausgebracht, wenn mit dem Secretarius nicht der Bibliothecarius gewesen wäre. In Wien hat er einige gute Erwerbungen gemacht: Platin über Mantua und die Familie Gonzaga und den eben erschienenen vierten Theil eines ungenannten Werkes Lambecii. Lambeck, sein berühmter College, läßt sich Sr. Durchlaucht unterthänigst empfehlen, 'will die folgenden Tomos, wenn sie verfertiget werden, durch einen Kaufmann übersenden, welcher ihm angewiesen wird, daß er solche jedesmal zahlt'. Zu Regensburg freilich, wo Herr Passer nach einigen Tractätlein suchen möchte, findet er nur einen Buchführer, den Emmerich, der ihm sagt, daß in Regensburg wenig gedruckt wird. Jetzt in Nürnberg aber hat er wieder eine Genugthuung. Ein Herr Arnschwanger, der im Auftrage des Herzogs an einem Kupferstück arbeitet und gegen Weihnacht zu liefern verspricht, führt ihn aufs Rathhaus, wo sie Herrn Welsern erwarten, der dann befohlener Maßen complimentirt und mit einem Abzuge des Sommerschen Stiches beschenkt wird, worauf er seinerseits sich mit unterthänigstem Danke recommandirt, auch alle Gelegenheit zu suchen verspricht, einen treugehorsamen Diener Sr. Durchlaucht abzugeben. 'Hat bis dato leider wegen des continuirlichen Kriegswesens aus Holland nichts Rares von Kupfern bekommen können, hätte sonst willigst communiciret; will aber doch, wie wohl es gar gering, etwas suchen und Herrn Arnschwanger zu überschicken zustellen'. Also schmolz hier vor Sr. Durchlaucht die Sprödigkeit reichsstädtischer Libertät dahin: es that überaus wohl. Aber ach, was war diese Consideration neben soviel anderm, das Sr. Durchlaucht versagt blieb! Da zieht von Nürnberg am 19. (29.) October mit großem Pomp ein durchreisender polnischer Fürst aus: hat zwei mit Geld beladene Kamele, hundert polnische, ungarische und

Digitized by Google

türkiſche Pferde bei ſich; Einige ſagen, er wolle nach Rom, Andere, ſeine Reiſe ziele nach Paris, um Conjunction und Alliance zu ſtiften. Zwei Kamele mit Gold beladen und hundert Pferde! — liefre ſie nach Bevern, polniſcher Fürſt! und ſiehe zu, was dann Herrn Herzog Ferdinand Albrechts fürſtliche Durchlaucht und Herr Juſtus Eberhard Paſſer in Rom, in Paris und wo es ſonſt verlangt wird, ausrichten werden.

Einſtweilen rollte Herr Paſſer in Gottes Namen beſcheidentlich mit einer Augsburger Kutſche nach Frankfurt und von dort auf der Poſt weiter; am 26. October (5. November) war er in Gießen, wo es wiederum längeren Aufenthalt gab. Auf der erſten Durchreiſe hatte er dem dortigen Univerſitätsbuchdrucker Friedrich Karger allerlei Manuſcript zugeſtellt: eine Geburtspredigt und das 'Epiſtoliſche Gebeth-Cämmerlein' des bevernſchen Hofpredigers, W. Samuel Baldovius, auch 'das Wunderliche Buch', die 'Wunderlichen Begebnuſſen dieſer wunderlichen verkehrten Welt' ꝛc., die hinterher freilich im Schloſſe zu Bevern aus Johann Heilmüllers Preſſe hervorgingen. Kargern ſelbſt hatte er damals nicht angetroffen: war 'mit Weib und Kindern, Geſind und allem nacher Soeſt und ſonſten hingereiſt, um die Schriften zu meines gnädigſten Herrn Buch gießen zu laſſen'; falls dieſe rechtzeitig fertig wurden, hatte Factor Petri die Probebogen noch vor der Meſſe in Ausſicht geſtellt, die Erbaulichkeiten des Magiſters ſollten ehiſt fertig werden. Nun war Karger gar geſtorben und noch nichts gemacht, aber in zwei Tagen wollte der Factor etwas ſchaffen. Doch kam Herr Paſſer erſt nach einer vollen Woche, am 2. (12.) November davon, nun aber auch — und der Leſer freut ſich mit ihm — ohne weitere Unterbrechung zum Ziel. Ueber Marburg und Kaſſel brachte ihn die Poſt am 6. (16.) nach Minden; von dort fuhr er mit einem kleinen Schifflein die Weſer hinab, 'weilen ſunſten andere Gelegenheit nicht haben kunnte, es ſeye denn daß ich etzliche Tage in Minden hätte gelegen, theuer gezehret, zu Haus das Meinige verſäumet und nachgehends doch noch wohl ein Tag, vier oder fünf uf den Wege zu ſein, weil es gar zu nebelichtes Wetter geweſen, da die Schiffleute haben ſtill liegen müſſen mit den großen Schiffen, bis die Sonne recht die Nebel zertrennet'. Der Amtmann zur Forſt, wo er am 7. (17.) ans Land trat, lieh ihm ein Pferd, ſein Gepäck ließ er ſich nachbringen. 'Kam alſo eben nach dem Eſſen nach Bevern, und wurden aller Sachen alſobald wie auch mein Felleiſen nebſt allen meinen eigenen Sachen hinauf zu meinem gnädigſten Herrn getragen und ausgeleeret, da dann S. fürſtl. Durchlaucht das Concept meiner Rechnungen, meine Nachrichten, auch Quittungen und Kalender droben behielten und endlich ſelbſten dieſe Rechnung durchſahe, wie Dero Handzeichen ausweiſet. Habe die committirten Briefſchaften darauf alle wiederumb ſtückweis Sr. fürſtl. Durchlaucht ſelbſten in Dero fürſtlichem Gemach unterthänigſt überliefert, und haben

Digitized by Google

Sie mit eigener Hand druf geschrieben, daß alles richtig und wohl geliefert. Gott sei Dank vor geleisteten Schutz uf diesem weiten gefährlichen Wege zu Wasser und Lande, amen, ὧ ἔστι ἡ δόξα'.

Ob Herzog Ferdinand Albrecht die sichtbaren Erfolge dieser Reise mit den draufgegangenen 150 Thalern zu theuer erkauft fand? es verlautet wenigstens nichts dergleichen. Wenn er aber ein Herz hatte für den hingebenden Treueifer eines Dieners — und wie sollte er nicht, er auf den fort und fort soviel traurige Erfahrungen vom Gegentheil einstürmten — dann war es jedenfalls für ihn eine frohe Stunde, in der er das Tagebuch seines Herrn Passer durchlas. Auch wunderliche Begebnussen, wie er sie liebte und aller Orten auszuspüren verstand, Bezeugungen der göttlichen Obhut, in die er seine Sache gestellt wußte, Vordeutungen der großen Dinge, die seiner harrten — möglich, daß auch solche ihm daraus aufgegangen sind. Eins dieser Art freilich mußte ihm verborgen bleiben, das Bedeutsamste von allen: jener stillwirkende Zauber der im Gefäße von Mantua beschlossenen Schicksalssprüche. Dieses Capitel der Wunderlichen Begebnussen zu schreiben, war einem nachlebenden Bewunderer vorbehalten. Wer aber die vorstehenden Blätter gelesen hat, der kennt es nunmehr.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Wahlbewegung. Theater. — Sollten unsere Conservativen wirklich etwas gelernt und etwas vergessen haben? Es könnte nach ihrem Wahlaufruf im Friedland-Gerdauen-Rastenburger Kreise so scheinen. Dieser Wahlkreis liegt recht in der Mitte Ostpreußens und bot ihren Agitationen von jeher deshalb ein günstiges Feld, weil hier die Rittergüter, theilweise noch im Besitz alter Familien von Adel, dicht gedrängt liegen, Domänenpächter große Flächen bewirthschaften und der Einfluß der meist sehr kleinen Städte sich wenig geltend machen kann. Gleichwohl ist der Kampf dort stets sehr lebhaft gewesen, zumal es auch, wie in der Provinz überhaupt, an liberal gesinnten Gutsbesitzern nicht fehlt, die mit ihren Standes- und Wirthschaftsgenossen nicht an demselben Strange ziehen mögen. Es hat nun beinahe den Anschein, als ob hier der Versuch gemacht werden soll, die Gegensätze möglichst auszugleichen. Da die Conservativen für ihr Interesse arbeiten, so sind zunächst sie es, die Concessionen entgegenbringen. Sehr weitgehende Concessionen, wenn man das jetzige Programm mit seinen Vorgängern vergleicht! Unsere Conservativen schließen sich zwar ausdrücklich dem Programme der „deutschen Conservativen" an, aber „mit Ergänzungen und Modificationen

Digitized by Google

passend für das preußische Vaterland, die Provinz und den Wahlkreis." Das deutsche Reich wird dann als ein „lebendiger und gesunder nationaler Organismus" acceptirt. Man kehrte früher mit Vorliebe den Stockpreußen heraus und wollte ein geeinigtes Deutschland nur als vergrößertes Preußen gelten lassen. Wie früher ein „starkes Königthum", so verlangt man freilich jetzt ein „starkes Kaiserthum", aber diese Forderungen haben eine sehr verschiedene Bedeutung, und für eine Verstärkung der Centralgewalt kämpft seit Jahren bekanntlich Niemand eifriger als die Fortschrittspartei und der linke Flügel der Nationalliberalen. Man will auch „freie und selbständige Thätigkeit des Reiches in Gesetzgebung und Regierung". Deshalb werden die Matricularumlagen nur als Nothbehelf angesehen: das Reich soll eigene Einnahmen haben. Hier muß man nun aus den schönen Phrasen heraus und bestimmte Objecte der Besteuerung angeben. Man deutet, bezeichnend für die Agrarier, auf die Börse und Bank, wohl nicht bedenkend, daß eine Börsensteuer bestenfalls die Matricularbeiträge nur unbedeutend mindern könnte und daß die Mahnung, das Reich solle beim Bankgeschäft das Privatcapital gar nicht betheiligen, wieder zuerst von fortschrittlicher Seite laut geworden ist. „Im Streit zwischen Kaiser und Papst" stehen unsere Conservativen, fast durchweg Protestanten, natürlich auf Seiten des Kaisers, merken aber doch, daß die Kirche überhaupt darunter leiden könnte. Sie wollen daher, daß dieser Streit „nicht als kirchenfeindlicher Culturkampf ausgebeutet" werde. Die evangelische Kirche ist ihnen die beste Stütze des „modernen" Staates und daher gänzlich ex nexu zu lassen. Vielleicht ist aber auch die katholische Kirche an sich gar keine üble Stütze des modernen Staates. Nur der Eigenwille der Bischöfe muß gebrochen werden. Sobald sie sich dem Gesetzgebungsrecht des Staates unterworfen haben, erklärt man eine „Revision" der kirchlichen Gesetze für zulässig. Das ist eine sehr überflüssige Rücksichtnahme auf die Empfindungen der Ultramontanen, die sich doch so nicht gewinnen lassen. Bemerkenswerth ist aber, daß hier mit keinem Worte gegen die Standesbeamten vorgegangen wird, die doch sonst den evangelischen Hochkirchlern ein sehr schmerzhafter Dorn im Auge waren. Wird diese Einrichtung des modernen Staates stillschweigend acceptirt oder verspart man den Sturmlauf dagegen auf günstigere Zeit, wenn die „Revision" Aussicht auf Erfolg hat? Gesetzliche Regelung des Unterrichtswesens ist nothwendig. (Hört!) Wir erkennen dem Staat das Recht der Beaufsichtigung allen Unterrichts zu. (Hört, hört!) Nun kommt allerdings der conservative Schlußsatz: aber wir wollen, daß die Schule ihren christlichen und die Volksschule ihren confessionellen Charakter behalte. So weit ist man also doch, von der höheren Schule die Confession fern halten zu wollen. Es sieht nach etwas aus, will aber wenig sagen; denn „christlich" soll sie doch bleiben. Was heißt das nun? Ist es eine

Digitized by Google

Redensart, nur bestimmt denkscheuen Leuten der Partei ein Wort für einen Begriff zu geben? Oder soll doch die Confession zu einer Hinterthür wieder hineinwandern? Es handelt sich bei Licht besehen doch nur um die Frage: soll die Schule Religionsunterricht ertheilen? Und wenn sie ihn ertheilt, wie kann er anders ertheilt werden als confessionell! Ein klein wenig kommt man auch der social-demokratischen Bewegung entgegen, indem man ihr zustimmt, daß die jetzige parlamentarische Majorität die auf volkswirthschaftlichem und socialem Gebiet liegenden Aufgaben nicht lösen könne, weil sie sich entweder von abstracten Theorien oder von einseitigen Interessen leiten lasse. Aber die Nutzanwendung ist freilich eine andere: das stabile und conservative Element sei nicht vertreten und müsse also in den Reichstag hinein. Nun erhalten auch die Agrarier ihren Theil, mit einem sanften Backenstreicheln derjenigen unter ihnen, die sonst politisch freisinnig sein möchten. „Nun die großen politischen Fragen nicht mehr so laut sprechen," heißt es, sei es an der Zeit, daß die ländlichen Kreise für die Vertretung ihrer wirthschaftlichen Bedürfnisse sorgen. „Wir wollen keine einseitige Interessenvertretung, sondern eine gleichmäßige Vertretung aller Interessen." Das muß man doch unterschreiben können! Es klingt so gut, wenn es nur einen Sinn hätte. Was heißt das für eine politische Repräsentation: gleichmäßige Vertretung aller Interessen? Es sollen also durch besondere Abgeordnete die besonderen Interessen der Städte, der großen Gutsbesitzer, der Bauern, der Capitalisten, der Industriellen, der ländlichen Arbeiter, der Fabrikarbeiter u. s. w. vertreten sein, und zwar gleichmäßig, also so, daß sie einander die Wage halten. Angenommen, die Wahlen fänden überall aus diesem Gesichtspuncte statt, wo bleiben dann die Politiker? Nur lauter einseitige Interessen wären vertreten, wie in den mittelalterlichen Ständeversammlungen. Aufrichtiger und zugleich correcter wäre es gewesen zu sagen: der politische Liberalismus kann die ländlichen Interessen nicht genügend vertreten; wir wählen deshalb politisch Conservative, die in allen bezüglichen Fragen für uns stimmen werden. Etwas mehr Concession enthält schon die folgende unumwundene Absage an die Altconservativen: wir wollen keine Rückkehr zu Formen, die inhaltlos geworden sind, und zu Mitteln, die sich überlebt haben; wir wollen die Betheiligung des Volkes am öffentlichen Leben nicht beeinträchtigen, wir wollen die freiheitlichen Institutionen, insonderheit der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit, nicht antasten; wir wollen keine Rückkehr zu Schutzzöllen! Das Letztere ist nun einmal eine provinzielle Eigenthümlichkeit. Wir Alle, welcher Partei wir auch angehören, wollen von Schutzzöllen nichts wissen. In andern Provinzen werden sie die Conservativen gerade auf ihre Fahne schreiben; die unserigen sind darin sehr liberal, denn Niemand schneidet gern ins eigene Fleisch. Erst leben und dann Politik treiben! Aber auch Freizügigkeit und Gewerbefreiheit?

Das muß den Herren doch sehr sauer geworden sein. Ein kleines Aber hinkt allerdings auch hier nach. Die vorigen Sätze sind meist negativ gefaßt; wenn dann schließlich die positiven Forderungen an die Reihe kommen, so wünscht man doch neben einer gleichmäßigen Besteuerung des Geldcapitals und des Grundbesitzes und einer Revision des Actiengesetzes, auch eine Revision der Gewerbeordnung und daß die Gesetze über den Unterstützungswohnsitz dahin geändert werden, daß die Gemeinden nicht ferner gezwungen werden können, Individuen zu unterstützen, die in der Fremde brodlos geworden sind. In dieser Allgemeinheit glaubt man hier indessen nur Klagen zu hören, die längst von Vertretern aller politischen Parteien geäußert sind. Wer auf diesem Boden Stellung nehmen will, muß ganz bestimmt sagen, was er im Einzelnen beabsichtigt. Alles in Allem wäre dieses Programm, ehrlich gemeint, wohl geeignet, die Parteidifferenzen zu ermäßigen und die gesünderen conservativen Elemente zu einem ersprießlichen Zusammenwirken zu vereinigen. Sieht man aber die Unterschriften an, so möchte man doch mit Hamlet rufen: Worte — Worte — Worte! Welche Bedeutung sie erhalten, wird lediglich davon abhängen, wie die Person dessen beschaffen ist, der sie in die That umsetzen soll. Ist sie aber auch an sich Vertrauen erweckend, so wäre den Wählern doch große Vorsicht anzurathen. Denn der Conservative, den sie meinen, wird im Reichstage ein Conservativer, der mit vielen Genossen zusammen sitzt und stimmt, die ganz entgegengesetzte Interessen vertreten. Sie sollten sich nicht begnügen mit den allgemeinen Zusicherungen eines sehr dehnbaren Programms, sondern die Herren Wahlcandidaten scharf auf die Specialfragen interpelliren. Anderenfalls könnten sie sehr überrascht werden durch das, was unter den diversen „Revisionen" verstanden ist. Sollte es am Ende doch, wieder nur die alte conservative Partei sein, die hier den Zeitverhältnissen entsprechend ein neues Mäntelchen umhängt, so ist es um so nöthiger, sich den Kopf anzusehen, der daraus hervorsteckt, und die Beine, die darunter gehen sollen. Alle ihre Concessionen auf dem Papiere wären keinen rothen Heller („modern": schwarzen Nickel?) werth. Uebrigens wird sich die politische Physiognomie der Provinz trotz aller Anstrengungen der Minoritäten nicht wesentlich ändern.

Das Königsberger Stadttheater hat durch die neue Direction ein ganz verändertes Ansehen erhalten. Hegte ich in meinem letzten Berichte noch Besorgnisse, ob die erhöhten Eintrittspreise nicht die Ansprüche übermäßig steigern würden, so hat Herr Max Staagemann es inzwischen verstanden, das Publicum zu überzeugen, daß wirklich „Preiswürdiges" geboten werde. Es ist sehr bezeichnend für die ganze Richtung, in der er von Anfang an vorzugehen entschlossen war, und nach der er seine Vorbereitungen getroffen hat, daß bisher nur die Posse mißglückt ist, während sein Personal

Digitized by Google

das Tüchtigste im classischen Drama und in der großen Oper leistete. Es kommt uns ganz sonderbar vor, wieder Goethe, Lessing, Shakespeare auf dem Repertoire zu sehen. Hoffentlich gelingt es, noch einige schwächere Kräfte, namentlich im Damenpersonal, durch günstige Engagements zu ersetzen. Das Unternehmen könnte dann als völlig gesichert angesehen werden. Wie in der guten alten Zeit (diesmal wirklich eine gute alte Zeit) ist das Theater wieder städtische Tagesfrage, und weit in die Provinz hinein zeigt sich rege Theilnahme für seine Leistungen. Was für das Theater geschieht, geschieht für die Geschmacksleitung und auch für die sittliche Erkenntniß des Volkes; es ist ein wahrer Leichtsinn der Regierung, sich hier passiv zu verhalten und ihre Unterstützung zu versagen. Das Theater muß aus der Gewerbeordnung heraus! Sollte die Kunst wirklich zu vornehm sein, um auch eine Ordnung haben zu können?

N—s.

Aus Baden. Der Rücktritt Jollys. — So sehr in allen Kreisen der Rücktritt des leitenden Ministers lebhaft discutirt wird, so kann doch heute schon kaum ein Zweifel darüber sein, daß die ganze Angelegenheit mehr ein psychologisches und persönliches Interesse hat, als ein politisches. Schon die Geschlossenheit der nationalliberalen Partei, die in der Kammer wie im Lande die Oberhand hat, würde zur Zeit einer Aenderung in den Grundsätzen der Regierung so wenig günstig sein, daß selbst der Versuch dazu als ein heilloser Mißgriff gelten würde, auch wenn die Uebereinstimmung zwischen Volk und Herrscher über die Wege, die zu gehen sind, auf einem minder festen Grunde beruhen sollte, als es in der That der Fall ist. Je mehr nun freilich das Ereigniß an politischer Tragweite, so weit sich bis jetzt erkennen läßt, verliert, um so nachdrücklicher tritt seine persönliche Seite hervor, die zu allerlei confusen Gerüchten Anlaß schon deshalb giebt, weil ihre Details der Natur der Sache nach sich der Oeffentlichkeit entziehen. Um so mehr dürften Ihnen einige zuverlässige Notizen willkommen sein.

Daß der Mangel persönlicher Sympathien zwischen dem Großherzog und seinem ersten Beamten, der ja dem Lande längst kein Geheimniß mehr war, früher oder später ein ernstlicheres Gesicht annehmen würde, ließ sich voraussehen. Niemand konnte sich darüber täuschen, am wenigsten der Minister selbst. Und doch kamen die Dinge mit einer Plötzlichkeit, die auch ihn in Erstaunen setzten. Noch am Abend des 19. September — er war erst vor einigen Tagen von seinem Urlaub zurückgekehrt — beschäftigte er sich mit den Aufgaben der Zukunft, wie es vor allem jetzt darauf ankomme, nicht die Gesetze zu mehren, sondern eine gute Verwaltung zu schaffen, wobei er denn auch gelegentlich beklagte, daß das Schulgesetz noch nicht vom Großherzog

Digitized by Google

unterschrieben sei. Von einer Möglichkeit des Rücktritts war auch entfernt nicht die Rede. Man weiß, daß die Katastrophe Tags darauf eintrat.

Freilich verstand sich von selbst, daß weder die rein persönliche Abneigung des Fürsten einen Grund für die Entlassung abgeben durfte noch der Haß, mit welchem der junkerliche Hofadel ihn auszeichnete, es mußten andere Formen staatsmännischerer Natur gefunden werden. Das Verhalten Jollys bei den Verhandlungen über das Schulgesetz und die Divergenz, in welcher er schließlich zur Kammermehrheit stand, wurden herbeigezogen, auch wollte man eine Lockerung der Beamtendisciplin bemerkt haben, da doch die Verwaltung endlich auf feste Füße kommen müsse. Vor allem das Schulgesetz scheint den äußeren Anlaß der letzten Entscheidung gegeben zu haben, wenn der Minister auch nicht im Vertrauen für gut befunden hat, sich über den eigentlichen Grund des Abtretens auszulassen, da derselbe „nicht discutirbar" sei. Ernstlich vorbereitet ward der Sturz Jollys zu Ende oder am Schlusse des Landtags, wo der Großherzog seinen Entschluß, Jolly fallen zu lassen, Turban gegenüber aussprach, indem er denselben zugleich ersuchte, das Staatsministerium selbst zu übernehmen. Aus bester Quelle wissen wir, daß sich Turban anfänglich weigerte und erst dann zusagte, als er einsah, daß sonst ein Junkerministerium ans Ruder treten würde. Immerhin war es merkwürdig, daß man die Angelegenheit nicht gleich am Schlusse des Landtags erledigte. Das in maßgebenden Kreisen circulirende Gerücht, Serenissimus habe dem Staatsminister als eine Art Henkersmahlzeit noch den Genuß des Urlaubs gönnen wollen (!!), klingt doch nicht recht glaublich. Seitdem wurde mit Turban und Ellstätter conferirt, die öfters nach der Mainau berufen wurden. Ellstätter freilich, obwohl er in Alles eingeweiht war, hielt Jolly gegenüber hinter dem Berge; noch ein paar Tage vor des Ministers Rücktritt klagte er über seine Gesundheit, die ihn bald zwingen werde, seinen Ministerposten aufzugeben; Präsident der Oberrechnungskammer zu werden, das sei sein Ideal; er fiel aus den Wolken, als ihm Jolly seine Entlassung kundgab.

Hatte Jolly am Dienstag den 19. September noch keine Ahnung gehabt, daß die Katastrophe sobald und gerade jetzt eintreten würde, so gestaltete sich am anderen Tage doch die Lage der Art, daß er sich veranlaßt sah, um seine Entlassung nachzusuchen. Am Donnerstag Vormittag theilte er seinen Schritt den anwesenden Mitgliedern des Staatsministeriums mit. Um $^1/_2$1 Uhr erhielt er ein Schreiben aus dem Geheimcabinet, wonach seine Entlassung angenommen worden war und ihm anheimgegeben wurde, die Mitglieder des Staatsministeriums davon in Kenntniß zu setzen. Eine Stunde darauf reiste der Großherzog auf mehrere Tage nach Stuttgart ab. Ueber die einstweilige Vertretung des Dienstes war keinerlei Verfügung getroffen worden. Jolly hielt sich natürlich nicht für berechtigt, auch nur eine Stunde weiter zu

Digitized by Google

amtiren, berief um 4 Uhr das Staatsministerium und legte seinen Posten nieder. Er war überzeugt, daß sein Austritt kein vereinzelter sein würde; an einen Systemwechsel glaubte auch er nicht.

Einzelnen Stimmen, welche eine Einmischung der preußischen Regierung in dem Ereigniß erkennen wollten, konnte erwidert werden, daß Graf Flemming ganz überrascht war, und daß Fürst Bismarck noch während des letzten Landtages Jolly wiederholt hatte ersuchen lassen, er möge auf seinem Posten ausharren, da er den größten Werth auf sein Bleiben lege.

Was nun das neue Ministerium anlangt, so ist man im Lande fast überall der Meinung, daß es nur ein Uebergangsministerium sein werde, Schwarzseher fürchten sogar, daß der Großherzog möglicherweise die Fühlung mit der Kammer verlieren könne. Ob sich die oben gerügten Mißstände werden abstellen lassen, muß der Tag lehren. Es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß Stößer bei Lamey—Kiefer—Bluntschli äußerst verhaßt ist. Seine Berufung, die er übrigens seit Jahren mit allen Mitteln angestrebt hat, verdankt er wohl hauptsächlich der intimen Freundschaft zu Turban und namentlich zu Sternberg. Eine sehr gute Wahl war die Grimms; er vermittelt die Verbindung mit der nationalliberalen Partei. Er ist ein guter und fleißiger Jurist, ohne Originalität und Initiative und sehr scrupulos, aber gewissenhaft und standhaftester Anhänger der nationalliberalen Ideen. Jede Schwenkung nach rechts, die der Minister des Innern, vielleicht gegen seinen eigenen Willen, zu machen genöthigt sein dürfte, möchte Grimm vielleicht mit Rücktritt beantworten. Stößer hofft in der Kammer gegen Kiefer-Lamey eine Majorität für sich zu gewinnen. Ich fürchte, er ist in dieser Beziehung Optimist.

So wenig persönliche Freunde Jolly hat, so ist doch im Lande das Gefühl der Verstimmung über seine Entlassung vorherrschend und man bezweifelt, daß die neuen Minister die Kraft und Fähigkeit haben, sich gegenüber den extremen Parteien oben zu halten. Daß wiederum kein Katholik im Staatsministerium sitzt, wird übel vermerkt und verwerthet; daß kein einziger Adeliger berufen wurde, macht die Hofkreise schon jetzt wüthend.

Aus Kopenhagen. Allgemeine Eindrücke. — Die saison morte, welche die meisten Hauptstädte entvölkert, führt im Gegentheil der dänischen Hauptstadt zahllose Besucher zu, welche hier und in der nächsten reizvollen Umgebung neben der körperlichen Erholung geistige Genüsse suchen und finden. Der Strom der Reisenden, welcher in früherer Zeit fast ausschließlich nach Süden sich ergoß, hat in neuerer Zeit nicht minder auch seine Richtung nach Norden genommen und auf der cimbrischen Halbinsel eine Reihe von Sommerstationen entstehen lassen, deren Frequenz den beliebtesten Badeplätzen des Südens kaum

nachsteht, die aber bis vor Kurzem den eigenen Landsleuten, die das Gute in der Nähe übersehen, kaum weiter als dem Namen nach bekannt waren.

Das größte Contingent unter den Fremden, welche die Umgebungen von Kopenhagen in der gegenwärtigen Saison bevölkern, liefern die Deutschen, welche in allen Idiomen unserer dialektreichen Heimath stets und aller Orten in einer solchen Dichtigkeit anzutreffen sind, daß, wenn nicht die vor nahezu jedem Hause flatternde Danebrog den dänischen Grund und Boden verrathen würde, man sich nach der Heimath versetzt wähnen könnte. Die wenig wohlwollende Haltung, welche in der ersten Zeit nach dem Kriege die dänische Bevölkerung den deutschen Besuchen gegenüber zur Schau trug, hat jetzt einer minder abgeneigten Stimmung Platz gemacht, die theils auf einer Erkenntniß der Solidarität der Interessen mit dem germanischen Nachbarvolke, nicht minder aber auch auf dem Bewußtsein beruhen mag, daß die scandinavischen Stammesgenossen weit davon entfernt sind, ihre guten Beziehungen zu dem deutschen Volk zu Gunsten der ultradänischen Velleitäten zu compromittiren. Den letzten Beleg dafür, daß Dänemark bei Inaugurirung einer hoffnungslosen Revanchepolitik gegen Deutschland auf die Unterstützung seiner Nachbaren jenseits des Sundes nicht zu zählen hat, giebt die neuerdings unter dem Titel: Scandinavien und Deutschland, in deutscher Sprache erschienene Brochüre des Professors Borelius in Lund an die Hand, in welcher unter Darlegung des verschiedenen Entwickelungsganges, welchen die beiden Nationalitäten genommen haben, dem scandinavischen Stamme zwar seine volle Berechtigung zur Existenz zuerkannt, anderseits aber ausdrücklich constatirt wird, daß die Aufgaben, deren Lösung beiden Völkern obliegt, nur in friedlicher Concurrenz ihre Erledigung finden können.

Jemehr diese letztere Anschauung bei unseren scandinavischen Nachbarn diesseits des Sundes zur Geltung gelangt und je mehr auch von deutscher Seite die meist auf mangelnder Kenntniß der Literatur sowie des selbständigen Entwickelungsganges der dänischen Nation beruhende und noch häufig zur Schau getragene dem kleineren und besiegten Volke doppelt empfindliche Ueberhebung einer unbefangeren Würdigung von Land und Leuten Platz gemacht haben wird, desto eher wird auch das zur Zeit noch immer getrübte Verhältniß zwischen beiden Völkern einer so wünschenswerthen Verständigung Platz machen.

Die von dänischer Seite als unumgängliche Grundlage einer Verständigung geforderte Ausführung des Artikels 5 des Pragers Friedens ist freilich ein Unterhaltungsthema, dem selbst der zu seinem Vergnügen in Dänemark reisende Tourist unter keinen Umständen ausweichen kann, sobald die Discussion mit den dänischen Gastfreunden das politische Gebiet auch nur im Entferntesten streift.

Digitized by Google

Die aus unserem Arsenal entnommenen Argumente, welche wir in langjähriger politischer Discussion als durchschlagend erprobt glaubten, prellen machtlos an der stets und immer wieder kehrenden Forderung unseres Gegners, „Pacta sunt servanda“ ab, von welchem Grundsatze des Privatrechtes auch das öffentliche Recht eine Einschränkung aus Opportunitätsgründen nicht zulasse, wenn nicht in den internationalen Beziehungen die Machtfrage die ausschließlich entscheidende sein solle. Wenn die Discussion an diesen Punct gelangt war, so entsinnen wir uns leider nur zu spät unseres Vorsatzes, einer politischen Discussion unter allen Umständen auszuweichen und an den buchenbekränzten Ufern des Sundes, dem Plätschern der Wogen lauschend, uns nur der reizvollen Natur zu erfreuen, welche die nordische Hauptstadt zu einer der anziehendsten Stationen für unser heutiges Reisepublicum gemacht hat.

Noch erleichtert wird dieser Vorsatz den Fremden durch die Leichtlebigkeit des Kopenhagener Publicums, dieser Pariser des Nordens, wie sie sich gern nennen hören, da zahllose Genüsse, die auch anderweitig geboten werden, den Fremden bei dem Besuche der dänischen Hauptstadt kaum zum Athem kommen lassen. Allerdings aber tragen diese Vergnügungen, zum vortheilhaften Unterschiede von Lustbarkeiten ähnlicher Art bei uns, einen meist harmlosen Charakter in Folge der durchweg gutmüthigen Sinnesart der Bevölkerung an sich und bestehen außer den Spazierfahrten in das unmittelbar an die Stadt angrenzende ausgedehnte Holz und mittelst Dampfschiffes in die zahlreichen am Sund und in der Nähe desselben belegenen Lustorte hauptsächlich in dem durch ein geringes Geldopfer zu ermöglichenden Besuche des Tivolis, jenes Etablissements, das in der Umsicht, der Anordnung, der klugen Benutzung eines an sich allerdings äußerst günstig gestalteten Terrains und in der Mannichfaltigkeit der Genüsse, welche für jedes Alter und jeden Geschmack geboten werden, seines Gleichen nicht hat. Was aber mehr als alles dieses dem Institut zu Statten kommt und was sehr für die hiesige Bevölkerung spricht, ist, daß ein solches Etablissement, obwohl es für einen außerordentlich geringen Preis und daher der gesammten Volksmasse zugänglich ist, dennoch gleichzeitig der Sammelpunct auch der feinen Welt geblieben ist. Wie auf der einen Seite die demokratische Erziehung des hiesigen Volkes, die Standes- und Rangunterschiede auszugleichen, namentlich aber auch die Abfindung zwischen der Civil- und Militärbevölkerung zu verhüten gewußt hat, so hat auf der anderen Seite die auch bei dem geringsten Volke hierselbst anzutreffende Urbanität und Zuvorkommenheit die Folge gehabt, daß, sehr im Gegensatz zu den Erfahrungen, welche man bei uns in Deutschland mit ähnlichen Instituten gemacht hat, das hiesige Tivoli nicht nur den gebildeten Ständen durch die Rohheit der dasselbe besuchenden unteren Volksschichten nicht verleidet ist, sondern an Beliebtheit stets gewonnen hat.

Wer an das Ceremoniale zurückdenkt, mit welchem bei solchen Gelegenheiten unsere festländischen Potentaten selbst des kleinsten Kalibers oder gar vorzugsweise diese sich zu umgeben pflegen, der war bei einem Theaterbesuche durch die einfache bürgerliche Art des Auftretens der prinzlichen Herrschaften, die auf denselben Sitzen, wie das übrige Publicum, ihren Platz gefunden hatten, überrascht. Der Kronprinz, der in seinem Aeußeren die Glücksburger Abstimmung nicht verkennen läßt, welche Familie sich bekanntlich mehr oder minder durch körperliche Schönheit ihrer Mitglieder auszeichnet, erscheint gegenüber seiner Gemahlin, auch wenn man von der Größe der Letzteren für die künstliche Erhöhung durch die Haarfrisur ein entsprechendes Stück in Abzug bringt, von kleinerer Statur und im Vergleich zu ihrer außerordentlichen Lebhaftigkeit eher zurückhaltend, wiewohl an dem fraglichen Abend ein gutes Stück der Angeregtheit der Kronprinzessin wohl auf Rechnung der Freude geschrieben mag, welche sie über die vorzüglichen Leistungen ihrer engeren Landsleute und über die enthusiastische Anerkennung derselben durch das Publicum empfand.

Im Uebrigen erfreut sich die gesammte königliche Familie bei dem hiesigen Publicum einer außerordentlichen Beliebtheit, wie sie durch das musterhafte Familienleben auch völlig erklärlich ist, einer Beliebtheit, die nur dadurch gesteigert werden könnte, wenn der Kronprinz der dänischen Sprache so mächtig wäre, wie seiner deutschen Muttersprache. Wie das parlamentarische Regime die Gelegenheit für das Staatsoberhaupt zu öffentlichen und mündlichen Auslassungen gehäuft hat, so hat dasselbe auch die Ansprüche an die Wohlredenheit des Trägers der Staatsgewalt gesteigert und daß unter solchen Umständen die unvollkommene Beherrschung der Landessprache als ein nicht leicht verzeihlicher Fehler gilt, muß demjenigen um so begreiflicher erscheinen, der die Empfindlichkeit des dänischen Nationalgefühls kennt, das gleichzeitig auch in einer besonderen Hochstellung der Landessprache seinen Ausdruck findet. Der verstorbene König von Dänemark that nach dieser Richtung hin den patriotischen Gefühlen seiner dänischen Unterthanen jedenfalls völliges Genüge, wie die wohlbeglaubigte Anekdote beweist, wonach bei einem Besuch in den deutschen Herzogthümern ihm ein Repertoire der in dem Theater der Stadt aufzuführenden Stücke vorgelegt wurde und vom erlauchten Gaste das bekannte Stück „Badecuren" in der Annahme ausgewählt wurde, daß dasselbe ein dänisches sei, eine Annahme, zu welcher der der deutschen Sprache nur unvollkommen mächtige Herrscher dadurch bewogen wurde, daß der dänische Artikel bekanntlich mit der Silbe „en" dem Hauptworte angehängt wird und somit angenommen werden konnte, daß das bekannte Lustspiel, „die Badecur" heiße. Ob und wie dem königlichen Gaste über diese irrthümliche Annahme die Augen geöffnet sind, darüber verlautet nichts.

Digitized by Google

Aus Berlin. Die auswärtige Lage. Die Justizgesetze. Sociales. — Die große Frage der auswärtigen Politik scheint an einm sehr kritischen Wendepunct angelangt zu sein, und es herrscht allgemein eine bange Spannung und dumpfe Schwüle. Wenn wirklich, wie von allen Seiten versichert wird, der neueste russische Vorschlag dahin geht, gemeinsam mit Oesterreich Bulgarien und Bosnien militärisch zu besetzen, um eine Garantie für die Durchführung der nothwendigen Reformen in Händen zu haben: so ist es kaum anders möglich, als daß ein solcher Vorschlag das weit verbreitete Mißtrauen gegen die expansiven Tendenzen der russischen Politik mit erhöhter Stärke hervorruft. Für Oesterreich könnte die Annahme und Ablehnung des Antrags gleich verhängnißvoll werden, und man wird in der Wiener Hofburg die schwersten Seelenkämpfe durchzumachen haben. Wird Rußland im Falle der Ablehnung von Seiten Oesterreichs allein vorgehen? Wird das mühsam hergestellte europäische Einvernehmen auch diese schwere Probe aushalten? Wird die Pforte sich so weit aufzuraffen vermögen, um einer oder gar zwei Großmächten Gewalt entgegenzusetzen? Und wird nicht England in dem Marsche russischer Regimenter über die türkische Grenze weniger den Zweck eines Pfandobjectes für die Reformen, als den ersten Schritt zu der gefürchteten Festsetzung im Osmanenreiche erblicken? Das sind die inhaltschweren Fragen, die heute in allen politischen Kreisen die Gemüther in banger Erwartung halten. Jedermann weiß ja, daß in der orientalischen Frage die wichtigsten europäischen Interessen so kraus durcheinanderlaufen, daß man sich kaum vorstellen kann, wie es ohne die schwersten Conflicte abgehen soll, wenn man einmal über allgemeine diplomatische Redensarten hinaus praktisch und ernstlich zur Schlichtung dieses verwickelten Knotens schreiten will. Es ist zwecklos, sich in dieser noch gänzlich undurchsichtigen Krisis alle möglichen Eventualitäten auszumalen, wo uns jede Stunde eine Entscheidung bringen kann, Erörterungen anzustellen, die voraussichtlich doch durch den unaufhaltsamen Gang der Ereignisse überholt werden. Die Weisheit aller Politiker, die sich in den Blättern vernehmen lassen, kommt im Grunde doch nicht über die unanfechtbare Wahrheit hinaus, daß der Zeitpunct ein äußerst kritischer und die Zukunft dunkel sei.

Wenden wir uns lieber zu den Vorgängen in unserer Nähe, die leichter zu durchschauen und sicherer zu beurtheilen sind. Als Vorläufer des parlamentarischen Lebens ist seit einigen Tagen der Bundesrath versammelt. Man darf seinen Beschlüssen diesmal mit einem ganz besonderen Interesse entgegensehen. Handelt es sich doch in erster Linie darum, ob wir Aussicht haben, die Justizeinheit noch in dieser Reichslegislaturperiode unter Dach und Fach zu bringen. Die Justizcommission hat mit einem wahrhaft unerhörten Auf-

Digitized by Google

wand von Fleiß, Gründlichkeit und Sachkenntniß, in einer zweijährigen Arbeit die drei großen Gesetzentwürfe des Civil- und Strafprocesses und der Gerichtsverfassung durchberathen und in vielen Einzelheiten umgestaltet. Zu diesen Abänderungen haben jetzt die Regierungen Stellung zu nehmen. Es besteht freilich noch eine große Reihe von Meinungsverschiedenheiten, namentlich im Strafproceß und hier wieder ganz besonders in Bezug auf das Preßrecht, den ewigen Stein des Anstoßes. Aber Alles in Allem sind doch die Differenzen nicht der Art, um es zu rechtfertigen, wenn die Nation um das langersehnte Gut der Rechtseinheit, das eigentliche Bindemittel und Kennzeichen der staatlichen Zusammengehörigkeit, gebracht werden sollte. Mit ein wenig Nachgiebigkeit von beiden Seiten ist es kaum möglich, daß diese kostbare Frucht, die werthvollste Errungenschaft unserer gesammten Reichsgesetzgebung, verloren gehen könnte. Möge man sich doch allerseits der ganzen Verantwortung der Entscheidung, die man jetzt zu treffen im Begriff steht, noch einmal bewußt werden. Es wäre der erste nachhaltige Stoß, den die Entwickelung und der Fortbau unserer Reichseinheit erlitte, eine schwere Schädigung der nationalen Sache, und es wäre gar nicht abzusehen, wann das Versäumniß wieder gut gemacht werden sollte. Kommt vor dem Zusammentritt des Reichstags nicht das Einverständniß zwischen dem Bundesrath und der Justizcommission zu Stande, so wird es von dem Plenum des Reichstags, der das letzte entscheidende Wort zu sprechen hat, auch nicht erzielt werden. Denn es ist ja klar, daß das schwierige und verwickelte Gefüge dieser Gesetze nicht mehr materiell, sondern nur noch formell der Plenarberathung unterzogen werden kann; selbst die wichtigsten und entscheidendsten Puncte können kaum noch einmal eingehend verhandelt werden und eine Lossagung des Reichstages von den Beschlüssen seiner Commission ist nirgends zu erwarten. Man sieht dieser Entscheidung mit großer Spannung entgegen; denn eine große organische Gesetzgebung, die Jahre lang die besten Kräfte der Volksvertretung beschäftigte und überhaupt nur mühsam in den Rahmen der gewöhnlichen parlamentarischen Behandlung gebracht werden konnte, ist nicht mit einem beliebigen Spezialgesetz zu vergleichen, das man in der nächsten Session wieder aufnehmen kann, wenn es in der einen gescheitert ist.

Auch hinsichtlich der Stellung zu den wirthschaftlichen Fragen der Gesetzgebung sieht man den ersten Kundgebungen des Bundesraths mit Spannung entgegen. Die wirthschaftlich sociale Reaction hat so kühn ihr Haupt erhoben und tritt mit einer Zuversicht auf, daß bange Besorgnisse rege geworden sind, ob sie nicht in den Regierungskreisen sich eines gewissen Einverständnisses sicher fühlt. Unter der Leitung des Reichskanzleramtspräsidenten Delbrück war die Wirthschaftspolitik der Regierung durchgängig in voller Uebereinstimmung mit der liberalen Reichstagsmajorität; von seinem Nachfolger Hof-

Digitized by Google

mann weiß man bis jetzt noch nicht im Geringsten, wessen man sich zu versehen hat, und es ist nicht wunderbar, wenn sich trotz aller gegentheiliger Versicherung die Besorgniß erhält, bei dem Rücktritt Delbrücks könnten doch auch sachliche Gründe mitgespielt haben. Der nächste Reichstag wird sich vielleicht mit wirthschaftspolitischen Fragen noch wenig abzugeben haben — denn über die Eisenzollpetitionen wird man voraussichtlich nach der wiederholten gründlichen Discussion dieser Angelegenheit kurz zur Tagesordnung übergehen — wohl aber die kommende Frühjahrssession, die erste der neuen Legislaturperiode, wo die Erneuerung der Handelsverträge und eine Reihe gewerblicher Fragen ihrer gesetzlichen Behandlung harren.

In etwa vier Wochen wird der Reichstag zusammentreten und alsdann steht uns bis in den künftigen Hochsommer eine recht verheißungsreiche Serie von parlamentarischen Versammlungen bevor: Erst der Reichstag, dann der preußische Landtag, dann wieder der Reichstag und zum Schluß nochmals der Landtag, und aller dieser Sessionen harrt eine Last umfangreicher, schwerwiegender Geschäfte. Die Aussichten sind niederdrückend genug. Wohl dem, der die jetzt hinter uns liegende Sommerzeit ersprießlich zur Stärkung des Leibes und Geistes verwendet hat!

Und wohl dem, der nicht Jahr aus, Jahr ein, allem Ungemach des großstädtischen Lebens und allen Unbilden der Witterung zum Trotz, an die Reichshauptstadt gefesselt ist! Berlin hat in den letzten Jahren eine merklich centrifugale Wirkung ausgeübt. Man kann das am besten an dem Stand der Wohnungsfrage constatiren, wie er sich bei jedem Quartalwechsel documentirt. In den Zeiten der Geschäftsblüthe entsandte ganz Deutschland seine überschüssigen Kräfte nach Berlin; in den Provinzen herrschte geradezu der Glaube, hier liege das Geld auf dem Straßenpflaster, und es fand ja auch in der That jede Arbeit einen überaus lohnenden Erwerb. Allein die Zeiten sind anders geworden; noch immer sind die Fabriken fast alle auf halbe Arbeit gesetzt und es hat in Folge dessen ein sehr merklicher Rückstrom in der Bevölkerung stattgefunden. Die ungesunde Hyperthrophie ist normalen Zuständen gewichen. Nur sehr langsam aber accomodiren sich die Preise der ersten Lebensbedürfnisse den veränderten Verhältnissen. Von einem fühlbaren Rückgang der Miethen ist noch nichts zu bemerken, und doch stehen nicht nur massenhaft Wohnungen, sondern ganze Häuser und Quartiere in den entlegeneren Gegenden leer. Während man vor drei und vier Jahren nicht genug bauen konnte, die Nachfrage das Angebot fortwährend überstieg, ist jetzt mancher Hausbesitzer übel dran, und jene „Villencolonien", die man in seltsamer Verblendung fern von allem Verkehr und allen Mitteln der Communication in den tiefsten Sand der Umgegend gesetzt hat, dienen großentheils Landstreichern und „Pennbrüdern" zum mehr oder minder legitimen Aufent-

Digitized by Google

halt. Die freiwilligen Verkäufe und zwangsweisen Subhastationen haben in Folge dessen einen bisher unbekannten Umfang angenommen und der „Häuserkrach" ist die letzte Episode des allgemeinen wirthschaftlichen Niedergangs. Jeder Rausch bringt eben einem Naturgesetz zufolge seinen Katzenjammer mit, im privaten Dasein des Individualmenschen, wie im wirthschaftlichen eines Volkes, und dieser wieder pflegt eine heilsame Wirkung auf Erhöhung der Moral und Solidität zu haben. Hoffentlich bewährt sich dieser Erfahrungssatz auch in unserem geschäftlichen Leben. D.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald. Stuttgart, Spemann. — Der fleißige und belesene Redacteur des „Auslandes" legt hier einen Theil seiner reichen geographischen Notizensammlung in zusammenhängender Darstellung dem Publicum vor. Da er sich hier auf einem Gebiete bewegt, auf dem er heimischer ist, als auf dem der Geschichte, so ist das ebenso nützliche wie angenehm lesbare Buch, das in Heften erscheint, auch denen zu empfehlen, welchen die wissenschaftliche Qualification des Verfassers seit seiner sogenannten „Culturgeschichte" mit vollem Rechte verdächtig ist.

Bibliographie.

Seit dem 1. October sind bei der Redaction folgende Novitäten eingegangen:

Civilized Christianity. London, Trübner.
Dahn, F., Paulus Diaconus. 1. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
— die Amalungen. ibid.
Devrient, O., Goethes Faust als Mysterium. Karlsruhe, Braun.
Eliot, G., Daniel Deronda. 4 vol. Leipzig, Tauchnitz.
Fontane, Th., der Krieg gegen Frankreich. II. Berlin, v. Decker.
Hellwald, Fr. v., Culturgeschichte. 2. Aufl. Lief. 9—13. Augsburg, Lampart.
Hirth, G., Annalen des deutschen Reichs. Leipzig, G. Hirth.
Hirzel, L., Karl Ruckstuhl. Straßburg, Trübner.
Kluge, A., Hanna (v. Runeberg). Dessau, Barth.
Laube, H., das junge Europa. 2 Bde. Wien, Braumüller.
Price, B., Geld- und Bankwesen. Berlin, Springer.
Ranke, J., Die Ernährung des Menschen. München, Oldenbourg.
Sander, H., Das Leben Felders. Innsbruck, Wagner.
Schöne, A., Gesetztafel für das deutsche Reich. Sangershausen, Schöne.
Stieler, K., Bilder aus Elsaß-Lothringen. Heft 3, Stuttgart, Neff.
Strousberg, H., Dr. Strousberg und sein Wirken. Berlin, Guttentag.
Weber, J. J., Illustrirter Kalender. Leipzig, J. J. Weber.
Westphal, Geschichte der Stadt Metz. II. Theil. Metz, Lang.
Zehn Jahre preußisch-deutscher Eisenbahnpolitik. Leipzig, Veit & Cie.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 6. October 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Europa fürchtet sich.

Von Anton Springer.

Wer uns doch über drei Dinge Auskunft geben könnte: In welchem völkerrechtlichen Verhältnisse stehen die Großmächte zur Pforte; wie denkt man sich in Rußland den Kriegszustand, wenn die Sendung von Officieren und Soldaten, von Geld und Kriegsmaterial auf den Kampfplatz eitel Frieden und Freundschaft bedeutet und endlich, wohin sind die Aufständischen des vorigen Jahres hingerathen? Schwer ist die Antwort auf diese Fragen gerade nicht. Heimlich ins Ohr raunen sich sogar Regierungsmitglieder und Diplomaten ihre Ueberzeugung mit, daß die Pforte von allen Mächten behandelt werde, als hätte sie sich in frevelhafter Weise gegen ihren legitimen Schutzherrn in Belgrad empört, daß Rußland ein doppeltes Spiel treibt, vielleicht nicht heute schon den Krieg, gewiß aber nicht den Frieden will und daß endlich die armen Bosniaken erbarmungslos bei Seite geschoben wurden, sobald sie, obgleich sie kein Mohr, sondern Christenbrüder sind, ihre Schuldigkeit gethan hatten. Nur erwarte niemand, daß irgend eine große oder kleine Macht Europas dieser Ueberzeugung Ausdruck gebe. Denn ihr Wille und ihre Thätigkeit wird nur durch eine Empfindung regiert. Rußland hat sich erholt, Europa fürchtet sich. Die periodische Wiederkehr politischer Epidemien müssen wir uns gefallen lassen. Wunderbar bleibt aber dennoch die rasche Verschleppung des Aberglaubens von der russischen Allmacht, die man seit des bösen Nikolaus Tode begraben glaubte, bis nach England hinüber, wobei nur der Unterschied waltet, daß früher vorzugsweise die Fürsten und ihre Minister vor dem Czaren das Knie beugten, heute aber auch, ja sogar vorzugsweise die Liberalen der unüberwindlichen russischen Volksmacht huldigen. Sollen wir uns denn aber für die zusammenbrechende Pforte erhitzen, können wir uns für die Fortdauer der Türkenherrschaft in Europa interessiren? Steht denn nicht zu fürchten, daß der Bürgerkrieg auf der Balkanhalbinsel eben so heimisch werde wie in Spanien und reichen doch die Greuelthaten,

Digitized by Google

welche die irregulären türkischen Truppen, die Baschibozuks und Tscherkessen, gegen die Bulgaren verübt haben, beinahe an die Brutalitäten, mit welchen die Russen ihr Regiment in der Krim im vorigen Jahrhundert, ihre Herrschaft in Asien noch in unseren Tagen eingeweiht haben. Solche in den europäischen Staaten unerhörte Dinge dürfen natürlich nicht geduldet werden. Sofort ergreifen die Großmächte solche Maßregeln, welche den Bestand der Pforte gefährden müßten und wenn sie auf Felsen gegründet wäre, und nachher erklären sie mit einem moralischen Seufzer: leider biete die Türkei keine Garantie für die Erhaltung geordneter staatlicher Verhältnisse. Jetzt ist allerdings alles in Schwanken und Wanken gerathen. Ist das aber, was an die Stelle des Türkenreiches treten soll, wirklich so sehr den Frieden und die Freiheit verheißend? Jeder ehrliche Mann, der noch ein gesundes Herz im Leibe besitzt, hätte zugejubelt, wenn die elementare Volkskraft, lange gewaltsam zurückgehalten und unterdrückt, endlich alle Fesseln gesprengt und sich endlich dem Tode und allen Gefahren zum Trotz Bahn gebrochen hätte. Lügen wir uns aber doch nicht über die Lebensfähigkeit des Aufstandes in Bosnien noch lange etwas vor. Ein paar kurze Wochen standen allerdings wirkliche alle Bewohner der Provinz, durch den Steuerdruck zur Empörung getrieben, unter den Waffen. Gar bald aber traten fremde Führer und fremde Banden an ihre Stelle, spielte fremdes Geld die größte Rolle. Und wäre auch der bosnische Aufstand vielfach gefälscht gewesen, die Serben hätten dennoch unsere Theilnahme wachgerufen, wenn sie opferwillig und todesmuthig den Kampf aufgenommen und daß sie sich mit den Stammesbrüdern eins fühlen, durch Thaten bewiesen hätten. Kann man sich aber ein erbärmlicheres und schimpflicheres Schauspiel denken, als den sogenannten serbischen Krieg in den letzten drei Monaten. Die „dummen Bulgaren" werden von den pfiffigen Serbenführern ausersehen, sich auf die unvorbereiteten türkischen Truppen zu werfen und das schwerste Stück der Blutarbeit zu thun. Zum Bücken, um die Früchte der Arbeit aufzulesen, hätten sich zuletzt die Serben herbeigelassen. Die Bulgaren aber waren leider nicht dumm und nicht klug genug; sie besaßen, wie die slavischen Zeitungen klagen, nur eine Tugend, sich mit Hammelsgeduld auf die Schlachtbank führen zu lassen. Wer will aber auch aus Hammeln Löwen schaffen? Keine einzige der guten Voraussetzungen, die man von den Serben hegen mochte, ging in Erfüllung. Sie zeigten sich nicht allein leichtsinnig und gewissenlos in Plänen und Mitteln, sondern auch beispiellos ungeschickt in der Ausführung. Kein Sänger künftiger Tage wird ihre tapferen Thaten rühmen, denn sie haben keine verübt, ja so tief ist der ehemals an Helden unermeßlich reiche Stamm gesunken, daß er es nicht einmal mehr als eine Schmach empfindet, wenn der Fürst des Landes vorsichtig in der Nähe des Kriegsschauplatzes, aber wohlgemerkt hinter der Schlachtlinie verweilt.

Digitized by Google

Ein Serbenfürst, der in den Tagen des Kampfes nicht an der Spitze seiner Krieger kämpft, der nicht den Preis der höchsten Tapferkeit neidlos zuerkannt empfängt, der Zeit findet, am Wochenbett der durchlauchtigen Gemahlin zu erscheinen und dem Taufschmause zu präsidiren, wäre noch vor einem Menschenalter ganz undenkbar gewesen. Vielleicht sagt sich Milan zu seiner Entschuldigung: Warum soll ich mein junges Leben in einem Kriege in die Schanze schlagen, aus welchem nicht Serbien, sondern nur Rußland Vortheil zieht. Und er hat nicht Unrecht. Rußland gebührt das Verdienst, ein neues Kriegssystem eingeführt zu haben: den Krieg incognito. Als Staat lebt es mit der Pforte in süßem Frieden, das hindert aber nicht, daß russische Soldaten die Cadres der serbischen Armee ausfüllen, russische Generale und Officiere commandiren, russisches Kriegsmaterial unaufhörlich über die Donau geschmuggelt, überhaupt eine Armee gebildet wird, die alles russisch hat, nur nicht den Namen. Hier stoßen wir auf die empörendste Seite des ganzen Krieges. Mit Noth und Mühe ist es den besten Männern Europas endlich gelungen, den Krieg, so weit es überhaupt möglich ist, zu humanisiren, durch die Stiftung des rothen Kreuzes die Kriegsgräuel einzuschränken. Was die Genfer Convention an humanen Gesetzen geschaffen, erschien der russischen Regierung noch lange nicht genügend, sie schlug auf der bekannten Brüsseler Conferenz vor, jeden Paragraphen des Kriegsrechtes mit Honigseim zu überziehen und jede Kriegserklärung vorher in Syrup zu tauchen. Und jetzt mißbrauchen tagtäglich mit Zustimmung derselben russischen Regierung Officiere und Soldaten der russischen Armee die Privilegien des rothen Kreuzes, durchziehen in hellen Haufen fremde Länder, den Neutralitätsgesetzen, dem Völkerrechte offen Hohn sprechend. Was thut es, daß sie den Revolver und den Yatagan mitschleppen, das rothe Kreuz heiligt diese Mordwaffen. Und diese entsetzliche Heuchelei, die schlimmer ist als die bulgarischen Metzeleien, weil sie die europäische Kriegführung vergiftet und das ganze alte brutale Kriegsrecht wieder zurückzurufen droht, weckt im humanen Europa keinen Schrei der Entrüstung, kaum hier und da einen Tadel; die Stifter und Beschützer der Gesellschaft des rothen Kreuzes treten nicht zusammen, um einen Protest gegen solche Vorgänge, wie sie kürzlich in Pest sich abspielten, zu verfassen, Rußland empfängt sogar Entschuldigungen, daß man seinen Unterthanen gegenüber die Regeln der Genfer Convention anwenden wollte. Die rechte Antwort: über dem Gesetze, außer dem Gesetze, wagte niemand zu geben.

Aber merkwürdig, während wir furchtsam alles vermeiden, was das Machtbewußtsein der russischen Regierung verletzen könnte, ergeht sich die letztere in Versicherungen ihrer vollständigen Machtlosigkeit. Der Strömung des russischen Volkswillens müsse selbst der Kaiser, der einzige friedlich Gesinnte im ganzen Reiche, widerstandslos folgen. Hat denn etwa eine neue

Digitized by Google

Epoche in Rußland begonnen, sind wir, ohne es zu wissen, Zeugen einer Verfassungsänderung geworden? Wir glauben noch immer, daß jetzt ebenso wenig als früher die Masse des russischen Volkes aus freiem Antrieb äußere Politik treibt, die Kreuzzugsgelüste ihm vielmehr erst eingelernt werden; dagegen können wir uns allerdings der Ueberzeugung nicht verschließen, daß seit einem Jahrzehnt ein neues Element in Rußland zur Geltung gekommen ist, welches über den Kopf der Regierung und der Dynastie hinweg seinen leidenschaftlichen Willen äußert. Die vornehmere russische Gesellschaft zeigt sich großentheils vom Fieber des Panslavismus ergriffen. Immer in Sorge, der Langeweile zu unterliegen, immer auf neue Aufregungen bedacht, ohne tiefere sittlich religiöse Interessen — denn was uns von der Culturkraft der griechischen Kirche versichert wurde, erlauben wir uns vorläufig als einen guten Scherz zu betrachten — der Möglichkeit intensiver politischer Arbeit beraubt, hat dieselbe nach einander dem Nihilismus, dem Socialismus gehuldigt. Diese Spielzeuge sind abgenützt, auch der Haß gegen jede staatliche Ordnung, die Verachtung des heimischen Wesens besitzen nicht mehr den Reiz der Neuheit. Einem anderen Modegötzen wird gehuldigt: dem Panslavismus. Wenn sich derselbe nur nicht in einen bösen Dämon verwandelt! Der alte Panslavismus, auf die literarische Wechselseitigkeit gegründet, war ziemlich harmloser Natur. Es verschworen sich der böhmische Gymnasiallehrer, der slovakische Prediger und der kroatische Buchdrucker, ein slavisches Weltreich zu schaffen. Das diente höchstens, große Kinder zu schrecken. Ein ernstes Gesicht nahm erst der Panslavismus an, als sich nach 1866 die österreichischen Slaven förmlich vom Kaiserstaate lossagten und, daß sie in Oesterreich nicht ihre Heimath finden, mit Wort und That erklärten, politische Bedenken erregte erst derselbe, als es gelang, für den Panslavismus auch in Rußland unter Officieren, Beamten und Hofleuten Propaganda zu machen und vollends zu einer Gefahr stieg er empor, seitdem auch Mitglieder der Kaiserfamilie zu den Bekehrten zählten und der Czar sich unfähig zeigt, den Sturm, der schließlich auch seine Dynastie bedroht, zu beschwichtigen. In dem serbischen Kriege tritt der Panslavismus zum erstenmale auf den politischen Schauplatz, zum erstenmale übt er seine Kraft und zählt seine Anhänger. Wir müssen bekennen, daß er sich über die Erwartung stark zeigt, und daß es für uns Deutsche bald an der Zeit sein dürfte, mit ihm zu rechnen. An sich mag es uns gleichgültig sein, wer auf der Balkanhalbinsel herrscht. Der Halbmond hat längst seinen Glanz verloren, aber auch am Kreuze kleben im Orient Rostflecke. Und wenn spleenbehaftete Engländer die Türken bis zum letzten Softa und Zaptieh über den Hellespont jagen wollen, so mögen sie sich vorsehen, daß nicht der Gegenruf erschalle: Heraus mit den Christen aus Asien. Schwerlich wird man für die Herrschaft Europas in Asien bessere Rechtsgründe nennen können, als sie

Digitized by Google

die Türken in Europa besitzen. Erst das siegreiche Auftreten der Panslavisten in Rußland weckt uns aus unserer Ruhe. Es mag im Augenblicke einzelnen russischen Staatsmännern passend dünken, von den Sympathien Rußlands für das deutsche Volk zu reden, es mag sein, daß dynastische Beziehungen noch eine Zeitlang den offenen Ausbruch der feindlichen Gesinnungen hindern werden. Wir wissen, daß in dem panslavistischen Katechismus der Deutsche als Fremder und als Heide und Unterdrücker der Slaven dem Fluche preisgegeben ist, daß der Haß gegen die Deutschen in der Brust eines jeden Slaven tief eingegraben ist und mit jedem Jahre an Gift gewinnt, wir wissen endlich aus indiscreten Mittheilungen slavischer Blätter, daß der Krieg gegen die Türkei nur als Probe und Vorspiel gilt, der Hauptkampf aber gegen die Magyaren und gegen die Deutschen vorbereitet wird. Und weil wir dieses alles wissen, haben wir für den Sieg der Serben, dieses panslavistischen Werkzeuges, keine guten Wünsche. Die Dankbarkeit, die uns angeblich verpflichtet, mit Rußland um jeden Preis vereint zu bleiben, obschon Rußland, wenn es sein Interesse erheischt, die dankbaren Deutschen nicht um ein Haar besser behandeln wird als die undankbaren Oesterreicher, darf doch nicht so weit gehen, daß wir uns auch vor dem Panslavismus schweifwedelnd krümmen. Wir zollen den Panslavisten die Anerkennung dafür, daß es ihnen gelungen ist, Rußlands Macht ihren Plänen unterthan zu machen, wir begreifen aber die Verblendung der russischen Dynastie nicht, die sich widerstandslos ihrem panslavistischen Gegner ergiebt. Europa fürchtet sich vor Rußland und Rußland vor den Panslavisten. Sollte die Geschichte Europas wirklich mit dem Triumpfe der Ideen Herzens und Bakunins schließen?

Die Reform der Irrenanstalten.

Von Hermann Reimer.

Als Pinel zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Geisteskranken in der Anstalt zu Bicètre die Ketten abnahm, geschah damit der erste wichtige Schritt zu einer auf den Grundsätzen der Wissenschaft und der Menschlichkeit beruhenden Irrenpflege. Aus den Narrenthürmen wurden nun freundliche Krankenhäuser, an die Stelle des Irrenwächters trat der Irrenpfleger, trat ein im Krankendienst geschultes Wartepersonal, und immer mehr verschwand unter der festen, aber milden Hand des Arztes in den neugeschaffenen Asylen der gefängnißartige Charakter des früheren Tollhauses. An diesen Neubildungen

Digitized by Google

haben deutsche Aerzte in hervorragender Weise und oft unter harten Kämpfen sich siegreich betheiligt. Die letzten beiden Decennien haben uns Manchen entrissen, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts an diesen Entwickelungen den ruhmvollsten Antheil hatte, andere Mitkämpfer aus jener Zeit, deren Name in der Geschichte der Psychiatrie nicht vergessen bleiben wird, weilen heute noch unter uns.

Dabei konnte es aber nicht ausbleiben, daß die festere Form, welche die Irrenanstalt unter den Händen dieser Männer gewann, für Manche zu einem starren und unbiegsamen Vorbild sich gestaltete, dessen äußere Züge sie für das Wesentliche zu halten geneigt waren. Die Unterschiede der Bauart, welche die Irrenanstalt vor andern Krankenhäusern auszeichnet, wurden nun häufig bis in das kleinste Detail ausgesponnen, als ob das Wohlsein der Kranken hiervon wesentlich abhinge. Man hätte glauben sollen, daß, nachdem die kaiserlich Leopoldino-Carolinische Akademie den Plan zu einer guten Irrenanstalt zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht und einen solchen gekrönt hatte, daß man nun so ziemlich über die äußere Form der Anstalt im Klaren sein müsse und doch ging nun die Erfindung der „Musterzellen" und die Beschreibung ausländischer Heizungs-, Ventilations- und Abortsysteme erst recht an (von denen häufig das eine das andere verdrängte), und jeder Bau einer neuen Anstalt wurde immer wieder und wird heute noch wie eine neue Preisaufgabe behandelt. Man legte sich mit Vorliebe darauf, die störendsten Symptome der Krankheit: die Angstzufälle, die Erregungszustände, die triebartigen Handlungen mit bautechnischen Hülfsmitteln bekämpfen zu wollen.

Bei dem wachsenden Vertrauen des Publicums und bei den günstigen Bedingungen unserer Zeit für die Entwickelung von Nervenkrankheiten füllte sich jede neue Anstalt schnell. Anfangs hatte man zum Theil alte Schlösser benutzt; jetzt wurde von Grund aus neu gebaut, und so groß die Auslagen waren, die den einzelnen Staaten daraus erwuchsen — nur der Säckel einmal geöffnet, dann durfte ein imponirendes Aeußere nicht fehlen, als ob die langgestreckten Façaden und die hohen massiven Mauern mit ihren Thürmchen und Zinnen schon beim ersten Anblick den Beschauer an die Munificenz des Fürsten oder der Behörden erinnern sollten. Das war eine Vermehrung der Baukosten, die für das Wohlbefinden der kranken Inwohner von keiner Bedeutung war.

Indessen sollte auch das Innere der Anstalten plötzlich von einem Licht und Wärme spendenden Strahle berührt werden. Der weitgehende Mißbrauch, welcher in England mit der mechanischen Beschränkung unruhiger Kranker durch Zwangsstuhl und Zwangsjacke getrieben wurde, brachte Conolly auf die Idee, die Abschaffung alles und jeden Zwanges als principielle Nothwendigkeit zu fordern. In Deutschland, wo man von jeher im Allgemeinen vorsichtiger

Digitized by Google

mit der Anwendung von Zwangsmaßregeln gewesen ist, war man anfangs wenig geneigt, diese Maßregel im Princip zu adoptiren, aber die damit angestellten Versuche sind zu Gunsten der Sache ausgefallen und die Zahl ihrer Anhänger mehrt sich von Jahr zu Jahr. Dabei kommt es den Irrenärzten besonders zu statten, daß die Arzneimittellehre sie mit einer Reihe neuer Mittel und Methoden versorgt hat, die, wie das Chloralhydrat, das Bromkali, die Morphium- und Ergotineinspritzung und ganz neuerdings die Milchsäure Ruhe und Schlaf erzeugen, so daß auf diese Weise die Zahl der aufgeregten Kranken vermindert werden konnte. Oft genug freilich entwickeln sich die Ausbrüche der Tobsucht auf rein psychischem Wege aus Reizen, welche aus der Gemüthslage und aus den Ideenkreisen des Individuums herstammen, und hier kann nur durch eine gänzlich veränderte und verbesserte Lage der Kranken und durch eine weit über das Princip des Nichtzwanges hinausgehende Reform des Anstaltswesens vorgebeugt und geholfen werden.

„Mit den jetzigen öffentlichen Irrenheil- und Pflegeanstalten allein ist für die Zukunft nicht mehr durch- und auszukommen." So schrieb schon im Jahre 1862 Damerow, der langjährige Dirigent der Anstalt zu Halle. Die eine Thatsache, daß in Deutschland (wo nebenbei gesagt ungefähr auf 2500 Personen ein Anstaltsbewohner kommt) jede neu gebaute Anstalt sofort gefüllt und bald überfüllt ist, und daß der Platz für jeden einzelnen Geisteskranken bei unsrer bisherigen Bauart einer jährlichen Wohnungsmiethe von 150 bis 250 Mark entspricht, schon diese Thatsache allein mußte den Wunsch erwecken, eine andere billigere Verpflegungsweise ausfindig zu machen. Wenigstens war dies gewiß die nächste Rücksicht, welche die Aufmerksamkeit der Irrenärzte und der Behörden auf die schon seit Jahrhunderten bestehende, aber erst in neuerer Zeit gesetzlich sanctionirte Irrencolonie zu Gheel in Belgien lenkte. Dort sind 1200 Geisteskranke in den kleinen Häusern des weitausgedehnten Ortes in der Weise untergebracht, daß jeder Besitzer eines solchen Häuschens ein bis zwei Kranke bei sich in Kost und Obhut hat. Die ein Handwerk können, sind bei den betreffenden Meistern in Arbeit, die übrigen werden beim Feld- und Gartenbau oder zur Aushülfe bei häuslichen Verrichtungen angestellt. Allerhand Philantropen, darunter auch Aerzte, pilgerten jetzt nach Gheel und bald hörte man aus dem Munde begeisterter Anhänger, daß hier „das Paradies der Wahnsinnigen" zu finden sei. Die „familiale Verpflegung" wurde jetzt als der Zielpunct irrenärztlicher Bestrebungen bezeichnet. Abgesehen von der Unmöglichkeit, die Gheeler Verhältnisse auch nur annähernd nachzubilden, so würde dieses Vorbild für die bei uns gegebenen Verhältnisse die Revolution, aber nicht die Reform bedeuten. Aber viel zu denken und viel zu lernen giebt uns Gheel. Die schon früher von dem ärztlichen Leiter der Anstalt Illenau, Roller, ausgesprochene Ansicht, daß viele Irre viel mehr

Digitized by Google

Freiheit ertragen können als man gewöhnlich annimmt, wird in Gheel unwiderleglich bewiesen.

Wie jedoch der Anstaltsarzt einen großen Theil seiner Kranken zu ihrem Heile in den freiesten Verhältnissen leben lassen könne, das lehrt uns das Beispiel der Privatanstalt zu Clermont in Frankreich (Departement de l'Oise). Dieses Asyl, welches bereits seit 1847 besteht und gegenwärtig 1400 Kranke aufnimmt, besitzt neben einem geschlossenen Gebäude zwei einige Kilometer davon entfernte landwirthschaftliche Colonien, Fitz-James und Villers, in welchen über fünfundzwanzig Procent des ganzen Krankenbestandes sich befinden. Es hat alle nur erdenklichen Werkstätten und erzeugt durch eigene Arbeit alle Lebensbedürfnisse ihrer Bewohner. Das Handwerk des Schneiders, Schuhmachers, Schmiedes, Schlossers, des Tischlers, Böttchers, Malers, Tapezierers u. s. f. wird überall durch Kranke ausgeübt. Die ganze Anstaltswäsche wird von den weiblichen Kranken besorgt. Küchengärten im Umfang von 68 Hectaren werden von den Kranken bestellt und genügen dem Bedürfniß an Gemüsen für alle Inwohner. Die Colonie liefert das Mehl für drei Monate, Gemüse für das ganze Jahr, Fleisch und Geflügel zu einem weit geringeren als dem Marktpreise. Die Besitzer der Anstalt, die Gebrüder Labitte, erhielten von den Communen für jeden männlichen Kranken 1 Frank, für jede Frau 96 Centimes an Tagegeldern und sind dabei wohlhabende, ja reiche Leute geworden. Weit wichtiger als diese finanziellen Ergebnisse waren aber die Erfahrungen, welche man über den Einfluß vielseitiger Beschäftigung und besonders der Feldarbeit auf das Befinden der Kranken sammelte. Der medicinische Zweck der Colonie, sagt Dr. Gustav Labitte*), besteht darin, die Geisteskranken so viel wie möglich im Genuß ihrer gesellschaftlichen Gewohnheiten zu belassen, also: Leben in geselligem Verkehr, anhaltende nützliche Beschäftigung, ein klug bemessenes Maß von Freiheit. Alle diese Bedingungen müssen nothwendiger Weise unter den Colonen die Beziehungen gegenseitiger Zuneigung herbeiführen, sie Interesse an ihren Arbeiten gewinnen lassen und ihnen das Gefühl persönlicher Selbstachtung einflößen. So lernen sie die Dienste vollständig würdigen, welche sie der Anstalt leisten und bleiben von jedem Gefühl des Zwanges und des Freiheitsverlustes verschont. Die in der Colonie seit ihrer Begründung gewonnenen Resultate, fährt Labitte fort, sind in Hinsicht sowohl auf die medicinische Behandlung wie auf die administrativen Vortheile nur eine Reihe von Erfolgen gewesen. Schwachsinnige, Idioten, gefährliche und unanstellige Tobsüchtige sind gelehrige, fleißige und selbst ziemlich einsichtsvolle Arbeiter geworden. Mit dem Fluche der Unheil-

*) De la colonie de Fitz-James succursale de l'asile privé d'aliénés de Clermont. Paris 1861.

Digitized by Google

barkeit Belastete, die nur ein Gegenstand der Gefahr und der Aufregung für das Land und eine Last für die Familie waren, haben die Anstalt verlassen können. Durch die Gewöhnung an dieses thätige und geordnete Leben wurden sie Leute, welche zu Hause mit Vortheil beschäftigt werden konnten. Fügen wir noch hinzu, daß jeder Arbeiter je nach dem Werth seiner Arbeit mit einer Geldentschädigung und einer Beköstigungszulage belohnt wird, und daß man keine anderen Strafen kennt als die Zurückversetzung aus der Colonie in die geschlossene Anstalt.

Daß an diesen Mittheilungen Labittes nichts übertrieben ist, davon kann Jeder, der Lust hat, sich selbst überzeugen. Und wie richtig die Grundanschauung eines Heilverfahrens ist, welches die Heranziehung der Kranken zu einer zweckmäßigen und befriedigenden Thätigkeit mit allen Kräften erstrebt, das ergiebt sich für Jeden leicht aus den Erfahrungen, die wir über die Entwickelung und den Verlauf der Seelenstörungen besitzen. Unlust an der gewohnten Arbeit und Unthätigkeit sind die gewöhnlichen Anfänge der Krankheit, Lust am Schaffen und Mithülfe beim gemeinsamen Tagewerke die sichersten Zeichen der beginnenden Genesung. Oft scheint dem Gesunden, der an langjährige Thätigkeit gewöhnt ist, sein Arbeitsfeld mit Dornen übersät und er sehnt sich nach dem Zeitpunct, wo er sich zur Ruhe setzen könne. Und gerade von diesem Zeitpunct an zeigt sich mürrisches Wesen; Verstimmung und endlich Melancholie fangen an Platz zu greifen. Hier war Müßiggang aller Krankheit Anfang. Aber nicht jede Arbeit, sondern nur die der Individualität entsprechende fördert das geistige Leben. Darum liegt in dem Verfehlen des Berufs nicht selten der Keim der Krankheit. Wer durch äußere Umstände gezwungen, aber ohne inneren Drang einen Stand ergreift, wer bei geringen Anlagen in Kunst oder Wissenschaft etwas leisten will, oder wer andauernd mit eintöniger Arbeit belastet ist, dessen Gehirn wird nur allzuleicht gereizt und von Krankheit ergriffen. Aus diesen ärztlichen Erfahrungen, die sich so leicht vervielfachen lassen, erhellt zur Genüge, wie wichtig es für den Irrenarzt ist, die Gewohnheiten, Neigungen, Talente und Kräfte der ihm überwiesenen Kranken zu studiren und auf Mittel zu denken, wie er jeden Einzelnen je nach seiner individuellen Eigenthümlichkeit beschäftigen könne. Dabei kommt noch in Betracht, daß Landluft und Feldarbeit für eine sehr große Anzahl Nervenkranker das bewährteste Mittel ist, und daß sich Leute hierzu bequemen und schließlich hierfür begeistern, die in ganz andern Lebensstellungen aufgewachsen waren. In Gegenden, wo der Ackerbau die wesentlichste Beschäftigung bildet, ist die Begründung einer agricolen Irrencolonie allerdings noch um Vieles erleichtert. Nicht so allgemein findet sich die Neigung und das Geschick für die mechanischen Gewerbe; doch ist es wiederum sehr auffallend und steht unbestreitbar fest, daß bei unheilbar Schwachsinnigen

Digitized by Google

sich gar nicht selten, den Kunsttrieben der Thiere vergleichbar, eine ungewöhnliche manuelle Fertigkeit entdecken läßt. Wer einige Fälle erlebt hat, wo es ihm gelang, an vollständig apathischen und unthätigen Irren die starke Seite ihres Strebens und Könnens aufzudecken und so die scheinbar schon erloschenen Reste ihres Geistes zu neuer Thätigkeit und zu neuem Leben anzufachen, der kann nicht mehr darüber im Zweifel sein, worauf die hauptsächlichste Aufmerksamkeit des Irrenarztes gerichtet sein müsse.

Wer in diesem Sinne sich daran erinnert, was in Wilhelm Meisters Lehrjahren (Buch 5, Kapitel 16) über die Cur des Harfners gesagt wird, der möchte einen Beweis mehr darin finden, daß das Genie des Dichters instinctiv die richtigen Wege geht. „Außer dem Physischen," sagte der Geistliche, „das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel von Wahnsinn zu heilen, sehr einfach. Es sind ebendieselben, wodurch man gesunde Menschen hindert, wahnsinnig zu werden. Man errege ihre Selbstthätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Sein und Schicksal mit so vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchste Unglück nur kleine Abweichungen von dem Gewöhnlichen sind, so wird sich kein Wahnsinn einschleichen, und wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingetheilt; er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten und ist schon viel heiterer. Er wünscht von dem Kohl zu genießen, den er pflanzt, und wünscht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geschenkt hat, recht emsig zu unterrichten, damit sie der Knabe ja auch brauchen könne. Als Geistlicher suche ich ihm über seine wunderbaren Scrupel nur wenig zu sagen; aber ein thätiges Leben führt so viele Ereignisse herbei, daß er bald fühlen muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirksamkeit gehoben werden kann. Ich gehe sachte zu Werk; wenn ich ihm aber noch seinen Bart und seine Kutte wegnehmen kann, so habe ich viel gewonnen: denn es bringt uns nichts näher dem Wahnsinn, als wenn wir uns vor andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben." So weit Goethe.

Was nun die Anstalt zu Clermont anbetrifft, so wurden deren gute Resultate durch eine Schrift des Dr. Brandes zu Hannover über die Irrencolonie zuerst in Deutschland bekannt. Fast gleichzeitig wurde aber auch schon Hand ans Werk gelegt und die Colonie Einum als eine Filiale der hannöverschen Irrenanstalt Hildesheim am 1. April 1864 eröffnet. Da diese Colonie fast vier Kilometer von der Mutteranstalt entfernt liegt, so ist der Wechselverkehr zwischen beiden Anstalten erschwert und die Verwaltung des-

Digitized by Google

halb ziemlich kostspielig. Auch schien es in der That, als ob die finanziellen Resultate ungünstige seien. Aber allmählich gestaltete die Sache sich besser. Während die Colonie im Jahre 1868 noch einen Zuschuß von 2000 Thalern nöthig hatte, lieferte sie 1874 bereits einen Ueberschuß von 1479 Thalern. Ueber den Einfluß des Lebens in der Colonie auf das geistige Leben äußert sich Director Snell in folgenden Worten*): „Es wird der Sinn für Ordnung und Thätigkeit durch das lebendige Getriebe einer blühenden Landwirthschaft mächtig angeregt und es erzeugt sich bei den meisten Kranken ein mehr oder weniger warmes Interesse für das, was sie mit gemeinsamen Kräften erstreben und schaffen. Es verblassen bei vielen Kranken unter dem regsamen Getriebe des Tages die Wahnideen und die schmerzhaften Gefühle ihrer Vergangenheit. Es erwächst ihnen gleichsam eine neue Heimath, die sie durch das Werk ihrer Hände verdienen und sie fühlen den Segen der redlichen Arbeit, der auch der stumpfen Empfindung nie ganz fehlt."

Eine zweite Anstalt, welche die coloniale Verpflegung einzuführen suchte, ist die königlich sächsische Anstalt zu Colditz. Die Colonie Zschadras liegt nur zwanzig Minuten von der geschlossenen Anstalt entfernt und nimmt über 26 Procent sämmtlicher Anstaltskranken auf. Nach einer Kostenberechnung, in welche mancherlei Ausgaben für die ersten Einrichtungen mit hineinfallen, ergiebt sich jetzt schon eine Verzinsung des Anlagecapitals von sieben Procent. Der günstige Einfluß auf das geistige und leibliche Leben der Colonisten übertraf alle Erwartungen. Die Leistungsfähigkeit des Einzelnen hat sich so weit gesteigert, daß sogar die umwohnenden Landwirthe derselben ihre volle Anerkennung gewähren. Bei periodisch aufgeregten Kranken besserte sich der ganze Verlauf, scheinbar ungeschickte, theilnahmlose Kranke, welche innerhalb der Anstalt in Stumpfsinn versunken waren und jedem Versuch, sie aufzurütteln, Widerstand leisteten, rechneten bald zu den brauchbarsten Mitgliedern der Meierei. Alles, sagt Director Voppel**), greift sicher und ohne namhafte Störung ineinander und Allen gereicht das gemeinsame Tagewerk sichtbar zur Befriedigung.

Wie man auch unter den einfachsten Verhältnissen den Kranken die Vortheile der colonialen Verpflegung zu Theil werden lassen könne, zeigte endlich Zinn (z. Z. Director der Anstalt zu Neustadt-Eberswalde), welcher etwa fünfundzwanzig geisteskranke Männer aus der Anstalt St. Pirminsberg zu Pfäffers den Sommer über auf die Alp hinaufschickte, wo sie die Sennen bei der Wartung der Kühe unterstützten und sich an der erfrischenden Bergluft erquickten. „Keiner dieser Kranken," sagt Dr. L. Meyer***), „wünschte das Leben

*) Siehe Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie. Bd. 31. S. 675.
**) Siehe Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie. Bd. 32. S. 378.
***) Siehe Archiv für Psychiatrie. Bd. II. Heft 1. S. 27.

Digitized by Google

auf der Alp mit der vortrefflichen Anstaltspflege zu vertauschen, obwohl mehrere den gebildeten Ständen angehörten, die in ihren jetzigen Wohnungen, welchen man vielleicht absichtlich den Charakter völliger Ursprünglichkeit gelassen hatte, jedes gewohnten Comforts entbehrten."

Trotz der bisher angeführten Gründe und Erfahrungen besteht unter den Irrenärzten doch nur eine Minorität, welche einer Anstalt nach dem Muster von Clermont mit Ueberzeugung zugethan ist. So sehen wir denn auch, daß bei der Entwerfung des Planes einer neuen Anstalt häufig immer noch die räumlichen Verhältnisse der Zellen und Corridore, die Art der Heizung und Ventilation, die Vergitterung der Fenster ꝛc. die Hauptrolle spielen. Andere, welche die ländliche Arbeit schätzen, glauben, daß die agricolen Colonien nur dann nothwendig seien, wenn es der geschlossenen Anstalt an genügendem Areal fehle. Und doch giebt es keinen traurigeren Anblick, als zu sehen, wie die Feldarbeiter von ihren Wärtern der geschlossenen Anstalt wieder zugeführt werden, wie diese harmlosen und fleißigen Arbeiter in den vergitterten Corridor treten und die Thüren hinter ihnen geschlossen werden. Wohnten sie in einfachen, kleinen Bauernhäusern, deren Aeußeres und Inneres sie anheimelt und deren Erbauung im Vergleich zu der Anstaltswohnung ein Spottgeld kostet, wie viel wohler und glücklicher würden sie sich fühlen! Daß es in jeder guten Anstalt eine Abtheilung geben muß, welche die sich selbst und Andern gefährlichen Kranken aufnimmt, deren Fenster daher vergittert, deren Thüren verschlossen sind, ist selbstverständlich. Aber diese Abtheilung soll nicht unnützerweise größer als nöthig sein, und es sollen nicht Kranke hinter Gittern und hinter Schloß und Riegel sitzen, welche größere Freiheit beanspruchen dürfen. Wer als erste Rücksicht im Auge behält, daß das Ganze einer Irrenanstalt möglichst wenig Auffallendes haben soll, daß sich dieselbe fast gar nicht von einem gewöhnlichen Wohnhause unterscheiden soll, der wird einer Anzahl von Gebäuden (Cottage-, Pavillonsystem) stets vor den mächtigen Steinmassen der älteren Asyle mit ihren großen Höfen und langen Corridors den Vorzug geben. Um das eigentliche Krankenhaus mit allen Requisiten eines solchen (Badeanstalt ꝛc.) gruppiren sich in mäßiger Entfernung die Werkstätten, die Waschanstalt u. s. w. mit den Wohnräumen für die dort beschäftigten Kranken. So geschieht der Uebergang zur Colonie mit ihren Arbeiterwohnungen, Oekonomiegebäuden und Ställen. Schon diese erfordert, abgesehen von allen andern medicinischen Gründen, daß die moderne Irrenanstalt, so wie meist schon die älteren Institute, eine möglichst freie und isolirte Lage abseits der großen Straße habe. Man muß sich aber ferner darüber klar sein, daß nur eine große Anstalt, nur eine Anstalt, welche allermindestens 1000 Köpfe umfaßt, für vielseitige Beschäftigungsformen und für eine Ackerbaucolonie geeignet ist. Baut man, um dem Bedürfniß zur Auf-

Digitized by Google

nahme von 1000—1500 Kranken zu genügen, statt einer Anstalt deren fünf, wie dies soeben in der preußischen Rheinprovinz fertig gebracht wurde — dann muß man natürlich auf alle Reformpläne verzichten. In Anstalten von so beschränktem Umfange finden sich wohl ein paar Flickschneider, allenfalls auch ein Tischler, eigentliche Werkstätten im wahren Sinne lassen sich in denselben nicht errichten; man muß suchen die Kranken zu gewissen althergebrachten Beschäftigungsformen (wie wir sie auch in den Strafanstalten finden) zum Strohflechten, zum Korbmachen oder zu etwas Gartenarbeit heranzuziehen und muß es sich daran genügen lassen. Nur vereinte Kraft schafft Großes; wo es sich um halbe, um Drittels- und Viertelsleistungen der Einzelnen handelt wie bei den Geisteskranken, da bedarf es einer großen Menge rühriger Hände, um der gemeinsamen Arbeit froh zu werden und um den Unterhalt des Ganzen daraus zu gewinnen.

Bedeutungsvoller als der Bauplan ist für den Werth der Anstalt die Stellung des Arztes. Der Arzt muß das unbeschränkte Oberhaupt des Ganzen in jeder Beziehung sein. Schon dieser ersten Forderung wird leider in unseren Anstalten sehr häufig nicht entsprochen, und damit dem Arzt die Macht genommen, den Organismus nach seiner Idee zu gestalten und zu leiten. Da hat er z. B. Untergebene, die mit viel zu weitgehenden Vollmachten ausgerüstet sind, die wie er selbst vielleicht „fürstliche Diener" und unabsetzbar sind. Da hat er vielleicht einen Vorgesetzten, der nicht die leiseste Ahnung von dem hat, was der Anstalt frommt, ohne dessen Geneigtheit und Einwilligung aber nichts geschehen darf. Es ist ferner ersichtlich, daß in einer Anstalt, wie wir sie im Sinne haben, der ärztliche Vorsteher alle seine Zeit der Krankenbehandlung, insbesondere dem Studium der psychischen Individualität zu widmen hat. Daß seine Zeit daher nicht durch Hofdienst oder durch allerhand bureaukratisches Unwesen beschränkt werden darf, versteht sich von selbst. Wo also der Arzt in solcher und ähnlicher Weise an seiner Machtbefugniß und an seiner Zeit Einbuße erleidet, da wäre es thöricht, sich mit Reformideen zu tragen oder eine Irrencolonie begründen zu wollen.

Das Streben unserer Zeit, die Lage der Armen und Elenden zu verbessern, findet in der Fürsorge für die Kranken eine der dankbarsten Aufgaben. Wer könnte aber leugnen, daß unter allen von langwieriger Krankheit Heimgesuchten die Geisteskranken diejenigen sind, welche unsere Theilnahme und unsere thatkräftige Hülfe am meisten verdienen? Für Monate oft, für Jahre, bisweilen für Lebenszeit von ihrer Familie getrennt und fremden Händen übergeben, ist die Erziehung zu einer befriedigenden Thätigkeit und die freie Existenz in der Colonie für diese Unglücklichen eine große Wohlthat und der Wunsch gewiß gerechtfertigt, daß möglichst bald Alle derselben theilhaftig werden!

Digitized by Google

Herbsttage in Frankreich.*)

Es ist eine Reihe von Einzelbildern, welche der Geschichtsschreiber des großen Krieges uns diesmal vorführt. Nach den Entscheidungsschlägen hat sich zwischen den streitenden Kräften ein Zustand des Gleichgewichts hergestellt. Der eine Theil des deutschen Heeres ist vor Metz gegenüber dem gleichstarken Gegner gefesselt. Die Hauptmasse ist durch die gewaltige Ausdehnung der Pariser Befestigungen angezogen, welche den noch ungeordneten Schaaren der Vertheidiger gestatten, eine Entscheidung hinauszuschieben.

In dem Gewitter tritt eine Pause ein. Vereinzelte Zusammenstöße führen noch schwächere Entladungen herbei, aber im Ganzen fällt die Athmosphäre in ruhigere Schwingungen. Nur im Westen und Norden des weiten Landes häufen sich Wolken auf, welche der Sturm von neuem herantreibt. Dort, wo der Ocean an die vielgegliederte Küste schlägt, sammeln sich die Hülfsmittel des Reiches, da treffen über das Wasser her Zusendungen an Waffen und Kriegsbedarf in reicher Fülle ein, und in den befestigten Hafenplätzen formen sich die Schaaren des Aufgebots um den noch vorhandenen Stamm alter Soldaten zu neuen Truppenkörpern. Bis zu dem Zeitpunct, wo diese Kraft und Beweglichkeit genug gewinnen, um eine Krisis einzuleiten, führt uns das vorliegende Heft.

Mit dem Anfang der Cernirung war in Paris die Begeisterung, welche die ersten Schritte der neuen Regierung begrüßt hatte und welche in den umfassenden Vorbereitungen für den Widerstand ihren Ausdruck fand, einer ernsteren Stimmung gewichen. Die vollständig durchgeführte Abschließung von der Außenwelt, an deren Ausführbarkeit vorher Niemand recht geglaubt hatte, und der Anblick der aus dem Gefechte von Chatillon fliehenden Truppen hatten eine ziemlich allgemeine Entmuthigung erzeugt. Auch schien die Aussicht auf innere Zerwürfnisse der eingeschlossenen Bevölkerung sich zu verwirklichen. Die Umsturzpartei, welche bereits bei der Absetzung des Kaiserthums die Entscheidung so keck über die Köpfe der Masse hinweggenommen hatte, gewann an Einfluß und organisirte ihre Anhänger vornehmlich in der Vorstadt Belleville.

Da änderte jedoch der Ausgang der Verhandlungen von Ferrières diese Verhältnisse. Die Forderungen des siegreichen Gegners rückten dem Selbst-

*) Der deutsch-französische Krieg, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Heft 11. Ereignisse vor Paris und auf den übrigen Theilen des westfranzösischen Kriegsschauplatzes bis Ende October. Berlin, Mittler.

Digitized by Google

gefühl der Franzosen empfindlich nahe, es gab ein neues Schlagwort: „Kein Stein von unseren Festungen" und die Parteispaltungen traten für den Augenblick in den Hintergrund. Eine Erscheinung, der wir die Anerkennung nicht versagen dürfen.

Nachdem es mißlungen war, die Einschließungslinie im Süden von Paris, wo die vorliegenden Höhen zum Theil Einsicht in Außenwerke der Festung gestatteten, gewaltsam zurückzudrängen, hatte der Gouverneur Trochu auf die Vertheidigung des Vorlandes verzichtet und seine Truppen zurückgezogen. Nur vorwärts Vincennes blieben dieselben bis an den steilen Rand des Marnethales und auf die von diesem Flusse gebildete Halbinsel vorgeschoben. Die dieser letzteren ähnliche größere Landzunge von Gennevillers, unterhalb Paris, wurde dagegen stärker besetzt, weil man von dort einen Angriff der Deutschen gegen St. Denis und die nordwestliche Stadtumwallung fürchtete. Auf den Mont Valérien wurden Linienbataillone gestellt, weil „die bisher dort verwendeten Mobilgarden in voller Auflösung am Tage nach der Einschließung nach Paris zurückgeeilt waren."

Nachdem die Besorgniß vor einem sofortigen gewaltsamen Angriff der Deutschen geschwunden, da man diese ihre eigenen Stellungen künstlich verstärken sah, gingen auch die Franzosen sofort wieder an die Vervollständigung und den Ausbau ihrer Verschanzungen und an die Ausbildung der zum größten Theile gänzlich ungeschulten Mannschaft.

In dieser Zeit mußte das Bois de Boulogne erhebliche Zerstörungen erleiden, an seinem Rande erhoben sich zahlreiche Geschützstände, welche im Verein mit schwimmenden Batterien die Seine vertheidigen sollten.

Auf deutscher Seite handelte es sich vom 19. September ab um die feste Gliederung und Eintheilung der Cernirungslinie. Innerhalb der einzelnen Abschnitte waren die Maßregeln zum Schutze gegen Ausfälle nach einheitlicher Anordnung zu treffen, ebenso mußte die Unterbringung und Verpflegung auf einen längeren Zeitraum berechnet werden.

Die Ortschaften waren in weiterem Umkreise verödet. Der Hausrath stand häufig so, wie die Besitzer denselben bei jähem Aufbruch verlassen hatten. Die Truppen fanden daher sämmtlich Obdach und für einzelne Theile der Vorposten konnten leicht Baracken gebaut werden. Zur Sicherung der vordersten Linie aber war es nöthig, auch solche Dörfer dahinter zu belegen, welche sich im Feuerbereich des Festungsgeschützes befanden.

Schwieriger gestaltete sich in der ersten Zeit die Verpflegung der großen Heeresmasse. Auf dem Vormarsche ließ jeder Tag neue Hülfsmittel im Lande finden. Hier aber hatte die geflüchtete Einwohnerschaft das Vieh fortgetrieben und die Getreideschober zum großen Theil in Brand gesteckt. Nur Kartoffeln fanden sich in reicher Fülle in den Feldern, ebenso wie Früchte an den

Digitized by Google

Bäumen, die Trauben an den Stöcken harrten bei dem köstlichsten Herbstwetter der Lese und die wohlerhaltenen Weinkeller bargen sehr bedeutende Bestände. Es begann eine rege Thätigkeit. Die Cavallerie ritt weit ins Land hinaus, um Vorräthe zu erkunden, und bald gelang es in einigen Orten der Umgegend Märkte ins Leben zu rufen. Dampfmühlen wurden durch Techniker, die sich in den Regimentern zahlreich fanden, wieder in Betrieb gesetzt. So war nach einigen knappen Tagen, während welcher die Proviantcolonnen ihre Bestände hergaben, die Verpflegung einigermaßen gesichert. Inzwischen wurde weiter rückwärts an der Wiederherstellung der Eisenbahnen emsig gearbeitet, um später aus der Heimath Zufuhr heranzubringen. Das System des Ankaufes im feindlichen Lande bewährte sich im Allgemeinen sehr gut und belief sich schwerlich auf höhere, als die von den Herren Lieferanten zu Hause ausbedungenen Summen.

Die sonstigen Vorkehrungen für die Sicherstellung der Einschließung, wie telegraphische Verbindung der Hauptquartiere, Errichtung von Beobachtungsposten, Herstellung zahlreicher Uebergänge über Seine und Marne, endlich die Aufpflanzung von Fanalen für den Fall nächtlicher Alarmirung der Truppen, alles dies ist bei der Einschließung von Metz schon ähnlich vorgekommen und besprochen worden. Die einzelnen Armeecorps stellten in den nächsten Tagen nach dem 19. eine nähere räumliche Verbindung mit einander her und dies führte Zusammenstöße mit dem Feinde herbei. So kam es durch die Wegnahme des Dorfes Pierrefitte zu einem Gefechte der thüringischen Regimenter des vierten Corps. Nach wenig Tagen abermals mußte ein Versuch der Franzosen, sich wieder in den Besitz zu bringen, abgewiesen werden.

Das Dorf Le Bourget, welches weit vor der Front des Gardecorps lag, war nur schwach besetzt worden, weil man eine stärkere Abtheilung nicht dem ziemlich lebhaften Granatfeuer, das die Franzosen gegen dasselbe unterhielten, aussetzen wollte. Ueberhaupt hatte der Kronprinz von Sachsen, Oberbefehlshaber der Maasarmee, die eigentliche Stellung, in welcher er einem ernsteren Ausfalle entgegenzutreten gedachte, weiter rückwärts bestimmt. Dieselbe lag etwa anderthalb Meilen von der Stadtumwallung und demgemäß außerhalb des wirksamen Feuers der Forts und zog sich im weiten Bogen von der Seine bei Argenteuil bis zum Damm der Ostbahn an der Marne. Schanzen und Verhaue, auf einer Strecke auch die durch Ableitung des Ourcqcanals entstandene Ueberschwemmung dienten der Vertheidigung. Da im späteren Verlaufe ein Ausfallgefecht nie bis in diese Linie vorgedrungen ist, läßt sich schwer beurtheilen, wie weit es zulässig gewesen wäre, die vordere Stellung der Vorposten im Fall eines Angriffs nicht bis aufs äußerste zu unterstützen. Der verlustreiche Sturm zur Wiedernahme von Le Bourget,

Digitized by Google

dessen Darstellung das Generalstabswerk später folgen läßt, giebt Anlaß zu einigen Betrachtungen in diesem Sinne.

An den linken Flügel der Maasarmee schloß sich die württembergische Division zwischen Marne und Seine. Es folgten dann südlich von Paris das elfte, sechste, das zweite baierische Corps und über Versailles bis zur Seine reichend das fünfte preußische Corps. Auch auf dieser ganzen Strecke waren die Stellungen der Vorposten befestigt und weiter rückwärts geeignete Vorkehrungen zur nachhaltigen Abwehr eines Angriffes getroffen. An den meisten Stellen jedoch begünstigte hier die Bodengestaltung die andauernde Vertheidigung in vorderer Linie. Am festesten wurde die Stellung des fünften Corps, welche zum Theil durch den Park von St. Cloud lief. Dieselbe war „durch künstliche Verstärkung aller Oertlichkeiten, sowie auch unter Mitbenutzung einiger vorgefundener unvollendeter französischer Schanzen zur nachhaltigsten Vertheidigung eingerichtet. Schützengräben und Verhaue schlossen die zwischenliegenden offenen Räume; Drahtzäune und andere Hindernisse im Innern der Stellung beschränkten eine Annäherung des Gegners auf die großen Straßen, welche letztere durch Barricaden gesperrt und durch seitwärts liegende Batterien bestrichen wurden. Ein überraschendes Vordringen aus Paris gegen Versailles war unter diesen Umständen so gut wie unmöglich." Zur Rückendeckung der Einschließung waren auf dem linken Seineufer drei Cavalleriedivisionen entsendet, welche Ende September durch Bataillone des nach Beendigung der Gefangenentransporte von Sedan herangerückten ersten baierischen Corps unterstützt wurden. Das Eintreffen derselben war doppelt wünschenswerth, als die Cavallerie in den Landstrichen nahe der Loire bereits auf lebhaften Widerstand durch Freischaaren gestoßen war.

Vor Paris hatte der Feind die Deutschen bei der Einrichtung ihrer Stellungen nicht erheblich gestört. Erst am letzten Septembertage unternahmen die Franzosen einen größeren Ausfall nach Süden. Derselbe richtete sich gegen das sechste Corps in seiner Stellung bei Chevilly, einem nahe der Straße Paris-Fontainebleau gelegenen Orte. Der General Vinoy führte drei Brigaden seines Corps ins Gefecht, nachdem ein lebhaftes Geschützfeuer aus den Forts die Bewegung eingeleitet hatte. Die Franzosen drangen in Chevilly ein, wurden aber bald wieder daraus vertrieben und gingen, nachdem neue Vorstöße abgewiesen worden waren, schließlich in wilder Flucht auf Villejuif zurück. Der General Guilham war unter den Gefallenen.

Die Folge dieses Gefechtes war, daß der Feind noch eifriger, wie zuvor, an der Verstärkung seiner Linien arbeitete. Bei dem französischen Oberbefehlshaber herrschte nämlich die Vermuthung, daß ein ernster Angriff gegen Paris im Werke sei. Als sich jedoch herausstellte, daß die beobachteten Truppenbewegungen vielmehr durch den Abmarsch deutscher Heerestheile in der Richtung

Digitized by Google

auf Orléans bedingt worden waren, so erhielt Vinoy den Befehl durch eine größere Recognoscirung nach Süden Aufklärung über die Stellung des Einschließungsheeres zu schaffen. Am 13. October stieß derselbe mit zwei Colonnen gegen die Stellungen des zweiten baierischen Corps bei Chatillon und am Walde von Meudon vor. Der Verlauf dieses Gefechtes war ähnlich, wie desjenigen von Chevilly, und als General Vinoy die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ihm die Deutschen auf allen Puncten der Angriffsfront mit starken Kräften gegenüberstanden, ließ er am Nachmittag das Gefecht abbrechen. Die Baiern nahmen darauf im Wesentlichen wieder ihre Vorpostenstellungen und Quartiere ein, doch wurde die Besatzung der vorderen Linie fortan etwas verstärkt.

In Paris machte sich immer mehr die Ueberzeugung geltend, daß ein gewaltsamer Angriff überhaupt nicht zu erwarten sei, vielmehr die Aushungerung der Stadt von den Deuschen beabsichtigt werde. Von Mitte October ab trat daher der Gedanke eines Durchbruchs bei den französischen Generalen in den Vordergrund. Von den Richtungen, welche für ein solches Unternehmen als günstig in Frage kamen, gab man derjenigen über die Halbinsel von Gennevilliers den Vorzug, weil der Landstrich an der unteren Seine in Folge seiner sicheren Verbindung mit dem Meere noch unerschöpfte Hülfsquellen für die Unterhaltung eines Heeres bot. Denn darüber war man sich in Paris klar, daß bei einem Durchbruch an ein Mitführen von Fahrzeugen und Vorräthen nicht zu denken sei. Der entworfene Plan ging im Einzelnen dahin, die Seine unter dem Schutze des Mont Valérien zu überschreiten und den Höhenzug auf der Halbinsel von Argenteuil zu gewinnen, welcher gleichzeitig von St. Denis aus angegriffen werden sollte.

Der Weitermarsch ging im günstigen Fall auf Rouen. In der Normandie dachte man außerdem Verbindung mit der auf der Eisenbahn über Le Mans heranzuschaffenden Loirearmee zu bewirken und auf solche Weise ein Heer von 250,000 Mann in der Nähe der Westküste zu vereinigen. So weit der geheimnißvolle „plan", mit welchem die Pariser seiner Zeit Trochu vielfach zu necken liebten.

General Ducrot, welcher auf der Westfront commandirte, fürchtete, daß die Deutschen sich auf der Halbinsel von Gennevilliers festsetzen und so die Ausführung des Planes erschweren könnten. Er beschloß deshalb, das fünfte Armeecorps aus seinen vordersten Stellungen zu vertreiben und am niederen Westrande des Mont Valérien eine das Seinethal beherrschende Verschanzung anzulegen. Nach vorhergegangenen sorgfältigen Recognoscirungen wurden am 21. October die Truppen, im Ganzen 10,000 Mann mit 120 Feldgeschützen, zum Angriffe gegen Malmaison und Bougival vorgeschickt. Ein lebhaftes Feuer vom Valérien hatte das Unternehmen eingeleitet und nachdem hochoben

Digitized by Google

auf dem Fort die Gefechtswimpel aufgehißt waren, entfaltete sich um 1 Uhr Nachmittags die Feldartillerie der fünf Ausfallcolonnen. Auf dem Beobachtungsposten des fünften Armeecorps hatte man bereits seit mehreren Tagen die Wahrnehmung gemacht, daß ein Angriff im Werke sei. Als daher bald nach Mittag die Vorposten das Anrücken von französischen Truppen meldeten, wurde das fünfte Corps alarmirt. Die Vorposten waren langsam auf ihre Unterstützungen zurückgewichen und am Rande einer von Bougival zur Seine abfallenden Schlucht kam es zu einem stehenden Feuergefecht. In der fünften Nachmittagsstunde brachen die Deutschen auf verschiedenen Stellen zum Gegenstoß vor und drängten den Feind gegen den Valérien zurück. Bei seinem Rückzug aus dem umschlossenen Park von Malmaison verlor derselbe eine beträchtliche Anzahl Gefangener.

Mit diesem Ausgang des Gefechtes büßte denn auch der ganze Plan die Wahrscheinlichkeit des Gelingens ein. Auch ist auf dieser Stelle der Einschließung nur noch jener große letzte Ausfall vom 19. Januar durchgefochten worden.

Die bisher besprochenen Ausfälle führten uns fortschreitend die Süd- und Westfront entlang. Das nächst folgende Gefecht finden wir dieser Richtung entsprechend auf der Nordfront bei Le Bourget.

Bis gegen Ende October hatten die Franzosen die Arbeiten des Gardecorps nur in unerheblicher Weise gestört und wenig Thätigkeit gezeigt. So konnten in einer Nacht 35 auf dem Bahnhof von Le Bourget, also in großer Nähe der feindlichen Vorposten, stehende Eisenbahnwagen durch Mannschaften ungehindert nach der nächsten Station zurückgeschoben werden. Am 27. October jedoch warfen die Franzosen plötzlich achthundert Schritte vor der äußeren Linie der Vorposten Erdwerke auf und früh am nächsten Morgen sah sich die Feldwache der im Dorf postirten Compagnie plötzlich mit Schnellfeuer überschüttet. Unter dem Schutze der Dunkelheit drang das Freicorps der Presse, eine der neugebildeten Pariser Truppen, gefolgt von Mobilgardenbataillonen, zum Angriff vor. Die Compagnie räumte den Ort, welchen der Gegner sofort zu befestigen begann. Am Abend fand von deutscher Seite noch eine Recognoscirung gegen Le Bourget statt, indem ein Bataillon auf der großen Liller Straße vorging. Dasselbe kam in große Nähe des Dorfes, dort mit heftigem Feuer empfangen, ging es unter ansehnlichen Verlusten zurück. Es war also kein Zweifel, daß die Franzosen den eroberten Posten behaupten wollten, und nunmehr trat auch das Gebot an die Deutschen heran, denselben wieder in ihren Besitz zu bringen, denn anderenfalls blieb Le Bourget fortan ein wirksamer Stützpunct für feindliche Ausfälle. Kurz man sah ein, daß man besser von Anfang an den Ort stärker besetzt hätte. Dieser Irrthum erklärt sich durch die absonderlich ungünstige Lage desselben, in großer

Digitized by Google

Nähe der Forts und von der feindlichen Stellung zum Theil umfaßt. Außerdem stehen die ausgedehnten Baulichkeiten in langer Reihe zu beiden Seiten der Straße, die gerade auf das Fort Aubervilliers führt.

Das Geschehene mußte wieder gut gemacht werden und die zweite Gardedivision erhielt Befehl zum Sturm auf Le Bourget. Am 30. October nach vorhergegangener Beschießung brachen die Colonnen von drei Seiten gegen das weitgestreckte Dorf vor. Die Franzosen hatten dasselbe in gewohnter Weise ausgezeichnet befestigt und vertheidigten sich mit äußerster Zähigkeit. Der südliche, nach Paris zu gelegene Theil, war lange genommen, ehe aus dem Inneren des Dorfes, der Kirche und einem großen Park die Letzten gefangen und vertrieben waren. In dem hartnäckigen Häusergefecht erlitten auch die Preußen schwere Verluste. Groß war der moralische Eindruck der Niederlage in Paris. Le Bourget wurde fortan von zwei Bataillonen besetzt, welche „ein neues Einmischen feindlicher Abtheilungen verhindern sollten. Dagegen lag es auch fernerhin nicht in der Absicht des Obercommandos, diesen vorgeschobenen Posten bei einem allgemeinen Ausfalle bis aufs Aeußerste zu vertheidigen."

Der unselige Ort oder vielmehr die Besatzung befand sich daher auch fernerhin in einer unklaren Stellung, und wer sich der Schilderungen der Augenzeugen aus jener Zeit erinnert, weiß, daß die 24 oder 48 Stunden des Dienstes in Le Bourget jedesmal eine gelinde Qual bedeuteten.

Auf der Front der Sachsen, um den Rundgang zu beschließen, hatten auch im October nur unbedeutende Gefechte stattgefunden.

So war die Lage der Dinge vor Paris zu dem angegebenen Zeitpunct noch zu keiner Entscheidung gelangt. Im großen Hauptquartier, welches seit dem 5. October sich in Versailles befand, waren weitere Maßnahmen zur Bezwingung der französischen Hauptstadt seit langem ins Auge gefaßt. Der Belagerungstrain stand in der Heimath seit dem September bereit und nach dem Fall von Toul und der Wiederherstellung des Tunnels von Nanteuil hatte die Heranschaffung auf der hierdurch frei gewordenen Bahnlinie begonnen. Die Artilleriegenerale sprachen sich für den förmlichen Angriff gegen die Südostfront aus, da eine bloße Beschießung der ausgedehnten Stadt eine beschleunigte Uebergabe nicht herbeizuführen versprach. Doch dürfe nicht eher begonnen werden, als bis Geschütze und aller Bedarf in ausreichender Menge zur Stelle sein würden, „um das einmal eröffnete Feuer ununterbrochen und mit voller Kraft fortsetzen zu können." Diese Bedingung war aber zunächst noch nicht zu erfüllen, denn allein der vom Endpunct der Eisenbahnlinie zu bewerkstelligende Lasttransport auf dem zwölf Meilen langen Landwege um die ganze Südfront von Paris war eine weitausgehende Leistung. Auch für den Angriff von St. Denis waren die nöthigen Entwürfe fertig, aber auch in

Digitized by Google

der nördlichen Einschließungslinie ließ der Mangel an Belagerungsgeschütz dies Vorhaben fürs Erste noch nicht zur Ausführung gelangen.

Wer entsinnt sich nicht, wie lebhaft Jeder zu Haus und im Heer nach einer Beschießung von Paris verlangte, um den Krieg abzukürzen! Allein um die Schwierigkeiten, welche sich einer solchen entgegenstellten, richtig zu würdigen, bedarf es nur eines Blickes auf die Eisenbahnverhältnisse im Rücken des deutschen Heeres. Die Maasarmee hatte Anfangs gar keine Bahnlinie, sondern nur eine Verlängerung der Etappenstraße von Pont-à-Mousson nach Clermont in Argonne. Später erhielt dieselbe die Strecke Chalons-Reims-Mitry, eine Abzweigung von der Hauptlinie über Toul, doch erst nachdem am 16. October das belagerte Soissons gefallen war. Bis zu diesem Zeitpunct hatte also die einzige Bahnstrecke Toul-Nanteuil fur Marne den Nachschub für die gesammte Armee zu leisten.

In diese Lage der Dinge trafen nun während des Octobers die ersten Zusammenstöße der Deutschen mit den neu gebildeten Feldtruppen an der Loire und im nordwestlichen Frankreich. Diese Ereignisse schließen die Darstellung des vorliegenden Heftes.

Nach Gambettas Eintreffen in Tours ging die Aufstellung der Streitkräfte im Innern Frankreichs schnell von Statten. Es fehlte nicht an wehrfähigen Männern und Ausrüstung, denn in den Arsenalen und auf den Schiffen waren große Bestände vorhanden, auch ahmte die Bevölkerung des Landes der Hauptstadt in rückhaltloser Bereitwilligkeit nach.

Die Reste der Infanteriedepots, die Nationalgarden und die fälligen Recruten, einige aus Afrika herangezogene Truppen, Cavallerie des General Vinoy, die man aus Paris entfernt hatte, schließlich Flüchtlinge von Sedan bildeten eine Heeresmasse, welche allerdings bunt zusammengesetzt war und der es vor Allem an Officieren gebrach.

In dem weiten Landstrich hinter der Loire sammelten sich die Truppen; zunächst entstand in Bourget und Nevers ein neues, das fünfzehnte Corps. Zur Verschleierung dieser Rüstungen waren Mobilgarden in den Wald von Orléans vorgeschoben, welche einen lebhaften Parteigängerkrieg führen, ernstere Kämpfe aber vermeiden sollten.

Andere Formationen fanden um Rouen und im Südosten bei Besançon statt. Die Regierung hatte Ende September die Franctireure dem Kriegsminister unterstellt, um eine einheitliche Verwendung zu erzielen, und mit zunehmender Keckheit traten dieselben der Cavallerie entgegen, welche im Rücken der Einschließungsarmee Lebensmittel einzutreiben hatte.

Es fanden eine Reihe kleiner Gefechte statt und bald konnte im deutschen Hauptquartier, wo man von dem Eintreffen Algierischer Truppen unterrichtet

war, kein Zweifel über einen nahe bevorstehenden ernsteren Angriff herrschen. Am 6. October wurde daher das erste baierische Corps und die nachmals berühmte zweiundzwanzigste Division — meist thüringische Regimenter — in der Richtung auf Orléans in Marsch gesetzt. General von der Tann übernahm den Oberbefehl, auch über die zweite und vierte Cavalleriedivision. Die Kriegführung nahm nothgedrungen jetzt einen besonders harten Charakter an. In Ablis, einem Dorfe in der Gegend von Chartres, fand der erste jener nächtlichen Ueberfälle auf deutsche Truppen statt, bei welchen die Einwohner sich betheiligten und in Folge dessen bestraft werden mußten. In den nächsten Tagen erhielt Tann den bestimmten Befehl zum Vorgehen auf Orléans. Am 10. October kam es zum Zusammenstoß bei Artenay. Die umfassende Entfaltung der deutschen Streitkräfte bedrohte die Rückzugslinie des Feindes auf Orléans und veranlaßte ihn nach vorhergegangenem Gefecht zur Räumung von Artenay und zum eiligen Rückzuge, welchen der französische Führer am nächsten Tage hinter die Loire fortsetzte. Es kam hierbei zu einem heftigen Kampf mit der starken französischen Nachhut, welcher auf einem Flügel von der zweiundzwanzigsten Division, auf dem anderen durch die Baiern ausgefochten wurde und erst mit der Dunkelheit in den Vorstädten von Orléans ein Ende fand. Die Stadt und die Loirebrücke wurden besetzt, eine Verfolgung des geschlagenen Feindes während der Nacht war indeß nicht mehr ausführbar. Nächst zahlreichen Waffen bildete Eisenbahnmaterial eine werthvolle Beute. Ueber die feindlichen Streitkräfte, welche zum größten Theil nach Süden in die durchschnittene und waldige Sologne ausgewiesen waren, erfuhr General von der Tann, daß sie sich erheblich verstärkten. Er beschloß, in Rücksicht hierauf, da das Hauptquartier weitere Maßregeln seinem Ermessen anheim gestellt hatte, nicht weiter zu folgen, sondern den Loireabschnitt zu halten. Die zweiundzwanzigste Division sollte daher zur dritten Armee zurückkehren, vorher aber noch die bei Chartres und Chateaudun aufgetretenen Freischaaren vertreiben. Tann deckte sich gegen einen Angriff von Süden durch Vorbereitung zur Sprengung der Loireübergänge und zog dann seine Kräfte dicht bei Orléans gegen einen von Blois drohenden Angriff zusammen. Die zweiundzwanzigste Division war unterdessen am 18. October gegen Chateaudun vorgerückt, welches verbarricadirt gefunden wurde. Nach heftigem Kampfe, wobei fast ein Drittel der Häuser in Flammen aufging, wurde die Stadt erstürmt. Auf dem weiteren Vormarsch gegen Chartres wurde hier ein Gefecht durch Verhandlung mit den Civilbehörden verhindert und den Franzosen freier Abzug gewährt. Die Hartnäckigkeit des Gegners in diesen Tagen ließ stärkere Kräfte im Westen vermuthen, so daß die zweiundzwanzigste Division nebst der Cavallerie des Prinz Albrecht von Preußen nunmehr in dieser Gegend verbleiben sollte. Auch im Südosten von Paris

Digitized by Google

hatten sich fortdauernd Freischaaren bemerklich gemacht, welche aber bald durch württembergische Truppen vertrieben wurden.

Schließlich ist noch der Vorgänge im Norden zu gedenken. Schon seit Ende September bestand in Chantilly, dem lieblichen Besitz des Herzogs von Aumale, ein Magazin, zu dessen Sicherung ein preußisches Gardebataillon, nebst der sächsischen Cavalleriedivision von Paris entsendet waren, und bis Beauvais und Clermont vordrangen. Gleichzeitig gingen auch von der unteren Oise Abtheilungen nach Norden und in wenig Wochen nahmen die Landesbewohner eine friedlichere Haltung an und lieferten gegen gute Bezahlung gern ihre Vorräthe ein.

Die Nordbahn wurde innerhalb des besetzten Gebietes eröffnet, nachdem der gesprengte Viaduct bei Creil durch eine kühne Rampenconstruction längs der Thalwände ersetzt war. Französischerseits beschränkte man sich vor der Hand auf Entsendung von Francstireuren, doch in der letzten Octoberwoche liefen Nachrichten ein, daß die Eisenbahn zwischen Amiens und Rouen stärker besetzt sei. Bei Formerie kam es zu einem scharfen Gefecht, bei welchem der Feind auf der Eisenbahn neue Kräfte heranführte. In Folge dessen gewann man auch auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes den Eindruck, daß die französischen Neubildungen Leben und Kraft gewonnen hatten und die Lage der vorgeschobenen deutschen Heerestheile wurde eine ernstere.

Somit standen zu Ende des Octobers die deutschen Heere auf allen Puncten gewissermaßen am Beginne eines neuen Feldzuges, in welchem als gefürchteter Feind — allerdings für beide Theile — der Winter auftrat. Zum Glück hatten im östlichen Frankreich die Deutschen erhebliche Fortschritte gemacht und soeben eine für den Fortgang des Krieges überaus folgenschwere Entscheidung errungen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Die Verfassungsangelegenheit. — Das Abtreten Herrn Jollys ruft die Ereignisse des letzten Landtages ins Gedächtniß, auf den, und gewiß mit Recht, der Ministerwechsel zurückgeführt wird. Wir sind in Deutschland nicht wie in England gewohnt, jeden neuen Landtag mit der Frage zusammentreten zu sehen, ob die im Amte befindlichen Minister ihn überstehen werden. Beim Beginne des letzten badischen Landtages wurde diese Frage offen gestellt und es mußte gerechte Verwunderung erregen, als die Sitzung ruhig oder doch ohne Katastrophe verlief. Die Hauptvorlagen

Digitized by Google

wurden sammt und sonders zur Vereinbarung gebracht und es bekundete sich dabei eine Fertigkeit im Schließen von Compromissen, die die letzte politische Woche verrieth. Dennoch wollte keine frohe Stimmung aufkommen. Das Gewitter hatte sich verzogen, es blieb am Himmel stehen und hat sich nun unerwartet rasch und nachhaltig entladen.

Der letzte Landtag förderte trotz der Compromisse oder vielleicht auch wegen derselben das Mißverhältniß zwischen den beiden Kammern, das schon der vorausgegangene Landtag wahrnehmbar werden ließ. Woran so etwas liegt, woher es kommt, ist meist nicht zu sagen, aber es kommt, es ist da und es will damit gerechnet sein. Die badische erste Kammer hat schwerlich eine festere Grundlage als die übrigen deutschen ersten Kammern im Volksbewußtsein und in der Volksanschauung. Das Vorurtheil, das gegen die ersten Kammern besteht, besteht auch gegen die badische erste Kammer. Sie hat sich jedoch an Leistungsfähigkeit und Geschäftstüchtigkeit unzweifelhaft in vielen Fällen bestens bewährt, sie erfreut sich der Achtung des Landes, wenn sie gleich seine innerste Theilnahme nicht besitzt. Die Stellung, welche die erste Kammer auf dem letzten Landtage einnahm, theils mit Willen, theils unwillkürlich, war nun nicht geeignet, die öffentliche Meinung in günstiger Stimmung zu erhalten. Die Stellung verschiebt das Gleichgewicht unter den Factoren der Gesetzgebung zum Nachtheile und zu Ungunsten der zweiten Kammer, die immer nur dem Namen und Range nach die zweite sein kann. Die Versuche mit der ersten Kammer gegen die zweite zu regieren, haben in Deutschland nie wirklichen Erfolg gehabt. Zu einer selbständigen politischen Stelle sind die deutschen ersten Kammern nicht berufen. Wenn die erste Kammer auf dem letzten Landtage doch solche Anläufe nahm, wenn sie von Erweiterung ihrer Befugnisse, von Vergrößerung ihrer Bedeutung sprach, bewies dies eine Verkennung der Verhältnisse, die nicht einfach unerfreulich ist, die den Gedanken neu belebt, der ohnehin nur schlummert und des Weckrufes harrt, den Gedanken an das Einkammersystem.

Der zweiten Kammer ihrerseits ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie auf dem letzten Landtage in ihrer Haltung Unsicherheit, Schwanken, Uebereilung zeigte. Die Parteizersetzung, dieses Merkmal des deutschen politischen Lebens der Gegenwart, äußerte ihre Wirkungen und beeinträchtigte das politische Handeln. Kein Zweifel, daß die freisinnige Mehrheit vorhanden ist und vorhanden bleiben wird: die Gegenparteien haben kaum auf eine achtungswerthe Minderheit zu rechnen. Es ist jedoch ein Unterschied, ob eine Partei einheitlich und geschlossen auftritt oder ob sie Zerfahrenheit durchblicken läßt. Die Regierung wird dadurch darauf geführt anderwärts Stütze und Halt zu suchen, sie wird darauf geführt Beistand anzunehmen, den sie unter anderen klareren Verhältnissen gewiß von sich weisen würde.

Digitized by Google

Wie das neue Ministerium zur Mehrheit der zweiten Kammer stehen wird, das ist keine Frage der nächsten Zukunft und es wäre müßig darüber in Vermuthungen sich zu ergehen. Manches kann bis zum nächsten Landtage sich anders gestalten und die Lage der Dinge bessern. Sichere Hoffnungen sind jedoch nicht zu hegen und die Besorgniß wächst, daß das Mißverhältniß zwischen den beiden Kammern sich nicht beseitigen, vielmehr steigern werde. Und damit eröffnet sich die Aussicht auf Kämpfe, die um so mißlicher erscheinen, je entbehrlicher sie sind. Ueberzeugt man sich doch, wie das öffentliche Leben der Länder durch das Reich und den Reichstag in seiner innersten Wesenheit gewandelt worden ist! Mit Liebe den Aufgaben der Heimath sich widmen ist nach wie vor Pflicht, die Pflicht ist die höhere und schwerere, die dem Reiche gegenüber zu üben ist und Unterordnung unter dasselbe in jeder Hinsicht und in jedem Sinne heischt. Der breite Parlamentarismus, wie er in den deutschen Ländern meist noch herrscht, steht mit der Pflicht gegen das Reich nicht nur nicht im Einklange, er verletzt sie offenbar. Das Reich vermag nicht unmittelbar der Pflichtverletzung entgegenzutreten, es darf erwarten, daß mit der zunehmenden Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse in den Ländern der Geist schlichter Handhabung der Landesangelegenheiten immer mehr rege wird, der allein dem Zustande der Dinge entspricht.

Das Ministerium Turban ist mit keinem Programme vor das Land getreten, sein Programm sind die erlauchten Worte, mit denen Herr Turban — von Stuttgart aus — den Auftrag zur Neubildung überkam. Die Zeit soll lehren, was das Ministerium ist, seine Handlungen sollen und werden zeigen, welcher Richtung es folgt. Große Aufgaben, die der Lösung harren, liegen nicht vor. In einer solchen Zeit ist es gut, da Hand anzulegen, wo dies in Tagen leidenschaftlicher Erregung nur mit Gefahr oder gar nicht auszuführen ist. Das Land erprobte diese Art Staatskunst, als Herr Levy die Neugestaltung der inneren Verwaltung (1863) in Angriff nahm und zur Durchführung brachte. Die Herren Turban und Stößer können keine dankenswerthere Aufgabe wählen, als die Verwirklichung des Einkammersystemes. Das ist die Politik, die Baden so lange in Deutschland voranleuchten ließ, das ist auch die Politik, die dem Lande die ruhige Weiterentwickelung sichert, deren es für sich selbst wie zum Wohle des Reiches bedarf. Es giebt keine Anzeichen, daß die neuen Minister die Frage, die der letzte Landtag kaum berührte, in die Hand nehmen werden, es giebt ebenso wenig Anzeichen, daß sie es nicht thun. Die Führer der zweiten Kammer hielten auf dem letzten Landtage in der Verfassungsangelegenheit zurück, allein sie haben vor Jahren zu ihr Stellung genommen und nur Zweckmäßigkeitsrücksichten sind es, die ihr Zögern bestimmen. Besser und würdiger als ihnen der Vortritt zu gönnen, ist es für die Regierung selbst vorzugehen. Die Aufgabe ist wie eine

Digitized by Google

zu einem großen Wurfe geeignet und wird er nur recht gewagt, wird der große Wurf in der Verfassungsangelegenheit auch glückbringend für Land und Reich gelingen. *A*

Aus der Schweiz. Gesetzentwürfe. Schulfragen. Altkatholicismus. — Unser letzter Bericht hatte nicht viel Erfreuliches zu melden und seither ist überhaupt nicht viel geschehen; auch die Aussichten auf die nächste Zukunft haben sich nicht eben gebessert. Man muß sich mit dem Gedanken trösten, daß in einem nicht gründlich verdorbenen Staate trotz zeitweiser Stockungen und Trübungen des öffentlichen Lebens die Heilkräfte der Natur innerlich und still fortarbeiten, um eine günstigere Gestaltung herbeizuführen. Tröstlich ist auch die Wahrnehmung, daß in einer Zeit, wo materielle Unternehmungen, Handelsgeschäfte und Gesetzgebung nicht recht gedeihen wollen, die höheren und höchsten Interessen der allgemeinen Bildung, auf der doch schließlich alle Volkswohlfahrt beruht, keinen Augenblick aufhören, die Gemüther und Geister zu beschäftigen.

Die zweite Hälfte des Sommerhalbjahres wird in der Schweiz hauptsächlich durch die Jahresversammlungen der zahlreichen Vereine belebt, welche gerade, weil sie nicht zu großen Volksfesten erweitert werden können, um so mehr eigentliche Thätigkeit und fruchtbare Wirkung in den betreffenden engeren Kreisen mit sich führen. Zwar wird von den schwebenden Fragen, welche auf der Tagesordnung jener Versammlungen erscheinen, natürlich keine einzige durch eine Berathung von einigen Stunden oder Tagen gelöst, aber Anregungen zu neuer Bearbeitung und kleine Beiträge zur Lösung derselben bleiben nie aus. Wir heben aus der Reihe dieser Gegenstände nur diejenigen hervor, welche mit der Gesetzgebung des Bundes irgendwie zusammenhängen oder ein allgemeines Culturinteresse berühren.

Die Bundesverfassung von 1874 stellt den Kantonen anheim, ob sie die Ausübung der wissenschaftlichen Berufsarten (Heilkunst und Advokatur) von einem Fähigkeitsausweise abhängig machen wollen, nimmt aber ein Bundesgesetz in Aussicht, wonach derartige Ausweise für das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft gültig sollen erworben werden können, inzwischen sollen Personen, welche einen Ausweis ihrer Befähigung bereits erlangt haben, ihren Beruf in der ganzen Schweiz ausüben dürfen. Im Allgemeinen muß natürlich solche Freiheit Aerzten und Advokaten wünschenswerth erscheinen; aber sie findet ihre ebenso natürliche Schranke an der Bedingung, daß sie nicht Personen zu gute kommen soll, die durch Unfähigkeit das Interesse des Publicums, den Ruf ihres ganzen Standes und eine gesunde Concurrenz gefährden. Daher haben die Aerzte und Juristen in ihren Jahresversammlungen beschlossen, die Bundesbehörden um baldigen Erlaß eines Gesetzes zu ersuchen

Digitized by Google

und zwar so, daß durch Festsetzung eines Minimums von Anforderungen die gegenwärtig noch bestehende Verschiedenheit respective Bescheidenheit derselben aufgehoben werde. Gegen eine positive Centralisation dieser Materie durch Aufstellung einer eidgenössischen Prüfungsbehörde nebst Reglement sträubt sich der unverwüstliche Particularismus besonders der welschen Kantone. Derselbe Widerstand verzögert das Zustandekommen eines noch wichtigeren Gesetzes, welches ebenfalls Gegenstand der Verhandlungen des Juristentages war, nämlich eines eidgenössischen Gesetzes über das Schuldbetreibungsverfahren. Seit längerer Zeit stehn sich hier zwei Ansichten gegenüber, indem die französischen Kantone das Pfändungsverfahren, die deutschen das Concursverfahren beizubehalten, respective allgemein zu machen suchen. Wenn nun beide Parteien die Nothwendigkeit einsehen, einander mit Zugeständnissen entgegen zu kommen, so wollen doch abermals die Welschen eine einheitliche Gesetzgebung über diesen Punct auf einige allgemeine Grundsätze beschränken, deren nähere Ausführung den Kantonen frei stände, und die Aufstellung eidgenössischer Beamter vollends scheint ihnen verfassungswidrig. Bei solchem Stand dieser Frage ist es nicht zu verwundern, daß der eben so lange schon in Arbeit gewesene Entwurf eines eidgenössischen Obligationenrechtes, mit Einschluß von Handels- und Wechselrecht, noch zu keinem Abschluß gelangt ist, und auch, wenn die denselben berathende Commission schließlich einig werden sollte, keine sichere Aussicht auf Annahme durch das Volk hat, weil er eben in bestehende Ansichten und Gewohnheiten zu tief einschneidet. Nachdem der Entwurf der neuen Bundesverfassung vom Jahre 1872, welcher das ganze Civilrecht unificiren wollte, verworfen worden war, glaubte man sich auf das Obligationenrecht zurückziehen zu müssen, in der Hoffnung, von da aus allmählich doch das ganze Gebiet wieder zu erobern. Nun wird gerade von Seite solcher, die einer fortschreitenden Rechtseinheit geneigt sind, die Ansicht ausgesprochen, man verlange mit einem ganzen Obligationenrecht immer noch zu viel und sollte sich, wie früher vorgeschlagen war, zunächst auf das Handelsrecht beschränken, welches um so eher Aussicht auf Annahme hätte, je dringender gerade für den Handelsstand das Bedürfniß einer Rechtseinheit sich geltend mache; auch das Betreibungsverfahren wäre dann zunächst nur für die besonderen Bedürfnisse des kaufmännischen Verkehrs einzurichten. Diese Ansicht wird besonders wegen der darin aufgestellten Scheidewand zwischen Kaufmann und Bürger ohne Zweifel auch wieder ihre Gegner finden, aber man sieht aus alle dem, mit welchen Schwierigkeiten überhaupt die Bundesgesetzgebung zu kämpfen hat.

Zunächst wird nun das in erster Vorlage verworfene Gesetz über das Stimmrecht der Niedergelassenen und Aufenthalter, diesmal verbunden mit einem Gesetz über die civilrechtlichen Verhältnisse der genannten zwei Classen,

Digitized by Google

und das verworfene Gesetz betreffend den Militärpflichtersatz zu neuer Berathung und Abstimmung kommen. Beide Gesetze sind in den besonders angefochtenen Bestimmungen etwas gemildert worden und dürften nun wohl eher Aussicht auf Annahme auch durch das Volk haben; doch bleibt fraglich, ob die einmal erregte Mißstimmung gegen das zweite Gesetz sich beschwichtigen wird, so lange man den Standpunct und Namen einer Ersatzsteuer für die Militärpflicht festhalten will, statt einer allgemeinen Steuer für das Militärwesen, welche auch die von persönlichem Dienst Ausgeschlossenen (also z. B. selbständige Frauen und ältere Männer) treffen, dagegen die wirklich Dienstthuenden verschonen müßte. Ob nun eine solche directe Bundessteuer, obschon sie ganz billig und in der Verfassung vorgesehen ist, eher Annahme fände, ist freilich zweifelhaft. Inzwischen haben die Kantone, welche bisher einen bedeutend höheren Militärpflichtersatz als die übrigen bezogen, dem Bundesrath die Collectiverklärung abgegeben, sie finden sich zur Ablieferung der Hälfte ihrer Einnahme nicht verpflichtet, sondern wünschen, daß der Bund die für das Militärwesen nöthigen Summen durch Geldcontingente von den Kantonen beziehe (welche dann zusehen mögen, wie sie dieselben auftreiben), bis ein neues Gesetz angenommen sei.

Mit dem Militärwesen hängt das Schulwesen in neuester Zeit näher als früher zusammen, weil ja die Volksschule mit dem in sie eingeführten Turnen als allgemeine Vorübung auch für den militärischen Unterricht zu betrachten ist. Nun haben aber die seit einigen Jahren mit den Recruten vorgenommenen Prüfungen das unerwartete und unerfreuliche Resultat ergeben, daß die Volksschule in Absicht auf Beibringung von Kenntnissen und Fertigkeiten in vielen Kantonen nicht leistet und unter den bestehenden Verhältnissen nicht zu leisten vermag, was man ihr sonst zutraute und zumuthete. Es zeigt sich nämlich, daß die Früchte des Schulunterrichtes, wenn sie auch am Schluß des schulpflichtigen Alters einigermaßen gezeitigt waren, in den reiferen Jahren nur allzu leicht wieder verloren gehen, wenn nicht weitere Uebung und Fortsetzung des Unterrichtes hinzukommt. Diese Thatsache und die mannichfaltigen Ursachen derselben bildeten den Gegenstand sehr ernster Betrachtungen in der Jahresversammlung der gemeinnützigen Gesellschaft, welche, aus Männern aller Stände, besonders aber aus Geistlichen, Schul- und Staatsmännern bestehend, neben wohlthätigen Anstalten aller Art seit Jahren das Schulwesen unter ihre Obhut genommen hat. Aus den Vorträgen und der Discussion ergab sich, daß die Schuld an jenen mangelhaften Erfolgen nur zu einem kleineren Theil die Schule und die Lehrerschaft selbst trifft, weit mehr ungünstige häusliche und sociale Verhältnisse, und daß die Uebelstände nur durch Verlängerung der Schulzeit und allmähliche Einführung einer obligatorischen Fortbildungsschule, die bis in das erwachsene Alter reicht,

Digitized by Google

gehoben werden können. Aber auch so vermag die allgemeine Volksschule nicht allen Anforderungen des Lebens zu genügen: es müssen Specialschulen für einzelne Handwerke und Gewerbe errichtet oder die bereits vorhandenen vermehrt und durch vereinte Unterstützung von Gesellschaften, Gemeinden und Regierungen gehoben werden. So hat eine Ausstellung von Zeichnungen, an der die meisten Kantone sich betheiligten, die Ueberzeugung erweckt, daß trotz schöner Leistungen, welche in Secundar- und Kantonsschulen und in einigen Fachschulen bereits erzielt werden, noch weit mehr für dieses Fach gethan werden muß, wenn die Schweiz auf größeren internationalen Ausstellungen und in der wirklichen Concurrenz mit anderen Staaten, z. B. Oesterreich, in Producten des Kunstgewerbes eine Stelle einnehmen und behaupten soll. Gegenwärtig bestehen Kunstschulen für technisches und freies Zeichnen in Basel, Bern, Luzern, Tessin, in Zürich neben dem Polytechnicum ein Technicum nebst Modellsammlung; auch spricht man hier von einer besonderen Weberschule, besonders für feinere Seidenfabrikation. Eine Handelsschule ist wohl weniger dringendes, doch auch nicht mehr lange abzuweisendes Bedürfniß; der Landwirthschaft soll durch Vorträge von Wanderlehrern aufgeholfen werden. Natürlich muß an allen diesen Bestrebungen die Lehrerschaft selbst sich am meisten betheiligen; sie hat auch in ihren Jahresversammlungen schon mit solchen Gegenständen sich befaßt. Die diesjährige hatte sich etwas höhere Fragen gestellt, zu denen wir zwar nicht die Einführung einer allgemeinen Fibel für die deutsche Schweiz rechnen, wohl aber die Frage über den Religionsunterricht in der Volksschule und über Real- und Literaturgymnasien als Vorschulen für die höheren Studien. Die letztere Frage ist in Deutschland so vielfach und gründlich schon verhandelt worden, daß hier wenig Neues zu Tage gefördert werden konnte; natürlich war auch ein förmlicher Beschluß weder beabsichtigt noch möglich. Die Hauptansicht des Referenten, daß für Polytechnicum und Universität ein einheitliches, möglichst nach beiden Richtungen angelegtes Gymnasium die richtige und zeitgemäße Vorbereitung zu geben habe, wurde mit triftigen Gründen bestritten, und im Ganzen dem Literaturgymnasium in seiner bisherigen Gestalt auch für künftige Polytechniker der Vorzug gegeben, welche jedoch in den oberen Classen statt des Griechischen die ihnen nöthigeren Fächer sollten betreiben dürfen. Von allgemeinerem und auch kirchenpolitischen Interesse war die Frage des Religionsunterrichtes. Der Referent ging davon aus, daß zu harmonischer Ausbildung auch Religionsunterricht gehöre, jedoch mit Weglassung aller confessionellen Glaubenssätze, dagegen mit Hervorhebung des den Confessionen Gemeinsamen von sittlich-religiösem Werthe und des Geschichtlichen. Ein solcher Religionsunterricht sollte, eben um der Einheit des gesammten Schulunterrichtes willen, vom Lehrer, nicht vom Geistlichen ertheilt und auch nur von den staatlichen Be-

Digitized by Google

hörden beaufsichtigt werden. Da nun die Bundesverfassung nur verlangt, daß die allgemeine Volksschule von Angehörigen der verschiedenen Religionsgemeinschaften solle besucht werden können, so steht es den Kantonen frei, Religionsunterricht in der Schule ertheilen zu lassen oder nicht, im ersteren Fall immerhin mit der den Eltern zugesicherten Freiheit, ihre Kinder von diesem Fach dispensiren zu lassen. Gegen diese Thesen wurde nicht ohne Grund geltend gemacht, daß die Facultativerklärung eines Faches, dem doch so große und heilsame Bedeutung zugeschrieben werde, einen Widerspruch enthalte, hinter dem sich eben die Thatsache verstecke, daß Confessionelles und allgemein Religiöses sich nicht leicht von einander scheiden lassen und daß am allerwenigsten der moderne Staat berufen und berechtigt sei, eine ihm gutdünkende Scheidung oder Auswahl jener Art den Angehörigen verschiedener Bekenntnisse im Namen der Freiheit doch wieder aufzuzwingen. Von der anderen Seite wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß die Entfernung des Religionsunterrichtes aus der Schule das Volk an vielen Orten den Secten in die Arme treibe und daß in anderen Orten die Möglichkeit eines confessionslosen Religionsunterrichtes bereits durch die Erfahrung bewiesen sei. Schließlich erklärte sich die Lehrerversammlung mit großer Mehrheit für die wenig modificirten Thesen des Referenten. Bald nachher behandelte die schweizerische Predigerversammlung das verwandte Thema „Verhältniß zwischen Religion und Moral", respective die Trennbarkeit der letzteren von der ersteren, kam aber zu keiner Einigung, da die Ansichten im Schoß dieses Standes weiter auseinandergehen als innerhalb der Lehrerschaft; doch schien auch die freisinnige Partei anzuerkennen, daß die höhere Moral nur auf religiösem Grund erwachsen könne und aus den Grundideen des Christenthums ihre beste Nahrung empfange.

Auf dieser Höhe der religiösen Zeitfragen angelangt, haben wir nur noch in Kürze die neuesten Fortschritte des Altkatholicismus zu verzeichnen. Die in unserem letzten Bericht enthaltene Notiz, die Regierung von Solothurn habe dem neugewählten altkatholischen Bischof die Residenz des vertriebenen neukatholischen angeboten, beruhte wohl auf Irrthum; dagegen scheint man die Absicht gehegt zu haben, den ersteren in der Hauptkirche von Solothurn einweihen zu lassen. Als dies ruchbar wurde, erklärten die an jener Kirche angestellten, im Ganzen mäßig eifrigen Geistlichen der anderen Richtung, daß ihnen durch die Einweihung des altkatholischen Bischofs in ihrer Kirche die fernere Benutzung derselben unmöglich gemacht würde. Daraufhin soll Pfarrer Herzog den Bischof Reinkens ersucht haben, ihn in Bonn einzuweihen. Auch dies muß auf Schwierigkeiten gestoßen sein, denn schließlich fand die Einweihung am 17. September in Rheinfelden Statt, und auf die geistliche Einsegnung folgte die staatliche Beeidigung und Einsetzung. Um ihrem Amts-

Digitized by Google

bruder gleich für den Anfang eine allzugroße Geschäftslast abzunehmen, das heißt, um ihm seine Wirksamkeit abzugraben, haben die Bischöfe von Luzern und Chur noch in letzter Zeit vor der Weihe möglichst viele Kinder gefirmelt. Dagegen hat der neue Bischof kürzlich die zwei ersten der altkatholischen Facultät in Bern gebildeten Candidaten zu Priestern geweiht. Die Zustände in der Stadt Solothurn charakterisiren sich am besten durch folgende Vorgänge, welche daselbst in letzter Zeit stattgefunden haben. Ende August stellte eine Versammlung von zweihundert Männern das Gesuch, es möchte die katholische Pfarrgemeinde zusammenberufen und ihr die Wahl eines christkatholischen Geistlichen nebst Einräumung einer Kirche für denselben empfohlen werden. Darauf richteten achthundert Frauen und Töchter der Stadt an den Rath das Gesuch, es möchte die Hauptkirche dem bisherigen Gottesdienst gewidmet bleiben. Die versammelte Kirchgemeinde verwarf dann mit einer Mehrheit von siebzig Stimmen die Wahl eines altkatholischen Geistlichen. Aus diesem Verlaufe läßt sich erkennen, daß es der altkatholischen Partei auch an Orten, wo sie ziemlich günstig gestellt ist, sehr schwer fällt, zu wirklicher Anerkennung zu gelangen.

Aus Berlin. Von der Reise. — Soeben von einem Herbstausfluge zurückgekehrt, habe ich die wenigen seitdem verflossenen Stunden benutzt, um mich mit den Tagesinteressen der Hauptstadt wieder vertraut zu machen. Bis jetzt nicht mit sonderlichem Erfolg. Ich merkte wohl bald, daß die allgemeine Besorgniß ob der orientalischen Verwickelungen sehr bedenklich gestiegen war, ich ward auch inne, daß die Wahlbewegung eine weit intensivere geworden ist, ich hörte viele Klagen über die Lage der Handelswelt und des Geldmarktes, ich sah auch der ganzen Stadt wohl an, daß sie längst der Sommerruhe entsagt hat und zu vollem und kräftigem Leben wieder erwacht ist, aber das Alles gab mir doch kein eigentliches, deutlich gezeichnetes Bild der dermaligen allgemeinen Stimmung und Lage. Zudem schweiften meine Gedanken nur zu oft in die Vergangenheit, zu den freundlichen, schönen Stätten, an denen ich jüngst geweilt, an denen ich Erholung gesucht und gefunden. Sie gestatten mir daher wohl, daß ich auch hier noch ihrer gedenke.

Die große Frage, die an den Berliner vor der sommerlichen oder herbstlichen Erholungsreise herantritt, ob See oder Berge, hatte ich bisher immer zu Gunsten der letzteren entschieden, diesmal beschloß ich es mit der See zu versuchen, stieg eines Abends in den Schnellzug der Lehrter Bahn und schlief mit dem Vorsatze ein, in Scheveningen, respective im Haag, zu erwachen. In diesem schönen Vorsatze und Schlafe wurde ich indeß bereits auf einer mir unbekannt gebliebenen Station vor Hannover durch einige Harzreisende gestört, welche mit Eichenlaub und dem dazu gehörigen Humor versehen, das

Digitized by Google

Coupé bevölkerten und jeden weiteren Ansatz zur Nachtruhe im Keime erstickten. Diesem schmerzlichen Umstande habe ich indeß den Vortheil zu verdanken, die Geographie Hannovers, Westfalens und Hollands sehr gründlich erlernt zu haben. Bis zur Grenze waren diese Studien nicht sehr interessant, theils weil es zu dunkel war, theils weil sie den Charakter einer Repetition an sich trugen, an der Grenze aber erfüllte mich die aufgehende Sonne und der schöne, mir bisher unbekannte Wald von Bentheim mit großer Zufriedenheit, und als ich erst der herrlichen Villen und Parkanlagen in der Gegend von Arnheim ansichtig wurde, zeigte ich bereits deutliche Symptome von Wissensdurst. Auf meine Frage nach den Besitzern dieser zahlreichen schönen Besitzungen, belehrte mich einer der nunmehr entblätterten und ebenfalls realistisch gestimmten Harzreisenden, daß die reiche Kaufmannschaft Hollands hier in der Umgegend von Arnheim ihre Sommer zu verbringen pflege. Leider wurde die Gegend jenseit Arnheim bald wieder öde und traurig, erst hinter Utrecht änderte sich das Bild. Von dort ab sah man rechts und links der Bahn die wahren Typen der holländischen Landschaft, endlose Wiesen und zahllose Gräben, Canäle, Kühe und Windmühlen. Im Haag hielt ich mich zunächst nicht auf, es trieb mich zur See und nach einer kurzen Fahrt durch den schönen Park stand ich auf der Scheveninger Düne oder vielmehr auf einem Balcon des Hôtel d'Orange. Das Wetter war trübe, die See sehr erregt, die Luft wunderbar schön in jeder Beziehung. Am Strande unter mir sah ich eine Menge Badekarren, im Wasser einige Menschen, nahe dabei eine Menge eifriger Spatziergänger. Etwas weiter seitwärts bemerkte ich eine große Anzahl mir vorläufig räthselhafter großer Körbe, theils in gerader Linie am Strande aufgestellt, theils kreisförmig gruppirt. Diese Körbe erkannte ich bald als eine der werthvollsten Eigenthümlichkeiten Scheveningens und allezeit werde ich ihnen eine dankbare Erinnerung bewahren. Sie entpuppten sich bei näherer Inspection als große Korbstühle mit schützendem Dache und Seitenwänden. Ein großer Theil der Badegesellschaft sitzt beständig in ihnen. Ist man misanthropisch gestimmt, so setzt man den Korb in eine jener geraden Reihen, die so angelegt werden, daß man des Nachbars nur schwer gewahr werden kann, verspürt man ein Verlangen zur Geselligkeit, so rückt man den Stuhl in einen der Kreise, in denen munteres Gespräch schon geführt wird oder leicht anzuregen ist. Es ist unglaublich, wie lange man, unterstützt von dem ewig gleich tönenden Brausen der See, in diesen Körben bleiben kann. Ich habe dort ganze Bücher gelesen, ganze Cigarrentaschen ausgeraucht, verschiedene Mahlzeiten verschlafen und so lange Reden über die schöne orientalische Frage gehalten, daß ich am Schlusse niemals mehr wußte, was ich am Anfange gesagt hatte. Sieht man sich endlich doch genöthigt, den Korb zu verlassen, so geht man entweder in das Bad oder man pro-

Digitized by Google

menirt oder man ißt oder endlich man hört auf der Terrasse vor dem Kurhause die betrübende Musik, welche eine militärisch gekleidete Gesellschaft dort vollführt. Ich habe nie recht erfahren können, was die Herren im Schweiße ihres Angesichts bliesen, meistens klang es sehr wehmüthig. Das Baden ist sehr vergnüglich. Nachdem man sich mit einem Billet versehen hat, begiebt man sich in einen Badekarren, um sich in das Wasser fahren zu lassen. Vor dem Anziehen des Pferdes schlägt der Fuhrmann mit dem Peitschenstock an die Thüre, damit man sich setze und das anderen Falles bei dem Anziehen unvermeidliche Hinfallen vermeide. Der Neuling kennt die Symbolik des Peitschenschlages nicht, bleibt aufrecht stehen und stürzt alsbald wehmüthig wimmernd zu Boden. Die Freuden des Wassers lassen diese Katastrophe schnell vergessen. Der Wellenschlag ist herrlich. Oft hört man hinter sich lärmen und schreien. Wenn man sich umdreht, so wird man wieder des Mannes mit dem Peitschenstock gewahr, den er nun unter lebhaften Rufen hin- und herschwingt zur Warnung für irgend Jemand, der sich zu weit in die Brandung vorgewagt. Denn besonders zur Zeit der Ebbe ist dieses Beginnen recht gefährlich, da die See dann mit bedeutender Zugkraft Alles an sich reißt.

Die Gesellschaft in Scheveningen bestand meistens aus Holländern, Deutschen und Russen. Unter den Deutschen waren die Rheinländer am stärksten vertreten, die auch meist schon wiederholt ihren Sommer hier zugebracht hatten. Bei gutem Wetter entsendet der nahe Haag ein großes Contingent von Besuchern. Das gesellige Treiben entbehrt jeder Aufregung und Anstrengung, ist aber rege und angenehm. Allwöchentlich vereinigt man sich auch zu einer größeren Zusammenkunft im Kurhause. Mir war der Aufenthalt am Strande so zusagend und behaglich, daß mir jede, auch die interessanteste Excursion anfänglich stets wie ein Opfer erschien. Indeß war es doch nothwendig, den Haag, Amsterdam und Rotterdam zu besichtigen.

Wohl selten findet man eine Stadt, die sich so freundlich, sauber und einladend präsentirt wie der Haag. Dazu der prächtige Park, der sogenannte Bosch, die schönen Wiesen und das frische überall fließende Wasser. In Amsterdam gab es gerade eine kleine Revolution. Der Bürgermeister hatte gemäß Beschlusses der städtischen Behörde die Kirmeß aufgehoben. Darob fühlte sich der Pöbel schwer gekränkt und suchte sich durch wiederholte Tumulte zu rächen. Was man mir übrigens von dem Charakter dieser Kirmeßfeier erzählte, und was ich selbst von ihr trotz ihres Verbotes sah, rechtfertigt den magistratlichen Erlaß durchaus. Meine Besichtigung der Stadt wurde übrigens durch die Tumultuanten in keiner Weise gestört und durchstreifte ich die alte schöne Stadt nach allen Richtungen, die Hafenanlagen natürlich nicht zuletzt Die Großartigkeit der letzteren imponirt ungemein, doch erhält man von dem

Digitized by Google

großen überseeischen Verkehr in Amsterdam nicht das lebhafte bunte Bild, welches Rotterdam in dieser Beziehung gewährt. Dort ankert eine weit größere Zahl bedeutender Schiffe und der Seepostverkehr vollzieht sich dort in ungleich regerer Weise. Sonst tragen beide Städte im wesentlichen den gleichen Charakter. Nach Scheveningen zurückgekehrt, gedachte ich dort mein altes Leben im Korbe im größten Maßstabe wieder aufzunehmen. Indeß gelang es mir nicht, diesen löblichen Vorsatz zur Ausführung zu bringen, da ein Brief mich schleunigst nach Vevey in die Schweiz rief. Mit aufrichtigem Schmerze sagte ich der schönen See Lebewohl, nachdem ich noch das erquickende Schauspiel genossen hatte, bei hellstem Sonnenschein die Scheveninger Fischerflotte in See gehen zu sehen.

Jetzt folgte eine dreißigstündige Fahrt über Köln, Basel und Lausanne nach Vevey. Dort angekommen befand ich mich anfangs nicht sehr wohl. Die Luft war schwül und weich und wirkte nach der frischen kräftigen Seeluft nicht besonders angenehm. Am nächsten Tage indeß scheuchte die Sonne den Nebel vom See und von den Bergen. Alles erglänzte bald in wundervoller Klarheit. Ich machte nun Excursionen nach Montreux, Chillon, Duchy und endlich nach Genf, stets vom schönsten Wetter begünstigt. Alle diese Orte waren voller Fremden, meist Amerikaner und Engländer, nur wenig Deutsche. In Genf hörte das deutsche Element fast ganz auf. Leider war es mir auch hier nicht vergönnt, dauernd zu verweilen, ich mußte der Schweiz wieder den Rücken wenden und nach München eilen. Auf der Reise sah ich noch in der Ferne die herrliche Kette des Montblanc im ewigen Schnee, später von Bern aus die Bergriesen des Berner Oberlandes in schönster Klarheit, dann folgte noch eine kurze Fahrt über den Bodensee nach Lindau und bald war ich in München.

Natürlich war mein erster Weg zur Kunstindustrieausstellung, in der ich auch in den folgenden Tagen den größten Theil meiner Zeit zubrachte. Im gegenwärtigen Augenblicke, wo Reuleaux Urtheil über die Leistungen der deutschen Industrie alle Geister andauernd beschäftigt, richtet sich die Absicht eines jeden Besuchers einer Ausstellung natürlich noch mehr als sonst auf die Vergleichung der heimischen und der ausländischen Fabrikate. Hier konnte diese Vergleichung natürlich nur zwischen den deutschen und den österreichischen Arbeiten angestellt werden. Wenn man bei derselben die bereits erfolgten Prämiirungen zu Grunde legt, so ergiebt sich ein Resultat, das keineswegs zu Ungunsten der deutschen Kunstindustrie spricht. Wenn man aber lediglich dem ersten Eindrucke und dem Augenschein folgt, das heißt also sich wesentlich durch die äußeren Arrangements und die Art der Aufstellung bestimmen läßt, so findet man einen bedeutenden Abstand zwischen den deutschen und den österreichischen Leistungen und zwar sehr zu Gunsten der letzteren. Die öster-

reichische Abtheilung der Ausstellung ist allerdings außerordentlich geschmackvoll angelegt und arrangirt. Die verschiedenen Zimmereinrichtungen zum Beispiel, die dort ausgestellt sind, sind wahre Musterstücke ihrer Art, und weisen eine Vollendung der Anordnung und Einrichtung auf, die man auf der deutschen Seite vergeblich sucht. Die natürliche bedauerliche Folge dieses Umstandes ist die, daß dem großen Publicum die Erkenntniß des vielen Guten und Tüchtigen, was Deutschland aufweist, außerordentlich erschwert wird. Ueber die Schätze der Ausstellung im einzelnen sind Sie bereits vor längerer Zeit von anderer Seite eingehend unterrichtet worden. Mir gebrach es auch an der Ruhe, mich in dieser außerordentlichen Fülle des Sehenswerthen allseitig gründlich zu orientiren, denn das andauernd schöne Wetter lockte mich wieder hinaus in die Berge. Ich fuhr nach Innsbruck über den Brenner nach Botzen und bald darauf nach Trient. Die Sonne blieb mir treu, dort unten im südlichen Tirol meinte sie es fast zu gut, denn ihre heißen Strahlen erschwerten die Fußtouren im Gebirge außerordentlich. Recht betrübend für das deutsche Gemüth ist in jener herrlichen Gegend die fast schon absolut vollzogene Verwälschung der Bevölkerung. In Trient fand ich außer den österreichischen Officieren und Beamten kaum Jemand der deutsch sprechen konnte, und gewiß Niemand, der es gern sprach. Zudem, sagte man mir, sorgt die Geistlichkeit dafür, daß das italienische Idiom immer weiter nach Norden vorrückt. Die Oesterreicher betrachten diese Zustände mit ernster Besorgniß, es scheint aber nicht, daß sie an die Möglichkeit glauben, eine Stärkung des deutschen Elementes herbeizuführen. J.

Literatur.

Von Constantin Bulles „Geschichte der neuesten Zeit", deren wir in Nr. 3 dieser Blätter gedacht haben, ist — später, als angekündigt war, und jetzt im Verlage von Veit u. Comp. in Leipzig — die zweite Hälfte des zweiten Bandes erschienen und damit das vortreffliche Werk zum Abschluß gebracht. Der vorliegende, sehr umfangreich gewordene und 34 Bogen umfassende Schlußband behandelt die Zeit von 1858 bis 1871 und giebt verhältnißmäßig am ausführlichsten Bericht über diejenigen Ereignisse, welche vom deutsch-dänischen Kriege an zur Neugestaltung unseres Vaterlandes geführt haben. Je directer das Interesse ist, welches die Gegenwart bei diesen Vorgängen hat, um so schwieriger mußten für den Verfasser die Scheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen und die objective Darstellung der inneren

Digitized by Google

Parteikämpfe werden. In beiden Beziehungen ist die Erwartung, welche man auf Grund der früheren Abtheilungen des Werkes hegen durfte, vollständig erfüllt worden. Die breitere Behandlung des Gegenstandes kommt sicherlich einem natürlichen Verlangen des Lesers entgegen, der sich von einem so gewandten und augenscheinlich so genau unterrichteten Erzähler gern noch ausführlicher berichten ließe und an manchen Stellen gewiß nur im Hinblick auf Zweck und Plan des ganzen Buches mit dem Maß des Gebotenen zufrieden ist, und an der ruhigen Sachlichkeit, mit welcher z. B. die preußische Conflictszeit dargestellt ist, kann unseres Erachtens der Patriot, mag er sonst auf einem Parteistandpunct stehen, auf welchem er wolle, nichts auszusetzen haben. Daß der vorliegende Band auch im Uebrigen die Vorzüge der früher erschienenen theilt, bedarf bei der an obenerwähnter Stelle charakterisirten Art, in welcher Bulle seine Aufgabe gefaßt und durchgeführt hat, kaum einer besonderen Erwähnung; als ein Hauptvorzug dieser „Geschichte der neuesten Zeit" erscheint uns die darin vorhandene Verbindung von historischem Sinn und politischem Urtheil, von welcher nicht allein die „Schlußbetrachtung", sondern jede Seite des Werkes Zeugniß ablegt, und schon aus diesem Grunde glauben wir das Buch noch einmal als einen werthvollen Zuwachs zu unserer historischen Literatur bezeichnen zu müssen. E—e.

Georg Jenatsch. Eine alte Bündnergeschichte von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Verlag von H. Hässel. — In unseren Literaturgeschichten pflegen einige „Bündner Lieder" von Fortunat Sprecher von Berneck, der Rechten Doctor, und Anderen aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts angeführt zu werden, sonst aber dürfte die Geschichte unserer Dichtung bisher kaum von poetischen Darstellungen der Erlebnisse und Kämpfe der „gemeinen drei Bünde in Hohenrhätien" zu melden haben. Daß sie indessen für eine solche sehr gut zu verwerthen sind, beweist die vorliegende Erzählung, in welcher die düstere Gestalt des reformirten Pfarrers von Samaden und späteren Obersten Georg Jenatsch, eines Hauptheldens bei dem Racheact für den Veltliner Protestantenmord vom Juli 1620 und bei der Verschwörung des „Kettenbundes" gegen die Franzosen im Jahre 1637, den Mittelpunct bildet. In Meyers Dichtung enthält das erste Buch mit seiner Darstellung der Vorgänge von 1620 und 1621 das Vorspiel zu den beiden letzten, in denen die Besetzung des Landes durch die Franzosen unter der Führung des Herzogs von Rohan und die sich daran schließenden Ereignisse bis zu Jenatschs Tode erzählt werden; ein poetischer Conflict ist durch die Beziehung von Jenatsch zu der Tochter des von ihm erschlagenen Pompejus Planta (Katharina ist ihr historischer Name, Meyer nennt sie Lucretia) gegeben und hier hat der Verfasser seine Phantasie wohl am freiesten walten

Digitized by Google

lassen, während er sich sonst in den Hauptpuncten an die Ueberlieferung hält. Der Abschluß wird, ebenfalls der Ueberlieferung entsprechend, dadurch, daß sich Jenatsch durch seinen fanatischen Patriotismus von einer Gewaltthat zur anderen treiben läßt und dafür ihn endlich die Sühne ereilt, zu einem tragischen. Die ganze Schilderung ist lebendig und wirksam; nicht blos die Gestalt des Haupthelden, sondern auch die der Nebenpersonen sind kräftig gezeichnet und auf dem doppelten Hintergrunde einer großartigen Landschaft und eines erregten Volksstammes heben sich die Träger der Handlung deutlich ab. Nur für den Uebertritt des Jenatsch zum Katholicismus, sowie überhaupt für sein ganzes letztes Auftreten will uns die Motivirung nicht recht hinreichend und psychologisch verständlich erscheinen, wie sich denn auch in anderer Beziehung die Katastrophe im Verhältniß zu den früheren Partieen zu schnell und, ohne daß dem Leser ein voller Einblick in die Gedanken der Handelnden gewährt würde, vollzieht. Eine genauere Durcharbeitung und breitere Ausführung würde den dankbaren Stoff noch mehr zur Geltung gebracht haben und das Talent des Verfassers wäre, nach dem zu schließen, was er thatsächlich geboten hat, sicherlich im Stande gewesen, auch ein weiter gesteckteres Ziel zu erreichen. E—e.

Hans Salat. Ein schweizerischer Chronist aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Von Dr. J. Bächtold. Basel, Detloff. — Die hervorragendsten Männer des sechszehnten Jahrhunderts sind in deutschen Landen fast durchweg auf Seite der Reformation gestanden, sei es, daß sie diese selbst mit begründeten, sei es, daß sie in irgend einer Weise die Thätigkeit der Reformatoren fortzuführen und in deren Sinne zu wirken suchten. Demgemäß ist auch die geschichtliche Literatur, welche uns heute das geistige Leben der Reformationszeit wieder vor Augen stellen will, vorzugsweise eine die freiheitlichen Regungen jener Zeit und die Bestrebungen der reformationsfreundlichen Männer betrachtende. Daß es aber auch von großem Interesse ist, Blicke in das Lager der Gegner zu thun und die Feinde des Reformationswerkes in ihrem Thun und Treiben zu beobachten, zeigt das vorliegende Buch, in welchem Leben und Schriften des bisher fast ganz unbekannten Luzerner Chronisten und Dichters Hans Salat zu unserer Kenntniß kommen. Aus Sursee im Canton Luzern gebürtig, lernte Salat das Seilerhandwerk, nahm dann Handgeld als Reisläufer, machte, wie seine Brüder, verschiedene Feldzüge, zuerst in Oberitalien, dann in der Schweiz, zuletzt in Frankreich mit, war dazwischen Gerichtsschreiber in Luzern, prakticirte als Wundarzt, war Schulmeister und leitete die Aufführung dramatischer Spiele in Freiburg: dabei führte er ein lüderliches, wüstes Leben, wurde, tief verschuldet, des Betruges überwiesen, mit Haft bestraft, seiner Stellen entsetzt. Kurzum, Salat

Digitized by Google

erscheint als ein ächter Typus jener wilden leidenschaftlichen Kriegsknechte, die das sechszehnte Jahrhundert namentlich in der Schweiz so zahlreich hervorgebracht hat. Der gleiche Geist spricht aus den Schriften Salats, die der Herausgeber in diesem Buche zum Abdruck bringt. Schon weil Zwingli und seine Anhänger vor allem dem schändlichen Reisläuferwesen ein Ende zu machen sich bemühten, erscheint Salat auch als Schriftsteller als einer der erbittersten Gegner der Reformation. Die Gedichte „Tanngrotz," „Lied vom Krieg", „Lied von Zwingli", „Triumphus Herculis Helvetici", aus den Jahren 1531 und 1532 und bisher theils nur in sehr seltenen Drucken, theils noch gar nicht gedruckt vorhanden, sind wahrhaft erschreckende Beispiele der wüsten Rohheit und der wilden Leidenschaft, welche die Gegner der Reformation erfüllten. Aber auch das „Tagebuch" Salats, seine Briefe, seine übrigen Schriften (denen der Herausgeber auch noch Bullingers Streitschrift „Salz zum Salat" im Abdruck beigefügt hat), sind, wenn auch zum Theil höchst widerwärtige, doch sehr interessante Actenstücke zur Geschichte der Zeit, die übrigens durch eine Verarbeitung des hier nur abgedruckten Materials und durch eine kritische Würdigung von Salats Hauptwerk, seiner „Chronik" nämlich, vielleicht noch besser hätte zur Anschauung kommen können. Uebrigens ist das Ganze ein werthvoller vorläufiger Beitrag zu der vom Verfasser im Vorwort in Aussicht gestellten Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz bis zum achtzehnten Jahrhundert und die äußere Ausstattung des Buches ist so gut, daß man fast überrascht ist, den Namen eines heutigen Schweizer Verlegers auf dem Titel zu finden. —i—

Weil's mi' freut! Neue Gedichte in oberbairischer Mundart von Karl Stieler. Zweite Auflage. Stuttgart, Meyer und Zeller. — Wer einmal, vor zehn Jahren noch, im Stellwagen das Oberinnthal hinabrollte und sich durch einen Schoppen Rothen die Gunst des Vetturino erwarb, des lustigen Tschakele von Meran, der kann davon erzählen, wie das Volk noch in unseren Zeiten singen und dichten kann, wie es nicht nur längst Gehörtes und Gelerntes fröhlich wiederholt, sondern auch frisch aus dem Stegreif Leid und Lust des Momentes in G'sangeln und Trutzliedeln kundgiebt. Da sang der Tschakele die muntere Kellnerin von Nauders, als sie uns das magere Bocksfleisch servirt hatte, lustig an: „Die Philomeni ist gar schön, Miserabli war ihr Gamsbratên." Und sie antwortete flink darauf: „Der Tschakele wer a scho recht, Wann er d' Leuteln schneller weiter brächt." Und so geht es eine Zeitlang weiter in Worten, die wir nordischen Wanderer nicht verstehen, die aber nach der Wirkung sehr „gspassig" sein müssen. Mit nichten ist in diesen Ländern im Volke die Gabe erloschen, die augenblickliche Empfindung in gebundener Form auszusprechen und poetisch zu

Digitized by Google

fixiren. Aus diesen noch lebendigsprudelnden Quellen wird die Dialektdichtung vor allem ihre Weihe empfangen müssen, will sie nicht zu einer Spielerei sehr zweifelhaften Verdienstes werden, bei diesen oft trivialen, meist derben Erzeugnissen des Augenblicks wird sie in die Schule gehen müssen, wenn anders die Ansprüche, die sie erhebt, begründet sein sollen. An ihnen muß sie volksthümlich sprechen und vor allem denken lernen. In diesem Sinne hat Franz von Kobell sich zum Dolmetsch der Gefühlsweise des oberbairischen Stammes machen können, in diesem Sinne, aus dem Geiste des Volkes heraus, sind auch die vortrefflichen Lieder gedichtet, welche Karl Stieler, durch seine Reisebilder auch in Norddeutschland längst vortheilhaft bekannt, in der gleichen Mundart herausgegeben hat. Sie unterscheiden sich von fast allen uns bekannten Dialektdichtungen dadurch, daß der Dichter sich ganz in die Anschauungsweise des oberländischen Bauern versenkt hat, so daß seine Persönlichkeit nirgends, aber auch nirgends, hervortritt, eine Objectivität, die nur das Resultat eines innigen Kunstverständnisses sein kann. Und so hat diese volle Hingabe etwas hervorgebracht, was dem echten Volksliede mindestens sehr nahe kommt. Der Dichter ist zum Volke herabgestiegen und hat nicht nur mit ihm gelebt, sondern auch mit ihm gefühlt und gedacht; er hat sich zu diesem Zweck aller modernen Bildung entäußert und sich ganz auf den naiven Standpunct seiner Helden gestellt. So giebt das Gedicht „Der Bismarch" ein Beispiel volksmäßiger Behandlung politischer Stoffe, das nahezu classisch ist. Wer unsere historischen Volkslieder des sechzehnten Jahrhunderts kennt, wird uns nur beipflichten: köstlich tritt das kräftige Selbstgefühl des Volkes in seiner unmodernen Beschränktheit zu Tage hier, wo sich die Wirthshausgäste darum streiten, ob auch der Kanzler nicht eigentlich seinen Beruf verfehlt habe. Stieler gehört nicht zu den patschouliduftenden Salontirolern mit Joppe, Kneifer und Alpenstock, die man zur Sommerszeit in Berlin auf dem Anhalter Bahnhofe in Rudeln herumlaufen sieht, und die, wenn sie zufällig Poeten sind, das brechende Herz einer alpinen Kuhmagd uns in einem ganz unmöglichen Dialekte zu schildern lieben: er kennt das Volk der Berge wie außer dem alten Kobell nur vielleicht noch wenige, sein rasches Empfinden, seine Rohheit und Härte, seine geistige und gemüthliche Indolenz, aber auch seinen Humor und seine gutmüthigen, ja liebenswürdigen Seiten. Und auf die letzteren hat der Dichter, „weils ihn freute", mit Recht den Hauptton gelegt. Dieser frische Humor kann nicht verfehlen, allüberall die Stimmung hervorzubringen, die ihn selbst erzeugte. Die Gedichte, welche von den Wahlen handeln, die Geschichte von dem wunderbaren Wesen, welches nicht Frau noch Fräulein noch Jungfrau ist, von dem Alten, den es „umstandsverhältnißmäßig" geht, von dem Manne mit den „zärtli'n Füß", der keine Stiefeln vertragen kann, aber barfuß über das Steingeröll trabt, vom

Digitized by Google

Dechant, vom Sterben, von den ſchlechten Zähnen und von den jungen Leuten, zu denen der Pfarrer beim Aufgebot ſagt: „Ihr zwoa habts aa ſchon s' Gloria gſunga Voneh daß's nur no z'ſamg'läut hat": alles dies giebt zuſammen in ſeiner Friſche und Urſprünglichkeit ein Culturbild, das der Kenner des Volkslebens in allen Zügen richtig finden wird, das aber auch den Freund der Dichtung überhaupt, nicht nur der Dialektdichtung, in hohem Grade anziehen muß. Daß der Dialekt das Verſtändniß nicht hindert, dafür iſt unſerer Meinung nach im Buche faſt zu reichlich geſorgt. Obwohl wir im Allgemeinen nicht gerade Freunde der Dialektdichtung ſind, ſo können wir aus den angeführten Gründen dieſe anmuthige Gedichtſammlung, welche wiederum glänzend darthut, daß die mundartliche Poeſie vor allem auf den Humor als auf ihr eigenſtes Gebiet angewieſen iſt, nur angelegentlichſt empfehlen. Rd.

Bibliographie.

Seit dem 5. October ſind bei der Redaction folgende Novitäten eingegangen:

Aus den Papieren Theodors von Schön. 4. Bd. Berlin, F. Duncker.
Bockenheimer, G., Gutenbergs Grabſtätte. Mainz, Diemer.
Buchmann, J., Am grünen Holze Bonn, Neuſſer.
Die geſammten Naturwiſſenſchaften. 3. Aufl. Heft 49. 50. Eſſen, G. D. Bädeker.
Die Staatsmuſik der Zukunft. Berlin, Stille.
Die Differentialtarife. Wien, Manz.
Hübner, G., der § 32 der Reichsgewerbeordnung. Leipzig, Wölfert.
Kirchmann, H. v., Ariſtoteles Kategorien und Hermeneutika. Leipzig. Koſchny.
Lammers, M., Die Frau. Leipzig, Veit & Cie.
Otto, C., Die Familie Kalkſtein. Berlin, Schneider.
Philippſon, M., Heinrich IV. und Philipp III. 3. Bd. Berlin, F. Duncker.
Ploß, H., Das Kind. 2 Bde. Stuttgart, Auerbach.
Scheibe, A., Caroline Herſchels Memoiren und Briefwechſel. Berlin, W. Hertz.
Scheube, H., Das häusliche Leben in Frankreich. Berlin, Berggold.
Schramm, P., Grundgedanken zu einem deutſchen Unterrichtsgeſetz. Zürich, Verlagsmagazin.
Stahl, A., Iſola Bella. Braunſchweig, Weſtermann.
Stieler, K., Weil's mi' freut! 2. Aufl. Stuttgart, Meyer & Zeller.
Wattenbach, W., Geſchichte des römiſchen Papſtthums. Berlin, Hertz.
Weech, F. v., die Deutſchen ſeit der Reformation. Heft 5—12. Leipzig, Lange.
Zeitſchrift für Erdkunde. II. Bd. Heft 3. Berlin, D. Reimer.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 13. October 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Digitized by Google

Handelsgerichte oder nicht?

Von W. Genſel.

I.

Die Frage: ob zur Entſcheidung von Handelsſtreitigkeiten Gerichte zu bilden ſeien, bei denen Kaufleute als Richter mitwirken, zerfällt in zwei Unterfragen: Iſt die Bildung ſolcher Handelsgerichte gerechtfertigt? und: Iſt ſie nothwendig?

Der Geſetzgeber iſt offenbar berechtigt, aus rein organiſatoriſchen Gründen eigenartige Gerichte zu bilden, weil ſie zweckmäßig*), oder weil ſie etwa weniger koſtſpielig ſind, und die Einheit der Gerichtsverfaſſung nicht ſtören; er iſt aber ebenſo gut berechtigt, trotz der Zweckmäßigkeit oder geringeren Koſtſpieligkeit oder ähnlicher, mehr nebenſächlicher Gründe, welche für die Handelsgerichte ſprechen, dieſe letzteren fallen zu laſſen, ſofern das Heranziehen von Nichtbeamten zum Richteramte die Einheit des Gerichtsverfaſſungsplanes in unerträglicher Weiſe zerſtören würde. Wenn man dagegen die Handelsgerichte als nothwendig, als unentbehrlich anerkennen muß, dann wiederum können bloße Zweckmäßigkeitsgründe, wie eben die Einheit der Verfaſſung, nicht die geringſte Rolle ſpielen.

Daher ſind die Geſichtspuncte, welche für die Beantwortung der einen oder oder anderen Frage in Betracht kommen, ſtreng zu ſcheiden.

Man wird einhalten, daß durch eine bejahende Beantwortung der Nothwendigkeitsfrage die Stellung der Zweckmäßigkeitsfrage ſich verüberflüſſige; das iſt auch zutreffend. Man wird aber zugeben müſſen, daß, wenn die Zweckmäßigkeit der Handelsgerichte erwieſen iſt und organiſatoriſche Hinderungsgründe nicht entgegenſtehen, der Geſetzgeber zur Bildung von Handelsgerichten wird verſchreiten müſſen, obwohl ſie ſachlich nicht unentbehrlich ſein würden. Es macht ſich daher die geſonderte Prüfung beider Fragen nöthig.

*) Dies iſt der Standpunct des Gerichtsverfaſſungsgeſetzentwurfs.

Digitized by Google

Die Frage: ob Handelsgerichte, ob nicht? ist schon unzählige Male besprochen worden. Dem Verfasser ist aber keine solche Besprechung bekannt geworden, in welcher das Für und das Wider gleichmäßig gegen einander abgewogen worden wäre. Die abgegebenen Urtheile heben entweder nur die Vorzüge oder nur die Mängel der Handelsgerichte hervor. Ein in jüngster Zeit von hochachtbarer Seite*) abgegebenes, gewiß unparteiliches Gutachten ist der Oeffentlichkeit wie auch dem Verfasser dieser Zeilen nicht zugängig geworden. Uebrigens ist die Frage noch keineswegs erschöpfend durchsprochen worden, und bedauerlicher Weise haben sich bisher die rechtsgelehrten Vorstände von Handelsgerichten, welche in erster Reihe berufen sind, aus dem Schatze ihrer Erfahrungen das Wissenswerthe mitzutheilen, mit ihrem Urtheile zurückgehalten. Vielleicht wird man daher das nachstehende gern entgegen nehmen.

Betrachten wir zunächst die Zweckmäßigkeitsgründe.

1. Man sagt, die Zuziehung von Kaufleuten erhöht das Vertrauen in die Rechtsprechung. Die Kaufmannschaft verlangt auch in der That allerwärts die Theilnahme an der letzteren; und man wird finden, daß diejenigen Kaufleute, welche Mitglieder der Handelsgerichte sind, die Blüthe der jeweiligen Kaufmannschaft bilden, daß stets die dazu gewählt werden, welche durch scharfen Verstand, Ehrenhaftigkeit und Ordnungsgeist vor Anderen sich auszeichnen. Mögen nun die Handelsrichter vom Regenten, oder von den Handelskammern, oder von den Vorständen des Handelsgerichts ernannt werden: in jedem Falle stützt sich die Ernennung auf die Vorschläge, welche aus der Mitte der Kaufmannschaft selbst hervorgegangen sind. Die Thatsache also, daß die Kaufmannschaft ihre besten Kräfte sendet, beweist, wie viel ihr selbst an dem Rechte gelegen ist, in ihren eigenen Angelegenheiten an der Rechtsprechung Theil zu nehmen.

Ebenso ist es unbestritten, daß die Sachwalter, mit wenig Ausnahmen, sich für die Zuziehung von Kaufleuten aussprechen. Das beweisen die Verhandlungen des Juristen- und des Handelstags, das hört man in der Praxis alle Tage, das ergiebt sich**) aus dem Umstande, daß die Parteien in Orten, wo kein Handelsgericht besteht, von dem ihnen einseitig zustehenden Rechte, die Entscheidung des nächstgelegenen Handelsgerichts zu erfordern, häufig Gebrauch machen.

Was die Handelsgerichtsvorstände anlangt, so sind dem Verfasser allerdings einige bekannt, welche die Nothwendigkeit der Handelsgerichte bestreiten, indem sie behaupten, es genüge, wenn man im einzelnen gegebenen Falle

*) Reichsoberhandelsgerichtsrath Goldschmidts Gutachten im Schooße der Handelskammer zu Leipzig, 1875.

**) Im Königreich Sachsen.

Digitized by Google

berathende Sachverständige zuziehe; die Zweckmäßigkeit der Zuziehung von Kaufleuten als Richter aber hat wohl schwerlich noch Jemand bestritten. Gerade unter den richterlichen Beamten findet man häufig solche, die mit Vorliebe den Umgang geistvoller Kaufleute suchen, um mit ihnen handelsrechtliche Fragen durchzusprechen. Will man darin auch noch nicht gerade ein Bedürfniß des Richters nach Zuziehung eines Fachmannes zur Entscheidung erblicken, so wird man doch anerkennen müssen, daß der Richter den einzelnen Fall gern von Fachleuten beleuchtet sieht und sich oft an deren Urtheil anlehnt. Es dient dies zweifellos der Sache, auf verfassungsmäßige Weise aber ist das so gewonnene Urtheil streng genommen nicht zu Stande gekommen; besonders dann nicht, wenn der Richter, welcher naturgemäß einen an sich verhältnißmäßig unbedeutenden Punct — dessen Beurtheilung über seine berufsmäßigen Kenntnisse hinausgeht, wie z. B. die Rechnung mit sogenannten Zinszahlen — nicht gern erst zum Beweise aussetzt, sondern auf Grund des privatim eingeholten Urtheils eines Fachmannes über die betreffende Fachfrage sogleich mitentscheidet, so zwar, als ob der Fachpunct gerichtskundig wäre. Solche nebensächlichen Puncte kommen in Handelsstreitigkeiten alltäglich vor. Es liegt aber auf der Hand, daß dasjenige Gericht ein größeres Vertrauen erweckt, bei welchem nicht nur die Fachpuncte von berufenen und vereideten Fachmännern entschieden werden, sondern in dessen Entscheidung auch die Quelle genannt ist, aus welcher die Fachkenntnisse geschöpft werden.

Die eigentlichen Gründe, welche dieses Vertrauen des Rechtsuchenden hervorrufen, sollen unten eingehender besprochen werden. Hier war zunächst nur festzustellen, daß dieses Vertrauen thatsächlich vorhanden ist.

2. Man nennt als Vorzug der Handelsgerichte die Schnelligkeit des Verfahrens. F. G. Leue, in seinen „Ideen zu einer Gerichts- und Proceßordnung für Deutschland" (Leipzig 1861), Seite 116*), bestreitet die Möglichkeit dieser größeren Schnelligkeit, indem er, an sich allerdings mit Recht, darauf hinweist, daß Formen und Fristen dadurch, daß Kaufleute mitentscheiden, nicht abgekürzt werden können. Allein Leue übersieht, daß durch die Mitwirkung von Fachmännern in unzähligen Fällen gerade das am meisten an Formen und Fristen gebundene Verfahren, das Beweisverfahren, gänzlich vermieden wird, daß nicht nur die Puncte, welche vor dem Civilgerichte besonders bewiesen werden müßten, durch die fachmännischen Richter sogleich in rechtliche Gewißheit gesetzt werden, sondern daß auch — und das ist besonders wichtig — solche Einreden, die man im gewöhnlichen Leben als „faule" bezeichnet, regelmäßig schon in der ersten Entscheidung auf ihren wirklichen

*) Abgedruckt Bd. 3 der Annalen des O.-A.-G. zu Dresden.

Digitized by Google

Werth oder Unwerth endgültig zurückgeführt oder ganz beseitigt werden können.

A klagte gegen B auf Lieferung von Modekleiderstoffen, mit dem Anführen, daß er das Stück achtzig Centimeter breit und den Meter zu fünf Mark bestellt habe. B wendete ein, man könne aus der Klage nicht sehen, wie lang die Stoffe sein sollten, es müsse demgemäß die Klage abgewiesen werden. A schwieg sich über diesen Einwand aus. Der Civilrichter, welcher das Fehlen des Längenmaßes für einen wesentlichen Mangel zu halten geneigt sein dürfte, würde die Klage abgewiesen, oder vielleicht dem A den Beweis, daß die Bestellung vollständig und deshalb ausführbar sei, auferlegt haben. In dem einen wie in dem anderen Falle wäre das Ergebniß lediglich das gewesen, daß, bevor es zur Entscheidung über eine neue, diesen Einwand von vornherein beseitigende Klage gekommen oder bevor der Beweis über den Belang des Einwandes beendet gewesen wäre, die Saison für die fraglichen Kleiderstoffe (Modestoffe) längst ihr Ende erreicht gehabt hätte und der Proceß demzufolge in einen unerquicklichen Schädenproceß sich verwandelt haben würde. Das Handelsgericht verurtheilte dagegen den Beklagten ohne Weiteres zur Lieferung, indem es auf Grund der Fachkenntnisse seiner kaufmännischen Mitglieder nachwies, daß im Handel mit Kleiderstoffen die Stücklänge niemals festbestimmt zu werden pflege, da der Fabrikant sie nicht genau gewährleisten könne, daß man aber unter einem „Stück" im Handel ein solches verstehe, aus welchem eine bestimmte, ein für allemal gewisse Anzahl Kleider gefertigt werden könne.

Leue a. a. O. behauptet, die wenigsten Streitfragen in Handelssachen erforderten technische Kenntnisse; etwa fünf Procent. Er führt dies an, um nachzuweisen, daß man irre, wenn man annehme, die technischen Kenntnisse gäben in der Mehrzahl der Fälle den Ausschlag. Dieser Procentsatz ist nun rein aus der Luft gegriffen, da in dieser Richtung niemals statistische Erhebungen stattgefunden haben. Es wird aber auch jeder Richter, der jemals in einem Handelsgerichte thätig gewesen ist, wissen, daß — abgesehen von Wechselsachen, zu deren Entscheidung, da es sich hierbei ausschließlich um Formfragen handelt, Kaufleute in allen Fällen überflüssig sind — die große Mehrzahl der Processe irgend einen Punct enthält, den der Civilrichter auf Grund der Rechtswissenschaft allein nicht entscheiden kann. Wenn dem aber auch nicht so wäre, ist es denn nicht zweckmäßig, daß auch jene fünf Procent ebenso schnell entschieden werden, als die übrigen fünfundneunzig Procent, in denen technische Fragen nicht vorkommen? Allein man braucht nur im Handelsgesetzbuche zu blättern, um aller Orten auf Fragen zu stoßen, welche nur der Kaufmann beantworten kann, über welche aber der Richter tagtäglich zu entscheiden hat. Dahin gehören beispielsweise die Berechnung und Umrechnung

Digitized by Google

des Münzfußes, die Berechnung der Währung und diejenige von Werthen nach dem Courszettel, sowie die Erklärung der Zeichen und Ausdrücke des letzteren; die Feststellung der gewöhnlichen Geschäftszeit, die Berechnung ortsgebräuchlicher Fristen (Art. 339), die Frage, ob ein Geschäft ein Fixgeschäft und ob die bewilligte Nachfrist eine genügende sei, die Berechnung der Refactie oder des Taragutgewichts, die Frage der Theilbarkeit einer Lieferung, der Zulässigkeit und Höhe von Lagerspesen; die Frage, ob eine Waare als im Handelsbetriebe veräußert zu gelten habe (Art. 306, 274), die Handwerksmäßigkeit eines Gewerbebetriebes, die Beurtheilung von Handlungen, welche der gewöhnliche Betrieb mit sich bringt (Art. 99, 47), die Prüfung der Gründe, welche dazu berechtigen, dem Geschäftsführer die übertragene Geschäftsführung zu entziehen (Art. 101), die Höhe der Mäklergebühr, die Streitigkeiten zwischen Handelsherr und Personal, insbesondere die Prüfung der Gründe, welche zur Aufhebung eines Dienstverhältnisses berechtigen; ferner die Frage, ob eine Waare einen Markt- oder Börsenpreis habe, ob einer Partei ein Handelsgebrauch bekannt sein könne oder müsse, die Beurtheilung der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes, die Prüfung des Antrags auf Herbeiziehung der Handelsbücher des Gegners und eventuell sofortige Ablehnung dieses Antrags, wenn die Bücher über die zu erörternde Frage schlechterdings keine Auskunft geben können; die Prüfung der Ordnungsmäßigkeit der Buchführung, insbesondere der Frage über die Richtigkeit der Zeitfolge von Bucheinträgen, die Prüfung der Art und Bedeutung von Unregelmäßigkeiten in der Buchführung und Beurtheilung der Frage, ob und in welchem Grade diese Unregelmäßigkeiten die Beweisführung mindern oder ausschließen (Art. 32); Feststellung der größeren oder geringeren Glaubwürdigkeit der Bücher des einen oder anderen Theiles, Erklärung unverständlicher Bucheinträge, Berechnung des Schadens, der durch unberechtigte Führung einer Firma oder durch unbefugte Theilnahme eines Gesellschafters an einer anderen Handelsgesellschaft, oder durch Privatgeschäfte eines Gesellschafters entstanden ist, Feststellung der Hafttragweite eines Kaufmannes für gewisse Ausdrücke beim Anpreisen von Waaren; die Feststellung, ob durch die Vereinbarung einer Provision im gegebenen Falle die Eigenschaft eines Rechtsgeschäftes als Kauf oder aber als Einkaufscommission ersehen werden könne, die Prüfung der Frage, ob gewisse Werthpapiere für den Handelsverkehr bestimmt sind (Art. 271); ganz besonders aber noch alle die oft seltsamen und dem Nichtkaufmanne wenig verständlichen Ausdrücke der Kaufleute im Briefwechsel und in Vertragsurkunden, wie z. B. der Ausdruck brutto für netto, und viele andere Dinge mehr, deren Zahl und Art ebenso wechselt, wie der Handelsverkehr selbst in täglich neuen veränderten Formen erscheint.

Natürlicherweise wird sich die Zahl der Handelsstreitigkeiten, in denen

Digitized by Google

auch technische Fragen sogleich ohne Beweiserhebung endgültig entschieden werden können, darnach richten, ob und wie viele Zweige des Handels ihre Vertreter im Handelsgerichte haben. Eine möglichst starke Vertretung in dieser Hinsicht ist aber unter allen Umständen höchst wünschenswerth; schon aus dem Grunde, damit die einzelnen Handelsrichter nicht überbürdet werden. Denn um dieselben nicht allzu häufig zu Sitzungen laden zu müssen, würde man möglichst viele Spruchfälle sich ansammeln lassen, dadurch aber die einzelnen Sachen verzögern. Es ist aber auch sehr wünschenswerth, wenn dem Vorstande des Handelsgerichts aus den verschiedenen größeren Handelszweigen wenigstens je ein tüchtiger, vertrauenswürdiger Vertreter zu Auskunftsertheilungen aller Art, z. B. wenn es die Wahl eines Sachverständigenobmannes gilt, oder wenn ermittelt werden soll, wo sich eine, dem raschen Verderben ausgesetzte Waare am günstigsten verkaufen läßt, nicht nur ein für allemal zur Seite steht, sondern auch rasch zur Hand ist. Dergleichen Vorschläge sind mehr werth, als die Auskünfte des Adreßbuchs. Auch die Auskunft, welche die Handelskammern geben, sind — abgesehen davon, daß sie meist nicht auf persönlichen Erfahrungen beruhen — nicht so zuverlässig, als die Rathschläge der vereideten Handelsrichter, da es eine notorische Thatsache ist, daß die Notizen, welche die Kaufleute den Handelskammern z. B. über ihre Leistungsfähigkeit, über den Umfang ihrer Geschäfte, über ihre Absatz- und Bezugsquellen zugehen lassen, häufig absichtlich falsch sind. Die Handelsrichter geben ihren Rath stets zuverlässig und schnell. Sind es daher zwar in den weitaus meisten Fällen die allgemeinen kaufmännischen Kenntnisse, welche bei der Rechtsprechung von Handelsstreitigkeiten in Anwendung kommen, so kommen doch auch außerordentlich viele Streitfragen vor, welche jeder Fachmann mit leichter Mühe löst, und deren sofortige Beantwortung so manchen feierlichen Beweis verüberflüssigt, welcher hinsichtlich seines Aufwandes an Zeit, Mühe und Formenwesen den traurigsten Gegensatz zu dem Wesen und den Zwecken und Mitteln des Handelsverkehrs bildet. Daß übrigens die Rechtspflege bei fachmännisch besetzten Handelsgerichten eine schnellere ist, haben auch die heftigsten Gegner der letzteren nicht bestritten.

3. Von nicht geringerem Werthe als das schleunige Verfahren ist aber die geringere Kostspieligkeit der handelsgerichtlichen Entscheidungen. Das Handelsrichteramt ist und muß sein ein Ehrenamt, also ein unentgeltliches. Alle die Streitfragen, welche nicht von den fachmännischen Mitgliedern des Handelsgerichts entschieden werden, erfordern zunächst eine auf Beweis lautende Zwischenentscheidung, gegen welche die Parteien, besonders der Beklagte, mit Vorliebe Rechtsmittel ergreifen, um die Sache zu verschleppen; sodann die Abhörung eines, oder, nach den schwerfälligen Bestimmungen der meisten Proceßgesetze, mehrerer Sachverständiger; und endlich eine Entscheidung über

Digitized by Google

die Ergebnisse der Beweisaufnahme. Dabei sind die Beweis- und Gegenbeweisschriften der Sachwalter noch gar nicht mitgerechnet. Erfahrungsmäßig läßt sich nun der Sachverständige nirgends seine Dienste höher bezahlen, als wenn er sie dem Gerichte leistet; und die Proceßstatistik hat unzählige Fälle zu verzeichnen, in denen die Gebühren der Sachverständigen den Streitgegenstand übersteigen. Es will z. B. ein Schuldner, gegen welchen auf Grund einer laufenden Rechnung Klage erhoben ist, die Zahlung seiner Schuld um einige Wochen hinausziehen. Einem Civilgerichte gegenüber ist nichts leichter, als dies. Der Verklagte behauptet dreist, in der Rechnung befinde sich eine Zinszahl, welche irrthümlich berechnet sei, und eine Differenz von fünf Mark bedinge. Der Civilrichter kennt, wenigstens berufsmäßig, die Rechnung mit Zinszahlen nicht; es bleibt ihm also nichts übrig, als einen Sachverständigen über den Einwand zu hören. Unter Zuziehung der Parteien wird ein solcher geladen und abgehört, vielleicht sogar vereidet. Es ist zweifellos, daß die Gebühr des Sachverständigen, die Kosten des Gerichts und der Sachwalter zusammengerechnet sich mindestens auf das Dreifache der Differenz belaufen. Dies ist aber noch der günstigste Fall; denn da die beweispflichtige Partei das Recht hat, einen Sachverständigen zu benennen, dasselbe Recht aber auch dem Gegner zusteht, so werden zwei Gutachten abgegeben, welche jedoch meist nicht viel werth sind, da die Parteien erfahrungsmäßig sich nicht die besten Fachmänner, sondern diejenigen auswählen, welche ihrer Ansicht sind. Der Richter muß daher, wenn die Gutachten nicht übereinstimmen, noch einen Obmann hören!

Der Fall wäre komisch, wenn er nicht so kläglich und der Würde eines Gerichts geradezu hohnsprechend wäre. Der Civilrichter ist in solchen Fällen geradezu der Narr der Parteien.

Dergleichen Dinge wird jeder Praktiker vielfach erlebt haben. Bei einem Handelsgerichte können sie nicht vorkommen. Vor fachmännischen Richtern wird eine Partei mit solchen Dingen schwerlich überhaupt hervortreten, wenn sie sich nicht bloßstellen will.

Aber nicht blos der Beutel der Parteien, sondern auch der Staatssäckel wird sich bei der Besetzung der Handelsgerichte mit Kaufleuten besser stehen. Das Civilgericht, in Sachen über dreihundert Mark Werth, besteht aus drei Richtern, das Handelsgericht würde aus zwei Kaufleuten und einem rechtsgelehrten Richter bestehen.*) Nun würden aber die meisten Handelsstreitigkeiten vom Collegialgerichte zu entscheiden sein, da der Handel mit weit größeren Summen rechnet, als der bürgerliche Verkehr.

---

*) So nimmt der Entwurf an.

Marschner*) hat die Gründe zusammengestellt, weshalb verhältnißmäßig nur wenige Handelsstreitigkeiten an das Reichsoberhandelsgericht gelangen; wenn man aber in den statistischen Ausweisen dieses Gerichtshofes die bedeutende Anzahl der Processe vergleicht, welche von demselben entschieden worden sind, so wird man unter Berücksichtigung jener Gründe einen Rückschluß ziehen können auf die ungeheure Anzahl der Handelsstreitigkeiten, welche in erster Instanz zur Entscheidung gelangen. Der Staat würde daher eine beträchtliche Anzahl Richter mehr anstellen müssen, wenn die Handelsgerichte nicht mit Kaufleuten besetzt würden.

Rechnet man die unbestreitbare Thatsache hinzu, daß unzählige Processe während der Abhörung von Sachverständigen verglichen worden sind — welche Thatsache lediglich darauf zurückzuführen ist, daß der unparteiische Sachverständige durch Darlegung der fachmännischen Fragen zugleich die Gesichtspuncte darbietet, von denen aus der betreffende Streit bei gegenseitiger Nachgiebigkeit leicht und ohne zu große Opfer auf der einen oder anderen Seite beigelegt werden kann, so wird man zugeben müssen, daß den kaufmännischen Mitgliedern der Handelsgerichte in dieser Richtung sich ein weites Feld erfolg- und zugleich segensreicher Wirksamkeit darbietet.

Zweckmäßig sind daher die fachmännisch besetzten Handelsgerichte ohne allen Zweifel.

Es fragt sich nur, ob die Bedenken, welche man gegen diese Einrichtung erhoben hat, so gewichtige sind, daß sie schwerer wiegen, als das bisher zu Gunsten der Handelsgerichte in die Wagschale Geworfene.

Man hat von gewisser Seite hervorgehoben, die Handelsgerichte seien verwerflich, weil sie Standesgerichte seien. Das ist allerdings die kläglichste Waffe, welche man erhoben hat; dieser Einwand ist völlig nichtssagend. Haben wir nicht Seegerichte, Militärgerichte, Gewerbegerichte? Soll etwa der Civilrichter entscheiden, ob ein Oberst in diesem oder jenem Gefechte das Leben seiner Soldaten zu wenig geschont hat, oder ob ein Capitän die ihm gegebenen Signale nicht gehörig beachtet hat? Eine wahre Rechtsgleichheit wird nur dann geübt, wenn nicht Allen das Nämliche, sondern Jedem das Seine zukommt. Man wolle doch dem Einwande nicht mit der Redensart zu begegnen suchen: die Handelsgerichte seien ja nicht Gerichte für Kaufleute, sondern für Handelssachen; Handelssachen sind eben Streitigkeiten der Kaufleute, also sind auch die Handelsgerichte Standesgerichte. Wir wollen ja, wo es zweckmäßig ist, gerade Standesgerichte haben. Ein Stand bedarf ihrer, ein anderer nicht; bekommt der bedürfende keines, so ist er der Geschädigte; nicht aber umge-

*) In seiner Schrift gegen Einsetzung des Reichsoberhandelsgerichts, Seite 21 (1867).

Digitized by Google

kehrt der nichtbedürfende, wenn dem bedürfenden ein Standesgericht gewährt wird.

Nicht minder werthlos ist der Einwand: alle und jede Mitwirkung von Laien bei richterlichen Entscheidungen sei zu verwerfen, die der Kaufleute ebensowohl wie die der Geschworenen und Schöffen. Der Einwand beruht lediglich auf einem Mißverständnisse: die Geschworenen und Schöffen sind Nichtfachleute, die kaufmännischen Handelsrichter sind Fachleute. Die Schöffen zieht man zu den Gerichtsverhandlungen zu, um nichtberufsmäßige Richter zu haben, welche, auf den gesunden Menschenverstand gestützt, sich an kein Vorurtheil, an keine Form, keine politische Rücksicht binden. Die Kaufleute zieht man zu, um Fachleute als Richter zu haben. Es läßt sich kein größerer Gegensatz denken.

Schwerer wiegt der Einwand, daß die fachmännischen Handelsrichter zugleich mit über Fragen des reinen Civilrechts und sogar über Proceßfragen zu entscheiden haben, von welchen beiden sie allerdings nicht mehr als jeder andere Nichtjurist verstehen. Der Vorwurf — denn ein solcher ist er vom Standpuncte des Gerichtsorganisators allerdings — ist aber nur in der Theorie begründet. Richtig ist der Satz, daß der rechtsgelehrte Richter es nicht hindern kann, wenn er in rein civilrechtlichen oder processualen Fragen überstimmt wird; und es ist denkbar, daß die die Mehrzahl bildenden Kaufleute z. B. beschließen, einen gar nicht aufgerufenen Zeugen abzuhören, während über den streitigen Punct der Eid angetragen ist, oder daß sie einer Partei wegen Nichteinhaltung der Lieferfrist Schadenersatz auferlegen, obgleich ein solcher gar nicht gefordert worden ist. Denkbar sind solche Dinge. Man hat — wenigstens in Strafsachen — Beispiele von Entscheidungen der Nichtjuristen, welche allerdings haarsträubend sind. So entschieden in einem Falle die Geschworenen folgende Frage: Ist X schuldig, sein Haus selbst in Brand gesteckt zu haben? dahin: Ja, aber es ist nicht erwiesen. Und in einem anderen Falle, wo ein vollbewußter Mensch seiner Ehefrau während eines vollen Monats täglich Speisen, welche mit geringen Dosen Gift versetzt gewesen, vorsätzlich und in Tödtungsabsicht beigebracht und dadurch den Tod der Frau herbeigeführt hatte, bejaeten sie die Schuld und verneinten die Ueberlegungsfrage. Die Handelsgerichtsstatistik aber dürfte schwerlich auch nur einen Fall aufweisen, daß die Kaufleute in einem Handelsgerichte in solchen Fragen, die nicht ihres Faches sind, sich gegen die Meinung des Juristen aufgelehnt hätten.

Die Geschworenen müssen alle Fragen beantworten, gleichviel ob sie dieselben verstehen oder nicht; ein vernünftiger Kaufmann dagegen — und man muß davon ausgehen, daß nur solche zu dem Amte des Handelsrichters berufen werden — wird niemals eine Frage entscheiden, die er nicht versteht.

Digitized by Google

Er wird einfach die Meinung des rechtsgelehrten Richters gelten lassen. Vortragen und klarlegen muß dieser ihnen allerdings auch die ihrem Fache fernliegenden Fragen; aber das kann der Sache nur nützen, da er aus seinem Vortrage sich am besten überzeugen kann, ob das auszufertigende Urtheil ein dem Nichtjuristen verständliches sei — eine Frage, welche den meisten Juristen leider viel zu wenig am Herzen liegt. Der Praktiker, d. h. derjenige, der als Richter in den Handelsgerichten thätig gewesen ist — und nur dieser, nicht der Theoretiker, ist zur Entscheidung über diesen Einwand berechtigt — wird aus dem Umstande, daß Nichtjuristen über Fragen des Civil- und Proceßrechts mitentscheiden, einen Grund gegen Handelsgerichte sicherlich nicht herleiten.

Man hat ferner von vielen Seiten die Meinung aufgestellt, die kaufmännischen Handelsrichter seien, wenn auch unabsichtlich, von einer gewissen Parteilichkeit befangen. Die Befangenheit ihres Urtheils — sagt man — liege darin, daß sie ebendieselben Geschäfte treiben, über welche sie als Richter entscheiden sollen, daß fremde Verbindlichkeiten auch die ihrigen seien, daß also ihr Urtheil mittelbar auf sie selbst zurückwirke, und sie ein Interesse an der Entscheidung haben; der werde kein unparteiischer Richter sein, der wisse, daß über kurz oder lang dieselbe Verbindlichkeit, welche er jetzt anerkenne, gegen ihn werde geltend gemacht werden; sein eigenes Interesse sei das leitende Motiv bei allen Geschäften des Kaufmannes und dies führe ihn unbewußt dahin, die über Handelsverbindlichkeiten vorkommenden Fragen in den ihm günstigsten Sinne zu entscheiden, weil diese Seite der Sache die ihm einleuchtendste sei.

Dieser Grund ist offenbar sehr zu beachten; aber auch er ist nicht stichhaltig. Das eigene Interesse des Kaufmannes ist allerdings das leitende Motiv bei seinen Geschäften, aber die Thätigkeit des Kaufmannes als Richter ist denn doch kein Geschäft! Der Handelsrichter ist auf seine Unparteilichkeit vereidet, und jeder Praktiker wird bezeugen, daß die als Richter mitwirkenden Kaufleute diese ihre Aufgabe mit tiefem, sittlichen Ernst erfassen und durchführen.

Richtiger wird man gehen, wenn man umgekehrt annimmt, der Kaufmann, welcher als Handelsrichter häufig die Strenge des Gesetzes auf Handlungen seiner Geschäftsgenossen anzuwenden hat, werde im eigenen Geschäfte seine Handlungsweise so einrichten, daß sie vor dem Gesetze bestehen kann.

Wenn indessen der Einwand auch wirklich begründet wäre, so läßt er sich doch nicht gegen die Besetzung der Handelsgerichte mit Kaufleuten geltend machen; denn da die Fachfragen doch einmal von Fachleuten entschieden werden müssen, so muß man, wenn man davon ausgehen will, daß der Kaufmann in den auch in seinem eigenen Geschäfte vorkommenden Fragen sein

Digitized by Google

Gutachten in dem ihm günstigen Sinne abgeben werde, folgerichtig annehmen, daß auch der im einzelnen Falle zugezogene Sachverständige die Frage in dem ihm günstigen Sinne beantworten werde. Dann aber würde man offenbar dem berufsmäßigen Handelsrichter noch immer mehr vertrauen müssen, als demjenigen, der dieses Amt nur zufällig einmal ausübt.

Uebrigens wird von anderer Seite geltend gemacht, der kaufmännische Handelsrichter werde die günstige Gelegenheit benützen, um seinen Concurrenten in Schaden zu bringen. Man sieht also, daß der Einwand der Parteilichkeit nach verschiedenen Richtungen hin ausgebeutet wird. Es überwiegen aber auch hier die vorstehend hervorgehobenen Gegengründe.

Georg Heinrich Pertz.

Von Wilhelm Arndt.

Ein Gelehrtenleben ist zum Abschluß gekommen, das einst viel bewundert, beneidet, dann angefeindet worden; ein Leben, das dem Geschlecht der jüngeren Gelehrtenwelt ein Ueberbleibsel aus einer fernen Vergangenheit schien, so sehr war es zuletzt losgelöst von dem Boden, in dem sonst die Thätigkeit des deutschen Forschers wurzelt und Frucht trägt. Nur der Mann selbst war geblieben, und wer den alten Pertz in der letzten Zeit auf seinen einsamen Spaziergängen sah, noch immer rüstig einhergehend, kaum sich auf den Stock stützend, Haupthaar und Bart wenig ergraut, der glaubte nicht einen Achtzigjährigen zu sehen. Ein gnädiges Geschick hatte ihm bis zum letzten Tage verhältnißmäßige Rüstigkeit des Körpers vergönnt, während der Geist immer mehr und mehr der Gegenwart entrückt wurde, noch konnte er im vergangenen Sommer, fern von der Heimath, die stärkende Luft der Tiroler Berge genießen. Als er dann, auf der Heimreise, beabsichtigte, an den Sitzungen der historischen Commission in München theilzunehmen, seine letzten Gedanken noch einmal aufgeleuchtet haben mögen in der Erinnerung, wie nun beinahe vor zwanzig Jahren sich zum ersten Mal die Genossen auf des edlen Königs Max Geheiß versammelt hatten zu einem arbeitsvollen, segensreichen Werk, wie viele von denen, die einst dort gewesen, nun schon dahingegangen, unter ihnen seine besten Freunde Stälin und Lappenberg — da erlosch auch ihm das Licht des Tages, ein kurzes Flackern und dann — nichts mehr. Wie ein Krieger auf dem Schlachtfelde den raschen, fröhlichen Soldatentod findet, so ist es dem Greis in München ergangen; losgelöst von seiner Wirksamkeit in Berlin, fremd geworden auf dem Gebiet, dem die ganze

Arbeit seines Gelehrtenlebens gegolten, war München und die historische Commission gewissermaßen das einzige Terrain, was noch sein ihm schien. Wir aber sollen uns darüber freuen, daß ihm der Abschied leicht geworden, wie bei der Betrachtung dieses reich gesegneten Lebens alles vergessen, was ihm von irdischen Schwächen angeheftet war. „Es giebt doch nur einen Pertz", hatte einst sein Freund Böhmer, der gar manches Mal mit ihm bitter zürnte, gesagt.

In Hannover im Jahre 1795 geboren, fiel die Jugend von Georg Heinrich Pertz in die Zeit, wo das glänzende Gestirn Napoleons I. am mächtigsten leuchtete. Sein engeres Vaterland hatte in reichem Maaße Antheil an den Wirren, die Europa beunruhigten. Pertz sah den Sturz des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, dem Knaben klang die Kunde in die Ohren, wie nun auch der Staat Friedrichs des Großen gefallen. der Jüngling durchlebte die Zeiten der Befreiungskriege. Er selbst hat später öfter erzählt, welch Verlangen er danach getragen, in den Reihen der Kämpfenden zu stehen, welche Versuche er angestellt, um dies zu ermöglichen. Familienverhältnisse, Zustände in der engeren Heimath hielten ihn zu Hause fest. Als er dann die hochberühmte Georgia Augusta bezog, zeigte es sich doch, daß die inhaltsschwere Zeit tief auf ihn gewirkt hatte. Von Anfang an beschloß er das Studium der deutschen Geschichte zu seiner Lebensaufgabe zu machen, er bezeichnete sich, damals eine gewaltige Neuerung, als studiosus historiae. Kaum vermögen wir uns heute einen Begriff davon zu machen, mit welchen Schwierigkeiten zu jener Zeit das planmäßige Studium der Geschichte verbunden war, nirgends gab es historische Seminare, die Vorlesungen selbst waren nicht eigentliche Fachvorlesungen, ein mehr philosophierender Geist war in die Geschichte hineingetragen; noch war kein Niebuhr, kein Jacob Grimm, kein Ranke da. Und doch welch ein richtiger Blick in dem jungen Pertz! Bei seiner ersten Arbeit, der Geschichte der merovingischen Hausmeier, sehen wir, wie er stets auf die zeitgenössischen Quellen, als den reinsten Quell der Erkenntniß, hinweist, wie er die Sage, die die ganze Geschichte des Mittelalters aufs Ueppigste umrankt, schonungslos bei Seite schiebt. Eine nach vollendeter Universitätszeit erhaltene Anstellung am Archiv zu Hannover schien ganz dazu angethan, den jungen Gelehrten in einen kleinen, fest begrenzten Kreis zu bannen. Doch es kam anders.

Der große Freiherr vom Stein erfaßte den Gedanken des vaterländischen Werkes der Monumenta Germaniae historica. Eine Sammlung der echten, ungetrübten Quellen seiner Vergangenheit sollte dem deutschen Volke gegeben werden, an ihnen sollte die Nation erkennen wie groß sie einst gewesen, welche edelsten Blüthen der deutsche Geist in einer Zeit getrieben, die blöder Wahn zu den dunkelsten in der Entwickelung des Menschengeschlechts zählte; an ihnen

Digitized by Google

sollte der Deutsche lernen, wie die Gegenwart selbst nur ein Product der Vergangenheit sei, wie aus dieser Vergangenheit Kraft, Stärkung, neues Leben für die Zukunft zu gewinnen. Es erfolgte am 19. Januar 1819 zu Frankfurt am Main die Gründung der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Der Same schien auf einen fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Verfolgt man aber die ersten vier Bände der Zeitschrift der Gesellschaft, des Archivs, so sieht man bald, welch unsicheres Umhertappen bei den Mitgliedern der neugegründeten Gesellschaft, welche Unfähigkeit, sich in die Methode und den Plan der Arbeit hineinzudenken, ja welch ein Dilettantismus da sich breit macht. Nur Steins feuriger Geist war allen überlegen, sowohl in der Initiative als im zähen Festhalten am Begonnenen. Am 5. Juli 1819 hatte sich Pertz erboten die Bearbeitung der karolingischen Annalen und Schriftsteller zu übernehmen. Ende Mai des folgenden Jahres finden wir ihn von der Gesellschaft als „Reisenden" ausgesandt auf der Wiener Bibliothek planmäßig die dort befindlichen zahlreichen, zum Theil noch ungeordneten Handschriften untersuchen, das Nöthige gleich aussenden und vergleichen. Gar manche Vergleichung, die damals von Pertz besorgt, liegt noch unbenutzt in den Schränken der Monumenta, es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man das alte feste Buttenpapier sieht, das zu ihnen verwandt, die saubere, übersichtliche Art, mit der Pertz verfuhr, eine Art, die noch heute mustergültig für alle Handschriftenvergleichungen geblieben; die Genauigkeit, mit welcher er die leisesten Varianten notirt. Wohl mußte Stein wie von selbst die Ueberzeugung kommen, daß nun endlich der Mann gefunden, der das Nationalwerk fördern könne. Zunächst wurde Pertz aufgegeben, die Bibliotheken der österreichischen Klöster zu untersuchen, daran schloß sich eine Reise nach Italien, endlich nach erfolgter Rückkehr in die Heimath wurde ihm die Leitung des Ganzen übergeben. Jetzt waren die Monumenta erst wirklich lebensfähig geworden. Niebuhr schreibt unter dem 21. März 1824 an Dahlmann, wie es ihn freue, daß dieser auch seine Mitwirkung zugesagt: „da das ganze Unternehmen, seitdem Pertz die gesammte Direction bekommt, anstatt des Schwankenden und Planlosen, welches es früher verleiden konnte, ja mußte, nun eine schöne Bestimmtheit und Sicherheit gewonnen hat. Ich hoffe, daß Sie den nun definitiv festgestellten Plan erhalten haben und zufrieden sind. Pertz ist ein ganz ausnehmend ausgezeichneter Mann, vor dem ich im eigentlichsten Sinne Respect habe."

Im Jahre 1826 konnte bereits der erste Band erscheinen, nach drei Jahren folgte der zweite, im Jahre 1835 und 1837 schlossen sich die beiden ersten Bände der Leges an. Diese vier Bände sind mit geringen Ausnahmen fast ganz von Pertz allein bearbeitet, in verhältnißmäßig kurzer Zeit waren sie hergestellt, er selbst erzählte einmal, daß er den ersten Band der

Leges in vier Wochen fertig gestellt habe. Zum ersten Mal war gezeigt, wie die philologische Textbehandlung auch auf die Schriftsteller der deutschen Geschichte auszudehnen sei; freilich ist da auch manch ein Mißgriff untergelaufen, einzelne Handschriften wurden in ihrem Werth bisweilen überschätzt, manche Quellen neugedruckt ohne Neuvergleichungen, manche ganz übergangen oder nur bruchstückweise gegeben, aber der Gewinn war doch ein bleibender, die Grundlage gegeben. Mit den ersten Bänden der Monumenta fällt die Schöpfung der historischen Schule in Deutschland durch Ranke zeitlich zusammen, und nun begann eine lebhafte Wechselwirkung, Rankesche Schüler wurden als Mitarbeiter gewonnen, jeder neu erscheinende Band der Monumenta wurde im Rankeschen Seminar froh begrüßt, diente tief eingehenden Forschungen zum Ausgang. „Ohne Ihr großes Quellenwerk," sagte einmal Ranke zu Pertz, „würde es mir niemals gelungen sein, einen Kreis jüngerer Geister zu diesen Studien heranzuziehen." Allmälig war auch das Mißtrauen der Regierungen gegen das Werk geschwunden. Das Elend der zerfahrenen, jeder freien Forschung abhold gesinnten Zustände in Deutschland war allerdings am Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts groß; Oesterreich verbot seinen Gelehrten geradezu die Mitwirkung an diesem revolutionären Werk, nach Vollendung des ersten Bandes hegte man anfänglich Bedenken, ihn der Bundesversammlung vorzulegen. Kärglich genug flossen die Beiträge, nach Steins Tod trat die Geldfrage drohend genug auf, drei Jahre lang haben Pertz und Böhmer einmal aus eigenen Mitteln das Ganze gehalten. Endlich wurden geregeltere Zustände herbeigeführt, von der Bundesversammlung ein bestimmter jährlicher Beitrag bewilligt, jüngere Mitarbeiter konnten in größerer Zahl beschäftigt, ausgedehnte Reisen durch die Archive und Bibliotheken des gesammten Europas unternommen werden. Pertz blieb in seinem Eifer gleich. Ihm war das Werk vom Freiherrn von Stein übergeben worden, so lange seine Kraft reichte, war die Förderung des Unternehmens seine Hauptsorge. Immer weiter war die Methode ausgebildet worden, immer größer das Material, das herbeifloß. Als Pertz im Jahre 1875 definitiv von der Oberleitung zurücktrat, konnte er mit Stolz auf fünfundzwanzig Folianten weisen, die seinen Namen trugen, in denen von der Karolingerzeit an bis zum Interregnum die Scriptores gesammelt waren, in denen die Leges beinahe vollständig vorlagen, wo wenigstens ein Anfang mit der Ausgabe der Urkunden gemacht war. Fast jeder Band enthielt Arbeiten von ihm. Aber ihm war doch wohl die stille Ueberzeugung gekommen, daß er nicht dazu angethan Arbeiten zu machen, wo große kritische Untersuchungen angestellt werden mußten, sein Geist war, wenn man so sagen darf, mehr compilatorisch, er suchte sich deshalb fast regelmäßig Autoren zur Herausgabe aus, wo das handschriftliche Verhältniß ein einfaches war. Jedoch

Digitized by Go

zum Ruhme dürfen wir es ihm nachsagen, daß er seine Mitarbeiter nie in ihrer Arbeit beschränkte, regelmäßig, wenn auch manchesmal erst nach einigem Widerstreben, sich ihrem Wünschen und Wollen fügte. Nur vorwärts, war sein Losungswort, und man darf es getrost behaupten, es mußte ein Mann an der Spitze des Ganzen stehen, der nicht Kleinigkeitskrämer war, der in den schwersten Zeiten, wenn die pecuniäre Hülfe mehr als einmal zu versagen drohte, immer den Muth behielt, für sich wenig oder gar nichts beanspruchte, ja noch zuletzt Jahrelang aus eigenen Mitteln Zuschüsse leistete. In seiner Leitung liegt seine Größe, nicht in seinen eigenen Arbeiten, ihm fehlte doch jene vollendete Meisterschaft in der Kritik, die erst allmählich von seinen jüngeren Genossen mühsam gewonnen und dann wieder gelehrt worden war, ihm fehlte auch — und dies ist namentlich bei den Legesbänden ersichtlich — die juristische Schärfe. Und doch sind unter seiner Leitung die Monumenta Germaniae ein Nationalwerk geworden, auf das wir Deutsche stolz sein dürfen, dem kein anderes Volk etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat.

Der köstlichste Gewinn, den Pertz aus seiner Verbindung mit dem Freiherrn von Stein davongetragen, ist die treue Freundschaft, die ihn mit dem großen Staatsmann und Befreier Deutschlands bis über das Grab desselben hinaus verband. So lange Stein lebte, war Pertz ein lieber Gast in Kappenberg; Stein hatte in die Mannesseele den großen Gedanken der verfassungsmäßigen Freiheit, dem Pertz sein Leben lang treu geblieben, gepflanzt; Stein fand seinen Biographen an Pertz; das Denkmal des großen deutschen Mannes, das nun den Döhnhofsplatz in Berlin ziert, ist wesentlich mit durch Pertz Anregung zu Stande gekommen. Das Leben Steins ist kein Meisterstück der Geschichtschreibung, es ist kein Kunstwerk, das aus dem gestaltenden Geist des Historikers hervorgegangen, den Leser fesselt und unbewußt zu Liebe und Haß anregt; dazu fehlte dem Autor beinah Alles und Jedes, auch hier ist Pertz nur wieder Sammler und Herausgeber. Und doch tritt uns vielleicht gerade deshalb die gewaltige Titanennatur Steins um so unmittelbarer entgegen, je mehr wir sein Wesen und sein Wollen in seinen eigenen Worten lesen. Die Geschichte lang vergangener Jahrhunderte erhielt durch die Monumenta Germaniae erst Licht, für die Zeit der Befreiung Deutschlands vom französischen Joch wird das Leben Steins (und die Ergänzungen, die sich im unvollendeten Leben Gneisenaus finden) Hauptquelle bleiben.

Am Anfang der dreißiger Jahre war es auch Pertz beschieden, am politischen Leben seiner Heimath Hannover theilzunehmen; in die damalige Kammer gewählt, wo nach Jacob Grimms scharfem Wort „für den gemeinen Haufen täglich liberale Spreu ausgestreut wurde", wo man „endloses Geschwätz" zu hören bekam, „lauten die Aeußerungen von Pertz offen, schlicht, verständig, ganz im deutschen Sinne." (Springer, Dahlmanns Leben I, 338.) Noch

Digitized by Google

mehr, die gewaltige Arbeitskraft von Pertz, der neben der Herausgabe der Monumente, noch seine Amtspflichten als Archivar und Historiograph des Welfenhauses zu erfüllen hatte, wurde der neu sich bildenden liberalen Partei dienstbar gemacht durch die Gründung der hannoverschen Zeitung. Im ersten Bande von Dahlmanns Leben hat uns Springer die wechselvollen Schicksale dieses Unternehmens geschildert. Ohne Censur erschien die Zeitung, sie war das Organ einer von der Regierung selbst veranlaßten verständigen Opposition. In ihr erschien jene berühmte Rede eines Fürchtenden, die Dahlmann zum Verfasser hat, die weissagend die Rolle zeichnet, die Preußen in Deutschland zu spielen berufen. „Wir haben einen Staat in Deutschland, der den wunderbaren Speer besitzt, welcher heilt zugleich und verwundet; das Vaterland hat ihn manchmal mit Zorn, öfter mit Verwunderung betrachtet." Und Pertz schrieb frohlockend an Dahlmann: „mehr solche Artikel, und ganz Deutschland wird uns zuhören." Trotz des Widerstrebens der deutschen Regierungen, der bangen Furcht auch Preußens, daß solche Stimmen die alte gute Zeit vollständig ändern mußten, nur gefährliche Gährung in das Volk geschleudert würde, blieb Pertz unbewegt in seiner freien, muthigen Art bis zur Niederlegung der Redaction. Er sorgte auch dafür, daß die Kammerverhandlungen möglichst getreu dem Volke mitgetheilt wurden, noch war kein stenographisches Bureau etablirt, die officiellen Protocolle überaus dürftig. Befreundete Genossen theilten sich in das Nachschreiben der einzelnen Reden, die Fassung wurde dann vor der Drucklegung genau von den Rednern oder Parteigenossen revidirt. Im Jahre 1835 erhob sich Pertz auf das Bestimmteste gegen die Interventionsgelüste Frankreichs in Deutschland, dem Verlangen des französischen Gesandten, er solle persönliche Abbitte leisten und einen Widerruf in die Zeitung aufnehmen, wurde eine bestimmte Abweisung zu Theil, ein Artikel „die französische Presse und die deutschen Regierungen" verspottete aufs Unzweideutigste diese französischen Unverschämtheiten; dann aber als mit directer Klage beim König von England gedroht wurde, legte Pertz die Redaction nieder. Nur noch zwei Jahre und es erfolgte jener berüchtigte Bruch der hannoverschen Verfassung durch Ernst August. Pertz stand mit voller Ueberzeugung auf der Seite seiner Göttinger Freunde, er erzählte bisweilen, wie er nach Vertreibung der sieben Professoren bei Braunschweig den Plan angeregt, die alte Universität Helmstädt wieder neu zu gründen, hier den Sieben einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Die erbärmliche Furcht der deutschen Regierungen, auch der Braunschweigs, vereitelten diesen Plan; Pertz aber brannte der Heimathsboden unter den Füßen, Chicanen der kleinlichsten Art suchten seine Stellung zu erschweren, seine Wirksamkeit zu vernichten; wie eine Erlösung kam ihm der Ruf als Oberbibliothekar nach Berlin im Jahre 1842.

Hier gründete er sein neues Heim, alte Freunde fanden sich ein, an die neuen Genossen der Akademie schloß er sich freudig an, neue große Arbeiten, die Herausgabe des Lebens Steins, der historischen Schriften von Leibnitz, die nun gesicherte Fortführung der Monumenta Germaniae füllten seine freie Zeit. Als Oberbibliothekar sorgte er in fruchtbringendster Weise für die Bibliothek, die unter seiner Verwaltung auf das Doppelte des vorgefundenen Bücherbestandes heraufgebracht wurde. Bis zum letzten Tage seiner amtlichen Thätigkeit war er Schlag neun Uhr an seinem Sitze zu finden, durchging er jeden Tag die gesammten Räume behufs einer Inspicirung. Auch an der Universität hat er einmal eine Vorlesung über lateinische Paläographie gehalten, nie fehlte er in den Sitzungen der Akademie. Ganz und gar lebte er sich in den preußischen Staat hinein. Diesem galten seine Sorgen, seine Arbeiten, im Jahre 1862 erzählte man sich sogar, daß vorübergehend daran gedacht sei, ihn zum Cultusminister zu machen. Und es war ihm noch beschieden, den Siegesflug des preußischen Aares zu sehen, zu sehen, wie das deutsche Kaiserreich, nun nicht mehr Traum und Wunsch geblieben, sondern wie es in stolzer Herrlichkeit aufgerichtet wurde, wie dem deutschen Leben der feste Halt gegeben wurde „über Bitten und Verstehen."

Immer kleiner war der Kreis der Freunde geworden, so viele waren vor ihm in das Grab gesunken! Immer weniger wurden derer, die seine Vergangenheit kannten und würdigten. Kleinliche Zänkereien, an denen er nicht ohne Schuld, entfremdeten ihn mehr und mehr dem Kreise der Gelehrtenwelt, zuletzt stand er allein. Das Alter hatte den einst so klaren Blick getrübt und sein warmes Herz berührt; nur manchmal brach für die wenigen Vertrauten ein Strahl durch, der längst verschwundene Zeiten zurückrief. Und der größte Schmerz auch ist ihm nicht erspart geblieben, die Monumenta Germaniae wurden von seinem Namen gelöst, und der Greis empfand doch noch bitter und schwer die Vereinsamung, die ihm die Nothwendigkeit, die er nicht mehr verstehen wollte und konnte, auferlegte.

Geläutert aber möge sein Andenken im deutschen Volke fortleben. An dem Denkmal Steins hält die in ruhiger Heiterkeit blickende Gestalt der Wissenschaft ein Buch mit der Inschrift: Monumenta Germaniae edidit G. H. Pertz. Und wenn wir fürderhin das Bild des großen deutschen Freiherrn, der unser Volk in die vollere Bahn gerufen, betrachten, dann sollen wir auch dankbar des Mannes gedenken, der sein Lebelang für Deutschland gewirkt und gestrebt, der für uns, die wir von ihm soviel gelernt, allerdings nicht ein Bahnbrecher gewesen, der aber uns und den nachkommenden Forschern bleiben wird — ein Bahnebener.

ersten Vierteljahrhunderts ihrem Stifter im Tode gefolgt ist. Denn eben damit hat sie bereits ihren glorreichen Antheil an der Gestaltung des modernen Gedankenlebens gewonnen. Aber neben Friedrich Schiller finden wir ja auch jenen „Napoleon der Intelligenz", jenen gewaltig umfassenden Organisator und Gesetzgeber der Naturgeschichte, jenen Georg Cuvier unter den Schülern, den dankbaren Schülern der Akademie, und neben Cuvier einen Dannecker, einen Schick, Wächter, Koch, Hetsch, Zumsteeg und wie sie alle heißen, die berühmten Künstler der Karlsschule, und neben diesen wieder eine lange und nicht mehr im Einzelnen aufzuführende Reihe von geschätzten Namen aus allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung, und eine viel längere noch von verdienten Feldherren und Staatsmännern und hervorragenden Persönlichkeiten in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes weit über die Grenzen des württembergischen Landes hinaus. Und nimmt man zu dieser Fülle und Vielseitigkeit der Erfolge noch die bekannte Thatsache, daß wer einmal der Karlsschule angehört hatte, sein Leben lang ein „Karlsschüler" hieß und sich selbst mit Stolz als „Karlsschüler" bezeichnete, und daß mit diesem Namen im Sinne der Zeitgenossen sich eine bestimmte Vorstellung von einer eigenartigen Form der höheren Geistesbildung und feineren Lebensrichtung verband, — nimmt man das alles zusammen, so wird man es wohl verstehen, wie ein Schwabe, der eine Freude hat an seinem Heimathland, den Wunsch hegen konnte, den besondern Eigenthümlichkeiten nachzugehen, welche die Ursache dieser Erfolge sein konnten.

Unbefriedigt von dem mangelhaften Aufschluß, der über diese Seite der berühmten Anstalt in den bisherigen Darstellungen zu finden war, habe ich das weitschichtige Actenmaterial, soweit es noch im Besitz des königlichen Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart sich befindet, einer prüfenden Durchsicht unterworfen und die Ergebnisse dieser Studien im Säcularjahr von Schillers Eintritt in die Karlsschule (1873) in einem Programm des Stuttgarter Realgymnasiums zusammengestellt. In der begründeten Annahme, daß Schulprogramme selten Leser finden, gerade für diesen Gegenstand aber ein allseitiges Interesse vorauszusetzen ist, werde ich hier es versuchen, abgelöst vom Gang der Einzeluntersuchung, eben nur die leitenden Gedanken zu entwickeln, die der in mannichfacher Hinsicht durchaus eigenthümlichen Organisation des Unterrichtes zu Grunde liegen.

Die äußere Geschichte der Karlsschule ist bald erzählt. Man denke sich an den Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, jenes denkwürdigen Jahrzehnts, das auch in Württemberg eine so gewaltige Umwälzung in den überlieferten Anschauungen heraufzuführen bestimmt war. Allenthalben eine mächtige Gährung der Geister, die, wie man weiß, vorzugsweise die obersten Spitzen der Gesellschaft, die Leiter der Staaten ergriffen hat. Reformen,

Digitized by Google

humanitäre Anstrengungen, philosophische Tendenzen, wie sie selbst sich nennen, sind an der Tagesordnung, und Rousseaus Emil giebt ihnen die besondere Richtung auf die Erziehung, den Unterricht. Nun denke man sich einen geistreichen, von Lebensgefühl und Schaffensdrang sprudelnden Fürsten, der auf eine Reihe wilder und schlimmer Jahre nicht ohne Beschämung zurückblickt und jetzt, auf der Höhe der Kraft stehend, nach einer würdigeren Beschäftigung für seinen rastlos beweglichen Geist sucht. Ein äußerer Anlaß führt ihn auf die Rousseausche Bahn: die Theuerung des Jahres 1770 bestimmt ihn, eine Anzahl armer Soldatenknaben auf seine Kosten erziehen und für die Bedürfnisse seiner Hofhaltung heranbilden zu lassen. Die Sache macht ihm Freude, und die Beobachtung der keimenden Seelenkräfte, anfangs vielleicht nur eine Befriedigung seiner fürstlichen Laune, wird ihm in vollem Ernste lieb und immer lieber. Da tritt mit einemmale groß und leuchtend ein Gedanke vor seine Seele, der, durch frühere Eindrücke und Vorstellungen mächtig verstärkt, ihn nicht wieder freigiebt. Der Gedanke, die Ausbildung der mannichfaltigen Kräfte, welche der Staat zu seinem Dienste bedarf, in die eigene Hand zu nehmen — gewiß, ein Gedanke so ganz im Geiste jener Zeit, daß man sich fast verwundern möchte, wie von den anderen Vertretern des aufgeklärten Absolutismus keiner diese geistreiche Consequenz des Systemes irgendwie gezogen hat. Mußte es schon vom höchsten Vortheil für den Monarchen sein, die geeigneten Persönlichkeiten für die Bedürfnisse des Dienstes von Grund aus zu kennen und wiederum für die begabten Naturen die ihrer Eigenkraft entsprechendste Verwendung mit Sicherheit bestimmen zu können, so war doch noch durchschlagender der andere Gesichtspunct, daß nun hier die Möglichkeit geboten war, die künftigen Organe des fürstlichen Willens von allem Anfang an in den eigenen Grundsätzen und Anschauungen zu erziehen und sie genau mit dem gewünschten Inhalt zu erfüllen.

Man fühlte leicht, welchen Reiz diese Idee für eine Natur wie Karl Eugen haben mußte: mehr geistreich als gründlich, und nicht ohne einen Anflug von überspringender Genialität, hatte er einen merkwürdig feinfühligen Instinkt für die sich vorbereitenden Geistesströmungen, welche in den Dienst seiner Idee gezogen werden sollten, und den Mann, der so oft durch sein Machtwort Einöden zu üppigen Paradiesen umgezaubert hatte, mochte es doppelt gelüsten, nun auch einmal auf dem Felde des Geistes seine Schöpferkraft zu erproben. Denn neu sollte alles werden; ein neues Gefühl für den neuen Geist wollte er haben; die Landesuniversität, deren wissenschaftlichen Betrieb er bei einem langen, den Betheiligten viel zu langen Besuch aufs Genaueste geprüft und als geistlosen Formalismus erkannt hatte, ließ er zum Voraus außer aller Berechnung: es wäre verlorene Mühe, äußerte er, den jungen Wein in die alten Schläuche gießen zu wollen.

Digitized by Google

Das Erste ist nun, daß er sich die geeigneten Organe für die Verwirklichung seiner Idee sucht, und die Art, wie er dies thut, ist durchaus bezeichnend: er befiehlt dem theologischen Stift in Tübingen, ihm eine Anzahl der Ersten aus den beiden ältesten Promotionen auf die Solitude zu schicken, er läßt sie prüfen und prüft sie selbst alle zusammen und jeden besonders in seinem Kabinet, und was seine Wahl bestimmt, ist nicht das Maß der Kenntnisse, sondern vor allem der Eindruck der Persönlichkeit. Er hat hier, wie auch in der Folge, fast immer richtig gegriffen und erreicht, was er wollte. Indem er den Grundstock seiner Lehrer aus dem Stande nahm, der seit Jahrhunderten der ehrwürdige Träger der Gelehrsamkeit im Lande war, verschaffte er seiner jungen Schöpfung die Tradition der altbewährten württembergischen Schule, und indem er sie unmittelbar von den Universitätsstudien weg noch im jugendlichen Alter in seine Nähe zog, gewann er die bildsamsten Persönlichkeiten für die Ausführung seiner von dieser Tradition so weit abbiegenden Entwürfe. Gerade diesen ersten Lehrern aber, und unter ihnen besonders dem Lieblingslehrer Schillers und aller der großen Karlsschüler, dem trefflichen Abel, der, von Herderschem Geiste angehaucht, schon in diesen frühen Jahren etwas von der Würde eines Priesters der Wissenschaft in sich trug, ihnen hatte es die Karlsschule zu verdanken, daß sie auf dem Gebiete des Unterrichts — um den es sich hier immer allein handelt — nie in jene maßlosen Excentricitäten verfallen ist, die der damaligen Zeit und dem Naturell ihres Stifters so nahe lagen.

Nun ist es vom höchsten Interesse, den fürstlichen Pädagogen bei der Arbeit zu verfolgen, die er so kernfrisch und willenskräftig anfaßt, wie er mit seinem jugendlichen Generalstab die ersten Grundlinien des großen Werkes zieht, wie im Verlauf immer mehr sich diese und jene Erweiterung des Planes ganz wie von selbst ergiebt, wie in Folge davon der Kampf mit einer Menge sich aufthürmender Hindernisse, mit der Finanznoth, dem Einspruch der Stände, der Landesuniversität, mit hundert andern Dingen sich abspinnt, wie trotz alledem während einer Reihe von Jahren frisch drauf los experimentirt wird und der Uebereifer Mißgriffe erzeugt, zum Theil von bedenklicher Art, wie aber der Herzog niemals sich scheut, eine falsche Maßregel zurückzunehmen, unter Umständen auch eine ganze Organisation, wenn sie sich als verfehlt erweist, von Grund aus umzugestalten, und wie so am Ende nach zehnjähriger Arbeit (etwa 1782) durch Irrthum und Wahrheit hindurch auf seltsamen Zickzackwegen diejenige Gliederung der Anstalt erreicht wird, welche von da an im Wesentlichen unverändert geblieben ist bis zu ihrem Ende, das dem Ableben des Herzogs im Jahr 1793 rasch auf dem Fuße folgte.

Allein, so belehrend und anziehend in seiner Art dieses Schauspiel eines

Digitized by Google

großartigen Werdens ist, der Raum gebietet mir, mich auf die vollendete Organisation zu beschränken.

Und hier tritt uns nun ein höchst merkwürdiges pädagogisches Gebilde entgegen, wie wohl kaum ein zweites irgend wann und irgendwo gewesen sein dürfte, ein wunderbar zusammengesetzter Organismus, eine Welt im Kleinen: alle die Anstalten, welche das gesteigerte Bedürfniß der Neuzeit in immer weiter gehender Theilung der Arbeit eine um die andere hervorgetrieben hat, finden wir dort zu einer Zeit, welche die einzelnen Formen selbständig zum Theil noch gar nicht kannte, in dem weiten Rahmen derselben Anstalt vereinigt: wie die Karlsschule hinsichtlich der künftigen Berufsbestimmung ihrer Zöglinge gerade so gut dem herzoglichen Hofbedienten und dem Ballettänzer zur Vorbildung zu dienen hat, wie dem künftigen General und Minister, so ist die Anstalt an und für sich auf der unteren Stufe zugleich Volksschule, Bürgerschule, Realanstalt, Realgymnasium, Gymnasium, und auf der höheren Stufe nicht blos Universität mit allen Facultäten (auch einer kameralistischen), außer der theologischen, sondern daneben höhere Handelsschule, Kriegsakademie, Theaterschule für Schauspiel, Oper und Ballet, und Kunstakademie für Architekten, Bildhauer, Maler, Kupferstecher, Musiker aller Arten, und jede von diesen so weit auseinander liegenden Functionen will sie in der höchsten, der damaligen Zeit überhaupt nur erreichbaren Vollkommenheit in sich darstellen.

Versteht es sich nun auch von selbst, daß innerhalb dieses Mikrokosmus natürliche Scheidungen und Gruppirungen sich ergaben, welche, wie im Unterricht, so auch in der socialen Stellung der Schüler und ihrem gegenseitigen Verhältniß hervortraten, wie denn namentlich alle diejenigen Elemente, welche in der seltsam gemischten Abtheilung der „Künstler" zusammengeworfen waren, trotz der persönlichen Vorliebe des Herzogs für die Kunst, entschieden zu den nieder gehaltenen gehörten, so wurde doch von Seiten der Anstalt selbst auf dieses räumliche Zusammensein der später Getrennten und ihre mannichfache Verflechtung und Berührung der allergrößte Werth gelegt. „Egale Cultur" in seinem Staate hielt der Herzog für eine der wichtigsten Forderungen der Staatsraison; denn nichts, sagte er, trenne so sehr als ungleichartige Bildung. Und in einer der officiellen Festreden wird als ein besonderer Ruhm der Anstalt betont, daß alle diejenigen, welche dereinst in den verschiedensten Stellungen für die bürgerliche Gesellschaft von Einfluß sein werden, in demselben Geist und nach übereinstimmenden Normen gebildet werden und auch in den akademischen Jahren noch durch ihr Zusammenwohnen in fruchtbarer Berührung stehen. „Welcher Umlauf von Kenntnissen", ruft der Redner aus, „welcher Austausch von Gedanken, welches schnelle aber unmerkbare Hinübergleiten der Begriffe aus dieser oder jener Wissenschaft und Kunst in die Ideenmasse des Jünglings! welche Keime für ganz neue künftige Begriffe!"

Digitized by Google

Im Großen und Ganzen wird man nicht umhin können, diesem Lobe beizustimmen, das natürlich wesentlich auf dem Charakter der Karlsschule als Convict und Internat beruht, und insbesondere wird man den offenen Sinn für die feineren Formen der Bildung und eine ästhetische Lebensauffassung, der so oft an den aus ihr hervorgegangenen Staatsmännern gerühmt wird, aus dieser Quelle abzuleiten geneigt sein.

Sie stellt, wenn auch in mangelhafter Ausführung, doch im Grunde einen wirklich großartig angelegten Organismus in sich dar, der bei durchgängiger, bis ins Einzelnste fortgeführter Gliederung und Individualisirung der besonderen Bildungsbedürfnisse mit bemerkenswerther Consequenz den einheitlichen Grundgedanken einer allen gemeinsamen Bildungsnorm festhält. Für alles, was der Staat, die bürgerliche Gesellschaft fordert, soll sie vorbereiten; die ganze unendliche Mannichfaltigkeit der socialen Zwecke und Bedürfnisse ist in der vielgestaltigen Anlage ihres Unterrichtsplanes abgespiegelt; aber über all dem Unterscheidenden und Trennenden steht die gemeinsame Idee der humanen Bildung. Gewiß, schon dieser eine Gesichtspunct macht die Karlsschule trotz vieler Unvollkommenheiten im Einzelnen zu einer hochinteressanten Erscheinung in der Geschichte der Pädagogik.

Sehen wir nun genauer zu, welcher Art die Bildung war, welche die Karlsschule bot, so finden wir auf der unteren und mittleren Stufe des Unterrichtes, welche hinfür von besonderer Bedeutung sind, den vollsten Gegensatz zu der um jene Zeit in Württemberg und anderwärts bestehenden Uebung. Die Karlsschule führt neue Elemente ein und sie behandelt die alten in völlig neuem Geiste. Sie führt neue Elemente ein: das bezieht sich zunächst auf die „Realien", Geschichte, Geographie, Naturkunde, höhere Mathematik, Physik und so weiter, welche die alte Schule nicht oder nur in durchaus ungenügendem Maße kannte, und die nun in der Karlsschule in einer Ausdehnung und einer Art der Behandlung aufgenommen erscheinen, welche so ziemlich der Praxis von heute entspricht, immer aber so, daß das Uebergewicht des classischen Unterrichtes dabei gewahrt bleibt. Sie behandelt andererseits die alten Elemente in völlig neuem Geiste: das bezieht sich vor allem auf den Betrieb der alten Sprachen. Die damals den ganzen Unterricht tyrannisch beherrschende und geradezu in den Mittelpunct gestellte lateinische Composition fehlt auch der Karlsschule nicht, aber sie dient ihr nur als unentbehrliches Hülfsmittel für die Aneignung und Festhaltung der Sprache überhaupt, und verliert mit ihrer geringeren Werthschätzung begreiflicherweise auch ihre Sicherheit: das berühmte Perfectum expulsit, mit welchem Schiller seine medicinische Abhandlung geziert hat, ist sicherlich seinen philologischen Lehrern nichts Unerhörtes gewesen, und wenn er eben dort den Genetiv degenerarum braucht, so wird er ihnen darum noch nicht als entartet erschienen sein. Der leitende

Digitized by Google

Gesichtspunct für den Betrieb des Lateinischen, das noch immer mit der weitaus stärksten Stundenzahl den festen Kern des Lehrplanes ausmacht, ist ausgesprochenermaßen nicht Lateinschreiben und Lateinsprechen, wenn denn auch die Lectionen deutsch gegeben werden, sondern geradezu und schlechthin die Einführung in die Gedankenwelt des classischen Alterthums, ein Standpunct, zu dem in jener Zeit vielleicht noch keine zweite Anstalt in Deutschland emporgestiegen war. Daher kommt es nun, daß die Auswahl der gelesenen Autoren eine weitaus reichere und fruchtbarere ist, als irgendwo sonst in Württemberg, und daher kommt es ferner, daß das Griechische, das damals, z. B. auf dem Stuttgarter Gymnasium nur kümmerlich sein Leben fristete und im Wesentlichen auf das Graecum sacrum beschränkt war, als ganz hervorragendes Bildungselement betont wird, was trotzdem nicht verhindert, daß derselbe Schiller — dessen Ausbildung auf dieser Stufe übrigens, wohlgemerkt, noch in die schwankenden Anfänge der Anstalt fällt — später Uebersetzungen brauchte, um die Tragiker zu lesen, und nichts mehr davon zu wissen schien, daß er einst einen Preis im Griechischen davon getragen.

Es war eben überhaupt, im reinsten Widerspruch mit der alten Praxis der württembergischen Schule, nicht Akribie und Gründlichkeit, was das Bezeichnende der Karlsschule in diesen Fächern ausmacht, eher leider das Gegentheil: aber, was sie vor anderen Anstalten voraus hatte, und was alle ihre Mängel in dieser Richtung für jene Zeit gewaltig überwog, war das Eine, daß sie zuerst auf anregenden Unterricht hielt und das Interesse, die innere Betheiligung ihrer Schüler in Anspruch nahm. In einer Zeit, die noch immer die alten Schriftsteller als Phrasensammlung für die Composition zu verwerthen gewohnt war, hat sie es gewagt, den geistigen Gehalt aus der antiken Literatur zu ziehen und die eigentliche Wirkung des classischen Unterrichts in den inneren Contact der Schüler mit jenen ewigen Mustern zu setzen.

Dies führt uns auf eines der wesentlichsten Merkmale, durch welche die Karlsschule sich als grundsätzlich neu und eigenthümlich erweist: sie erkennt, wie es oft genug in den Festreden ausgesprochen wird, die höchste Aufgabe alles Unterrichtes nicht in der Mittheilung von Kenntnissen, nicht in der bloßen Erwerbung des Wissens, sondern in der inneren Erfassung der Persönlichkeit; sie macht Ernst mit dem Begriffe der Bildung. „Kraft wecken in den jungen Leuten!“ Das ist die unabläßige, immer und immer wiederholte Mahnung des Herzogs an seine Lehrer; nach diesem Gesichtspunct hat er sie selbst ausgewählt, und aus demselben Grunde ist er sorgsam darauf bedacht, ihre Stellung zu den Schülern so günstig als möglich zu gestalten. Mit jener engherzig militärischen Disciplin, die wir alle als den Krebsschaden der Karlsschule kennen, mit jenem häßlichen System kleinlich mißtrauischer Ueberwachung, die, wie wir alle wissen, der Gegenstand des erregtesten Hasses der

Digitized by Google

Schüler und zumal der von dem freien Geiste des Unterrichts mächtig gehobenen besseren Schüler ist, mit dem allem haben die Lehrer nichts zu thun. Das Einzige, was sie mit ihren Schülern verbindet, ist das ideale Element der gemeinsamen Freude am Erforschen der Wahrheit; darum sind sie die natürlichsten Lieblinge, die geistigen und sittlichen Führer der Jugend, und selten wird eine Anstalt ein so schönes Verhältniß achtungsvoller Liebe zwischen Lehrern und Schülern zeigen, wie es in der Karlsschule geradezu das gewöhnliche war.

Aber demselben Gesichtspuncte innerlicher Ausbildung diente noch eine andere Eigenthümlichkeit der Schule, die wohl zu ihren fruchtbarsten Gedanken gehört: in dem Unterrichtsplane finden wir von den untersten Stufen an in immer steigendem Maße zwischen die Stunden des Unterrichts Stunden der Privatarbeit eingefügt und den einzelnen Fächern zugewiesen, in der Art, daß sie auf der Stufe des Obergymnasiums von der Gesammtheit der Arbeitszeit ein Drittel einnehmen (16 von 48 Stunden), in den akademischen Jahren aber allmählich zum überwiegenden Bestandtheil derselben werden. Diese Einrichtung, durch einen vorzüglich durchdachten Stundenplan in der glücklichsten Weise ausgenützt, diente nicht blos den Zwecken der geordneten Vorbereitung und Wiederholung, sondern wurde hauptsächlich zu schriftlichen Ausarbeitungen verwendet, welche theils in einfacher Wiedergabe der Hauptpuncte, theils in freierer Ausführung das im Unterricht Aufgenommene zum Gegenstand oder Ausgangspunct hatten; in der That, eine vortreffliche Einrichtung: sie gewährte einen gesunden Wechsel der arbeitenden Geisteskräfte und erregte die Selbstthätigkeit; sie zwang zu intensiverem Aufmerken, und indem sie mit dem Gefühl der Beherrschung naturgemäß auch das wissenschaftliche Interesse des Schülers steigerte, erhob sie das Gelernte sicherer zu seinem freien geistigen Eigenthum und ließ ihn einen bleibenden Schatz von erkannten Wahrheiten und Begriffen sammeln; sie übte frühzeitig sein Gestaltungsvermögen, und indem sie ihn von jung auf gewöhnte, selbst zu forschen, selbst zu prüfen, löste sie seine Schreibweise von den Fesseln schwerfälliger Unbehülflichkeit und gab ihm mit der Zeit den fröhlichen Muth, sich aus eigenem Trieb an die Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände zu wagen. Und in der That, wenn man die Arbeiten der Karlsschüler betrachtet, soweit sie noch vorliegen, sie zeigen bei viel Ueberschwänglichkeit, wie man sie auch von den bekannten Schillerschen Arbeiten aus jener Zeit her kennt, bei großer Kühnheit in den Schlüssen und Urtheilen, wie sie der Jugend so nahe liegt, doch so viel Bestimmtheit der Anschauung, so viel Umblick nach allen Seiten, so viel Ursprünglichkeit und Eigenart, daß man den Eindruck gewinnt: hier ist kein Anlernen und Einlernen, nichts von Dressur des Geistes gewesen, wie man es nach der militärischen Disciplin wohl glauben könnte, hier war vielmehr

Digitized by Google

ein Erfassen der innersten Persönlichkeit, ein Wecken der Kräfte im Centralpunct des Geistes.

Zeigt sich uns hier schon ein interessanter Versuch, der Zersplitterung des jugendlichen Geistes durch die Fülle disparaten Wissensstoff entgegenzuwirken, so ist dies noch mehr der Fall bei einer weiteren Besonderheit der Karlsschule, die auf den ersten Blick geradezu befremdend wirkt, die ungewöhnliche Ausdehnung des philosophischen Faches. Es ist gewiß ebenso auffallend als unterrichtend, daß Schiller in seinem sechzehnten Lebensjahr (1775*) nicht weniger als fünfzehn Wochenstunden Philosophie gehabt hat. (Neun Stunden Lection und sechs Stunden für Ausarbeitungen.) Späterhin wurde dieses Uebermaß dahin ermäßigt, daß die beiden auf die philosophische Vorbildung folgenden und der akademischen Stufe vorausgehenden, „philosophischen" Jahresabtheilungen neben gleichzeitiger Betonung des Lateinischen und Griechischen acht und zwölf Stunden Philosophie erhalten, auch dies noch eine verwunderliche Erscheinung für das Bewußtsein der Gegenwart, welche die Zulässigkeit des philosophischen Unterrichts auf der Gymnasialstufe überhaupt als offene Frage behandelt.

Nun versteht es sich von selbst, daß jene Zeit, die von Kants gewaltigem Werke noch nichts wußte, etwas völlig Anderes unter Philosophie versteht als die Neuzeit, und die Philosophie auf der Karlsschule zumal war, wenigstens nach Abels Behandlung, im Grunde nur eine methodisch geleitete Uebung im raisonnirenden Denken, welche den Stoff aus der Geschichte, der Naturkunde, der Psychologie, der Stellung des Menschen zum Staate und den höheren Aufgaben des Geschlechtes nahm und mit einer encyklopädischen Uebersicht über die philosophischen Disciplinen und ihre hauptsächlichsten Probleme abschloß. Es läßt sich immerhin denken, daß diese einen weiten Spielraum bietende Beschäftigung in der Hand des richtigen Lehrers bei dialektischer Behandlung des Unterrichts und glücklicher Leitung der schriftlichen Ausarbeitungen ein wirksames Mittel werden konnte, um die Geistesbildung der Schüler im höchsten und edelsten Sinn des Wortes zu fördern. Jedenfalls hat die Karlsschule selbst diesem Theil ihres Lehrplanes stets eine fundamentale Bedeutung zugeschrieben, und auch wir werden darin einen interessanten Versuch erkennen, jene Gymnastik des Geistes, welche wir als die werthvollste Frucht einer strengen und tiefdringenden Beschäftigung mit den alten Sprachen zu erhoffen gewöhnt sind, auf dem directeren Wege von unmittelbaren und eigens dazu angestellten Denkübungen zu gewinnen, für welche der Stoff zugleich mit der

*) Die Lehrpläne für 1776 und 1777 fehlen leider, aber verschiedene Andeutungen machen wahrscheinlich, daß er wenigstens 1776 noch die Philosophie in derselben Ausdehnung gelehrt bekam. Im Jahre 1775 hatte er in diesem Fach den von Tübingen berufenen Professor Böt, später hörte er Philosophie wiederholt bei Abel.

Digitized by Google

bestimmten Absicht gewählt wurde, den Ertrag des sonstigen Unterrichts in der Form von durchdachten Begriffen und dialektisch vermittelten Wahrheiten zu einem wirklichen und dauernden Bestandtheil des Innern zu gestalten und die weit auseinander liegenden Wissensstoffe dadurch zu verknüpfen, daß sie in die Einheit des persönlichen Bewußtseins aufgenommen würden.

Und daß dies in Wahrheit gelungen ist, dafür haben wir den vollgiltigen Beweis nicht nur an jener Trias großer Männer, die ihre weltbewegenden Wirkungen eben ihrem philosophischen Geiste verdanken, an Schiller, Kielmeyer, Cuvier, und an so manchen von zweiter Bedeutung, sondern auch an den ausdrücklichen Zeugnissen früherer Karlsschüler, die, wenn sie der Tage ihrer Jugend gedenken, am liebsten bei den Lehrern der Philosophie verweilen, durch die sie den beglückenden Antrieb zum eigenen Forschen und selbstthätigen Regen der Geisteskräfte gewonnen zu haben bekennen.

Der akademischen Stufe jedenfalls leistete dieser Unterricht, der ohne Rücksicht auf specielle Berufszwecke in durchaus freier und idealer Weise die humane Ausbildung zum Ziele nahm, den unschätzbaren Dienst, daß sie Schüler übernehmen durfte, welche selbständig zu arbeiten und geordnet zu denken verstanden. Und nachdem einmal die Karlsschule nach vorausgegangenem Mißgriff die Scheidung zwischen der akademischen und der sogenannten philosophischen Stufe dahin festgestellt hatte, daß der ganze Umfang der allgemein bildenden Disciplinen den Vorbereitungsjahren zugewiesen war, hat sie auch unerschütterlich an dem Grundsatze festgehalten, daß zu den akademischen Studien nur derjenige übertreten dürfte, dessen allgemeine Bildung als in jeder Hinsicht sorgfältig und umfassend begründet sich auswies.

Hier, in dieser bedeutungsvollen Scheidung zwischen Gymnasium und Universität, zwischen den vorbereitenden und den Fachstudien, welche eben auf der Großartigkeit eines die gesammte Bildung umfassenden einheitlichen Grundplanes beruht, hier ist auch ohne Zweifel eine der wesentlichsten Ursachen jener staunenswerthen Erfolge zu suchen, und es war nicht umsonst, daß der Blick des Herzogs zu allen Zeiten am sorgsamsten auf diesem philosophischen Unterrichte ruhte, den er als den Kernpunct seines Planes betrachtete.

Aus dem Bisherigen sieht man wenigstens das Eine, daß die Karlsschule nach der Seite des Unterrichts einen groß gedachten und fein gegliederten Organismus zeigt, der, neben manchem Unreifen oder Verkehrten doch eine Reihe fruchtbarer Gedanken in sich trug, und trotz des niedern Standpunctes der disciplinarischen Grundsätze dennoch Bedeutendes gewirkt hat, weil er mit geistvoll einfachen Mitteln den schönen Zweck verfolgte, freie und ächte Menschen zu bilden.

Der Zweck dieser Zeilen würde erfüllt sein, wenn es mir gelungen wäre, eine Anstalt, die man noch immer allzu sehr unter dem Schubartschen Gesichts-

Digitized by Google

puncte der „Sclavenplantage" anzusehen gewohnt war, als eine bedeutsame Erscheinung in der Geschichte nicht blos unserer pädagogischen Entwickelung, sondern unseres nationalen Geisteslebens zu erweisen und den Leser zu der Ueberzeugung zu führen, daß Schiller nicht blos trotz der Karlsschule, sondern in recht schönem Maße auch durch die Karlsschule einer der geistigen Führer der Nation geworden ist, denen wir alle, ob Schwaben oder nicht, in liebender Verehrung folgen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Vom Landtage. Die Gemeindejustiz. — Unsere Stände sind, bevor die sechsjährige Landtagsperiode zu Ende geht, noch einmal zu einer kurzen Session zusammenberufen worden. Man wollte doch angesichts der Erneuerung der Wahlkammer die günstige Zusammensetzung der jetzigen benützen, um wenigstens noch eines der Gesetzgebungswerke, die schon lange im Stadium der Vorbereitung sich befinden, noch in letzter Stunde zur Erledigung zu bringen, nämlich ein Gesetz zur Reform der Verwaltungsrechtspflege. Auch dieses Gesetz war keine leichte Geburt. Die Schwierigkeiten, die demselben entgegenstanden, rührten daher, daß es ein Gegenstand ist, der nach verschiedenen Seiten mit anderweitigen Organisationen zusammenhängt, so daß die Gesetzgeber geraume Zeit vor der Masse der auf einmal anfallenden Arbeit sich zu scheuen schienen. Die fragliche Reform berührt sich nämlich einerseits mit den schon lange beabsichtigten Neuordnungen auf dem Gebiete der Verwaltung, andererseits mit dem zum Untergang verurtheilten Institut des Geheimen Raths, sie greift also in die tiefen, wie in die höchsten Spitzen unseres Staatsorganismus. Das war ein ganzer Knäuel von Fragen, die man sich lange nicht entschließen konnte an einem bestimmten Zipfel anzufassen. Man überlegte, ob die Reform besser von oben nach unten oder von unten nach oben, besser auf einmal in gewaltigem Wurf oder bedächtig und stückweise anzugreifen sei und konnte immer nicht schlüssig werden, bis endlich im Jahre 1874 die Kammer die schon längst reif gewordene Frage des Geheimen Raths mit Nachdruck auf die Tagesordnung setzte und Minister Mittnacht in der Erkenntniß, daß die bisherige Stockung der organisatorischen Arbeiten dem Lande wenig zur Ehre gereiche, gleichfalls an diesem Puncte den Hebel einzusetzen sich entschloß. Mit dem Geheimen Rath also sollte der Anfang gemacht werden, und von hier aus eröffnete sich die Perspective auf die weitere, noch in der Zukunft schwebende Reform, die als ein Ganzes aus seinem Haupte entspringen zu lassen, der gegenwärtige Minister des

Digitized by Google

Innern nicht die nöthige Energie und Autorität in sich fühlte. Der Gedanke, von oben zu beginnen, war um so kühner, als auf diese Weise die Mitwirkung des Geheimen Raths von vorn herein zu seiner eigenen Beseitigung angerufen werden mußte; auch ist diese Arbeit Herrn von Mittnacht in der That sauer genug gemacht worden, da die mißvergnügten Geheimräthe über das Ziel und dem Zusammenhang der Reform nicht in Zweifel sein konnten, wenn man ihnen auch die Pille in allmählichen Dosen beibrachte. In der vorigen Session hatte Mittnacht einen Entwurf durchgesetzt, der die politischen Functionen des Geheimen Raths im Wesentlichen auf dem Ministerrath überträgt. Jetzt handelte es sich darum, das ehrwürdige Institut, das einem Moriz Mohl so ans Herz gewachsen ist, auch seiner Functionen als oberster Instanz in Verwaltungsstreitigkeiten zu entheben, dadurch, daß ein selbständiger Gerichtshof für dieselben eingerichtet würde. Natürlich entbrannte nun der Kampf um den Geheimen Rath aufs Neue, freilich so, daß der Ausgang nicht mehr zweifelhaft war; Mittnacht fühlte sich auf sicherem Boden, er wußte, daß er die übergroße Mehrheit der Kammer auf seiner Seite habe, ja er brauchte nicht einmal mehr wegen der Entscheidung in der Adelskammer besorgt zu sein, seitdem der Freiherr von Neurath das Zeitliche gesegnet hat, der der zäheste Vertheidiger Altwürttembergs und ein Hemmschuh aller freisinnigen Reform, wie auch ein unbeugsamer Gegner von Preußen und dem deutschen Reich gewesen ist, weshalb denn auch der Hingang dieses starrsinnigen Edelmannes vom demokratischen „Beobachter" in überschwenglichen Worten als ein schwerer Verlust für das Vaterland beweint wurde. Mittnacht durfte sich sogar erlauben, seine Gegner in der Kammer, die Herren Sarwey und Mohl mit kühlem Hohne zu tractiren, indem er sie nämlich zuerst damit tröstete, der Geheime Rath werde in seiner Existenz ja nicht im geringsten gefährdet, wenn ihm Functionen, für die er sich minder eigne, von einem selbständigen Gerichtshof abgenommen würden, dann aber seine Rede damit schloß, nach Durchführung der Reform sei nun selbstverständlich der Fortbestand des Geheimen Raths überhaupt in Frage, und zuletzt geradezu ankündigte, daß die definitive Aufhebung seiner Rechte die kommende Landtagssession zu beschäftigen haben werde. Im Uebrigen ging die Berathung glatt von statten. Daß die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nun auch in die Verwaltungsrechtspflege eingeführt und daß die Anzahl der Instanzen von vier auf zwei vermindert wird, sind Verbesserungen, die sich von selbst empfehlen. Auch waren ja diese Neuerungen nicht etwa ein unerhörtes, noch nie dagewesenes Experiment, man konnte sich vielmehr auf die Erfahrungen anderer Länder berufen, deren Gesetzgebung vorangegangen ist, auf Baden insbesondere, das vorzugsweise zum Vorbild gedient hat. Auffallend war nur, welches ängstliche Zögern unsere Landesvertretung verräth, wenn es gilt, mit den seit-

herigen Gewohnheiten des patriarchalischen Schreiberstaates zu brechen und sich in die hellere und schärfere Luft des Rechtsstaats zu versetzen. Selbst das Vorangehen der Regierung hilft nicht immer. So war im Regierungsentwurf ausdrücklich die Bestimmung enthalten, daß bei Schäden, welche aus mißbräuchlichen Amtshandlungen der Beamten entstehen, nur die bürgerlichen Gerichte zuständig, also die Einmischung der vorgesetzten Verwaltungsbehörden ausgeschlossen sein solle. Die Bestimmung entspricht dem Reichsbeamtengesetz und folgt von selbst aus der modernen Anschauung über das Verhältniß des Rechts zur Verwaltung. Der Kammermehrheit schien der Satz gleichwohl bedenklich, und sie verwarf denselben, für die Beamten zärtlicher besorgt, als die Regierung selbst.

Neuestens ist eine andere Frage aufgetaucht, bei der dieses zähe Kleben an den Gewohnheiten des Polizei- und Schreiberstaates noch auffälliger ist. Ein gewaltiger Aufruhr ist neulich im Lande entstanden aus Anlaß der Beschlüsse der Justizcommission des Reichstags, welche die Aufhebung der Gemeindegerichtsbarkeit voraussehen lassen, und diese Bewegung, ursprünglich unter den Schulzen des Landes aufgerührt, die sich durch Entziehung einer seit Alters ausgeübten Function gekränkt fühlen, hat sich nun auch der Kammer mitgetheilt und hier, allerdings unter Mitwirkung des Ministers Mittnacht ein verständnißvolles Echo gefunden. Die Gemeindejustiz gehörte zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten, die Württemberg bisher noch mit Baiern und mit Hamburg theilte. Bei der Berathung der Civilproceßordnung im Bundesrath nun wirkte sich Mittnacht für Württemberg wenigstens die Möglichkeit aus, dieses „altbewährte" Institut auch ferner beizubehalten. Er deutete zwar an, daß er geringen Werth auf dasselbe lege, hielt auch ausdrücklich, falls ihm jene Möglichkeit zugestanden würde, die Frage sich noch offen, aber dem Lande gegenüber wollte er doch das Seinige zur Abwendung der voraussichtlich unpopulären Neuerung thun; das Odium derselben sollte wenigstens nicht auf ihn fallen. Schwerlich war er überrascht, als die Justizcommission in zweimaliger Berathung jenes für Württemberg beanspruchte Privilegium strich, wohl aber konnte er nun seine Hände in Unschuld waschen und insbesondere das württembergische Mitglied der Justizcommission, den nationalliberalen Abgeordneten Gaupp, der zu jenen Beschlüssen mitgewirkt hatte, als einen Ausbund fanatischer Gleichheitsmacherei und Mißachtung ehrwürdiger vaterländischer Institutionen an den Pranger stellen. Irgend eine Wirkung versprach er sich wohl selbst nicht davon, als er die Kammer zu einer Demonstration gegen die Justizcommission anreizte, ja er äußerte, jeder Schritt in dieser Hinsicht werde wohl vergeblich sein, nachdem die Kammer ihn, den Minister, bisher ohne Unterstützung gelassen habe. Gleichwohl beeilte sich die Kammer, auf den Wink des Ministers, sich

Digitized by Google

in Positur zu stellen, um wenigstens eine nachträgliche, wenn auch nutzlose Resolution zu Gunsten der bedrohten nationalen Heiligthümer zu fassen. Die Zeit ist noch nicht so ferne, da für unseren Liberalismus die Beseitigung der Gemeindejustiz eine selbstverständliche Forderung war, denn sie macht das Institut unserer halbgebildeten Schreiberschulzen unentbehrlich, sie ist ein Hinderniß für wirkliche Gemeindeselbständigkeit, indem sie den Gemeindeorganen Functionen aufládt, wodurch dieselben zu Staatsorganen werden. Das Alles ist jetzt vergessen. Jetzt kennt man nur noch das altbewährte Institut, das dem Einheitsfanatismus zum Opfer fallen soll, das heimathliche Kleinod, das vom unersättlichen Reiche bedroht ist, und seitdem vollends bezeugt ist, daß die bisherige Einrichtung billig und — gut gewesen sei, hat die Bewegung einen so unwiderstehlichen Charakter angenommen, daß — angesichts der bevorstehenden Wahlen — auch die große Mehrheit der Kammer es für klüger hielt, mitzuthun, als dem Schwindel zu steuern. Kurz, es ist Herrn von Mittnacht vor den Wahlen eine Entflammung der particularistischen Leidenschaft geglückt, wofür man sich vergebens auf einen vernünftigen Grund besinnt. Denn über den Verdacht ist er ja doch erhaben, daß es dabei blos auf eine Unterstützung der volksparteilichen Wahlagitation gegen das Reichstagsmitglied Gaupp abgesehen sei.

Aus Berlin. Ueber unsere orientalische Politik. Zu den Wahlen. — Die allgemeine politische Lage gestaltet sich von Tage zu Tage ernster. Rußland hat den Waffenstillstand unter den Bedingungen, unter denen ihn die Türkei geboten hatte, für nicht annehmbar erklärt und damit ist abermals eine diplomatische Action der Pforte gescheitert. Andere Actionen werden folgen, die Chancen ihres Gelingens werden aber immer schwächer und schwächer. Es liegt zwar noch keine amtliche Kundgebung der russischen Regierung in dieser Waffenstillstandsfrage für die Oeffentlichkeit vor, indeß sind die Zeitungsnachrichten, welche von der russischen Ablehnung berichten, wohl beglaubigt und lassen an der Richtigkeit der Thatsache nicht zweifeln. Die Pforte hatte diplomatisch meisterhaft operirt. Die Mächte verlangten von ihr einen Waffenstillstand von sechs Wochen und sie bewilligte einen von sechs Monaten. Erstens bewies sie hierdurch ihre Friedfertigkeit, zweitens vermied sie auf diese Weise die Schwierigkeiten eines Winterfeldzuges, sodann hoffte sie eine Verhinderung des russischen Zuzuges nach Serbien besser durchzusetzen, als in sechs Wochen und endlich konnte sie die leidige Reform und Garantiefrage nach Gefallen verschleppen und hinausziehen. In letzterer Beziehung machte sie sofort einen hoffnungsvollen Anfang, indem sie den Mächten eine Note zustellte, in der sie alle die constitutionellen Herrlichkeiten aufzählte und entwickelte, mit denen sie ihre muselmännischen und christlichen Unterthanen

Digitized by Google

zur Befriedigung Europas zu beglücken gedenkt. Wäre es zum Abschlusse eines sechsmonatlichen Waffenstillstandes gekommen, so wären die neuen constitutionellen Gewalten in Constantinopel mit großem Geräusche etablirt worden und hätten die Reform- und Garantiefrage mit eben solchem Geräusche im Schoße ihrer Commissionen begraben. Dazu wird jetzt schwerlich die Zeit übrig bleiben.

Die Pforte wird das schmerzlich empfinden, empfindlich getroffen sind aber auch Frankreich und England, denn diese beiden Mächte hatten eifrig für die Annahme der türkischen Waffenstillstandsvorschläge gewirkt. Der französische „Moniteur", welcher so lange mit Rußland coquettirt hatte, gesteht heute unumwunden ein, die Haltung der russischen Regierung nicht billigen zu können und die öffentliche Meinung in England, welche eine Zeit lang ihren natürlichen Gegensatz zu Rußland verdecken wollte, bäumt sich augenblicklich wieder auf gegen die russischen Pläne. Gleichzeitig appellirt die Times an die Macht Deutschlands und verlangt, die deutsche Regierung solle ein Machtwort sprechen, welches Rußlands schon halbgezücktes Schwert in die Scheide zurückdrängt. Die Berliner Blätter beeilen sich mit Recht, diese Zumuthung zurückzuweisen. Wir sind zwar stark, sagen sie, und haben die Entscheidung in der Hand, aber wir haben weder das Recht noch die Pflicht, sie zu fällen, namentlich nicht zum Vortheil dritter. Unwillkürlich wird man bei diesem Angstrufe der Times gemahnt an den Sommer des Jahres 1870, wo die öffentliche Meinung Deutschlands sich an England wandte und von ihm hoffte, daß es die französische Angriffslust zu zügeln wissen werde. England verstand damals seinen Vortheil anders, ließ Deutschlands Ruf verhallen und trieb dafür lieber einen schwunghaften Kohlen- und Waffenhandel mit der französischen Regierung. Wir verstehen heute unseren Vortheil auch nicht im englischen Sinne, aber wir glauben, daß diese Meinungsverschiedenheit uns besser bekommen wird, als den Engländern damals die ihrige. Wir haben zwar durchaus keine Sympathien für Rußland, zumal jetzt nicht, wo die russische Presse das Freundschaftsverhältniß zwischen Deutschland und Rußland so oft und so unrichtig als eine Verbindung dargestellt hat, welche lediglich auf der Dankbarkeit Deutschlands gegen Rußland ruhe und ruhen müsse. Wir kennen auch sehr gut, die Abneigung der Slaven gegen das deutsche Element und die Gefahren, welche dieselbe in der Zukunft heraufbeschwören wird. Wir sind insbesondere keineswegs erbaut von dieser theils künstlich geschürten, theils natürlich entstandenen panslavistischen Bewegung, welche das eigentlich treibende Moment in der gegenwärtigen kriegerischen Action ist. Aber wir fragen uns doch, haben wir vielleicht Grund unseren westlichen Nachbarn freundlichere Gesinnungen gegen uns zuzutrauen? Doch gewiß nicht. Die englische Regierung hat seit dem Anfange des dänischen

Digitized by Google

Krieges kaum eine Anwandelung von Freundschaft für uns gehabt und das englische Volk begleitet mit stummer aber sehr bitterer Mißgunst das Wachsen unserer Kriegsmarine und vor allem die Vermehrung der deutschen Handelsfirmen und Factoreien in den englischen Colonien und in der englischen Machtsphäre überhaupt. Und Frankreich verzichtet lieber auf alle die lockenden Lorbeeren, welche eine orientalische Action seinen Staatsmännern jetzt eintragen könnte, nur um seine ganze Kraft für den großen Augenblick aufzusparen, wo es den Rachekrieg gegen Deutschland gilt. Und Italien und Oesterreich? Italien steht vorläufig weit ab und kann diese Reserve auch ferner bewahren, ohne seine Interessen zu schädigen und Oesterreichs Freundschaft zu uns ist mit der unsrigen zu Rußland trotz aller Verschiedenheit der einzelnen Interessen doch recht wohl vereinbar, wenigstens ist diese Vereinigung Zweck und Ziel des Dreikaiserbündnisses, das doch schon viele und sehr starke Beweise seiner Haltbarkeit und Lebensfähigkeit gegeben hat. Und wahrscheinlich ist die vermittelnde Thätigkeit Deutschlands heute mehr als je darauf gerichtet, Oesterreichs Interessen mit denen Rußlands zu versöhnen. So ungefähr raisonnirt man hier in wohlunterrichteten Kreisen.

Bei uns daheim steht jetzt natürlich das Interesse für die Wahlen oben an. Am 20. October werden im ganzen preußischen Staate die Wahlmännerwahlen stattfinden, am 27. October werden die Abgeordneten zum Landtage gewählt werden. Es ist zu erwarten, daß sich die Mitglieder der liberalen Partei in größter Vollständigkeit an der Wahlurne einfinden, denn an gar manchen Orten wird der Kampf ein heißer und schwerer sein und die Stimme eines Einzelnen könnte oft schmerzlich vermißt werden. Sehr mit Recht wird bezüglich der Urwahlen von einzelnen liberalen Organen hervorgehoben, daß Eintracht unter den Gleichgesinnten vor allem Noth thue. Man solle die Urwähler nicht auf einzelne Persönlichkeiten für die Wahlmännerwahlen und auf untergeordnete detaillirte Puncte verpflichten, weil dies nur zur Zersplitterung der Stimmen und zur Niederlage führe, sondern man solle den Blick nur auf das große gemeinsame Ziel richten, die Majorität des Abgeordnetenhauses zu erhalten und womöglich zu mehren. Zur Erreichung dieses Zieles genüge es aber vollkommen, wenn die Urwähler ihr Augenmerk darauf richten, zuverlässige Wahlmänner zu wählen, welche die Gewähr bieten, daß sie das ihnen anvertraute Mandat in dem Sinne ausüben, in dem es ihnen anvertraut worden ist. Die conservative Agitation macht den Liberalen gegenüber die äußersten Anstrengungen. Leider wird dabei vielfach ein System befolgt, das nur zu sehr an die Art amerikanischer Wahlumtriebe erinnert. Es ist geradezu unglaublich, welch eine Unzahl der grundlosesten ärgsten und gemeinsten Verdächtigungen und Verleumdungen gegen hervorragende Persönlichkeiten der liberalen Partei und gegen die ersten Staatsmänner gegenwärtig

Digitized by Google

in Umlauf gesetzt wird. Wenn es uns auch fern liegt, die conservative Partei als solche für dieses Treiben verantwortlich zu machen, so liegt es doch klar zu Tage, daß einzelne ihrer Mitglieder dasselbe fördern und sich auch direct daran betheiligen. Wir besorgen nicht, daß diese geradezu sinnlosen Angriffe die Machtstellung der liberalen Partei in dem gegenwärtigen Wahlkampfe irgendwie beeinträchtigen könnten, aber wir möchten auf die schweren sittlichen Bedenken hinweisen, die eine solche politische Kampfesweise an sich einflößen muß. Wie würde sich außerdem wohl das gegenseitige Verhältniß unserer höheren Gesellschaftsklassen gestalten, wenn eine solche Art der Befehdung dauernd geübt wird, und wer würde den schließlichen Vortheil daraus ziehen, wenn die sogenannten conservativen Elemente öffentlich selbst Alles das entwürdigen und der Achtung entkleiden, was vom Volke mit Achtung betrachtet wird und der Achtung werth ist? Die Conservativen selbst gewiß nicht. J.

Literatur.

Dr. Strousberg und sein Wirken von ihm selbst geschildert. Zweiter Abdruck. Berlin, Guttentag. — Die Welt ist schlecht, die deutsche Welt sogar sehr schlecht, nur der Doctor Bethel Henry Strousberg ein Engel und nebenbei ein verkappter Adeliger. Die Söhne [illegible] nicht hießen die Herren von Rumowski (Seite 17) und sein Urgroßvater 1726 in den Adelstand erhoben worden (Seite 18). Das wurde nun Strousbergs Unglück. Nicht weil eine heimliche Baronenkrone sein Haupt umschwebt; er preist im Gegentheile die Zeit, als (Seite 12) Adel und nicht Geld bei den Juden die Hauptrolle spielte, sondern weil er ein Engel ist und die Welt schlecht. Er wollte sie reich und zufrieden machen, wenigstens jeder Berliner Bürger sollte täglich, wenn auch nicht ein Huhn, so doch einen Seefisch (Seite 425) im Kochtopf finden. Strousbergs Motive bei allen Unternehmungen waren die Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit. Als er z. B. die ostpreußische Südbahn baute, was war dabei sein Zweck? Wir schlagen Seite 200 nach und finden ihn ganz offen ausgedrückt: Er wollte die Stadt Königsberg zur Blüthe bringen. Und wenn er Herrschaft auf Herrschaft kauft, so geschieht das nicht, weil er für sich oder seine Kinder großen Grundbesitz ambitionirt. Gott bewahre. Er bekennt zwar Seite 406 daß er für jedes seiner sieben Kinder eine Herrschaft haben wollte. Strousberg täuscht sich aber. Schon Seite 407 besinnt er sich auch besser und erklärt die „Generosität" gegen derangirte Edelleute, deren er sich übrigens nicht rühmen will, als seine einzige Triebfeder. Sein Compagnon bei dem Bau

Digitized by Google

der Berlin-Görlitzer Bahn glaubt, er habe von Strousberg eine beträchtliche Summe herauszubekommen; er irrt sich, vielmehr schuldet er Strousberg 600,000—800,000 Thaler. Das würde aber den Freund drücken und so macht Strousberg kurzweg einen Strich durch die Rechnung. Die Furcht wird Seite 272 ausgesprochen, man werde dieses „Zartgefühl" nicht verstehen. Warum nicht? Erscheint ja diese Handlung noch schäbig gegen sein Auftreten in Petersburg. Der Director der internationalen Bank will Strousbergsche Actien nur zu siebzig Procent kaufen. Strousberg kann dieselben zwar zu achtzig Procent losschlagen, da aber der Director, ein alter Bekannter, zu Thränen gerührt schien, so überläßt er diesem zwei Millionen Rubel Actiencapital zu dem niederen Preise. Und so läuft bei dem edlen Manne immer das Herz dem Verstande voran. Höchstens, wie er selbst zugiebt, können Frau und Kinder sich über Strousbergs unbegrenzten „Generositätssinn" beklagen, die Menschheit aber, wenn sie besser wäre, würde in ihm ihren größten Wohlthäter verehren. Und wie dankt ihm die Menschheit, oder wenigstens jener Theil derselben, der aus Juden, Berliner Banquiers, Preußischen Beamten, dem Preußischen Landtage und den Deutschen überhaupt besteht? Mit schnödem Undank, mit unerbittlichem Hasse. Kein Wunder, daß sogar Strousbergs Taubengemüth gegen so schreiendes Unrecht sich empört. Aber immer nur auf kurze Augenblicke. Er zürnt zwar den Juden, die seinen ehrlichen Namen Bu[illegible]n in den knoblauchduftenden Baruch Hirsch verwandeln wollten, [illegible]n und den Charakter der modernen Börse verdorben haben. [illegible]ie Dau[illegible] kann aber Strousberg dem Hange wohlzuthun und zu lieben nicht widerstehen. Er giebt das untrügliche Mittel einer Universaljudenbekehrung an und macht so Juden und Christen zufrieden. Die Juden bleiben nur (Seite 14) aus Aerger über die schlechte Behandlung, die sie erduldeten, Juden. Gebt einem von ihnen einen Kuß und euren Geldbeutel und gleich wird er euch als Bruder anreden. Dann wird auch der „jüdische Politiker" verschwinden, von welchem Strousberg ein so häßliches Bild entwirft. Natürlich ist das Bild keine Caricatur Laskers und Gottbehüte etwa von Strousberg gezeichnet, um den ehrenwerthen Gegner lächerlich und verhaßt zu machen. Und wenn er Johann Jacoby mit Robespierre, Lasker mit Cato, Bamberger sogar mit Marat (Seite 186) vergleicht, so ist auch das keine Bosheit, sondern nur eine harmlose historische Betrachtung, und nur vom Drange der Wahrheit, die er nach der Menschheit am meisten liebt, wurde der gute Strousberg getrieben, wenn er die Berliner Banquiers Mendelssohn, Warschauer und andere als Gründer denuncirt, oder die von Camphausen gegen seine Projecte ergriffenen Maßregeln auf persönliche Rachsucht (Seite 274) zurückführt. Wie zart und milde beurtheilt Strousberg überhaupt die Handlungen anderer, so daß niemals ein häßlicher Schatten auf dieselben fällt.

Digitized by Google

„Die Herren Delbrück und Leo sind eine höchst anständige Firma, die aber das Unglück hatte, bei allen schlechten Sachen leitend betheiligt zu sein." (Seite 89.) „Oberbürgermeister Miquel, obgleich einem Institute angehörend, welches die Zeit benutzte wie kein anderes, war als Familienvater ganz berechtigt, eine Stelle anzunehmen, wodurch er für die Seinigen ehrenhaft sorgen und neben persönlicher Unabhängigkeit Erfahrungen sammeln konnte." (Seite 111.) Den Fürsten Puttbus spricht Strousberg von jeder bösen Absicht frei, es mangelte ihm nur (Seite 140) die Einsicht. Die ihm „unsympathischen" preußischen Beamten sind über jede Corruption erhaben, aber einem Herrn Levinstein, der „Einsicht in alle Acten gehabt haben mußte", zahlte Strousberg, damit er ihm keinen Schaden zufüge (Seite 283), 30,000 Thaler. Das Gespräch mit dem Herrn Levinstein hätte verdient, im jüdischen Jargon, in welchem es unzweifelhaft war gehalten worden, reproducirt zu werden, wie sich denn überhaupt bei einem Neudrucke der häufigere Gebrauch des letzteren im dramatischen Interesse empfehlen würde.

Nicht empfehlen würde sich dagegen, wenn Strousberg, nach Beendigung seiner Haft in Moskau, seine menschenfreundliche Thätigkeit wieder unter uns Deutschen aufnehmen wollte. Sagt er doch selbst (Seite 244), daß wir viel lernen aber wenig verstehen, und daß er sich unter uns vorkam, wie „Gulliver unter den Liliputanern". Wir halten ihn nun einmal für einen Abenteurer, wie andere von der Spielwuth, so von der Speculationswuth befallen ist, und diese Meinung hat die Lectüre seiner Autobiographie nicht geändert. Im Gegentheile.

Friedrich Rückerts Uebersetzung von Kalidasas „Sakuntala" ist neuerdings durch einen besonderen Abdruck aus dem Nachlaß des Dichters (Leipzig, 1876) einem größeren Kreise zugänglich gemacht. Allerdings ist die übermäßige Bewunderung, welche der indischen Dichtung bei ihrem ersten Bekanntwerden in Deutschland zu Theil wurde, längst einer unbefangeneren Würdigung gewichen, in gewissem Sinne aber ist der Reiz, welchen diese duftige Blüthe der morgenländischen Poesie ausübt, ein unvergänglicher und eine neue Uebertragung wird, zumal wenn sie von einem Friedrich Rückert herrührt, willkommen geheißen werden. Im Vergleich zu anderen schließt sich dieselbe enger an den Wortlaut des Urtextes an; wenn dadurch einerseits mitunter undeutsche Wendungen entstehen und ein rasches Verständniß erschwert wird, so ist andererseits der charakteristische Schmelz des zarten Gebildes, in welchem nicht blos die Empfindung, sondern auch der Ausdruck häufig in den Schleier des Geheimnißvollen und aller plastischen Deutlichkeit Abholden gehüllt ist, besser als sonst erhalten geblieben. L.

Digitized by Google

Notizen.

Siebzehnte Plenar-Versammlung der historischen Commission bei der königl. baier. Akademie der Wissenschaften. Bericht des Secretariats. München, 10. October 1876. Die historische Commission hielt in den Tagen vom 5. bis 7. October ihre diesjährige Plenarversammlung. An den Sitzungen nahmen Theil der Vorstand der k. Akademie der Wissenschaften Reichsrath von Döllinger, der Vicepräsident der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien und Director des geheimen Haus-Hof- und Staatsarchivs, Hof- und Reichsrath Ritter von Arneth, der Geheime Regierungsrath Waitz aus Berlin, der Reichsarchivsdirector Geheimrath von Löher, der Oberbibliothekar Föringer, der Reichsarchivsrath Muffat, Professor Cornelius, zeitiger Rector der hiesigen Universität, Professor Dümmler, zeitiger Rector der Universität Halle, die Professoren Hegel aus Erlangen, Sickel aus Wien, Wattenbach aus Berlin, Wegele aus Würzburg, Weizsäcker aus Göttingen und Kluckhohn von hier. Der Geheime Regierungsrath Pertz war aus Berlin eingetroffen, um sich an den Verhandlungen zu betheiligen, konnte aber, von einem Schlaganfall betroffen, den Sitzungen nicht anwohnen. In Abwesenheit des Vorstandes, Geheimen Regierungsrath von Ranke, übernahm der ständige Secretär der Commission, Geheimrath von Giesebrecht, die Leitung der Verhandlungen.

Nach dem vom Secretär erstatteten Geschäftsbericht sind auch im abgelaufenen Geschäftsjahre von den Vorständen der Archive und Bibliotheken die Arbeiten der Commission auf das Dankenswertheste unterstützt und dadurch wesentlich gefördert worden. Seit der vorjährigen Plenarversammlung kamen folgende neue Publ' ationen in den Buchhandel:

1) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Bd. XV. Geschichte der Botanik vom sechzehnten Jahrhundert bis 1860. Von Dr. Julius Sachs.
2) Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Kaiser Otto der Große. Begonnen von Rudolf Köpke, vollendet von Ernst Dümmler.
3) Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Jahrbücher des Fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen von Bernhard Simson. Bd. II. 831—840.
4) Die Chroniken der Deutschen Stätte vom vierzehnten bis ins sechzehnte Jahrhundert. Bd. XII. XIII. Die Chroniken der niederrheinischen Städte. Cöln. Bd. I. II.
5) Briefe und Acten zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Baierns Fürstenhaus. Bd. III. Abth. 1. Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—1551. Bearbeitet von August von Druffel.
6) Allgemeine Deutsche Biographie. Lieferung VIII–XVIII.
7) Forschungen zur Deutschen Geschichte. Bd. XVI.

Aus den Berichten, welche im Fortgange der Verhandlungen die Leiter der einzelnen Unternehmungen erstatteten, ergab sich, daß alle Arbeiten in ununterbrochenem Fortgange sind und neue Publicationen demnächst zu erwarten stehen.

Die Vollendung der von J. Grimm begonnenen Sammlung der Weisthümer und der neuen durch Dr. K. Frommann besorgten Ausgabe des Schmellerschen Wörterbuchs ist nur noch durch die höchst mühseligen Registerarbeiten aufgehalten worden. Das von Pro-

Digitized by Google

fessor R. Schröder bearbeitete Namenregister zu den Weisthümern lag im Druck vollendet vor und wird mit dem Sachregister im Anfange des nächsten Jahres veröffentlicht werden; es wird dann auch das von Professor Birlinger in Bonn bearbeitete Wortregister sich bald ihm anschließen. Der Abschluß der Registerarbeiten für das Schmellersche Wörterbuch steht schon für die nächste Zeit in Aussicht.

Von der großen unter Professor Hegels Leitung herausgegebenen Sammlung der Deutschen Städtechroniken sind der zwölfte und dreizehnte Band erschienen, welche den größten Theil der so wichtigen kölnischen Chroniken enthalten. Der soeben ausgegebene dreizehnte Band giebt Cölner Jahrbücher des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts und den ersten Theil der großen Kölhoffschen Chronik von 1499 in der Bearbeitung von Dr. H. Cardauns in Bonn. Der demnächst folgende vierzehnte Band wird den Rest der Kölhoffschen Chronik nebst den Schluß der im zwölften Bande begonnenen allgemeinen Einleitung über die Geschichte und Verfassung der Stadt, Register und Glossar zum dreizehnten und vierzehnten Bande bringen. Für den Druck sind gleichfalls vorbereitet ein Band Bairischer Chroniken von München, Regensburg, Landshut und Mühldorf, ferner der erste Band der Lübecker und der zweite Band der Braunschweiger Chroniken.

Die Arbeiten für die umfassende Sammlung der Reichstagsacten sind unter der Leitung des Professors Weizsäcker im verflossenen Jahre wesentlich gefördert worden, so daß nun mehrere Bände rasch nach einander der Presse werden übergeben werden können. Der dritte Band, welcher sich auf die letzten Jahre K. Wenzels und die Wahl Ruprechts bezieht, ist im Druck begonnen. Nach demselben wird der erste Band für die Regierungszeit K. Sigmunds, bearbeitet von Bibliothekar Dr. Kerler in Erlangen, zur Veröffentlichung gelangen.

Von der Sammlung der Hanserecesse, bearbeitet von Dr. K. Koppmann, ist der vierte Band, der bis zum Jahre 1400 reicht, zum größten Theil gedruckt und wird voraussichtlich im Anfange des nächsten Jahres ausgegeben werden.

Als Fortsetzung der Jahrbücher des Deutschen Reichs stehen zunächst in Aussicht der zweite Band der von Professor E. Winkelmann in Heidelberg bearbeiteten Geschichte Philipps von Schwaben und Ottos IV. von Braunschweig und der zweite Band der von Professor E. Steindorff bearbeiteten Jahrbücher unter Heinrich III. Mit der Bearbeitung der Geschichte Konrads II. ist Dr. H. Breßlau in Berlin unausgesetzt beschäftigt.

Von der Geschichte der Wissenschaften sind mehrere neue Bände zu erwarten. Jetzt werden zum Drucke gelangen die Geschichte der Mathematik, bearbeitet von Director Gerhardt in Eisleben und die Geschichte der Astronomie, bearbeitet von Professor R. Wolf in Zürich; unmittelbar ihnen anschließen wird sich die Geschichte der Geschichtswissenschaft, bearbeitet von Professor Wegele in Würzburg. Auch die Geschichten der Geologie, der klassischen Philologie und der Medicin hofft man binnen Kurzem der Presse übergeben zu können. Für die Geschichte der Physik ist es gelungen, einen Bearbeiter in Dr. G. Berthold in Ronsdorf zu gewinnen. Leider ist Generallieutenant Freiherr von Troschke, der erst vor zwei Jahren die Bearbeitung der Geschichte der Kriegswissenschaften übernommen hatte und sich mit dem größten Eifer der Arbeit widmete, an der Vollendung seines weit vorgeschrittenen Werkes durch den Tod gehindert worden, und die Verhandlungen, um einen andern hervorragenden Fachmann für die Bearbeitung dieser Abtheilung heranzuziehen, sind bisher erfolglos geblieben.

Die Zeitschrift: „Forschungen zur Deutschen Geschichte" wird in der bisherigen Weise unter Redaction des Geheimen Regierungsraths Waitz, der Professoren Wegele und Dümmler fortgesetzt werden.

Die Allgemeine Deutsche Biographie ist in regelmäßigem Fortgang begriffen. Demnächst werden Lieferung 19 und 20 ausgegeben und damit der vierte Band beendet werden. Obwohl Freiherr von Liliencron zum Klosterprobst in Schleswig gewählt ist und

Digitized by Google

deshalb München verlassen hat, wird er dennoch in bisheriger Weise mit Professor Wegele die Redactionsgeschäfte fortführen.

Die Arbeiten für die Wittelsbachsche Correspondenz sind auch in diesem Jahre nach verschiedenen Seiten gefördert worden. Für die ältere pfälzische Abtheilung hat Dr. Fr. von Bezold die Materialien der hiesigen Archive und des Marburger Staatsarchivs weiter durchgearbeitet und überdies bei einem längeren Aufenthalt in Dresden die Schätze des dortigen Hauptstaatsarchivs für seine Aufgabe in abschließender Weise benutzt. Er wird nun, sobald es möglich ist, nach Paris gehen, um die französischen Beziehungen der Pfalz, namentlich Johann Casimirs, eingehenden Studien zu unterwerfen. Für die unter Leitung des Geheimraths von Löher stehende ältere bairische Abtheilung hat Dr. von Druffel die Nachforschungen in Betreff der Jahre 1552 bis 1555 fortgesetzt und das bereits früher gesammelte Material wesentlich ergänzt. Eine längere Reise nach Italien wurde besonders zu Studien in Rom und Florenz benützt, welche höchst erfreuliche Resultate ergeben haben. Der Druck des zweiten Bandes der Briefe und Acten zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Baierns Fürstenhaus wird in wenigen Monaten beginnen und in Jahresfrist vollendet werden; es soll dann sofort auch die zweite Abtheilung des dritten Bandes folgen. Für die jüngere pfälzische und die jüngere bairische Abtheilung, beide von Professor Cornelius geleitet, sind Professor M. Ritter in Bonn und Dr. F. Stieve hierselbst thätig gewesen. Der von Professor Ritter bearbeitete dritte Band der Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, welcher die europäische Krise des Jahres 1610 mit ihren Nachwehen in Deutschland bis zur friedlichen Ausgleichung zwischen den beiden feindlichen Bünden behandelt, ist bereits zur Hälfte gedruckt und wird im Laufe des Winters vollendet werden. In dem vierten Bande, mit welchem die jüngere bairische Abtheilung beginnt, wird Dr. Stieve als Einleitung eine genaue Darlegung der bairischen Politik in den Jahren 1591–1607, begleitet von einer kleinen Zahl der wichtigsten Actenstücke, geben. Die für diesen Band nöthig erschienenen nachträglichen Forschungen in hiesigen und österreichischen Archiven sind im Wesentlichen zu Ende geführt, und der Druck soll gegen Neujahr begonnen werden.

Kaum war die Plenarversammlung am 7. October geschlossen worden, so ereilte die Mitglieder der Commission die tiefbetrübende Kunde, daß Geheimrath Pertz dem Leiden, welches ihn hier betroffen hatte, um 4 Uhr Nachmittags an demselben Tage erlegen sei. Der berühmte Begründer der Monumenta Germaniae hat zu den ersten Gelehrten gehört, welche der hochselige König Maximilian II. im Jahre 1858 nach München einlud, um die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften in das Leben zu rufen. Nach dem Statut sollte sich die Commission vornehmlich mit der Auffindung und Herausgabe werthvollen Quellenmaterials für die Deutsche Geschichte in deren ganzem Umfange beschäftigen, und je mehr hierbei Pertz' Ausgaben als Vorbild angesehen werden mußten, desto werthvoller war die rege Theilnahme, welche er selbst unausgesetzt den Arbeiten der Commission widmete. Bis zum Jahre 1871 hat er alle Plenarversammlungen derselben besucht und an den Verhandlungen stets den eingreifendsten Antheil genommen. Bei den vier letzten Plenarversammlungen hinderten ihn theils dienstliche Abhaltungen, theils die Beschwerden des Alters, hier zu erscheinen, aber er hatte das alte volle Interesse für die Arbeiten der Commission bewahrt, und in diesem Jahre traf er mit auffälligem Eifer schon vor Monaten alle Veranstaltungen, um der Plenarversammlung beizuwohnen. So kam er im Alter von 81 Jahren noch einmal nach München, um hier sein Leben zu beschließen. Die Seinen, welche ihn während der letzten Krankheit pflegten, haben die Leiche nach Berlin bringen lassen, wo ihm die Grabstätte bereitet werden wird. Der Name von Georg Heinrich Pertz wird in den Annalen der

Digitized by Google

deutschen Geschichtswissenschaft stets eine hervorragende Stelle einnehmen, und auch der Antheil, welchen er an den Arbeiten der historischen Commission gehabt hat, kann nicht vergessen werden, so lange diese Arbeiten selbst sich im Andenken erhalten.

Preisaufgaben der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft (historisch-nationalökonomische Section) in Leipzig.

1) Für das Jahr 1877:

Eine quellenmäßige Erörterung, wie weit in Ober- und Mittel-Italien gegen Schluß des Mittelalters die modernen Grundsätze der agrarischen, industriellen und mercantilen Verkehrsfreiheit durchgeführt waren.

Sollte sich eine Bewerbungsschrift auf den einen oder anderen italienischen Einzelstaat beschränken wollen, so würde natürlich ein besonders wichtiger Staat zu wählen sein, wie z. B. Florenz, Mailand oder Venedig. (Ausnahmsweise sind für diese Preisaufgabe auch in italienischer Sprache abgefaßte Bewerbungsschriften zulässig.) Preis 700 Mark.

2. Für das Jahr 1878:

Eine wohlgeordnete, aus den besten erreichbaren Quellen geschöpfte Zusammenstellung der deutlich nachweisbaren slawischen Namen für Ortschaften des jetzigen deutschen Reiches.

Da eine Bearbeitung des genannten Stoffes die Grenzen einer Abhandlung weit überschreiten würde, bleibt es dem Bearbeiter der Preisfrage überlassen, sich irgend ein nicht allzu beschränktes, aber auch nicht übermäßig ausgedehntes Gebiet für seine Untersuchung zu wählen. Preis 700 Mark.

3. Für das Jahr 1879:

Eine quellenmäßige Geschichte der Messen in einem der drei großen deutschen Meßplätze (Leipzig, Frankfurt a/M. oder Frankfurt a/O.) und zwar von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an bis zur Gegenwart.

Preis 700 Mark.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die „Leipziger Zeitung" im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Ausführlichere Angaben und Motivirung dieser Preisaufgaben enthält der Jahresbericht, welchen der derzeitige Secretär der Gesellschaft Professor Dr. Hankel in Leipzig (Thalstraße 15c, physikalisches Institut) gern bereit ist auf Wunsch an eine bezeichnete Adresse zu senden.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 20. October 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Türkiſche Zuſtände.*)

Von einem Augenzeugen.

I.

Als durch den Pariſer Frieden die Aufnahme des osmaniſchen Reiches in den europäiſchen Staatenverband, die durch den Vertrag von 1841 angebahnt worden war, förmlich vollzogen ward, machte ſich die türkiſche Regierung anheiſchig, nun auch ihrerſeits alles zu thun, um die alten Mißbräuche abzuſchaffen, wirkſame Reformen durch das ganze Reich einzuführen, und Regierung und Volk europäiſcher Civiliſation theilhaftig zu machen. Zwanzig Jahre hat die Pforte gehabt, um ihrer Verpflichtung nachzukommen: ſie konnte ſich während derſelben eines anhaltenden, nur durch einige wenige Aufſtände getrübten Friedens, ſowie des Wohlwollens und der Unterſtützung der europäiſchen Mächte erfreuen. Das Reſultat iſt nur geweſen, daß zu allen ihren früheren Gebrechen noch der Bankerott hinzugekommen iſt.

Allerdings haben ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts nicht unerhebliche Veränderungen im türkiſchen Reiche ſtattgefunden. Seitdem vor gerade fünfzig Jahren Mahmud, der letzte ächte „Hunkiar"**), durch Niedermetzelung der Janitſcharen den Weg der Reformen betrat, hat man eine neue Armee geſchaffen, die ſich wohl bewährt hat, hat man die Muslems gezwungen, den Chriſten mit mehr Achtung zu behandeln, hat man ſogar den Gebrauch des Wortes Giaur verboten; man hat in den großen Städten hier und da im Straßenbau, in der Feuerwehr, in den municipalen Angelegenheiten gebeſſert, man hat angeblich vom Volke gewählte Provinzialräthe geſchaffen, eine Panzer-

*) Obwohl mit den Tendenzen des Artikels nicht einverſtanden, glaubten wir doch, eine ſo ſachkundige Schilderung unſeren Leſern nicht vorenthalten zu ſollen. D. Red.

**) Hunkiar iſt die einzige populäre Bezeichnung des Sultans. Das Wort bedeutet eigentlich „Selbſtherrſcher", wird aber in Folge einer falſchen Etymologie vom Volke als „Blutfreſſer" verſtanden, gewiß ein Titel, den die alten Sultane vor allen andern verdienten.

Digitized by Google

flotte gebaut und Kruppſche Kanonen gekauft; man hat ſogar eine enorme Staatsſchuld geſchaffen. Trotz alledem iſt und bleibt die Türkei ein völlig orientaliſcher Staat, der im Kampfe mit europäiſchem Einfluſſe nothgedrungen zu Grunde gehen muß.

Der Grund hierfür iſt ein zwiefacher: er liegt im Charakter der türkiſchen Bevölkerung und in der Corruption der türkiſchen Regierung.

Als die Türken aus ihren Heimathſitzen in die weſtlichen Länder einbrachen, waren ſie eine wilde Kriegerhorde; doch ſobald ſie ſeßhaft wurden, verloren ſie ihren kriegeriſchen Charakter vollſtändig. Die Bildung des Janitſcharencorps, einer ſtehenden Armee, die in die Zeiten zurückgeht, wo die Sultane noch in Bruſſa thronten, machte ein nationales Heer unnöthig, und bald wurde die Maſſe der Türken eine ſtille, friedliebende Bevölkerung, die ſich mit Ackerbau und Gewerben beſchäftigte, alle Steuern zahlte, die die Regierung verlangte, und auf die Geſchicke des Staates keinen Einfluß mehr hatte. Alle Macht ruhte in den Händen der Janitſcharen, die nach Belieben Sultane ein- und abſetzten und deren Willen ſich alle Miniſter fügen mußten. Dieſem Zuſtande machte Sultan Mahmud ein Ende und ſchuf durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ein nationales Heer. Beliebt war die neue Einrichtung nicht, und gab zu mehreren Aufſtänden Veranlaſſung. Aber jetzt hat ſich die Bevölkerung in dieſelbe ergeben, und willig folgt der türkiſche Soldat ſeinen Führern, ſelbſt wo Tauſende ſeiner Kameraden vor ihm den Tod gefunden. Aber kriegeriſch iſt die Bevölkerung dadurch nicht geworden, und nirgends, außer unter den Jungtürken Conſtantinopels, wird man irgend welche Begeiſterung für einen Krieg finden können.

Inzwiſchen haben die Türken den Charakter angenommen, den wir ſeit den Tagen des Darius und Xerxes bei allen ſeßhaften Orientalen finden. Sie ſind ruhig, friedfertig, träge, aber unendlich ausdauernd und geduldig. So lange ſie arm ſind, ſind ſie ehrlich und gutmüthig; ſobald ſie reich oder Beamte werden, werden ſie betrügeriſch, habgierig, falſch und genußſüchtig, auch wohl zu Gewaltthaten geneigt. Im übrigen ſind ſie weniger gebildet, als andere orientaliſche Nationen, vor allem als die Perſer und Araber: ihre Sprache iſt viel ärmer, ihre Poeſie höchſt dürftig, und nie haben ſie irgend eine neue Idee hervorgebracht.

Der Islam iſt dieſer Geſinnung und dieſen Zuſtänden völlig angepaßt. Seine Grundlehre iſt: Gott iſt Einer. Er iſt allmächtig und allweiſe, er thut was er will und läßt was er will*). Die Welt und alle Weſen hat er ge-

*) Daher iſt Gott durchaus nicht etwa allgütig; für den ſtrengen Mohammedaner wäre das faſt Gotteslästerung. „Barmherzig" iſt er allerdings, aber nur gegen die Gläubigen; dagegen durchaus nicht „der Allerbarmer".

Digitized by Google

ſchaffen, damit ſie ſeine Einheit bekennen und ihn anbeten; und die Propheten, zuletzt Mohammed, hat er geſchickt, um dies zu verkünden und den Gläubigen genaue Vorſchriften zu bringen, wie er wünſcht, daß ſie ihr Leben einrichten ſollen. Wen er beſtimmt hat gläubig zu ſein, dem giebt er als Lohn das Paradies; die Ungläubigen hat er geſchaffen, um in der Hölle ewige Qualen zu erleiden. Wenn er gewollt hätte, hätte er auch ſie fürs Paradies ſchaffen können.

Damit iſt der Inhalt der muhammedaniſchen Lehre erſchöpft. Die große Einfachheit und ſtreng logiſche Folgerichtigkeit des Syſtems erklärt zur Genüge, warum der Islam ſo feſt gewurzelt iſt und dem Chriſtenthum gegenüber überall im Vortheil erſcheint. Für den Muslem giebt es keine Frage mehr, die ihm ungelöſt wäre: auf Allah führt er alles zurück, und Allah iſt allmächtig und unumſchränkt. Nichts hört man daher häufiger als „Allah bilir", „Allah weiß es", und damit iſt alles geſagt. Unglück, Hungersnoth, Armuth iſt Keſâ, „Schickung" und dem Menſchen bleibt nichts übrig als ſich drein zu fügen. So ſprechen nicht nur einige, ſo ſpricht und denkt die geſammte türkiſche Bevölkerung. Als ich z B. mit einem Bootsmann über die letzten Ereigniſſe ſprach, ſagte er: „Es iſt alles Keſâ. Abdulaziz hat nicht ſchlecht ſein wollen; kein Menſch will es: aber Allah hat ihn dazu gemacht. Murad hat nicht verrückt ſein wollen: Allah hat ihn dazu beſtimmt."

Keine Bevölkerung iſt daher leichter zu regieren, als die türkiſche. Die Ausſaugungen und Erpreſſungen der Regierung, ſchreiende Ungerechtigkeit und Gewaltthat wird der Türke ſchweigend dulden, und wenn die Regierung ihm das letzte Brot, den letzten Para wegnimmt, wird er ſich Allahs Willen fügen, der ihm eine ſchlechte Regierung gegeben hat, und — verhungern.

Nur an Einem Puncte hört der paſſive Gehorſam des Muslem auf: wenn ſeine Religion angetaſtet wird. Wenn das Heil ſeiner Seele in Frage geſtellt wird, wenn an den Beſtimmungen gerüttelt wird, die Gott und ſein Prophet für das Leben der Gläubigen gegeben haben, wenn die Würde, die herrſchende Stellung des Islam beeinträchtigt wird, dann wird er ſich widerſetzen, ja im äußerſten Nothfall zu den Waffen greifen. Nun umfaßt aber das religiöſe Geſetz, das Scher'i, Alles. Baſirend auf den Ausſprüchen des Koran, auf den Ueberlieferungen vom Leben, den Gebräuchen und den Entſcheidungen des Propheten, auf dem Uſus der älteſten Zeit, und auf den Entſcheidungen der großen Rechtslehrer umfaßt das Scher'i das geſammte Leben des Gläubigen, vor allem die geſammte Jurisdiction, und gilt in Folge ſeines Urſprungs für unanfechtbar. Nun iſt zwar die türkiſche Regierung in neueſter Zeit gezwungen worden, in einigen Puncten davon abzuweichen und neue Geſetze zu geben, ein Handelsgeſetz zu ſchaffen und ähnliches. Indeſſen an dem Kern des Geſetzes zu rütteln, wagt niemand, und die beiden letzten

Sultane erklärten in ihren erſten Proclamationen übereinſtimmend, „ſie wollten den Weg der Reformen betreten, indem ſie dabei immer die geheiligten Vorſchriften des Scher'i im Auge behielten", natürlich ein vollkommener Widerſpruch. Die Regierung weiß eben nur zu wohl, daß, wollte ſie hier wirklich reformatoriſch auftreten, der Gehorſam der geſammten Bevölkerung aufhören und eine Empörung ihr ein ſchnelles Ende bereiten würde. Wo der Türke ſich in ſeiner Stellung als Muslem beeinträchtigt fühlt, wird er zum rohen, wilden Fanatiker, wie zuletzt die Mordſcenen von Salonichi gezeigt haben.

Man könnte vermuthen, daß wenigſtens die modernen europäiſchen Ideen und vor allem die großen Erfindungen einigen Einfluß auf den Türken ausübten. Durchaus nicht; er will eben von etwas Neuem nichts wiſſen. Seine großen Propheten, Weiſen, Dichter, haben alle dieſe Fragen viel gründlicher durchdacht, als er: was ſoll er ſich die Mühe nehmen, ſie noch einmal zu durchdenken; warum nicht bei den Lehren bleiben, die ſie aufgeſtellt und die alle ſeine Vorfahren Jahrhunderte hindurch befolgt haben? Dies iſt auch der Grund, warum die Bildung des Islam immer mehr zurückſchreitet, warum große Gelehrte ſchon lange nicht mehr aufgetreten ſind. Die ganze wiſſenſchaftliche Literatur beſteht in Compendien, in Excerpten aus Excerpten, in Commentaren zu Commentaren; ein neuer Gedanke iſt grundſätzlich ausgeſchloſſen. Daher ſind auch die mohammedaniſchen Schulen gegenwärtig genau dieſelben wie vor hundert Jahren, während den Griechen und Armeniern die Berührung mit dem Occident einen Strom neuer Ideen zugeführt und ihre Schulen vollſtändig umgeſtaltet hat. Aber der Türke iſt zufrieden mit dem gegenwärtigen Zuſtand und will keinen andern.

Aus dem Geſagten ergiebt ſich, daß, ſo lange ein osmaniſches Reich beſteht, auch das gegenwärtige Regierungsſyſtem beſtehen muß; und es erübrigt zu zeigen, daß dieſes heillos ſchlecht iſt.

Es iſt bekannt, daß die Anſichten der Europäer und der Orientalen über Ehrlichkeit und Lauterkeit des Charakters bedeutend differiren. Zu ſchmeicheln um des Gewinnes willen, ein wenig zu betrügen, zu beſtechen und ſich beſtechen zu laſſen, hält der Orientale nicht für eine Schande, ſondern für etwas ganz natürliches. Dies gilt ſchon von der gemeinen Bevölkerung, die doch noch, namentlich auf dem Lande, als im allgemeinen ehrlich bezeichnet werden kann; in den höheren Kreiſen aber, und namentlich unter den Beamten, treten dieſe Eigenſchaften in einer Weiſe hervor, von der ſich Niemand, der nicht am Orte ſelbſt gelebt hat, einen Begriff machen kann. Mit Ausnahme Mehemed Ruſhdi Paſchas, des gegenwärtigen Großveziers, Midhat Paſchas, Achmed Vefik Effendis und einiger wenigen andern, wer wäre denn da unter all den Paſchas und höheren Beamten, der ſich eines unbeſcholtenen Rufes erfreute.

Digitized by Google

Eine corruptere Juſtiz als die türkiſche iſt daher nicht denkbar. Die ſchlimmſte Sache iſt nicht verloren, ſo lange der Betreffende ein Bakſchiſch haben kann. Haben dann endlich, was manchmal vorkommt, beide Parteien ihre Mittel erſchöpft, dann allerdings darf man auf ein unparteiiſches Urtheil hoffen. Hat ein Europäer einen Proceß mit einem Türken, der vor einem türkiſchen Gerichte entſchieden wird, ſo iſt der einzige Rath, den ihm ſein Conſul geben kann, einen, oder vielmehr dem Uſus gemäß, zwei Richter zu „kaufen". Gegebene Urtheile werden nicht ausgeführt, wenn die Gegenpartei ihre Beſtechungen fortſetzt. Als zum Beiſpiel der Befehl gegeben war, einen Pferdeſtall in einem Bosporusdorfe wegen ſeiner geſundheitsgefährlichen Lage in der Mitte von Privatwohnungen zu ſchließen, wurde die Vollſtreckung des Urtheils drei, viermal befohlen und eine halbe Stunde darauf telegraphiſch revocirt. Endlich kam der mit der Ausführung beauftragte Hauptmann wirklich an und führte auch den Befehl aus; aber — er ſchloß durch Verſehen einen anderen Stall. Das Urtheil iſt noch jetzt nicht ausgeführt, und gegenwärtig hat der Eigenthümer die in ſeinem Dienſte ſtehenden Kroaten bewaffnet, um nöthigenfalls der Regierung Widerſtand zu leiſten. Sollte es dabei zu Blutvergießen kommen, ſo fällt die Verantwortung auf den ausführenden Beamten, und dieſer hütet ſich natürlich, dieſelbe auf ſich zu laden.

Wenn derartige Sachen in der Hauptſtadt möglich ſind, ſo kann man ſich denken, wie es in den Provinzen mit der Gerechtigkeitspflege beſtellt iſt. Dieſelbe Corruption geht nun durch die ganze Verwaltung. Commiſſionen zur Lieferung von Waffen, Lebensmitteln, für Bauten u. ſ. w., werden nicht dem gegeben, der es am beſten und billigſten liefert, ſondern dem, der dem betreffenden Paſcha das größte Bakſchiſch giebt. Dafür hat der Lieferant das Recht, die theuerſten Preiſe zu verlangen und das ſchlechteſte Material zu liefern. Ueberdies werden neu angekaufte Gegenſtände heillos verwahrloſt. Die erſten gezogenen Kanonen z. B., die die Türken kauften, blieben Jahre lang auf dem Arſenalplatze liegen, bis ſie verroſteten und in einer von ihnen die Tauben ein Neſt bauten. Daher kommt es, daß der Staat ſo unendlich viel Geld weggeworfen hat und z. B. faſt alle neuen Staatsanlagen, Eiſenbahnen, Bauten erbärmlich ſchlecht ſind. Ankäufe für den Hof werden in der Regel mit dem dreifachen Preiſe bezahlt, die Livreen der Reitknechte z. B., die 17 Liren koſten, mit 50 Liren. In den Gewinn theilen ſich der Bey, der den Auftrag giebt, der Bey der den Ankauf beſorgt, und der Händler. Iſt der Händler ehrlich und will die Sachen nur zu dem Preiſe liefern, den ſie werth ſind, ſo kann er ſicher ſein, daß nie wieder bei ihm gekauft wird.

Nichts aber giebt ein traurigeres Bild von dem Zuſtande des Reichs, als eine Schilderung der Provinzialverwaltung. In früheren Zeiten hatten die Provinzen vielfach locale Autonomie; die einzelnen Diſtricte ſtanden unter

Digitized by Google

der Herrſchaft von Derebeys, „Thalfürſten", eines patriarchaliſchen Landadels. Als indeſſen Mahmud den Weg der Reformen betrat, erſtrebte er vor allem eine Centraliſation der Regierungsgewalt, und machte daher dieſen Zuſtänden durch Liſt und Gewalt, durch Mord und Verſprechungen vollſtändig ein Ende. Seitdem ſind die Provinzen ganz in der Hand des von Conſtantinopel geſchickten Regierungsbeamten. Nominell ſteht ihnen allerdings ein von der Bevölkerung gewählter Provinzialrath zur Seite; aber es iſt ſchon vorgekommen, daß ein anderer in dieſen gewählt wurde, als wen der Paſcha als ſeinen Candidaten bezeichnet hatte, und dieſe Verſammlungen ſind eben ſo corrupt als vom Paſcha abhängig. Die Regierung erwartet vom Gouverneur weiter nichts, als daß er möglichſt viel Geld nach Conſtantinopel ſchicke; und durch ein unerhörtes Ausſaugungsſyſtem weiß er nicht nur dieſem Verlangen, an deſſen Ausführung ſeine Stellung und ſein Avancement hängt, nachzukommen, ſondern auch ſich, ſeine Freunde und Untergebenen zu bereichern. Wenn die Bevölkerung nur den Zehnten, d. h. zehn oder zwölfeinhalb Procent*) ihrer Einkünfte zu bezahlen hätte, könnte ſie es ertragen, obwohl ſchon dieſer Procentſatz dem Armen in ſchlechten Jahren faſt ſeinen geſammten Verdienſt (nach Abzug der Auslagen) raubt. Aber was ſoll der Bauer machen, wenn die Regierung, ſtatt den Zehnten in Naturalen zu nehmen, dafür Geld verlangt, und zwar Geld nicht nach dem Preiſe, wozu der Bauer in der Provinz ſein Getreide verkaufen kann, ſondern nach dem Marktpreiſe der Hauptſtadt? Kann nun der Einzelne nicht bezahlen, ſo wird die Bezahlung aufgeſchoben. Nach einiger Zeit ſchickt dann die Regierung Polizeiſoldaten in das Dorf, in dem es noch rückſtändige Steuern giebt und macht das ganze Dorf für dieſelben verantwortlich. Die reichſten Einwohner werden gebunden, geprügelt und eingeſperrt, die Soldaten quartieren ſich ein und laſſen ſich verpflegen. Ob nun ſchließlich die fehlende Summe bezahlt wird oder nicht, iſt gleichgültig; die Hauptſache iſt, daß der Führer der Soldaten ein Bakſchiſch von einigen Liren erhält. Dann berichtet er an die Regierung, daß wirklich kein Geld da war, und nach einem Vierteljahre ſchickt dieſe aufs neue Executionstruppen. Man glaube nicht etwa, daß hierbei die Chriſten beſonders ſchlimm behandelt werden; im Gegentheil. Durch ihre Biſchöfe, durch Vermittelung von Europäern, durch die Conſulate können ſie ſich in der Regel noch gegen die ärgſten Mißhandlungen ſchützen; die Muslems dagegen haben ihrer Regierung gegenüber gar keinen Schutz.

*) Nach dem Wortlaute des Reformfermans vom letzten Winter ſollte der Aufſchlag von zweieinhalb Procent auf den Zehnten von der Regierung wieder aufgegeben werden. So weit indeſſen meine Erfahrungen reichen, iſt das Verſprechen faſt nirgends ausgeführt worden.

Digitized by Google

Daß bei derartiger Verwaltung das Land mehr und mehr verödet, daß die Bevölkerung in unglaublicher Weise zurückgeht, daß große Städte zu elenden Dörfern werden, ist leicht erklärlich. Der Bauer baut nur noch, was er für seinen eigenen Unterhalt braucht; denn er sieht, daß er nichts mehr verdienen kann. Die außerordentlichen Bedrückungen, denen die Tabaksproducenten unterworfen sind, haben dahin geführt, daß jetzt z. B. in Syrien fast gar kein Tabak mehr gebaut wird, und u. a. der berühmte Pfeifentabak von Latakia nicht mehr zu haben ist. Die Regierung kümmert sich um all das nicht; sie will nur Geld, Geld für den Augenblick. Wesentlich durch die Schuld der Regierung ist die große Hungersnoth herbeigeführt worden, welche zwei Jahre lang (1873, 1874) in Kleinasien wüthete, und blutwenig hat sie gethan, um das Elend zu lindern. Namentlich durch die außerordentlichen Bemühungen Sir Philip Francis', des jetzt leider verstorbenen englischen Generalconsuls, wurde der ärgsten Noth ein Ende gemacht. Ein halbes Jahr darauf sagten die kleinasiatischen Bauern zu den englischen Missionären, die das Geld und Getreide vertheilt hatten: „Warum habt ihr uns nicht damals verhungern lassen? Dann hätten wir unsern Tod als eine Schickung Gottes ertragen. Jetzt aber müssen wir verhungern durch die Schlechtigkeit unserer Regierung."

Diese Verwaltung hat einen fortwährenden Rückgang der Steuern veranlaßt, und obwohl die Regierung die Reichthümer des Landes nicht ausbeuten kann, legt sie Europäern, die sich ansiedeln, Minen anlegen, Wege bauen wollen, die größten Schwierigkeiten in den Weg. Sie verkauft wohl Land an Europäer, aber sobald sie sieht, daß es besser bebaut wird und mehr einbringt, weiß sie Mittel zu finden, um entweder den Kauf direct wieder ungültig zu machen, oder durch unendliche Schwierigkeiten den Erfolg des Unternehmens unmöglich zu machen; der Besitzer ist schließlich froh, wenn er nicht sein ganzes Vermögen dabei verloren hat. Ebenso ist es z. B. mit Bergwerken, und doch ist die türkische Regierung ganz unfähig, sie selbst zu betreiben. Sie ist eben neidisch auf die Fremden und gönnt ihnen selbst das nicht, was sie selbst nicht brauchen kann; und sobald sie sieht, daß ein Unternehmen reussirt, sucht sie (d. h. der betreffende Beamte) natürlich alle Vortheile davon sich anzueignen.

Wie nun das ganze Reich corrupt ist, so auch das Haupt desselben, der Sultan. Seit der Niedermetzelung der Janitscharen und der Unterdrückung der localen Autonomie ist der Sultan der absolute Herr des Staates, und während der letzten Regierung wenigstens war er die Verkörperung aller Uebel desselben. Er war habgierig, bestechlich, zu Zeiten auch verschwenderisch, ohne alle Rücksichten für das Wohl des Staates oder der Einzelnen, und dabei vielleicht noch mehr von seiner Allmacht und Weisheit überzeugt als

Digitized by Google

seine Diener, die in gebückter Stellung, ohne aufzuschauen, seine Befehle erwarteten. Außer der colossalen Civilliste ließ er sich von Paschas und Ministern große Geschenke machen; Provinzialstatthalter, die sich seiner Gunst sichern wollten, z. B. auch Hussein Avni Pascha, schickten ihren Tribut statt in den Staats- in seinen Privatschatz. Er wie seine Mutter speculirten in Consolidés, und erhielten natürlich auch stets ihre Zinsen. Einer seiner letzten Acte war, daß er in der äußersten Noth seines Staates zwei seiner Privatyachten dem Kriegsministerium zum Truppentransporte lieh, sich dafür aber mehrere hundert Pfund zahlen ließ!

Fürs erste scheint nun hier allerdings eine Aenderung eingetreten zu sein; Murad war ganz von seinen Ministern abhängig, Abdul Hamid ist wenigstens nicht unabhängig. Doch läßt sich noch nicht sehen, wie sich die Verhältnisse in Zukunft gestalten werden. Inzwischen hat die Mißregierung des vorletzten Sultans zusammen mit dem stets fortschreitenden Verfall des Landes die Türkei in ihre furchtbare Finanznoth gestürzt. Durch seine wahnsinnigen Bauten, durch den Ankauf von elf Panzerschiffen, durch eine beispiellose Verschleuderung des Geldes hat der Sultan den Staatsbankerott nothwendig gemacht. Bei äußerster Anspannung der Steuerkraft belaufen sich die Einnahmen des türkischen Reiches auf nicht mehr als zwanzig Millionen Liren (360 Millionen Mark). Davon waren vierzehn bis fünfzehn Millionen zur Deckung der Schulden zu verwenden, etwa drei Millionen nahm der Sultan für sich, was blieb da übrig? Daher ist jeder Zinscoupon nur wieder durch eine neue Anleihe bezahlt worden, bis der Credit aufhörte. Und gerade da brach der Aufstand, der Krieg aus, der allein dem Staat mehr kostet als seine gesammten Einnahmen.

Welch gewaltiges Unglück diese Verhältnisse über die Bevölkerung gebracht haben, läßt sich gar nicht sagen. Nicht nur, daß Tausende von kleinen Leuten, die ihre geringen Ersparnisse in Consolidés angelegt hatten, all ihr Vermögen verloren haben, und bei der für Jedermann nothwendig gewordenen Einschränkung auch noch Gefahr laufen, ihre Stellung zu verlieren, auch die ganze Beamtenwelt ist ruinirt worden. Während des ganzen vorigen Jahres sind kaum je die Gehälter ausgezahlt worden. Europäische Generäle in türkischen Diensten hatten im vorigen Februar elf Monate lang kein Gehalt bekommen. Dann hat die Regierung erklärt, daß sie die Bezahlung der rückständigen Gehälte vom vorigen Jahr überhaupt in infinitum aufschieben müsse, und vor drei Wochen meldeten die türkischen Zeitungen, daß jetzt alle Beamten ihr Gehalt für den letzten Juni in der neu ausgegebenen Kaïme (Papiergeld) erhalten hätten. Wie die Beamten dabei leben können, begreift man kaum, selbst wenn man sieht, wie sie leben, wenn man aber nun noch dazu bedenkt, wie gering die Gehälter der niedrigen Beamten sind

Digitized by Google

— die Polizisten (Zabtiés) z. B. erhalten monatlich dreißig Piaster, das ist anderthalb Thaler — darf es einen da noch Wunder nehmen, wenn alle Beamten zu Erpressungen geneigt und der Bestechung zugänglich sind?

Trotz alledem und alledem nun scheint das europäische Publicum und namentlich die Diplomatie noch immer nicht die Ansicht aufgegeben zu haben, daß mit Hülfe und unter der Aegide der türkischen Regierung Reformen eingeführt werden könnten. Als ob nicht alle Reformen längst eingeführt wären, als ob nicht die vollständige Gleichstellung aller Confessionen längst verkündet wäre, als ob nicht jedes Jahr der Sultan verkündet hätte, daß ihm nichts mehr am Herzen liege als Recht und Gerechtigkeitspflege, daß er zu seinem größten Bedauern erfahren habe, daß es noch immer bestechliche und ungerechte Beamte gebe, daß diese aufs strengste bestraft werden sollten? Aber was nützt es, wenn z. B. heute die Unabsetzbarkeit der Richter verkündet wird, und morgen die Zeitungen die Namen von zwei oder drei wieder abgesetzten bringen? Wenn eine Reduction der Steuern befohlen wird und man dann die Beamten absetzt, die den Befehl ernst genommen haben? „Natürlich soll die Last der Bevölkerung erleichtert werden; aber die Einkünfte des Staates müssen dieselben bleiben."

Dann aber, und das ist die Hauptsache: es fehlt der Mann, der reformiren könnte. Wer sollte es sein? Etwa Midhat Pascha mit seinen illusorischen Schemen von gewählten Staats- und Nationalräthen, denen natürlich auch Einsicht, Unbestechlichkeit und Mäßigung andecretirt wird? Eine lächerlichere Vorstellung, als freie allgemeine Wahlen in Stambul giebt es nicht — es sei denn die von Mahmud Nedim Pascha in dem Reformferman vom vorigen Jahre ausgeheckte von Ernennung der Richter und Polizisten durch Volkswahl. Wer wird dann wählen? Wer wird ein Interesse daran zeigen außer einigen Ehrgeizigen, die für Stimmvieh schon sorgen werden? Und nun gar Wahlen mit Gleichberechtigung aller Confessionen und Nationalitäten! Wenn etwas die Bevölkerung von Stambul, die doch sonst friedfertig und namentlich vorsichtig genug ist, zu Ruhestörungen und Gewaltthaten, zu dem so vielfach gefürchteten Massacre treiben kann, so ist es das. Und das weiß die Regierung ja auch gut genug.

Aber nicht darauf kommt es an; was Noth thut, ist Umgestaltung der ganzen Verwaltung, Reform der Beamtenwelt. Und dazu ist zweierlei nöthig: ein tüchtiger oder wenigstens brauchbarer Grundstock von Beamten, und — Geld. Ersteren giebt es nicht; letzteres noch weniger. Wer von der Möglichkeit von Reformen träumt, vergißt, daß die Reformen zwar im Laufe der Jahre Ersparnisse und Wohlstand herbeiführen können, daß sie aber für den Augenblick eine sehr, sehr kostspielige Sache sind. Um einen unbestechlichen Beamtenstand zu haben, muß er gut und vor allem pünktlich bezahlt sein;

Digitized by Google

um die Bevölkerung zu heben, müssen die Steuern erleichtert werden; um Schulen, Wege, Eisenbahnen zu bauen, muß die Regierung Geld hergeben; und wo wäre in der Türkei Geld zu finden? Dazu aber wird alle Friedensliebe und alle Philanthropie den europäischen Kaufmannsstand doch nicht bringen, dem osmanischen Reiche weitere hundert Millionen Pfund auf unbestimmte Zeiten zinsenfrei vorzuschießen. Auch an und für sich trägt das Land die Keime der Zersetzung in sich.

Es giebt zwar ein osmanisches Reich, aber keine osmanische Nation Die von Europäern, das heißt Levantinern, herausgegebenen Zeitungen Constantinopels werden allerdings eine derartige Behauptung mit Entrüstung zurückweisen, weil sie vorgeben, die Türkei für einen europäischen Staat zu halten, in dem es natürlich auch Nationalität und Vaterlandsgefühl giebt. Daß dieses Vorgeben indessen eine bewußte Lüge ist, braucht wirklich Europäern nicht erst auseinandergesetzt zu werden.

Die Türken haben niemals versucht, die verschiedenen ihrem Reiche angehörigen Nationalitäten zu organisiren und zu verschmelzen. Wer von den unterworfenen Völkern zur herrschenden Religion übertrat, wurde damit zugleich in das herrschende Volk aufgenommen; die anderen waren Rajas, eine unterworfene Heerde, um deren Verhältnisse sich zu kümmern der Muslem weit unter seiner Würde hielt. Er sorgte nur dafür, daß sie Steuern zahlten, unterwürfig blieben und daß die Rechte der herrschenden Rasse ihnen gegenüber gewahrt wurden. Dagegen für ihre inneren Verhältnisse haben sich die Rajagemeinden immer vollständiger Autonomie erfreut. Das religiöse Gesetz gilt ja nur für den Muslem; aber ein Giaur mag leben nach welchem Gesetze ihm gutdünkt, — so lange er nämlich nicht mit einem Muslem in Conflict kommt.

Wie das Gesetz, ist auch der Staat ein rein mohammedanischer. Ungläubige können daher an der Staatsverwaltung keinen Theil nehmen,*) und sind ebenso vom Militärdienst grundsätzlich ausgeschlossen, für welche Exemtion sie eine wenig drückende Kopfsteuer zu zahlen haben. Ein Abweichen von diesen Principien ist für die türkische Regierung unmöglich; die sociale Emancipation der Christen war möglich, nicht die politische. Auch hier muß der Staat entweder bleiben wie er ist, oder aufhören zu existiren. Ueber die orientalischen Christen läßt sich freilich nicht viel Gutes sagen. Die Armenier sind feige, betrügerisch und geldgierig. Die Griechen sind, namentlich in den großen Städten, auch sehr verdorben, falsch und dabei äußerst prahlerisch. Die

*) Natürlich stehen viele Christen in Staatsdiensten, und sind den Türken wegen ihrer höheren Bildung und Geschicklichkeit unentbehrlich. Doch bekleiden sie immer nur niedere Stellen, erst in neuerer Zeit sind einige zu höheren Aemtern befördert worden.

Digitized by Google

Slaven sind zwar meist tapfer und voll Selbstgefühl, aber dabei grausam, rachsüchtig und ungebildet. Sie sind Mordbrenner, mißhandeln und verstümmeln die Gefangenen, rauben und morden wie die Türken, und wenn sie auch physisch eine der stärksten, schönsten und kräftigsten Rassen der Welt sind, so steht ihnen namentlich die türkische Landbevölkerung darin nicht viel nach, und sind die türkischen Soldaten an Ausdauer, Gehorsam und Gleichmuth wohl ihnen bedeutend überlegen. Daß aber das orientalische Christenthum weit unter dem Islam steht, braucht wohl keinem Einsichtsvollen erst bewiesen zu werden. Während der Islam immer ein reiner, klarer Monotheismus geblieben ist, ist das Christenthum zum crassesten, rohesten Polytheismus herabgesunken. Es soll nun nicht geleugnet werden, daß die Christen im türkischen Reiche noch vielfachen Bedrückungen unterliegen, indessen so schlimm, wie man es sich in Europa gewöhnlich vorstellt, steht es damit doch nicht. Daß den Bedrückungen der Regierung gegenüber die Christen sogar im Vortheil sind vor den Muhammedanern, ist bereits gesagt worden. Social sind sie dem Wortlaute des Gesetzes nach dem Muslem völlig gleichgestellt, und jedenfalls kann der letztere ihnen nirgends mehr seine Verachtung öffentlich zeigen und sich die Vergewaltigungen erlauben, unter denen sie noch vor vierzig Jahren zu leiden hatten, als z. B. ein Muslem einem Christen befehlen konnte, vom Pferde oder Esel zu steigen und ihm dasselbe zu überlassen. Obwohl der Erbauung neuer Kirchen, dem Gebrauche von Glocken und ähnlichen Dingen noch häufig Hindernisse in den Weg gelegt werden, so können sie ihren Gottesdienst doch überall ausüben. Nur wo, wie in Bulgarien, die herrschende Classe in steter Furcht vor Aufständen schwebte, hat sie sich die größten Bedrückungen und oft haarsträubenden Gewaltthätigkeiten erlaubt.*)

Nur wo der Christ im Streite ist mit einem Muslem, ist er unbedingt verloren; und hier sein Recht zu erhalten, ist, außer vielleicht durch große Bestechungen, unmöglich. Jede Entscheidung eines muhammedanischen Gerichtes wird in solchem Falle gegen ihn oder wenigstens nicht zu seinem Gunsten ausfallen.

Es ist nun natürlich, daß alle die verschiedenen Rajagemeinden von einer zukünftigen Unabhängigkeit, von einer einstigen Herrschaft ihrer Nation oder vielmehr ihrer Religion träumen. Indessen der Mehrzahl der orientalischen Christen, z. B. den Syrern und Armeniern, geht die Freiheitsidee noch weit mehr ab, als den Muslems, und ihre Hoffnungen sind daher weiter nichts als Träume. Dazu kommt, daß jede Nation in mehrere Secten zerfällt —

*) Ich spreche hier nicht von den letzten bulgarischen Greueln, sondern von den vielen Gewaltthätigkeiten, mit denen die Bulgaren im November und December letzten Jahres heimgesucht wurden, und von denen wenig in die europäischen Zeitungen gedrungen zu sein scheint.

Digitized by Google

z. B. giebt es griechische, römisch-katholische (hassunistische), altkatholische (antihassunistische) und protestantische Armenier —, die sich in der Regel grimmig hassen. So standen während der letzten Kämpfe die römisch-katholischen Slaven offen auf Seiten der Türken.

Auch die Griechen sind jetzt meistentheils treue Unterthanen der Türken, seit sie sehen, daß das Ziel ihrer Bestrebungen, Constantinopel, doch nicht ihnen, sondern den Südslaven oder den Russen zufallen wird. Nur in den Grenzprovinzen, vor allem Thessalien, und in Kreta, regen sich noch ihre Unabhängigkeitsgelüste. Dagegen hat bei den unter türkischer Herrschaft stehenden Südslaven die freiheitliche Bewegung immer weiter um sich gegriffen. Von jeher hatten sich die Slaven einen Rest von Freiheitssinn und Ehrgefühl bewahrt. Einer ihrer Stämme, die Montenegriner, war nie völlig von den Türken unterworfen worden. Die Dalmatiner erfreuen sich weit besserer Zustände unter österreichischer Herrschaft, und die Serben haben gar sich die Befreiung vom türkischen Joche erstritten. Wenn man nun noch dazu die russische Agitation bedenkt, so ist es erklärlich, daß die slavischen Provinzen der Türkei sich in fortwährender Gährung befinden, daß die unabhängigen unter ihnen streben, ihre Stammgenossen von einer corrupten und unerträglichen Herrschaft zu befreien, ihre Macht zu vergrößern und aus einer kleinen eine mächtige Nation zu werden.

Handelsgerichte oder nicht?

Von W. Genfel.

II.

Weit mehr Beachtung verdient die von Praktikern vielfältig beobachtete Thatsache, daß die Richter aus dem Handelsstande geneigt seien, die Einwendungen derjenigen verklagten Kaufleute, welche in der Handelswelt eines schlechten Rufes genießen oder doch in Streitigkeiten öfters schon mit unsoliden Einreden hervorgetreten gewesen, von vornherein mit ungünstigen Augen anzusehen und ohne weiteres zu verwerfen. Diese Bemerkung hat auch der Verfasser gemacht, und es wird sie wohl Jeder bestätigt finden, der in Handelsgerichten thätig war. Es ist dies aber so rein menschlich und natürlich, daß man sich darüber gar nicht verwundern kann. Es schlage ein jeder Berufsrichter an seine Brust und frage sich, ob er nicht in solchen Fällen von vornherein genau ebenso gedacht, ja sogar allen Fleiß darauf verwendet hat, solche Einreden, welche er eben ihrer Herkunft halber für böswillig erfundene

Digitized by Google

zu halten geneigt ist, auf die eine oder andere Art „todt zu machen". Wohlgemerkt: von vornherein; denn es wäre ja schlimm, wenn nicht die Richterpflicht in ihm die Oberhand gewönne, wenn dem böswilligen Schuldner ein für allemal der Beweis seiner Einreden abgeschnitten sein sollte. Das würde zu den nämlichen mißlichen Zuständen führen, zu denen man beispielsweise in Sachsen gekommen ist, indem man das, unzählige Male ja wohl berechtigte, oft aber doch vollkommen unzutreffende Vorurtheil, daß Veräußerungen zwischen Ehegatten in betrügerischer Absicht abgeschlossen seien, zum Gesetze*) dergestalt erhoben hat, daß der erwerbende Ehegatte den Gläubigern des anderen Ehegatten gegenüber nicht einmal zum Beweise der Redlichkeit des Veräußerungsgeschäftes gelassen wird. Der böswilligste Schuldner kann im gegebenen Falle das beste Recht in Händen haben; darum muß seine Einrede in jedem einzelnen Falle vorurtheilsfrei geprüft werden. Ebenso aber wie dieser Grundsatz beim rechtsgelehrten Richter sich schließlich doch geltend macht, ebenso ist es auch beim Richter aus dem Handelsstande der Fall. Es wird schwerlich ein Praktiker auftreten und behaupten können, daß in einem bestimmten Falle die kaufmännischen Handelsrichter von ihrem Vorurtheile nicht hätten ablassen wollen. Es mag wohl hie und da vorkommen, daß es in solchem Falle von Seiten des rechtsgelehrten Vorsitzenden eines Hinweises der Kaufleute auf die Gleichheit Aller vor dem Gesetz und vor dem Richter bedarf; gewichtigen Gründen ist aber Niemand mehr zugänglich als der gewiegte Kaufmann.

Freilich hat man wiederum, insbesondere im Lager der zumeist handelsgerichtsfeindlichen altpreußischen Juristen, auf die Mißstände hingewiesen, zu denen solche und ähnliche Hinweise des Berufsrichters führen müßten. Man hat gesagt: „Entweder dringen die Kaufleute durch und der Richter wird majorisirt — dann ist es vom Uebel; oder aber der Richter siegt ob — dann brauchen wir keine Kaufleute". Das klingt nach etwas, wie jeder Ausspruch, der zu scharfer gegensätzlicher, sprüchwörtlicher Form zugespitzt wird. Aber der Satz ist theils in seinen Voraussetzungen, theils in seiner Schlußfolgerung unzutreffend. Zunächst ist eine Rechtsansicht darum, daß sie als Folge der Ansicht eines Anderen an die Stelle einer früheren vorgefaßten Meinung tritt, nicht weniger werth; es kommt lediglich darauf an, ob die später gewonnene Anschauung eine rechtlich begründete ist. Diejenigen, welche einer so beeinflußten Rechtsmeinung den Werth absprechen, müssen folgerichtig überhaupt den Werth des Collegialsystems leugnen; denn wer jemals in einem Richtercollegium gesessen hat, der wird bezeugen müssen, daß die mehreren Richter, welche an einem, doch zumeist einstimmig beschlossenen Rechtsspruche Theil

*) § 1 des Gesetzes vom 30. Juni 1868.

Digitized by Google

genommen haben, oftmals anfänglich sehr verschiedener Ansicht gewesen sind. Wenn der Bekehrte sich überzeugt, daß die Ansicht seines Gegners die richtige ist, dann kann von Majorisiren überhaupt nicht die Rede sein. Gerade das giebt ja dem Collegialgerichte den Werth, daß ein Rechtsfall, über welchen verschiedene Ansichten denkbar sind, durch mehrseitige Beleuchtung der gegenseitigen Meinungen in das gehörige Licht gesetzt und dadurch befriedigend gelöst wird. Sodann ist die Annahme, als ob stets der Jurist auf der einen, die Kaufleute aber auf der anderen Seite ständen, in der Praxis durchaus nicht begründet. Der häufigste Fall, wie von sehr schätzenswerther Seite bezeugt wird*), ist der der Einstimmigkeit. Sehr häufig kommt es aber auch vor, daß ein Jurist und ein Kaufmann gegen das andere kaufmännische Mitglied kämpfen, oder daß — bei stärker besetzter Richterbank — jede der abweichenden Meinungen von Juristen und Kaufleuten vertreten wird. Eine Parteinahme der Kaufleute gegen die Juristen wird als etwas so zu sagen grundsätzlich Wiederkehrendes schwerlich zu verzeichnen sein.

Uebrigens wird, bei richtiger Arbeitstheilung, die Anzahl der Puncte, über welche Kaufleute und Juristen wirklich gemeinschaftlich entscheiden, welche also nicht ausschließlich in das Fach der Einen oder Anderen gehören, eine verhältnißmäßig geringe sein; in diesen wiederum aber wird, wie bemerkt, zumeist Einstimmigkeit erzielt werden. Der oben berührte Fall aber, daß die Kaufleute den ihnen als böswillig bekannten Schuldner als solchen in seinen Parteirechten zu verkürzen von vorn herein geneigt sind, dürfte meist ohne Einfluß auf die Entscheidung bleiben, weil die Vertheilung der Beweislast — und um diese wird sich's fast stets handeln — selten der Entscheidung der Kaufleute untersteht, dies etwa dann, wenn bei unentschiedenem Beweise auf einen Bestärkungs- oder Reinigungseid zuzukommen ist; in solchem Falle aber wird das Urtheil des feinfühligen, gewandten Geschäftsmannes, welches von der starren, mittelalterlichen und durchaus verwerflichen Theorie des sogenannten „halbvollen" Beweises nicht angekränkelt ist, gewiß stets das Richtige treffen.

Zu großen Kämpfen und weitläufigen Erörterungen hat der von den Gegnern der Handelsgerichte erhobene Einwand geführt: bei den fachmännisch besetzten Handelsgerichten sei der Instanzenzug falsch, weil bei den Obergerichten Kaufleute zur Entscheidung nicht zugezogen würden und mithin der Civiloberrichter im zweiten und dritten Rechtszuge über die fachmännischen Entscheidungen der Kaufleute anderweit entscheide, d. h. sich darüber einfach hinwegsetze. Dieser Einwand beruht aber in der Hauptsache auf einer Ver-

*) Erk. des R.-O.-H. v. 8. Juni 1871. Radoux & Ketzer. Rep. 269/71. Vgl. hierzu auch S. 11 u. 13 der Ausf.-Verordn. zum H.-G. B. vom 30. December 1861.

Digitized by Google

kennung des Zweckes der Zuziehung von Kaufleuten. Durch die fachmännischen Handelsrichter wird die Abhörung besonderer Sachverständiger verüberflüssigt; die Handelsrichter treten somit genau an deren Stelle. Wenn nun besondere Sachverständige ihr Gutachten abgegeben haben, will man denn dann in den Oberinstanzen andere, so zu sagen Obersachverständige abgehört wissen? Der Proceßrichter hat in seiner Entscheidung die fachmännischen Theile derselben als solche genau zu kennzeichnen, und an diese ist der Oberrichter genau ebenso gebunden, wie an das Gutachten der besonderen Sachverständigen. So hat sich auch das Reichsoberhandelsgericht ausgesprochen*). Selbstverständlich kann der Oberrichter zur Erläuterung oder Vervollständigung des fachmännischen Urtheils durch den Proceßrichter die Handelsrichter anderweit befragen lassen; und ebenso selbstverständlich kann er sich über das Gutachten hinwegsetzen, wenn er der Ansicht ist, das ein fachmännisch entschiedener Theil des Rechtsstreites rein civilrechtlicher Natur sei. An eine eigenmächtige Abänderung der fachmännischen Entscheidung durch den Oberrichter ist aber ebensowenig zu denken, wie an eine Abänderung des Gutachtens besonderer Sachverständiger. Sollte aber der Oberrichter — was ja in Zweifelsfällen wohl denkbar ist — die Erhebung eines Obergutachtens wünschen, so könnte dieses doch nimmermehr durch die etwa bei den Obergerichten angestellten fachmännischen Mitglieder, sondern zweckmäßig immer nur durch Sachverständige am Sitze des Handelsgerichtes, vielleicht durch die Gesammtheit der fachmännischen Handelsrichter, abgegeben werden. Dazu bedarf es jedoch nicht der Anrufung der zweiten und dritten Instanz; vielmehr ist nicht abzusehen, warum nicht der Proceßrichter in derlei Zweifelsfällen aus eigner Machtvollkommenheit oder auf Antrag der Parteien, die Gesammtheit seines fachmännischen Collegiums sollte hören dürfen. Jedenfalls kann aber der Oberrichter, als solcher, seine Meinung in Fachfragen niemals über diejenige der Fachleute stellen. Die handelsgerichtliche Entscheidung unterliegt der Prüfung des Oberrichters nur in civil- und proceßrechtlicher Hinsicht.

Wenn man ferner einwendet, daß ja im Laufe eines, bei dem Civilgerichte anhängigen Rechtsstreites häufig Fragen zur Entscheidung gelangen, welche nur durch Kaufleute entschieden werden können, so ist dies thatsächlich zwar richtig. Es wird z. B. auf Ersatz des Schadens für eine Grundstücksstörung geklagt, und der Verklagte, welcher sich für schädenpflichtig erachtet, bringt einredeweise eine, aus verabsäumter Lieferung von Waaren des Klägers hergeleitete Schädenforderung in Aufrechnung. Nur kann der Einwand nicht

*) Dr. Versmann, Präsident des Handelsgerichts zu Hamburg, auf dem fünften Deutschen Juristentag.

Digitized by Google

gegen die Handelsgerichte als Waffe dienen. Es könnte das höchstens dahin führen, daß auch in solchen Fällen einfach Kaufleute zur Entscheidung der Fachfragen zugezogen würden.

Weitere Einwände gegen fachmännisch besetzte Handelsgerichte sind dem Verfasser nicht bekannt geworden. Ihm selbst aber ist ein Einwand organisatorischer Natur aufgestiegen, welcher nicht leichthin zu nehmen ist.

Wenn nämlich den Kaufleuten die Mitwirkung bei der Entscheidung rein civilrechtlicher und processualer Fragen versagt bleibt — und dies ist offenbar das Richtige — alsdann ist die ertheilte Entscheidung insoweit, als nicht drei Juristen an ihr Theil nehmen, keine collegiale mehr. Wir haben dann ein Mischding; und die Bestimmung der neuen Gesetze, welche zweifellos Geltung erlangen wird: daß nämlich Streitigkeiten über einen Gegenstand von mehr als dreihundert Mark Werth von drei Richtern zu entscheiden sind, würde hier ein bedenkliches Loch erhalten. Will man aber den Grundsatz der Collegialität streng festhalten, dann muß die Richterbank aus drei Juristen und vier Kaufleuten gebildet werden, — ein Aufwand an Kräften, welcher nothwendigerweise die Schnelligkeit in der Zusammenberufung des Collegiums, besonders aber auch die oben gerühmte Ersparniß des Staats bei Anstellung von Richtern ganz erheblich beeinträchtigen muß. Es leuchtet ein, daß die Gründe, welche den Gesetzgeber bestimmen sollen, die Richterbank auch in den einfachsten Fällen mit sieben Richtern zu besetzen — denn daß die Zahl der Juristen von derjenigen der Kaufleute überboten werden müsse, ist selbstverständlich und noch von keiner Seite bestritten worden — völlig durchschlagende, zwingende sein müssen.

Nach der Ueberzeugung des Verfassers sind nun hierfür Gründe der Nothwendigkeit allerdings vorhanden.

1. Schon das Sonderrecht der Kaufleute, das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch, ist auf das Bestehen von fachmännisch besetzten Handelsgerichten zugeschnitten. Artikel 3 des Handelsgesetzbuchs steht dieser Ansicht keineswegs entgegen; denn es ist eine bekannte Thatsache, daß die Verfasser dieses Gesetzbuchs von der Unentbehrlichkeit besonderer Handelsgerichte ausgingen und den Artikel 3 nur deshalb schufen, weil die Schöpfung einer Gerichtsverfassung nicht ihres Amtes war, sie demnach die Besetzung der Handelsgerichte mit Kaufleuten den einzelnen Landesregierungen überlassen und solchergestalt davon ausgehen mußten, daß die letzteren, welche ja bekanntlich den Beschlüssen des deutschen Bundes gegenüber nur allzugern ihre Selbständigkeit darzuthun pflegten, dergleichen Handelsgerichte eben nicht einsetzen würden, — Artikel 3 ist sonach lediglich ein Nothbehelf*).

*) Vergl. Protocoll über die Sitzung der Reichsjustizcommission vom 26. April 1875, und Dr. Puchelt, Comm. z. H.-G.-B. bei Art 3, und Note 4 zu Art. 12.

Digitized by Google

Das heutige Handelsrecht ist im Grunde genommen nichts anderes, als eine gegliederte Zusammenstellung der vorhandenen kaufmännischen Rechtsgewohnheiten, ein von den Kaufleuten im Kampfe gegen das unhandliche, unvollständige und starre römische Recht erstrittenes zeitgemäßes Recht, welches, auf ganz anderen Voraussetzungen als das gewöhnliche Civilrecht begründet, auch zu seiner richtigen Auslegung und Handhabung sich nicht des gewöhnlichen Civilrichters bedienen kann. Ein Recht, welches aus der Handelswelt hervorgegangen ist, muß auch von Kaufleuten am besten gehandhabt, ja kann in seinen hauptsächlichen Theilen — nämlich da, wo es von den Rechtsgewohnheiten, den gesetzlich nicht geregelten, aller Orten unter sich wieder abweichenden, Absonderlichkeiten im Handelsverkehr spricht — nur von Kaufleuten verstanden und richtig angewendet werden. In Handelsstreitigkeiten ist die Erläuterung des ausgesprochenen und die Erforschung des unausgesprochenen Parteiwillens die Hauptaufgabe des Richters; es ist zweifellos, daß nur der Kaufmann, dessen Lebensberuf im tagtäglichen Abschlusse von Verträgen besteht, dieser Aufgabe gewachsen ist. Der Jurist tritt dem praktischen Handelsververkehre um nichts näher, als etwa der Kaufmann dem Proceßrechte.

Es wird dies ja auch von den Gegnern der Handelsgerichte fast allseitig anerkannt. Nur will man darin einen Grund für die Zuziehung von Kaufleuten als Richter nicht finden, indem man sagt, daß ja erforderlichen Falles stets Sachverständige abgehört werden könnten. Wann aber liegt ein solcher Fall vor? Antwort: Sobald es der Civilrichter für angezeigt hält. Eben dazu ist er jedoch schlechterdings unfähig.

Nach Artikel 34 des Handelsgesetzbuchs hat der Richter nach seinem, durch die Erwägung aller Umstände geleiteten Ermessen zu entscheiden, ob dem Inhalte der Handelsbücher ein größeres oder geringeres Maß von Beweiskraft beizulegen sei. Welche Umstände sind nun im gegebenen Falle beachtlich? Was versteht der Civilrichter überhaupt von Buchführung? Welche Umstände legt er demnach dem zugezogenen Sachverständigen zur Begutachtung vor? Wie kann dann, wenn einem zugezogenen Sachverständigen gewisse einzelne Umstände, deren Belang der Civilrichter nicht ermessen konnte, vorenthalten werden, von einer Erwägung aller Umstände die Rede sein? Dazu ist erforderlich, nicht nur, daß der Sachverständige den gesammten Inhalt der Bücher, soweit er ihm zu wissen nöthig erscheint, kenne, sondern auch, daß ihm der gerade vorliegende Rechtsfall in allen seinen Theilen und seiner historischen Entwickelung, ja auch, daß ihm das gesammte Verhalten der betreffenden beweispflichtigen Partei genau bekannt sei. Ob nun aber eine solche Wendung des Processes eintreten werde, kann der Richter von vornherein niemals wissen; er muß also von vornherein sachverständige Gehilfen

Digitized by Google

haben, und er muß sie in jedem einzelnen Falle haben. Mit einem Worte: Wir müssen kaufmännisch besetzte Handelsgerichte haben.

2. Der Civilrichter ist oftmals außer Stande, das von den zugezogenen Sachverständigen abgegebene Gutachten auf den vorliegenden Fall gehörig anzuwenden, weil ihm die Fähigkeit abgeht, die Frage zu beantworten, ob und inwieweit thatsächliche Voraussetzungen vorhanden seien, welche die Anwendung des Gutachtens zulässig erscheinen lassen. Die Bedeutung dieses Satzes soll durch einen, bei dem Handelsgerichte zu Glauchau jüngst zur Entscheidung gelangten Fall klargelegt werden.

Der Mitinhaber einer Handelsfirma hatte während des sechsjährigen Bestehens der Handelsgesellschaft seine Stellung als Cassirer und Buchführer benutzt, um bedeutende Summen aus dem Geschäftsvermögen zu unterschlagen. Die übrigen Gesellschafter, dies endlich merkend, hatten ihn fortgejagt und sein Guthaben zurückbehalten. Nachdem er nun vom Strafrichter verurtheilt, hierbei aber die Summe seiner Unterschlagungen festgestellt worden war, erhob er Klage auf Herauszahlung seines Guthabens, abzüglich der festgestellten Unterschlagungssumme. Die verklagte Firma wendete jedoch ein.

a. Es sei gerechtfertigt, daß die unterschlagenen Summen nicht blos mit sechs Procent, sondern mit demjenigen Procentsatze verzinst würden, welchen das Gesellschaftsvermögen thatsächlich erzielt habe; dieser belaufe sich auf 42 Procent.

b. Durch die Unterschlagungen seien der Firma viele Baarzahlungen unmöglich gemacht worden. Baarzahlungen seien aber in dem Glauchauer Geschäfte (Kleiderstofffabrikation) von besonderem Werthe, weil die Hülfsarbeiter der Fabrikanten, Färber, Appreteure, Drucker, dem Baarzahler fünfzehn und mehr Procent Sconto gewährten.

c. Die Fähigkeit der Baarzahlung allein ermögliche die ausgiebige Benutzung günstiger Conjuncturen im Garn- und Seidenhandel.

d. Durch den sechsundsechziger Krieg und die Luxemburger Frage im Jahre 1867 habe die Glauchauer Fabrikation ungemein gelitten, und die Fabrikanten seien daher genöthigt gewesen, im Mangel von Baarmitteln zu den höchsten Zinsen Gelder von den Banken zu entnehmen; die Firma würde während dieser Zeiten im Falle der Nichtunterschlagung nur allein an Bankzinsen mehr als sechs Procent (des unterschlagenen Betrages) erspart haben.

Die Beklagte erwies diese Behauptungen durch die Aussagen von fünf Sachverständigen, theils Garn- und Seidenhändlern, theils Fabrikanten und Färbern, und forderte von ihnen unter Vorlegung der jährlichen Abschlüsse einen Ausspruch dahin, daß der thatsächliche Schaden und der entzogene Gewinn der Firma, als Folge jener Unterschlagungen, mindestens sich auf 10,000 Thaler belaufen haben müßten.

Digitized by Google

Diese Sachverständigen, aus den gewiegtesten Fachmännern Glauchaus bestehend, sprachen, im Verein mit den vom Kläger ernannten Sachverständigen, über diese Puncte in vollständiger Uebereinstimmung sich dahin aus:

Zu a. Wenn ein Geschäft einen Durchschnittsgewinn von 42 Procent gemacht habe, so müsse ohne Zweifel angenommen werden, daß die unterschlagenen Summen, wenn sie im Geschäfte verblieben wären, ebenfalls einen Gewinn erzielt haben würden; berechnen lasse sich derselbe jedoch nicht.

Zu b. und c. Das sei unbedingt zu bejahen.

Zu d. Der sechsundsechziger Krieg: ja; die Luxemburger Frage: nein; die Berechnung der Zinsenersparniß sei richtig.

Bei richtiger Vertheilung der unterschlagenen Summen auf die einzelnen Geschäftsjahre ergebe sich — ohne Hinzurechnung der Unterschlagungsbeträge selbst — ein Gesammtschaden von mindestens 8000 Thalern; es sei diese Summe jedoch nicht das Ergebniß einer Berechnung, sondern lediglich einer Schätzung unter Zugrundelegung gewöhnlicher Verhältnisse.

Hierbei ist zu erwähnen, daß sämmtliche in Frage kommenden Geschäftsbücher der Firma, mit alleiniger Ausnahme der Bankbeibücher, dem Gerichte vorlagen, den Sachverständigen aber, da weder sie noch die Parteien ein Verlangen hiernach aussprachen, nicht vorgelegt wurden. Ferner ist noch zu bemerken, daß der Kläger, gegenüber diesem Sachverständigenbeweise, einen Gegenbeweis nicht unternommen und somit, wie wohl angenommen werden konnte, die Voraussetzungen, von denen das Gutachten ausging, als zutreffend stillschweigend gebilligt hatte. Jedenfalls stand soviel fest, daß die Acten andere Voraussetzungen für die Schädenwürderung, als die von der verklagten Firma dargebotenen, nicht an die Hand gaben.

Es wird nun Niemand bestreiten, daß der Civilrichter die Sachgemäßheit dieses Gutachtens zu prüfen völlig außer Stande ist. Hätte er diesen Rechtsstreit zu entscheiden gehabt, so hätte er entweder das Gutachten als maßgebend und somit einen Schaden von 8000 Thalern als erwiesen annehmen müssen, oder er hätte, von der juristischen Ansicht ausgehend, daß eine Schätzung, welche nicht das Ergebniß einer Berechnung ist, sondern mehr oder weniger in der Luft schwebt, einem Richterspruche nicht zu Grunde gelegt werden könne, den Beweis schlechtweg als mißlungen erachtet.

Wie unzuverlässig aber das Gutachten war, indem es sich auf die „gewöhnlichen" Verhältnisse stützte, die während der fraglichen Geschäftsjahre in der Glauchauer Fabrikation zu Tage getreten waren, das zeigen recht deutlich die Erwägungen, welche die Sachverständigen gelegentlich ihrer Berathung zur Sprache brachten. Es waren dies etwa folgende. Der hier in Frage kommende Zeitraum umfaßte die besten und die schlechtesten Jahre, welche die Fabrikation in Glauchau durchgemacht hat. In den Jahren 1866 und 1867

Digitized

haben einzelne Geschäfte das Fabriciren ganz eingestellt, mithin auch weder Material eingekauft noch Verluste gehabt. Andere haben fort fabricirt; einzelne von diesen erzielten, je nachdem sie hier oder dort ihre Absatzquellen hatten, glänzende oder ganz schlechte Ergebnisse. Einzelne Geschäfte konnten die erhaltenen Bestellungen nicht annähernd befriedigen und durften daher Bankgelder auch zu den höchsten Zinsen noch immer mit Vortheil aufnehmen. Andere Geschäfte, welche z. B. in Oesterreich und Italien ihren Absatz hatten, lagen brach und hatten daher keine Veranlassung, Gelder aufzunehmen. Bei gewissen Geschäften wiederum war die Leistungsfähigkeit aufs höchste Maß angespannt, so daß sie höhere Betriebscapitalien gar nicht hätten verwenden können. Einzelne Kaufleute halten nie baares Geld bereit, sie arbeiten nur mit Bankgeldern; andere zahlen stets baar mit zurückgehaltenen Mitteln. Einzelne Firmen arbeiten nur Artikel, welche Conjuncturen überhaupt nicht unterworfen sind, andere legen sich gerade auf solche Artikel, welchen die Conjunctur günstig scheint. Noch andere kaufen, ohne gerade zu fabriciren, lediglich auf Speculation Garn und Seide ein. Wie verhielt sich nun die verklagte Firma in diesen Beziehungen? Die Beweisschrift gab darüber nicht den geringsten Aufschluß. Wohl aber ergab sich aus den Acten, daß die Firma im Jahre 1866 dreißig Procent Nettogewinn erzielt, im Jahre 1867 dagegen achtzehn Procent Verlust erlitten hatte!

Dies letztere allein reichte schon aus, um völlige Gewißheit darüber zu geben, daß für diese Firma nicht der von den Sachverständigen angewendete Durchschnittsmaßstab angelegt werden durfte. Andererseits kann es, wie jeder Mensch ohne weiteres einsieht, nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß dieselbe mit der gesetzlichen Verzinsung von sechs Procent nicht entschädigt war. Eine völlige Verwerfung des Schädenbeweises hätte daher der Firma offenbares Unrecht zugefügt.

Als nun der Rechtsfall den kaufmännischen Mitgliedern des Handelsgerichts in allen seinen Einzelheiten vorgetragen worden war, verlangten dieselben die Vorlegung aller vorhandenen Bücher. Es gab jedoch von diesen nur das Cassabuch Aufschluß; insbesondere konnte die Frage: welchen Gewinn die Firma mit dem fraglichen (unterschlagenen) Betriebscapitale hätte erzielen können, aus den Büchern selbstverständlich nicht beantwortet werden. Die bloße Möglichkeit oder auch Wahrscheinlichkeit des Mehrgewinnes wurde somit nicht zur Gewißheit. Der Beweis mußte insoweit unfehlbar mißlungen bleiben. Allein die Handelsrichter konnten doch aus dem Cassabuche feststellen, daß die Firma mit kleinen Abweichungen immer ein flüssiges Capital von etwa 3000 Thalern bereit gehalten hatte, daß sie also in wirklicher Geldverlegenheit niemals gewesen war. Andererseits wurde festgestellt, daß sie immer, auch in dem einen Jahre, in welchem sie einen Nettogewinn von hundertundzwanzig

Digitized by Google

Procent erzielte, mit Bankgeldern gearbeitet hatte, und diese Gelder beliefen sich auf so bedeutende Summen, daß die unterschlagenen hiergegen eine ganz untergeordnete Rolle spielten. Da jedoch die Geldverhältnisse der Firma nach der ersteren Feststellung stets in Ordnung gewesen waren, andererseits aber angenommen werden mußte, daß ein Kaufmann nicht werde Bankgelder aufgenommen haben, wenn er deren selbst genügend in Bereitschaft hielt, so konnte wenigstens soviel berechnet werden, daß der Schaden sich annähernd mit dem Betrage der für die unterschlagenen Summen gezahlten Bankzinsen deckte. Auf Grund der Mittheilungen des einen Handelsrichters, eines Banquiers, wurde nunmehr unter Berücksichtigung der Schwankungen in denjenigen Zeiten, in welche die Unterschlagungen fielen, die Höhe des jeweiligen Bankzinsfußes festgestellt, und so ergab sich, daß der Kläger den Schaden der Firma, soweit dieser überhaupt festgestellt werden konnte, annähernd richtig deckte, wenn er die Summe seiner Unterschlagungen mit neun Procent verzinste.

Die Obergerichte, in letzter Instanz das Reichsoberhandelsgericht, erachteten sich an diese Feststellungen ohne weiteres für gebunden; sie sprachen — wie im Interesse der Sache ja wohl erwähnt werden darf — der Art und Weise, wie diese Entscheidung herbeigeführt worden war, ihre ganz besondere Billigung aus.

Dieser Fall beleuchtet den Unterschied zwischen der Thätigkeit des zugezogenen und derjenigen des mitentscheidenden Fachmannes. Der Sachverständige giebt sein Urtheil ab, wie es ihm abverlangt wird, unbekümmert, ob er alles Thatsächliche weiß, was er wissen muß, um ein sachgemäßes Gutachten abzugeben; und der Civilrichter kann ihn selbstverständlich über das Wissenswerthe nicht belehren. Der Handelsrichter hingegen, welcher entscheidet, kennt die gesammten Unterlagen des Rechtsstreites, gewinnt einen Ueberblick über das gesammte Material, urtheilt aus dem Großen und Ganzen, nicht aus dem Einzelnen, was man ihm vorlegt. Man kann seine Thätigkeit vergleichen mit derjenigen des Feldherrn, der das ganze Schlachtfeld übersieht, während dem zugezogenen Sachverständigen nur die untergeordnete und immer einseitige Rolle etwa eines Compagniechefs zufällt, welcher oftmals vom Schlachtplan selbst keine Ahnung hat.

Wenn aber das Handelsgericht im Mangel eigener Specialkenntnisse sich genöthigt sieht, die Herbeiziehung eines Specialgutachtens anzuordnen, so wird man wiederum zugeben müssen, daß ein mit praktischen Geschäftsleuten besetztes Gerichtes nicht nur das Gutachten weit besser anzuwenden, sondern auch für die Befragung des Sachverständigen eine bessere Anleitung zu geben und an ihn geeignetere Erläuterungsfragen zu stellen im Stande sein wird, als der Civilrichter.

Digitized by Google

Würde nun in Fällen, wo Sachverständige ihr Gutachten bereits abgegeben haben, der Civilrichter bei der Entscheidung nochmals Sachverständige zuziehen? Zu welchem Zwecke auch? Muß er nicht annehmen, daß die Fachfragen bereits ihre Erledigung gefunden haben? Welche Fragen würde er ihnen auch vorlegen wollen und können? Wenn er ihnen aber das gesammte Streitmaterial vorträgt, damit sie selbst in den Stand gesetzt werden, zu prüfen, welche Fragen noch offen und welche sie zu lösen im Stande sind, mit anderen Worten: wenn sie selbst sich ihre Fragen stellen, — nun, dann haben wir nicht mehr zugezogene, berathende Sachverständige, dann haben wir Handelsrichter in bester Form.

3. Ein englischer Garnhändler klagte gegen einen Fabrikanten auf Zahlung eines Kaufpreises in deutschem Gelde. Der Fabrikant, welcher wegen zu später Lieferung Schadenersatz forderte, wendete ein, es sei Zahlung in englischem Gelde vereinbart worden. Der Engländer stellte replicirend das Geschäft als eine Einkaufscommission dar, während der Deutsche dasselbe als einen Kauf zwischen ihm und Jenem geschildert hatte. Der Kläger, welcher ausführte, daß nicht er, sondern sein Lieferant die verspätete Lieferung verschuldet habe, bezog sich auf Artikel 370 des deutschen Handelsgesetzbuchs, wonach der Commissionär für die Erfüllung der Verbindlichkeit seines Contrahenten (nur) dann einsteht, wenn dies von ihm übernommen oder am Orte seiner Niederlassung Handelsgebrauch ist. Ueberdies bezog er sich darauf, daß er in Leipzig eine Zweigniederlassung habe und daß die Bestellung bei dieser letzteren erfolgt sei, mithin deutsches Recht angewendet werden müsse. Der Beklagte dagegen führte aus, daß nach englischem Rechte der Commissionär in dergleichen Fällen für die Verzögerung seines Contrahenten hafte, und überdies noch bestritt er, daß der Kläger in Leipzig eine Zweigniederlassung besitze. Demungeachtet begründete der Beklagte seinen Schaden in Gemäßheit der Bestimmungen des deutschen Handelsgesetzbuchs. Was es aber mit der Differenz zwischen deutschem und englischem Gelde für eine Bewandniß habe, darüber schwiegen beide Parteien sich beharrlich aus.

Erklärt man nun die Worte des Artikel 370 „wenn dies am Orte seiner Handelsniederlassung Handelsgebrauch ist", gleichbedeutend mit „soweit dies ꝛc. Handelsgebrauch ist", so gelangt man dahin, nicht blos die Frage der Haftbarkeit, sondern auch die Tragweite der letzteren nach englischem Rechte zu bemessen. Erklärt man dagegen das Wort „wenn" wie „falls", so würde die Schädenberechnung allerdings nach deutschem Rechte zu geschehen haben. Jedenfalls liegen hier eine Menge thatsächlicher Streitpuncte vor, welche der Civilrichter von der einen oder anderen Partei erweisen lassen müßte, und überdies würde derselbe die einschlagenden Rechtsfragen zu lösen haben. Keinesfalls aber würde er der Frage, ob Zahlung in englischem oder deutschem

Digitized by Google

Gelde vereinbart worden? eine andere Bedeutung beilegen, als etwa diejenige einer Coursdifferenz im ersteren Falle.

Die Entscheidung der Handelsrichter fiel hier folgendermaßen aus: Im englisch-deutschen Garnhandel ist es ein ausnahmslos feststehender, allen Fabrikanten bekannter Handelsgebrauch, daß, wenn Zahlung in englischem Gelde vereinbart wird, für dieses Rechtsgeschäft durchgängig und ohne jede Beschränkung englisches Recht, bei Vereinbarung deutschen Geldes deutsches Recht gelten soll. Es leuchtet ein, welch bedeutender Unterschied in der Entscheidung des Handelsgerichts und des Civilrichters sich hier herausstellt.

Der Fall ist gewiß ein seltsamer; aber es lassen sich unzählige Fälle denken, in denen, wie hier, den Parteien ungemein viel daran gelegen ist, daß ihnen so zu sagen nicht in die Karten gesehen werde. So hatte der Engländer allen Grund, über diesen Handelsgebrauch zu schweigen, weil er bei Anwendung seines vaterländischen Rechtes schadenersatzpflichtig war. Der Deutsche aber, dessen Sache es ja doch gewesen wäre, auf das Bestehen des Handelsgebrauchs sich zu beziehen, verschwieg ihn wiederum deshalb, weil ihm die Begründung seines Schadens nach englischem Rechte weit schwerer fallen mußte; daher zog er das englische Recht nur an, soweit es ihm günstig erschien. Dennoch mußte dieser Handelsgebrauch für die Entscheidung maßgebend sein, denn der Richter hat den Willen der Parteien zu erforschen; dieser Wille stand aber hier unter der Herrschaft eines Handelsgebrauchs. Da sie nichts anderes vereinbart hatten, so hatten sie sich ihm unterworfen. Die Entscheidung des Civilrichters konnte nun in diesem Falle ausfallen wie sie wollte: in jedem Falle hätte sie das Richtige nicht getroffen. Wenn das Handelsrecht die Erforschung des Parteiwillens dem Richter zur ganz besonderen Pflicht macht, so muß auch für Beschaffung von Richtern gesorgt sein, welche hierzu das nöthige Verständniß besitzen, welche den kaufmännischen, vom gewöhnlichen bürgerlichen Rechtswillen nun einmal abweichenden Willen in tausend Fällen selbst ausgeübt haben, welche die Formen und Gestalten kennen, in denen sich diese Willensmeinung zu erkennen giebt und welche sich sofort zurecht finden in den rastlosen Um- und Neubildungen, in denen der Handel unaufhörlich begriffen ist.

Anerkennt man aber die Nothwendigkeit der Einsetzung von Handelsgerichten, so können auch diejenigen Bedenken, welche man gegen die vorentwickelten Ansichten des Verfassers daraus etwa herleiten möchte, daß dieselben sich theilweise an die jetzt bestehenden Proceßgesetzgebungen anlehnen, keine Berücksichtigung beanspruchen. Die Proceßform hat mit der Nothwendigkeitsfrage wenig gemein.

Der Entwurf der deutschen Gerichtsverfassung führt Handelsgerichte ein; in den allgemeinen Motiven zum 6. Titel ist aber ausdrücklich gesagt,

Digitized by Google

man könne nicht grundsätzlich behaupten, daß Handelsstreitigkeiten nur von Handelsgerichten abgeurtheilt werden dürften. Ein Grund, warum man das nicht behaupten könne, ist nicht angegeben. Wohl aber findet sich daselbst die Bemerkung, daß durch die Einsetzung von Handelsgerichten die sachgemäße Urtheilsfällung gefördert werde, und daß die bloße Vernehmung von Sachverständigen ein weniger sicheres Mittel für die Beschaffung der Grundlagen des Urtheils bilde. Angesichts dieses Zugeständnisses an die Handelsgerichte ist es nicht recht verständlich, wenn der Verfasser der Motive meint, daß die Frage: ob Handelsgerichte oder nicht? keineswegs von einem principiellen Standpuncte aus zu entscheiden sei. Für den Gerichtsorganisator ist die erste und oberste Aufgabe die: eine möglichst sichere Rechtsprechung zu schaffen. Wenn man aber zugestehen muß, daß die Entscheidung der Rechtssachen ohne Handelsrichter eine weniger sichere sei, nun, so kann man keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, daß die Mitwirkung der letzteren grundsätzlich einzuführen ist, — einzuführen um jeden Preis, selbst um den der Besetzung des Gerichts mit sieben Richtern.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Die württembergische Gemeindejustiz und die Rechtseinheit. — Das Werk der Rechtseinheit hat in diesem Augenblicke leider noch schwierigere Klippen auf seinem Wege, als die Resolution, welche die württembergische Kammer am 16. dieses Monats dem Herrn von Mittnacht mit auf den Weg nach Berlin gegeben hat. Mit großer Mehrheit hat sich die Kammer für Erhaltung der Gemeindegerichtsbarkeit ausgesprochen, die bei uns seit uralten Zeiten einheimisch jetzt durch die neuen Reichsgesetze bedroht ist. Allein über die Wirksamkeit dieser Resolution wird sich kaum Jemand einer Täuschung hingeben, nachdem Mittnacht selbst, der sie provocirte, seinen Unglauben an irgend einen Erfolg ausgedrückt hat. Er hat zwar die Erwartung beigefügt, der Oberfinanzrath Schmid, der sich zum Anführer des particularistischen Sturmlaufs gemacht hat, werde nicht verfehlen, nun auch im Reichstag, dem er gleichfalls angehört, einen Antrag in diesem Sinne zu stellen. Aber das schien fast eine scherzhafte Wendung in dem übrigens so ernsthaften und lehrreichen Vortrag des Ministers. Wenn es sonach mehr als zweifelhaft ist, daß der Wunsch eines neuen württembergischen Reservatrechts in Erfüllung geht, so ist der ganze Vorgang gleichwohl nicht ohne Bedeutung: auf unsere inneren Zustände hat er allerdings ein bezeichnendes Licht geworfen. Man muß sich erinnern, daß dieselbe Kammer im

Digitized by Google

Januar 1873 auf die Anregung ebendesſelben Miniſters Mittnacht nach einer ſcharfen Schlacht wider die particulariſtiſche Minderheit eine Reſolution für die deutſche Rechtseinheit beſchloß, auf deren Grund Mittnacht dann zur Mitwirkung bei dieſem Geſetzgebungswerke ſich anſchickte. Wenn nun dieſelbe Kammer nach zwei Jahren, gleichfalls auf einen Wink Mittnachts, eine Demonſtration gegen die geſetzgeberiſchen Reichsorgane beſchließt oder mindeſtens für Württemberg die Ausnahme eines ganzen vielverzweigten Rechtsgebietes beanſprucht, ſo iſt dies zunächſt ein Beweis für die unverminderte Autorität des Herrn von Mittnacht, für die unverminderte Anhänglichkeit der Kammer an einen Miniſter, deſſen leiſeſte Winke, heute in dieſem, morgen in jenem Sinne, von ihr mit einem wahren Eifer, vielleicht ſogar Uebereifer befolgt werden. Weniger zutreffend wäre der Schluß, daß der Miniſter in der Zwiſchenzeit ſelbſt wieder in das particulariſtiſche Lager abgeſchwenkt hätte. Zwar hat er die Demonſtration unzweifelhaft angeregt, allein er hat auch, wie erſchrocken darüber, gleichzeitig verſucht ihr die Spitze abzubrechen. Wie er über die Streitfrage ſelbſt, die bedrohte Gemeindejuſtiz, denkt, darüber hat er ja keinen Zweifel gelaſſen. Im Bundesrath hat er den württembergiſchen Vorbehalt wiederholt angemeldet, dabei jedoch zugleich zu verſtehen gegeben, daß er ſelbſt keinen allzugroßen Werth darauf lege. Wie nun aber unter den Gemeindeſchulzen des Landes ein großer Lärm entſtand über die Degradation, mit der ſie bedroht waren, auch die particulariſtiſchen Parteien die Erhaltung der gefährdeten Eigenthümlichkeit auf ihre Fahne im Wahlkampf ſchrieben, lag ihm daran, vor dem Lande zu zeigen, daß er wenigſtens das Seinige gethan habe, daß aber in der Juſtizcommiſſion des Reichstags, und zwar namentlich durch die Schuld des württembergiſchen Mitgliedes derſelben, des unverbeſſerlichen Einheitsfanatikers Gaupp, ſeine Bemühungen vereitelt worden ſeien. Das war die eine Abſicht, die er in ſeiner großen Rede verfolgte; die andere war die entgegengeſetzte; er wollte ſich nämlich zugleich hoch erhaben über die particulariſtiſche Leidenſchaft zeigen, die er ſoeben entfeſſelt hatte. Mittnacht war hier ganz in ſeiner Rolle, die faſt zur Manier zu werden verſpricht. Ganz ebenſo machte er es in der Reichseiſenbahnfrage, wo er gleichfalls die Furie des Landespatriotismus entfeſſelte, um hernach das beſänftigende Oel ſeiner Beredtſamkeit in die aufgeregten Wogen zu gießen. So erfuhren denn die Anträge Schmid und Mohl die einſchneidendſte Kritikit eben durch Herrn von Mittnacht. Wenn Schmid beantragte, ſich energiſch für die Erhaltung der freiwilligen und der ſtreitigen Gerichtsbarkeit der Gemeinden zu verwenden, ſo zeigte Mittnacht, daß die erſtere nicht im geringſten bedroht ſei, daß es ſich lediglich um Erhaltung der ſtreitigen Gemeindegerichtsbarkeit handle, und für dieſe ſprach ſich allerdings der Miniſter mit Lebhaftigkeit aus. Allein auch hier ſchränkte er die Möglichkeit und

Digitized by Google

Wünschbarkeit auf die sogenannte Bagatelljustiz ein, während er den weitergehenden Antrag von Mohl, der die Zuständigkeit der Gemeindebehörden auch in Sachen der Polizeistrafgerichtsbarkeit, des Hypothekenwesens, des Schuldklag- und Executionswesens retten wollte, als eine Uebertreibung bezeichnete, die gänzlich wirkungslos wäre, ja die Regierung blos compromittiren würde, anstatt sie zu stärken. Ausdrücklich bemerkte er, daß gerade die Einigung im Schuldklagwesen ein dringendes Bedürfniß sei und man doch dem Reiche nicht wohl zumuthen könne, sich nach den besonderen Eigenthümlichkeiten Württembergs zu richten. Hier ließ er denn überhaupt goldene Lehren für die Kammer einfließen: die Herstellung der Rechtseinheit sei nicht möglich ohne Opfer, das große Gesetzgebungswerk könne nicht zu Stande kommen, ohne daß man auf particulare Wünsche Verzicht leiste. Kurz, nachdem der Minister gesprochen, wußte man eigentlich nicht, ob er für oder wider die Anträge Schmid und Mohl gesprochen habe. Der Kammer wäre es jedenfalls freigestanden, das Eine oder das Andere zu thun. Allein das Votum war schon im Voraus entschieden. Die große Mehrheit hatte es kaum erwarten können sich der Demonstration zuzugesellen und sich schon zur Unterzeichnung jener Anträge herbeigedrängt. Sie hatten sich nun einmal ins particularistische Fahrwasser treiben lassen, da sie die Aufregung der Gemeindeschulzen und die Nähe des Wahltermins vor Augen hatte; man darf es ja sagen, nachdem der Freiherr von Schad, der an der Spitze der kleinen Minderheit den Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung begründete, auf dieses letztere Motiv mit Fingern gedeutet hat. Einmal im Zuge, begnügte sich die Kammer nicht, den Antrag Schmid anzunehmen, sie nahm — mit geringer Abschwächung — auch den Antrag Mohl an, der lediglich keinen Sinn hatte und von Mitternacht unmißverständlich bekämpft worden war. Unter der Mehrheit aber, die sich mit Ostentation particularistischer geberdete, als der Minister, befanden sich nicht nur die Reichsgegner aller Schattirungen, sondern auch die große Mehrheit der deutschen Partei; die Minderheit wurde von wenigen Mitgliedern der letzteren und einigen vom Lüftchen der Volksgunst unabhängigen Mitgliedern der Ritter- und der Prälatenbank gebildet. Diese Verschiebung der Mehrheit und diese Desorganisation der deutschen Partei ist allerdings ein für die inneren Zustände des Landes bedeutsames Anzeichen. Die Kammer war gewählt als eine nationalliberale, sie endet mit einer Demonstration gegen die Reichsgesetzgebung. Die Wendung, die jetzt in so beschämenden Vorgängen sichtbar wird, ist nicht mit einemmale vor sich gegangen, aber sie hat sich von Jahr zu Jahr verschlimmert. Sie hängt mit der allgemeinen Erschlaffung und Verflachung unseres politischen Lebens zusammen, und es ist ein Glück, daß die Neuwahlen wieder einige Auffrischung desselben bringen. Die Aussichten sind zwar angesichts solcher Vorgänge nichts weniger als

Digitized by Google

glänzend. Aber durch die ungewöhnlichen Anstrengungen, welche die Volkspartei und die Ultramontanen auf der einen Seite machen, wird denn doch auch die Masse der Wähler einigermaßen aufgerüttelt und zur Gegenwirkung gezwungen werden. Jenen feindlichen Parteien wird es vor Allem zu danken sein, wenn auch die deutsche Partei sich wieder aufrafft, sich auf ihre Grundsätze besinnt, ihre Glieder schließt und ihren Platz in der Gesetzgebung behauptet! Gegen das Uebel, daß die Zahl unserer Landtagsabgeordneten viel zu groß und die Dauer der Wahlperiode viel zu lang ist, ist vorderhand freilich kein Kraut gewachsen. Je kleiner die Wahlbezirke, um so mehr werden auch die Wahlen um kleine Interessen sich drehen. Schon jetzt zeigt sich, daß, während für die Reichstagswahlen im Allgemeinen Partei gegen Partei kämpft, dagegen bei den Landtagswahlen meistens ganz andere Motive, zum Theil Motive wenig rühmlicher Art, den Ausschlag geben.

Aus dem Elsaß. Politische Stimmungen. — Die Anwesenheit des Kaisers in den Reichslanden, zunächst nur als eine militärische Besichtigung projectirt, hat einen für die deutsche Sache günstigen Verlauf genommen, wie er in dieser Weise selbst von Optimisten nicht erwartet wurde. War es zunächst nur die Rücksichtnahme auf den Kreisdirector, welche den Gemeinderath der wegen Festhaltens an streng republikanischer Gesinnung berühmten, ehemals freien Stadt veranlaßte, die Theilnahme an den zum Empfang des Souveräns üblichen Maßregeln — Ausschmückung der Stadt und Vorstellung — nicht zu verweigern, so hat das persönliche Erscheinen und Auftreten des Kaisers in weiten Kreisen der unterelsässischen Bevölkerung versöhnend und gewinnend gewirkt. Vor Allem aber wird der diesjährige Besuch in Weißenburg nicht verfehlen, dieselbe Bedeutung zu erlangen, welche den alljährlichen Besichtigungsreisen in dem System der Hohenzollern, der „ersten Diener des Staates" seit Jahrhunderten zugefallen ist: durch persönliche Berührung mit der Bevölkerung den verschiedenen Provinzen die in dem Herrscher dargestellte, von zeitweisen Strömungen im Parteitreiben und im Beamtenthum unabhängige Staatseinheit und staatliche Fürsorge zur Erscheinung zu bringen. In dem zur Sagenbildung von je geneigten oberen Rheinthale wird die milde und dabei gewaltige Gestalt des Kaisers Weißbart binnen nicht zu langer Zeit sich auf poetischem Hintergrunde darstellen.

Die Einwohner in den Reichslanden erhielten diese Mahnung an die Zugehörigkeit zum deutschen Reich gerade im geeigneten Augenblick, denn es steht die Errichtung einer neben dem Director des Reichskanzleramtes selbständigen Behörde in Berlin, sowie bald darauf die Wahl zum Reichstag bevor. Die hiesigen Verhältnisse sind so unklar, daß selbst die bestberichteten einheimischen Parteiführer über das Resultat der letzteren heut noch keine be-

Digitized by Google

gründete Ansicht aussprechen können. Das Verfahren Napoleons bei den Wahlen hat zwar das Volk gewöhnt, an der Ausübung des Wahlrechts sich allgemein zu betheiligen, aber auch dasselbe zu einer Heerde oft genug herabgewürdigt, welche blindlings demjenigen Führer folgte, welcher die in Frankreich hochgehaltene Autorität des Amtes für sich hatte. Der Einfluß des Bürgermeisters auf die Wahlen war nur zu häufig allein maßgebend, obwohl derselbe seine Stelle nur ausfüllen konnte, weil er ein stets gefügiges Organ der Verwaltung war. Der in Paris ausgegebene Befehl ward in gleicher Weise in sämmtlichen Gemeinden Frankreichs als Richtschnur ausgegeben und befolgt, und so würde auch heute noch ein dort aufgestelltes Programm im Elsaß viele unbedingte Anhänger finden; auf diese Weise ward bei den Reichstagswahlen 1874 das Bündniß zwischen Ultramontanen und Republikanern, die ja auch in Versailles sich gegenseitig noch unterstützten, möglich und beherrschte allein die Wahlen. Ob nun die Republikaner wagen werden, offen gegen die Klericalen aufzutreten, die wie in Frankreich so auch hier allein den Vortheil davon gezogen haben, ist bei dem raschen Wechsel in der französischen Parteistellung und bei dem gewaltigen Einfluß der patriotischen Phrase heute schwer zu beurtheilen. Allerdings hat die starke Betheiligung und der Ausfall der im Juli stattgehabten Gemeinderathswahlen bekundet, daß man gewillt ist, selber den entscheidenden Einfluß auf die Communalangelegenheiten zu gewinnen und auswärtige Leitung bei der Parteibildung zurückzuweisen. Es gelang dieser Vorsatz, weil die bei diesen Wahlen maßgebenden Fragen localer, also für jeden Wähler leicht verständlicher Natur sind. Vorläufig darf man zweifeln, ob die Einigung in den einzelnen Wahlkreisen in gleicher Weise möglich und jetzt schon durchführbar ist.

Der elsässischen Partei hat die Regierung ein geeignetes Agitationsmittel durch das Project über die anderweite Organisation im Reichskanzleramt gegeben. Das Ableugnen der Regierung kann die Ueberzeugung nicht beseitigen, daß es sich hier in Wahrheit um ein elsässisches Ministerium handelt, welches seinen Sitz in Berlin haben soll, welches eine obere Instanz über dem Oberpräsidenten bilden wird, der dann noch als oberste der Reichskanzler vorgesetzt sei. Man weiß zwar, daß in der bisherigen elsaßlothringischen Abtheilung des Reichskanzleramtes auch schon die hiesigen Angelegenheiten nochmals behufs Vortrag an Reichskanzler und Bundesrath und zwar nicht immer sehr glücklich überarbeitet wurden; man hat aber genug Erfahrungen über die Natur der Bureaukratie, um zu wissen, daß, wenn dem neu zu bildenden selbständigen Unterstaatssecretariat auch nur der Schein einer gesetzlichen Handhabe gegeben werden wird, diese sich als die obere, am grünen Tisch natürlich auch besser arbeitende Behörde betrachten wird, daß von Möller, dann Herzog oder umgekehrt weichen wird. Die Erfahrung hat den Elsässern

Digitized by Google

bereits gezeigt, welche Gefahren für einen raschen und sachgemäßen Geschäftsgang die nochmalige Durchsicht der von den betreffenden Beamten des Oberpräsidiums eingereichten Anträge durch die in Berlin mit gleicher Vertheilung der Decernate wie in Straßburg angestellten Beamten hatte. Wenn jenes Project zur Durchführung käme, würde das Bestehenbleiben des Oberpräsidiums sachlich kaum zu begreifen, persönlich mit tüchtigen Kräften kaum zu erreichen sein. Im Gegentheil verlangt das Land eher die Beseitigung der Bezirksverwaltungen und vom deutschen Standpunct aus sollte dieser Standpunct ebenfalls getheilt werden. Nur, wenn die Reichslande sich als ein größeres, zusammengehöriges Gemeinwesen fühlen, können sie auch in der Gesammtheit des deutschen Reiches eine würdige und also auch von ihnen begehrte Rolle spielen. Die elsässische Partei hat ihre Lebensfähigkeit zu beweisen, indem sie auf dieser Grundlage ein praktisch durchführbares Programm für eine principielle, das heißt auf wirklich communale Fragen beschränkte, Selbstverwaltung aufstellt. Bisher hat sie dieses nicht versucht und hierdurch rechtfertigt sich denn auch der geringe Einfluß, welchen dieselbe bisher im Lande ausübt.

Das Reichsland wird sonach im Wesentlichen wieder eine überwiegende Zahl ultramontaner Abgeordneter senden, dagegen dürften die Protestcandidaten entweder ihre Candidatur nicht aufstellen oder wenigstens eine Theilnahme an den Verhandlungen versprechen; im letzteren Falle wäre auch nicht unmöglich, ein oder den andern Klericalen bei der Wahl zu verdrängen. Für die Machtverhältnisse der Parteien im Reichstage können daher die elsässisch-lothringer Wahlen gegenüber dem energischen Vorgehen der Junker und Altconservativen gegen den Nationalliberalismus von Einfluß werden. Die Stimmen, welche hier das Centrum verlieren kann, würden dem linken Flügel der Fortschrittspartei zu gute kommen, denn demokratische Abgeordnete, welche das Elsaß entsenden dürfte, würden bei jeder Gelegenheit auf Verwirklichung der theoretischen Forderungen über Volksfreiheit dringen.

In der Frage der Zoll- und Handelsverträge beweist freilich das Elsaß ebenfalls, daß man Anhänger der Theorie nur so lange bleibt, als das persönliche Interesse nicht gefährdet ist. Die Eisen- und Baumwollenindustrie der Reichslande verlangt, freilich nur für ihre Producte, Zollschutz, vor Allem um einen Druck auf die betreffenden hohen französischen Zölle auszuüben; für den Fall, daß ihr der Eintritt auch nach dort erleichtert würde, will sie den Freihandel auch auf ihre Fahne schreiben. Mehr Erfolg wünschen wir unsern als Praktiker wohl bewährten Kaufleuten und ihren eifrigen Bemühungen um eine gesunde Tarifreform. Auch in diesem Punct hat der an die Vortheile straffer Centralisation gewöhnte Franzose einen kaum begreiflichen Wirrwarr und Willkür gefunden, der das deutsche Eisen-

Digitized by Google

bahnwesen heute als eins der ungesundesten erkennen und die kaufmännischen Fähigkeiten der Deutschen fast bezweifeln läßt. Hoffen wir, daß die einheitliche Regelung durch das Reich beweise, daß die deutsche Kleinstaaterei die Hauptschuld an diesem Zustande trägt.

Endlich einmal ist über etwas größere Energie in dem Vorgehen gegen die Optanten zu berichten, indem man den jungen Leuten, welche auf Grund des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit in den letzten Jahren auswanderten, den Aufenthalt in der Heimath nur auf kurze Zeit gestattet. Mit gleicher Strenge sollte man endlich auch gegen alle „wirklichen" Optanten, das heißt diejenigen vorgehen, welche auf Grund der Friedensverträge die betreffende Erklärung abgaben, aber hier zur Zeit wohnen und deren Nationalitätsfrage die Regierung immer nur im einzelnen Fall entscheidet. Die Unsicherheit, in welcher sich in Folge dessen noch eine sehr große Zahl Familien über die eigenen staatsrechtlichen Verhältnisse befindet, trägt noch immer zu der herrschenden Unruhe in den politischen Anschauungen bei. Die Erfahrung hat gezeigt, daß den Betreffenden ein von der Regierung geübter Zwang zur offenen Entscheidung gar nicht unangenehm ist, indem derselbe zur Entschuldigung gegen patriotische Verdächtigungen überall als giltig angesehen wird.

Aus Berlin. Auswärtiges. Die Wahlen. — Die europäische Lage hat sich in den letzten acht Tagen wesentlich geklärt, zugleich aber auch ein sehr ernstes Aussehen angenommen. Der russische Geschäftsträger in Constantinopel führt bereits eine Sprache, die sehr an das Auftreten Menzikoffs im Divan vor dem Ausbruche des Krimkrieges erinnert und General Ignatieff, der inzwischen in Constantinopel eingetroffen ist, wird als der Träger einer Mission angesehen, die, wenn auch nicht in der Form, so doch der Sache nach einem Ultimatum an die Pforte gleichkommt. Der russische Diplomat wird von der Türkei die Bewilligung eines sechswöchentlichen Waffenstillstandes und die Gewährung der Autonomie für Bosnien und Bulgarien verlangen. Sodann soll die Durchführung dieser Autonomie nach dem russischen Vorschlage unter europäische Controle gestellt werden. Mit anderen Worten, die Pforte soll ihre Zustimmung zu der Ablösung Bosniens und Bulgariens geben oder wenigstens sich bereit erklären, darüber mit den Mächten zu verhandeln. Es läßt sich zur Zeit nicht mit Sicherheit sagen, in wie weit diese Vorschläge mit den übrigen Mächten vereinbart worden sind, und in wie weit dieselben von diesen Mächten unterstützt werden, indeß ist doch so viel ersichtlich, daß Rußland keineswegs isolirt vorgeht und daß keine europäische Macht seiner Politik eine entschiedene Opposition macht. Auch lassen die häufigen Conferenzen der Botschafter in Constantinopel ziemlich klar erkennen,

Digitized by Google

daß die Mächte sowohl mit der russischen Regierung als auch unter einander ihre Gedanken vielfach austauschen und eine Vereinigung anstreben.

Für uns ist es hierbei natürlich besonders wichtig, die Ziele der deutschen Politik zu verfolgen. Jedermann weiß zwar, daß dieselben auf die Erhaltung des Friedens und des Einvernehmens unter den Mächten gerichtet sind, aber man ist doch meist gänzlich im Ungewissen gewesen, wie sich die deutsche Regierung zu diesem oder jenem speciellen Vorschlage dieser oder jener Macht stellt oder zu stellen gedenkt. So dreht sich jetzt Alles um den türkischen Vorschlag eines sechsmonatlichen und den russisch-englischen eines sechswöchentlichen Waffenstillstandes. Lange Zeit glaubte man, Deutschland rede ganz besonders dem letzteren das Wort, weil Rußland und England sich auf Grund desselben geeinigt hätten und weil der deutschen Politik jede Annäherung unter den Mächten willkommen wäre. Das Letzte ist ganz gewiß richtig, in Bezug auf das Erste sind wir aber durch eine offenbar aus sehr guter Quelle entnommene Mittheilung einer hiesigen liberalen Zeitung eines Anderen belehrt worden. Es heißt dort, Deutschland habe den Mächten gegenüber seinen Standpunct dahin präcisirt, daß es weder gegen einen sechsmonatlichen noch gegen einen sechswöchentlichen Waffenstillstand Einwendungen zu erheben habe und nicht in der Lage sei, den einen Vorschlag mehr als den andern zu unterstützen. Weiter wird dann ausgeführt, daß Deutschland die Herstellung des Einverständnisses unter den Mächten zum Zwecke der Erhaltung des Friedens wünsche, daß aber ein Eintreten Deutschlands für den einen oder den anderen Waffenstillstandsvorschlag für die Verständigung unter den Mächten von keinem Vortheil sei. Die Einigung Rußlands und Englands in diesem Puncte muß also nicht so schwer in das Gewicht gefallen sein, als man glaubte, vermuthlich weil die anderen Mächte auf einem abweichenden Standpuncte verharrten und weil vor allem die Hauptentscheidung gar nicht in der Waffenstillstandsfrage, sondern in der Reform- und Garantiefrage liegt. Auch in Bezug auf diese wird sich Deutschland offenbar jeder directen Einwirkung enthalten, sondern nach wie vor die Mächte möglichst bei einander zu halten suchen. Da die deutsche Politik außerdem weder Veranlassung hat, sich den aggressiven Tendenzen Rußlands entgegenzustellen, noch auch sich berufen fühlt, dieselben zu fördern und da die andern Mächte ihr Gewicht nicht in die eine oder andere Wagschale werfen wollen oder können, so ist es nicht allzuschwer vorauszusehen, daß Rußland alsbald bei dem Schritte eines bewaffneten Einschreitens gegen die Türkei angelangt sein wird. Sicherlich wird die deutsche Politik gerade für diesen Fall bestrebt sein, das Einverständniß der Mächte und die Ruhe Europas zu sichern. Bis jetzt scheint dieses Streben ein durchaus erfolgreiches zu sein. In den höchsten Kreisen der österreichischen Regierung liegen die Meinungen freilich offenbar noch in hartem Widerstreite.

Digitized by Google

Aber wenn man die zahllosen Meinungsäußerungen der österreichischen Presse im Ganzen überblickt, so geht daraus trotz mannichfacher Widersprüche im einzelnen doch die evidente Wahrscheinlichkeit hervor, daß Oesterreich zu einer Verständigung mit Rußland über dessen bewaffnetes Einschreiten in der Türkei gelangen wird oder vielleicht schon gelangt ist. Am besten weiß man dies vielleicht in Italien, denn es scheint, daß man dort stark auf ein Zerwürfniß Rußlands mit Oesterreich speculirt und für diesen Fall das Auge schon auf Südtirol geworfen hatte. Die italienischen Blätter selbst verriethen in der Unschuld ihres Herzens diesen schönen Plan und der Eifer, mit dem die Regierung ihn jetzt in Abrede stellen läßt, beweist am besten, daß die Voraussetzungen, unter denen er concipirt wurde, nicht eingetroffen sind. Frankreich ist fest entschlossen, seine passive Haltung zu bewahren und wird dadurch wohl auch England nöthigen, das Schwert in der Scheide zu lassen. Man weiß wohl, daß auch England stark rüstet, aber man glaubt noch immer durchaus nicht daran, daß England allein, der eigenen Kraft vertrauend, sich Rußland entgegenstellen werde. Freilich, einen Fall giebt es, der England unbedingt zu den Waffen rufen würde, der nämlich, daß Constantinopel von den Russen bedroht würde. Aber gerade diese Eventualität dürfte nach Allem, was man von den russischen Truppendispositionen hört und nach allem, was man sonst hier über die russischen Intentionen denkt, vollständig ausgeschlossen sein. Vielmehr, meint man, werden die Russen ihre Absichten zunächst auf die Besetzung der insurgirten Provinzen richten und in einem weiteren Verlaufe des Krieges vielleicht das kleinasiatische Gebiet angreifen, niemals aber Constantinopel bedrohen. So weit daher für jetzt unsere politische Voraussicht reicht, scheint ein etwa ausbrechender russisch-türkischer Krieg die Ruhe des übrigen Europas noch keineswegs in Frage zu stellen.

Inzwischen ist der Act der Wahlmännerwahlen in der preußischen Monarchie vollzogen. Das Resultat desselben ist ungefähr ein solches, daß man annehmen darf, daß sich die Parteiverhältnisse im Lande nicht wesentlich verschoben haben. Freilich muß man sich hierbei stets vergegenwärtigen, daß der Ausfall der Urwahlen nur in sehr annähernder Weise einen Schluß auf die Physiognomie des künftigen Landtages gestattet, da unter den Wahlmännern doch sehr viele Persönlichkeiten sich befinden, von denen man absolut nicht weiß, in welchem Sinne sie ihr Wahlrecht ausüben werden. Soweit indeß eine Berechnung nach dem Ausfalle der Urwahlen sich anstellen läßt, scheinen die einzelnen Parteien ungefähr die frühere Stärke aufzuweisen, namentlich berechtigen die eingehenden Meldungen zu der Hoffnung, daß die Machtsphäre der liberalen Partei nicht eingeengt worden ist, wenigstens hört man äußerst wenig von den Triumphen der Agrarier und Deutsch-Conservativen.

Die Ultramontanen haben im Rheinlande und in Westphalen ihre

Digitized by Google

Stammsitze nur mit Mühe behauptet. In Oberschlesien haben sie aber anscheinend an Terrain gewonnen. Die Socialdemokraten sind bei diesen Wahlen nur wenig hervorgetreten, da sie kein unmittelbares Interesse an ihnen haben, sondern sie nur als eine Kraftprobe für die Reichstagswahlen betrachten. Im Ganzen haben wir also durchaus keinen Grund mit dem Ausfalle der Wahlen unzufrieden zu sein. Dagegen müssen wir speciell in Bezug auf Berlin die geringe Betheiligung an den Wahlen bedauern. Man sagt zwar, diese Betheiligung sei gegen das Jahr 1873 um zwei Procent gestiegen. Allein dann würde sie immer erst zwanzig Procent betragen und zudem glaubt man vielfach, daß diese Annahme einer Steigerung irrthümlich sei. Auf alle Fälle hat man von der Ausübung des Wahlrechtes hier einen sehr spärlichen Gebrauch gemacht, so daß sich, keines Falles behaupten läßt, daß die gewählten Wahlmänner die politischen Anschauungen des gesammten Berlin auch nur annähernd vertreten. J.

Literatur.

The life of H. R. H. the Prince Consort by Theodore Martin. Vol. II. London, Smith, Elder, and Co. — Als das Book of season ist in England ganz vor kurzem der zweite Band der Martinschen Biographie des Prinz-Gemahls erschienen, mit ein paar schlechten Stahlstichen, im übrigen in der soliden Ausstattung der englischen Presse, die den theuren Preis einigermaßen rechtfertigt. Er umfaßt etwa sechs wichtige Jahre, die Zeit von der Februarrevolution bis zu den diplomatischen Vorspielen des Krimkrieges, von 1848—1854, die Zeit, in welcher der Prinz durch seine Theilnahme an der inneren Entwickelung mehr und mehr Fuß faßt in dem fremden Lande, bis zu dem letzten Parlamentssturm, aus dem er siegreich hervorging, bis zum Februar 1854, wo die Königin an Stockmar schreiben konnte: „Vierzehn glückliche und segensreiche Jahre liegen hinter uns und, ich hoffe es sicher, noch viel mehr vor uns, jetzt in unsern alten Tagen leben wir in glücklicher und ergebener Einmüthigkeit. Wohl mußte das Schicksal an uns herantreten, aber was will das sagen, wenn wir bei einander sind." Daß die Lebensbeschreibung sich hie und da zu einer Art Zeitgeschichte erweitern mußte, war bei der Politik Englands, das damals wie zu jeder Zeit seine Eisen in allen Feuern hatte, selbstverständlich, auch wenn die festländischen Beziehungen Prinz Alberts dieses Element nicht noch verstärkt hätten. In dieser Richtung auf die allgemeine Politik liegt auch das Interesse des Buches für fremde Leser, die den englischen Dingen ferner stehen, in ihr und in den mitgetheilen Briefen und Actenstücken seine Bedeutung, die vorwiegend

Digitized by Google

eine stoffliche ist. So erscheint es als eine Quelle für die Zeitgeschichte, die man fürder wird nicht übersehen dürfen, deren Werth es rechtfertigt, wenn wir hier einige aphoristische Notizen über des Buches Inhalt bringen.

Der Ausbruch der revolutionären Bewegungen in Frankreich und Deutschland, der die englischen Staatsmänner, Cobden an der Spitze, gewaltig überraschte, ward im Lande mit einiger Besorgniß betrachtet, wenn auch die Befürchtungen Wellingtons, der durch eine Befestigung der Südküste einer französischen Invasion begegnen zu können hoffte, zunächst in den Hintergrund traten. Mitten in der Gährung des Welttheils beruhigte der unveränderte Zustand Belgiens nach der Unterdrückung des Brüsseler Februarputsches den Hof von Windsor ganz besonders. „Belgien," schrieb die Königin an König Leopold, „ist ein heller Stern inmitten dunkler Wolken. Es macht uns alle sehr glücklich." Die Billets an Stockmar schildern ihre Sorge und Aufregung, die politische Lage Europas erschien ihr wie ein Gebilde des Traumes. Wenn auch politische Bedenken bald weichen mußten, das Schicksal der verwandten deutschen Höfe und Familien gab Anlaß zu persönlichem Kummer in Fülle. In ihren Kundgebungen an Stockmar schüttet die Königin ihr Herz aus, mit Bewunderung blickte sie auf die Ruhe ihres Gemahls, der ihr „in einer edlen und großartigen Ansicht der Dinge" muthvoll nur das Beste des Allgemeinen im Auge zu haben schien. Bei allem Mitleid aber für die Verbannten in Claremont überhörte der Hof natürlicherweise die Stimmen, die eine active Parteinahme für die Orleans befürworteten und konnte nun um so sorgloser den kleinen Aufständen zusehen, die unter dem Gesindel der Großstädte London und Glasgow ausbrachen, um bald unterdrückt zu werden. „Unsere kleinen Crawalls hier," schrieb Victoria, „bedeuten rein nichts, die Gesinnung ist zuverlässig." Als das große Chartistenmeeting, das O'Connor in Scene gesetzt hatte, sich nach einem Ausdruck Prinz Alberts „in Rauch" aufgelöst hatte, die ganze Bewegung auch in den kleinen Städten unterdrückt, Irland nothdürftig zur Ruhe gebracht war, da konnte der Gemahl der Königin an den vertrauten Mentor schreiben: „Wir befinden uns ganz wohl und die Monarchie stand nie höher im Ansehen in England als im gegenwärtigen Augenblick." Er sandte ihm die Rede, die er in einem Meeting zur Verbesserung des Looses der arbeitenden Classen gehalten. Denn diese Frage war es vor allem, welche in einem kritischen Moment die Bande zwischen Thron und Unterthanen fester knüpfte.

Damals lebte der Prinz Wilhelm von Preußen im englischen Exil, in vertrautem Umgang mit der Königsfamilie. Die Pläne zu einer Umgestaltung der deutschen Lage, an denen Prinz Albert durch Stockmar so thätigen Antheil nahm, verfolgte er mit der lebhaftesten Theilnahme. An Stockmar schrieb Albert über ihn: „Er ist edel und achtungswerth und der neuen Be-

Digitized by Google

wegung zu Gunsten der deutschen Sache von Herzen ergeben. Er betrachtet die Sache mit der freimüthigen Ehrlichkeit des Kriegers und wird tapfer den Posten behaupten auf den man ihn stellen wird." Und die Königin schrieb bei seiner Abreise: „Gott schütze ihn, er ist edel und hochachtbar und man hat ihm gräuliches Unrecht gethan."

Wie sehr der Zustand Europas übrigens damals die englische Staatsleitung beschäftigte, geht aus der Mittheilung hervor, daß das auswärtige Amt nicht weniger als 28,000 Depeschen im Jahre 1848 empfing oder versandte. Ueber die Abberufung Bulwers aus Spanien, über die Vorgänge in Deutschland und in der Lombardei giebt der Briefwechsel des Prinzen mit Stockmar beachtenswerthe Winke. Ein Besuch des Prinzen in York, wo er in einem Meeting der königlichen Gesellschaft für Ackerbau eine Rede hielt, bestätigte abermals, wie feste Wurzeln die constitutionelle Monarchie in England gefaßt hatte. Der Prinz hatte ein gewisses Verständniß für gewerbliche Materien, das seine Popularität in industriellen Kreisen begreiflich macht. Sie nahmen seine Aufmerksamkeit neben den europäischen Angelegenheiten, neben der irischen Frage und einer Reform der Universität Cambridge, die damals in Angriff genommen ward, vor allem in Anspruch.

Es folgte die Wahl Louis Napoleons zum Präsidenten der französischen Republik. Lord Normanby, der englische Gesandte in Paris, erzählt, bei seiner ersten Unterredung mit ihm habe Louis Napoleon ausgerufen: „Ach, wenn wir nur Eure Achtung vor dem Gesetz hätten!" mit dem Beifügen, daß kein Franzose auch nur die blasse Idee davon habe. Thiers habe ihm gegenüber vor ein paar Tagen bemerkt: „Sie, mein Herr, gleichen jetzt ganz einem Prinzen aus dem Hause Bourbon." Er habe damit andeuten wollen, daß Napoleon von England zurückgekehrt sei mit einer Gesinnung, welche die Ideen der Gesetzlichkeit und Freiheit zu verbinden suchte. C'est mon éloge, que vous me faites, habe er erwiedert. In seinem Briefe an Palmerston rühmt Lord Normanby den Gleichmuth, mit welchen der Neffe Bonapartes seine Erhebung aufgenommen habe, das sei gar nicht französisch.

Die folgenden Jahre brachten unter anderm ernstliche Beschäftigungen mit der Erziehung der Kinder und einen Besuch in Irland, der über Erwarten günstig ausfiel, die ersten Pläne für die große Ausstellung, gegen welche die Times vorging, die Verbindung des Prinzen Albert mit Peel, innere Fragen amtlicher und kirchlicher Natur, endlich die Eröffnung der Ausstellung selbst. Die Königin schrieb in ihr Tagebuch. „1. Mai — das große Ereigniß hat stattgefunden — ein vollständiger und schöner Triumph — ein ruhmvoll und rührend Bild, auf das ich immer stolz sein werde in Rücksicht auf meinen Albert und mein Volk. — Ja, es ist ein Tag, der mein Herz mit Stolz und Ruhm und Dank erfüllt." Sie schildert den Park mit

Digitized by Google

den strömenden Menschenmassen, den rollenden Wagen, den Truppen, Greenpark und Hydepark erfüllt von frohen jubelnden Massen, das riesenhafte Gebäude, auf dem die Flaggen aller Nationen wehen. Es war fast ein religiöses Gefühl, das sie ergriff. König Leopold freute sich mit ihr, daß das Werk „unsres lieben Alberts von so beispiellosem Erfolg gekrönt" war. Wenn er auch erklärte, daß er allen diesen Dingen zu abgestorben sei, als daß er der Eröffnung persönlich habe beiwohnen können, so freute er sich doch, daß „die Fremden ein für allemal gesehen haben, daß selbst ein großes und freies Land wie England den höchsten Autoritäten im Staate ernstgemeinte und große Verehrung zollen könne." Fast mit Trauer erfüllte der Schluß der Ausstellung die Königin: „Es kommt mir vor, als sei meinem theuren Albert ein Unrecht geschehen, daß sie vorüber ist, und doch hat sie ihren Zweck tausendfältig erfüllt." „Was immer auch geschehen mag," meinte Earl Russell, „niemand kann den Prinzen des Ruhmes berauben, der erste gewesen zu sein, der einen so wohlthätigen Plan ins Werk gesetzt hat, auch wird die Monarchie nicht verfehlen, daraus gebührenden Vortheil zu ziehen. Keine Republik der alten oder neuen Welt hat etwas so glänzendes und nutzbringendes hervorgebracht." Und Bunsen fand in ihr „das poetischeste Ereigniß der Zeit." Man erblickte einen Triumph der Friedenspolitik in der Ausstellung.

Der Staatsstreich beunruhigte Europa aufs neue; auch in England regte sich das Mißtrauen gegen Frankreich, der Gedanke der Nationaldefensive, von Wellington, der bald darauf starb, abermals energisch angeregt und vom Prinz-Gemahl unterstützt, trat wiederum in den Vordergrund. „Albert," schrieb die Königin an Leopold von Belgien, „nimmt täglich mehr und mehr zu an politischer Einsicht und Geschäftskenntniß, und zeigt sich wunderbar geschickt für beide, er legt große Klarheit, großen Muth zu Tage, während meine Lust an beiden von Tag zu Tag mehr und mehr abnimmt. Wir Frauen sind nicht für die Staatsleitung gemacht und müßten als gute Frauen eigentlich Mißfallen empfinden an solch männlicher Thätigkeit. Aber diese Zeit zwingt einen ordentlich Interesse daran zu nehmen mal gré bon gré und aus diesem Grunde fühle ich jetzt dieses Interesse ganz besonders tief."

Schon im Jahre 1849 hatte die Verwendung Englands für die Pforte in Sachen der ungarischen und polnischen Exilirten die Gefahr eines Krieges mit Rußland und Oesterreich heraufbeschworen, die Sache war indeß eingeschlafen, bis die enthusiastische Aufnahme Kossuths in England, die Sprache der Adressen von Islington und Finsbury, wieder die Aufmerksamkeit auf diesen Streitfall lenkte, dessen drohende Consequenzen nur dadurch jetzt abgewendet wurden, daß man von einem officiellen Empfange Kossuths absah. Jedenfalls war die Stimmung beiderseitig eine gereizte, der Sturz Palmerstons, bei dem man fälschlich russischen Einfluß witterte, das Verhalten des Kaisers

Digitized by Google

von Rußland dem neuen Empire gegenüber steigerte die Unsicherheit der Lage und Lord Aberdeen verzweifelte an der Aufrechterhaltung des Friedens, vor allem als sich Rußland Eingriffe in die innere Politik der Pforte erlauben wollte und die orientalische Frage sich in die Form spitzte: hat Rußland das Recht, die griechischkatholischen Unterthanen der Türkei zu beschützen? eine Frage, die von Rußland ebenso bejaht, wie in Constantinopel negirt ward. Der Prinz schrieb am 21. September 1853 an Stockmar: „Louis Napoleons Wünsche gehen auf Frieden, Vergnügen und billiges Korn. Der König von Preußen ist ein schwankes Rohr im Winde. Unsre Hände sind gebunden, weil wir nicht wissen, was unser Unterhändler in Constantinopel thut oder nicht thut. Der Divan ist fanatisch, kriegerisch und störrisch und erinnert an das Preußen von 1806. Das Publicum hier ist rein türkisch und antirussisch Alles dies zeigt, daß Aberdeen nicht auf Rosen ruht." Da Rußland sich ebenso unfügsam zeigte, wie die Pforte, die Unruhen in Constantinopel sich mehrten, eine friedliche Vermittelung unmöglich schien, erklärte endlich die Pforte den Krieg und die französische und englische Flotte gingen nach Constantinopel mit der Weisung „das türkische Gebiet gegen jeden offenen Schritt der Feindseligkeit wider die Pforte zur See zu schützen." Rußland stand allein, die öffentliche Meinung war ihm entgegen, nicht minder eine mächtige Allianz, es konnte nicht zurück, wenn es auch wollte. Am 19. October schreibt Albert an Stockmar: „Aus dem Osten nichts Neues. Das wichtigste ist, daß Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland gegen uns und Frankreich abgelehnt hat, zu welchem Oesterreich, abhängig von Preußens Zutritt, geneigt gewesen wäre; die Reise des Kaisers Nicolaus nach Berlin hat also ihr Ziel verfehlt. Unter diesen Umständen kann sich Oesterreich kaum einer inneren Revolution, dem Bankerott und den türkischen, italienischen, französischen und englischen Waffen aussetzen wegen der beaux yeux de l'Empereur Nicolas (dessen politische Bornirtheit übrigens Stockmar einmal trefflich schildert) oder zum Zwecke eines voraussichtlichen Länderzuschusses in Serbien, Bosnien u. s. w." Um über die verwickelte Frage Klarheit zu gewinnen, setzte der Prinz ein Memorandum auf, welches die Billigung Aberdeens erhielt. Er sagte hier unter andern, die englische Politik habe sich hauptsächlich durch dreierlei Motive in ihrem Handeln leiten lassen, „1. Wir hielten dafür, daß die Türkei im Recht und Rußland im Unrecht sei und konnten nicht ohne Mißbilligung es mit ansehen, wie eine starke Macht ohne herausgefordert zu sein, es unternahm, eine schwache zu unterdrücken. 2. Wir glaubten, daß es von hervorragender Wichtigkeit sei, Rußland daran zu verhindern, sei es auf Umwegen oder in einer gesetzmäßigen Form, einen Einfluß auf die Türkei zu erwerben, den es durch einen offenen Kampf anzustreben nicht versucht haben würde. 3. Wir waren sehr besorgt wegen der

Digitized by Google

Erhaltung des europäischen Friedens, welcher durch die offenen Feindseligkeiten zwischen der Türkei und Rußland bedroht werden mußte." Freilich liege es im Interesse Englands, sich die freie Hand betreffs eines Friedensschlusses vorzubehalten. Man müsse sagen, daß England und Europa ein starkes Interesse daran haben, daß Constantinopel und das türkische Gebiet nicht in russische Hände fielen und daß man schließlich gegen ein solches Uebergewicht wohl einen Krieg führen könne, der recht und weise sei. Es werde dies ein Krieg sein nicht zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Integrität des osmanischen Reiches, sondern zu Gunsten der Mächte der Civilisation. Ein Friede müßte vor allem deren Interessen in Obacht nehmen, nicht etwa die der Osmanen. Palmerston, dem das Memorandum übersandt ward, war nicht damit einverstanden, seine baldige Resignation verhinderte indeß ernstliche Dissonanzen deshalb. Das Benehmen des Kaisers Nicolaus in der Frage war ziemlich plump und zweideutig, das Manifest an seine Völker brachte die gröbsten Unwahrheiten. Es behauptete die ungeheuerlichsten Thatsachen, während gleichzeitig der Czar in einem eigenhändigen Briefe die Königin ersuchte, sie möge zwischen ihm und Ihrer Regierung Richter sein, die Mißverständnisse schlichten helfen. Die Königin antwortete geschickt und würdig; der Prinz fand das Manifest „voll von Unverschämtheit und Lüge", ebenso wie Nesselrodes Note vor Olmütz, er meinte, daß jedes Schriftstück aus der russischen Canzlei sich als Rußlands schlimmster Feind erweise. „Der Kaiser hat Victoria seinen Fall auseinandergesetzt, hat wieder von seinem Ehrenwort gefaselt und darauf hin sie ersucht, de juger entre lui et le gouvernement Anglais. Victoria hat zu Gericht gesessen und ihr Urtheil mußte gegen ihren kaiserlichen Bruder gehen und wie ich hoffe in einer Weise, welche ihn fühlen läßt, daß er noch einige Forderungen der Ehre zu erfüllen hat". Die Dinge nahmen ein immer unfreundlicheres Gesicht an, man kam „immer tiefer in eine Kriegspolitik", wie Albert schreibt. Er bewunderte die seltenen staatsmännischen Talente Louis Napoleons, der die englische Allianz natürlich warmhielt. „Er ist gemäßigt, aber fest und zeigt sich auch da nachgiebig gegen uns, wo seine Pläne offenbar besser sind, als die unsern". Die Niederlage der türkischen Flotte auf der Höhe von Sinope durch ein Geschwader von Sebastopol aus, ein Ereigniß, das in England schwer empfunden ward, ließ den Krieg immer näher erscheinen.

Die kurze Resignation Palmerstons, der wie man meinte durch Intriguen Leopolds, des Prinz-Gemahls, ja selbst Stockmars bewogen, sich zurückgezogen habe, gab den Anlaß zu allerlei Anfeindungen gegen den Prinzen. Seine in der Constitution nicht vorgesehene Stellung, seine auswärtige Correspondenz, seine Beziehungen zu den Orleans, die feindliche Stellung zu Palmerston und anderes gaben der Presse Gelegenheit zu allerlei Klatsch, zu wüthenden

Digitized by Google

Angriffen, vor allem der Plan dem Schöpfer des Ausstellungsplanes ein Steinbild zu setzen. Die Königin fand darin eine Beschimpfung des Thrones, wie sie an Aberdeen schrieb. Aberdeen bemerkte, die Stellung sei zwar „etwas anomal", beglückwünschte aber die Königin, daß sie einen so fähigen, eifrigen und selbstlosen Berather gefunden, er glaube, daß diese boshaften Angriffe keine ernsten Consequenzen haben könnten. Stockmar gab über die Frage ein höchst interessantes Gutachten ab, welches nach unsrer Meinung zu dem Bedeutendsten gehört, was er geschrieben hat, das aber hier auch nicht im Auszug reproducirt werden kann. Ende Januar 1874 kamen die Angriffe im Parlament zur Sprache, alles ging günstig von Statten und die Königin konnte an den bewährten Freund schreiben: „Ich schreibe Ihnen in der Fülle der Freude über die glänzende Widerlegung aller Schmähungen in beiden Häusern des Parlamentes in der letzten Nachtsitzung. Die Stellung meines geliebten Herrn und Meisters ist ein für allemal bezeichnet, seine Verdienste sind von allen Seiten wohl gewürdigt worden. Es war eine ungeheure Menge Leute versammelt, als wir in das Oberhaus gingen, und die Leute waren sehr freundlich."

Mit dieser Rehabilitation des Prinzen schließt das interessante Buch, dessen Fortsetzung den Schluß des ganzen Werkes bringen wird. Für uns Deutsche hat es noch den besonderen Werth, daß die eigenartige Persönlichkeit des Baron Stockmar in ganz bedeutender Weise merkwürdig hervortritt. Auf dem Hintergrunde dieser volleren Darstellung erscheint der spiritus familiaris von Windsorcastle erst in seinem eigentlichen Lichte, wir finden hier vielfach die Ergänzungen jener Lücken, die seine „Denkwürdigkeiten" den aufmerksamen Leser an so vielen Stellen ahnen lassen. p.

Ueber deutsche Kunst mit besonderer Beziehung auf Dürer und die Renaissance. Von A. Reichensperger. Köln. — Der polemische Theil dieser kleinen Broschüre hat für weitere Kreise nicht das geringste Interesse. Auch bei dem Streit über die Frage, ob Dürer ein Katholik oder ein Protestant war, kommt nicht viel Kluges heraus. Er war, wenn man will, das eine und das andere und wieder weder das eine noch das andere. Wollten orthodoxe Lutheraner, etwa Leipziger oder Erlanger Theologen, Dürer in ihre Kirchenbücher einschreiben, so hätte Reichensperger volles Recht, dagegen zu remonstriren. Nicht minder aber wären wir im Recht, wenn die Römisch-Katholischen den Nürnberger Meister als eine Stütze des alten Glaubens darstellen würden, diesen groben Irrthum zurückzuweisen. Dürers großartiges Vermächtniß seiner Kunst und seines Glaubens, die vier Apostel in München, wendet sich eben so energisch gegen die Sakramentirer, Wiedertäufer und Ungläubigen, welche gerade damals in Nürnberg ihr Wesen trieben und unter andern auch jüngere Künstler an sich gelockt hatten, wie gegen das Pfaffenthum. Verdammte er mit den Ausschreitungen auch die Wurzeln? Dies gäbe einen müssigen Streit, wenn er entschieden werden sollte innerhalb der confessionellen starren Grenzen. Die reformatorische Bewegung war zu Lebzeiten Dürers in lebendigem Fluß begriffen und in innigster Theilnahme stand Dürer zu ihr. Das muß uns genügen und das reicht für die künstlerische Würdigung des Meisters aus. Was er in einzelnen Momenten als Privatperson meinte, und fürchtete, geht uns nichts an. Oder sollen wir etwa unser Urtheil darnach bestimmen, ob Dürer in seiner Krankheit sich die letzte Oelung geben ließ oder nicht? Erfreulich ist, um auch die zweite

Beziehung der Schrift zu erwähnen, das Geständniß Reichenspergers, daß er die Renaissance und die großen Meister des letzten Jahrhunderts, Rubens und Rembrandt mit eingeschlossen, hoch achte und verehre. Dann ist also ein alter Streitpunct zwischen uns und den Ultramontanen abgethan. Wenig erfreulich sind dagegen solche Ausdrücke wie: Geschichtsanschauer oder renaissancistisch. Bei einem Schriftsteller, der auf guten Geschmack hält, sollten solche Barbarismen nicht vorkommen. b.

Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goetheliteratur. Von Ludwig Hirzel. Straßburg, Trübner. — Durch eine feine und sorgsame Untersuchung hat Professor Hirzel in Bern das verblaßte Bild eines jungen Schweizers wieder neu entdeckt und sinnig und geschmackvoll regenerirt uns vor die Augen gestellt, der, auch wenn die Gunst Goethes nicht einen verklärenden Strahl auf ihn geworfen hätte, schon an und für sich in mannichfacher Hinsicht unser Interesse verdienen würde. Verknüpft doch einmal gerade das Streben und Meinen, welches die Blicke des Meisters auf ihn lenkte, die Erinnerung an ihn mit gewissen Bestrebungen der jüngsten Gegenwart. Und erscheint doch zweitens die deutsche Gesinnung, die ihn bewog, freiwillig sich dem Feldzuge gegen Napoleon anzuschließen, in den Verhältnissen, aus denen er hervorging, damals wie heute so vereinzelt, daß sein großes und eigengeartetes Wollen an sich selbst psychologisch merkwürdig ist. Wie er auf der einen Seite durch seine thätige Theilnahme am Kriege einen glühenden Patriotismus höherer Natur bewies, so bewährte er auf der anderen mitten in den überschwänglichen, wenn auch verzeihlichen, Ausschreitungen des Siegesgefühls die Klarheit vernünftiger Anschauungen, welche ihn gegen die puristischen Tendenzen mannhaft auftreten ließ, durch die ein übertriebenes Vaterlandsbewußtsein die deutsche Sprache zu vergewaltigen drohte. So darf man annehmen, daß das tiefere Interesse Goethes mehr noch auf diesem Gesammteindruck seines Wesens beruhte, als darauf, daß er in ihm einen nützlichen Bundesgenossen gegen eine Verirrung erkannte, gegen die der Dichter selbst mehr ironisch zu Felde zog. Das Material war schwierig genug zu beschaffen, wenn auch Salomon Hirzels reiche Schätze die hauptsächlichste Grundlage liefern konnten. Die absterbende mündliche Tradition war vielfach die einzige Quelle. Um so dankbarer wird man die schöne Gabe willkommen heißen. Rd.

Erklärung.

Gegenüber den uns zugehenden Bemerkungen über den Bericht aus Baden in Nr. 41 dieser Zeitschrift haben wir zu erklären, daß wir im Laufe des vorigen Winters verschiedene Einsendungen über die im Werden begriffene badische Ministerkrisis erhielten, die wir unsern Lesern nicht vorlegen zu sollen glaubten. Der Erfolg dürfte uns Recht gegeben haben. Als der Ministerwechsel sich unerwartet rasch vollzog, schien es uns Pflicht, in die aus der Ferne so auffällig und befremdlich erscheinenden Vorgänge Licht bringen zu lassen. Die Zeit wird das Weitere lehren. Das neue Ministerium in Baden will keine neue Regierungspolitik, es will nur eine neue „Regierungsmethode". Die Ergebnisse dieser „Methode" sind abzuwarten. Badische Erfolge waren deutsche Erfolge und sie sollen es, hoffen wir, allezeit bleiben. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 27. October 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig

Digitized by Google

Ein deutſcher Dichter am böhmiſchen Königshofe.

Von Ernſt Martin.

Allbekannt iſt Herders ſchöne Legende von Placidus: „Was die Schickung ſchickt, ertrage! wer ausharret, wird gekrönt.“

Herder hat die Legende im Geiſte der Neuzeit umgeſtaltet. Was bei ihm Schickſal iſt, nennt die alte Tradition Stimme und Leitung Gottes. Placidus oder, wie er vielmehr hier heißt, Euſtachius, wird von Frau und Kindern getrennt, um ſie nach langer Prüfung, die ſeine Geduld und Gottesergebenheit völlig bewährt, wieder zu finden.

Der ergreifende Stoff ward im Mittelalter vielfach variirt, oft mit örtlichen und zeitlichen Einzelheiten ausgeſchmückt. So behandelt ihn der bekannte altfranzöſiſche Erzähler, dem unſre deutſchen ritterlichen Dichter ſo viele Werke entlehnt haben, Creſtien de Troies, in ſeinem Guillaume d'Engleterre.

König Wilhelm verläßt auf eine dreimal vernommene nächtliche Mahnung Gottes hin Hof und Reich. Seine Gemahlin, die ihn belauſcht hat, beſteht darauf ihn zu begleiten. In der Wildniß gebiert ſie Zwillinge. Während der König für die Hilfloſe ſorgt, werden ihm ſeine drei Angehörigen genommen; ſeine Frau wird ihm von vorüberziehenden Kaufleuten hinweg geführt, ebenſo das eine Kind, das er in einem am Strande gefundenen Bote niedergelegt; das andere Kind trägt ein Wolf im Rachen fort. Tief gebeugt, aber an Gott nicht verzweifelnd, wandert Wilhelm weiter. In fremden Dienſten ringt er ſich empor; ſein Herr, ein Kaufmann, vertraut ihm zuletzt die Leitung ſeiner Handelsgeſchäfte an. Inzwiſchen ſind auch die Kinder (denn auch das vom Wolf geraubte iſt von Fremden gerettet worden) bei ihren Pflegeeltern herangewachſen. Als ſie hören, daß ſie nur Findlinge ſind, ziehn ſie, ohne daß der eine vom andern weiß, hinaus um die Eltern zu ſuchen. ſie begegnen ſich und hauſen zuſammen im Walde; als Wilddiebe werden ſie

Digitized by Google

gefangen und vor einen König geführt, der sie jedoch wegen ihrer Schönheit und ihres edlen Benehmens begnadigt und an den Hof aufnimmt. Die Königin endlich, von ihren Entführern einem reichen Herrn übergeben, weiß sich dessen vollste Achtung und Liebe zu erwerben, so daß er sie als seine Erbin einsetzt. Da kommt ihr Gemahl als Kaufmann in ihr Land, an einem Ring erkennt sie ihn. Auch die Söhne, die bei einem Grenzstreit den Vater gefangen nehmen, werden von ihm erkannt, indem sie ihm ihre Geschichte erzählen und zur Bestätigung die Aermel vorweisen, in welche er sie bei ihrer Geburt in der Wildniß eingewickelt hatte. Die Wiedererlangung der Königsherrschaft in England krönt endlich das Glück des bewährten Dulders.

Diese Legende bearbeitete Ulrich von Eschenbach für seinen Landesherrn König Wenzel II. und dessen Gemahlin Guta, die Tochter Rudolfs von Habsburg. Er wollte in seiner Erzählung offenbar dem Könige das Musterbild eines christlichen Herrschers vorhalten, und verflocht geradezu Züge aus den Lebensverhältnissen Wenzels hinein. Auch Wenzel hatte bittere Tage überstehen müssen, ehe er seinen Thron gesichert und seine Herrschaft selbst über Polen und Ungarn ausgedehnt sah. Als siebenjähriger Knabe hatte er den Sturz seines Vaters, Ottokars II., erlebt; er war dann von seinem Vormund, Otto von Brandenburg, aus Böhmen hinweggeführt und in Dürftigkeit gehalten worden; zurückgekehrt, mußte er eine Zeit lang den Uebermuth Zawischs von Rosenberg ertragen, der Ottokars Wittwe verführt, dann geheirathet hatte; und nur unter Gefahr und Kampf hatte sich Wenzel endlich frei gemacht.

Der Dichter schildert nun seinen Helden, den er Wilhelm von Wenden, d. h. den Slavenfürsten nennt, und die Königin Bene mit ausdrücklicher Bezugnahme den Lebensverhältnissen Wenzels und seiner Gemahlin entsprechend, und mit Wilhelms altem weisen Schwiegervater meint er deutlich Rudolf von Habsburg.

Aber freilich von jener gedrückten Jugendzeit Wenzels ist nicht die Rede, davon ward gewiß am Hofe nicht gern gesprochen. Vielmehr ist die Erzählung selbst durchaus dahin umgestaltet, daß der König all das Leid, das er nach der Legende erduldete, sich durch freien Willen zuzieht — eine Umgestaltung, die wohl dafür sorgt, die Majestät des Königs im vollsten Glanze erscheinen zu lassen, die aber andrerseits das menschliche Interesse an den Schicksalen des Helden vollständig auslöscht.

Wilhelm ist Heide. Als er von Pilgern den süßen Namen Christus hört, will er selbst das Christenthum kennen lernen. Als Pilger zieht er heimlich fort, auch er von seiner Gemahlin begleitet. Aber sie und ihre im Walde geborenen Kinder werden ihm nicht geraubt; da er sie nicht mit auf seine Kreuzfahrt nehmen kann, so verkauft er die Kinder, aber freilich an

Digitized by Google

christliche Kaufleute, und läßt Bene, doch nicht ohne ihr eine schöne Geldsumme zugesteckt zu haben, im Hafen zurück. Während er nun, begleitet von einem Kämmerer, der sich merkwürdiger Weise jetzt bei ihm befindet, nach Jerusalem zieht und die Heiden bekämpft, wird seine Gattin zur Herrscherin in dem Lande erwählt, dem jener Hafen angehört. In ihr Land kommen ihre Söhne, die ihre Pflegeeltern verlassen, dann eine Weile am Hofe eines Königs hohe Aemter bekleidet haben. Die jungen Helden zehren ihr Gut bald auf und werden dann — Raubritter. Endlich kommt ihr Vater von der Pilgerfahrt zurück; er läßt sich von der Königin gegen die Räuber aussenden, die sich bis dahin jeder Verfolgung zu entziehen gewußt haben. Freundlich überredet er sie zur Unterwerfung. Die Königin erkennt nun Gemahl und Kinder. Bei einem Feste, zu dem sie auch ihren Vater einladet, führt sie Wilhelm seine Söhne zu. Aber noch muß sie und das ganze Volk sich zum Christenthum bekehren, ehe er einwilligt, bei ihnen zu bleiben.

Man erkennt leicht in der milden Auffassung des Raubritterthums den Stand des Dichters, in der Bezeichnung der Wenden als Heiden die Meinung, welche die Deutschen an Wenzels Hof von dem Bildungsstande der einheimischen Slaven hatten. Die neue Wendung des Stoffes aber setzt die mönchische Gesinnung voraus, die Wenzel II. von seinen geistlichen Biographen nachgerühmt wird und welche er allerdings vor allem durch die Stiftung der Abtei Königsaal bethätigte.

Damit verband aber der König eine ausgesprochene Vorliebe für die deutsche Dichtung, wie sie auch sein Großvater Wenzel I. und sein Vater Ottokar II. in hohem Maße bewiesen hatten. War doch jener der Beschützer Reimars von Zweter gewesen, dieser vom Tannhuser und von Friedrich von Sunenburg gepriesen, und auch im Tode noch von deutschen Sängern beklagt worden. Ulrich von dem Türlin hatte seinen Willehalm, eine Vorgeschichte zu dem gleichnamigen Gedichte Wolframs, König Ottokar zugeeignet.

Wenzel II. ließ sich von seinem Landeskinde Ulrich von Eschenbach auch dessen Alexandreis widmen, unter ihm dichtete Heinrich von Freiberg seine Fortsetzung des Tristan, seine Erzählung vom heiligen Kreuz, seine Ritterfahrt des von Michelsberg, sowie ein Ungenannter die Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen von Thüringen. Bei seiner Krönung 1297 bezahlte, wie eine elsässische Quelle berichtet, der König seinen Hofleuten alle Geschenke zurück, die sie den Spielleuten gegeben hatten. Wenzels Tod ward von Frauenlob beklagt. Und so werden wir wohl auch in dem König Wenzel, der als Dichter dreier Minnelieder genannt wird, eben Wenzel II. sehen dürfen; hat man doch als Grund gegen diese Annahme nur die kirchliche Richtung Wenzels angeführt, als ob diese sich nicht mit Sinn für Dichtung und Frauenschönheit vertrüge.

Digitized

Ebenso deutsch wie die Dichtung an Wenzels Hof — die böhmische Fassung eines der ihm zugeschriebenen Minnelieder ist eine elende Fälschung der Neuzeit — war auch die Bildung Böhmens unter seinen letzten nationalen Königen. Deutsch war die Klostergeistlichkeit, deutsch das Bürgerthum der Städte, wie ihre Gesetze, ihre Geschäftsprotocolle ausweisen. Die letzten Přemysliden hatten deutsche Colonien in Menge ins Land gerufen und mit allen Privilegien ausgestattet; gewiß nicht nur, wie tschechische Geschichtsschreiber meinen, des höheren Steuerertrags wegen, sondern weil die deutschen Bürger eine treue Stütze des Königthums waren, das auf den einheimischen Adel und Bauernstand, wie frühere zahlreiche Beispiele beweisen, sich mit nichten verlassen durfte.

Noch mehr mußte das deutsche Element erstarken, als eine deutsche Dynastie, die der Luxemburger, ins Land kam. Ausdrücklich wird berichtet, daß Karls IV. französische Gemahlin Blanca deutsch und nicht tschechisch lernte, weil deutsch die Sprache des Hofes und der Städte war. Auch die Universität, die Karl IV. 1348 stiftete, war zu neun Zehnteln deutsch. Gerade das Emporblühn der fremden oder doch internationalen Einrichtungen zeigt, auf welcher Stufe die einheimischen Bildungszustände gestanden hatten.

Doch haben die Luxemburger selbst im Laufe der Zeit der tschechischen Nationalität mehr und mehr Vorschub geleistet. Karl IV. aus berechnender Staatsklugheit, Wenzel IV., weil sie sich ihm als gefügiges Werkzeug seiner despotischen Launen darzustellen wußte. Er sollte freilich noch selbst erfahren, wie nahe Unterwürfigkeit und Ungehorsam einander stehen können.

An der deutschen Bildung war die tchechische empor gediehen. Der erste gesicherte Name eines tschechischen Dichters ist der des Smil Flaschka von Pardubitz, der an den jungen König Wenzel IV. seinen „Neuen Rath" richtete. Wenig später trat die mächtigste Persönlichkeit des tschechischen Volkes hervor, Johannes Huß. Die von ihm geleitete Volksbewegung war zugleich religiös, national und social. Der deutsche Klerus ward auf das tiefste getroffen durch die Tschechisirung der Universität 1409, die der Machtbefehl Wenzels herbeiführte, daß das Stimmenverhältniß zwischen den fremden Nationen, der bairischen, sächsischen und polnischen einerseits und der böhmischen andrerseits zu Gunsten der einheimischen umgekehrt werde. Dann vernichteten die Hussitenstürme die deutschen Klöster, die deutschen Städte. Der tschechische Bauer und Handwerker erschlug oder vertrieb den reicheren deutschen Mitbürger; aber der politische Gewinn fiel nur dem Adel zu.

Zwei Jahrhunderte lang herrschte das Tschechenthum, wenn auch der Anschluß an Luthers Reformation immer wieder Deutsche ins Land brachte. Da führte die Schlacht am weißen Berge 1620 den Untergang der tschechischen Nationalcultur herbei; freilich gewann dadurch die deutsche Bildung zunächst

Digitized by Google

nur wenig. Joseph II., der zuerst wieder auf Hebung des Landes auch in geistiger Beziehung bedacht war, glaubte dies sogar in der Volksschule auf deutscher Grundlage thun zu können. In der Opposition dagegen regte sich zuerst wieder der tschechische Nationalgeist, und die feudale und klericale Partei hat sich seitdem mit ihm verbunden; das beste Zeugniß, was ein Sieg dieses Geistes für Freiheit und Bildung bedeuten würde. Durch einige Gelehrte von Bedeutung, aber oft zugleich leidenschaftlicher Sinnesart herangezogen, brach das Tschechenthum mit Wucht und noch mehr Lärm hervor, so oft der österreichische Staat in seinem festen Zusammenhalt erschüttert wurde. Kurz nach der politischen Trennung Oesterreichs von Deutschland standen seine Hoffnungen am höchsten, das Slaventhum sollte nicht nur in Oesterreich herrschen; es sollte in der Leitung des gesammten Europa an die Stelle der abgelebten Germanen und Romanen treten. Hatte es doch nicht nur die jugendliche Kraft für sich, sondern, wie jene Gelehrten behaupteten, das Vorbild einer uralten Civilisation, deren Grundzüge Freiheitssinn, Sanftmuth, Gerechtigkeit waren.

Doch diese Träume haben schon jetzt ihre Nichtigkeit erwiesen. Die Tschechen werden einsehen müssen, daß sie nicht einmal in Böhmen die nur wenig an Zahl zurückstehenden Deutschen verjagen oder bekehren können, daß sie selbst, wenn sie an westeuropäischer Cultur Theil nehmen wollen, ebenso gut zweisprachig zu sein fortfahren werden als etwa die Vlamen in Belgien.

Nicht weniger aber wird jenes Trugbild böhmischer Geschichte, womit jene Gelehrten ihr Volk zu berauschen und aufzuregen gewußt haben, der Wahrheit weichen müssen. Auf so bestrittenem Boden hat jeder feste Punct seine Bedeutung; kein historisches Zeugniß über die Deutschen in Böhmen darf vernachlässigt werden.

Und so ist die Hoffnung gewiß berechtigt, daß die Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen, deren ersten Band Ulrichs von Eschenbach Wilhelm von Wenden in W. Toischers Ausgabe*) bildet, auch über die Kreise der Deutschböhmen hinaus Theilnahme finden werde. Daß diese Ausgaben nach den Grundsätzen verfahren, welche die germanische Wissenschaft klar und streng aufgestellt hat, möge schon aus diesem ersten Band ersichtlich sein. Aber erst nach Veröffentlichung einer Reihe von Quellen wird es möglich sein, eine Geschichte der deutschen Sprache und Literatur in Böhmen zu schreiben, die namentlich in sprachlicher Beziehung wichtig werden dürfte. Hat doch Müllenhoff den Ursprung der neuhochdeutschen Schriftsprache am Hof und in der Kanzlei der Luxemburger gefunden.

*) Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, in Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Türkische Zustände.

Von einem Augenzeugen.

II.

Als ich im Frühjahre 1875 nach Constantinopel kam, waren die dortigen Verhältnisse sehr ruhig. Ich traf zwar gerade an dem Tage ein, an dem Essad Pascha abgesetzt und Hussein Avni zum Großvezier ernannt wurde. Letzteres hatte indeß nicht viel zu bedeuten, da Abdulaziz die Gewohnheit hatte, alle anderen Minister und Beamten monatlich, die Großveziere vierteljährlich zu wechseln. Jeden Tag brachten die Zeitungen Veränderungen des Beamtenpersonals: der Pascha von Jemen wurde Gouverneur von Albanien, und ehe er noch an seinem neuen Bestimmungsorte angekommen war, wurde er nach Bagdad geschickt; der Kriegsminister wurde Finanzminister, der Minister für öffentliche Arbeiten Marineminister, obwohl er vom Seewesen gar nichts verstand. Dies war die neue Methode, die Abdulaziz ersonnen hatte, um die Fähigkeiten seiner Beamten auszubeuten und sie immer in Abhängigkeit von seinem Willen zu erhalten. Sonst erzählte man vom Sultan, daß er sich für unsterblich halte, weil er erst die wahre Kunst der Regierung und Staatsbeglückung entdeckt habe; und seine Mutter, eine ehemals hübsche Armenierin, die Mahmud gesehen und in seinen Harem aufgenommen hätte, und die auf ihren Sohn den verderblichsten Einfluß ausübte, war überzeugt, daß alle europäischen Kaiser und Könige nur Statthalter ihres Sohnes seien, die dieser fürs erste noch regieren lasse. Die hohe Politik drehte sich um Dinge wie die rumelische Eisenbahnfrage, und nur hin und wieder trat das Gespenst der drohenden Finanzkrise aus dem Hintergrunde hervor. So wurde im Laufe des Sommers die Reduction aller die Summe von 100 Liren (1800 Mark) überschreitenden Gehälter um die Hälfte des Ueberschusses decretirt, natürlich eine ganz nichtssagende Maßregel, da die niedrigen Beamten schon lange überhaupt kein Gehalt mehr erhalten hatten, und die höheren den Ausfall anderweitig gut machten. Was noth that, war eine Reduction der Civilliste; aber das wagte Niemand vorzuschlagen.

Die Bevölkerung war ruhig und friedlich wie immer. Ueberhaupt herrschen in Europa meistentheils ganz falsche Vorstellungen von den Zuständen in Constantinopel. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß die türkische Bevölkerung Stambuls — unter Stambul versteht man das alte Constantinopel, die auf der langen Halbinsel zwischen dem goldenen Horn und dem Marmarameer gelegene Türkenstadt, im Unterschiede von Galata und Pera auf der Nordseite des goldenen Horns (zur größeren Hälfte von Christen bewohnt)

Digitized by Google

und dem rein türkiſchen Skutari auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus — ziemlich fanatiſch iſt, fanatiſcher vielleicht als die Einwohner der meiſten andern türkiſchen Städte. Sie ſieht es ſehr ungern, daß Chriſten und namentlich Europäer ſich in ihren Quartieren anſiedeln, und es iſt vorgekommen, daß ein Chriſt, der im türkiſchen Quartier in Pera ein Haus gekauft hatte, gezwungen wurde, daſſelbe wieder aufzugeben. Indeſſen die Chriſten ſehen Türken ebenſo ungern in ihrer Mitte, und in der Grande rue de Pera wohnt jetzt kein Türke mehr. Wie man ſagt, wurden die letzten dadurch vertrieben, daß ihre chriſtlichen Nachbarn unmittelbar unter ihren Fenſtern — Schweineſtälle anlegten. Wenn ein Europäer durch die entfernteren Quartiere Stambuls geht, kommt es faſt immer vor, daß Kinder mit Steinchen nach ihm werfen. Die Erwachſenen indeſſen hüten ſich ſorgfältig vor irgend welcher Demonſtration. Sonſt aber zeichnet ſich Stambul durch einen muſterhaften Ordnungsſinn ſeiner Bewohner, und durch eine Ruhe aus, die man in europäiſchen Großſtädten vergebens ſucht. Ich war z. B. bei einem großen Feuer Nachts drüben. Tauſende von Menſchen waren auf den Beinen; aber ſie hatten ſich ruhig in Reihen aufgeſtellt, ſahen ſich das Feuer lautlos an und hatten für die Spritzenleute einen Weg gelaſſen. Kein Geſchrei, kein Gedränge, kein Unfall! Noch bewunderungswürdiger war die Ordnung bei der Proceſſion, die der Schwertumgürtung Abdul Hamids folgte. Auf dem ganzen, über eine deutſche Meile langen Wege von der Eyubmoſchee bis zur Aja Sophia hatte man zu beiden Seiten Tribünen errichtet, die gedrängt voll waren, und das dichteſte Gewoge herrſchte auf den Straßen, ein herrlicher Anblick! namentlich von den Mauern auf den Friedhöfen, wo die bunte Menſchenmenge zu den dunklen Cypreſſen und den unzähligen Grabſteinen einen wunderbaren Contraſt bildete. Gewiß über eine halbe Million waren von allen Seiten zuſammengeſtrömt, und doch ereignete ſich kein Unfall, ja nirgends war Gedränge und Lärm, überall war es möglich, ohne Stöße und Drängen durchzukommen.

Nachts iſt man in Conſtantinopel ganz ſicher, und keinem meiner Bekannten iſt je ein Unfall paſſirt. Allerdings kommen vielfache Mordthaten vor, aber nur unter Slaven, Inſelgriechen und Malteſern. Am ſchlimmſten iſt natürlich das europäiſche Geſindel, das in den Spelunken von Galata ſeinen Sitz hat. Die türkiſche Polizei miſcht ſich hier ſehr ſelten ein, und die Wildheit der Kroaten, Montenegriner u. ſ. w. würde allerdings ſehr gefährlich werden, wenn nicht unter ihnen ein ausgebildetes Syſtem der Blutrache herrſchte, das natürlich ein ſehr heilſames Gegenmittel gegen Verbrechen bildet. Außerdem ſteht jeder dieſer Stämme unter einem Oberhaupte, das gewählt wird, natürlich gewöhnlich aus derſelben Familie, und über ſeinen Stamm unbedingte Autorität ausübt.

Digitized by Google

Es würde ſich hier gleich die Frage anſchließen, ob das vielgefürchtete Maſſacre in Conſtantinopel wirklich zu fürchten ſei. Hier können die Anſichten allerdings differiren; ich für meinen Theil glaube nicht, daß es je dazu kommen wird. Es baſirt eigentlich nur auf den Befürchtungen der Europäer und namentlich der Levantiner, dieſer verkommenen Baſtardraſſe*), deren Furcht nur von ihrer Geldgier übertroffen wird. Wenn es je zu einem Maſſacre kommen ſollte, würde jedenfalls die soi-disant europäiſche Bevölkerung einen großen Theil der Schuld tragen, da ſie durch ihre Furcht den Türken Muth einflößt und ſie mit der Idee einer Chriſtenmetzelei vertraut macht.

In früheren Zeiten war allerdings der Zuſtand Conſtantinopels ein anderer; und noch das Oſterfeſt 1824 ſah die grauenvollen Maſſenmorde unter den Griechen. Damals indeſſen ſtanden noch die wilden Janitſcharen an der Spitze des Staates. Seit Mahmud ſie beſeitigte und mit eiſerner Energie allen aufrühreriſchen Bewegungen ein Ende gemacht hat, iſt nichts derartiges vorgekommen. Selbſt als im Herbſte des Jahres 1827 (etwas über ein Jahr nach der Niedermetzelung der Janitſcharen) die europäiſchen Mächte mitten im Frieden die türkiſche Flotte bei Navarin vernichteten, wagte man nicht, den Europäern auch nur ein Haar zu krümmen. Allerdings iſt alles möglich, ſund bei Volkstumulten entſcheidet ein Augenblick; indeſſen die Türken ſind zu ſehr gewohnt, nur nach Befehlen zu handeln; ſie ermangeln der eigenen Initiative. Außerdem wiſſen ſie ſehr wohl, daß einem Angriffe auf die Chriſten die Strafe bald folgen würde. Nur wenn gegenwärtig die Regierung den europäiſchen Forderungen nachgäbe, könnte die Lage eine bedenkliche werden; denn die Türken fühlen ſich gegenwärtig als Sieger, und ſind nicht gewillt, die Rechte ihrer ſehr zahlreichen Glaubensgenoſſen in Bosnien und der Herzegowina aufzugeben. Aber daran hindert auch die Regierung ihr eigenes Schamgefühl. Kommt es dagegen zum Kriege und werden die Türken beſiegt, ſo iſt, glaube ich, viel weniger zu befürchten; die Bevölkerung wird viel eher in Apathie und Ergebung in ihr Schickſal zurückſinken.

Als der Aufſtand in der Herzegowina ausbrach, erfuhren wir zuerſt nur ſehr wenig. Den Berichten der Regierung konnte man natürlich nichts ſicheres entnehmen; ſie lauteten immer und immer wieder, daß der Aufſtand gänzlich beſiegt ſei und es keine Rebellen mehr gäbe. Glaubwürdige Nachrichten hierüber, wie ſpäter über den Krieg, kamen nach Conſtantinopel immer nur durch

*) Ein „Levantiner" iſt der Definition nach jeder, der von europäiſchen Eltern in der Levante, d. h. Conſtantinopel oder Kleinaſien, geboren iſt. In Syrien geborene Europäer ſind keine Levantiner.

Digitized by Google

die europäischen Zeitungen. Als der Aufstand weiter um sich griff, namentlich durch die Unterstützung aus Dalmatien, Montenegro und Serbien, verlangte die Actionspartei, geführt von Hussein Avni, energische Maßregeln, darunter Krieg gegen Montenegro und Serbien. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß, hätte Hussein Avnis Ansicht durchdringen können, der Aufstand längst zu Ende wäre; indessen Rußland wußte den Plan zu hintertreiben, indem es für den Fall eines Angriffs auf Montenegro gleichfalls mit Krieg drohte. Da nun inzwischen der Sultan seines Großveziers wieder überdrüssig geworden war, und einen Minister verlangte, der ihm so viel Geld gäbe, als er brauche, wurde Hussein Avni gestürzt und Mahmud Nedim Pascha aufs neue Großvezier, trotz des Versprechens, das der Sultan nach seinem ersten Großvezierat den europäischen Mächten gegeben hatte, ihn nie wieder zum Minister zu machen. Aber Rußland hatte in ihm den Mann erkannt, den es am besten für seine Ziele brauchen konnte.

Mahmud ist ein echt türkischer Pascha. Er ist ohne alle höhere Bildung, des Französischen vollständig unkundig, ja nicht einmal im Stande, den gebildeten türkischen Stil zu beobachten. Sein einziges Ziel ist, eine möglichst angesehene Stellung einzunehmen und möglichst viel Geld zu machen. Als er das erste Mal Großvezier war, führte er sich beim Sultan mit den Worten ein: „Herr, von jetzt an seid Ihr Selbstherrscher", und zeigte ihm, wie er in noch ganz anderer Weise über die Staatsmittel disponiren und noch viel unumschränkter regieren könne, als vorher, wo Ali und Fuad Pascha ihn im Zaume hielten. So gewann Mahmud das Herz des Sultans, und dieser hielt ihn so lange wie möglich gegen die Vorstellungen der europäischen Mächte. In seiner Verwaltung spielte Mahmud den fanatischen Alttürken und entließ z. B. alle europäischen Beamten. Endlich wurde er gestürzt und verbannt, d. h. als Gouverneur nach Trebizond geschickt. Bald wurde er von hier nach Adana (Tarsus) geschickt, und der damalige Großvezier, Hussein Avni, sein alter Gegner, gestattete ihm nicht, seinen Weg über Constantinopel zu nehmen, sondern zwang den mehr als sechzigjährigen Mann, mitten im Winter die Reise quer durch die Hochebene Kleinasiens zu machen, eine furchtbare Tortur für einen Pascha, namentlich bei der entsetzlichen Beschaffenheit der Wege. Man kann sich denken, daß Mahmud ihm das nie vergaß.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen erhielt Mahmud die Erlaubniß, wieder nach Constantinopel zurückzukehren, und durch seine Beziehungen zum Palais gelang es ihm bald, aufs neue Großvezier zu werden. Diesmal war von seinen alttürkischen Tendenzen nichts zu merken; was er that, zielte lediglich darauf ab, sich zu bereichern und seine Stellung so lange wie möglich zu behaupten. Für die Art seiner Verwaltung ein charakteristisches Beispiel: Die Banque impériale Ottomane hatte dem Staate bereits so viel vorge-

Digitized by Google

ſchoſſen, daß ſie Ende März beſchloß, damit aufzuhören; und ſo theilte der Director am 31. März (a. St.) dem Großvezier mit, wenn nicht ſofort neue Einzahlungen ſtattfänden, würde die Bank ihren Vertretern in Paris, London u. ſ. w. die Anweiſung geben, am folgenden Tage die Gehälter der türkiſchen Geſandten nicht auszuzahlen. Was that Mahmud, um dieſen Eclat zu vermeiden? Er gab Befehl, überhaupt keine Telegramme der Bank abzulaſſen. So wurden am folgenden Tage die Geſandten bezahlt, und er hatte einen Monat Zeit gewonnen.

Im übrigen war Mahmud das willfährige Werkzeug General Ignatieffs. Der ruſſiſche Botſchafter war ſchon ſeit fünf Jahren der eigentliche Herrſcher der Türkei. Daß er kein Freund derſelben war, daß ſeine Maßregeln nur darauf zielten, die Türkei zum langſamen Selbſtmorde zu veranlaſſen, wußte jeder, und er hat nichts dagegen gehabt, daß ſeine wahren Anſichten in der Times veröffentlicht wurden. Auch wußten die Türken das recht gut, wenn man ſie aber fragte, warum ſie dennoch ſeiner „diaboliſchen" Politik folgten, antworteten ſie: „Was ſollen wir thun? Wir müſſen uns auf eine europäiſche Macht ſtützen (und das haben ſie ſeit 1833 immer gethan), und welche würde uns unterſtützen, wenn wir gegen Rußland Front machten?" Das iſt vollkommen wahr. Ignatieff war groß, nicht nur weil er genau wußte was er wollte, und jedes Mittel ergriff, was ſeinem Zwecke diente, ſondern weil es gar kein Gegengewicht gegen ihn gab. Ein Genie im höheren Sinne des Wortes iſt er nicht; aber er verſteht vortrefflich mit den Türken umzugehn, Verſprechungen und Drohungen zu rechter Zeit anzubringen, und unter ſeinen Kollegen iſt Keiner, dem er nicht an Energie und Schlauheit weit überlegen wäre.

Mahmud hatte ſich nun Ignatieff völlig ergeben, weil er wußte, daß er an ihm einen ſicheren Halt haben würde gegen die Launen des Sultans wie gegen die Vorſtellungen der europäiſchen Diplomaten.*) General Ignatieff beſuchte ihn gewöhnlich des Nachts, wie er denn überhaupt alle ſeine Beſuche, die von wirklich politiſcher Bedeutung waren, höchſt geheim hielt, während jede Bewegung eines anderen Botſchafters oder Geſandten immer in den Zeitungen mitgetheilt wurde. Wie weit er nun die türkiſche Regierung wirklich geleitet hat, läßt ſich natürlich nicht ſagen; die öffentliche Meinung erkannte Ignatieffs Finger in allem und jedem. So wurde es ihm zugeſchrieben, daß der fähige Reuf Paſcha aus der Herzegowina abberufen wurde; und allerdings war es leicht genug, Mahmud begreiflich zu machen, daß ein fähiger, ſiegreicher General ihm ſehr gefährlich werden könne. Zur Charakteriſtik des

*) Er wurde daher unter den Europäern gewöhnlich durch den Spitznamen Mahmudoff Nedimski (ſein Name iſt Mahmud Nedim Paſcha) charakteriſirt.

Digitized by Google

neuen Feldherrn, Ahmed Muchtar Paschas, führe ich an, daß sein erster Bericht lautete: als er nach der Herzegowina gekommen sei, habe er keine Rebellen mehr gefunden, sie seien vor dem Schrecken seines Namens verschwunden.

Gewiß ist, daß die Erklärung des Staatsbankerotts auf Ignatieffs Rath zurückging; allerdings war derselbe nicht zu vermeiden, und man konnte nur über die Art der Ausführung streiten. Von da an wurde Constantinopel mit Unterhändlern überschwemmt, welche das Unmögliche möglich machen, den türkischen Staat und die Gläubiger zu gleicher Zeit befriedigen wollten, und auch wirklich Schemen ausfindig machten, nach denen die Pforte ihre Schulden ganz gut bezahlen könne. Einer dieser Entwürfe wurde angenommen, weil die Unterhändler sich bereit zeigten, durch eine Höheransetzung der schwebenden Schuld die Summe von zwei Millionen Liren (eine Lira = 18 Mark) zu gewinnen, die zwischen dem Sultan, Mahmud, und den übrigen Betheiligten vertheilt werden sollte. Das betreffende Document fand sich nachher unter Mahmuds Papieren. Der Entwurf wurde ausgearbeitet und zur Unterzeichnung auf die Pforte gebracht; indessen war gerade eine Stunde vorher Mahmud abgesetzt worden. Das neue Ministerium erklärte alsbald, sich auf finanzielle Operationen fürs erste nicht einlassen zu können.

Inzwischen dauerte der Aufstand noch immer fort. Die Absicht, Montenegro anzugreifen, wurde durch Ignatieffs Dazwischentreten immer wieder aufgegeben. Eine Zeit lang hatte die Regierung den Plan, um den Insurgenten Zuzüge und Lebensmittel abzuschneiden, die österreichische Küste zu blokiren und alle Schiffe zu durchsuchen; endlich aber sah sie ein, daß das doch nach dem Völkerrechte nicht gut möglich war. Mittlerweile hatten die europäischen Mächte, nachdem der Plan einer Occupation der aufständischen Provinzen, den die Times vorschlug, und der entschieden der weiseste und heilsamste war, aufgegeben war, beschlossen, von der Pforte Reformen zu verlangen. Denn es scheint, daß man damals wirklich noch glaubte, die Pforte könne reformiren, wenn sie nur wolle. Natürlich wollte die türkische Regierung einer europäischen Einmischung zuvorkommen und so erschien Anfang December ein großer Reformferman, der die weitgehendsten Maßregeln und Abschaffung aller Mißbräuche decretirte. Natürlich nahm man in Constantinopel nicht die geringste Notiz davon, und die Regierung gab sich auch nur bei den wenigsten Puncten den Schein, als wolle sie dieselben ausführen, obwohl das Document auch in den Provinzen verlesen wurde.

Etwa einen Monat später traf die Andrassynote ein. Um indessen die Fiction der Souveränetät der Pforte aufrecht zu erhalten, wurde das Document nicht überreicht. Die europäischen Botschafter trugen es mündlich vor, und der Minister des Aeußeren, Reschid Pascha, erbat sich das schriftliche

Digitized by Google

Document „zur Unterstützung seines Gedächtnisses". Darnach war zu ermessen, was von dem ziemlich energischen Ton der Note zu halten war. Die Pforte antwortete, sie habe die Reformen bereits gewährt, sei im wesentlichen ganz derselben Ansicht wie die Mächte, und das Document wanderte zu den Acten.

Inzwischen war auch die Lage in Bulgarien eine sehr bedenkliche geworden. Das ganze Jahr hindurch hatte hier eine starke serbische und russische Agitation stattgefunden. Die Türken waren um ihre Stellung sehr besorgt, und hatten namentlich im November und December durch vielfache Gewaltthaten, durch Einquartierungen, Niederschießen von Bauern u. a. — natürlich blieben dabei auch andere Gräuel nicht aus — die Bevölkerung einzuschüchtern und niederzuhalten gesucht. Nichtsdestoweniger brach im März der Aufstand aus und zwar in der Nähe Philippopels, also an einem für Constantinopel höchst gefährlichen Puncte. Diese Nachricht versetzte die türkische Bevölkerung in die größte Aufregung.

Den Winter über war es in Constantinopel ganz ruhig gewesen. Es herrschten zwar fortwährend Gerüchte von bevorstehenden Massacres, von Verschwörungen, von Vorbereitungen zu einem Massenaufstande. Einiges wenige mag daran wahr gewesen sein, andere Nachrichten lassen sich direct auf die russische Botschaft zurückführen, und das meist erklärt sich zur Genüge aus der Furchtsamkeit der Peroten. Jetzt indessen wurde die Bevölkerung aufgeregter. Die Folgen der fortwährenden Kämpfe machten sich geltend, man sah, daß es der Regierung an aller Energie fehle, daß sie ganz unter dem Einflusse des verhaßten Moskow (Russen) stehe, und nun kam noch der bulgarische Aufstand dazu. So verlangte man zunächst Mahmuds Absetzung; aber auch gegen den Sultan selbst war die Stimmung sehr erbittert. Man glaubte, daß er große Schätze aufspeichere, während die Bevölkerung darbte; man sah, wie er das Geld an Günstlinge verschleuderte, z. B. bezahlte er seinem Arzte für eine Cur 1000 Lira, während seine Beamten ein Jahr lang keinen Gehalt erhalten hatten; man fühlte, daß er gänzlich unfähig sei zu regieren, und man glaubte allgemein, daß er von Zeit zu Zeit Anfälle von Tollwuth habe. Dazu erhob jetzt auch die Reformpartei ihr Haupt, geführt von Midhat Pascha und unterstützt und ermuthigt von einigen englischen Torys. Ihnen gelang es vor allem, die Softas aufzuregen und für sich zu gewinnen.

Softa, eigentlich suchta, „brennend", „entbrannt", für die Wissenschaft nämlich, ist die gangbare Bezeichnung der Studenten an den mohammedanischen Universitäten. Derartige Anstalten (Medresses) giebt es im Orient in großer Anzahl; fast mit jeder größeren Moschee ist eine verbunden.*)

*) Auch haben die meisten größeren Moscheen, namentlich Stambuls, oft sehr gute Bibliotheken, aber natürlich nur für arabische, persische und türkische Literatur.

Digitized by Google

Die Studenten kommen natürlich zum größeren Theile vom Lande, sind arm und nicht sehr gebildet. Sie lernen Koranexegese, Theologie und Rechtswissenschaft, und sind naturgemäß das fanatischste und reactionärste Element in der Bevölkerung. So haben sie auch noch immer das altmohammedanische Kostüm beibehalten: große, meist weiße Turbans und lange bis auf den Boden herabreichende Röcke. Da jede Moschee mit reichen Schenkungen an Ländereien, Häusern und ähnlichem (Wakuf) bedacht ist, werden die Studirenden auf Kosten der Moschee erhalten und leben in den dieselbe umgebenden und zu ihr gehörigen Wohnungen. Hat ein Softa seine Studien vollendet, so muß er ein Examen bestehen und wird dann in das Collegium der Ulemas (Gelehrten) aufgenommen, aus denen sich die Imams (Vertreter der Gemeinde und Vorsteher der Moscheen), Schulmeister, Kadis und Muftis rekrutiren.

Daß die Softas nun gegen die Regierung erbittert waren, erklärt sich daraus, daß viele von ihnen aus den aufständischen Provinzen, namentlich Bulgarien, stammten, daß viele ihrer Verwandten in der Armee dienten und gefallen oder verhungert waren. Die Schuld davon trug in ihren Augen — und sie hatten nicht Unrecht — die Regierung. Ganz besonders erbittert aber war man gegen Mahmud, weil er sich von Ignatieff, dem Gesandten der alten Nationalfeinde, der Moskows, leiten ließ. So entschloß man sich zu einer Demonstration. Massenhafte Waffenankäufe fanden statt. Die Führer der Reformpartei ließen Revolver und Pistolen unter den Softas vertheilen. Auch setzte man sich mit Hussein Avni Pascha in Verbindung, der in dem nahen Brussa — Mahmud hatte ihm eine entlegenere Provinz bestimmt, aber Hussein hatte sie nicht annehmen wollen*) — schon lange auf die Gelegenheit lauerte, wieder an die Spitze des Staates zu treten. Gegen die Christen war die Bewegung durchaus nicht gerichtet, im Gegentheil, man suchte ihnen zu zeigen, daß sie an derselben ebenso viel Interesse hätten, als die Muslem.

Da kam ganz plötzlich die Nachricht von den Vorgängen in Salonichi. Man kann sich denken, in welche Bewegung dieselbe Pera versetzte. Kein Mensch hielt sich seines Lebens für sicher; man erwartete stündlich einen ähnlichen Ausbruch in Stambul. Der russischen Botschaft kam dies höchst gelegen. Sie suchte auf alle Weise die Furcht zu erhöhen, oft durch die aben-

*) Hussein Avni war noch lange nach seiner Entlassung in Constantinopel geblieben und hatte sich auf den ihm angewiesenen Gouverneurposten nicht begeben wollen. Da brannte plötzlich sein großes Konak (Palais) in Stambul bis auf den Grund nieder; auch alle seine Habe verlor er. Das veranlaßte ihn endlich, nach Brussa zu gehen. Natürlich betrachtete man allgemein Mahmud als den Urheber des Feuers. Auch als kurz vorher zwei Exgroßveziere, Mehemed Ruschdi Pascha Schirwanizade (mit dem jetzigen Großvezier nicht zu verwechseln!) und Essad Pascha ganz plötzlich starben, glaubte man darin Mahmuds Hand zu erkennen.

Digitized by Google

teuerlichſten Gerüchte. Sie verſammelte Banden von bewaffneten Montenegrinern und Kroaten, um die Europäer zu ſchützen, und die Oeſterreicher folgten ihr darin. Ignatieff erzählte dem Commandanten der Feuerwehr, er habe in ſichere Erfahrung gebracht, daß an einem beſtimmten Abend Pera an allen vier Ecken in Brand geſteckt werden ſolle; er behauptete, die Softas mißhandelten die Chriſten und forderten ſie auf, ſich zum Sterben bereit zu halten. Man ſieht, er that alles, um die Bewegung im ſchlechteſten Lichte darzuſtellen und es womöglich zu einem Ausbruch der Volksleidenſchaften zu bringen; ſeine Gegner trauten ihm ſogar zu, daß er durch ſeine Agenten in Stambul Waffen unter den Türken vertheilen laſſe. Es gelang ihm denn auch, die Bewegung den Europäern in einem ganz falſchen Lichte erſcheinen zu laſſen und Pera eine Woche lang in eine furchtbare „Panique" zu verſetzen. Ihren höchſten Grad erreichte dieſelbe, als zufällig eines Abends in Galata Feuer ausbrach; es blieb indeſſen ganz ruhig und in zwei Stunden war daſſelbe gelöſcht.

Inzwiſchen war in Stambul die Bewegung ausgebrochen: die Softas zogen in bewaffneten Banden durch die Stadt, hielten in den Moſcheen große Verſammlungen; das Koranleſen in den Moſcheen wurde eingeſtellt, weil nach altem Brauch ein Regierungswechſel eintreten muß, wenn der Koran drei Tage lang nicht geleſen iſt. Die Regierung war der Bewegung gegenüber machtlos, zumal da in Folge des bulgariſchen Aufſtandes Conſtantinopel faſt ganz von Truppen entblößt war. Am zweiten Tage gelang es den Softas, den Sultan auf einer Spazierfahrt zu treffen und ihm eine Petition zu überreichen, in der ihre Wünſche formulirt waren.

Der Sultan war ſchon längſt mit Mahmud unzufrieden, da dieſer ihm nicht Geld genug gab — weil vielleicht keins mehr da war. Schon im Januar war Mahmud in Ungnade gefallen und erhielt einen Monat lang keine Audienz beim Sultan. Endlich beſchloß dieſer ſeine Abſetzung; indeſſen gelang es General Ignatieff, ihn im Amte zu erhalten, indem er ſich ſtellte, als ſei er mit Mahmud zerfallen. Seine Collegen, vor allem der engliſche Botſchafter, glaubten daher die Gelegenheit gekommen, wieder Einfluß zu gewinnen, und verlangten vom Sultan, daß er Mahmud im Amte laſſe. Unwillig gab er damals nach, jetzt wurde es ihm nicht ſchwer, Mahmud, ſowie den mißliebigen Scheich ul Islam zu entlaſſen.

In der Wahl des neuen Großveziers zögerte er; erſt am folgenden Tage (7. Mai) ernannte er Mehemed Ruſchdi Paſcha (Metherdſchim), der ſchon einmal Großvezier geweſen und als ehrlicher, vermittelndgeſinnter, obwohl geiſtig nicht ſehr bedeutender Mann, geachtet war und noch iſt. Der ſofort von Bruſſa herbeigeeilte Huſſein Avni wurde Kriegsminiſter, Midhat Präſident des Staatsraths; zum Scheich ul Islam wurde Chairullah Effendi ernannt

Digitized by Google

Die Seele des neuen Cabinets wurde bald Hussein Avni. Dieser, wie die meisten Paschas aus ganz niederen Verhältnissen stammend*) — er war auf einem Dorfe in der Nähe Brussas geboren — hatte sich allmählich vom gemeinen Soldaten zum General und Großvezier aufgeschwungen. Ein lauterer, patriotischer Charakter war er auch nicht; aber er verstand das Kriegswesen und war ein klarer Kopf. Anfangs war er Abdulaziz treu ergeben; indessen wußten die Führer der Reformpartei ihm begreiflich zu machen, daß er unter einer neuen Regierung eine viel sichere und einflußreichere Stellung einnehmen könne.

Mittlerweile unterdrückte die Regierung den bulgarischen Aufstand mit großer Energie und noch größerer Grausamkeit. Selbst in Districten, wo die Bevölkerung ganz ruhig gewesen war, z. B. bei Burgaz am schwarzen Meer, erschienen Baschibozuks, brannten die Dörfer nieder und erschossen jeden Bauer, der ihnen begegnete. Die europäischen Mächte einigten sich aufs neue und ließen der Andrassynote das energischere Berliner Memorandum folgen. Die Pforte protestirte zwar von vornherein gegen dasselbe. Indessen es sollte doch überreicht werden; General Ignatieff hatte es bereits in der Tasche und der Tag zur Ueberreichung war schon festgesetzt, als er eines Morgens mit der Nachricht erweckt wurde, daß Abdulaziz abgesetzt sei. In Folge dessen war er auch nicht mehr accreditirter Botschafter und konnte mit der Pforte in keinen officiellen Verkehr mehr treten.

Ehe das Ministerium zur Absetzung Abdulazizs schritt, wandte es sich noch einmal an ihn. Es stellte ihm die elende Lage des Landes vor und verlangte, daß er, um die Noth zu lindern, Geld hergeben müsse. Er antwortete, er habe kein Geld übrig und könne von seinen Einkünften nichts entbehren. Damit hatte er selbst den Stab über sich gebrochen.

Der Vorgang bei der Absetzung eines Sultans ist nun ein geregelter. Um ihn zu verstehen, muß ich kurz das mohammedanische Rechtsverfahren schildern.

Der mohammedanische Richter ist der Kadi. In einem Processe hat er den Thatbestand aufzunehmen und die Untersuchung anzustellen. Dann aber giebt er die Entscheidung nicht selbst, sondern wendet sich an den Mufti seines Districtes und legt ihm die Sache vor, ohne die Namen der Betheiligten zu nennen: „Wenn N. N. so und so gehandelt hat, was bestimmt das canonische Recht über ihn?“ Der Mufti giebt dann die Entscheidung (das Fetwa) nach dem Scheri, und danach fällt der Kadi das Urtheil.

---

*) Einen Geburtsadel giebt es bekanntlich in der Türkei nicht. Daß eine Familie zwei, drei Generationen hindurch hohe Stellen bekleidet, ist sehr selten. Die Söhne angesehener Leute verschleudern gewöhnlich ihr Vermögen und sterben im äußersten Elend.

Digitized by Google

Der höchſte Mufti und zugleich das Haupt des ganzen Standes der Ulema iſt der Scheich ul Islam, die höchſte Inſtanz bei Appellationen. Will nun ein Großvezier oder wer ſonſt die Macht hat, einen Sultan abſetzen, ſo muß er ſich an den Scheich ul Islam um ein Fetwa wenden; gebietet dies die Abſetzung, ſo hat er ſie auszuführen. Bei der Abſetzung Abdulaziz lautete das Fetwa folgendermaßen: „Frage: Wenn der Beherrſcher aller Gläubigen verwirrten Geiſtes iſt, ſodaß er die Staatsgeſchäfte nicht mehr führen kann, iſt es canoniſches Recht, ihn abzuſetzen? Antwort: Ja. In Demuth gegeben von Chairullah."

Darauf ſchritt man zur Ausführung. Des Nachts wurde das Palais von Dolmabagſche mit zuverläſſigen Truppen unter der Führung Redif Paſchas umgeben, die den Befehl hatten, Niemanden weder aus- noch einzulaſſen; unter dem Vorwande, daß ſie im ägäiſchen Meere kreuzen ſollten, waren die vor dem Palais liegenden Panzerſchiffe armirt worden. Der Sultan ſcheint eine Ahnung von dem ihm drohenden Schickſale gehabt zu haben; wenigſtens hatte er den Thronfolger Murad Effendi in ſein Palais bringen und ſtrenge bewachen laſſen und am letzten Tage viermal nach Huſſein Avni geſchickt. Dieſer ließ ſich entſchuldigen: er ſei krank. Nachts kam er, holte Murad ab und brachte ihn nach dem Seraskirat, dem großen Palais des Kriegsminiſters. Hier wurde das Fetwa des Scheich ul Islam verleſen, Murad gehuldigt, und ſofort die Rufer ausgeſchickt, die Thronbeſteigung des neuen Sultans zu verkündigen. Dann begab ſich — es war um Sonnenaufgang — Redif Paſcha ins Palais, verlangte Abdulaziz einer dringlichen Angelegenheit wegen zu ſprechen, und theilte ihm, als er erſchien, mit, der Sultan befehle ihm, ſofort das Palais zu verlaſſen und ſich nach Topkapu (dem alten Serail in Stambul, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte abgeſetzter Sultane) zu begeben. Abdulaziz fuhr ihn an, wer ihm denn zu befehlen habe; Redif antwortet ruhig, Murad habe ſoeben den Thron ſeiner Väter beſtiegen, er zeigte auf die Panzerſchiffe, die ſoeben ihren vollen Flaggenſchmuck angelegt hatten, er zeigte auf die Soldaten, die das Palais umgaben. Abdulaziz ſah, daß ſich nirgends eine Hand für ihn rege; ſchweigend ergab er ſich in ſein Schickſal.

Dieſer meiſterhaft ausgeführte Staatsſtreich wurde überall mit Freude begrüßt, obwohl die Türken auch hier ihren ruhigen, apathiſchen Charakter nicht verleugneten. Den Europäern war er eine freudige Ueberraſchung; nur General Ignatieff konnte ihn lange nicht verwinden, und es war ihm noch lange unmöglich, ſein früheres freundliches Weſen wieder zu gewinnen. Er ſah, daß es mit ſeiner Herrſcherrolle zu Ende war und er fürs erſte keine Ausſicht habe, die alte Stellung wieder zu erobern. Das Berliner Memorandum wurde nicht überreicht, ſondern zurückgenommen, und man kann ſich

Digitized by Google

denken, wie dieser diplomatische Sieg das Selbstvertrauen und den Muth der Türken den europäischen Regierungen gegenüber erhöhte.

Die hohen Erwartungen indessen, die sich an den Regierungswechsel geknüpft hatten, erfüllten sich nur sehr theilweise. Bedeutende Geldsummen, die die Finanznoth hätten lindern können, fanden sich im Palais nicht; die diplomatische Lage wurde immer schwieriger, und bald kam es zum Kriege mit Serbien und Montenegro. Die europäischen Mächte erklärten sich neutral, indessen wußte Jeder, daß die Neutralität nur für den Fall aufrecht erhalten werden würde, daß die Serben siegten. Der neue Sultan hatte anfangs durch seine Leutseligkeit einen guten Eindruck gemacht; bald indessen zeigte sich, daß sein durch Trunksucht schon geschwächter Verstand durch zwei traurige Ereignisse in unheilbare Verwirrung gerieth.

Murad hatte seinen Oheim mit großer Rücksicht behandelt und ihm auf seine Bitten die Wohnung in Tschiragan, in der er selbst als Prinz gelebt hatte, angewiesen. Abdulaziz selbst schwankte zwischen tiefster Demüthigung und ohnmächtiger Raserei. Er schrieb einen Brief an Murad, in dem er ihm zu seiner Thronbesteigung gratulirte; dann schrie er wieder den Panzerschiffen, die vor seinem Fenster lagen, zu, sie sollten ihm helfen und ihn aus den Händen seiner Feinde befreien. Dabei gesticulirte er lebhaft mit seinen Waffen, so daß man befürchtete, er würde sich selbst verletzen, und ihn aufforderte, seine Waffen abzugeben. Endlich wurde er ruhiger, schlief dann gegen Morgen kurze Zeit, und als er erwachte, war sein Entschluß gefaßt. Er bat seine Mutter, die frühere Sultane Walide, ihm eine scharfe Scheere zu geben, um seinen Bart zu beschneiden. Dann verriegelte er die Thür, und als nach einiger Zeit die Weiber seines Harems besorgt wurden, weil er nichts von sich hören ließ, und die Thüre erbrachen, fanden sie ihn in seinem Blute schwimmend. Er hatte sich beide Pulsadern durchschnitten.

Dies ist der officielle Bericht über den Hergang, und es liegt kein Grund vor, ihn zu verdächtigen, abgesehen von einigen leeren Gerüchten, wie, daß man einen Neger habe in aller Eile zum Fenster hinausspringen sehen. Daß die Walide ihm die Scheere gegeben hat, unterliegt keinem Zweifel: sie mußte nachher gegen die Mißhandlungen der Weiber geschützt werden, die ihr den Tod ihres Sohnes Schuld gaben. Die Regierung that, was sie konnte, um sich von jedem Verdachte zu befreien. Sie rief sofort neunzehn europäische Aerzte zusammen, um, was bei einem Moslem sonst nie vorkommt, eine Leichenschau zu halten. Irgend welche Spuren einer Gewaltthätigkeit wurden nicht gefunden. Auch ist mir von glaubwürdiger Seite erzählt worden, daß Abdulaziz, als er Napoleons Sturz erfuhr — er hegte bekanntlich große Verehrung für Napoleon — geäußert habe, er begreife nicht, wie Napo-

Digitized by Google

leon sein Schicksal ertragen könne: er würde sich in der gleichen Lage das Leben nehmen.*)

Wenige Tage später traf Hussein Avni die Rache für den an seinem Herrn geübten Verrath. Der Mörder war ein Tscherkesse, Hassan Bey, dessen Schwester eine der Gemahlinnen des Sultans, und der selbst Adjutant des ältesten Sohnes des gestürzten Herrschers, Jussuf Izzeddins, gewesen war. Ueberdies war er noch von Hussein Avni persönlich gekränkt worden: dieser hatte ihn nach Bagdad schicken wollen, und als er dem Befehle nicht Folge leistete, hatte er ihn ins Gefängniß werfen lassen. Hassan drang bei Nacht in den Ministerrath, erschoß Hussein sofort und tödtete in dem folgenden Kampfe noch Reschid Pascha, den Minister des Aeußeren, sowie mehrere Diener; Ahmed Kaisculi, der alte Kapudan Pascha (Großadmiral), wurde verwundet. Nach seiner Gefangennahme erklärte der Mörder, es thue ihm Leid, Reschid getödtet zu haben, dagegen bedaure er lebhaft, nicht auch Redif Pascha für den an seinem Herrn geübten Verrath habe strafen zu können. Am folgenden Tage wurde er auf dem Seraskiratsplatze gehängt. Der Tod Hussein Avnis war der schwerste Schlag, der den Staat treffen konnte, da er unter allen Ministern entschieden der Sachlage am meisten gewachsen war.

Diese Ereignisse zusammen mit den Folgen des Trunkes hatten Murads Geist so verwirrt, daß er unfähig wurde, zu regieren. Anfangs suchte man dies noch zu verheimlichen, sprach von unbedeutendem Unwohlsein und ähnliches; indessen da die Lage des Staates immer verwickelter wurde und man eines höchsten Oberhauptes dringend bedurfte, mußte das Ministerium sich zur Absetzung entschließen. Wenn es doch noch hiermit zögerte, so lag der Grund darin, daß der Thronfolger, Murads Bruder (von einer anderen Mutter) Abdulhamid, sich weigerte, den Thron zu besteigen, so lange noch Hoffnung auf Besserung Murads vorhanden sei, theils darin, daß der Scheich ul Islam sich zuerst weigerte, das nothwendige Fetwa zu geben. Nachdem alle Bedenken überwunden waren, vollzog sich die Absetzung in völliger Ruhe. Murad wurde das prachtvolle Palais von Tschiragan zur Wohnung angewiesen, und man erwartet jetzt täglich die Nachricht von seinem Tode.

Ueber keinen Menschen haben die Urtheile verschiedener gelautet, als über Abdulhamid; je weniger man von ihm wußte, desto zahlreicher und ungereimter waren die Erzählungen über ihn. Soweit sich bis jetzt urtheilen läßt, ist er jedenfalls ein verständiger Mann, der seine Lage wohl versteht, und dem es rasch gelingen wird, sich populär zu machen. Er hat, was nie vor-

*) Europäische Leser dürfte die Form interessiren, in welcher die türkischen Zeitungen den Tod des Exsultans anzeigten. Sie lautete: „Seine Excellenz Abdulaziz Effendi haben, sich vermittelst einer Scheere tödtend, aus diesem Leben in die Wohnung der Ewigkeit überzugehen geruht".

Digitized by Google

her vorgekommen, seine Minister mehrmals zu sich zur Tafel geladen, er hat, als er das Arsenal besuchte, alle Officiere bis zum Hauptmann zur Tafel gezogen. Er ließ sich die für die Soldaten bestimmten Gerichte geben und kostete sie; er hat den Truppen für den Fastenmonat ein Extragericht aus eigenen Kosten bewilligt. So kann es ihm nicht fehlen, sich rasch eine Partei zu bilden, auf deren Ergebenheit er sich verlassen kann.

Während dieser ganzen Zeit nun ist irgend ein wesentlicher Fortschritt nicht gemacht worden, obwohl gutmeinende Männer an der Spitze des Staates standen; ich habe eben schon früher gezeigt, daß ein wirklicher Fortschritt unmöglich ist. Die politische Lage ist immer verwickelter geworden. Die zwar nicht sehr zahlreiche, aber sehr marktschreierische jungtürkische Partei verlangt entschieden Krieg. Diese Partei besteht meist aus jungen Beys, Officieren und Cadetten, die eine gewisse europäische Bildung angenommen haben, Wein trinken, in der Religion freiere Grundsätze haben, und namentlich die schwere Kunst von den Europäern gelernt haben, in möglichst kurzer Zeit ein möglichst großes Vermögen durchzubringen. Sie sind dabei von einem sehr übertriebenen und renommistischen Nationalgefühl beseelt und überzeugt, daß sie allen europäischen Mächten siegreich Widerstand leisten, daß sie in einem Jahre den Triumphzug nach Moskau, Petersburg, Berlin und Wien zurücklegen können. Aber auch die sonstige Bevölkerung würde durch ein Nachgeben aufs äußerste erbittert werden. Die Regierung hat ihnen täglich von ihren Siegen erzählt — und sie haben ja auch gesiegt —, warum sollen sie jetzt mit einem Male freiwillig die Rechte, ja die Existenz ihrer Glaubensgenossen aufgeben?

Das Manöver.

Nach den umfangreichen Schilderungen zu urtheilen, welche die Zeitungen im letzten Monat von den jüngsten großen Truppenübungen entworfen haben, muß das Interesse der Leser an diesen Vorgängen ein recht lebhaftes sein. Für den Zuschauer, den betheiligten wie den unbetheiligten, wird in der That das Bild eines wechselvollen Gefechtes, wie es sich an einem schönen Herbstmorgen in Busch und Feld entwickelt, einen unwillkürlichen Reiz ausüben. Zeitig in der Frühe belebt sich die Flur. Einzelne Reiter, die Spitzen der vorgesandten Cavallerie beider Theile, erscheinen und verschwinden flink, man sieht sie mit der Meldung des Gesehenen zurückjagen hinter die Höhen, welche die Masse der Truppen vorerst noch verdecken. Bald wimmelt es in den Büschen,

Digitized

Gewehre blinken und die weißen Wölkchen ſchlagen paffend aus dem grünen Waldſaume hervor. Das Geknatter nimmt zu, nach rechts und links verlängert ſich die Linie der Schützen und die erſte Batterie eilt im Galopp die Anhöhe herauf. Sie hält; eine Minute lang ſieht man Pferde und Mannſchaft im ſcheinbaren Durcheinander, dann ſteht alles ſtill, vom Flügel blitzt es durch den dichten Dampf und der nervenerfriſchende Schall des Geſchützes ertönt. Der Lärm ſteigt, von beiden Seiten treten neue Kräfte in Thätigkeit, hinter den feuernden Linien ziehen Colonnen heran und auf der ganzen Front geht der eine der kämpfenden Gegner zu allgemeinem Angriff vor. Ein raſſelndes Schnellfeuer empfängt die Anſtürmenden, die Reitergeſchwader ſprengen gegen die lockeren Schwärme der Infanterie heran oder prallen gegenſeitig aufeinander. Im letzten Moment, wenn die Linien ſich auf kurze Entfernung gegenüberſtehen, erklingt das Horn und Alles hält.

Rings auf dem Gefechtsfelde wird das Signal aufgenommen und die langgezogenen Töne des aufgelöſten Accordes greifen harmoniſch in einander. Das Manöver iſt zu Ende, die Truppen rücken in die Quartiere oder Bivouaks ab, doch bleiben, um das Bild des Krieges zu wahren, die Vorpoſten marſch- und kampfbereit einander gegenüberſtehen. Ein Bivouak im Manöver iſt, wenn es nicht gerade arg regnet — und ſelbſt dann bleibt der Humor lebendig — ſtets ein Vergnügen für die Truppe. Schon das Ungewohnte nach dem gleichförmigen Leben in der Garniſon bringt das mit ſich. Selbſt die Mahlzeit zu bereiten, Lager und Schutz für die Nacht herzurichten, iſt eine Abwechſelung, die für unſere jungen Soldaten nicht ohne Reiz iſt. Der Nachmittag vergeht unter herkömmlichen, oft altererbten Beluſtigungen, Muſik ertönt rings umher, und zur Nacht ſammelt ſich Alles um das große Lagerfeuer. Zumal im Walde bietet ein Bivouak wirklich ein prächtiges Bild und nur Wenige werden für dieſen Eindruck unempfänglich ſein. Im Laufe der Nacht ſchwindet allerdings häufig der Reiz für die Theilnehmer einigermaßen und wer am andern Morgen die verfrorenen Geſtalten bei der Toilette belauſcht, ſieht manchmal ſauerſüße Geſichter.

Doch bald iſt Alles wieder in Bewegung und das Werk des neuen Tages iſt im vollen Gange.

Soviel vom Manöver als einem Schauſpiel kriegeriſchen Treibens. Ein Schauſpiel nur bleibt es ja allerdings und Abweichungen von der Natur finden ſich in Fülle. Dennoch iſt es Irrthum, was nicht gerade ſelten geäußert wird, das Ganze ſei von Hauſe aus auf eine im Ganzen wie im Einzelnen beſtimmte Löſung angelegt. Dem iſt nicht ſo und es mag vielleicht einiges Intereſſe gewähren, zu unterſuchen, wie weit die Verhältniſſe des wirklichen Krieges durch das Manöver dargeſtellt werden. Eine befriedigende Antwort auf dieſe Frage würde ja zugleich den hohen Werth kennzeichnen, welcher den

Digitized by Google

kostbaren und mit solcher Liebe in unserem Heere gepflegten Uebungen innewohnt.

Die Aufgabe des Manövers, um es kurz anzudeuten, ist eine doppelte: die Ausbildung der höheren Führer und die Gewöhnung der Truppe an feldmäßige Verhältnisse. Diese beiden Gesichtspuncte sind bei allen Anordnungen scharf festgehalten.

Die Kriegstüchtigkeit einer Truppe hängt, abgesehen von ihrer Ausbildung für den Kampf und ihrem sittlichen Gehalt, wesentlich zusammen mit der Fähigkeit zu marschiren und der Gewöhnung auch unter fremdartigen Verhältnissen die Lebensweise zweckmäßig einzurichten. Wenn ein Heer früher ins Feld auszog, so vergingen Wochen, bis es nach fortgesetzten Märschen auf dem Kriegsschauplatz eintraf. Diese Zeit reichte bei weitem aus, die Mannschaft auf Strapazen und ungewohnte Verrichtungen vorzubereiten und namentlich die Führer in der Handhabung größerer Massen zu üben. Heute befördert die Eisenbahn nach einer kurzen Mobilmachung genau in ebenso viel Stunden, als es früher Tagemärsche bedurfte, die Truppen an die Landesgrenze, und über ein Drittel der Kopfzahl bilden die unmittelbar aus der bürgerlichen Beschäftigung abgerufenen älteren Leute.

Diese einfache Betrachtung erklärt die gesteigerte Bedeutung der großen Manöver als einer jährlich mit Regelmäßigkeit wiederkehrenden Uebung. In der Masse des Heeres bleibt dadurch die Gewohnheit des Feldzuglebens einigermaßen lebendig, und deshalb ist die Manöverzeit am geeignetsten, um die älteren Angehörigen der Feldarmee, die „Reservisten", vorübergehend wieder zur Fahne einzuberufen. Auch für den gemeinen Mann ist es wichtig, daß er eine Anschauung gewinne von dem Zusammenwirken größerer Streitkräfte und der gegenseitigen Unterstützung der Waffen. Nachdem er auf dem Exercierplatz geübt ist, sein Schnellfeuer gegen einen „angenommenen" überraschenden Reiterangriff zu richten, muß er wissen, wie ein solcher in Wirklichkeit ungefähr aussieht.

Noch wichtiger indeß ist, wie angedeutet, die Ausbildung der Führer, und bei dieser Aufgabe zumal lassen sich durch die Manöver kriegsähnliche Situationen schaffen.

Der Grund, auf welchem der gesammte Hergang sich entwickelt, ist ein in der Vorstellung beruhendes Verhältniß zweier gegenüberstehenden Heere. Diese angenommene Kriegslage wird von dem Leitendenden des Manövers, welcher außerhalb der Parteien steht, in der sogenannten „Generalidee" ausgesprochen. Dieser barocke Name ist eines der immer noch zahlreichen Ueberbleibsel der alten militärischen Terminologie und wird sich auch in der Folge kaum beseitigen lassen. Die Generalidee soll also die beiden Gegner in den Stand setzen, ihre Anordnungen den Zielen und Interessen entsprechend zu

Digitized

treffen, welche ihrer Partei untergelegt werden. Da schon aus rein wirthschaftlichen Gründen höchstens ein Armeecorps auf jeder Seite auftreten wird, so muß für dasselbe eine besondere Situation und Aufgabe gefunden werden, welche etwa im Zusammenhange mit derjenigen einer seitwärts operirenden Hauptarmee zu denken ist. Dies Verhältniß kehrt ja auch im Kriege häufig wieder, man erinnere sich nur der Heeresabtheilungen auf den Nebenkriegsschauplätzen, während die Hauptarmee vor Paris stand.

Zu dieser besonderen Aufgabe führt nun die gleichfalls vom Leitenden ausgegebene Specialidee über, welche für beide Parteien verschieden ist, während vorher die allgemeinen Züge der Kriegslage meist gleichlautend für beide Theile ausgesprochen werden. Die Specialidee charakterisirt die Aufstellung und Verfassung der thatsächlich zum Handeln kommenden Truppen und giebt diejenigen Nachrichten über den Gegner, welche in Wirklichkeit bekannt sein würden. Hieran schließt sich noch ein besonderer Auftrag, welcher die Operationen in einer bestimmten Richtung halten soll, damit wirklich ein Zusammenstoß erfolge, sobald von den Führern sinnentsprechende Anordnungen getroffen werden.

Für diese letzteren jedoch bleibt jeder Zwang grundsätzlich ausgeschlossen. Vom Leitenden wird derjenige Spielraum für die Entschließungen gelassen, der in Wirklichkeit die Verantwortlichkeit des betreffenden Führers ausmacht. So wird z. B. der Führer eines Armeecorps aufgefordert sein, überhaupt Maßregeln zu treffen, welche ihm der Lage der Dinge nach geboten erscheinen, während bei dem Manöver kleinerer Abtheilungen die Führer bestimmtere Befehle zum Angriff oder Vertheidigung einer Linie oder eines Punctes erhalten, wobei nur die Art der Ausführung ihnen mehr oder weniger überlassen bleibt.

Allerdings sind ja im Frieden die Stärkeverhältnisse gegenseitig bekannt, jedoch bleibt immer ungewiß, an welcher Stelle man den Gegner stark antrifft, und schließlich giebt es in der Anwendung von Truppen, die durch Flaggen markirt werden, einen Zwang, sich vor Ueberraschung zu hüten.

Um den Leitenden rechtzeitig in den Stand zu setzen, den kommenden Verlauf zu übersehen, werden ihm die von beiden Seiten getroffenen Anordnungen vor Beginn der Uebung gemeldet, so daß Gelegenheit bleibt, Mißverständnisse aufzuklären und z. B. die Aufbruchszeiten abzuändern. Ist aus einem Grunde das Eingreifen des Leitenden nöthig, so bietet demselben meist ein Hinweis auf das Verhältniß zu der „angenommenen" Hauptarmee oder die Mittheilung neuer Nachrichten über den Feind die Handhabe, um die ausgegebenen Befehle durch die Führer selbst abändern zu lassen. Ein solcher Hergang entspricht ja den Vorkommnissen des Krieges vollkommen, wo häufig in der Nacht Meldungen vom Feind oder Befehle von höherer Stelle ein-

Digitized by Google

gehen, welche die Dispoſition für den folgenden Tag umwerfen oder abändern.

Bis hierher, bis zum Erlaß des erſten Befehls, läßt ſich alſo unbedingt der Wirklichkeit entſprechend arbeiten, und damit iſt ein weſentlicher Zweck erreicht. Es wird die Fähigkeit der Führer geprüft und geübt, Verhältniſſe, wie ſie der Krieg giebt, ſchnell und ſicher aufzufaſſen, zu beurtheilen und der gewonnenen Anſicht gemäß zu handeln.

Aus den Dispoſitionen, welche hüben und drüben getroffen worden ſind, entwickelt ſich nunmehr eine vollkommen neue Lage. Es handelt ſich daher weiter, die Anordnungen praktiſch zu erproben und zu entſcheiden, welcher Theil ſeine Abſicht zur Durchführung bringt. Dieſe Entſcheidung bringt im Kriege nur das Gefecht ſelbſt. Von weſentlichem Einfluß auf den Verlauf eines ſolchen iſt jedoch die Lage, in welcher ſich beide Theile beim Beginne begegnen. Dieſe iſt aber das Reſultat der Märſche, der Bewegungen außerhalb des Geſichtskreiſes des Feindes, kurz aller einleitenden Maßregeln. Während alſo von beiden Seiten die Entſchlüſſe und Anordnungen ins Werk geſetzt werden, ergiebt ſich die Möglichkeit, in kriegsgemäßer Form die eigenen Bewegungen dem Blick der feindlichen Späher zu entziehen und über den Aufenthalt und die Vertheilung der feindlichen Streitkräfte ſelbſt Nachrichten einzuziehen.

Stoßen dann die vorderſten Abtheilungen zuſammen, ſo vermag der Führer die Befehle zur Einleitung eines Gefechtes, die Anordnungen zur Heranziehung ſeiner Maſſen nach beſtimmten Puncten auf Grund derſelben Ueberlegungen zu erlaſſen, welche er in der Wirklichkeit durchzudenken hat.

In dem Verlauf des nun beginnenden Gefechtes ergeben ſich allerdings Unnatürlichkeiten und die Anforderungen der Wirklichkeit laſſen ſich nicht mehr ſo genau zur Darſtellung bringen. Daß hier nicht von dem unſchädlichen Knall im Gegenſatze zu den fliegenden Geſchoſſen die Rede ſein ſoll, iſt ſelbſtverſtändlich, denn die Tüchtigkeit und das Aushalten in der Gefahr müſſen anderweitig erzogen werden. Wollte man allzu ängſtlich über dieſe Rückſichten wachen, ſo würde die Möglichkeit durch das Manöver, Maſſenbewegungen zu lehren, erheblich eingeſchränkt ſein. Zuvörderſt entſpricht es ſchon nicht der Wirklichkeit, daß an jedem der auf einander folgenden Tage Kämpfe zur Darſtellung kommen, welche bis zur völligen Entſcheidung durchgeſpielt werden. Ebenſo wird häufig von denſelben Truppen in einem Gefecht eine Reihe von Bewegungen ausgeführt, welche in Wirklichkeit vielleicht neu auftretenden Heerestheilen zufallen würde. Durch die Manöver ſollen indeß auch die Unterführer geübt werden, ſich in die Verhältniſſe des Kampfes hineinzudenken und in ſchnell wechſelnden Auftritten ſelbſtändig und zweckentſprechend zu handeln. Es gilt bei Bewegungen im Feuer die Waffenwirkung in Rechnung

Digitized by Google

zu ziehen, die Bodenform zur Deckung zu benutzen, gegen plötzlich sich darbietende Blößen des Gegners einen schnellen Vorstoß zu führen, geschickt dem Feinde sich zu entziehen, kurz zahlreiche und mannichfache Erfahrungen zu sammeln, die nur gewonnen werden können, wo in Folge der Ansammlung einer im Verhältniß zu den Uebungen in unmittelbarer Nähe der Garnison großen Truppenzahl die Ueberraschung und das Unberechenbare des Krieges möglichst zum Ausdruck kommt.

Was nun die Entscheidung des Scheinkampfes betrifft, so bildet diese sicherlich eine der schwierigsten Aufgaben des Leitenden. In der Anlage der Uebung, in den sogenannten „Ideen", ist auf einen bestimmten Ausgang jedes Tages allerdings gerechnet. Es ist leicht einzusehen, daß die Nothwendigkeit das Manöver von langer Hand vorzubereiten, die Quartiere und die Herbeischaffung der Bedürfnisse der Truppen durch Vereinbarung mit den Landräthen und den Ortsbehörden festzustellen, ferner ein Gefecht an solchen Puncten herbeizuführen, wo die Bodenform ein solches lehrreich und die Beschaffenheit der Aecker es nicht zu kostspielig macht — daß dies Alles bis zu einem gewissen Grade einen bestimmten Verlauf des Manövers erfordert. Dieser Rücksicht wird zunächst bei der Ausfertigung der „Ideen" Rechnung getragen. Nach den Angaben, die darin enthalten sind, ist der eine Theil oder auch beide genöthigt, vorzugehen, ebenso kann es das Interesse einer der Parteien ausmachen, stehen zu bleiben, beziehentlich ihren Abmarsch zu sichern.

Daß im Uebrigen jedoch die Selbständigkeit der Entschließung gewahrt ist, wurde bereits erwähnt, und die Bewegungen, wie das Gefecht nehmen zunächst ihren ungestörten Verlauf, damit die Richtigkeit oder die Mängel der getroffenen Dispositionen durch die Entwickelung der Dinge selbst klar zum Ausdruck kommen.

In dem Verlaufe des Manövergefechtes treten jedoch bald Momente ein, wo die Entscheidung mittelst der Waffengewalt durch einen anderen Factor ersetzt werden muß. Die Schiedsrichter treten hier in Thätigkeit. Auf bestimmte Abschnitte des Gefechtsfeldes vertheilt, haben sie die Aufgabe, den Anmarsch, die Entwickelung, die Bewegungen der Truppen im Feuer zu beobachten und die Waffenwirkung und eventuellen Verluste zu schätzen. Aus dieser Abwägung ergiebt sich als Resultat ihr Schiedsspruch, welcher dem Angreifer den Sieg zutheilt oder ihn wieder zurückweichen heißt. Um die Einwirkung der Verluste und die Schwächung der Streitkraft zu charakterisiren, findet häufig ein Urtheil statt, welches einzelne Truppenkörper auf längere oder kürzere Zeit außer Gefecht setzt. Dies geschieht jedoch nur dann, wenn dieselben in eine besonders gefährdete Lage gerathen sind, in der Regel werden die Verluste als auf beiden Seiten compensirt betrachtet. Auf diese Weise kommen die Führer der beiden kämpfenden Theile auch während des Gefechts

Digitized by Google

in die Lage, gegenüber den plötzlich wechselnden Verhältnissen neue Befehle auszugeben. Die Schwierigkeit, mit der dies im Kriege wegen der häufig eintretenden Lockerung der Truppenverbände verbunden ist, läßt sich natürlich nicht zum Ausdruck bringen, wohl aber diejenige Ausübung der Führerschaft, wie sie angestrebt werden muß.

Ist das Gefecht soweit gediehen, daß auf den meisten Stellen die Truppen einander nahe gegenüberstehen und daß in Wirklichkeit der Ausgang von der Energie der Kämpfer abhängen würde, so befiehlt der Leitende, ein Hornsignal zu geben, welches sämmtlichen Truppen Halt gebietet. Er fällt dann die Entscheidung über den Gesammtausgang des Gefechtes und charakterisirt die durch dasselbe geänderte Situation. Daran knüpft sich die Kritik über das ganze Manöver. Auf ein neues Signal setzen sich dann die Truppen wieder in Bewegung, der unterlegene Theil weicht, das Gefecht beginnt von neuem, um allmählich abgebrochen zu werden. Schließlich nehmen beide Theile unter dem Schutze der Vorposten ihre Ruhestellungen ein.

Hatte nun das Gefecht durch die Eigenthümlichkeit der Anordnungen eine andere Wendung als die vom Leitenden beabsichtigte genommen, so daß es beispielsweise dem einen Theil nicht gelungen ist, den Gegner zu verdrängen, dann ist eine Einwirkung auf den Verlauf und die Entschlüsse der Führer möglich, und zwar wiederum durch Befehle und Nachrichten von der supponirten Hauptarmee oder durch erfundene Meldungen über unerwartete Ereignisse im Rücken der Abtheilungen.

Somit gelingt es in der That, bis zu einem hohen Grade die kriegsgemäße Ursprünglichkeit bei den Manövern zu wahren und das freie Urtheil der Betheiligten zu üben. Es ist indeß nicht leicht, die Anlage und Leitung der Manöver so zu gestalten, daß die Wirklichkeit annähernd ähnlich zur Darstellung kommt. Es gehört dazu eine bedeutende Erfahrung, Gewandtheit und Phantasie.

Durch eine lange Friedensschule ist in der preußischen und deutschen Armee diese Kunst gepflegt und groß gezogen worden und jetzt bringen wohl alle Staaten unsere Methode zur Anwendung. Vollkommen neu war dieselbe für das Heer des dritten Napoleon. Die großen Uebungen im Lager von Chalons, welche eine Zeit lang gläubige Bewunderer fanden, waren nichts als ein Exercieren unter bestimmt vorher angesagten Bewegungen, bei welchen auf eine selbständige Gegenmaßregel des Feindes gerücksichtigt wurde. Dies ist eine Uebung, welche das Schulmäßige in der Führung großer Massen zum Ausdruck bringt, jedoch die Führer nicht zu eigener Entschlußkraft erzieht.

In den französischen Berichten über die erste Einführung der Manöver nach 1871 sprach sich deutlich das Erstaunen über die Neuerung aus.

Dem Entwickelungsgange, welchen die Truppenübungen im preußischen

Digitized by Google

Heere genommen haben, entsprachen im vorigen wie in diesem Jahrhundert auch die kriegerischen Leistungen. Durch das immerwiederkehrende Bestreben, die Manöver den Verhältnissen des Krieges so ähnlich zu machen als möglich, bildete sich das Heer zu einem zuverlässigen Instrument in der Hand der Führer aus. Der Verfall der Uebungen, die Künsteleien, zu welchen die Schule Friedrichs des Großen am Anfang dieses Jahrhunderts ausgeartet war, bildete eine wesentliche Ursache unserer großen Niederlage.

Es ist bekannt, welche Berühmtheit die Manöver des Königs nach dem siebenjährigen Kriege erhalten hatten, war es doch die angestrengte Thätigkeit in den Friedensjahren vor 1756 gewesen, welche die preußischen Truppen zu den Aufgaben, die ihrer in jenem Kriege warteten, vorbereitet hatte.

Vertreter aller europäischen Heere trafen nun bei den Manövern von Potsdam zusammen. Diese Zulassung Fremder stach bedeutend ab gegen die Strenge der früheren Tage, wo sogar dienstlich nicht betheiligte Officiere der eigenen Armee von dem Besuch des Manöverfeldes ausgeschlossen waren. Es ist indeß leicht durchzuführen, wie gerade in Folge des häufigen Erscheinens ausländischer hoher Officiere und vornehmer Zuschauer der naturgetreue Charakter der Uebungen allmählich zu leiden begann. Die peinliche Genauigkeit in der Form bei Bewegungen großer Massen, das sogenannte Parademäßige, wurde mehr und mehr übertrieben.

Nach den Freiheitskriegen wurden auch die Manöver der Kriegserfahrung gemäß regenerirt, doch bald, schon in den zwanziger Jahren, bei der Aussicht auf langen Frieden und dem gedrückten Zustande der Finanzen sehr eingeschränkt. Erst im Jahre 1840, nachdem die Theilnehmer der Feldzüge mehr und mehr aus der Armee geschwunden waren, wurden Anordnungen zur regelmäßigen Abhaltung der Manöver nach bestimmten Grundsätzen getroffen. Die Erfahrungen der Feldzüge des vergangenen Jahrzehnts, die durchgreifenden Aenderungen in der Bewaffnung haben eine Umarbeitung inzwischen nöthig gemacht. Dieselbe hatte im Juni des Jahres 1870 ihren Abschluß gefunden.

Bekanntlich blieben nach dem französischen Kriege, dem ersten, in welchem Hinterlader gegen Hinterlader gefochten haben, Zweifel über die Grenze der Anwendbarkeit der alten, mehr geschlossenen, taktischen Formen im Gegensatze zu den Schwärmen, in welche thatsächlich die vorderste Gefechtslinie sich stets aufgelöst hatte.

Diese Streitfrage ist ja vielfach in die Literatur gedrungen und die Forderung nach neuen taktischen Formen wurde zum Theil sehr weit getrieben. Dagegen hat sich naturgemäß eine Reaction entwickelt, welche diese Bestrebungen auf ein bescheideneres Maß zurückführte. Man ist über die Nothwendigkeit, das Gefecht in großen Schwärmen zu führen, vollständig im

Digitized by Google

Klaren, ebenso aber kennt man das entscheidende Gewicht einer geschlossenen Colonne, die dem Schwarm Nachdruck giebt. Bei den Friedensübungen muß daher das feste Zusammenhalten gelehrt werden, was im Ernstfall zu erstreben, wenn auch nicht in gleichem Grade zu erreichen ist.

Die Aufgabe der heutigen großen Manöver ist es daher, diesen Ausgleich zwischen beiden Extremen zu einer sicheren Gewohnheit der Truppen zu gestalten. Dabei wird man vielleicht nur Acht haben müssen, ein Uebermaß der Formgenauigkeit zu vermeiden. Die Präcision der Bewegungen, auf welche das deutsche Heer im Großen wie im Kleinen nach einer Tradition, welche nie veralten darf, so großen Werth legt, könnte dazu verleiten. Wiederum nach hundert Jahren sind die Manöver in unserem Lande ein Versammlungspunct für Mitglieder der auswärtigen Heere geworden. Das militärische „Tableau" und der Reiz, ebenmäßige, gerade Linien zu schauen, darf aber nicht wieder die Schulung für die Wirklichkeit des Krieges beeinträchtigen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus den Alpen. Neue Straßen und Reiseziele. — Erstaunliches leistet der Dynamit, das zeigt jede neue Alpenstraße. Als vor zwölf Jahren in den senkrechten Wänden des Axensteins eine breite Fahrbahn freigelegt wurde, staunten die Vorüberfahrenden, wenn die mächtigen Blöcke tosend unweit des Dampfers in den See fielen. Nur wenige gab es da, welche kühn schon weiter dachten und gleich einen Schienenweg dort entlang geführt zu sehen wünschten. Heute behauptet die Axenstraße nur durch die prächtigen Fernblicke, die sich bei jeder Biegung neu erschließen, ihren alten Ruf; als Kunstbau ist sie vielfach übertroffen. Der Forderung einer Eisenbahn in gleichlaufender Richtung steht zur Zeit nur der Kostenpunct entgegen. Am Ufer des Sees begleiten sie bereits die Meßfähnchen, die im Reußthal aufwärts fortschreiten bis zum großen Gotthardtunnel. An vielen Stellen sind Fühlstollen senkrecht in die Felswand getrieben, zur Prüfung des Gesteins und zur leichteren Fortschaffung der Schuttmassen während des Baues. Aber im Augenblick steht Alles verlassen und wartet der Vereinbarungen, welche die Mittel zur Ausführung des schwierigen Baues gewähren sollen. Neue Geldopfer werden von der Schweiz verlangt, und es ist begreiflich, daß ihr dieselben schwer fallen in einem Moment, wo sie bereits an einer Ueberfülle von Bahnen krankt. Aber auch für Chausseen hat das kleine Land in den letzten Jahren große Summen aufge-

Digitized by Google

wendet, und zwar für Zwecke, die keinerlei materiellen Gewinn verſprachen. Es ſind dies vor Allem die Straßenzüge, welche in conſequenter Weiſe durch die Hochalpen geführt ſind und die weſentlich aus militäriſchen Rückſichten ihre Entſtehung fanden. Der erſte große Bau dieſer Art war die Oberalpſtraße, welche durch das Vorderrheinthal auf den Gotthard führt und ſo die Verbindung von Oſt- und Weſtſchweiz durch das Hochgebirge herſtellt. In dasſelbe Syſtem fällt die ſeit zwei Jahren geöffnete Strecke zwiſchen Davos und Chur über Lenſ im Landwaſſerthal, welche von Tiefenkaſten im Albulathal den Anſchluß an die Julierſtraße findet. Dieſe Straße von Davos bis Thuſis läuft dem Innthal ziemlich parallel und bildet die Verbindung der aus dieſem herüberführenden Päſſe des Fluela, Albula und Julier.

Jene Straße in ihrer ganzen Ausdehnung von Davos bis Thuſis iſt unſtreitig eine hervorragende Sehenswürdigkeit der Oſtſchweiz. Wer aus dem Engadin über den Fluela hinab nach Davos fährt, iſt reich belohnt, wenn er, ſtatt dem Laufe der Landquart zu folgen, den Umweg über Lenſ ins Rheinthal nicht ſcheut. Von Davos, das ſtattlich hervorwächſt und im Hochſommer kühl, im Winter behaglich erſcheint, ſenkt ſich die Straße neben dem Landwaſſer allmählich hinab. Dichter Wald bedeckt die Hänge, immer ſchroffer ſtürzen dieſe in die Tiefe ab und verengen das Thal bis auf das Rinnſal des Fluſſes. Der Weg iſt meiſt in das ſenkrecht anſtehende Dolomitgeſtein gebrochen. An anderen Stellen haben die herabſtürzenden Bäche die Trümmer an den Wänden zu mächtigen Halden aufgehäuft, vor deren lockerem Gefüge lange Gallerien die Straße ſchützen müſſen. Nur während weniger Stunden fallen die Sonnenſtrahlen in den engen Spalt und im Auguſt liegen die Lawinen noch haushoch aufgethürmt, an einzelnen Stellen die ganze Sohle des Thales bedeckend. Die großartigſte Stelle des Thales ſind die „Züge", ein wildes Gewirr von Schluchten und tiefen Waſſerriſſen. Um ein conſtantes Gefälle zu erhalten und Uebergänge zu finden, muß die Straße tief in die Seitenthäler hinein- und wieder zurückgehen. So bietet ſich das eigenthümliche Schauſpiel, daß der Wanderer nach einer Stunde Weges ſich plötzlich wieder derſelben Stelle im Hauptthal gegenüber befindet.

Die Strecke von Tiefenkaſten nach Thuſis iſt kunſtvoll gebaut und ſteht an landſchaftlicher Schönheit der oben genannten wenig nach. Merkwürdig iſt vor Allem die Brücke, welche halbwegs zwiſchen beiden Orten mit einer einzigen mächtigen Bogenſpannung die beiden Ränder des tiefgeſchnittenen Thales wohl hundert Meter über dem Waſſer verbindet. Die Teufelsbrücke am Gotthard muß beſcheiden gegen dieſen Bau zurücktreten.

Wer durch häufigen Beſuch mit der Schweiz vertraut wird, ſucht mit beſonderer Vorliebe in jedem Jahre neue Gebiete kennen zu lernen und ſo den Rahmen ſeiner Anſchauung mehr und mehr zu füllen. Man weicht gern der breit

Digitized by Google

getretenen Route der Rundreiſebillets aus und ſchlägt ſich in die Seitenthäler, ſteigt in denſelben zur Paßhöhe und wieder hinab zu anderen Gebirgsgruppen. Der Zutritt in wenig beſuchte Thäler ſteht häufig allerdings nur dem Fußwanderer zu Gebote, doch bilden gerade dieſe Entdeckungsreiſen eine lohnende Vorſchule für hohe Beſteigungen, die ſelbſt häufig lange nicht ſo lohnend ſind. Selbſt in den Voralpen liegen viele herrliche Gebiete verhältnißmäßig ungekannt. Das Allgäu wird in den letzten Jahren viel von Norddeutſchen aufgeſucht und das liebliche Obersdorf, in weiter Thalöffnung gelagert, bietet einen wohlthuenden Aufenthalt und prächtige Ausflüge. Aber nur Wenige ſteigen tiefer ins Gebirge hinein. Eine Reiſe von intereſſanten Uebergängen führt von dort in die Thäler der kleinen Zuflüſſe des Rhein- wie des Donaugebiets. Man ſteigt über den Schröcken ins Vorarlberg und ſchreitet an der Bregenzer Ache entlang dem Bodenſee zu, oder richtet ſich durch das Kloſterthal ins Montafun. Aus dieſem führt das Schweizer Thor unter herrlichen Blicken auf die Hochalpen zur Landquart. Doch dieſer Weg verlangt ſtreckenweis beſondere Rüſtigkeit des Steigers, und dieſer muß nächtliches Obdach bei dem Sennen ſuchen, welcher oft ſeit Monaten keinen Fremden über ſeine Schwelle treten ſah. Auch mit der Nahrung ſieht es dann ſchwach aus, doch bietet ein eigenthümliches Erzeugniß des Gebirges ſchmackhafte Koſt. Es iſt dies geſalzenes und geräuchertes Rindfleiſch, das in einem Darme ſich Jahre lang friſch und ſaftig erhalten ſoll. Der ominöſe Name dieſes Präparats „Landjäger" darf nicht ſchrecken.

Aber auch der minder geübte Gebirgswanderer findet mit geringer Mühe neue Pfade und Aufenthaltsorte. Bei der einförmigen, faſt gewerbsmäßigen Art, wie der große Strom der Reiſenden heute ſeine Bahn wählt, fühlt ſich jeder, der Erfriſchung in der Natur ſucht, unwillkürlich getrieben, kleinere und unbekanntere Wohnplätze aufzuſuchen. In der That will es faſt ſo ſcheinen, als ob in den Hochthälern die kleinen Dörfer ſich mit gutem Erfolg zur Aufnahme der Fremden einrichten, während die Rieſenpaläſte an den eleganten Modeorten häufig nur ſpärliche Beſucher aufweiſen. Allerdings muß jedem, der in unbekanntere Gegenden des Gebirgs ſeinen Fuß ſetzt, ſeine Reiſezeit nicht allzu knapp zugemeſſen ſein, ſondern er muß in der Weiſe Aufſchub ertragen können, wie unſer häufiger Gefährte, der Angelſachſe, der, weil es trübes Wetter, ruhig in einem kleinen Dorfe vierundzwanzig Stunden auf die nächſte Poſt zu warten ſich entſchloß. I am not tho least in a hurry, ſagte er.

Aus Berlin. Die Thronrede und die Lage. Die Wahlen. — Die Spannung, mit der die Thronrede zur Eröffnung des Reichstages allſeitig und beſonders im Auslande erwartet wurde, zeugte recht deutlich von

Digitized by Google

dem Gerüchte, das die deutsche Politik auf den Gang der Weltereignisse ausübt. Jedermann fühlte die Bedeutung der deutschen Macht, welche so ruhig und schweigend in mitten der allgemeinen europäischen Erregung dastand. Wunderbarer Weise täuschte man sich vielfach über den Grund dieser Zurückhaltung, vielleicht weil man sich täuschen wollte, weil man sich der Illusion hingab, daß bei dieser Ruhe endlich der Entschluß reifen würde, zu Gunsten der einen oder der anderen europäischen Macht in die orientalischen Händel einzugreifen. Sicherlich haben verschiedene fremde Cabinete auch positive Anstrengungen gemacht, um Deutschland zu einer solchen activen Politik zu bewegen. Wie schlecht kannte man doch die deutsche Regierung und das deutsche Volk! Beide sind sie von Anbeginn der orientalischen Krisis in der Anschauung einig gewesen, daß Deutschlands Interesse es in keiner Weise zulässig erscheinen ließe, sich an ihr in irgend einer Art direct oder indirect zu betheiligen. Das deutsche Volk hat während des letzten Jahres in vollendeter und überaus berechtigter Passivität der orientalischen Verwickelung gegenüber gestanden, und wenn die deutsche Staatsleitung nicht ohnehin die Interessen Deutschlands vollauf kannte und wahrzunehmen verstünde, diese Stimmung des Landes hätte ihr ihre Haltung deutlich vorzeichnen können. Die Worte der Thronrede über Deutschlands auswärtige Politik werden denn auch überall im Lande mit Befriedigung aufgenommen werden. Es heißt dort, das angelegentliche Bestreben des Kaisers sei unabänderlich darauf gerichtet, gute Beziehungen mit allen Mächten, insbesondere mit den Deutschland nachbarlich und geschichtlich näherstehenden, zu pflegen und den Frieden, sofern er bedroht werden sollte, durch freundschaftliche Vermittelung zu erhalten. Was aber auch die Zukunft bringen möge, Deutschland dürfe sicher sein, daß das Blut seiner Söhne nur zum Schutze seiner eigenen Ehre und seiner eigenen Interessen eingesetzt werden solle. Deutlicher kann man es nicht sagen, daß Deutschland keine Neigung hat, die Politik irgend einer Macht zu deren Zwecken zu unterstützen, sondern daß es seine Aufgabe lediglich darin sieht, unter den Mächten behufs Erhaltung des Friedens zu vermitteln. Die Thatsache, daß bis zur Stunde trotz der gewaltigen Erregung Europas der Frieden erhalten worden ist, und die Hoffnung, daß auch in Zukunft trotz eines eventuellen russisch-türkischen Conflictes menschlicher Voraussicht nach die Ruhe des übrigen Europa nicht gestört werden wird, beide verdanken wir nur der deutschen Politik. Wenn die uns feindlichen Gemüther sich überhaupt davon überzeugen wollen, daß die Wiedererrichtung des deutschen Reiches dem Frieden zu Gute kommen sollte und mußte, so ist heute dazu die beste Gelegenheit. Wenn es Deutschland jemals in den Sinn kommen könnte, eine aggressive Politik zu treiben, ein wie reiches ausgiebiges Feld zu solchem Beginnen würde es augenblicklich vorfinden! Natürlich hat das verständige und uneigennützige Verfahren

Digitized by Google

Deutschlands auch für uns speciell bereits seine Früchte getragen und die Thronrede kann mit berechtigtem Stolze constatiren, daß die gegenwärtigen auswärtigen Beziehungen Deutschlands ungeachtet der augenblicklichen Schwierigkeiten der Lage dem friedfertigen Charakter der Politik unseres Kaisers entsprechen.

Was die Zukunft angeht, so lassen die knappen Worte der Thronrede deutlich genug ahnen, daß man an höchster Stelle noch manche schwere Stunde kommen sieht. In den letzten Tagen zwar haben sich die orientalischen Verhältnisse ein wenig friedlicher gestaltet, indessen ist es doch leicht ersichtlich, daß die kriegerische Entscheidung dort nur vertagt und noch keineswegs aufgegeben ist. Heute vor acht Tagen schien es, als ob der Einmarsch der Russen in die insurgirten Provinzen der Türkei fast unmittelbar bevorstünde. Nachdem aber General Ignatieff seine langerwartete Audienz bei dem Sultan gehabt hatte, sah man, daß die Dinge noch nicht so weit gediehen waren. Der General bot zwar den der Türkei so verhaßten sechswöchentlichen Waffenstillstand an, erklärte aber gleichzeitig, daß Rußland einer eventuell erforderlichen Verlängerung desselben nicht abgeneigt sein würde. Die Pforte scheint, da die anderen Mächte den russischen Vorschlag in Constantinopel unterstützen, in denselben willigen zu wollen. Bleibt der Divan in dieser günstigen Disposition, so werden wir ungefähr am 1. November die Waffenruhe im Morawathale eintreten sehen. Dann wird die russische Diplomatie offenbar ihre ganze Thätigkeit der Autonomie- und Reformfrage zuwenden und dann erst wird man vor der endlichen Entscheidung über Krieg und Frieden stehen. Bis jetzt liegt nicht das mindeste Anzeichen vor, daß die Pforte, für Bosnien und Bulgarien die politische Autonomie zu bewilligen gedächte und da andererseits nicht der geringste Zweifel darüber bestehen kann, daß Rußland es mit der Durchführung dieser Forderung sehr ernst meint, so ist noch nicht recht abzusehen, wie ein kriegerischer Zusammenstoß vermieden werden soll. Indeß wer will in diesem unberechenbaren politischen Spiele russisch-türkischer Staatskunst vorhersagen, wie die Dinge heute über sechs Wochen liegen werden! Inzwischen rüsten sich Russen und Türken. Nicht minder aber waffnet sich England, sei es, um dereinst activ einzutreten, sei es, wie man hier noch immer fest überzeugt ist, um wirksamer demonstriren zu können. Oesterreich scheint auf dem Wege der Verständigung mit Rußland Fortschritte zu machen. Die Erklärung des Fürsten Auersperg auf die Interpellation in dem Wiener Abgeordnetenhause machte ganz den Eindruck, als ob man sich mit dem Gedanken einer eventuellen Occupation türkischer Gebietstheile in den Wiener Regierungskreisen bereits ganz vertraut gemacht hätte. Wurde es doch geradezu ausgesprochen, daß die Verbesserung des Looses der christlichen Bevölkerung auf der Balkanhalbinsel eins der beiden Hauptziele der österreichischen

Digitized by Google

Politik sei und wie der Minister zu behaupten für gut fand, sogar stets gewesen sei.

Während wir dieses schreiben, ist, wie schon so oft, in den orientalischen Dingen abermals eine ganz unvermuthete Wendung eingetreten. In Folge der jüngsten Erfolge der Türken bei Djenis und der dadurch hervorgerufenen Noth der Serben hat der General Ignatieff plötzlich die türkische Regierung aufgefordert, sie möge die Feindseligkeiten unverzüglich einstellen, andern Falles werde er Constantinopel sofort verlassen. Die Bündigkeit dieser Erklärung läßt ihre Bedeutung ohne weiteres erkennen. Der Krieg muß ihr auf dem Fuße folgen, wenn nicht die Pforte durch schleuniges Nachgeben ihn noch einmal hinausschiebt. Vermuthlich wird für ihre Entschejdung in erster Linie der Stand ihrer militärischen Rüstungen und die Frage maßgebend sein, ob ein weiterer Verfolg der Siege über die Serben für die Befestigung der türkischen Positionen erforderlich ist.

In Betreff der inneren Politik ist natürlich der Passus der Thronrede besonders wichtig, der von der derzeitigen Handels- und Verkehrslage handelt. Hier ist es die Frage der Eisenzölle, nach deren Lösung Jedermann forscht, über deren Schicksal eine Andeutung in der Rede zu finden, Viele erwarteten. Diese Erwartung ist insofern getäuscht worden, als diese Angelegenheit mit keinem Worte dort erwähnt ist. Aber um so klarer ist wohl gerade durch dies Schweigen das Geschick der Eisenzölle entschieden worden, denn wenn es in der Absicht der Regierung läge, ihrerseits eine Verlängerung der Zölle herbeizuführen, so hätte die Thronrede wohl einen darauf abzielenden Gesetzentwurf angekündigt. Da sie das nicht thut und der erste Januar vor der Thüre steht, so ist sicher anzunehmen, daß die Regierung entschlossen ist, es bei dem Wegfall der Zölle bewenden zu lassen. Es stimmt diese Ansicht auch durchaus mit den Andeutungen überein, die hier über die Entscheidung des jüngst unter dem Vorsitze des Kaisers stattgehabten Ministerrathes, der sich mit der Frage der Eisenzölle beschäftigte, bekannt geworden sind. Nach denselben wäre der Minister Camphausen sehr entschieden für die Aufhebung der Zölle eingetreten und hätte man sich in Folge dessen allerseits in seinem Sinne entschieden. Einen sehr guten Eindruck wird auf die Handelswelt die Zusage der Thronrede machen, regierungsseitig bei den bevorstehenden Unterhandlungen über die Erneuerung der Handelsverträge dahin zu wirken, daß die Benachtheiligungen von der deutschen Industrie abgewendet werden, welche ihr durch die Zoll- und Steuereinrichtungen anderer Staaten bereitet werden. Diese Bestrebungen werden wohl besonders gegen die Bestimmungen gerichtet sein, welche bei der französischen Zucker- und Eisenausfuhr obwalten. Der in der Thronrede ausgesprochenen Zuversicht, daß es gelingen werde, das für die einheitliche Rechtsentwickelung Deutschlands so bedeutsame Werk der großen

Digitized by Google

Justizgesetze zu Stande zu bringen, wird gewiß von Seiten des Reichstages nach Möglichkeit entsprochen werden. Freilich bleibt zunächst abzuwarten, wie sich der Bundesrath zu den Vorschlägen der Justizcommission des Reichstages stellen wird.

Die Wahlen zum preußischen Landtage liegen nun bereits hinter uns. Mit Genugthuung kann die liberale Partei constatiren, daß sie ihre Machtsphäre nicht nur erhalten, sondern ihr auch noch einen kleinen Zuwachs zugeführt hat. Die Fortschrittspartei, die Conservativen und das Centrum haben ihre frühere Stärke behauptet und weder etwas verloren noch gewonnen. Die Polen haben einige Mandate eingebüßt. Aus dem Wahlacte geht mithin hervor, daß die klericale Agitation ihren Höhepunct erreicht, wenn nicht bereits überschritten hat, daß die Wühlereien der Deutschconservativen und Agrarier gar keine Wirkung erzielt haben und daß die liberale Partei nach wie vor der wesentlichste Factor der preußischen Landesvertretung geblieben ist. J.

Literatur.

Italia, herausgegeben von Karl Hillebrand in Florenz. Band III. Leipzig, Hartung & Sohn. — Auch der dritte Band dieses verdienstvollen Unternehmens bringt denjenigen, die sich über die Zustände des modernen Italiens gründlich unterrichten wollen, des Lesenswerthen die Fülle. Der Kreis der Mitarbeiter hat sich abermals erweitert, und wie billig nehmen die italienischen Gelehrten wieder den meisten Raum ein. Sie bringen ebenso die nöthige Unbefangenheit, wie die erforderlichen Kenntnisse mit. Es werden uns gerade nicht Namen ersten Ranges vorgestellt, aber ihre Arbeiten legitimiren sie durchweg als sachverständige Beurtheiler. Die bedeutsame politische Krisis, welche Italien im März dieses Jahres durchgemacht hat, wird in des Herausgebers politischer Uebersicht erörtert; sie wirft ihre Schatten auch in die Arbeit von Franz Boll und Tommaso Crudeli über die Reform der italienischen Universitäten. Die Verfasser beschäftigen sich nämlich nach einem geschichtlichen Rückblick auf das Universitätswesen in Italien, besonders mit den von Ruggero Bonghi ins Werk gesetzten Reformen, und weisen nachdrücklich auf die verhängnißvollen Folgen hin, die eine Störung oder auch nur ein Stillstand in diesem zusammenhängenden Reformwerk nach sich ziehen würde, das nichts Geringeres als eine vollständige Reorganisation des höheren Unterrichts anstrebte, durch Verbesserung der Lehrkräfte, durch Hebung des Niveaus der wissenschaftlichen Studien, durch Abschaffung der Mißbräuche im

Digitized by Google

Prüfungswesen, endlich durch allmähliche Lahmlegung der überflüssig zahlreichen kleinen Universitäten, die zum Besten der großen und lebensfähigen Hochschulen zu beseitigen, bisher an den municipalen und provinziellen Sonderinteressen gescheitert ist. Gerne begegnet man Bonghi auf einem Felde, wo seiner außerordentlichen Thätigkeit ein uneingeschränktes Lob gebührt, und wo sein allzu kurzes Wirken hoffentlich die Aussaat dauernder Früchte bedeutet. Die Verfasser heben besonders hervor, „daß der als Feind Deutschlands so arg verschrieene Mann der erste italienische Unterrichtsminister gewesen ist, welcher auf dem Gebiete der Erziehung wirklich ernsthaft den Kampf gegen den Klerus aufgenommen hat, und daß zweitens kein einziger seiner Vorgänger eine so richtige Würdigung der deutschen Wissenschaft und der auf den deutschen Universitäten herrschenden Lehrmethode an den Tag gelegt hat, wie gerade Bonghi." Wenn man bedenkt, daß das Königreich Italien in den sechzehn Jahren seines Bestandes nicht weniger als fünfzehn Unterrichtsminister verbraucht hat, so ist allerdings der Wunsch gerechtfertigt, daß das sechzehnte, nachdem Bonghis Fall mit dem Minghettis unvermeidlich war, wenigstens auf dem von seinem Vorgänger gelegten Grunde fortbauen und die Aera der Experimente definitiv schließen möge. Von nicht minderem Interesse ist der Aufsatz Carlo Levis über Rom als Hauptstadt des Königreichs Italien. Er bestätigt nur allzu sehr die Bedenken, die von besonnenen Männern gegen die Wahl der ewigen Stadt zum Mittelpunct des modernen Nationalstaates erhoben worden sind. Die Stadt der Quiriten hat sich bisher durchaus unfähig erwiesen, diese Ehre zu verdienen. Man hat bisher nur das Behagen derselben gestört, um selbst darin so unbehaglich und unbequem als möglich zu leben. Mißgriff um Mißgriff ist gemacht worden, die Arbeiten stocken, es fehlt an Geld, es fehlt vor Allem an der Initiative des Bürgerthums, und es wird noch eine geraume Zeit vergehen, bis die der gänzlich unvorbereiteten Stadt gewährte Selbstregierung, die doch nicht verweigert werden konnte, bessere Resultate hoffen läßt. Ein im Ganzen erfreuliches Culturbild gewährt der Aufsatz von P. Lioy über die geistige Nahrung des italienischen Volkes, der reich ist an statistischen Mittheilungen über das Schulwesen, über Buchhandel und Bibliotheken, über Zeitungen und Zeitschriften. Eine Geschichte der uralten, mit der politischen Wiedergeburt aufs Neue aufgelebten Streitfrage über die italienische Sprache giebt N. Caix. In das Gebiet der Volkswirthschaft schlagen die Abhandlungen über die Eisenbahnen und über das Bergbaugesetz ein, jene von Valfredo Pareto, diese von C. Fontanelli. Das Kapitel der Kunst ist vertreten durch eine Arbeit von A. Bayersdorf über die florentinische Kunst der Gegenwart. Ein besonders anziehender Beitrag sind die Mittheilungen Alexander Kaufmanns über Philipp Joseph von Rehfues, der mit seinen „Briefen aus Italien" und anderen halbvergessenen

Digitized by Google

Werken einer der ersten Vermittler zwischen dem Geistesleben Deutschlands und Italiens gewesen ist. Rehfues war 1779 in Tübingen geboren und starb zu Bonn 1843 als preußischer Geheimer Oberregierungsrath und vormaliger Curator der rheinischen Universität. In den Jahren 1801—1805 hielt er sich in Italien auf und dieser Zeit gehören die interessanten autobiographischen Aufzeichnungen an, die hier mitgetheilt sind. Paul Heyse bringt vortreffliche Uebersetzungen aus Leopardi, während ein Herr Chiarini sieben Capitel aus Heines Atta Troll übersetzt hat — freilich eine wunderbare Wahl; die Fortsetzung von Gonzagas Uebertragungen Goethescher Gedichte wäre erwünschter und für die Italiener sicher werthvoller gewesen. Den Beschluß bildet die Besprechung zahlreicher Novitäten vom italienischen Büchermarkt, während der folgende vierte Band eine Uebersicht über die neueren deutschen Schriften über italienische Gegenstände bringen wird. Wilhelm Lang.

F. Reuleaux und die deutsche Industrie auf der Weltausstellung zu Philadelphia. Eine unparteiische Sammlung der durch die vier Briefe des Herrn Reuleaux hervorgerufenen wichtigeren Streitschriften. Leipzig, G. Hirth. 1876. — Aus dem Vorworte erfahren wir, daß die Sammlung gegen den Wunsch und Willen Reuleaux' herausgegeben wurde. Ist sein Widerspruch durch die Sorge motivirt, daß die große Zahl der gegnerischen Stimmen sein strenges Votum vielleicht überschreien würde, so hat er geirrt. Den Protesten gegen Reuleaux' Urtheil ist in der vorliegenden Sammlung ein stattlicher Raum zugewiesen worden. Wir denken, daß alle Gründe, die sich gegen seinen herben Ausspruch vorbringen lassen, hier vereinigt sind. Der schließliche Eindruck, hat man dieselben alle erwogen, bleibt dennoch: Reuleaux ist nicht widerlegt. Die Gegner meinten, wenn sie die Ursachen für das kümmerliche Aussehen der deutschen Industrie in Philadelphia aufzählen, hätten sie das Unrecht des Reichscommissars dargethan. Mehr oder minder grob wird derselbe am Anfang der Gegenrede angefahren, in der Hitze des Streites entfallen dann aber weitgehende Zugeständnisse, wie allerdings die deutsche Industrie in Philadelphia schlecht repräsentirt sei, die Schuld daran aber diesen oder jenen, nur nicht die betreffende Industrie, die gerade vertheidigt wird, treffe. Die Aussteller sind überdrüssig der immer wiederkehrenden Qual und geben sich keine rechte Mühe mehr. Bei den amerikanischen Zollverhältnissen fehlt jede Aussicht auf lohnenden Absatz; diese Triebfeder, die Ausstellung glänzend zu beschicken, fiel also fort. Die allgemeine Wehrpflicht, welche tausende von kräftigen Arbeitern jahrelang von der Werkstätte entfernt hält, sie das Handwerk vergessen und verlernen läßt, trägt die Schuld, oder die deutsche Bourgeoisie, welche den Arbeiter

Digitized by Google

ſchlecht zahlt, daher auch nur ſchlechte Waare empfängt, oder der Mangel einer tüchtigen polytechniſchen Schule, wie ein Ingenieur Born in der Magdeburger Zeitung ausführt, oder nach der Meinung eines Herrn Schlickeyſen die in der deutſchen Induſtriewelt berechtigte „Freiheit, Ideen zu ſtehlen“ u. ſ. w. u. ſ. w. Durch alle dieſe Erklärungen und Beſchuldigungen wird aber die Thatſache, daß unſere Induſtrie in Philadelphia wenig glänzend aufgetreten, keineswegs entkräftet. Natürlich, daß wie alle geflügelten Worte, ſo auch das von Reuleaux in die deutſchen Induſtriekreiſe geſchleuderte, eine gewiſſe Uebertreibung enthält und mannichfache Ausnahmen zuläßt. Für denjenigen Theil der Ausſtellung aber, welcher die öffentliche Meinung beſtimmt und die wichtigſte Grundlage des Urtheiles über den Erfolg einer Ausſtellung bildet, für die kunſtgewerbliche Ausſtellung bleibt Reuleaux' Wort in unbedingter Geltung. Das geben auch ſeine heftigſten Gegner, z. B. die deutſche Induſtriezeitung, zu, ſie tröſten ſich nur mit dem Glauben, daß es in den letzten Jahren ſeit der Wiener Weltausſtellung doch damit beſſer wurde. In der That conſtatiren die Berichte aus der Münchener Ausſtellung einen erheblichen Fortſchritt dieſes Stiefkindes deutſchen Fleißes. Aber auch hier ſtieß man noch theilweiſe auf dieſelben Fehler, welche Reuleaux in ſeinen berühmten Briefen gerügt hatte. Vor uns liegt der Bericht, welchen Bruno Bucher über die Kunſtinduſtrie auf der Münchener Ausſtellung an das öſterreichiſche Centralcomité abgeſtattet hatte. Bruno Bucher gehört bekanntlich zu dem Generalſtabe, welcher vom Stubenring aus die Wiener Induſtrie ſeit einem Jahrzehent zu immer neuen und immer größeren Siegen leitet. Er iſt in ſeinem Fache eine anerkannte Autorität, dabei von kernhaft deutſcher Geſinnung, und unfähig, aus böſem Willen oder aus Uebereilung etwas dem eigenen Volke abträgliches zu äußern. Aber auch Bruno Bucher ſchüttelt den Kopf über die Stobwaſſerſchen Lampen, an welchen der deutſche Kaiſeradler ſtatt der Krone den Petroleumkaſten trägt, über ein Uhrgehäuſe von Türpe in Dresden (alſo lauter berühmte Namen), welches Schildkrot-, Perlmutter- und Meſſingdecoration innerhalb giftiggrüner Bemalung zeigt, er klagt über die Stagnation in der Berliner Silberwaarenfabrikation, über den völligen Mangel an Kunſtſinn, welchen die Producte der Königlichen Porzellanmanufactur in Berlin offenbaren u. ſ. w. Wenn ſolches am grünen Holze noch vorkommen konnte, dann begreifen wir, daß die notoriſch nur widerwillig und mit dem geringſten Eifer beſchickte Ausſtellung in Philadelphia einen gar kläglichen Eindruck hervorrufen mußte. Daß aber nicht allein die Trägheit der Ausſteller, ſondern zum großen Theile auch der geringe Werth des Ausgeſtellten dieſen Eindruck verſchuldet hat, ſcheint die Art und Weiſe, wie Reuleaux' Urtheil in weiten Kreiſen aufgenommen wurde, zu beſtätigen.

Natürlich erwartete Jedermann, nach der Entrüſtung, die ſich in vielen

Digitized by Google

industriellen Kreisen über Reuleaux' Kritik kundgab, den festen Entschluß derselben Kreise, nun durch Thaten den Irrthum Reuleaux' zu beweisen, harrte auf ihre Erklärung, daß sie durch rechtzeitige Organisation für eine bessere Vertretung der deutschen Industrie auf der nächsten — Pariser Weltausstellung sorgen werden. Zu großer Ueberraschung wird aber ein ziemlich lauter Widerspruch *gegen* die Beschickung der letzteren laut. Soll man diesen Widerspruch als ein „Justament nöt", als einen Ausdruck kindischen Trotzes auffassen? Weil Ihr uns getadelt habt, so sollt Ihr gar nichts mehr von uns zu sehen bekommen. Oder ist man der Niederlage auch auf der Pariser Ausstellung so gewiß, daß die Flucht vor der Schlacht als das kleinere Uebel erscheint? Man bringe uns nicht die alten Einwendungen gegen das Beschicken von Weltausstellungen wieder vor. Wir kennen dieselben auswendig und unterschreiben sie willig. Es ist wahr, sie folgen zu rasch auf einander, sie geben ein falsches Bild der industriellen Bewegung, sie sind mehr oder weniger zu einem Humbug geworden, an dem Niemand Freude hat als Gastwirthe und Wohnungsvermiether, und auch diese nicht immer. Hätte die Reichsregierung unmittelbar nach dem Schlusse der Wiener Ausstellung oder auch nur vor dem Beginn der Ausstellung in Philadelphia erklärt, sie spiele nicht mehr mit, so hätte sie sich den Dank aller Vernünftigen verdient. Jetzt erst zurücktreten wollen, gerade vor der *Pariser* Ausstellung die Rolle des Enthaltsamen einstudiren, wäre nicht blos unpolitisch, sondern geradezu schimpflich, zumal wir sicher sein könnten, daß, wenn wir nicht „von Reichswegen" ausstellen, einzelne Particularisten der Lust, in Paris zu exponiren, nicht widerstehen werden. Wir *müssen* uns an der Pariser Weltausstellung betheiligen, aber freilich, wir müssen jetzt schon dafür Sorge tragen, daß die Vertretung unserer Industrie auch unserer politischen Macht würdig ausfalle. Dazu gehört, daß nicht wieder die Anordnung Individuen überlassen werde, welche als die einzige und zugleich höchste Decoration eines Raumes die grellrothe Tünche kennen, daß nicht dem Zufall und dem guten Willen oder auch der Laune der einzelnen Industriellen ausschließlich anheimgegeben bleibe, ob und wie wir die Pariser Ausstellung beschicken. Die Anordner der Münchener Ausstellung haben sich bewährt. Wohlan, statt in das Blaue zu experimentiren, beharre man bei dem bereits Erprobten und übergebe vertrauensvoll der Münchener Commission auch die Anordnung in Paris. Man mache weiter endlich einmal Ernst mit der Prüfung der Ausstellungsobjecte vor ihrer Einsendung nach Paris, und dulde nicht, wie es z. B. in der Kunstabtheilung in Wien geschah, daß das Mittelmäßige das wahrhaft Bedeutende überwuchere. Die Centralcommission und die von ihr ausgehenden Landescommissionen wählen aus, wer ausstellt und was ausgestellt wird, so daß die Gesammtausstellung sich wesentlich aus kleineren Collectionen zusammensetzt,

Digitized by Google

deren jede einzelne vorher geprüft wurde, über deren Werth sich schon zu Hause ein festes Urtheil gebildet hat. Nicht den Durchschnitt, sondern das Höchste unsrer Leistungsfähigkeit wollen wir dieses Mal der Welt zeigen; geschickt und übersichtlich, nicht in einem zu weiten Rahmen, nicht daß über der schlechten Masse die gute Qualität erdrückt wird; desto willkommener werden wir allen Besuchern der Ausstellung sein, desto sicherer können wir auf unseren Sieg rechnen. Natürlich gute Worte allein werden es nicht thun, die Arbeitslust und die Opferwilligkeit der Industriellen zu wecken. Man bestelle fest, was der Gewerbsmann oder Fabrikant nicht auf das eigene Risico hin ausstellen kann und was doch ausstellenswerth erscheint, man biete wenigstens die Sicherheit, daß das Beste unter den ausgestellten Objecten von den deutschen Regierungen oder noch besser vom Reich werde nachträglich angekauft werden. Eine würdige Bestimmung werden diese Gegenstände schon finden. Geld wird freilich die Ausstellung kosten, aber nicht heidenmäßig viel Geld, sondern nur so viel, als die deutsche Kunst und der deutsche Gewerbsfleiß als christliches Almosen füglich in Anspruch nehmen dürfen.

A S..

Historische Literatur. Aus den Papieren des Ministers Theodor von Schön. 4. Bd. Berlin, F. Duncker. — Der jüngst ausgegebene Band des wunderlichen Buches trägt abermals alle Gebrechen seiner Vorgänger in reichem Maße an sich, über die wir uns schon sattsam ausgesprochen haben. Er bringt, wie diese, sehr interessante Beiträge zur Erkenntniß freilich mehr Schöns, als seiner Zeit herbei, vor allem sein Tagebuch vom April bis September 1813 und eine Charakteristik Scharnhorsts, er ist aber ebenso unbrauchbar, wie sie, da er ebenfalls ohne Ordnung und Kritik nur fragmentarisches bietet, dessen Ergänzung wir vielleicht erst drei, vier Bände weiter zu erwarten haben. Besonders das Tagebuch ist, wenn auch höchst unerquicklich, doch in hohem Grade lesenswerth. Man sieht in einen Pfuhl von Flachheit und Gemeinheit, über dem nur tröstlich der heilige Geist Schöns schwebt. Es liegt etwas Weibisches in dieser boshaften Freude am Klatsch, man hat beinahe den Eindruck, als trete die Reizbarkeit schwerer physischer Erkrankung hier ans Licht. Wie selten trifft man auf diesen Seiten irgend eine Anerkennung. Tritt einmal ein Lobwort schüchtern hervor, so wird es von einem folgenden Aber ganz gehörig zugedeckt. Sind die Leute beschränkt, ist es dem Schreiber nicht recht, sind sie nicht beschränkt, ist es ihm auch nicht recht. Blücher ist brav, aber dumm und versteht nichts vom Commando, York ist wieder zu gescheidt oder will vielmehr gescheidt sein, Humboldt ist ihm klein-

Digitized by Google

lich, Stein ein frömmelnder Herrnhuter und Schlimmeres, Hardenberg verdammt er ganz, und als er einmal lange von Metternich nichts erfahren hat, „denkt" er ihn sich wenigstens in Liederlichkeit versunken. Er sieht Moreaus Leiche: „Ein festes, ehrliches Gesicht", natürlich „ohne hohen Geist"; er sieht Goethe in Dresden und findet ihn abgelebt, da er ihm kein Kriegslied schmieden will. „64!" schrieb er in sein Tagebuch. Hervorragend zeigt sich der Haß gegen Stein hier noch nicht, obwohl der Freiherr sehr schlecht wegkommt. Er hat Gesellschaft an Hardenberg und Scharnhorst, gelegentlich dessen übrigens einmal der Wunsch ausgesprochen wird, er möge geblieben sein, ein Wunsch, der sich leider bald erfüllte. Der Haß gegen Stein scheint sich unsrer Meinung nach erst dann entwickelt zu haben, als statt Schöns Fürst Repnin zum Gouverneur von Sachsen ernannt worden war. Schön hatte bereits die Zusage Hardenbergs, als die Aenderung eintrat, deren Schuld er den Machinationen Steins zuschob, der sich in russische Gunst habe setzen wollen. „Wie anders", meinte Schön, „wäre die sächsische Sache in Wien gekommen, wenn ich Gouverneur von Sachsen geworden wäre." Denn er war der Ueberzeugung, er würde die Stimme des sächsischen Vertreters, dem er verwandt war, paralysirt haben. Als tröstliches Correctiv steht der häßlichen Tadelsucht und kleinlichen Eitelkeit die antike Hingabe an das Vaterland entgegen und der nationale Stolz, der damals nur noch selten sein konnte. „Kein Volk thut das, was Preußen thut," lesen wir wiederholt, und als ihm theure Verwandte fielen, fragte er nur ohne Klage, wie sie gefallen seien, und ward nicht müde, sie zu rühmen. Außer dem Tagebuch und dem Briefwechsel mit seiner zweiten Frau werden uns einige bedeutungslose Schriften Schöns und Anderer über sociale und politische Fragen mitgetheilt, endlich eine Skizze über Scharnhorst vom Jahre 1853, die freilich den Widerspruch auf jeder Seite reizt. Schön gesteht Scharnstorst „hohe Pflichtmäßigkeit" zu, was ihn freilich von dem Tadel nicht abhält, daß Scharnhorsts Plan einer Volksbewaffnung zu sehr ans Linienmilitär gestreift habe, für welches er selbst nicht sehr eingenommen war. Er überliefert uns ein interessantes Wort des Generals Schwerin in Colberg ihm gegenüber. Schwerin erkannte die innere Wohlthat der Niederlage von Jena an, da der Militärhochmuth sonst zu groß geworden wäre. „Hätten wir gesiegt, so hätten wir einen König Rüchel und König Hohenlohe gehabt." Scharnhorst war nach Schön „der größte Linienſoldat seiner Zeit", „nur Linienſoldat", er sei gegen die Landwehr gewesen, würde aber die preußische Landwehr in ihrem Werthe erkannt haben, wenn er am Leben geblieben wäre. Die Ausstattung des Bandes ist ganz prächtig, er ist außerdem geziert durch ein Bildniß — Rousseaus. Nun vielleicht bringt uns der nächste eine Ansicht von Jokohama oder sonst was Hübsches.

Digitized by Google

Heinrich IV. und Philipp II. Von M. Philippson. 3. Bd. Berlin, F. Dunker. — Mit diesem dritten Theile hat das verdienstvolle Buch, welches die Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa auf Heinrich von Bourbon zurückführt, seinen Abschluß erreicht. Er schildert die äußere Politik Frankreichs und Spaniens in den letzten fünf Jahren des Königs bis zu seiner Ermordung: den diplomatischen Sieg Frankreichs gelegentlich des Mittleramtes in den kirchenpolitischen Streitigkeiten zwischen Venedig und dem Papste, das Erstarken der französischen Partei in Graubünden, die wechselnde Politik in der niederländischen Frage bis zu dem zwölfjährigen Waffenstillstande, für den Frankreich eintritt, während Spanien durch ihn an Achtung verliert, die Angriffspläne gegen Spanien, die Verbindungen mit Karl Emmanuel, die Einmischung in die deutsche Kaiserwahl und in die deutschen Dinge überhaupt, die vor allem drei Ziele verfolgt, einmal die wirksame Unterstützung der Generalstaaten durch die deutschen evangelischen Fürsten, die Wegnahme der Kaiserwürde von dem Hause Oesterreich und die Bildung einer französischen antihabsburgischen Partei in Deutschland, alle diese mächtigen Einflüsse, welche den Kardinal Borgheſe einmal sagen ließen: „In den Händen des Königs von Frankreich liegt Krieg und Frieden.“ Das letztere Ziel der deutschen Politik Frankreichs läßt sich als ein bewußtes übrigens schon in den Tagen der Valois nachweisen. Referent erinnert sich der defense des droits et libertés de toute la Germanie als eines oft gebrauchten Stichwortes ihrer Politik in französischen Broschüren aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Jedenfalls trat es unter Heinrich schärfer hervor. Es ist dem Verfasser, wie uns dünkt, gelungen, nachzuweisen, wie die Politik Richelieus und Ludwigs XIV. auf Heinrich nicht nur im Princip, sondern auch im Einzelnen zurückging. Wie Heinrich suchten sie Italien vom spanischen Einfluß freizumachen, die Niederlande mit Güte oder Gewalt an Frankreich zu fesseln, die nördlichen Provinzen Spaniens aufzuwiegeln, den Protestantismus und die germanische Libertät gegen das katholische Kaiserthum ins Feld zu führen. Durch Heinrich trat Paris an die Stelle Madrids, er erscheint als der Urheber der bourbonischen Politik: unter den Nachbarn Zwietracht zu fördern, dann als edelmüthiger Beschützer der Schwachen aufzutreten, Coalitionen unter den Schwachen zu gründen gegen die Starken, die Frankreich allein zu fürchten hat, eine Politik, welcher die Mäßigung des Königs eine gewisse Berechtigung zu verleihen schien. Es ist die Politik der Garantien, die noch der dritte Napoleon aus der Staatskunst der Bourbonen in sein System nahm, die hier zum ersten Mal entschieden auftritt. Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 3. November 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Friedrichs des Großen Beziehungen zur Universität.

Von Martin Hertz.

Die Bedeutung der Schule in allen ihren Stufen in vollem Umfange erkannt zu haben, ist nicht minder das Verdienst Friedrichs des Großen als die Grundlegung der kriegerischen Macht und des politischen Ansehens seines Landes im Rathe der Völker. Seine äußeren Erfolge auf diesem Gebiete dürfen freilich nicht mit denen seiner Kriegsthaten wie mit denen seiner Thätigkeit auf dem materiellen Gebiete des inneren Staatslebens gemessen werden. Unüberwindliche Schwierigkeiten stellten sich ihm hier entgegen, theils durch das, was er vorfand, und was sich auch nicht während einer so langen Regierungszeit durch den Willen und die Energie eines Einzelnen beseitigen ließ, theils durch die finanziellen Verhältnisse. Letzteres namentlich während der fast ununterbrochen von Kriegen erfüllten ersten Hälfte seiner Regierung, obwohl er es auch damals, trotzdem vor jenen alles Andere zurücktreten mußte, an der Pflege höherer geistiger Interessen nicht fehlen ließ; neben manchem anderen zeigt das vor allem die sehr bezeichnend an seinem Geburtstage, dem 24. Januar 1744, erfolgte Reorganisation der Akademie der Wissenschaften, die er selbst in einer schwungvollen Ode besang. Auch in den wesentlich friedlichen Jahren 1763—1786 waren freilich noch immer zunächst die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Wohlstande des Landes geschlagen hatte. Hierbei kam es denn vornehmlich auf Ordnung und Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse des Staates wie der auf Erwerb durch Ackerbau, Gewerbe und Handel angewiesenen, überwiegenden Mehrzahl seiner Einwohner an; die Mittel auch für die Hebung der geistigen Cultur in einigermaßen ausreichender Weise flüssig zu machen, war neben jenen für den Augenblick drängenderen Ansprüchen unmöglich.

Dazu trat für die Volksschule zunächst der Mangel an geeigneten Lehrkräften. Was half es, daß der König noch im Jahre seines Regierungsantritts

Digitized by Google

alle in Schulsachen ergangenen Befehle und Reglements bestätigte? was, wenn er nach wiederhergestelltem Frieden ein Generallandschulreglement aufsetzen ließ und es seiner persönlichen Prüfung unterzog? was, wenn auch später fortgesetzte Verordnungen ergingen, wonach nicht nur die Land-, sondern auch die Stadtschulen verbessert werden sollten? Abgesehen davon, daß weder der Staat noch die Gemeinden die entsprechenden Mittel aufzubringen fähig oder geneigt waren: wie das Lehrerpersonal auch noch eine Reihe von Jahren nach dem Frieden beschaffen war, zeigt eine jener charakteristischen Marginalnoten des Königs: 'Die schlechten Schulmeisters Seindt Schneiders die Meisten, und Müste man sehen ob man sie nicht in kleinen Stetten könnte Schneidern lassen, oder wie Man Sie Sonsten Unterbringet, damit die Schuhlen desto eher im guten Stande kommen können, was eine Interessante Sache ist'. Aber anstatt auf dem von seinem Vater eingeschlagenen Wege fortfahrend, durch die Gründung einer ausreichenden Anzahl von Seminarien für dieses ungeeignete Personal einen besseren Nachwuchs und Ersatz zu schaffen, ging der König, dem daran liegen mußte, seine Invaliden möglichst billig zu versorgen, auf den Gedanken ein, sie zum Theil in Schulmeisterstellen unterzubringen. Wie wenig das geeignet war, seine vortrefflichen Absichten ins Leben treten zu lassen, leuchtet ein, auch ohne einzelne drastische Züge von der Wirksamkeit dieser Braven auf pädagogischem Gebiete hervorzuheben. Aber doch lag in den von Friedrich gegebenen Anregungen ein Keim, den die späteren Regeneratoren der Volksschule in Preußen wesentlich nur durch die Sorge für die genügende Heranbildung geeigneter Lehrer zu befruchten brauchten, um auf den gesunden Principien, die sie hier angedeutet fanden, weiter bauen zu können. Vor allem aber erscheint, wie überhaupt, so gerade in diesem Augenblicke von hoher Wichtigkeit für die Entwickelung unseres Schulwesens, daß wir bei Friedrich der consequenten Durchführung der Ansicht von der Schule als Staatsanstalt und der Anwendung politischer Grundsätze auf ihre Behandlung begegnen.*)

Bei weitem individueller und ausgeprägter erscheinen des Königs Ansichten über die höhere Stufe der Erziehung und des Unterrichts. Hier ist es vor Allem eine Reihe seiner eigenen Schriften, welche, zum Theil über die pädagogische Seite des Themas weit hinausreichend in das politische und in das allgemein culturhistorische Gebiet, die hier zur Sprache kommenden Gesichtspuncte erörtern. Indem sie die Grundsätze für die Bildung des Charakters

*) Darauf ist mit Recht hingewiesen von A. Lange in Schmids Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens; für Friedrichs Verhältniß zu den verschiedenen Zweigen des höheren Unterrichts so wie namentlich zu den klassischen Studien sind weiterhin die vortrefflichen Darstellungen von Ed. Cauer dankbar benutzt worden.

Digitized by Google

und der Intelligenz der Jugend im allgemeinen festzustellen suchen, zeigen sie einerseits, welche Grundlage der König als unmittelbare Vorstufe vor dem Besuche der Universität gelegt wissen wollte, andererseits bringen sie seine Ansicht über die einzelnen Zweige des menschlichen Erkennens und Wissens und ihre Bedeutung zur Darstellung. Aber auch hier wie auf dem höchsten Gebiete des öffentlichen Unterrichts ist von einem tieferen persönlichen Eingreifen des Königs in das Detail der Verwaltung, wenn es freilich auch daran nicht ganz fehlt, doch weniger zu verspüren als anderwärts. Vor allem wird das dadurch erklärlich, daß er auch hier die Mittel nicht anwenden mochte, großartige Reformen und Erweiterungen ins Werk zu setzen und eine größere Anzahl bedeutender Lehrer für seine Universitäten zu gewinnen. Um mit dem Worte eines der Verhältnisse kundigen hallischen Professors jener Zeit zu reden, 'er suchte die in seinen Landen vorhandenen Einrichtungen zu den Wissenschaften, Schulen und Universitäten zwar als einen vorzüglichen Gegenstand seiner landesväterlichen Fürsorge zu erhalten; aber überhaupt zu urtheilen, hielt er es nicht für gut angewendet, wenn er mehreres noch auf sie wenden solle: genug, wenn er nur manchmal einen oder den andern, der Meynung des großen Königs nach sich besonders auszeichnenden hervorzog, ihn vorzüglich belohnte, und mit Ansehn und Ehre überhäufte.'

Von vorn herein aber haben wir ihn zu begrüßen als den Schützer des Palladiums der Lehrfreiheit. Eine seiner ersten Regierungshandlungen legt, wie bekannt, davon bereits ein beredtes Zeugniß ab, die Zurückberufung Christian Wolffs auf seinen hallischen Lehrstuhl. Fast siebzehn Jahre waren verflossen, seitdem ein Machtbefehl seines Vaters den berühmten Philosophen von demselben vertrieben hatte; spätere Versuche, ihn wieder zu gewinnen, waren gescheitert. Wenige Tage nach seinem Regierungsantritte trug Friedrich bereits dem Propste Reinbeck auf, mit Wolff aufs Neue über seine Rückkehr zu unterhandeln; dem betreffenden Cabinetsschreiben fügte er eigenhändig die inhaltschweren Worte hinzu: 'ich bitte ihn sich umb des Wolfen mühe zu geben — ein mensch der die Warheit sucht und sie liebet mus unter aller menschlicher geselschaft wehrt gehalten werden und glaube ich das er eine conquete im lande der Warheit gemacht hat wohr er den Wolf hier her persuadiret.' Der Wolffischen Philosophie, die Friedrich damals studierte und hochschätzte, entfremdete er sich bekanntlich später*); aber daß er der Gesinnung, die ihm diese denkwürdigen Worte eingab, sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist, das bezeugt am besten ein Wort des großen Königsberger Philosophen aus den letzten Lebensjahren des Königs: 'Nur ein einziger Herr

*) Vgl. den Aufsatz von K. Rosenkranz: 'Friedrich der Große als Philosoph' im zweiten Bande seiner neuen Studien (Nr. XVIII).

Digitized by Google

in der Welt, Friedrich, sagt, räsonnirt so viel ihr wollt und worüber ihr wollt,' freilich mit dem nicht minder bezeichnenden Schlußworte: 'aber gehorcht!'

Dem entspricht denn folgerichtig einerseits Friedrichs unbedingte Toleranz in Glaubenssachen, andrerseits die Werthschätzung der verschiedenen Wissenschaften und die Anordnung ihres Betriebes je nach dem Grade von Nutzen, den er sich für den Staat davon versprach. Auch für jene giebt es eine charakteristische Aeußerung aus den ersten Wochen der Regierung des Königs in Beantwortung eines Antrages auf Beschränkung der katholischen Soldatenschulen in Berlin, eine Aeußerung, von der man meist nur die Schlußworte angeführt findet. Vollständig lautet sie so: 'Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und Mus der fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner fasson selig werden.'

Ein hervorragendes Beispiel, wie der König diese Toleranz auch in Bezug auf das Gebiet, das uns hier zunächst angeht, während der ganzen Zeit seiner Regierung übte, bietet sein Verhalten gegen die Jesuiten in Schlesien, die dort damals den ganzen katholischen Unterricht mit Einschluß der Universität beherrschten.

Als er bei seiner ersten Anwesenheit in Breslau zu Anfang des Jahres 1741 von einer Truppenbesichtigung auf dem Dome über die Oderbrücken zurückkehrte, bewunderte er das sich dort in seiner ganzen, sehr ausgedehnten Front präsentirende Jesuitencollegium, das zugleich Universitätsgebäude war und noch heute ist; innerhalb der Stadt drehte er sich noch einmal nach dem stattlichen Bau um und soll dabei geäußert haben, nothwendig habe es dem Kaiser an Gelde fehlen müssen, wenn die Geistlichkeit solche Paläste habe aufbauen können. Wenn nach der Einnahme der Stadt im August desselben Jahres eine Wache vor das Gebäude gestellt wurde, so war das nach glaubwürdiger Mittheilung nur zum Schutze der heiligen Väter vor der ihnen sehr abgeneigten Bevölkerung geschehen. Weiteren Schutzes wußten sie sich für ihre Personen wie für die Universität in den darauf folgenden Tagen der Huldigung zu versichern. Im Gegensatze zum Domcapitel hatten sie mit der übrigen Klostergeistlichkeit, wenn auch nach einigem Zögern, sich der Eidesleistung gefügt; auch eine sehr hohe und prächtige Ehrenpforte hatten sie an einem der Haupteingänge des Gebäudes bei der Beleuchtung der Stadt zur Huldigungsfeier errichtet. Wie weit ein etwas boshafter Beurtheiler aus jener Zeit Recht hatte, der zwar die dabei aufgewandten Mühen und Kosten anerkannte, aber den Geschmack ebenso hier wie bei den Kapuzinern und Barfüßlern vermißte und ihre Inschriften für lauter Kapuzinerwitze erklärte, muß dahingestellt bleiben: in einer ziemlich ausführlichen und eine große Anzahl

Digitized by Google

der dabei angebrachten Inschriften enthaltenden Beschreibung dieser Beleuchtung finden sich die genannten nicht. Dem Könige selbst aber ließen sie durch den pater rector eine Bittschrift überreichen. Darauf hin versprach denn dieser den Vätern seinen Schutz und die Aufrechthaltung ihrer bisher genossenen Rechte und Begnadigungen, 'in so weit selbige mit der allgemeinen Wohlfahrt des Herzogthums Niederschlesien und dessen Stände und Unterthanen compatible, auch Anderer wohlfundirten Rechten nicht zuwider sei.' Zugleich aber suchte er solche Veranstaltungen zu veranlassen, von denen man sich in Zukunft 'eine solidere und bessere Erziehung der Jugend, als sie bisher in Schlesien üblich gewesen, zuverlässig zu versprechen gegründete Ursache habe.' Zu diesem Ende verordnete er auch später (1749), daß bei Conferirung der geistlichen Beneficien in der dortigen Diöcese auf diejenigen, welche ihre Studien in Breslau getrieben und vollendet, vorzüglich vor Andern reflectirt, und Niemand, der solches muthwillig und durch seine Schuld oder Nachlässigkeit versäumt habe, dazu gelassen werden solle, und einige Jahre darauf sogar, daß wer nicht die ganze Zeit seines Studiums im Inlande zugebracht habe, keinen Anspruch oder Aussicht auf irgend eine so weltliche wie geistliche Anstellung haben solle. Wenn man nun auch auf seine Veranlassung den Lehrkörper durch die Berufung französischer Jesuiten erweiterte, die Universität war auf diese Weise nach einer treffenden Bezeichnung von Reinkens, dem eine treue und unparteiische Darstellung dieser Verhältnisse verdankt wird*), zu einer provinziellen Schulanstalt gemacht.

Als dann durch die päpstliche Bulle vom 21. Juli 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, befand sich der König in einer gewissen Bedrängniß. Zwar einige französische Lehrer, von denen er glaubte, daß sie im eminenten Sinne dasjenige aus ihrem Vaterlande heranzubringen vermöchten, was eigentlich dem gemeinen Wesen nützen könne, hatte er, wie oben bemerkt, berufen lassen, im Allgemeinen aber wollte er bei der Besetzung der Kirchenstellen auch jetzt nicht über die Provinz hinausgehen. In dieser aber glaubte er außer den Jesuiten keinen einzigen katholischen Gelehrten unter dem Klerus zu finden; auf die Anstellung von Laien aber als Professoren verzichtete er von vorn herein, weil sie zu viel Geld brauchten; auswärts sollten die Schlesier einfür allemal auch nicht studieren, und so entschied er sich dahin, daß die Universität und die übrigen Schulen der Jesuiten fortbestehen sollten, nur daß sie, da die Ordenskörperschaft aufgehoben sei, fortan nicht mehr unter der Jurisdiction eines Oberen, sondern, wie andere Weltpriester, unter der des Bischofs stehen sollten. Wenn Friedrich auch ferner den Interessen der

*) Die vorher geschilderten Ereignisse sind ausführlich erzählt in der sehr anziehenden Schrift von Grünhagen: 'Friedrich der Große und die Breslauer in den Jahren 1740 und 1741' (Breslau 1864).

Digitized by Google

'Leopoldina' nicht fern blieb, wenn hier im Einzelnen manches geändert, auch gebessert wurde, so ist das hier in Betracht kommende Detail zu wenig anziehend, um weitere Erörterung an diesem Orte angemessen erscheinen zu lassen.

Bei jenem Entschlusse des Königs aber tritt uns neben der Toleranz auch das eben geschilderte Prohibitivsystem in Verbindung mit einer nicht minder beschränkten Ansicht entgegen, die der idealen Schätzung geistiger Bedeutung im Allgemeinen zwar nicht entbehrte, factisch aber, wie bereits angedeutet, den Betrieb der Wissenschaften auf Schulen und Universitäten nicht nach diesem höheren Gesichtspuncte, sondern nach dem des praktischen Nutzens maß, der daraus für den Staat und das gemeine Beste voraussichtlich erwachsen könne.

Freilich mußten in vieler Beziehung seine darauf gerichteten Bestrebungen mit den auf idealerer Grundlage ruhenden übereinkommen. Schon in seinem Antimacchiavell, dessen Reinschrift unmittelbar vor seinem Regierungsantritte beendigt wurde, hatte er es ausgesprochen, daß es das sicherste Zeichen davon sei, daß ein Land sich unter einer glücklichen und weisen Regierung befinde, wenn die schönen Künste und die Wissenschaften in seinem Schoße gedeihen; 'es sind Blumen, welche auf einem fetten Boden und unter einem glücklichen Himmel hervorsprießen, welche aber die Dürre oder der Hauch rauher Winde tödtet.' Er hebt in dieser Beziehung das Zeitalter des Perikles, des Augustus, Ludwigs des Vierzehnten hervor. 'Die Könige,' fährt er fort, 'ehren die Menschheit, wenn sie diejenigen auszeichnen und belohnen, die ihr am meisten zur Ehre gereichen, und wenn sie diese hervorragenden Geister ermuthigen, die ihren Beruf darin suchen, unsere Kenntniß zu vervollkommnen und sich dem Cultus der Wahrheit zu weihen.' Glücklich preist er die Herrscher, die selbst diese Wissenschaften cultiviren und welche mit Cicero*) ausrufen: 'Die Wissenschaften bilden die Jugend und machen den Reiz des vorgerückten Alters aus. Das Glück wird durch sie glänzender, das Unglück empfängt durch sie Trost, und in unseren Häusern, in denen der anderen, auf Reisen, in der Einsamkeit, aller Orten bewirken sie die Anmuth unseres Lebens.'

Derselben Worte bediente er sich mehr als dreißig Jahre später wieder in seiner Rede über den Nutzen der Wissenschaften und Künste in einem Staate. Das dort nur angedeutete Thema bespricht er hier in eingehenderer, aber auf unveränderten Grundanschauungen beruhender Weise. Der Verleumdung der Künste und Wissenschaften gegenüber, die der Menschheit zur höchsten Ehre gereichen, erklärt der König ihre Vertheidigung für die Pflicht

*) Uebersetzt nach der französischen Uebertragung dieser Worte aus der Rede für den Dichter Archias durch Voltaire, deren sich Friedrich bediente.

Digitized by Google

aller Freunde der Gesellschaft, aller derer, die ein dankbares Herz für dasjenige haben, welches sie den Wissenschaften verdanken. Das wahre Beste des Staats, sein Vortheil und sein Glanz erheischen es, daß das Volk, welches er enthält, so unterrichtet und aufgeklärt wie möglich sei, um ihm auf jedem Gebiete eine Anzahl von Subjecten zu liefern, die geeignet und befähigt sind, sich mit Geschick der verschiedenen Geschäfte zu entledigen, die man ihnen anvertrauen muß. Ein Vorurtheil ist es zu glauben, daß man leichter ein unwissendes und dummes Volk als eine aufgeklärte Nation regieren könne. Ein schönes Land, ruft er aus, wo die Talente stets erstickt bleiben und wo es nur einen einzigen Menschen gäbe, der minder beschränkt wäre als die anderen! Ein solcher Staat, von Unwissenden bevölkert, wird dem verlorenen Paradiese der Genesis gleichen, das nur von Thieren bewohnt war. In Beispielen geht er darauf den Nutzen zunächst der einzelnen Naturwissenschaften durch. Er gewinnt das Resultat, daß die Künste und Wissenschaften sich die Hand reichen, daß wir ihnen alles verdanken, daß sie die Wohlthäter des Menschengeschlechts sind. Dann geht er zu den Kenntnissen über, deren der Krieger, die obrigkeitlichen Personen, der Rechtsgelehrte, der Staatsmann bedarf. Einer verhältnißmäßig ausführlichen Besprechung der Geschichte folgt dabei die Dialektik: wenn die Geschichtsschreiber die Lehrer der Staatsmänner sind, so sind die Dialektiker die vernichtenden Blitzstrahlen der Irrthümer und des Aberglaubens; sie haben die Einbildungen der heiligen und der profanen Charlatane bekämpft; die Physik hat sich mit der Analysis und mit der Erfahrung verbunden, die ewigen Gesetze der Schwere und der Bewegung sind entdeckt worden, und so sehr wie unsere Schwäche uns demüthigt, ebensosehr erheben die Arbeiten großer Männer, wie Bacon, Descartes, Newton, Bayle unseren Muth und lassen uns die Würde unseres Wesens empfinden. Darauf sich zur Literatur wendend und hierbei den erneuten Gebrauch von jenen ciceronischen Worten machend, zeichnet er wie damals in kurzen, aber markigen Strichen ein exemplificirendes Bild der hervorragendsten Culturstätten und Culturepochen des Alterthums wie der Neuzeit.

Sein Volk einer solchen Blüthe entgegenzuführen war das Ziel seiner Wünsche. Aber dem stellte sich einerseits, wie bereits bemerkt, der Mangel an den dazu nothwendigen Mitteln entgegen, andrerseits jene beschränkte Ansicht von dem Zwecke des Betriebes der Wissenschaften verbunden mit einer Unterschätzung der heimischen Literatur und mit der bekannten Vorliebe für die französischen Gelehrten und Schriftsteller. Wenn er demnach eine eingehendere Beschäftigung mit der deutschen Literatur nicht für ersprießlich halten konnte, so forderte er doch, was er selbst freilich am wenigsten sich erworben hatte, Kenntniß der Grammatik, vor Allem aber stilistische und rhetorische Ausbildung. Diese sollte sich vornehmlich auf eine genaue Beschäf-

Digitized by Google

tigung mit Quintilian gründen, den er sehr hochstellte. Als Muster sollten dabei für die gerichtlichen Reden Cicero, für die berathenden Demosthenes, für das genre démonstratif Flechier, Bossuet, Massillon vorgeführt werden. Für seine académie des nobles verlangte er zu diesem Behufe französische, für die sonstigen höheren Schulen deutsche Uebersetzungen; für diese wollte er auch die excellenten Sachen, die es im französischen gebe, übersetzt haben. Im weiteren Umfange forderte er für die Gesammtbildung der Nation die Uebersetzung aller classischen Schriftsteller der alten und der modernen Sprachen, wovon er sich den doppelten Vortheil der Bildung unseres Idioms und der Verallgemeinerung der Kenntnisse versprach. In Bezug auf die Schule aber sagt er:*) 'Lateinisch müssen die jungen Leute absolut lernen, davon gehe ich nicht ab. Wenn sie auch Kaufleute werden oder sich zu etwas anderm widmen, so ist ihnen das doch allezeit nützlich und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können. Die auctores classici müssen auch alle ins Deutsche übersetzet werden, damit die jungen Leute eine Idee davon kriegen, was es eigentlich ist; sonsten lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht. Die guten auctores müssen vor allem übersetzet werden ins Deutsche, als im Griechischen und Lateinischen der Xenophon, Demosthenes, Sallust, Tacitus, Livius und von Cicero alle seine Werke und Schriften, die sind alle sehr gut; desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur Prosa ist.' Bei weitem überwiegt hier die lateinische Literatur. Wie einseitig auch hier Friedrichs Geschmack war, der Homer ebensowenig zu würdigen wußte als Shakespeare, ist bekannt.

Als eine Consequenz der wahrhaft antiken politischen Grundanschauungen des Königs, wonach der einzelne vorzüglich zum Bürger seines Staats herangebildet werden sollte, erscheint es, daß er einen eben so hohen Werth auf diese Befruchtung der jugendlichen Geister durch die Anschauungen des Alterthums legte als auf die Fähigkeit den Dingen überall auf den Grund zu gehen, und zu verstehen, die gewonnenen Ueberzeugungen auch anderen gegenüber zur Geltung zu bringen. Demgemäß wollte er mit dem Unterricht in der Rhetorik den in der Logik verbunden haben, als 'einer vorzüglichen und nothwendigen Sache, die ein jeder Mensch in jedem Stande wissen muß und das erste Fundament bei Erziehung junger Leute sein soll, denn wer zum besten raisonniret wird immer weiter kommen als einer der falsche conséquences zieht.' Zu diesem Ende soll ein Auszug aus Wolffs Logik dienen. Aber auch etwas Metaphysik muß getrieben werden, die in ihrem historischen

*) In dem bekannten Schreiben an den Minister Freiherrn von Zedlitz, neben welchem seine Instructionen für den Erzieher seines Thronfolgers und für die académie des nobles zu vergleichen sind.

Digitized by Google

Ueberblick namentlich bei Locke verweilen und mit Disputationen verbunden sein soll. Daneben verlangte er einen kleinen Cursus der Moral, wobei wieder zum Ausgangspuncte genommen werden sollte, daß die Tugend nützlich und sehr nützlich demjenigen ist, der sie übt, daß andererseits sie vor allem in dem höchsten Maße uneigennütziger Selbstlosigkeit besteht, das dahin führt, das allgemeine Beste dem Privatvortheil und das Heil des Vaterlandes seinem eigenen Leben voranzustellen.

Danach läßt sich von selbst ermessen, welche Auffassung er von dem Unterrichte in der Geschichte hatte. In allen diesen Unterrichtsgegenständen war es vor allem die durch die Ausbildung der Charaktere für das Staatsganze gewonnene sittliche Wirkung, welche ihn veranlaßte, ihren Betrieb zu fordern; die Vaterlandsliebe bildete den Eck- und Schlußstein seiner Ansichten über die Moral. Dieses Ziel aller Jugendbildung schien ihm durch Mathemathik und Naturwissenschaften nicht gefördert zu werden; diesen wandte er deshalb auch mindere Theilnahme zu und wies ihnen in pädagogischer Beziehung einen niederen Rang an.

So wissenschaftlich ausgestattet, sittlich gefestigt, sollten die Zöglinge der höheren Schulen wie seiner Ritterakademie sei es zu einem praktischen Leben übergehen, sei es die Universität beziehen. Was Friedrich von ihnen in diesem Stadium verlangte, zeigen am besten die Worte seines Briefes über die Erziehung, in welche er sein Urtheil über diejenigen höheren Lehranstalten zusammenfaßt, die ihm noch als die besten erschienen. 'Sie sind', sagt er, 'mit geschickten Professoren versehen. Der einzige Vorwurf, den man ihnen machen kann, ist vielleicht der, daß sie sich allein darauf legen das Gedächtniß ihrer Zöglinge anzufüllen, daß sie sie nicht an Selbstdenken gewöhnen, daß man nicht genug ihr Urtheil übt, daß man vernachlässigt ihre Seele emporzuheben und ihnen edle und tugendhafte Gesinnungen einzuflößen.'

'Die Universitäten zu Halle und Frankfurt a/O', schreibt er ebenda, 'sind diejenigen, welche die Zöglinge jener Anstalten zur Vollendung ihrer Studien beziehen; sie bestehen aus so guten Professoren als die gegenwärtige Zeit sie erzeugt. Man bemerkt indessen mit Bedauern, daß das Studium der griechischen und lateinischen Sprache auf ihnen nicht mehr so im Schwunge ist wie sonst', wozu mit einem in seinem Munde zunächst überraschenden, aber keineswegs einzeln stehenden Seitenblicke auf unsere westlichen Nachbarn hinzugefügt wird: 'Es scheint, daß diese guten Deutschen den Geschmack an der tiefen Gelehrsamkeit, in deren Besitze sie früher waren, verloren haben, und daß sie jetzt mit so wenig Unkosten als möglich zu Ruf kommen wollen; sie haben das Beispiel einer benachbarten Nation, die sich damit begnügt liebenswürdig zu sein, und sie werden demnächst oberflächlich werden.'

In ähnlicher Weise habe man, bemerkt er weiter, über das Leben auf

Digitized by Google

den Universitäten geklagt. Er schildert dasselbe mit den grellsten Farben; namentlich hebt er es hervor, daß in Folge dieser Regellosigkeit Studirende sogar getödtet, worden seien. Das habe die Regierung aus ihrer Lethargie aufgeweckt; jetzt könnten die Väter ihre Söhne wieder mit den besten Hoffnungen und ohne Sorge zur Universität schicken.

Der König bezieht sich hier auf eine fast zwanzig Jahre vorher unter seiner persönlichsten Mitwirkung getroffene Maßregel. Am 9. Mai 1750 war ein auf diese akademischen Verhältnisse bezügliches Reglement erlassen worden. Dasselbe enthält eine Reihe von Vorschriften zur Ordnung des akademischen Lebens in Bezug auf Wirthshausbesuch, Verhalten gegen die Obrigkeit und ihre Anordnungen, namentlich aber das Verbot des Degentragens für bürgerliche Studirende, eine Maßregel, die nach den obigen Aeußerungen des Königs einen heilsamen Einfluß geübt haben muß. Was aber dies Reglement besonders interessant macht, ist seine Entstehungsgeschichte.*) Denn es beruht — und es dürfte wohl in dieser Beziehung das erste Document dieser Art sein — auf einer beabsichtigten gemeinsamen Einrichtung für sämmtliche deutsche Universitäten. Am 13. März des genannten Jahres nämlich hatte der König folgendes, zwar von Trendelenburg in seinem trefflichen Aufsatze über Friedrich den Großen und Zedlitz beiläufig erwähnte, meines Wissens aber bis jetzt ungedruckte Cabinetsschreiben an den Minister Grafen zu Podewils erlassen: 'Da durch die bisherige schlechte Verfassung derer Universitäten in Teutschland den gemeinen Wesen nicht wenig geschadet wird, indem durch die ungezämte Freyheiten, welche denen Studenten auf solchen Universitäten gestattet werden, nicht nur die studirende Jugend mehrentheils des Endzweckes, weshalb sie von ihren Eltern und vorgesetzten, auf solche geschicket werden, verfehlen, hergegen in ein äsotisches Leben und liederliche Conduite verfallen; So ist meine intention, daß weil dieses Uebel nicht füglich anders, als durch einen allgemeinen Reichs-Schluß wegen aller Teutscher Universitäten gehoben und remediret werden kann, Ihr Meinen zu Regensburg subsistirenden Ministre v Pollmann mit einer umständlichen und wohlangebrachten Instruction versehen sollet, nach welcher derselbe bei den versammelten Reichstage denen Stände die proposition zu thun habe, daß man wegen einer soliden Verbeßerung der teutschen Academien und damit denen Studenten die übermäßige und mehrentheils zu ihren eigenen Verderb ausschlagende Freyheiten, nicht weiter gestattet, sondern darunter Ziel und Maaße gesetzet werden möge, ein Reichs Conclusum faßen und solches überall zugleich einführen möge.'

*) Die betreffenden Acten sind mir von dem Vorstande des k. geh. Staatsarchivs bereitwilligst zugänglich gemacht worden, wofür ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche.

Digitized by Google

Diese Angelegenheit scheint aber dennoch nicht an den Reichstag gebracht oder doch ihrer Ausführung nur in Bezug auf die preußischen Universitäten näher getreten zu sein. Bei den Acten wenigstens folgt nur ein am 4. Mai desselben Jahres erstatteter Bericht an den König nebst dem Entwurfe des erwähnten Reglements. Den Disciplinarvorschriften des letzteren, die einen ziemlich strengen Strafcodex in Betreff der oben angeführten Ueberschreitungen der guten Sitte durch die akademische Jugend enthalten, im einzelnen nachzugehen ist nicht dieses Ortes. Der Bericht enthält Anfragen über einige den Redactoren, Danckelmann und Bielfeld, zweifelhaften Puncte des Entwurfes, am Rande desselben aber befinden sich zwei längere charakteristische Marginalien von Friedrichs Hand, die zugleich auch das freilich, wie bereits bemerkt, nur gelegentliche, dann aber in seiner Weise speciellste Eingehen auch auf das äußere Detail der Universitätsverhältnisse bezeugen und einen Blick in die Anschauungen thun lassen, die ihn dabei leiteten. Die Berichterstatter weisen darauf hin, daß bei gänzlicher Aufhebung der Geldstrafen, die in Frage steht, absonderlich zu Halle zwei Considerationes vorkommen: 1. daß diese Strafen in den Fiscus academicus flössen, aus welchem der Actuar, die Pedelle u. s. w. ihren Unterhalt zögen und alle extraordinären Ausgaben bestritten werden müßten, wozu ohngefähr zweihundert Thaler jährlich erforderlich wären; 2. daß eine Incarcerirung dem Studenten wegen der taxmäßigen Bezahlung der dabei gebrauchten Scharwoche über vier Thaler zu stehen komme, daher ihm eine Wohlthat geschehe, wenn er geringere Vergehen mit zwei oder drei Thalern büße. 'So wird es', fahren sie fort, 'auf Ew. Königl. Majestät höchsten Befehl ankommen, ob dennoch alle Geld-Strafen ohne Unterschied abzuschaffen, und was solchenfalls bei dieser schlecht dotirten Universität vor ein Fond zu den extraordinairen Ausgaben auszumachen? oder ob das Verboth nur dahin gehen solle, daß weder Carcer noch Relegation in Geldbuße zu verwandeln, kleine Geldstrafen aber, in Fällen, worauf die Carcer-Strafe nicht gesetzet, zugelassen werden sollen?' Zu jenen Considerationes merkt der König an: 'ist nicht Die Universitet ist kein Amt Dahr man einen anschlag wegen des pluses macht', zu den darangeknüpften Fragen: 'Die fornehme Leüte ihre Sotissen werden Mit geldt bestrafet, und der geringen ihre mit dem Kartzer. Sonsten müßen die Vähter Beütels vor die Kinder ihre Thorheiten büssen, und dar frägt die Jugendt nichts nach.'

Diesen Andeutungen gemäß erging denn schon am neunten desselben Monats ein Cabinetsschreiben an Danckelmann nebst dem Entwurfe zu einem solchen Patent und Reglement, so wie der König solchen selbst aufsetzen lassen.*)

*) Bei den Acten befinden sich zwei Exemplare: ein vielfach durchcorrigirter Originalentwurf und eine in der Redaction auch von den Correcturen hier und da abwei-

Digitized by Google

Die Publication erfolgte, wie schon angegeben, noch an demselben Tage. Unbemerkt soll nicht bleiben, daß am Schlusse jenes Schreibens der König auch eine Maßregel in Betreff der Professoren fordert: 'Im übrigen', heißt es, 'ist es auch ohnumgänglich nothwendig, daß [Ihr] die Professores der Universitäten selbst durch ein ernsthaftes und nachdrückliches Rescript zu einer guten und anständigen Conduite und exacten Beobachtung des Reglements und [der] Gesetze, so denen Universitäten publicirt worden, anweiset' u. s. w. Im Jahre vorher war den Professoren als Weihnachtsgeschenk ein in der bekannten Sammlung von Mylius gedrucktes Rescript zugegangen (24. Dec. 1749), wonach sie fleißiger ihre Geschicklichkeit im Disputiren beweisen sollten; daß auch das jetzt vom Könige verlangte Rescript ergangen sei, ist aus dem vorliegenden Material nicht ersichtlich; immerhin aber bietet der Betrieb dieser Angelegenheit genug charakteristische Momente, um sie gern dem Staube der Acten entrückt zu sehen.

Auch in dem Briefe über die Erziehung gab Friedrich aufs neue seine Unzufriedenheit mit den Lehrern der Universitäten kund. Freilich beruhte dieselbe zum Theil auf völliger Verkennung ihrer Stellung, insoweit er ihnen ihren Mangel an Bereitwilligkeit zum Vorwurfe macht, den Studenten Privatstunden zu ertheilen. Mit Recht dagegen erhebt er sich gegen den Mißbrauch, daß die Studirenden Vorträge, Thesen und Disputationen von Repetitoren anfertigen lassen: man müsse die Jugend vielmehr zur Arbeit erziehen, ihre Leistungen verbessern und danach von ihnen umarbeiten lassen, um sie an richtiges Denken und präcisen Ausdruck zu gewöhnen. Einseitig dagegen erscheint, was er demnächst von der schlechten Auswahl der Schriftsteller sagt, die man erkläre: die Mediciner mögen zwar mit Hippokrates und Galen beginnen und die Geschichte ihrer Wissenschaft — 'si c' en est une' — bis zu unseren Tagen verfolgen; aber anstatt Hoffmanns oder irgend eines obscuren Mediciners System zu folgen, sollen sie Boerhaves Werke commentiren. In der Astronomie und Geometrie, deren Vernachlässigung auf der Universität er rügt, während er ihr, wie wir sehen, für den vorbereitenden Unterricht eine untergeordnete Stellung anwies, ist es zwar nützlich, ähnlicherweise die Systeme von Ptolemäus bis auf Newton zu verfolgen, aber halten soll man sich an diesen. Im Lehren der Philosophie soll man die Methode des Thomasius befolgen; zwar Wolff ist an die Stelle des Aristoteles getreten, man substituirt den substantiellen Formen die Monaden und die prästibilirte

chende Abschrift; von jenen Correcturen sind zwei, an und für sich sehr unerhebliche, von der Hand des Königs; interessant aber wird die eine dennoch dadurch, daß er an einer Stelle des Eingangs, wo als Zweck der Verordnung Herstellung einer guten Policey und Disciplin angegeben war, das letztere Fremdwort ausgestrichen und 'Aufsicht' darüber geschrieben hat.

Digitized by Google

Harmonie, ein, wie der König sich ausdrückt, ebenso absurdes und wenig verständliches System als dasjenige, welches man verlassen hat. Die Professoren wiederholen diesen Galimatias, weil sie sich mit seiner Terminologie vertraut gemacht haben und weil es Mode ist, Wolffianer zu sein. Friedrich, einst, wie wir sahen, selbst ein Bewunderer Wolffs, hielt es jetzt wenigstens in dieser Beziehung vornehmlich mit Locke, dessen Studium er auch in Halle durch directe Anregung ohne sonderlichen Erfolg zu befördern suchte.

Daß die Sorge für die Verbesserung der Universitäten ihn dauernd beschäftigte, zeigt eine wenig später (1772) gegen d'Alembert gethane Aeußerung: 'Ich reformire die Anstalten für den höheren Unterricht, die Universitäten und selbst Dorfschulen; aber es sind dreißig Jahre von Nöthen, um die Früchte davon zu sehen; ich werde sie nicht genießen, aber ich werde mich trösten, indem ich meinem Vaterlande diesen Vortheil verschaffe, dessen es entbehrt hat.' Wenn auf diesem Gebiete Friedrichs eigene und persönliche Thätigkeit nun auch, wie bereits angedeutet, nur sporadisch in den Vordergrund tritt, so geschah doch, was sein trefflicher Minister, Freiherr von Zedlitz, der seit dem Beginne des nächst vorhergehenden Jahres an der Spitze des Unterrichts stand, leistete*), im Geiste und im Sinne, bei wichtigeren Dingen sicher oft nicht ohne Vorwissen und Zustimmung des Königs.

Seine eigensten Gedanken über die Universitäten, wie sie ihm erschienen und wie er sie wünschte, sprach er selbst später (1780) noch einmal ausführlich in dem Aufsatze über die deutsche Literatur aus. Was ihm am meisten in die Augen sprang, war, daß es keine allgemeine Methode gebe, um die Wissenschaften zu lehren; jeder Professor habe die seinige. 'Ich', sagte der König, 'bin der Meinung, daß es nur eine gute Methode gebe und daß man sich an diese halten müsse.' Er exemplificirt seine Ansichten auch jetzt wieder an den einzelnen Wissenschaften. 'Ein Rechtslehrer', sagt er unter anderem, 'erklärt die Meinungen einiger Lieblingsjuristen; er glaubt ein Orakel zu sein, wenn er in seinen Lehrstunden dunkel ist; er spricht von den Gesetzen von Memphis, wenn es sich um die Rechtsgewohnheiten von Osnabrück handelt, oder er prägt die Gesetze des Minos einem Baccalaureus von St. Gallen ein. Der Philosoph hat sein Lieblingssystem, an welches er sich fast ausschließlich hält, zum Schaden seiner Schüler, die dadurch einseitig bleiben und sich nicht genügend in der Geschichte der menschlichen Meinungen umsehen.'

Ueber die Medicin spricht er wieder ziemlich ketzerische Ansichten aus. Auch jetzt zweifelt er noch, ob sie eine Wissenschaft sei oder nicht; wenn er aber damals Boerhave über Hoffmann erhob, so stellt er sie jetzt wenigstens in Bezug auf die durch die abstracte Befolgung ihrer Systeme erzielten Re-

*) Vgl. darüber Trendelenburg am oben a. O.

Digitized by Google

sultate beide auf eine Linie, indem er seinen Freunden sehr nachdrücklich den Rath giebt, wenn sie krank sind, lieber einen Arzt zu rufen, der mehr als einen Kirchhof bevölkert, als einen jungen Zögling Hoffmanns oder Boerhaves, der noch Niemanden getödtet hat. Die Geometrie dagegen wird gepriesen als die einzige Wissenschaft, die keine Secten hervorgebracht habe und im Besitze einer allgemeingültigen Methode sei, an der Theologie aber geht er mit einem Stillschweigen vorüber, das bei seinen bekannten Anschauungen keiner Dolmetschung bedarf: er selbst bezeichnet es freilich als — respectvoll. In Bezug auf die Historiker rügt er das übermäßige Gewicht, das auf die Chronologie und die Genealogie gelegt werde. Er fragt, ob es denn ein unverzeihlicher Fehler sei, sich über das Todesjahr des Belus zu täuschen oder über den Tag, an welchem das Roß des Darius durch sein Wiehern seinen Herrn auf den persischen Thron erhob, oder über die Stunde der Publicirung der goldenen Bulle, ob um sechs Uhr in der Frühe oder um vier Uhr Nachmittags, oder unwissend zu sein in Bezug auf die Genealogie der heiligen Helena oder der Hildegardis. Er will die Historiker nicht entschuldigen, die Anachronismen begehen, tadelnswerther aber erscheint es ihm, die Thatsachen verworren darzustellen, die Ursachen und die Begebenheiten nicht mit Klarheit zu entwickeln, alle Methode zu vernachlässigen, sich lange bei geringfügigen Dingen aufzuhalten und über die wesentlichsten leicht hinwegzugehen.

Allen diesen Mißständen gegenüber entwickelt er nun seine reformatorischen Principien in verhältnißmäßiger Ausführlichkeit, wobei er folgerichtig, wie vorher bei seinen tadelnden Bemerkungen, auch hier mit der Methode beginnt. Das Radicalmittel freilich, welches er zu ihrer Verbesserung empfiehlt, würde wenigstens heut zu Tage als die schwerste Schädigung und als der crasseste Eingriff in die Freiheit des akademischen Unterrichts angesehen werden. Jedem Professor, so fordert er, soll die Richtschnur angezeigt werden, der er beim Lehren in seinen Vorlesungen zu folgen hat. Indem er den Mathematiker und den Theologen aus den oben angedeuteten, sehr verschiedenen Gründen übergeht, beginnt er mit dem Philosophen. Nach einer genauen Definition des Begriffs der Philosophie soll dieser eine chronologisch geordnete Uebersicht über die Geschichte der menschlichen Meinungen geben, die mit einer eingehenden Kritik zu verbinden ist; diese Uebersicht wird vom stoischen und epikureischen System an bis auf den auch hier wieder warm anerkannten Locke in ihren Hauptzügen skizzirt. 'Handelt es sich um Moral, so wird der Herr Professor einige Worte über Sokrates sagen; er wird Mark Aurel Gerechtigkeit widerfahren lassen und sich ausführlicher über Ciceros Pflichten verbreiten, das beste Werk über Moral, welches man geschrieben hat oder schreiben wird.' Wie wenig dies flüchtige, als alleinseligmachend hingestellte Recept auch nur

Digitized by Google

den dürftigsten wissenschaftlichen Anforderungen an eine Vorlesung über Ethik genügt, liegt auf der Hand. In ähnlicher Weise spricht sich der königliche Dilettant über die anderen Wissenschaften aus. Für die Aerzte wird ein sehr primitiver Abriß der Semiotik als Grundlage für die Therapie gegeben, darauf die den Schülern einzuschärfende Beobachtung des Temperaments und der Constitution empfohlen, worauf denn freilich mit nur allzu großem Rechte hinzugefügt wird, der Verfasser wage es nicht zu hoffen, daß mit allen diesen Instructionen — 'alle diese Instructionen' füllen beiläufig fünfzehn Zeilen splendiden Drucks — die jungen Aeskulape Wunder ausrichten würden. Jedoch werde der Vortheil, den das Publicum davon haben werde, der sein, daß weniger Bürger durch die Unwissenheit oder die Trägheit der Aerzte getödtet werden würden. 'Um es kurz zu machen,' wohl auch in dem Bewußtsein, noch weniger Zureichendes darüber sagen zu können, geht er dann über die Botanik, die Chemie und Experimentalphysik fort und wendet sich zu dem Professor des Rechts, der ihm eine sehr mürrische Miene (la mine bien rébarbative) zu haben scheint, und den er in sehr wenig höflichen Worten apostrophirt: zum Vortheil des Publicums ersucht er ihn, etwas weniger Pedanterie und mehr gesunde Vernunft in die tiefen Vorlesungen hineinzulegen, welche er zu halten vermeine. 'Sie belehren,' ruft er ihm mit begründetem Interesse zwar für die Betreibung des heimischen Rechts, aber mit einseitiger Verleugnung des auf anderen Gebieten von ihm selbst anempfohlenen historischen Standpuncts zu, 'Sie belehren Ihre Schüler über die Gesetze des Minos, des Lykurgus, der zwölf Tafeln in Rom, des Codex des Kaisers Justinianus, und sagen dabei nicht ein Wort oder nur weniges von den Gesetzen und Gewohnheiten, die in unseren Provinzen herrschen.' Statt dessen — und dieser Forderung einer philosophischen Grundlegung wird man wiederum nur zustimmen können — fordert er ihn auf, im Anfange zunächst die Nothwendigkeit der Gesetze zu beweisen, weil keine Gesellschaft ohne sie sich zu erhalten vermöge. Darauf soll er zeigen, daß es Civil-, Criminal- und vertragsmäßige Gesetze giebt (lois de convention), d. h. solche, welche die Regierungen einsetzen, um Handel und Industrie zu begünstigen. Ohne Grotius und Pufendorf zu Rathe zu ziehen, soll er dann die Gesetze der Gegend analysiren, die er bewohnt, und sich dabei namentlich hüten, seinen Zöglingen Geschmack am Geiste der Streitlust beizubringen; statt zu Verwirrern soll er sie zu Entwirrern machen; alle seine Sorge soll er darauf verwenden, Richtigkeit, Klarheit und Präcision in seine Vorlesungen hineinzulegen. Dem Professor der Geschichte stellt er den früher dem Philosophen empfohlenen Thomasius als Muster auf.*) Hier aber liegt wohl eine Namens-

*) Ebenso auch in einer Marginalnote bei Biedermann Friedrich d. Gr. u. s. w S. 5 A. *.

Digitized by Google

verwechselung vor, wahrscheinlich mit Cellarius, dem Verfasser eines vielgebrauchten universal-historischen Abrisses; denn Thomasius hatte zwar und erweckte Interesse auch für Geschichte, namentlich für Kirchengeschichte, aber weder als Schriftsteller noch als Lehrer war er auf diesem Gebiete vorwiegend thätig. Wie dem auch sei, Friedrichs Idealprofessor soll seinen Cursus mit der alten Geschichte beginnen, mit der modernen endigen, ohne Vernachlässigung irgend eines Volkes, aber — wohl zu merken — mit besonderer Hervorhebung der deutschen Geschichte als der für die Deutschen interessantesten. Er wird sich dabei nicht zu sehr im Dunkel der Ursprünge und Anfänge aufhalten; erst über das dreizehnte Jahrhundert, wo die Geschichte anfängt interessanter zu werden, wird er sich mehr und dann weiter um so ausführlicher verbreiten, je näher er den Thatsachen tritt, die mit der Geschichte unserer Tage enger verbunden sind, zumal seit der Epoche Karls des Fünften. Er wird sich hierbei mehr bei denjenigen Begebenheiten aufhalten, die Folgen gehabt haben, als bei denen, die gleichsam für die Nachwelt gestorben sind; dazu wird er sein Augenmerk auf den Ursprung der Rechte, Gebräuche, Gesetze, wie auf die Entwickelung der Ursachen der großen Begebenheiten und eine gerechte moralische Würdigung der Handlungen richten. Vor allem soll er sich nicht darauf beschränken, dem Gedächtnisse seiner Schüler Facta einzupfropfen, sondern er soll daran arbeiten, ihr Urtheil zu bilden, ihre Art zu denken zu berichtigen und ihnen Liebe zur Tugend einzuflößen.

So sehr man sonst im einzelnen von Friedrichs Ansichten abweichen, vom heutigen wissenschaftlichen Standpuncte aus sie zum Theil belächeln mag, daß er mit diesen Worten den Kern nicht nur der geschichtlichen, sondern einer jeden wissenschaftlichen Unterweisung richtig bezeichnet hat, wird man anerkennen müssen. In diesem Sinne spricht er sich überall aus, wo von Erziehung und Bildung der Jugend die Rede ist, nirgend herrlicher als im Anfange des Briefes über die Erziehung: 'Ich liebe es diese Jugend zu betrachten, die sich unter unseren Augen erhebt; es ist die zukünftige Generation, welche der Aufsicht des gegenwärtigen Geschlechts anvertraut ist, es ist ein neues Menschengeschlecht, welches sich anschickt, das jetzt existirende zu ersetzen, es sind die wiederaufkeimenden Hoffnungen und Kräfte des Staats, die wohl geleitet seinen Glanz und seinen Ruhm verewigen werden.' Und weiter: 'Ein weiser Fürst muß seinen ganzen Eifer daran setzen, in seinem Staate nützliche und tugendhafte Bürger zu bilden.'

Diesem erhabenen Grundsatze des großen Königs ist Preußen fast ununterbrochen treu geblieben. Seiner Befolgung hat es zu danken, daß es aus tiefer Erniedrigung sich wieder aufzurichten vermochte, daß es jetzt an der Spitze des geeinigten Vaterlandes steht. Und wenn seit Friedrich die Ziele der Wissenschaft und ihrer Lehrer an und für sich idealer und allgemein-

Digitized by Google

gültiger gefaßt und gesteckt worden sind, ihr Werth auch für die sittliche und patriotische Erhebung der Bürger ist dabei in ungeminderter Anerkennung stehen geblieben.

Die wirthschaftliche Lage der napoletanischen Provinzen.*)

Von Woldemar Kaden.

Was in Italien im Innern und Aeußern, in Schule und Heer, in der Marine zu bessern wäre, ist allbekannt, die wichtigste Aufgabe aber fällt dem Minister des Ackerbaus zu, da Italien, auf den Ackerbau angewiesen, nur durch Hebung desselben werden wird, was es werden kann. Die wichtigste Aufgabe, aber auch die schwierigste!

Ich habe meine Augen bei den Wanderungen durch die Provinzen aufgethan, ich habe der Noth in den Magen und den bestehenden Mißverhältnissen in die bedrohlichen Augen geschaut und habe erkannt, daß die Ackerbau treibende Bevölkerung Italiens Stiefkind ist. Schon 1874 schrieb ich in meinen „Wandertagen": „Es wäre höchste Zeit, daß in diesem Lande wieder einmal edle Gracchen erständen, die dem gesunkenen Ackerbau durch neue, wohlwollende Gesetze aufhelfen könnten, denn die uralten Uebelstände, wie sie zur Zeit der römischen Republik herrschten, drücken diese Gegenden noch heute. Das Land giebt kärglichen Gewinn und erfährt keine Verbesserung, weil es wie damals, noch immer an kleine, arme Zeitpächter abgegeben wird. Diesen fehlt es an Geld, besonders aber an Intelligenz, und so setzen sie gedankenlos den alten Schlendrian fort: bauen, da es ihnen am leichtesten erscheint, Wein und Oel, lassen ihre Schafe auf den Bergen den jungen Wald abweiden und erziehen nur so viel Korn und Mais, als sie zu ihrer und ihrer Familie Nahrung und Nothdurft brauchen. Trotzdem der Gewinn aus dem Vieh, wie zu Catos Zeit, dem Ackergewinn vorgezogen und jenes in vielen Strichen begünstigt wird, geschieht es doch, daß Fleisch und Milch durchaus nicht auf dem Tische des gemeinen Mannes gefunden werden. Wie damals durch diesen Mangel dem Römerthume der Kern der Volkskraft schwand, so begegnen wir heute einem gänzlich entmuthigten, weil kraftlosen, Geschlechte. Will keine Mutter dem Lande einen Gracchus schenken? Ich höre die italienischen Grundbesitzer und Advokaten lachen, und der elende Gebirgsbauer keucht im Joche an mir vorüber!"

---

*) Condizioni economiche ed amministrative delle Provinzo Napoletane di Leopoldo Franchetti. Firenze 1875.

Digitized by Google

Das ist der Seufzer eines Poeten, nichts weiter! Seit jener Zeit habe ich mehr Erfahrungen gesammelt, die Wellen der grauen Prosa sind mir bis ans Herz getreten und wenn ich heute seufze, so ist es der Seufzer eines ernsten Mannes, den des armen Volkes aus tiefstem Grunde der Seele jammert. Ich weiß, ich rief damals noch Industrie und Schule an, daß sie helfen möchten, aber auch diese können, gleich der oben erwähnten Bewässerung, das Uebel nicht an der Wurzel anfassen. Mein freundlicher Kritiker in der Berliner „Wage" hat ganz Recht, wenn er sagt: „Die Schule kommt nur in Geltung, wo die Bildung im Preise steht, und die Industrie empfängt und giebt nur Antriebe, wo es gilt, des Lebens Genuß zu erhöhen. Große Göttin Unzufriedenheit, unter all den verschütteten Marmorbildern bist nur Du nicht, wirst du nicht ausgegraben! Wie ein versteinerter Sonnenschein ruht dieser Fluch der Bedürfnißlosigkeit auf dem Lande und selbst die hartnäckigsten Anstrengungen des Fiscus, wenigstens ein Steuerzahlbedürfniß zu erwecken, erlahmen. Man zählt mit Henkershumor, daß der Bissen Brot im heutigen Königreich Italien siebenunddreißig Steuerstätten passiren muß, ehe er an den Mund kommt und — behilft sich ohne ihn."

Das ist es, die Gleichgültigkeit gegen die Bedürfnisse des Lebens und was dieses schmückt, die Bedürfnißlosigkeit ist es!

Zu der Zeit, wo die Feldarbeit und die Arbeit in den Weinbergen beginnt, Ausgangs Winter und in den ersten Frühlingsmonaten, dann wieder zur Zeit der Ernte sieht man die Straßen der römischen Provinz und die der Terra di Lavoro belebt von Hunderten, ja Tausenden kleiner, brauner, schlecht genährter Männer und Jünglinge, welche, ein Bündel Wäsche und das schwere Arbeitszeug auf dem Rücken, aus den Abruzzen in die Ebenen hinabsteigen, fremden Herren zu dienen, um mit dem Gewonnenen einen Winter lang ihre Familie unterhalten zu können. Als Hirten finden wir sie im Sommer auf allen Höhen des Königreichs, im Winter in den Niederungen am Meere. Viele auch ziehen jetzt hinüber nach Amerika. Was treibt diese Leute aus der Heimath, ihrem Herzen so theuer wie uns die unsere? Es sind gutmüthige Menschen und vor allem vorzügliche, nie zu ermüdende Arbeiter, gewohnt unter den allerbescheidensten Ansprüchen zu leben, noch gänzlich unberührt vom Hauche des Geistes der Internationale. Ist das Land nicht groß genug, haben sie keine Felder zu bestellen?

Tiberius Gracchus, als er einst durch Etrurien zog, ward tief schmerzlich berührt von dem Zustande der ackerbauenden Sklaven. Damals war es, wo er den Entschluß faßte, dem Nothstande des freien Bauernstandes abzuhelfen. Gajus Gracchus war sich klar darüber, daß der oberste Staatszweck auf die Fürsorge für die Interessen des verarmten Volkes gerichtet sein müsse, obschon sein Streben nur durch die Monarchie verwirklicht werden konnte — nun

Digitized by Google

aber sind seit jener Zeit zwei Jahrtausende verstrichen, auch die Monarchie ist eine Thatsache geworden, und doch seufzt der Bauernstand noch unter der ganz gleichen antiken Noth und das niedere Volk ist mehr und mehr verarmt.

Ist jetzt noch Hülfe möglich?

Mit dieser Frage und den sie hervorrufenden Nothstande zunächst in den Provinzen der Abruzzen und Molise beschäftigt sich das Buch Leopoldo Franchettis aufs eingehende und ihm folgen wir in seinen Hauptzügen in nachfolgender Darstellung.

Abruzzen heißt der Theil Italiens, welcher im Westen und Nordwesten an den alten Kirchenstaat, im Nordosten an die Adria, im Südosten an Apulien und im Süden an die Terra di Lavoro grenzt. Molise ist die südlichste Provinz davon. Das Gesammtgebiet der Abruzzen gleicht ungefähr dem des Königreichs Sachsen, seine Bevölkerung erreicht aber noch nicht den dritten Theil der Einwohnerzahl dieses Landes. Der Boden ist gebirgig, denn vom Norden her theilt sich der Apennin in zahlreiche Parallelketten, welche Thäler einschließen, die man ihrer Größe und Ausbreitung wegen füglich Ebenen nennen könnte, so das Piano Palentino bei Avezzano, das Thal von Solmona, das Piano Cinquemiglie bei Castell di Sangro, und das von Cantalupo zwischen Isernia und Campobasso. Die Hauptketten schicken viele Ausläufer nach dem Meere hinab, die sich in den Ebenen oder am Strande verlaufen. Zwischen diesen nehmen auch die Flüsse ihren Weg nach dem Meere. Hohe Berge giebt es genug, doch keinen mit ewigem Schnee, z. B. Gran Sasso d'Italia, Majella u. s. w. Alle fallen nicht plötzlich ab, sondern verflachen sich nach und nach zu Hügelland, in welchem Cerealien cultivirt werden, denen weiter hinab der Weinstock und in den Küstenebenen die Olive folgt. Viele Berge sind mit Wald oder Buschwerk bedeckt, zum Theil Eigenthum der anwohnenden Gemeinden, aber nicht zu verwerthen wegen Straßenmangels, oder gedankenlos zerstört, um das Terrain der Cultur zu gewinnen, oder Kalk und Holzkohle zu brennen. Was wieder emporgekeimt, wird auf dem Weidegange der zahlreichen Schafheerden gründlich vertilgt. So stehen denn die meisten Berge kahl und nackt, und recken ihre entblößten Häupter anklagend in den Himmel hinein. Noch niemand aber dachte daran, hier neuen Wald anzupflanzen. Die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben und werden sich von Jahr zu Jahr fühlbarer machen. Humboldt sagt: „durch Fällung der Bäume, welche die Berggipfel und Bergabhänge decken, bereiten die Menschen unter allen Himmelsstrichen den kommenden Geschlechtern eine doppelte Plage: Mangel an Brennstoff und Wassermangel." Und das muß wahr sein, wenigstens die Geschichte Spaniens, Persiens, Palästinas, Griechenlands, des Kaukasus, besonders aber Italiens bestätigt dies. Ueberall

Digitized by Google

begegnet man hier vertrockneten Flußbetten, die, vom Staube des Sommers erfüllt, tief ausgetretenen Heerstraßen gleichen. Zu Zeiten großer Regengüsse jedoch giebt es die wildesten Ueberschwemmungen, die von Jahr zu Jahr mehr Land verwüsten. Nichts hält das Wasser in seinem Laufe auf, es dem Lande nur erst nach und nach nutzbar zu machen. Heute Fülle, morgen Dürre. Die Felder in dem Thale des Volturno gegen Isernia gleichen im Sommer wüsten Brachen, über und über mit Steinen besäet. Diese, und Dornen und Disteln machen die Sichel des Feldarbeiters schartig, wenn er den wenigen und dürftigen Mais erntet. Deshalb darf auch das Vieh frank und frei feldaus und feldein laufen. Das Schaf nagt an den Disteln, die Ziege an den Dornen, und zwischen den Steinen wühlt das hagere Schwein. In der Nähe des Flusses weiden die zahlreichen weißen Rinderheerden, oder suchen die wenigen Kräuter, die auf den steinigen Inseln desselben hervorsprießen. Viele solcher Inseln finden sich in diesen Flüssen. Es sind von den steilen Bergen herab geschwemmte Geröllhaufen, welche sich inmitten des Wassers aufthürmen und den Fluß zwingen, sich in viele Arme zu theilen, sein Bett zu verlassen und das Land zu verschwemmen. Ich habe geröllerfüllte Flußbetten von mehr als einer Miglie Breite gesehen und in ihnen floß ein träges Wasseräderchen nutzlos dahin.

Dennoch giebt es mehr als genug Land, das bebaut werden könnte und aus dem man, mit dem gegenwärtigen verglichen, einen zehnfachen Gewinn ziehen könnte, auch Arbeitskräfte sind in Fülle vorhanden, ja das Land ist ganz ausschließlich von Natur aus auf Ackerbau und Viehzucht gewiesen — und doch liegen diese Zweige hier so sehr im Argen.

Hier herrscht weitaus der Kleinbesitz und dieser bedingt den Unterschied zwischen den andern Provinzen, z. B. Foggia, wo der Gro grundbesitz herrscht. Der letztere bedient sich zu seiner Cultur der Tagelöhner, während der Kleinbesitz seine Felder verpachtet. Diese Pachtanträge sind sehr verschieden. Da ist zunächst der Vertrag auf Antheilwirthschaft (bei den Römern colonia partiaria), die sogenannte mezzeria, Halblerei, welches System in Toscana am reinsten geübt wird, sie theilt das jährliche Rohproduct zur Hälfte zwischen dem Grundbesitzer und dem Pächter. Sie wird endlich terzeria und quarteria, wenn der Pächter nur ein Drittel oder Viertel bekommt. Doch giebt es außerdem noch eine Menge Verschiedenheiten in diesen Verträgen, oft so groß, daß das ursprüngliche System ganz verwischt wird. So kommt es vielfach vor, daß der Besitzer das Land im Jahre des Weizens auf eigene Rechnung bebaut, im Jahre, wo Mais und Hülsenfrüchte an die Reihe kommen, es dem kleinen Bauern überläßt, der ihm vom Erzeugten zwei Drittel abzugeben hat. Eine Folge nur haben alle diese Verträge: daß der Feldarbeiter oder Pächter das Allernöthigste gewinnt, aber auch nichts mehr. Die

Digitized by Google

Ernten sind meist dürftig, kommt aber einmal ein gutes Jahr, so reichen die Ueberschüsse desselben gewöhnlich nicht, die Schulden vergangener Jahre abzutragen. Von Ersparnissen kann gar nicht die Rede sein.

Zu den Hauptbedingungen eines solchen Vertrages gesellen sich noch eine Menge Nebenbedingungen, von diesen sei z. B. genannt die Lieferung einer Last Korn, circa zwölf Scheffel, für jedes Stück Arbeitsvieh, das der Herr aufs Feld geliefert. Die reichen Geschenke an Hühnern, Eiern, Früchten und Schafen, sowie die unverschämten Zinsen, die der Pächter seinem Herrn für Vorschüsse zu zahlen hat, ganz ungerechnet.

Der Druck lastet schwer auf dem Pächter und eine Folge davon ist, daß er seinen Herrn zu betrügen sucht, wo und wie er kann. Den ganzen Tag müssen zur Zeit der Ernte die Ober- und Unteraufseher mit Karren durch die Felder fahren, um alles Geerntete sofort in die Factorei zu bringen, wo die Theilung erfolgt. In den letzten Jahren geschah es auch, daß die Pächter die alten Herren plötzlich im Stiche ließen und in die Gegend von Vasto gingen, wo an den Bergabhängen, die der Adriabahn wegen entholzt wurden, Land unter billigeren Bedingungen zu pachten war. Noch mehr suchten ihr Heil jenseit des Oceans.

Wer keines von beiden thut und doch zu Hause keine Arbeit findet, der wandert wenigstens periodisch aus und geht im Winter und im Sommer zur Zeit der Ernte nach dem Agro romano, nach den Toskanischen Maremmen, oder in die Südprovinzen. So sehen wir auf der einen Seite viele Tausende die Ackerbauprovinzen verlassen, auf der andern diese selbst in ungenügendster, ja miserabelster Weise bebaut.

Und die Erklärung: Mangel an auf den Ackerbau verwendeten Capitalien. Dieser fällt überall in die Augen.

So hat ein Gut in dem Bezirke von Teramano 30—40, manchmal 100 Hektaren (also, um die Sache näher zu bringen von 300,000 bis eine Million Quadratmeter) und kaum der vierte Theil ist genügend bebaut. Die Besitzer selbst sind es, die sich über die zu große Ausdehnung ihrer Ländereien beklagen. So ermangeln die Felder der Oelbaum- und Rebenzucht, das Land ist überall dem Schadenwasser und dem Geröll der Flüsse ausgesetzt, der Bauernhäuser sind nur wenige und schlechte, zusammengeklebt aus trockenem Schlamm und Bruchsteinen, Viehhöhlen aber keine Menschenwohnungen.

An andern Orten habe ich erzählt, wie ich die Ackerbauer und ihre Höhlen fand, es soll aber hier noch einmal wiederhallen, weil wir so erst verstehen, wie eine mächtige Hülfe noth thut.

Das folgende Bild fand ich so oft wiederkehrend in den sumpfigen Niederungen am Meere.

Nicht Myrthe, nicht Lorbeer, nicht der Goldorange prächtige Frucht,

Digitized by Google

nichts von all den schönen poetischen Dingen in Busch und Baum erinnerte an Italien, wenn dies nicht die Farbe des Himmels und des Meeres thäte, wenn uns dessen nicht die Sprache der Armuth gemahnte, die eben um ein wenig Taback bettelnd an unser Ohr dringt. Das menschliche Elend, verkörpert steht es vor uns. In einem hageren Gesichte, braungelb wie aus dem Tuff der Ruinen gemeißelt, liegen ein Paar erloschene Augen. Den schlotternden Körper bedecken die dürftigsten Lumpen, und Lumpen auch sind die Bekleidung der geschwollenen Füße. Gierig strecken die zitternden Hände sich nach der gebotenen Gabe aus, dem langentbehrten Labsal einer Cigarre, und ein freudiger Dank wird dem Spender. Dem sitzt das Fieber auf dem Nacken und läßt ihn nicht sobald wieder. Aber er arbeitet noch. Da lehnt die schwere Holzaxt, und das große Holzbündel, das er am Abend nach Hause tragen muß, ist schon zur Hälfte fertig gehauen. Wir folgen ihm zu diesem Hause. Ein hageres, unschönes Weib lauschte scheu aus der rauchgeschwärzten Zimmerhöhle heraus, auch ihm glühte das Fieber auf den braunen Wangen, auch ihm dürfte man bald das Todtenopfer rüsten. Drinnen auf dem dürftigen Bett lag ein kleiner nackter Knabe; er lag bewußtlos in Krämpfen, wild klopfte das kleine Herz, und wie zwei Passionsblumen öffneten sich die glühenden Augen in die trostlose Welt hinein.

Wir schauen uns um, trostlos ja, denn da ist nichts, was Linderung geben könnte, auch gar nichts. Auf dem Sims über der Thür liegt ein vertrocknetes, Monate altes Maisbrod, hängen einige Reihen Liebesäpfel für den Winter, ein Säckchen Bohnen vollendet den Vorrath. Heiligenbilder an Thür und Wand, aber kein helfender Gott in der Nähe: jeder Menschenfreund würde als solcher erscheinen. Aber hier ist der allmächtige Herrgott der Länderbesitzer, der gefühllose, ja rohe Padrone in der Stadt, der sich diesen Hütten meist nur als Rächer naht und mit schmutziger Hand das Elend noch des letzten Trostes, einer Henne, einer Ziege oder des mageren Schweines beraubt. Noch nie schritt das Erbarmen über diese Schwelle, aber Hunger und Kummer lagern breit um das Haus her.

Ein anderes Bild!

Wir klettern an der Meeresseite des Felsens nieder, und entdecken noch eine Anzahl kleiner Löcher mit Mauerwerk aus alter Zeit. Daß wir jedoch noch Menschen finden würden, hätten wir nimmer gemeint. Aber richtig, da sind sie! Dicker Rauch dringt aus einer Felsenspalte und ein hagerer Hund springt bellend auf einem in das Gestein gehauenen Treppenpfad an uns heran. Ein sonnenverbrannter dürrer Mann ruft ihn zurück, und neben diesem erscheint in der Kluft eine kleine, dürre Frau und ein Rudel ungewaschener, unmündiger Höhlenbewohner. Freundlich, mit fast unterwürfiger Demuth wird der Fremde begrüßt und eingeführt in die kümmerliche Behau-

Digitized by Google

sung: eine in den Felsen gesprengte menschliche Wohnung, mit einer Art menschlicher Einrichtung. Nun, das müssen wir gestehen, daß ein Seeadler ein besseres Nest sich nicht wünschen könnte. Der aber hier wohnt, gehört der Erde. Er hackt mit krummem Rücken das steinige Land um den Berg herum, das ihm nicht gehört, und zieht mit der dürftigen Frucht ein hageres, hungerndes, allen Entsagungen später preisgegebenes Geschlecht.

Ein andres Bild? Nein, es sei genug.

Allgemein ist der Widerwille der Besitzer, neue Häuser zu bauen, und wenn sie einen Complex an zwei verschiedene Familien verpachten, müssen diese oft in Einem „Hause" wohnen, d. h. in Einem Raume. Ebenso wird nie Geld auf neue Geräthe verwendet, das bleibt in alle Ewigkeit bei der Zappa, der Hacke, bleibt bei der bloßen Handarbeit.

Fehlt es in Wahrheit an Capitalien? Sind sie auf gewinnbringendere Weise angelegt? Oder liegen sie todt? Es fehlt an den genügenden Unterlagen zur Lösung dieser Fragen. Als aber die Nationalbank, ehe sie ihren Sitz und ihre Zweiganstalten in den südlichen Provinzen stabilirte, im Jahre 1865 in diesen Provinzen 12,500 Actien, jede tausend Lire mit einer Prämie von 350 Lire zur Emission brachte (Summa 16 Millionen), so ergab die Subscription an Einem Tage fast 40,000 Zeichnungen (Summa 54 Millionen). An Geld scheint es demnach nicht zu fehlen, wohl aber an der Lust, solches dem Auslande zuzuwenden. Dies hat auch Friedrich von Raumer in seinem „Italien" erkannt, er sagt, daß die Abneigung der Besitzenden, der Vornehmen, selbst den Ackerbau selbst zu lernen und zu treiben, nicht zu überwinden sei, und citirt den napoletanischen Schriftsteller Galanti über dieses Thema. Dieser schreibt: „Das sogenannte Landleben der Napoletaner besteht blos darin, daß sie eine andre Luft einathmen nnd mehr Geld ausgeben wie in der Stadt. Zahlreichere Gesellschaften, verderblicheres Spiel, prächtigere Mahle, kostspieligerer Zeitvertreib, überall das Gegentheil dessen, was das Landleben sein sollte; — siehe, darin bestehen die Villegiaturen."

Ganz wie im alten Rom, und so ist es bis heute geblieben. Auch die hohen Zinsen, die sich der Padrone von seinem Pächter für die fortwährend nöthigen Vorschüsse zahlen läßt, sind Wucherzinsen und führen zur Verarmung des kleinen Bauernstandes. Ganz wie im alten Rom kommt der gemeine Mann fortwährend in seinem Wohlstande zurück. „Er hatte weder zu leben, noch wovon er das Tributum entrichten sollte. Er mußte also baares Geld leihen; da er dann aber auch die hohen, ganz von der Willkür der Darleiher abhängigen Zinsen (usurae) nicht bezahlen konnte, so häufte seine Schuld sich rasch, indem er leiden mußte, daß der Darleiher die Zinsen zum Capitale schlug und so Zins auf Zins nahm, oder dazu gezwungen war, zur Abzahlung seiner früheren Schuld eine größere bei einem neuen Gläu-

Digitized by Google

biger zu contrahiren (versuram facere)." Siehe L. Lange, Röm. Alterthümer. Bd. I. p. 508.

In der Provinz Aquila, wo der Besitzer dem Bauern Korn vorschießt, nimmt er für je sechs Scheffel einen als Zins, das ist also mehr als sechszehneinhalb Procent. Auch der Kleinhandel fällt in die Hände der Wucherer. Ein Wechseltermin von drei Monaten, gebräuchlich bei allen Creditanstalten, ist zu kurz für die Gegenden, die vom Ackerbau leben, wie auch für den Kleinhandel. Dazu kommt noch, daß es an vielen Orten unendlich schwer ist, die nöthigen Firmen zu finden. Zwölf Procent sehen dann die ehrbaren Leute als einen ganz mässigen Zins an, während die Wucherer von Profession bis fünf Procent per Monat gehen. Wie überall, ist auch hier der Wucher begleitet von jener Unpünctlichkeit im Nachkommen der Verpflichtungen, wie von leichtsinnigen Bankerotten.

Auch darüber schreibt Raumer in dem erwähnten Werke: „Obgleich es im Lande nicht an Capitalien fehlt, ist der Zinsfuß noch immer sehr hoch, und die Schwierigkeit, Darlehen zu bekommen, sehr groß. Dies entsteht aus dem Mißtrauen der Capitalisten, welches sich wiederum gründet auf sehr mangelhafte hypothekarische Einrichtungen, irrige oder gar betrügerische Abschätzungen, Parteilichkeit der Behörden, Langsamkeit der Processe u. s. w. So fehlen oft dem Landbauer und dem Fabrikanten die Betriebscapitale, oder sie werden ihm unter Bedingungen überlassen, welche zu erfüllen kein natürlicher, sicherer Gewinn jemals hinreicht. Daher Bankerotte und verdoppeltes Mißtrauen."

Vieles davon ist seit 1860 besser geworden, aber der Schaden ist noch groß und fühlbar.

Von den Capitalien, die nicht auf Wucher ausgeliehen sind, liegen viele in den Schränken todt, selbst unter der Erde vergraben. Der Bauer, sobald er eine kleine Summe zusammen hat, wechselt diese in Piaster ein, so auch der Kaufmann Neapels, der am liebsten auf seinem Silber schläft. Ein Theil fällt in die Hände des Staates für angekaufte Domänen und Kirchengüter, ein anderer Theil wird in Staatspapieren, in Communalanleihen angelegt. Massenhaftes Geld ging in den letzten Jahren für türkische Rente fort, und dies hauptsächlich von Leuten, welche, Anhänger der alten Regierung, der neuen dadurch Opposition machen wollten.

Was kann der Staat dagegen thun? Die Leute zwingen, ihr Geld im Ackerbau anzulegen? Alles Ernstes ist dieser Vorschlag gemacht worden. Auch die Abhülfe, die man erwartet, wenn erst einmal der unermeßliche Agro romano verbessert sein wird, daß man alsdann durch günstige Pachtverträge über kleine Ländereien die Verbindung zwischen Abruzzen und jenem

Digitized by Google

herstellt, und eine Art Pression ausübt, ist noch im weiten Felde, wie auch die, dann allerdings wirksam eingreifende Eisenbahnlinie Solmona — Roma.

Der Mangel an Capitalien für den Ackerbau verhindert auch das Aufblühen verwandter Zweige, wie Viehzucht, Geflügelzucht u. s. w. Jetzt gehört das Vieh dem Herrn. Der Bauer hat es nur in Pension, er füttert, pflegt es, und den Gewinn theilt man zur Hälfte. Aber auch diese Industrie wird durch verschiedene Umstände gehindert, sodaß viele Familien höchstens dazu kommen, ein Schwein zu halten, das noch dazu in den meisten Fällen verkauft werden muß, wenn es nicht abgepfändet wird. Es fällt dem armen Pächter gar nicht ein, Vieh anzuschaffen mit Geld, das er sich leihen und das er hoch verzinsen müßte, er würde sich ja nur für die Wucherer plagen. Dazu kommt, daß der Landmann meistens in den unbequemen engen Flecken und Dörfern wohnt, wo es keinen Platz für Vieh giebt. Diese Entfernung der Wohnung von den Feldern führt noch andere Consequenzen mit sich. Der Weg ist oft sehr weit, ermüdend und zeitraubend, und Zeit und Kraft werden der Cultur des Ackers entzogen. Auch kann den Feldern nicht die Liebe und Pflege gewidmet werden, wie eines, der mitten darinnen wohnt. Die Sonntage verlocken zu Trunk und Spiel, die Frau muß größeren Aufwand machen, während ihre Arbeit, die Frauensorge in den kleinen Dingen fehlt. Ihr Wirken beschränkt sich meist nur auf Zubereitung und Zutragen des Essens. Das Uebel ist leider eingefleischt. Der Bauer liebt seinen schmutzigen, mißduftigen Flecken, er zieht seine schmierige Wohnung ohne Luft und Licht einem Bauernhause inmitten der Felder vor. Ueberdies ist er auch manchmal Besitzer seines Hauses. Wo aber der Padrone diese besitzt, so will er nicht gern verzichten auf den Gewinn aus denselben, am wenigsten neue bauen; wer dies versuchte, mußte auch davon zurückkommen. Ein Haupthinderniß jedoch ist, daß der Bauer fast überall Ländereien pachtet, die zerstreut und weit von einander entfernt liegen. Er hat die Meinung, daß er auf diese Weise den Schaden durch Wetter in etwas ausgleiche.

Wäre aber auch Alles in Ordnung, an einen Aufschwung könnte nicht gedacht werden wegen des Mangels an fahrbaren Straßen. Und das ist vielleicht der größte Uebelstand in den südlichen Provinzen. Der Schaden, der daraus erwächst für Oekonomie, Moral und Politik ist unberechenbar. Was man auch in Betracht ziehen wolle: Wohlstand, Unterricht, Production, Handel, Vaterlandsliebe, — welches Uebel, welchen Mangel man auch zu beklagen, welches Gute man zu wünschen hätte: Alles führt zurück auf den Mangel an Straßen.

Es ist dies unmöglich zu verstehen, wenn man nicht gesehen, welche Weltverlorenheit, welches Elend, welche Barbarei das Fehlen der Straßen

Digitized by Google

bedeutet: es schließt in sich die Unmöglichkeit, den zwingendsten Bedürfnissen eines gebildeten Volkes genug zu thun.

Was die Bourbonen auf diesem Gebiete thaten, ist bekannt. Ihre schönen Straßen dienten ausschließlich strategischen Zwecken, während man durch die vorzüglichen Straßen um den Golf Neapels her, den zahlreichen Fremden, die ja nie ins Innere kamen, Sand in die Augen streuen wollte.

Dieses Innere kenne ich aus Erfahrung nur zu gut, und kenne auch die Hemmungen, die Handel und Wandel durch den Straßenmangel erleiden Das traurige Bild, das Leapoldo Franchetti davon entwirft, ist durchaus richtig.

Er erzählt: „Ich sah in der Gegend von Solmona aus einem Ziegelofen, der verschiedene Quadratkilometer Land zu versorgen hat, die Ziegel auf dem Rücken der Thiere forttragen, 48 auf einmal. Städte von 5–6000 Einwohnern, ganze Bezirke, wie der obere Theil von Vasto, sind dergestalt ausgeschlossen von der Welt. Von Vasto geht zwar eine Fahrstraße aus, die einige Kilometer auf dem Hügelkamme hinläuft, dann aber muß man aufs Pferd und hinabsteigen auf den Thalgrund, in das Flußbette, welches von hier ab als Landstraße benutzt wird. Mühsam schritt mein Thier zwischen den gewaltigen Geröllblöcken dahin, manchmal den dünnen Wasserfaden kreuzend, welcher verloren durch das breite Bette irrte, welches die ganze Thalbreite einnahm. Zu beiden Seiten nacktes Kalkgestein, das sich zu Hügeln erhob, die man ihrer Höhe nach füglich Berge nennen könnte, hier steil abschüssig und fast immer steinig und baumlos, dort sanft geneigt und dann angebaut. Nicht ein Haus soweit die Blicke reichen, ausgenommen einige Mühlen, in dieser Jahreszeit jedoch verlassen. Nur wenn man die Augen erhob, konnte man hier und da auf der Spitze eines Hügels ein Dorf, einen Flecken erblicken. Es war Sonntag, die Felder standen verlassen von den Arbeitern, nicht Thier, nicht Mensch sah man, nicht eine Stimme ertönte durch dieses trostlose Thal. Erst nach langer Zeit erblickte ich inmitten der Einsamkeit einige Männer, sitzend vor einer Mühle, die ausnahmsweise noch bewohnt war, einen Bauern mit zwei, drei beladenen Eseln, einen Bürger zu Pferd, nach Vasto ziehend, einige zerlumpte Arme mit fünf oder sechs Schafen, ein paar Bauern in Festtracht, die das Thal durchkreuzten. Nur der Glockenklang, der von den Bergen herabtönte, zeigte an, daß hier und dort Tausende von Menschen beisammenwohnten; diese Wüstenei zu bevölkern, und die zahlreichen Felder auf den Hochebenen oder in den weniger tiefen Thälern zu bebauen. Alle diese Leute aber, wenn sie mit der übrigen Welt verkehren wollen, müssen in den Fluß hinabsteigen und die Straße zurücklegen, welche ich verfolgte. Wenn Schnee und Regen heftig auftreten, geht auch das nicht und da müssen sie unthätig zu Hause bleiben. Nicht selten geschieht es dann,

Digitized by Google

daß die Kleinhändler, die in diese Ortschaften kommen, das Getreide aufzukaufen, das die Besitzer wegen den großen Unbequemlichkeiten nicht selbst nach der Marine abführen wollen, daß jene mehrere Tage in diesen Bergen zurückgehalten werden, wo sie gezwungen sind, während dieser Zeit den kleinen Gewinn von dem Geschäfte aufzuzehren."

Aus den nachfolgenden Notizen erhellt, daß der größte Theil jener Provinzen unter ähnlichen Bedingungen leben muß. In der Provinz Aquila haben von 127 Gemeinden, aus denen diese Provinz besteht, 43 keine Fahrstraßen, 68 haben eine zwischen Communal-, Provinzial- und Nationalstraßen, 14 zwei, zwei mehr als zwei. In der Provinz Molise sind von 142 Gemeinden 84 mit Fahrstraßen versehen u. s. w.

Die meisten der Straßen sind aber in beklagenswerthem Zustande: nicht erhöht, nicht aufgeschüttet, oft von Bäumen verwachsen, ohne Brücken und Stege, ohne Dämme gegen Wasserstürze, daher zerrissen, überschwemmt, gespalten, voller Löcher. Die Gemeindebehörden sind meist Ignoranten und capiren noch nicht den Nutzen der Fahrstraßen. Sie überlassen die Sorge dafür den reichen Besitzern, die dann in der Bemessung derselben die Usurpatoren spielen. Die Agenten sehen nicht, oder wollen nicht sehen, oder aber verstehen nichts von der Sache und der üble Stand der Finanzen hindert, die Sache energisch anzugreifen.

Und dennoch von allen anderen, ebenso kostspieligen Verbesserungsplänen ist der der Straßenvermehrung vielleicht derjenige, der seine Wohlthaten am ehesten fühlen lassen würde. So hat der Bau der Adriabahn, trotz des Mangels zuführender Fahrstraßen, und trotzdem sie, anstatt durchs Innere der Provinz zu gehen, am Meere entlang läuft, eine förmliche ökonomische Revolution auch in den entferntesten Ortschaften hervorgerufen. Die Preise der Landesproducte haben sich verdoppelt und verdreifacht. Die Richtung des Productenhandels hat sich geändert, anstatt wie bisher zuvor nach Neapel, geht jetzt Alles direct an den Ort der Bestimmung oder der Nachfrage. Dem Kleincapital ist es ermöglicht, in den Handel einzutreten, und so bildet sich bereits eine neue Classe von Händlern. Neue Culturarten sind erwachsen, z. B. Gartenbau und Obstbaumzucht, welche ihre Erzeugnisse auf einer Seite bis auf den Markt von Foggia, auf der andern bis nach Ancona senden. Producte, welche früher, wenn sie nicht fast umsonst am Orte consumirt wurden, verloren gingen, werden jetzt ausgeführt. Die Traube z. B. ging vergangenen Herbst bis nach Oberitalien zur Weinbereitung, und auf der Linie Popoli-Pescara, welche erst seit kurzem eröffnet ist, benöthigte der Transport täglich 6—7 Specialzüge. Natürlich trägt die Handelsfreiheit, die die neue Regierung brachte, auch zum Fortschritt bei, das Zwangs- und Willkürsystem des bourbonischen Gouvernements, das alle Lebensadern unter-

Digitized by Google

band, hat aufgehört. Unter den Bourbonen kam es z. B. vor, daß ein Minister, der Beziehungen zu einem großen Handelshause Neapels hatte, sofort nach der Ernte die Getreideausfuhr verbot, sodaß das Haus durch den Rückschlag auf die Preise, sehr bequeme Einkäufe machen konnte. Waren diese vollzogen, wurde die Sperre aufgehoben, die Preise stiegen mit einemmale, und das Haus gewann die Differenz.

Wie der Bourbone sonst noch gewirthschaftet, davon spricht Raumer im zweiten Theile seines Italien. „Lange glaubte die Regierung diesen Uebeln (Theuerung, Sinken des Ackerbaues) entgegenzutreten, indem sie befahl, alle vorhandenen Vorräthe genau anzuzeigen und feststellte, wieviel jeder verkaufen dürfe oder niederlegen müsse. Hieran reihte sich eine Unzahl von unnützen Controlen und Scherereien, und das letzte Ergebniß aller dieser Bemühungen war, — eine Steigerung der Brodpreise. Obgleich man von vielen Irrthümern dieser Art zurückkam, ja in einzelnen Augenblicken plötzlich den Getreidehandel ganz frei lassen wollte, drängten sich doch die Besorgnisse immer wieder hervor, und die Einfuhr und Ausfuhr von Pferden, Rindvieh, Oel und Getreide ward bald erlaubt, bald verboten, was die Durchführung von Wirthschaftsplänen ungemein erschwerte."

Diese Zeiten sind glücklich vorüber, aber das erklärt noch nicht den theilweisen Wandel der Dinge zum Bessern. Die Ersparniß beim Eisenbahntransport ist so groß, daß man den Transport per Esel bis zur Station auch für weitere Strecken immer noch mit Gewinn unternehmen kann. Sehr voluminöse Producte dagegen, deren Werth in keinem Verhältnisse zum Volumen steht, wie beispielsweise Kartoffeln, müssen den Schweinen gegeben werden. Der Theil der Ortschaften, der sich der Wohlthat der Eisenbahn erfreut, ist darum immer noch klein. Das weitaus größere wartet noch immer oder hinkt weiter und merkt die Vortheile des neuen Regiments noch nicht

So ist denn der Straßenbau eines der wenigen Dinge, in welche die Regierung direct ändernd und helfend eingreifen kann. Sie muß mit oder ohne Zustimmung der Bevölkerung Straßen bauen. Einiges ist ohne Zweifel hierin schon geschehen. Nationalstraßen wurden gebaut, oder sind im Baue begriffen. Was die Provinzialstraßen anbelangt, so fangen die Wirkungen des Gesetzes vom 27. Juni 1869 an, sich bemerkbar zu machen. Die wichtigsten derselben sind in Angriff genommen oder kommen doch nächstens daran, jedoch will es noch eine Reihe von Jahren, um das vorgeschriebene Netz nur einigermaßen zu vervollständigen.

Die Sache der Gemeindestraßen aber liegt im Argen, und kaum hat man noch angefangen zu hoffen, das Gesetz vom 30. August 1868 (Verpflichtung der Gemeinde zum Straßenbau) erfüllt zu sehen. Die Schwierigkeiten sind gewiß nicht klein: an vielen Orten fehlen wie gesagt, die National- und

Digitized by Google

Provinzialstraßen', die Hauptadern, in welche die Gemeindestraßen münden könnten. Graß ist ferner der Widerwille der Gemeinden, etwas für Straßenbau zu spenden, dazu kommt die in Italien uralte Eifersucht zwischen Gemeinden und Fractionen von Gemeinden, die Unwissenheit und Unerfahrenheit der Gemeinderäthe in der Ausführung der Vorarbeiten, ferner Abneigung der Ingenieure gegen Projectarbeiten auf Rechnung von Gemeinden, da sie fürchten müssen, nicht bezahlt zu werden.

Thatsache wenigstens ist, daß das zugestandene Halbjahr, in welchem die Gemeinden das Verzeichniß der obligatorischen Straßen einzureichen hatten, nicht genügte, und daß das Triennium, in welchem die Straßenbauprojecte exact abgefaßt werden sollten, bei den meisten Gemeinden thatlos verflossen ist. Auch das directe Eingreifen der Präfecten, welche, nachdem jenes Triennium verflossen, an Stelle der Gemeinde zu bestimmen hatten, erwies sich als unfruchtbar, denn die Mehrzahl der Straßen ist noch nicht begonnen. So mußte durch das Reglement vom 10. December 1872 bestimmt werden, daß den Präfecten Specialbureaus an die Hand gehen sollten mit Ingenieuren, welche von der Regierung direct zum Straßenbau abgeordnet waren, und diese nehmen dann Alles auf sich: Straßenverzeichniß, Bauprojecte, Liste der Beitragspflichtigen, rechtlichen Schutz und Bau der Straßen selbst.

Franchetti erzählt: „Ich sah einmal einen dieser Ingenieurs in einem Gemeinderathe der Campagna, wie er die Bestimmungen über den Antheil der Gemeinde am Bau einer Straße dictirte. Und wahrlich, das Schauspiel, ihn in der Mitte jener Leute sitzen zu sehen, den Revolver im Gürtel, die Sporen an den Stiefeln, die Peitsche in der Hand, dem Gemeindeschreiber dictirend, dieses Schauspiel war mehr malerisch als erbaulich, wegen der Haltung der Gemeinde, sich selbst zu regieren."

Wo aber diese Ingenieure walten, meist junge begeisterte Männer, die den lebhaften Wunsch hegen, sich bekannt zu machen, geht die Sache wirklich vorwärts. Es gelingt ihnen, die Intriguen zu schlichten, die Rivalität der Communen beizulegen, Betrügerei zu entlarven. Unglücklicherweise jedoch fehlt es an ausreichendem Personal. Die Prüfungen sind schwierig, und von den wenigen, welche sie bestehen, finden sich wiederum sehr wenige, welche den Beschwerden, ja Gefahren einer solchen Profession entgegen zu gehen gewillt sind.

Die Wahlen.

In der Wahlerneuerung unserer großen parlamentarischen Körper haben wir die erste Etappe glücklich hinter uns: die preußischen Landtagswahlen,

Digitized by Google

den Reichstagswahlen an Bedeutung beinahe gleichstehend, haben ein überraschend klares Resultat ergeben, überraschend insofern, als man gegenüber den überaus lebhaften, von äußern Verhältnissen unterstützten Bestrebungen auf Verschiebung der bisherigen Parteiverhältnisse nicht erwarten konnte, daß der Erfolg all dieser Bestrebungen mit ihrem Lärm ganz und gar gleich Null sein werde. Und doch ist es so: die Wahlen schließen beinahe genau mit dem status quo ante. Obwohl die vereinigten Heerschaaren der Conservativen aller Gattung (mit Ausnahme der Freiconservativen, wenn man dieselben überhaupt dahin rechnen will), der Ultramontanen, Welfen, Particularisten, Socialdemokraten u. s. w. im Sturmangriff tambour battant auf die Liberalen, die mit ihrer bösen Gesetzgebung alle heutigen Schäden und Schmerzen Deutschlands verschuldet haben sollen, losgingen, um sie aus ihren bisherigen festen Positionen zu vertreiben: so hat doch dieser so lange vorbereitete Angriff keinen Erfolg gehabt, als daß die Angegriffenen alle Positionen behauptet, nicht das mindeste Terrain verloren, vielleicht sogar etwas gewonnen haben. Das ist weit mehr als man erwarten konnte, und die Antwort, die die Wählerschaften damit ertheilt haben auf die mit so vieler Kunst an sie gerichteten Aufforderungen zur Abwendung von ihren bisherigen Wegen hat um so mehr Bedeutung, als man wohl fürchten konnte, das politische Verständniß der Massen werde vor den Verlockungen nicht Stand halten, die sie von einem Causalnexus zwischen der schlechten Geschäftslage und der liberalen Gesetzgebung überreden wollten. Die officiösen Stimmen, die die Differenzen zwischen Fortschrittlern und Nationalliberalen zu erweitern und zu verschärfen und bis zu völligem Bruch zu treiben sich bemühten, haben dieses ihr Ziel vollständig verfehlt, die Deutschconservativen und Agrarier aber, dies gemeinschaftliche Unternehmen unter doppelter Firma, haben mit ihren reichen Agitationsfonds eine Million Flugblätter umsonst ausgestreut und haben ein Fiasco gemacht, wie es in dieser Ausdehnung nicht zu erwarten war. Die preußischen Wähler haben in unzweideutiger Deutlichkeit erklärt, daß sie an der Politik der letzten Jahre absolut nichts geändert sehen, daß sie zunächst die gleichen Wege der Politik fortwandeln wollen. Diese Bestimmtheit in der Erklärung der öffentlichen Meinung Preußens wird hoffentlich ihre Wirkung nicht verfehlen auf die Regierung, die darin eben sowohl eine Billigung und Unterstützung ihrer bisherigen Politik in ihrer großen Gesammtheit finden kann, wie eine starke Mahnung, daß beim jetzigen Stande der öffentlichen Meinung jedes Bestreben fruchtlos bleiben muß, durch Concessionen an die conservativen Elemente ihren Schwerpunct nach dieser Seite zu verlegen oder überhaupt eine unbedingte und abhängige Regierungspartei sich zu bilden und ihre festeste Unterstützung irgend wo anders zu suchen, als in den unabhängigen und deshalb freilich manchmal etwas unbequemen libe-

Digitized by Google

ralen Parteien. Auf die Fluth von Anklagen und Schmähungen, womit die Nationalliberalen beinahe von allen Seiten überschüttet wurden, ist der Wahlerfolg, der die Zahl ihrer Abgeordnetensitze nicht nur ungeschmälert ließ, sondern noch etwas erhöhte, eine glänzende Freisprechung und Vertrauensvotum. Freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, mehr besagt das Wahlresultat nicht als Aufrechthaltung des status quo; nur die neuen Parteien, Agrarier und Deutschconservativen, sind gründlich durchgefallen, die alten Parteien stehen beinahe genau in ihrem alten Verhältniß in der neuen Kammer. Auch die Ultramontanen gehören dahin, das heißt also, die Stimmung der Bevölkerung zeigt noch kein Symptom für ein Nachlassen im Culturkampf. Immerhin aber unterscheidet sich dies Beharren auf dem bisherigen Niveau von dem bisherigen Gange: bei den drei letzten Wahlen hatten die Ultramontanen allemal eine Zunahme zu verzeichnen, diesmal Stillstand. Wir sind weit entfernt, daraus schon eine Hoffnung ableiten zu wollen, daß der Culturkampf sich seinem Ende nahe und Deutschland die Lebenskraft, die diese eiternde Wunde verzehrt, ungetheilt auf andere nationale Aufgaben verwenden könne: zu solcher Hoffnung scheint uns nicht eher Zeit, als wenn unter der Herrschaft der neuen Gesetze ein neuer Geist in die Mehrheit des Klerus eingezogen ist; denn der Wechsel in der Person des römischen Oberhauptes allein möchte schwerlich genügen, die Wirkungen jesuitischen Einflusses und jesuitischer Erziehung im Gros der klericalen streitbaren Armee so schnell zu beseitigen. Wir müssen also nach dem jetzigen Wahlresultat uns schon darein fügen, daß die Fortsetzung des Culturkampfes uns nicht erspart bleibt, aber entschiedener noch stellt sich durch dies Wahlresultat die ganz überwiegende Mehrheit der Wähler auf die Seite des Staats in seiner Abwehr gegen die Anmaßungen der römischen Curie und spricht eine Billigung der Falkschen Kirchenpolitik aus. Und diesen Inhalt des Wahlresultats wird es gut sein, nach manchen Seiten hin recht stark und vernehmlich zu betonen, er heißt also: keinen faulen Frieden schließen, der Staat soll Herr sein und bleiben in seinem Hause und keine kirchliche Mit- oder Oberherrschaft darin dulden.

Keine, weder eine römische noch eine lutherisch-orthodoxe. Die Bestrebungen der letzteren fingen ja an sichtbar zu werden in dem Auftreten der Deutschconservativen und haben das gründliche Fiasco dieser getheilt, ein nicht zu unterschätzendes Glück für die bevorstehenden Arbeiten des Abgeordnetenhauses, dessen hervorragende Aufgabe in der bevorstehenden Periode das Unterrichtsgesetz mit seinen verschiedenen Dependenzen bilden soll; daß dasselbe in einer die geistige und sittliche Bildung der kommenden Generationen fördernden Weise zu Stande komme, wird schon durch die klericalen Anforderungen der Ultramontanen schwierig genug gemacht, und diese Schwierigkeiten

Digitized by Google

würden gesteigert, wenn die lutherisch-orthodoxe Partei mit den Deutschconservativen eine namhafte Vertretung im Abgeordnetenhause gefunden hätte.

Für Deutschland hat nun das nächste Interesse die Frage: wie wird sich die Regierung zu diesem Wahlresultat stellen und wie werden sich die Reichstagswahlen dazu verhalten? Wie sehr auch anfänglich geglaubt werden konnte, daß die Versuche neuer conservativer Parteibildungen in Regierungskreisen hoch willkommen sein müßten und dort auf Förderung und Unterstützung zu rechnen hätten, so scheint doch dort noch rechtzeitig die Einsicht von der vollkommenen Unbrauchbarkeit dieser Elemente als Stützen einer Bismarckschen Politik dahin geführt zu haben, sich bis auf Weiteres kühl und ablehnend zu verhalten und sich der Nothwendigkeit zu fügen, zunächst noch in gleicher Weise wie bisher in den freilich durch ihre Unabhängigkeit unbequemen Nationalliberalen und in den Freiconservativen die unentbehrliche Stütze zu suchen. Die heftigen Angriffe, die die „Provinzial-Correspondenz" und „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" namentlich gegen die Fortschrittspartei richteten und die Versuche, die Nationalliberalen zum Bruch mit diesen liberalen Elementen zu treiben, sind gescheitert an der richtigen Einsicht und dem Takt der Nationalliberalen selbst, die vollständig richtig gewürdigt haben, daß die Lage unserer Verhältnisse eine Parteiregierung nicht erfordert und nicht verträgt und deshalb ebenso wenig eine Regierungspartei, daß aber im übrigen die großen vor uns liegenden Aufgaben gar leicht nicht nur ins Stocken, sondern in eine rückläufige Bewegung gerathen können, wenn die liberalen Parteien sich völlig scheiden und gegenseitig befehden wollten. „Provinzial-Correspondenz" und „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" suchen denn mit mehr oder weniger Geschick sich in das conservative Fiasco zu schicken und die verschämte Drohung einer Auflösung, wenn die liberalen Parteien sich nicht hübsch fügsam zeigen sollten, gehört nur in das Register der vielen Ungeschicklichkeiten, mit denen allzu eifrige Freunde der Regierung häufig Verlegenheiten und Schaden zufügen. Denn solche versteckte Drohung gegenüber den liberalen Parteien aussprechen, die in den letzten Jahren beinahe in allen großen Fragen die Stützen der Regierung gewesen sind und ohne welche sie augenblicklich für ihre jetzige Politik kaum irgend eine Stütze, sondern nur Gegner haben würde, das ist nicht die Art, um ein förderliches Zusammenwirken von Regierung und liberalen Parteien zu erleichtern, sondern um zu erbittern und Mißtrauen zu säen. Wir wünschen und hoffen, daß die Nationalliberalen in gleicher Weise wie bisher bei voller Wahrung ihrer Unabhängigkeit und Selbständigkeit die Interessen und Bedürfnisse der Nation unbefangen würdigend, in allem was diesen entspricht, der Regierung ihr Entgegenkommen und ihre Unterstützung angedeihen lassen und da ihr widerstreben, wo sie diese Interessen verletzt glauben. Das heißt reale Politik treiben und Patriotismus

Digitized by Google

üben; und etwas anderes wollen und brauchen wir nicht, wir wollen nicht, daß in den Parlamenten eine einseitige Parteipolitik die Herrschaft gewinne über die nüchterne Erwägung der Gesammtinteressen der Nation und wir wollen keine Kathederpolitik nach den Dogmen eines politischen Katechismus. Wir hoffen auch, daß die Regierung, die ja nach dem jetzigen Wahlresultat von einer Auflösung nur eine Schwächung der gemäßigten Elemente und eine Verschärfung der Gegensätze erwarten, für sich selbst aber eine Stütze in den jetzigen conservativen Elementen nur durch eine völlige Umkehr und Preisgeben ihrer sämmtlichen Schöpfungen der letzten Jahre gewinnen könnte, dieser Lage der Dinge Rechnung tragen und den liberalen Parteien die gleiche Unterstützung möglich machen wird, die sie ihr bisher in den wichtigsten Fragen gewährt haben. Daß dies möglich sei, dazu gehört in verwickelten Fragen nicht blos eine Uebereinstimmung in der Sache, sondern auch eine Art und eine Form der Behandlung der Dinge, die Ueberraschungen und Uebereilungen vorbeugt, die eine Verständigung und Ausgleichung differirender Anschauungen möglich macht und erleichtert. Wie sehr man es aber an dieser Form oft hat fehlen lassen, wie oft man unterlassen hat, in den wichtigsten Fragen vor einer Entscheidung Fühlung zu suchen mit den Kennern und Vertretern der Bedürfnisse und der Auffassungen in den verschiedenen Kreisen der Nation, das weiß Jeder, der in den letzten Jahren dem parlamentarischen Leben näher stand. Die Regierung würde sich häufig viel weniger über mangelndes Entgegenkommen und Unterstützung seitens der liberalen Parteien zu beklagen haben, wenn sie bezüglich ihrer Intentionen und Anschauungen sich für die Zukunft etwas weniger zugeknöpft verhielt und die leichtere Möglichkeit einer Fühlung und Verständigung mit den ihr geneigten parlamentarischen Kreisen gewährte.

Für die bevorstehenden Reichstagswahlen kann man aus dem Resultat der preußischen Landtagswahlen wohl mit Recht den allgemeinen Schluß ziehen, daß dort ein ähnliches Resultat zu erwarten ist. Indeß wirken dabei doch eine Reihe von Factoren, die das Resultat wesentlich ändern können. Zuvörderst tritt bei den Reichstagswahlen die wohldisciplinirte Armee der Socialdemokraten mit auf den Kampfplatz, die bei den preußischen Wahlen die Parole der Enthaltung ausgegeben hatte, da sie bei dem dortigen Wahlsystem nicht über Massen von Stimmen zu verfügen hat. Ihr Eingreifen in den Wahlkampf beschränkt sich nicht nur auf die Zahl ihrer durchzubringenden Candidaten, sondern äußert sich auch in der wesentlich veränderten Physiognomie, die dadurch vielfach dem Wahlgeschäft gegeben wird und in der Rücksicht auf die Wahl von Candidaten, die hier und da dadurch bedingt wird, auch in den dadurch veranlaßten Compromissen und Verschiebungen der Parteistandpuncte. Diese Verhältnisse unterscheiden natürlich die Reichstagswahlen wesentlich von

Digitized by Google

den preußischen Landtagswahlen und erfordern bei den ersteren eine ungleich größere Thätigkeit und Geschlossenheit der reichstreuen Parteien. Die technisch musterhafte Organisation und Disciplin der Socialdemokraten kommt als erschwerendes Moment hinzu und ihre Wahlvorbereitungen sind denen der übrigen Parteien weit voraus. Die Wahlermüdung in den die Stütze unserer Politik bildenden Mittelklassen, die sich bei den preußischen Wahlen an einzelnen Orten in wahrhaft erschreckender Weise gezeigt hat und angesichts deren wir immer wieder die Forderung wiederholen möchten: gebt fünfjährige Wahlperioden anstatt der dreijährigen, erleichtert einen Erfolg der Socialdemokraten. Wir können nicht genug davor warnen, daß man sich nicht in dieser Beziehung einer Sorglosigkeit überläßt und in falscher Sicherheit und unverzeihlicher Trägheit die Pflicht versäumt, die in dem allgemeinen Wahlrecht enthalten ist. Nächstdem fällt bei den Reichstagswahlen ins Gewicht, daß die preußischen Wahlen für Süddeutschland nur wenig Analogien bilden, da hier fast nur der Gegensatz der Ultramontanen besteht, während die neuen Parteibildungen noch weniger Boden gefunden zu haben scheinen, als im Norden. Hier wird ausschlaggebend sein der Einfluß, welchen die Vorgänge im Münchener Abgeordnetenhaus auf die Stimmung der Wählerschaften ausgeübt haben. Nicht zu unterschätzen sind auch neben dem vollständigen Fiasco der Agrarier doch die bedeutenden Minoritäten, die sie in einigen Bezirken erlangt haben und die unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts noch eine ganz andere Gestalt gewinnen können, wenn nicht eine fortgesetzte Thätigkeit der liberalen Parteien ihnen gegenüber steht. Hat doch der Prophet der Agrarier, Herr Niendorf, bereits offen verkündigt, daß man bei den Reichstagswahlen noch ganz anders ins Zeug gehen werde, als bei den preußischen Abgeordnetenwahlen. Von umgestaltendem Einfluß auf die Reichstagswahlen können auch möglicherweise die Resultate oder etwaige Zwischenfälle der jetzigen Session sein. Sollte der traurige Fall eintreten, daß eine Verständigung über die großen Justizorganisationsgesetze nicht erreicht würde, in unseren Augen ein auf Jahre hinaus wirkender Verlust für die Entwickelung des deutschen Reichs, so würde dies wahrscheinlich ermuthigend auf alle reichsfeindlichen und verwirrend und entmuthigend auf die reichsfreundlichen Elemente wirken und könnte das Wahlresultat nicht unwesentlich beeinflussen. Oder sollte in der Eisenzollfrage der Nothschrei der Schutzzöllner, die die Eisenzölle ja nur als Mauerbrecher für ihre weitere Agitation benutzen, obsiegen und eine Suspension des in acht Wochen in Wirkung tretenden Gesetzes von 1873 herbeiführen, so würden die Schutzzöllner sich dadurch so ermuthigt fühlen, daß sie wahrscheinlich noch viel verwirrender in die Wahlagitation eintreten, als es jetzt den Anschein hat. Viele Freunde der Bismarckschen Politik aber würden ihr dadurch entfremdet oder wenigstens stutzig gemacht. An Stärke würde

Digitized by Google

die Reichsregierung ſicher nicht gewinnen, denn die Schutzzöllner würde ſie ſich nicht gewinnen, ſondern nur begehrlicher machen, viele Andere aber verlieren. Noch mehr umgeſtaltend könnte aber auf die Reichstagswahlen wirken, wenn inmittelſt in der orientaliſchen Frage unſer auswärtiges Amt einen weſentlichen Scenenwechſel herbeiführen ſollte. Es iſt ja an ſich eine eigenthümliche Erſcheinung, daß überhaupt bei unſrer ganzen Wahlagitation ein Haupttheil unſeres nationalen Lebens, unſere auswärtige Politik, ganz im Hintergrunde zu ſtehen und keine Rolle zu ſpielen ſcheint. Sie bildet höchſt ſelten einen ernſthaften Theil von Wahlreden oder Programmen. Indeß wir meinen, es ſcheint nur ſo. Im Grunde bildet die allgemeine Billigung unſerer auswärtigen Politik den weſentlichſten Grund der Popularität der Häupter und Träger unſerer Reichsregierung und wenn die preußiſchen Abgeordnetenwahlen im großen Ganzen eine Billigung der von den liberalen Parteien unterſtützten Regierungspolitik ausdrücken, ſo hat einen guten Antheil daran die, weniger einen öffentlichen Ausdruck ſuchende, aber um ſo feſtere und allgemeinere Billigung unſerer internationalen Stellung, wie ſie durch Bismarck geſchaffen und erhalten iſt. Der Unterſchied unſerer Stellung von heute und von zwanzig Jahren wird im allgemeinen Bewußtſein doch ſehr lebhaft empfunden: damals, als ebenfalls eine orientaliſche Frage auf der Tagesordnung ſtand, war Deutſchland ſo gering geachtet, daß es gar keinen Theil hatte an den Pariſer Verhandlungen zum friedlichen Abſchluß des Krimkrieges, die Großmacht Preußen war ebenſo ausgeſchloſſen davon und erſt als man mit den Stipulationen fertig war, geſtattete man gnädigſt ihrem Vertreter, dem Miniſterpräſidenten Manteuffel, ſeinen Namen mit unter die fertige Urkunde zu ſetzen, wodurch er zu der Ehre kam, ſein Porträt mit auf dem bekannten Gemälde, die Pariſer Friedensverhandlungen darſtellend, verewigt zu ſehen und von ſeinem dankbaren König für das hohe Verdienſt mit dem ſchwarzen Adlerorden belohnt zu werden. Zu dieſer Ohnmacht hatten uns heruntergebracht das Regiment Manteuffel — Beuſt — Dalwigk — Haſſenpflug und die daſſelbe ſtützende Weisheit der altconſervativen orthodoxen Junkerpartei, die heute unter dem veränderten Namen der Agrarier und Deutſchconſervativen die verlorene Herrſchaft wieder zu gewinnen ſtrebt. Heute ſtehen wir wieder der orientaliſchen Frage gegenüber, aber heute ſteht Deutſchland nicht machtlos und ausgeſchloſſen daneben, ſondern man wirbt um ſeine Einmiſchung und Entſcheidung und die „Times" ſendet einen Schmerzensſchrei herüber über den Canal, daß Deutſchland Frieden gebieten möge, damit ihre Baumwolle nicht zu Schaden komme. Nicht mehr ſind es die Worte einer Pariſer Thronrede, in denen ängſtlich Europa die Entſcheidung ſucht, ſondern die Kaiſerworte, die in Berlin an Deutſchlands Vertreter gerichtet werden, beſtimmen die Hoffnungen und Befürchtungen Europas und dieſe Kaiſerworte

Digitized by Google

sind frei von der Abenteuerlichkeit und Anmaßung, die man aus Paris zu hören gewohnt war, sie sind durchzogen von einem Sinne der Gerechtigkeit und ruhigen Stolzes im Gefühl machtvoller Sicherheit: Deutschland lehnt ab, sich in fremde Händel zu mischen oder Schutzmannsdienste für Andere zu leisten, das Blut deutscher Söhne soll nur für deutsche Interessen geopfert werden! Daß diesen Wechsel der Dinge Bismarcks Politik hervorgebracht, dieses Bewußtsein lebt in den großen Massen und hat in ihnen das sichere Vertrauen erzeugt, daß diese gerechte und eben so bedächtig wägende wie kühne und kraftvolle Politik die sicherste Garantie sei für eine friedliche Entwickelung unseres nationalen Lebens. Diese ruhige Politik des Friedenhaltens und Friedengebietens will Deutschland erhalten wissen und wenn es hätte zweifelhaft sein können, ob sie dem deutschen Interesse entspräche, so konnte man eben jetzt solchen Zweifels überhoben werden, als der beredte Anwalt der römischen Curie, Herr Windthorst, im Reichstag diese Politik angriff und Deutschland in den Kampf zu hetzen sich bemühte. Das Gefühl der Sicherheit, das durch diese Politik auch in der Zeit großer wirthschaftlicher Störungen in den Massen enthalten ist, das Gefühl der Befriedigung mit dieser Politik ist es wesentlich, was in dem die bisherige Regierungspolitik im Großen und Ganzen billigenden preußischen Wahlresultat sich ausdrückt und ein Abweichen von den großen Grundzügen dieser auswärtigen Politik würde sicher nicht ohne die Wirkung eines sehr veränderten Wahlresultates bleiben. Aber eben so allgemein wird auch die Ueberzeugung sein, daß unsere innere und auswärtige Politik sich gegenseitig untrennbar bedingen, daß ein Verlassen der bisherigen Bahnen unserer inneren Politik nothwendig auch unsere internationale Stellung wesentlich alteriren müßte. Sie in diesen Bahnen zu erhalten, das ist die Aufgabe, die bei den jetzigen Reichstagswahlen an den einzelnen Wähler herantritt, zu deren Lösung er durch seine Stimmabgabe mitwirken soll. Stimmenthaltung heißt Pflichtversäumniß, heißt dazu mitwirken, daß die Gegner unserer bisherigen Entwickelung sich des Einflusses bemächtigen, daß die klericalen Bemühungen, uns in auswärtige Conflicte hineinzudrängen, Aussicht auf Erfüllung erhalten, daß unsere friedliche Fortentwickelung gestört und die demüthigende Politik der alten Junkerpartei unter der neugemalten Firma Agrarier und Deutschconservative wieder zur Herrschaft komme.

Deren vereinten Angriffen gilt es mit vereinten Kräften zu widerstehen, um die sichere Fortentwickelung der bisherigen liberalen Gesetzgebung zu ermöglichen, ohne deren Unterstützung die Aufrechthaltung unserer Machtstellung nach Außen gefährdet sein würde. Deshalb müssen die Reichstagswahlen mindestens das gleiche ausschlaggebende Verhältniß der liberalen Parteien zu erreichen suchen, wie die preußischen Abgeordnetenwahlen; es würde der Keim

Digitized by Google

gefährlicher Irrungen werden, wenn das Parteiverhältniß in diesen beiden parlamentarischen Körperschaften wesentlich von einander abwich. Mögen die liberalen Parteien in ihrer Gesammtheit durch angestrengte Thätigkeit dafür sorgen, daß das allgemeine Wahlrecht für den Reichstag kein schlechteres Resultat ergäbe, als das Classensystem für das preußische Abgeordnetenhaus und mögen nicht Zänkereien im eigenen Schooße, die in diesem Augenblick doppelt übel angebracht wären, ein günstiges Resultat stören. Die Urheber solcher Störung würden eine schwere Verantwortung auf sich laden!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Reichstag. Der Waffenstillstand. — Der Reichstag hat in der ersten Woche seines Zusammenseins keine sehr bemerkenswerthen Resultate seiner Thätigkeit zu verzeichnen. Zwei Tage war er beschlußunfähig, einen Tag feierte er Allerheiligen, einen Tag brachte er mit dem Wohl des Bureaus zu, ohne es völlig zu Stande zu bringen und erst in den letzten beiden Sitzungen, von denen die zweite übrigens schon der zweiten Woche der parlamentarischen Session angehörte, begann die eigentliche Arbeit. Natürlich hat diese Art die Geschäfte zu behandeln, nicht gerade großen Beifall im Lande gefunden. Die dem Reichstage zur Verfügung stehende Zeit ist eine knapp bemessene, so daß der Verlust einer ganzen Woche sich später recht empfindlich fühlbar machen kann. Wie stets bei dieser alljährlich wiederkehrenden Calamität der anfänglichen Beschlußunfähigkeit des Parlamentes werden allerseits Vorschläge zur Abhülfe dieses Uebelstandes gemacht. Von den Meisten wird zu diesem Zwecke die Herabsetzung der zur Beschlußfähigkeit nothwendigen Stimmenzahl empfohlen. Ohne uns vor der Hand für oder gegen diese Maßnahme entscheiden zu wollen, möchten wir nur auf die Thatsache hinweisen, daß eine sehr niedrig gegriffene Minimalzahl von Stimmen im Geburtslande des Parlamentarismus sich durchaus bewährt hat. In England fürchtet man sich nicht davor, daß es bei solch einer geringen Minimalzahl der Minorität gelingen könnte, die Majorität zu überrumpeln, sondern man glaubt sich hievor durch die Wachsamkeit der Parteien genügend geschützt. Dagegen schätzt man die Sicherheit, daß eilige Geschäfte des Parlamentes jeder Zeit erledigt werden können, und daß niemals eine Partei, auch die größte nicht, durch Wegbleiben die Maschine zum Stillstand bringen kann. Ob bei uns eine derartige Herabminderung der zur Beschlußfähigkeit erforderlichen Anzahl nützlich erscheint, mag, wie gesagt, vor der Hand dahingestellt

Digitized by Google

bleiben, constatirt aber muß werden, daß alle übrigen Mittel, dem Uebel der Beschlußunfähigkeit zu steuern, sich als erfolglos erwiesen haben.

Daß die Vorgänge im Reichstage bei der Präsidentenwahl im Lande gebilligt worden sind, erscheint mindestens sehr zweifelhaft. Jedenfalls haben sie viel Zeit in Anspruch genommen, die wohl fruchtbringender hätte verwendet werden können. Sodann wird man sich außerhalb des Parlamentes schwerlich über die Frage, ob Herr Hänel zweiter Vicepräsident des Hauses werden soll oder nicht, derartig erwärmt haben, wie im Reichstage selbst. Die bevorstehende Session ist nur eine kurze, und das Amt des zweiten Vicepräsidenten ist ein so wichtiges nicht, daß man es nicht einem Manne anvertrauen können sollte, mit dem man zwar politisch nicht übereinstimmt, der aber die zur Führung des Präsidiums erforderlichen Eigenschaften besitzt. Ein Theil der Nationalliberalen ist bekanntlich nicht dieser Ansicht gewesen, sondern hat Herrn Hänel wegen seines Auftretens gegen die nationalliberale Partei bei den Wahlen in Schleswig-Holstein von dem Präsidium auszuschließen gewünscht und schließlich auch wirklich ausgeschlossen. Die Folge davon ist, daß die Organe der Fortschrittspartei die Nationalliberalen heftig angreifen und daß die Blätter der Conservativen ob dieser Fehde frohlocken und sich von ihr die schönsten Früchte für ihre eigene Sache versprechen.

Abgesehen von einigen kleineren Gesetzentwürfen galten die bisherigen Verhandlungen des Reichstages dem Reichshaushaltsetat. Einzelne Theile desselben wurden an die Budgetcommission verwiesen, andere sehr wichtige Theile des Etats, wie der für das Auswärtige Amt und der Militäretat, wurden bereits in der Hauptsache im Plenum angenommen. Die ultramontane Opposition hat die ihr zu Angriffen auf die Regierung geeignet erscheinenden Gelegenheiten mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, aber mit entschiedenem Mißerfolge wahrgenommen. Der Abgeordnete Windthorst benutzte die Berathung über den Etat des Reichskanzleramtes und die über die Umwandlung der Stelle des Directors der bisherigen Abtheilung für Elsaß-Lothringen in die eines Unterstaatssecretärs, um den Elsaß-Lothringern Besorgnisse einzuflößen ob einer deswegen zu erwartenden Einschränkung der Competenz der elsaß-lothringischen Landesregierung, während es sich, wie der Präsident des Reichskanzleramtes überzeugend nachwies, einfach darum handelt, den Director der elsässischen Abtheilung unmittelbar unter den Reichskanzler zu stellen, statt ihn, wie bisher, von dem Präsidenten des Reichskanzleramtes abhängen zu lassen. Die Elsaß-Lothringer brauchen also durchaus nicht für die Unabhängigkeit ihrer Landesregierung zu fürchten. Vielmehr werden sie bald inne werden, daß die neue Organisation ihnen durch die Vereinfachung des verwaltungsmäßigen Instanzenzuges den Vorzug einer schnelleren Erledigung der Geschäfte sichert. In der letzten Sitzung bei der Berathung des Etats des auswärtigen Amtes glaubte der ultramontane Abgeordnete Joerg die Stunde gekommen, um sein Lieblingsthema von dem diplomatischen Ausschusse des Bundesrathes auf das Tapet zu bringen, und dann auf die deutsche auswärtige Politik überhaupt und in der orientalischen Frage im besonderen überzugehen. Eine öffentliche Besprechung dieser Dinge gereicht dem ultramon-

Digitized by Google

tanen Gemüthe offenbar zur größten Befriedigung. Erstens kann man dabei der Regierung die schönsten Grobheiten sagen, zweitens kann man, wenn es gelingt der Discussion eine leidliche Ausdehnung zu geben, in Europa den Glauben erwecken, in Deutschland mißbillige eine namhafte Anzahl politischer Männer die auswärtige Politik der Regierung und drittens hegen die Ultramontanen bei solchen Gelegenheiten stets die Absicht, aus irgend einem von einem Vertreter der Regierung gesprochenen Worte durch anderweitige geschickte Benutzung desselben in ihrem Sinne Capital zu schlagen. Wie immer so sind auch diesmal alle diese schönen Hoffnungen zu Wasser geworden. An Ausfällen gegen die Regierungspolitik hat man es freilich ultramontanerseits nicht fehlen lassen. Der Eindruck derselben aber war an sich schon ein sehr schwächlicher und sodann sorgten die Vertreter der anderen Parteien schleunigst und nachdrücklichst dafür, daß es klar zu Tage trat, daß sie und ihre Parteigenossen die Haltung der Regierung billigten. Der Vertreter der Regierung selbst endlich, Staatssecretär von Bülow, gab eine so bündige und klare Erklärung ab, daß eine mißbräuchliche Anwendung derselben auch dem redegewandtesten Sophisten sehr schwer werden dürfte. Der Staatssecretär hielt sich streng an die Gesichtspuncte der Thronrede und betonte von neuem, daß die deutsche Politik eine Politik des Friedens und der absoluten Nichtintervention sei. Neu und daher von großem Interesse war die Aeußerung Bülows, daß man angesichts des erfolgten Abschlusses des Waffenstillstandes der Zukunft mit Zuversicht entgegensehen könne. Die deutsche Regierung muß also wohl aus dieser Thatsache die verstärkte Ueberzeugung gewonnen haben, daß ein kriegerischer Conflict zwischen Rußland und der Türkei die Ruhe Europas nicht wird stören können. Die Worte des Staatssecretärs dahin zu deuten, daß ein russisch-türkischer Krieg selbst nunmehr ausgeschlossen erscheine, möchten wir nicht befürworten. Dazu erscheint die Lage doch schon zu gespannt oder mindestens noch zu gespannt.

Vor der Hand werden wir allerdings wohl nichts von Gefechten und Schlachten hören. Der Waffenstillstand ist nicht nur abgeschlossen, sondern auch schon thatsächlich eingetreten. Auch das räthselhafte Dunkel, das über den widerspruchsvollen Nachrichten und Ereignissen der letzten Tage lag, ist wenigstens einigermaßen gewichen. Man erkennt schon einzelne sichere Grundzüge in den vielverschlungenen Gebilden der letzten Vorgänge. Man glaubte vor acht Tagen bekanntlich an eine friedliche Disposition der Pforte, daher erschien das russische Ultimatum durchaus nicht der Sachlage zu entsprechen. Wenige Stunden nach dem Eintreffen der Nachricht von dem russischen Vorgehen erfuhr man, daß Alexinatz von den Türken genommen worden sei. Jetzt begann man schon den Zusammenhang der Dinge zu ahnen. Allmählich hat er sich folgendermaßen herausgestellt: die Pforte hatte gegen Ende des vorigen Monates schon ihre Geneigtheit zum Abschlusse eines Waffenstillstandes zu erkennen gegeben, wahrscheinlich weil sie inne wurde, daß sie von England im äußersten Falle doch keine Unterstützung zu erwarten habe. Am Morgen des 30. October erklärte die türkische Regierung den Botschaftern der Mächte in Constantinopel denn auch officiell, daß sie bereit sei, einen zweimonatlichen Waffenstillstand zuzugestehen. Die Botschafter, den General Ignatieff inbegriffen, erklärten sich mit diesem Zugeständniß für befriedigt. Die Pforte hatte nun aber während dieser ganzen Zeit ihre militärischen Operationen in aller Stille fortgesetzt. In Belgrad erkannte man die Gefahr, die von Seite der Türken drohte, und noch vor der Einnahme von Alexinatz wandte sich

Digitized by Google

der russische Generalconsul in Belgrad (am 29. October) telegraphisch nach Livadia mit der Bitte um schleunigste Intervention. Dieser Bitte wurde am 30. October durch das Ultimatum entsprochen. Als aber General Ignatieff dasselbe erhielt, hatte er die Zusage der türkischen Regierung zum Abschlusse des Waffenstillstandes schon in Händen. Er zögerte daher mit der Uebergabe des Ultimatums und fragte deswegen erst in Livadia an. Erst als er nochmals den Befehl zur Uebergabe erhielt, entledigte er sich am Abend des 31. Octobers seiner Aufgabe. Die Pforte beschränkte sich in ihrer Antwort darauf, ihre Zusage zu wiederholen. Nachdem dann noch die Einwilligung Serbiens eingeholt worden war, wurde der Waffenstillstand auf zwei Monate am 1. November in Constantinopel unterzeichnet. Gegenwärtig beschäftigen sich die Mächte mit der Feststellung der Demarcationslinie zwischen den beiden feindlichen Armeen. Ohne diese Waffenruhe würde Serbien den türkischen Waffen erlegen sein. Um dies zu verhindern, verlangte Rußland den Waffenstillstand. Die Uebergabe des Ultimatums trotz der vorhergegangenen Concession der Pforte sollte wahrscheinlich eine Warnung sein, um die Türken von einer vertragswidrigen Wiederaufnahme der Offensive abzuhalten. Jetzt wird man russischer und türkischer Seits die Rüstungen fortsetzen. Gleichzeitig wird die russische Diplomatie die bulgarische Autonomiefrage von neuem in Anregung bringen. Der Kriegsfall kann also in jedem Augenblicke von neuem eintreten.

J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Deutsche Jugend. Illustrirte Monatshefte für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Julius Lohmeyer, unter künstlerischer Leitung von Oscar Pletsch. Leipzig, A. Dürr. — Bereits der 8. Band und die ersten Hefte des 9. liegen uns von einem Unternehmen vor, dem man, so weit verbreitet es auch ist, eine noch ausgedehntere Anerkennung doch wünschen möchte. Tiefdurchdrungen von der Wahrheit, daß für die bildsame Seele des Jugendalters eben das Beste nur gerade gut genug ist, haben die Herausgeber ein Werk in Angriff genommen, welches dem kindlichen Bildungstrieb nicht nur materielle, sondern vorwiegend formale Elemente zuführen soll. Die Gefühle des Wahren und Schönen durch Anschauung zu wecken und zu nähren, haben sie kein Opfer gescheut, unsere ersten Meister der Illustration für ihre Sache zu gewinnen. Man darf wohl sagen, daß auf diesem Gebiete hier das Beste vereint ist, was in Deutschland zu haben war, mit nur wenigen Ausnahmen sind diese Zeichnungen, die nicht nur das Kind mit Genuß betrachtet, ganz vorzüglich. Sie sind oft voll von Poesie. Auch der Text bemüht sich seinen Zweck zu erfüllen; wenn er auch in einzelnen Fällen mit den illustrativen Leistungen nicht Schritt hält, so sucht er doch in mannichfaltiger Abwechselung Lehrreiches und Unterhaltendes zu verbinden und ist vor allem eifrig bestrebt dem höchsten Ziel der Erziehung des Gemüthes näher zu kommen, welches in der Ausbildung opferfreudiger Vaterlandsliebe besteht. Wir können das Buch unsern Lesern für den Weihnachtstisch nur angelegentlich empfehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 9. November 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Eine Erziehungsanstalt vor fünfzig Jahren.

Schulerinnerungen.

I.

Unter dem Namen der Cauerschen Anstalt erfreute sich ein Erziehungsinstitut in Berlin während der zehn Jahre zwischen 1817 und 1827 des vorzüglichsten Rufes, — und mit Recht; denn das Gute und Vortreffliche überwog bei weitem die Fehler, welche man diesem eigengearteten kleinen pädagogischen Freistaate vorwerfen konnte, und die nur daher entsprangen, daß die Anlage des Ganzen zu ideal entworfen war, um sich in der Wirklichkeit lange behaupten zu können.

Meine Eltern hatten versucht, mich durch Hauslehrer erziehen zu lassen. Da ihnen aber keiner derselben genügte, und mein Vater, seiner Geschäfte wegen, nicht Zeit genug hatte, um selbst den Unterricht zu übernehmen, oder auch nur eingehend zu leiten, so wurde ich, kaum acht Jahre alt, in die Cauersche Anstalt gebracht, welche großen Werth darauf legte, daß man ihr die Zöglinge in möglichst früher Jugend anvertraute, damit die Lehrer den heranwachsenden Knaben um so leichter und fester die Lebensanschauungen einprägen könnten, welche sie als die besten, ja als die einzig richtigen erkannt hatten.

Als der eigentliche geistige Urheber dieser Pensionsanstalt darf kein geringerer Mann betrachtet werden, als der große Philosoph Fichte. Derselbe hatte in den Jahren der Erniedrigung des preußischen Staates durch seine, mit bewunderungswürdiger Kühnheit unter den Augen der französischen Gewalthaber, ja unter dem Drohen ihrer Bajonette gehaltenen Reden im Kreise aller Gebildeten ein unauslöschliches Gefühl der Beschämung über die bestehenden Zustände wach gerufen. Die Frage, ob und wie es jemals in Deutschland besser werden könne, beantwortete er in seinen berühmten Vorträgen „über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" und in den „Reden an die deutsche Nation".

Digitized by Google

Mit dem älteren Geschlecht, welches in Erschlaffung und Sittenverderbniß herangewachsen, sei nichts zu machen, keine Hoffnung auf die Thaten desselben zu setzen; dagegen sei alles daran gelegen, bei der Jugend durch zweckmäßige Erziehung sämmtliche Kräfte des Leibes und der Seele auszubilden, und Knaben und Jungfrauen für den Beruf vorzubereiten, dereinst das Vaterland von der Knechtschaft zu befreien, und die Wiederkehr so schmachvoller Zustände unmöglich zu machen.

Die Wirkung, welche die Fichteschen Reden noch heute, nachdem die unmittelbare Veranlassung derselben längst beseitigt ist, auf jedes empfängliche Gemüth hervorbringen, läßt uns die Schilderungen von dem überwältigenden Eindruck, den die Worte des Philosophen in den Jahren 1806 und 1807 machten, wohl begreifen. Der eiserne Mann mit seiner unbeugsamen Ueberzeugung und Willenskraft, riß die Nation mit sich fort, und namentlich unter den jüngeren Männern verbanden sich die Besseren zu dem heiligen Gelübde, auf allen Lebensgebieten die Ideen des großen Weltweisen verwirklichen zu helfen. Nicht minder gewaltig als die Wirkung der Fichteschen Reden auf das große Publicum, war die Macht, die er als Universitätslehrer auf seine Zuhörer übte. In der Landsturmuniform bestieg die kleine, gedrungene Gestalt das Katheder, und feuerte stündlich von neuem die studirende Jugend zu patriotischem Eifer an, indem sie ihren Zuhörern die Ueberzeugung aufzwang, daß für den Menschen Nichts werth habe, Nichts seinen Thaten wahren Adel verleihe, als unbedingte Hingabe und Aufopferung für eine große Idee.

Unter seinen Schülern befanden sich zehn junge Männer aus den verschiedensten Ständen und von den verschiedensten Berufsarten: Theologen, Mediziner, Naturforscher, Mathematiker und Philosophen; ihrer Religion nach Protestanten und Juden, und nur deshalb war zufällig kein Katholik unter ihnen, weil Bekenner dieser Confession sich überhaupt damals nur sehr vereinzelt in Berlin befanden. Diese zehn Jünglinge beschlossen in reiner Begeisterung, ihr Leben dem Bestreben zu widmen, nach Fichtes Auffassung ein besseres Geschlecht heranbilden zu helfen. Fast alle begaben sich zu ihrer fachgemäßen Vorbildung nach Yverdun am Neufchatellersee, wo Pestalozzis weltberühmte Erziehungsanstalt damals in Blüthe stand. Die Ansichten desselben stimmten mit Fichtes Grundsätzen vollständig überein, und gaben den allgemeinen patriotischen Vorsätzen der Freunde eine bestimmte Form, so daß die Heimgekehrten 1817 sofort an die Gründung einer höheren Erziehungsanstalt die Hand legen konnten. Es war eine Art von kleiner Republik, die sie gründeten; Alle sollten vollkommen gleichberechtigt sein, und sich nach ihren Fähigkeiten und Anlagen in die Geschäfte theilen. Von einer Directorschaft, oder dem Unterordnen des Einen unter den Andern war keine Rede. Da aber

Digitized by Google

die Sache doch einen Namen haben mußte, so wurde Herrn Ludwig Cauer, aus Dresden stammend, die Ehre zu Theil, der neuen Anstalt als Vertreter nach Außen hin zu dienen. Diese Wahl beruhte darauf, daß Cauer der geschäftsgewandteste unter seinen Collegen schien, und durch sein stattliches Aussehen sich am besten zur Repräsentation eignete. Er war ein hochgewachsener, ziemlich corpulenter Mann, mit einem hübschen Gesichte, und auffallend hoher, kahler, spiegelblanker Stirn. Ein Porträt von Eduard Magnus, aus nicht viel späterer Zeit, hat seine Züge mit treffender Lebendigkeit wiedergegeben. Cauer hatte hauptsächlich das Amt, die Eltern der Zöglinge zu empfangen, ihnen Auskunft zu ertheilen, die Bedingungen der Aufnahme für jeden Schüler genau zu bestimmen, und zugleich alles Oekonomische unter seine Oberaufsicht zu nehmen. Als Lehrer war er fast der am wenigsten Einflußreichste von Allen. Er hatte lediglich den Schreib- und Zeichenunterricht zu leiten, wovon noch später die Rede sein wird.

In der Zeit wo ich eintrat (Januar 1820), machte unter den Lehrern ein kleiner dicker Mann, Namens L . ., sich besonders bemerklich, und behauptete durch seine lauten und bestimmten Willensäußerungen ein gewisses Uebergewicht über die Andern. Noch in demselben Jahre aber schied er aus der Anstalt, und es gingen dunkle Gerüchte, daß seine Entfernung durch irgend ein schreckliches Verbrechen veranlaßt wäre. Die Schüler erfuhren darüber niemals das Geringste, und hätte auch keiner den Muth gehabt, deshalb eine Frage an einen der Lehrer zu richten. Ich will mich deshalb auch enthalten, irgend eine Vermuthung auszusprechen. Die übrigen Lehrer, von denen einige nicht ganz unbemittelt waren, hatten ein Capital zusammengeschossen, und dafür das Haus in der Münzstraße Nr. 21 in Berlin gekauft, welches an das Grundstück grenzte, wo sich gegenwärtig das Victoriatheater befindet. Das ursprünglich aus dem Vordergebäude und einem nach dem Hofe belegenen Seitenflügel bestehende Haus hatte nur ein Stockwerk über dem Erdgeschosse, und viele Dachkammern, welche zu Schlafstätten für Lehrer und Schüler eingerichtet waren. Parterre befand sich das Conferenzzimmer der Lehrer (die sehr gefürchtete sogenannte grüne Stube) und verschiedene größere und kleinere Zimmer, in welchen die Schreibpulte der Knaben standen, deren ganze bewegliche Habe, mit Ausnahme der Wäsche und Kleider, in den verschiedenen Behältnissen dieser Pulte aufbewahrt wurde. Die Schüler wohnten auf diese Art gewissermaßen reihenweise nebeneinander, wie die Verkäufer auf einem Jahrmarkte. In dem größten, durch Wegnahme einer Zwischenwand erweiterten, Saale, mögen wohl fünfundzwanzig solche Pulte gestanden haben, an welchen diejenigen Knaben ihre Plätze hatten, die weder zu den jüngsten noch zu den ältesten gehörten, und in welche Mittelclasse auch ich eingereiht wurde. Im Ganzen waren stets zwischen vierzig bis fünfzig Zöglinge in der

Digitized by Google

Anstalt. Die Hälfte derselben hatte in dem oben erwähnten Saale ihre Pulte, während die Kleinen in zwei Hinterzimmern des Erdgeschosses, die fast Erwachsenen in einem großen Zimmer eine Treppe hoch sich während des Tages aufhielten und Unterricht empfingen. Das Alter der Zöglinge, nicht aber die größeren oder geringeren Kenntnisse derselben bedingte diese Dreitheilung, welche sich hauptsächlich auf die körperliche Pflege, und auf gewisse kleine Unterschiede in der Beköstigung bezog, welche den verschiedenen Altersstufen möglichst angepaßt wurde. Mit Rücksicht hierauf fand auch die Vertheilung in die Schlafzimmer statt. Immer vier bis fünf Zöglinge schliefen mit einem Lehrer zusammen, die Kleinen in den Kammern nach vorn heraus, die in den kältesten Wintertagen geheizt wurden, während in den übrigen Schlafgemächern keinerlei Oefen waren, und wir bei strenger Kälte gar oft eine dicke Eiskruste auf dem Deckbette vor dem Munde hatten, auch das Waschwasser in den Krügen und Becken bis zum Boden der Gefäße festgefroren fanden, so daß erst flüssiges Waschwasser vom Hofe geholt werden mußte.

In dem bereits bei Ankauf des Hauses vorgefundenen Seitenflügel lagen die große Küche und die Vorrathsräume, an welche sich noch ein niedriges Häuschen mit einem Badezimmer, zur Benutzung für die Kleinen, anschloß, denn die Größeren wurden im Sommer fast täglich in die große Pfuelsche Schwimmanstalt, und im Winter abtheilungsweise in eine öffentliche Badeanstalt der Stadt geführt.

Die Lehrer hatten ihre Wohnzimmer im ersten Stockwerk, einige auch oben in den zu diesem Behufe ganz behaglich hergerichteten Kammern. Da gemeinschaftlich gefrühstückt, und zu Mittag und Abend gespeist wurde, so war man genöthigt gewesen, der Küche gegenüber einen zweiten Flügel aufzuführen, in welchem unten ein großer Eßsaal, und darüber ein ebenso großer Musiksaal sich befand, der mit dem oberen Stockwerke des Hauptgebäudes durch einen geräumigen Gang in Verbindung stand, während man zum Speisesaal durch die halboffene Fortsetzung des Hausflurs gelangte. Noch befand sich irgendwo Parterre ein geräumiges Zimmer für die verwittwete Frau Geheimsecretär M . . ., welche den Küchen-, Reinigungs-, Wäsche- und sonstigen häuslichen Angelegenheiten vorstand, und deren drei Söhne mit uns erzogen wurden. Unterstützt wurde diese Frau durch die beiden Schwestern des Lehrers Herrn S . . . . ., Therese und Bella, und durch die Nichte eines anderen Lehrers, Louise Wredow. Dieses schöne und liebenswürdige Mädchen starb wenige Jahre nachher an der Schwindsucht. Ihr Bruder, August Wredow, war unser Mitschüler; derselbe hat sich später als Bildhauer einen hochgeachteten Namen erworben.

An den Hof des Hauses schloß sich ein geräumiger Garten, der zum Spielplatz für die Knaben diente, und deshalb nur am äußersten Ende einige

Digitized by Google

Blumenbeete zeigte, während der übrige Raum vollkommen festgetreten war, und uns keinerlei Zwang auferlegte, wenn wir uns in demselben tummelten. Links vom Eingange stand ein gemauertes Gartenhäuschen, dessen innerer Raum wohl zwanzig Fuß im Geviert haben mochte, und zur Uebungswerkstatt für solche Knaben eingerichtet war, die Talent zu mechanischen Arbeiten, Tischlerei, Drechslerei und dergleichen zeigten. Auch wurde daselbst modellirt, und außer August Wredow ist auch der Bildhauer Emil Cauer, dem man so viele hübsche Gruppen und Statuetten aus Glanzgyps verdankt, ein Schüler der Anstalt gewesen. Er war der jüngste Bruder unserer Lehrers. Dieser Werkstatt gegenüber, rechts von der Gartenthür, waren Turngeräthe angebracht, Recke und Barren, und an der einen langen Mauer des Gartens ein gewaltiger sogenannter Schwebebaum. Die hintere Begrenzung des freien Spielplatzes, jenseit jener erwähnten Blumenbeete, wurde durch große Bäume gebildet, deren jeder Einzelne uns wohlbekannt wie ein alter Freund erschien. Wir hatten da eine Balsampappel, eine Birke, eine Schwarzpappel, eine Silberpappel, eine Linde u. s. w.

Die in der Ecke stehende Balsampappel war der höchste dieser Bäume, und schien uns bis zum Himmel zu ragen. Wir beneideten die größeren Knaben, welche an dem, von einem der oberen Aeste herabhängenden Seile ganz hinaufzuklettern vermochten. Im Schatten dieser Baumreihe wurden für diejenigen Knaben, welche sich darum bewarben, kleine Gärtchen, etwa sechs Fuß lang und drei bis vier Fuß tief, an der hinteren Gartenmauer abgesteckt, welche, sobald das Frühjahr die Bearbeitung und Bepflanzung derselben gestattete, gar bald ein Bild von den Eigenschaften des Besitzers gaben. Da sah man ordentliche und unordentliche, regelmäßig abgetheilte, und wiederum ganz geniale, zu kleinen Parks gestaltete Beete. Der Eine suchte hübsche Blumen, ein Anderer junge Bäume zu ziehen, während ein Dritter hauptsächlich an eßbaren Kräutern und Gewächsen seine Lust hatte. Unser meist sehr geringes Taschengeld wurde im Sommer größtentheils für Samen und Pflanzen ausgegeben, während im Frühling uns das Material für Umzäunung in Unkosten gesetzt hatte. Diese Zäune waren ebenso bezeichnend verschieden wie die Gärtchen selbst. Der Eine begnügte sich damit, vier Pfähle einzustecken, und die oberen Enden derselben mit einem Stricke zu verbinden. Ein zweiter suchte schon eine Thür herzustellen, während ein Dritter sein Beet mit einem Plankenzaun fest einschließen wollte. Die Höherstrebenden brachten Geflechte von Bindfaden an, und einige der größeren Knaben fertigten sogar ganz zierliche Drathgitter, die mehr als einen Sommer vorhielten. Ich selbst zog gern junge Bäumchen, theils aus Samen, theils indem ich von Spaziergängen kleine Eichen oder Buchen mitbrachte, demnächst aber liebte ich besonders die Kresse, die es schnell verräth, und besäete damit einen Theil meines

Digitized by Google

Beetes; — doch was hier verrathen wurde, war nicht sowohl der Name einer Geliebten, als der Appetit auf einen Kressensalat, der uns denn auch, wenn wir ein Gerichtchen beisammen hatten, durch die Güte der jungen Damen zum Nachtisch für den Abend mit Essig, Oel und Zucker zubereitet wurde. Diese Gärtchen gaben übrigens auch zu manchen Faustkämpfen Veranlassung, wenn ein Nachbar dem anderen aus Ungeschicklichkeit oder Muthwillen die Umzäunung verdarb oder sonst Schaden anrichtete.

Die Beschreibung des Hauses würde unvollkommen sein, wenn ich nicht einer links von der Hausthür belegenen unterirdischen Höhle Erwähnung thäte, in welcher drei Hausknechte ihr Wesen trieben. Da dieselben hier täglich die Stiefel von funfzig Schülern und zehn Lehrern zu putzen hatten, und namentlich im Winter nicht oft die Fenster öffneten, so drang jedem, der da unten etwas zu bestellen hatte, aus der Thür ein Qualm entgegen, desgleichen mir in späteren Jahren kaum jemals vorgekommen ist, und der an die Eskimohütten erinnerte, wie sie bei Nordpolexpeditionen beschrieben werden. Das Dienstpersonal der Anstalt wurde durch ein paar rüstige Stubenmädchen vervollständigt, die fast immer lustig und dienstwillig waren, und endlich waltete eine Frau Trutersheim als Reinigungscommissarin über die jüngsten Knaben, deren Köpfe sie mit größter Sorgfalt davor zu bewahren hatte, daß sich auf denselben nicht etwa eine Filialpension etablirte, denn einige der Schüler waren noch so klein, daß sie sich nicht selbst ordentlich zu waschen und zu kämmen vermochten. Der winzigste dieser Knaben wurde „der kleine Julius" genannt. Sein Vater hatte ihn nach der Mutter Tode der Anstalt anvertraut, wo er auch vortrefflich aufgehoben war. Als ich sein Mitschüler wurde, trug er noch die neutrale Kleidung, welche in der ersten Lebenszeit beiden Geschlechtern gemeinsam ist. Er mochte damals kaum vier Jahre alt sein, ist aber seitdem herangewachsen, und hat sich später als Verlagsbuchhändler einen ehrenvollen Namen erworben.

Die Tagesordnung in der Anstalt war eine sehr regelmäßige. Punct halb sechs Uhr wurde im Winter und Sommer aufgestanden. Das war für mich besonders hart. Zu Hause hatte man langes Schlafen für gesund gehalten, und hier mußte ich nun unbarmherzig auf den ersten Ruf zum Bette hinaus, und zwar, da ich im Januar eingetreten war, gleich in das eiskalte Zimmer. Noch dazu war ich gerade dem unbarmherzigsten und mir widerwärtigsten unter den Lehrern, Herrn R—ak als Schlafgenosse zugetheilt, von dem noch genugsam die Rede sein wird. Die Furcht vor diesem Manne, der bei dem geringsten Zögern gleich bereit war, einen armen Knaben gewaltsam aus den Federn zu reißen, oder gar mit Ohrfeigen zu tractiren, brachte uns dann schnell genug auf die Beine. Nun gings an die Toilette, wobei es mir unendlich zuwider war, daß wohlriechende Seife zu brauchen nicht gestattet

Digitized by Google

wurde; auch Zahnpulver war ein in der Anstalt unbekannter Artikel, wie denn die jetzt allgemein übliche Pflege der Zähne in Deutschland überhaupt noch nicht so alt ist, und vielleicht als eine aus England eingeführte gute Sitte betrachtet werden muß. Punct sechs Uhr mußten Lehrer und Schüler zum Frühstück im „Eßsaal" beisammen sein, wobei es fast niemals vorkam, daß einer zu spät erschienen wäre, oder, ausgenommen in Krankheitsfällen, ganz gefehlt hätte. Um halb Sieben saß jeder Schüler an seinem Pulte. In den Parterrezimmern hatte von da an ununterbrochen einer der Lehrer bei den Größeren und einer bei den Kleineren die Aufsicht. Die letzteren waren hauptsächlich einem Herrn K—r, einem Theologen, anvertraut, der ihnen auch die Anfangsgründe des Lesens und Rechnens beibrachte, während der Schreibunterricht für Alle ohne Ausnahme von Herrn Cauer gegeben wurde. Die Unterrichtsstunden begannen erst um acht Uhr, bis wohin man noch Zeit hatte, sich vorzubereiten, und was etwa an schriftlichen Arbeiten im Rückstande war, nachzuholen. Die Lehrstunden dauerten Vormittags von acht bis zwölf, Nachmittags von drei bis fünf Uhr; doch war das nicht für Alle gleichmäßig, weil die Eintheilung der Schüler und die Anordnung des Lehrplans für jeden Einzelnen durchaus von der auf Schulen und Gymnasien üblichen Gewohnheit abwich. Bestimmte Classen gab es überhaupt nicht, sondern es sollte der durchaus vernünftige Grundsatz streng festgestellt werden, daß jeder Knabe in jedem Unterrichtsgegenstande immer mit denen zugleich unterrichtet wurde, die mit ihm gleich weit vorgeschritten waren. Dies bis ins Einzelste durchzuführen hatte die allergrößten Schwierigkeiten, wie jeder ermessen kann, der einmal mit der Ausarbeitung eines Schulplanes zu thun gehabt hat. Hier nun mußte aber nicht, wie in anderen Schulen, nur für jede Classe der Stundenzettel entworfen werden, sondern jeder der Knaben, mit Ausnahme der ersten Anfänger, hatte seinen eigenen Stundenplan, welcher zwar demjenigen ähnlich sein mochte, welcher für die ihm zunächst stehenden galt, vollkommen aber mit keinem andern übereinstimmte, sondern ganz besonders für die eigenthümlichen Fähigkeiten und Anlagen jedes Einzelnen entworfen war. Die Hauptunterrichtsgegenstände, auf welche bei weitem das größte Gewicht gelegt wurde, waren Griechisch, Mathematik und Musik. Schon diese Dreiheit erinnert unwillkührlich an Plato und das classische Alterthum, um so mehr als gleichzeitig auch die gymnastischen und eigentlichen Turnübungen die eingehendste Berücksichtigung fanden. Im Gegensatz zu der sonst überall befolgten Methode lernten die Knaben zuerst Griechisch, und bekamen lateinischen Unterricht viel später, wenn sie vom Griechischen bereits so viel gelernt hatten, wie etwa der Secundaner eines Gymnasiums. Auch die Anfangsgründe der Geometrie wurden schon den kleinsten Knaben beigebracht. Für beide Gegenstände besaß die Anstalt zwei Lehrer von der vor-

Digitized by Google

züglichsten Befähigung. Der eine, Herr S..., verstand es in wahrhaft genialer Weise seine Schüler von Jugend auf mit hoher Begeisterung für das griechische Wesen zu erfüllen, und ihnen die Sprachformen als einen harmonischen Ausdruck des erhabenen Schönheitssinnes dieses Volkes zum Bewußtsein zu bringen. Seine höchst eigenthümliche Methode bestand im Wesentlichen darin, daß er uns, nachdem wir mit dem Alphabet und den Accenten einigermaßen bekannt gemacht waren, kurze Sätze dictirte, die wir spielend auswendig behielten, und in welchem die Substantive nur im Nominativ, die Zeitwörter in der dritten Person des Präsens im Singular vorkamen, wobei die gewöhnlichsten Partikeln und sonstige kleine Wörter mit angebracht waren, z. B. Der Vater spricht so. Die Mutter kommt hieher u. s. w. Nachdem wir auf diese Weise einigen Vocabelvorrath erhalten hatten, mußten wir solche Sätze aus dem Deutschen ins Griechische übertragen, was wir mit dem größten Eifer und Vergnügen thaten. Ein plötzlicher Abschnitt in dieser Sprachwissenschaft trat in dem Augenblick ein, als Herr S... eines Tages dictirte: der Zeus schickt die Iris. Die meisten Knaben übersetzten ganz schnell nach der gewohnten Art, indem sie Zeus und Iris gleichmäßig als Nominative behandelten. Nur einige wenige stutzten, und gaben sich dadurch sogleich als die Befähigteren zu erkennen, aus denen eine höhere Classe gebildet werden mußte. Das führte nun zur Erlernung der Declination, die uns auf eine so logische und leicht faßliche Art beigebracht wurde, daß wir die Schwierigkeiten dabei leicht überwanden.

Darüber war der Sommer herangekommen, wo Herr S... seiner Gesundheit wegen sich auf einige Wochen nach Karlsbad begeben mußte. Die seiner Abreise vorangehende Woche benutzte er dazu, um uns mit dem Begriffe des Zeitworts, und den dadurch bedingten Veränderungen der Wortform bekannt zu machen. Vielen von uns, und namentlich mir selbst, war das so interessant und unterhaltend, daß mich sicherlich keine Theateraufführung, und keine Vorstellung eines Taschenspielers mehr ergötzt hätte, als die Stunde (sie steht noch heute nach sechsundfünzig Jahren so deutlich vor mir als wäre es gestern gewesen), wo der Lehrer vor die große Schultafel trat, und mit Kreide das Wort ε|λε|λυ|κ|ει|σαν| anmalte, welches er durch Querstriche in sechs Abtheilungen theilte, und uns erklärte, wie der Sinn und die Bedeutung des Wortes in dem Stamme λυ, lösen, zu suchen sei, und wie dieser Stamm mit organischer Nothwendigkeit alle diese Aeste, Zweige und Blätter getrieben, um damit anzuzeigen, daß von der vergangenen Zeit einer vollendeten Handlung für mehrere dritte Personen, welche sich thätig bewiesen, die Rede sei, und daß dies Wort bedeute: „Sie hatten gelöst!" Weniger Stunden nur bedurfte es, um die Befähigteren soweit zu bringen, daß der Lehrer bei seiner Abreise uns ein Schema der Conjugation übergeben konnte, welches wir bis zu seiner

Digitized by Google

Rückkehr ausfüllen und lernen sollten. Denjenigen, die das zur Zufriedenheit geleistet haben würden, verhieß er, mit ihnen sofort den Homer zu lesen.

Dies Versprechen entzündete einen brennenden Ehrgeiz unter den Knaben; nicht nur setzte jeder Alles daran, um zu den Bevorzugten zu gehören, sondern es mischte sich auch die Eifersucht und das Bestreben ein, etwas vor denen voraus zu haben, denen die Aufgabe nicht gelingen würde.

Daß der Homer, und die Aussicht, seine Gesänge in der Ursprache zu lesen, uns so gewaltig bewegte, war leicht erklärlich. Am vergangenen Weihnachten hatten viele der Knaben die Flaxmanschen Umrisse, einige die Odyssee, andere die Ilias erhalten, und das stets wiederholte Anschauen dieser unübertrefflichen Bilder, noch mehr aber die Erläuterungen, welche wir darüber in den Freistunden von den Lehrern, und zum Theil von „den Großen" erhielten, hatten uns mit den trojanischen Helden und deren Kämpfen nicht minder vertraut gemacht, als mit dem vielduldenden Ulysses und dessen an Abenteuer reichen Rückfahrt nach Ithaka. Dazu kam noch der Einfluß eines anderen, äußerst glücklich gewählten Weihnachtsgeschenkes. Unter Beihülfe des geschickten Anstaltsbuchbinders, und des noch geschickteren Tischlers Franke, der auch in der Gartenwerkstätte Unterricht ertheilte, hatten diejenigen unter den großen Schülern, welche Zeichentalent besaßen, vor allem Wredow und Emil Cauer, für acht oder zehn der kleineren Knaben griechische Rüstungen, künstlerisch genau nach den Flaxmanschen Vorbildern gefertigt. Jeder erhielt Brustharnisch, Helm und Schild; außerdem ein hölzernes Schlachtwert und eine Lanze. Die Verzierungen stimmten bis ins Kleinste mit den Ausschmückungen der Waffen bei Flaxman überein, und jede dieser Rüstungen unterschied sich von der anderen sowohl durch die Form der Waffenstücke, und durch die auf Schild und Helm angebrachten Embleme, als besonders durch die Farbenzusammenstellung. Da gab es roth und golden, schwarz und silbern, blau und golden u. s. w. verzierte.

Gar bald hatten die Knaben unter sich die Rollen der homerischen Helden vertheilt. Achill war M. M., ein Jahr jünger als ich; noch heut mein lieber Freund und in schriftlichen Verkehr mit mir, obgleich wir einander seit fast vierzig Jahren nicht mehr gesehen haben. Zwei Brüder, Adolf und Emil mit Vornamen, stellten den großen und kleinen Ajax dar. Diomed war der jüngste Sohn der erwähnten Frau G.-Secretair M. u. s. w. Sehr bald wünschte ich aufs dringendste, in diese Spiele mit einzutreten, und bat meinen Vater, mir eine ähnliche Rüstung machen zu lassen. Das geschah denn auch; allein, da die Arbeit einem gewöhnlichen Buchbinder übertragen wurde, so fiel dieselbe sehr nüchtern und prosaisch aus, und ich zog es vor, meine Rolle als Odysseus (diese war mir zugefallen) lieber in meinen gewöhnlichen Kleidern zu spielen, als daß ich mich der modernen Panzerstücke bedient hätte, die gar zu sehr an preußische Landwehrcavallerie erinnerten.

Digitized by Google

Diese griechischen Heldenrollen der Knaben kamen in der verschiedensten Art zur Geltung; theils kämpften wir, theils bildeten wir uns ein, wir wären zu Schiffe, während wir im Garten umherliefen, ganz besonders aber ergötzte uns, zumal während der Winterabende, das harmlose Vergnügen, uns an dem Pulte eines der Helden zu versammeln, die Flaxmanschen Köpfe Blatt für Blatt umzuschlagen, und dann, wenn unser besonderer Held abgebildet war, voll Freude zu rufen: „Hier bin ich!" Bei diesem Spiele war ich sehr im Vortheil, weil Ulysses in der Odyssee fast auf jedem Blatte vorkommt.

Während wir durch diese Spiele und durch die Beschäftigung mit dem griechischen Zeitwort uns fortwährend in classisch-hellenischen Gedankenkreisen bewegten, war die Curzeit unseres Lehrers verflossen, und der ersehnte Zeitpunct nahte heran, wo wir in die homerischen Gesänge eingeführt werden sollten. Ehe das dazu kam, erfreute uns Herr S... durch sehr hübsche kleine Geschenke, die er aus dem böhmischen Bade mitgebracht hatte. Noch sind mir lebhaft die ausgeschlagenen Nußblätter erinnerlich, die er unter uns vertheilte, und deren jedem eine Figur aus einem Bauernhochzeitszuge aufgeklebt war. Als ich nach vielen, vielen Jahren in Karlsbad einem alten Manne ähnliche Blätter abkaufte, machte ich die Bemerkung, daß die Kunst seit 1820 lediglich zurückgeschritten sein mußte, wofern nicht die Phantasie auf jene damals erhaltenen Bilder ein sehr verklärendes Licht aus der Jugendzeit geworfen hatte.

Im Herbste 1820 sammelte der Lehrer dann sieben oder acht von uns um sich, und begann das erste Buch der Odyssee zu erklären. Herr S... verstand es von Anfang an, uns seinen Unterricht so lieb zu machen, daß wir die Zeit von einer Stunde bis zur anderen kaum erwarten konnten. Die unvergleichliche Einleitung des Gedichtes, welche gewissermaßen aus der Vogelperspective eine Uebersicht über die Leiden des vielduldenden Ulysses gewährt, und durch die Gespräche in der Götterversammlung das tragische Ende Agamemnons und den ebenso tragischen Heldenmuth des jungen Orestes vergegenwärtigt, erfüllte uns mit brennendem Verlangen, recht viel von diesen Dingen zu erfahren, und voll Ungeduld eilten wir von einem Verse zu dem anderen. Dabei wurden unterweges die Regeln der Grammatik eingeschärft, und befestigten sich, durch Wiederholung unter verschiedener Form gar bald in unserem Gedächtniß. Voll Entzücken begleiteten wir den edlen Telemach auf seiner Fahrt zu Nestor und Menelaus, und die großartige Lehrerbegabung unseres Sprachmeisters bewirkte, daß die Gründlichkeit unter der Schnelligkeit des Lernens nicht litt; — wir machten überraschend schnelle Fortschritte.

Ich war, um dies schon hier zu erwähnen, noch nicht elf Jahre alt, als wir, außer einer guten Zahl homerischer Gesänge, auch bereits mehrere Bücher des Herodot, und die platonischen Gespräche Kriton und die Apologie des

Digitized by Google

Sokrates gelesen, und vollkommen verstanden hatten. Die letztgenannte Schrift fanden wir so entzückend, daß mein junger Freund M ... und ich die Apologie bald ganz und gar auswendig hersagen konnten, und uns in den Freistunden damit unterhielten, dieselbe dramatisch aufzuführen, indem wir die Rollen des Sokrates und der Ankläger unter uns vertheilten. Noch heut lese ich diese letzte Rede des großen Weltweisen recht oft mit der größten Freude, namentlich auch die treffliche Uebersetzung derselben, die sich in den Werken des Wandsbecker Boten findet.

In fast ebenso genialer Weise wie der griechische Unterricht, wurde den Anfängern der erste Unterricht in der Mathematik ertheilt, doch kann ich leider nicht sagen, daß wir den Mathematiklehrer ebenso geliebt hätten, wie unsern Herrn S ... Jener war ein überaus häßlicher verwachsener Mann, Namens H ... dorf, der eine auffallende Aehnlichkeit mit Judas Ischariot hatte, wie ihn das Abendmahl von Leonardo da Vinci darstellt. Er hatte Medicin studirt, weshalb auch jeder Knabe, der sich unwohl fühlte, zuerst ihm vorgestellt wurde, damit er Puls und Zunge untersuche. Sein eigentliches Amt aber bestand darin, die jungen Knaben in den Anfangsgründen der Geometrie und der Algebra zu unterrichten, während die schon weiter fortgeschrittenen „Großen" bei dem, jetzt längst verstorbenen, durch seine Schriften unter den Fachgenossen hochgeachteten Mathematiker Emanuel Magnus Stunde hatten, der aber nicht zu dem eigentlichen Lehrerpersonal der Anstalt gehörte, auch nicht im Hause wohnte, wohl aber fast täglich mit uns speiste.

Der geometrische Unterricht des Herrn H ... dorf begann damit, daß in den ersten Stunden die Erklärungen von Punct, Linie, Fläche und Körper und den Begrenzungen zur Sprache kamen, und so oft und so lange mit uns durchgenommen wurden, bis wir Alles wohl gefaßt hatten. Dann theilte der Lehrer uns die Euklidischen Forderungen, und die sogenannten Grundsätze mit, die uns mehr als selbstverständlich schienen, und mit dieser Ausrüstung versehen, wurden wir auf das offene Meer der Wissenschaft entlassen, um, allerdings unter Aufsicht des Lehrers, mit eigener Kraft weiter zu steuern. Er theilte uns nämlich nur die Lehrsätze und Aufgaben, eine nach der anderen mit, um die Beweise und Auflösungen ohne weitere Nachhülfe selbst zu suchen. War einer der Knaben mit einem Satze zustande gekommen, so mußte er denselben ordentlich und sauber in das dazu bestimmte Heft eintragen, und er erhielt dann die nächste Aufgabe. Da nun natürlich die Fähigeren rascher vorwärts schritten als die minder Begabten, und unter diesen wieder, je nach ihrem Fleiß und Anlagen, ebenfalls der Eine dem Anderen es zuvorthat, so waren nach einiger Zeit kaum zwei der Knaben mit derselben Aufgabe beschäftigt. Daß man hierbei einander geholfen, oder dem Hintermanne die Auflösung eines Satzes verrathen hätte, daran war gar nicht zu denken. Der Ehrgeiz

Digitized by Google

und der gegenseitige Wetteifer war viel zu groß. Ich gehörte zu den bessern Mathematikschülern; doch hatte ich zuweilen mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und erinnere mich noch genau, daß ich fast acht Wochen lang bei der einfachen Aufgabe, ein Perpendikel auf einer Ebene zu errichten, stehen blieb, weil ich mich bei der Beweisführung in eine Reihe von Zirkelschlüssen verfangen hatte, aus der ich keinen Ausweg zu finden vermochte. Auf Hülfe des Lehrers war dabei nicht zu hoffen. Von dieser unumstößlichen Regel wurde allein zu Ehren des pythagoräischen Lehrsatzes in sofern eine Ausnahme gemacht, daß man uns die bekannten beiden Hülfslinien zog, weil man doch nicht verlangen konnte, daß wir so scharfsinnig sein sollten, wie Pythagoras.

Mit dem Rechnen und der Algebra wurde in ganz ähnlicher Weise verfahren. Nachdem uns das Multipliciren und Dividiren in logischer Weise begreiflich gemacht worden, und wir auch im Kopfrechnen tüchtig geübt waren, ging der Lehrer von leichteren zu schwereren Aufgaben über, und jeder Einzelne rückte dann nach seinen Kräften weiter vor, und suchte seine Mitschüler zu überflügeln. Daß ich von selbst auf den Gebrauch der Buchstabenrechnung verfiel, und ohne Anleitung meine unbekannten Größen a und b nannte, zog mir, wie ich wohl merkte, die einigermaßen bewundernde Anerkennung des Lehrers zu, mit dem ich übrigens sonst schlecht genug stand, weil ich ihn, so viel ich konnte, wegen seines abschreckenden Aussehens lächerlich machte. Gelobt hat er mich nur einmal sehr, als ich die Momente, wo die Zeiger der Uhr über einander stehen, in sehr kurzer Weise bestimmte. Oft auch sagte er: „Der Junge rechnet immer erst dreimal falsch, und das vierte Mal richtig, und ist doch früher fertig als die Anderen."

Es war bei diesen mathematischen Studien, ebenso wie bei dem Griechischen, ein in der That ästhetisches Wohlgefallen, welches die einzelnen Sätze, wie sie auf einander folgten, in mir erregten, und ich fühlte sehr wohl, weshalb man gewisse Beweisarten und Formeln als elegant bezeichnet.

Diese Richtung auf schöne Form und schöne Erscheinung war bei mir von Jugend auf überall vorherrschend, und hat bis in mein Alter stets das Interesse für das Materielle überwogen. Da scheint es denn natürlich, daß ich durch den Musik- und Zeichenunterricht die vollste Befriedigung hätte erlangen müssen; allein hier traten allerlei störende Einflüssen dazwischen.

Musik war, wie ich bereits andeutete, neben dem Griechischen und der Mathematik derjenige Bildungsgegenstand, auf welchen in der Anstalt das größte Gewicht gelegt wurde. Herr R—ak war der Lehrer für dieses Fach, und in der That hatte er Anspruch darauf, ein tüchtiger Musiker genannt zu werden, doch gehörte er zu denen, welche mehr durch die wissenschaftliche als durch die künstlerische Seite der edlen Musika angezogen werden. Im

Digitized by Google

siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert hätte er einen vorzüglichen Cantor abgegeben. Eine Kirchenmusik zu leiten, ein Orchester zusammenzuhalten, sich bei Sängern und Musikern in Respect zu setzen, verstand er meisterlich; — aber weiche Empfindung war ihm nicht gegeben, und bei seiner strengen, gründlichen Bildung waren die Grazien ausgeblieben.

Herrn R—aks Aeußeres konnte durchaus nicht für einnehmend gelten. Seine große, starke, gedrungene Gestalt nahm sich stattlich genug aus, aber sein an sich schon unschönes Gesicht war durch eine eingedrückte Nase entstellt, der das mittlere Nasenbein ganz zu fehlen schien, so daß sie bald nach ihrem Hervortreten aus der Stirn sich unterhalb der Augen verlor, und dann wieder in Form eines dicken Knopfes über dem Munde hervortrat. Es wurde uns gesagt, daß ihm als Kind einst ein Baumast ins Gesicht gefallen sei, und die Nase eingedrückt habe; doch hielten wir das für eine Fabel, weil seine Schwester Emilie, die ebenfalls mit den früher genannten Damen in der Anstalt wohnte, ganz ebenso eine Nase hatte. Auch eine andere Schwester, Riekchen, eine hübsche, stramme Person, theilte mit den anderen Lehrerschwestern die Aufsicht über die Wirthschaftsangelegenheit und die Wäsche der Knaben.

Alle „Jungen" (so wurden wir ausschließlich genannt), die irgend welche musikalische Anlagen zeigten, wurden zur Bildung eines vierstimmigen Chors vereinigt, welcher unter Hinzurechnung einiger Lehrer wohl vierzig Stimmen stark sein mochte, und an zwei Abenden wöchentlich tüchtig eingeübt wurde. Außerdem erhielten alle Schüler, deren Eltern es wünschten, Unterricht auf dem Klavier. Zu dem Ende besaß die Anstalt wohl zwanzig von jenen Klavieren, wie sie bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausschließlich in Gebrauch waren, und von dem die besten, die Silbermannschen, noch heute ihren Nachruhm behalten haben, nachdem die Instrumente selbst bis auf einige Invaliden sämmtlich aus der Welt verschwunden sind, oder sich noch irgendwo in der Cantorenwohnung eines entlegenen Dorfes finden. Die Construction dieser Klaviere war die einfachste. Durch den Anschlag der Taste setzte sich ein Messingstift in Bewegung, um gegen die ausgespannten Saiten von unten anzuschlagen. Eine Dämpfung gab es nicht bei allen; das war schon eine Neuerung. Der Ton hatte etwas sehr Dünnes und Klimperndes, doch konnte man durch guten Anschlag viel zur Verschönerung desselben thun, und gerade aus diesem Grunde wurde es für vortheilhaft gehalten, die Anfänger auf diesem einfachen Instrumente zu unterrichten, auf welchem einst Bach und Händel ihre Meisterwerke vorgetragen.

Diese Klaviere waren in den einzelnen Zimmern vertheilt; acht derselben befanden sich neben dem Flügelinstrument in dem großen Musiksaal. Es wurde nämlich der Klavierunterricht von Herrn R—ak nach der damals ganz neuen Logierschen Methode ertheilt, wo viele Schüler zugleich spielten und

Digitized by Google

lernten. Die einzeln stehenden Klaviere dienten zum Einüben, und die erwähnten Schwierigkeiten bei Entwerfung des Stundenplanes wurden bedeutend dadurch noch erhöht, daß jeder Knabe Zeit haben mußte, auf einem Klavier in einem Zimmer zu üben, wo gerade kein Unterricht ertheilt wurde.

Für mich waren die Klavierstunden die schwersten Stunden meines Lebens; theils besaß ich nur mäßiges Talent, und noch mäßigeren Fleiß zum Ueben, theils aber war Herr R—ak wirklich ein roher Mensch, welcher uns, und namentlich mir selbst die Liebe zur Musik einzuprügeln wünschte, wie denn selten eine Stunde verging, während der er mich nicht geohrfeigt oder förmlich durchgeprügelt hätte. Unter tausend Thränen bat ich meine Eltern, so oft ich sie sah, mich von den unglückseligen Klavierstunden zu befreien, aber umsonst, — mein Vater duldete überhaupt keine Klagen über den Lehrer, und er hatte in seiner Jugend die Annehmlichkeiten kennen gelernt, welche musikalisches Talent in der Gesellschaft gewährt, weshalb es ihm gar nicht in den Sinn kam, meine Klavierstunden aufhören zu lassen. Alle Klagen und Bitten trugen mir nur strenge Verweise ein, und ich mußte zu meinem Peiniger zurück. Noch heute, nachdem ich seit länger als fünfzig Jahren Herrn R—aks Zucht entrückt bin, kann ich nicht ohne Empörung an diesen musikalischen Tyrannen denken, und ich darf in Wahrheit versichern, daß unter allen Menschen er allein es gewesen ist, der mich das Gefühl eines förmlichen erbitterten Hasses kennen gelehrt hat, welches sonst meinen Herzen und meiner Gemüthsart ganz fremd ist. Lange Zeit, bis in mein reiferes Alter, verfolgten mich des Nachts ängstliche Träume von Herrn R—ak, und ich muß gestehen, daß ich mich wirklich freute, als ich hörte, er sei gestorben, und könne nun keinen Jungen mehr mittelst seiner Ohrfeigen einen Zahn ausschlagen, was ihm in der That einmal passirte. Nun will ich aber hiermit aufhören, ihm meinen Haß nachzutragen, und wenn er als tadelfester Musiker in die Capelle der himmlischen Heerschaaren aufgenommen sein sollte, so möge es ihm in dieser Stellung bis in alle Ewigkeit wohlergehen. Zu seinem Lobe muß ich aber sagen, daß er bei den Singübungen zwar ebenfalls barsch und strenge genug war, und auf eine Ohrfeige nicht warten ließ, sobald ein Knabe die Pausen nicht zählte, und zu frühe einsetzte, daß er aber durch sein ungewöhnliches Verständniß der Musik, und durch die treffliche Auswahl der Stücke, uns von Jugend auf daran gewöhnte, nur an wirklich classischen Werken Gefallen zu finden.

Der Kreis der Componisten, mit denen wir bekannt wurden, war so klein, daß man ihn eigentlich gar keinen Kreis nennen konnte, denn außer Bach, Händel und Gluck wurde Niemand für ganz voll angesehen, und nur in sehr seltenen Fällen kam etwas von einem anderen alten Meister an die Reihe. Mozart galt schon für modern, also gewissermaßen für frivol;

Digitized by Google

Beethoven eignete sich nicht für Kinder, und von Weber durfte erst gar nicht die Rede sein. Zuweilen wurde wohl ein Chor aus der Schöpfung gesungen, aber auch nicht sehr oft.

Der Gesangsunterricht erhielt eine festumschriebene Form dadurch, daß jährlich wenigstens zwei Mal ein händelsches Oratorium mit voller Orchesterbegleitung in der Anstalt öffentlich aufgeführt wurde. Da man nun Zeit genug hatte, sich auf diese großen Tage gründlich vorzubereiten, so ging in der Regel alles vortrefflich. Unter den Zuhörern fand sich gewöhnlich der alte Zelter ein, der auch wohl seinen berühmten Schüler Felix Mendelssohn mitbrachte. Dieser nahm dann eine Geige, und spielte im Orchester mit. Den Contrabaß führte der brave Eisold, dieser Grundpfeiler der königlichen Theatercapelle, die er mehr als einmal vor dem Umwerfen bewahrte, und im Schwanken gestützt hat. Auch der damals berühmte Trompeter Krause spielte mit, und ließ die langen Töne im Hallelujah und Amen des Messias mit unübertrefflicher Klarheit und Zartheit über unsern Häuptern schweben. Alt und Discant waren von uns Knaben besetzt; auch die Schwestern der Lehrer nahmen Theil; im Tenor und Baß fanden verschiedene der älteren Mitschüler Platz, die Lehrer und einige Gäste verhalfen diesen Stimmen zu der nothwendigen Stärke. Für die Soloparthien war trefflich gesorgt. Beide Schwestern des Herrn S... hatten schöne Stimmen, und wir freuten uns jedes Mal, wenn Bella die Altsoli sang. Für den Tenor ließ sich der berühmte Maler Eduard Magnus bereit finden, dessen Brüder unsere Mitschüler waren, und der durch sein sanftes gebildetes Organ jedermann entzückte. Im Baß leistete Herr R—ak selbst die Hauptsache, und trotz seiner in Folge jener unglücklichen Nasenformation etwas gequetschten Stimme, wußte er durch das große Verständniß, mit dem er sang, eine gute Wirkung zu erzielen. Daß er aber auch seine Schwester Emilie Solo singen ließ, noch dazu als Delila im Samson, gereichte den Zuhörern nicht zur Freude, denn dieselbe brachte nur sehr widerwärtige Töne heraus. Im Ganzen jedoch waren die Aufführungen vortrefflich; die größten Kunstkenner Berlins machten sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus, eingeladen zu werden; auch fehlte nie die Madame Levy, schon damals hochbejahrt, welche einst für die vortrefflichste Bachspielerin gegolten, und sich in ihrer Jugend vor Haydn und Mozart auf einem jener alterthümlichen Klaviere hatte hören lassen, deren wir uns bedienten.

Es kamen fast ausschließlich händelsche Oratorien zur Aufführung: Samson, Judas Makkabäus, der Messias, Saul und Josua waren die beliebtesten; seltener das mit Unrecht weniger bekannte Allegro penseroso und moderato nach Miltons Gedicht, in welchem besonders die heiteren und idyllischen Stücke unsere Lust waren. Wir Jüngeren freuten uns an solchen Abenden hauptsächlich auf die kriegerischen Chöre mit frischem Rythmus,

Digitized

während gewisse andere uns entschieden zuwider waren, z. B. der zweite Chor im Messias „Er wird sie heiligen".

Die Singstimmen der Chöre mußten wir uns selbst abschreiben, was eine Quelle großer Bedrängniß für mich war. Hätte man uns liniirtes Notenpapier gegeben, so wäre es noch angegangen; allein wir sollten mit sogenannten Rostralen, fünftheiligen Blechfedern, die sich fortwährend verbogen, die Linien selber ziehen, was viele Tintenklexe, schiefe Striche und andere Unfälle veranlaßte, welche Herrn R—ak nicht unwillkommene Gelegenheit zum Prügeln gaben. Außerdem war ich zwar nicht gerade faul, aber doch im höchsten Grade, was man verspielt nennt, und vertrödelte die Zeit mit unnützen Dingen, so daß ich oft im letzten Augenblick übereilt das Versäumte nachholen mußte. Ich wurde dann entweder nicht fertig, oder schrieb so flüchtig und schlecht, daß ich stets von neuem dem verhaßten Lehrer in die Hände fiel.

Durch die häufige Wiederholung derselben Musikstücke prägten sich uns dieselben so fest ein, daß wir die erwähnten Oratorien alle von vorn bis zu Ende auswendig wußten, wie ich denn noch heute fast jeden Tact derselben im Gedächtniß habe.

Am 24. Februar, zu Händels Geburtstag (wir sagten nie anders als Herr Händel), fand jedes Mal die Hauptaufführung statt. Geburtstage wurden außerdem in der Anstalt noch mehrere festlich begangen. Das geschah nicht nur am 5. August, dem allgemeinen Freudentage der Berliner, welche bis 1840 noch in viel herzlicherer Weise, als es jetzt geschieht, den Geburtstag ihres Königs feierten, sondern auch am 25. Januar, zu Pestalozzis Geburtstag, und am 19. Mai, an welchem Tage Fichte das Licht der Welt erblickte. Endlich war noch Platos Geburtstag, im Juni, ein solcher Festtag. Die Lehrstunden gingen dabei zwar ihren gewöhnlichen Gang, aber zu Mittag wurde ein besonderer Festbraten aufgetragen, und jeder von uns erhielt ein Glas Wein, auch wohl ein Stück Kuchen. Schon des Morgens um sechs Uhr wurde ein solcher Feiertag durch die Buttersemmeln, welche wir zum ersten Frühstück erhielten, festlich eingeläutet.

Unsere Mahlzeiten waren übrigens auch in den gewöhnlichen Tagen sehr gut und reichlich, da jeden Mittag ein fast vierzig Pfund schweres Stück Rindfleisch gekocht wurde, was nicht nur eine vortreffliche Brühe gab, sondern auch ein so gutes und saftiges Fleischgericht, wie ich sonst selten genossen. Nur die Gemüse machten mir vielen Kummer. Ich wurde gezwungen, Mohrrüben, Spinat und Grünkohl zu essen, und ich bekam Strafen und Prügel, wenn ich mich weigerte, diese mir widerwärtigen Dinge hinunter zu würgen, die ich übrigens heute, fünfzig Jahre später, noch ebenso sehr verabscheue, wie in meinen Kinderzeiten. Abends erhielten wir Suppe und Brot, mit nicht

Digitized by Google

immer untadliger Butter bestrichen. Den Größeren ward dazu etwas kaltes Fleisch gestellt. Zuweilen bestand das Abendbrod zu unserer größten Freude aus Kartoffeln in den Schaalen und Häringen. Früh zehn Uhr und Nachmittags fünf Uhr gab es Butterbrod, im Sommer zwei Mal in der Woche frisches Obst, welches dann in großen Körben in den Garten getragen, und jedem Knaben auf ein Strohtellerchen zugetheilt wurde. Die Sonntagskost unterschied sich von der alltäglichen dadurch, daß zu Mittag ein großer Braten mit Apfelmus erschien.

Die Prügel, deren ich oft gedacht, waren ein zwar häufiges Zuchtmittel (und einigen Lehrern, z. B. Herrn H—dorf, schien das Prügeln förmlich Vergnügen zu machen), doch gab es noch andere Strafarten, welche eigentlich die Regel bildeten. In der ersten Zeit fanden sich einige Täfelchen vor, (man führte ihren Ursprung auf jenen Herrn L. zurück), welche sehr saubere Bilder eines Schweines und eines Esels zeigten, zur Auszeichnung für unreinliche und faule Knaben um den Hals zu tragen; doch erinnere ich mich kaum, daß dieselben zur Anwendung gekommen wären. Desto häufiger war die Strafe des Ringumhängens. Anfangs gab es eine Anzahl von solchen Holzringen, wie man sie zum Reifenspielen benutzt; diese wurden dem Verbrecher zum Zeichen der Ausgeschlossenheit aus der menschlichen Gesellschaft umgehängt, oft nur während einiger Stunden, oft auch mehrere Tage lang.

Wer einen solchen Ring um hatte, durfte mit keinem Mitschüler reden; That er es dennoch, so wurde er, und auch der Angeredete, der sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen, noch besonders bestraft. Der Lehrer, der den Ring umgehängt hatte (und das geschah wegen der geringsten Kleinigkeit), hatte allein das Recht, ihn wieder abzunehmen. Als schwerstes Verbrechen galt die Lüge. Wer absichtlich frech gelogen hatte, bekam auf fünf Tage einen schwarzen Ring um, und mußte an abgesondertem Platz bei Tische sitzen. Das alles war nicht dazu angethan, ein feines Ehrgefühl bei den Knaben zu entwickeln, und hier liegt einer von den großen Fehlern, die in der Anstalt begangen wurden. Kam eines von den Eltern der Kinder, oder auch ein Fremder zum Besuch, während wir im Garten waren, so mußte ihm sogleich der Halsschmuck auffallen, den allezeit Einer oder der Andere trug; das veranlaßte Nachfragen, Beschämung, und zuletzt Abstumpfung gegen die Schande. Mußten diese Ringe doch sogar bei Spaziergängen umbehalten werden! Doch waren zum Glück die ursprünglichen festen Reifen bald abgenutzt oder verloren, und wurde seitdem ein zusammengeknüpfter Bindfaden symbolisch getragen, der sich unter den Rock knöpfen, und vor fremden Augen verbergen ließ.

Digitized by Google

Zu Schlossers hundertjähriger Geburtstagsfeier.

(17. November.)

Keine zahlreiche Gemeinde richtet heute das Auge nach der äußersten Nordspitze des Oldenburger Landes, wo heute vor hundert Jahren in dem kleinen Städtchen Jever Friedrich Christoph Schlosser, ein Menschenalter lang als einer unserer angesehensten Historiker gepriesen, geboren wurde. Als akademischer Schriftsteller hatte sich Schlosser niemals einer großen Wirksamkeit erfreut, seine Bedeutung als Schriftsteller ist dem Gedächtniß des jüngeren Geschlechtes entschwunden. Das achtundvierziger Jahr offenbart sich doch als eine viel mächtigere Culturscheide, als wir es früherhin vermuthet. Wer nach diesem Jahre erst groß gezogen wurde, und mitten unter den praktischen politischen Kämpfen, umgeben von realen Parteien, die nicht für den Sieg abstracter Doctrinen sich erhitzen, sondern den Machtbesitz anstreben, in das öffentliche Leben eintrat, der hat kein volles Verständniß mehr für die Bestrebungen der Väter. Die Wege, welche diese mit Vorliebe einschlugen, erscheinen bereits eben so reizlos, wie die Trachten, in welchen sich unsere Mütter gar schön und verführerisch dünkten, und wenn nicht reizlos, doch nicht die kürzesten und die richtigsten Wege. Unrecht wäre es jedoch, wollte man Männer und Werke, weil sie im gegenwärtigen Augenblicke ihren Einfluß und ihre Bedeutung eingebüßt haben, in ihrem Werthe herabziehen. Und so bleibt auch Schlosser, so sehr sich auch die Anziehungskraft seiner Schriften verringert haben mag, eine denkwürdige Persönlichkeit, welche in der Reihe unserer Geisteshelden eine gewichtige Stellung einnimmt und wohl mit Ehren genannt zu werden verdient. Wir danken es daher dem berufenen Gliede der kleinen Schlossergemeinde, dem durch seine historischen Schriften in weiten Kreisen geschätzten Georg Weber in Heidelberg, daß er den Entschluß durchgeführt hat, in einer besonderen Festschrift*) die Erinnerung an Schlosser wieder zu beleben. Eine Reihe kleinerer Aufsätze biographischer und kritischer Art bringt uns den Mann nahe, läßt Schicksale und Denkweise in hellem Lichte erscheinen. Besonderes Interesse gewährt der Wiederabdruck (aus den „Zeitgenossen" 1826) der Selbstbiographie, wodurch wir über die Quellen seiner herben, ja schroffen Haltung und seiner zuweilen übertriebenen Schwarzseherei unterrichtet werden. Schlosser hatte keine Jugendfreude, kein stillheiteres Familienleben genossen. Auch der Briefwechsel mit seiner Freundin

*) Friedrich Christoph Schlosser, der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken. Eine Festschrift zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier. Leipzig, Engelmann.

Digitized by Google

Frau C. Schmidt in Frankfurt gestattet manchen guten Einblick in das eigenartige Leben Schlossers in Heidelberg. Einzelne Proben aus Schlossers Schriften, unter welchen die Grabrede auf Voß die größte Bedeutung besitzen dürfte, sowie Webers Nekrolog, und desselben Verfassers Kritik der Geschichte des achtzehnten Jahrhundert, aus älteren Zeitschriften herübergenommen, schließen die Charakteristik Schlossers als Lehrer und Gelehrter ab.

Webers Festschrift wird sicher nicht zu einer Polemik den Anlaß geben, wie seiner Zeit die Apologie, welche Schlossers berühmtester Schüler Gervinus geschrieben hatte. Dieselbe rief scharfe Gegenreden, insbesondere von Seiten jüngerer Bonner Historiker hervor. Daß ähnliches sich nicht wiederholen werde, verbürgt einerseits die ruhige, objective Haltung Webers und sein bei aller Pietät unbefangenes Urtheil, andererseits aber die im Laufe der Zeit, durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte geklärte Ansicht über des Historikers Schlosser Bedeutung. Seine persönlichen Vorzüge, die große Gelehrsamkeit, die umfassende Bildung — in der jüngeren Gelehrtengeneration immer seltener anzutreffen — die Integrität des Charakters haben nichts von ihrem Glanze eingebüßt, dagegen erscheinen die Hauptmängel seiner historischen Auffassung entschuldigt durch die Zeitverhältnisse, deren Einfluß sich Schlosser so wenig als irgend ein anderes Individuum entziehen konnte. Ihm fehlte das politische Interesse und in noch höherem Grade das Verständniß für die politische Action. Der Proceß der staatlichen und nationalen Entwickelung, für welchen wir die Naturnothwendigkeit geradezu in Anspruch nehmen und den wir als einen Naturproceß auffassen, löste sich ihm in eine Reihe mehr oder weniger willkürlicher Handlungen einzelner Personen auf. Er läßt das Recht des Pathos, das sich eins weiß mit der ergriffenen Sache, das Recht der Leidenschaft, die nur durch Einseitigkeit Gewalt erringt, viel weniger gelten als die Pflichten der Moral, deren Gesetze, dem Privatleben entlehnt, er auch auf die großen Ereignisse der Menschheit ausdehnt.

Die Verwechselung der privaten Thätigkeit mit der historischen Action ist das Grundgebrechen Schlossers. Die historische Action erscheint zu nicht geringem Theile der künstlerischen Schöpfung verwandt und läßt uns wie diese die Entwickelung und den Fortschritt der Handlung aus dem Geiste des Helden, das langsame Reifen und Werden, die Entwürfe, Pläne und die verschiedenen Stufen der Verkörperung erkennen. Des Helden Wollen stößt aber auf elementare Kräfte, die er wohl klug zu benutzen, aber nicht unbedingt zu beherrschen vermag und welche dem historischen Leben nicht selten den Charakter eines Naturkampfes um das Dasein verleihen. Dieses eigenthümliche Hin- und Herwogen, dieses Auf und Nieder der Leidenschaften, dieses merkwürdige Streiten und Sichmengen des Göttlichen und des Bestialischen verlangt um verstanden zu werden eine reichere Kategorie von Urtheilen, als

Digitized by Google

ſie aus der Prüfung privater Thätigkeit vom moraliſchen Standpuncte gezogen werden können. Wäre es aber gerecht, Schloſſer und nur Schloſſer allein als grobes Vergehen anzurechnen, daß ihm die Welt großer politiſcher Kämpfe, welche eigenartig iſt, und unmittelbar erlebt ſein will, keine befreundete Heimath blieb, daß er aus ihr wie aus der Fremde gern in das Reich ſittlicher Erwägungen flüchtete, und an die Stelle der Erzählung, der Wiederbelebung der Ereigniſſe mit Hülfe der hiſtoriſchen Phantaſie, die Kritik ſetzte. Auch wenn die Erziehung und Jugendbildung Schloſſers ſich nicht als ſchwer überwindliche Hinderniſſe herausſtellten, ſo müßten die öffentlichen Zuſtände Deutſchlands während des größten Theiles ſeines Lebens ihn entſchuldigen. Die Unterwürfigkeit unter fremde Mächte, politiſcher Tod, erbärmliche Kleinſtaaterei, Großmannsſucht der Kleinen, furchtſame Scheu der von Natur mit Kraft Begabten, farbloſer Liberalismus, das iſt nicht der rechte Boden, auf welchem politiſch-hiſtoriſcher Sinn gedeiht. Aus demſelben Grunde, aus welchem bis vor kurzem keine deutſche Geſchichte geſchrieben werden konnte und erſt jetzt, ſeitdem wir uns als ein politiſch berechtigtes Volk wiſſen, die Möglichkeit dazu gegeben iſt, hat auch Schloſſer der Aufgabe, das letzte Jahrhundert zu ſchildern, nicht ganz gerecht werden können. Er ſtand nicht über den Parteien, auch nicht auf dem Standpuncte einer politiſchen Partei, ſondern nahm für die Moral und das Gewiſſen Partei. Ohne Zweifel iſt eine ſolche Auffaſſung nicht das Ideal der Geſchichte; trotzdem aber blieb Schloſſers Wirken erfolgreich und erſcheint ſein Standpunct als eine Mahnung für die Gegenwart, nicht leichtſinnig und hochmüthig das ethiſche Moment in der Geſchichte vom Uebel zu halten. Daß der Zweck die Mittel heilige, verdammen wir als einen häßlichen Jeſuitenſpruch, daß aber im Erfolg einer Handlung das Recht zu derſelben liege, dieſes noch häßlichere Wort hat in jüngſten Tagen wenn auch nicht viele offene Vertheidiger, ſo doch deſto zahlreichere heimliche Anhänger gefunden. Dieſe Giftpflanze aus unſerem Bewußtſein auszurotten, dazu wünſchten wir Schloſſers zornkräftige Hand herbei. Es war bislang der Stolz der deutſchen Nation, daß ſie ſich nicht von Machtgelüſten beherrſchen ließ und dem guten alten Glauben, daß nur das Gute in der Welt beſtehe und gedeihe, huldigte. Das Gute in der Geſchichte der Menſchheit dürfen wir nun freilich nicht von dem engeren moraliſchen Standpuncte des privaten Lebens beſtimmen, das hiſtoriſche Urtheil geradeſo wie das äſthetiſche beſchränkt ſich nicht auf die Prüfung des moraliſchen Gehaltes. Eins aber können wir und ſollen wir. Die öffentliche Meinung dictirt nicht den Frieden, entrollt nicht den Krieg, ſie hält nicht unmittelbar die Staatsmacht in ihren Händen. Dagegen begleitet ſie jede Handlung der Machthaber mit ihrem Urtheil, es iſt und bleibt ihr Recht, Beifall zu jubeln und ihr Mißfallen in ſchärfſten unerträglichen Ziſchlauten auszuſprechen.

Digitized by Google

Wenn sie der Lüge, der Heuchelei, der Brutalität, wo dieselben im öffentlichen Leben sich zeigen, dieses deutlich und unumwunden kundgiebt, wird sie vielleicht das Auftreten derselben nicht hindern, wohl aber verhüten, daß sie nicht wuchernd das Volksbewußtsein vergiften und ohne Scham Nachfolge finden. Die Moralität in der Geschichte ist, wenn dieser Maßstab allein angelegt wird, ein beschränkter Standpunct, die Sittlichkeit in der Politik werden wir aber hoffentlich niemals zu den überwundenen Standpuncten zählen. A.

Zur Naturgeschichte der mecklenburgischen Landstände.

Von Julius Wiggers.

Ludwig Pietsch, der feine Beobachter und stilgewandte Berichterstatter der „Vossischen Zeitung", gedenkt in einer Beschreibung der Feier der Enthüllung des Moltkedenkmals in Parchim, welcher er beiwohnte, einer Erscheinung, welche in dem farbenreichen Bilde des patriotischen Actes sich bemerkbar machte und daran erinnerte, daß es der feudale Boden Altmecklenburgs war, auf welchem dieser Act sich vollzogen. Sein Auge entdeckte unter den um das Standbild Versammelten „einige Herren in rother Ritterschafts- und in blauer Landschaftsuniform, mit dem Dreimaster von 1810 auf dem Haupte — lebendig gewordene Fragmente und ehrwürdige Gestalten aus des „Amtshauptmann Weber" und „Onkel Herses" Tagen."

Die hier beschriebene landständische Uniform hat ihre lange Geschichte und Vorgeschichte, welche einen nicht zu verachtenden Beitrag zur Charakteristik unserer alterthümlichen Landesvertretung und ihrer Beschäftigungen während des letzten Jahrhunderts giebt.

Am 17. November 1778 wurde auf dem Landtage zu Malchin von fünfzig adeligen Mitgliedern der Ritterschaft ein Schriftstück eingereicht, in welchem die Unterzeichner, unter Berufung auf den vielfältigen Wechsel der Mode und den sich steigernden Kleiderluxus, den Wunsch aussprachen, daß durch Einführung einer Uniform die Quelle beträchtlicher Ausgaben für die Ritterschaft „verstopft" werden möchte. Die beiden Landesherren sollten daher ersucht werden, eine Kleidertracht für die Ansässigen von der Ritterschaft zu bestätigen und ihnen zu erlauben, mit derselben bei Hofe auch selbst an Galatagen zu erscheinen. Als solche Tracht wurde vorgeschlagen: ein ponceaurother Rock mit rothen Aufschlägen und grünem Futter, ein hellgrüner aufstehender Kragen, paille Weste und Beinkleider, platte vergoldete Knöpfe auf dem Rock

Digitized by Google

und schmale einfache Stickerei zum Werthe von achtzehn bis zwanzig Thaler. Die Weste sollte ohne Stickerei sein, ebenso auch die alltägliche Kleidung.

Der Antrag fand den Beifall des ritterschaftlichen Plenums und wurde an beide Landesherren abgesandt. Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin holte zunächst das Gutachten seines Hofmarschalls ein. Dasselbe fiel nicht besonders günstig aus, indem es an der vorgeschlagenen Uniform die zu große Einfachheit mißbilligte. Doch erkannte der Herzog in seiner Antwort an die Ritterschaft die gute Absicht des Antrags an und gab dann, unter Mittheilung des Erachtens des Hofmarschallamts, indessen nicht ganz im Einklang mit demselben, der Ritterschaft zu bedenken, ob nicht eine minder zarte Farbe hätte gewählt werden können, „von welcher die schon vor einigen Jahren unverwerfliche blaue und graue für jeden patriotisch Denkenden von Adel zur Noth ganz brauchbare Tücher gemacht und eingesandt habenden inländischen Tuchmacher mit der Zeit die Nothdurft zu liefern eher im Stande sein möchten." Sobald sie sich hierüber geäußert, sollte weitere Entschließung in der Sache ergehen. Im Laufe der Verhandlungen aber gelangten beide Herzöge zu der Ansicht, daß sich die von der Ritterschaft vorgetragene Bitte am zweckmäßigsten durch Einführung einer allgemeinen Kleiderordnung erledigen werde. Ein landesherrlicher Antrag dieses Inhalts ward dem Landtage zu Sternberg am 24. November 1779 vorgelegt.

So war es aber nicht gemeint. Die Ritterschaft hatte mit ihrem Gesuch nur sich selbst im Auge gehabt und es mit demselben wohl weniger darauf abgesehen, sich eine Beschränkung aufzuerlegen als eine Auszeichnung zu erlangen, welche dann zugleich, unter Ausschließung der bürgerlichen und neuadeligen Mitglieder der Ritterschaft, dem sogenannten eingeborenen Adel als besonderes, äußeres Unterscheidungszeichen dienen sollte. Die Ritterschaft wiederholte daher, jenem auf eine allgemeine Kleiderordnung gerichteten Plan gegenüber, ihre frühere Bitte, dehnte diese aber jetzt noch etwas weiter aus, indem sie um Zulassung und Bestimmung einer Uniform „für die gesammte mecklenburgische Ritterschaft und ihre Söhne, sowohl in als außerhalb Galatagen", bat.

Die Sache ruhete nun bis zum Tode des Herzogs Friedrich. Sein Nachfolger, Herzog Friedrich Franz I., regte aber dieselbe bald nach seinem Regierungsantritt wieder an, indem er auf dem Landtage zu Malchin im Jahre 1786 der Ritterschaft mittheilen ließ, daß er eine Einigung über die schon früher zur Sprache gekommene Uniform wünsche. Die Ritterschaft antwortete hierauf mit der Bitte, der Herzog möge selbst die Uniform zu bestimmen geruhen, dieselbe aber auf die wirklich Angesessenen vom Adel beschränken. Hierauf ergingen nun am 31. Januar und 10. März aus Schwerin und Neustrelitz landesherrliche Rescripte, durch welche den „wirklich in den

Digitized by Google

mecklenburgischen Landen angesessenen adeligen Gutsbesitzern" die Anlegung eines scharlachrothen Kleides mit Kragen und Aufschlägen von schwarzem Sammet und mit goldenen Epauletten gestattet wurde.

Hierdurch aber fand sich jetzt der Mitstand der Ritterschaft, die Landschaft (die Corporation der städtischen Vertreter), tief gekränkt. Schon gleich nach der ersten Anregung der Uniformfrage, auf dem Landesconvent vom 28. April 1779, hatten die Bürgermeister gegen jede Verhinderung, sich nach ihrem Gefallen zu kleiden, protestirt und sich dabei auf den § 198 des landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs berufen, welcher für alle landesherrlichen Verordnungen, die den ständischen Gerechtsamen entgegenlaufen, die ausdrückliche Zustimmung der Ritter- und Landschaft bedingt. Die Ritterschaft hatte sich durch diesen Protest zu der Bemerkung veranlaßt gefunden, daß es der Landschaft ja gleichfalls freistehe, um eine besondere Uniform zu bitten, worauf die Landschaft entgegnete, daß es sich hier um ein Verbot handle, die von einem Anderen beliebig erwählte Kleidung zu tragen. Durch das herzogliche Rescript vom 31. Januar 1787 und die damit vollendete Thatsache, daß dem Ritter eine Uniform verliehen war, die nicht auch der Bürgermeister anlegen durfte, wurde nun die Landschaft in die größte Aufregung versetzt, welche sich durch den in dem herzoglichen Rescript gemachten Versuch, die Sache in einem günstigeren Lichte darzustellen, nicht beruhigen ließ. Das Rescript bemerkte zur Rechtfertigung der Verleihung: dieselbe habe den Zweck, dem einreißenden Kleideraufwande Ziel und Maß zu setzen. Es sei nicht beabsichtigt, durch die Verleihung der Uniform den Stand der Ritterschaft über den der Landschaft zu erheben. So wenig also die Landschaft Ursache habe, darum neidisch und mißgünstig zu sein und so unbegründet auch der Widerspruch der Landschaft sein würde — „da weder diese noch jene Kleidungsart unter die wohlerworbenen Rechte Unserer Städte gerechnet werden kann" — so ertheile der Herzog doch zur Beruhigung der Landschaft die Versicherung, daß er nicht abgeneigt sei, auch den Magistratspersonen der Städte, wenn sie darum ansuchen würden, eine gemeinschaftliche Uniform zu bewilligen.

Auf die Landschaft machte jedoch diese Erläuterung keinen Eindruck. Unter Wiederholung der Berufung auf das Landesgrundgesetz beantragte sie auf dem Landesconvent vom 23. März 1787 die Zurücknahme des landesherrlichen Rescripts, zog sich aber dadurch eine sehr derbe Zurückweisung zu, die unter dem 4. April erging. „Hättet ihr," so schrieb der Herzog an die Landschaft, „vor Abfassung eurer, die sonderbarsten Grundsätze enthaltenden weitschweifigen Vorstellung Unsere Verordnung vom 31. Januar nochmals verlesen und richtig erwogen, so würdet ihr den Ungrund eurer Beschwerde schon selbst erkannt und eingesehen haben, daß es sich bei der Verleihung der Uniform überhaupt gar nicht um den Stand der Ritterschaft, sondern nur um einen

Digitized by Google

Theil seiner Mitglieder handelt." Am Schlusse wird die Landschaft „ab und zur Ruhe verwiesen". Eine hiergegen von ihr bei dem Reichsgericht eingereichte Beschwerde bleibt ohne Erfolg.

Nach Verlauf einer weiteren Reihe von Jahren, während welcher die altadeligen Mitglieder der Ritterschaft des auszeichnenden Schmuckes der Uniform sich ungestört hatten erfreuen dürfen, machten sie die Entdeckung, daß für größere Feierlichkeiten und bei Erscheinung an auswärtigen Höfen noch eine besondere Galauniform unentbehrlich sei. Mehrere adelige Ritter richteten deshalb im Jahre 1801 die Bitte um Verleihung einer solchen an den Herzog, welcher auch sich bereit erklärte, darauf einzugehen, und sich nur vorbehielt, „einige Ideen zur Stickerei verfertigen und davon hernach eine Auswahl treffen zu lassen". Auf dem Landtage von 1803 wurden die Herzöge nochmals in Sachen der gestickten Uniform angegangen und nun erfolgte (11. Januar 1804) ein Schwerinsches Rescript, welches der Ritterschaft freistellte, sowohl eine gestickte als die bisherige ungestickte Uniform zu tragen. Jedoch sollte erstere nicht auf Landtagen oder Landesconventen, auch nicht bei Deputationen an den Landesherrn und überhaupt nicht in landständischen Geschäften angelegt werden. Der Herzog von Mecklenburg-Strelitz hatte seine Entschließung bis zum Eingang der Schwerinschen Antwort vorbehalten; doch scheint jene auch später nicht erfolgt zu sein.

Endlich wurde auch auf das inzwischen kundgegebene Verlangen der Landschaft nach einer Uniform eingegangen und unter dem 22. Mai 1806 den sämmtlichen Magistratspersonen in den Vorderstädten und in der Residenz Schwerin, in den übrigen Städten aber den Bürgermeistern, den Syndicis und den gelehrten oder kaufmännischen Mitgliedern der Magistratscollegien erlaubt, einer ausschließlichen Uniform, bestehend in „einem dunkelblauen Kleide, mit platten, runden, vergoldeten Knöpfen, gewöhnlichen Taschen mit Patten, auch einem goldgestickten Kragen von orangefarbenem Tuche und eben solchen Aufschlägen mit zwei kleinen vergoldeten Knöpfen, weißer Weste und Beinkleidern, ingleichen einem Degen mit vergoldetem Griffe und einem dreieckigen Hut", sich zu bedienen, in solcher Uniform bei Feierlichkeiten oder sonstigen Gelegenheiten, auch am Hofe zu erscheinen, sowie eine dieser Uniform ähnliche Interimsuniform zu tragen. Die bewegten politischen Verhältnisse verzögerten jedoch noch einige Zeit die Bekanntmachung dieser Verleihung. Dieselbe erschien erst am 14. Mai 1808, sechs Wochen nach dem Beitritt des Herzogs Friedrich Franz I. zum Rheinbunde. Als in eben diesem Jahre am 1. September der schwerinsche Convocationstag zu Rostock eröffnet wurde, konnten auch die Bürgermeister schon im Glanze ihrer neuen, dunkelblauen Uniformen neben den in Scharlachroth gekleideten Rittern der Eröffnungsfeier beiwohnen.

Digitized by Google

Bei den Erörterungen, welche vor mehreren Jahrzehnten die bürgerlichen Ritter mit ihren adeligen Genossen hatten, bildete auch die Uniformfrage einen der zwischen beiden Parteien streitigen Puncte. In den Vergleichsverhandlungen zwischen Deputirten beider Theile im März 1843 wurden diese von den landesherrlichen Commissarien zur Darlegung der von der einen Seite behaupteten, von der anderen bestrittenen ausschließlichen Rechte aufgefordert. Die Deputirten des Adels erwähnten in ihrer Zusammenstellung der Uniform nicht, wohl aber führten die Bürgerlichen unter ihren Beschwerden auf, daß ihren Auftraggebern neben dergleichen Titulatur auch das Recht auf das Tragen der landständischen Uniform vorenthalten werde. Die Commissarien erboten sich, eine landesherrliche Erklärung beantragen zu wollen, des Inhalts, „daß die den Gutsbesitzern von Adel bewilligte Uniform keine landständische, sondern eine Hofuniform sei", während etwaige weitere Entschließungen in dieser Angelegenheit dem landesherrlichen Ermessen vorbehalten bleiben sollten. Dieser Vermittlungsvorschlag wurde jedoch von beiden Seiten abgelehnt. Nach Rücksprache mit ihren Auftraggebern erklärten die Deputirten der Bürgerlichen noch weiter am 21. Juli: zwar an sich legten sie gar keinen Werth auf das Recht, die Uniform zu tragen; am liebsten würde es ihnen sein, wenn die Adeligen dieselbe ganz aufgeben wollten. Sollte dieselbe aber bleiben, so sei mit der Erklärung, daß sie nur als Hofuniform gelten solle, gar nicht geholfen, da auch dann eine den allgemein fortgeschrittenen Ansichten nicht zusagende äußerliche Trennung bleibe und das Verletzende derselben dadurch nicht entfernt werde. Denn auch die bürgerlichen Ritter würden der Ehre theilhaftig, bei Hofe zu erscheinen. Es stehe aber auch die Thatsache fest, daß die Uniform als ritterschaftliche erbeten und landesherrlich ertheilt sei, so daß schon aus diesem Grunde alle Mitglieder der Ritterschaft auf dieselbe ein gleiches Recht hätten. In der Vorenthaltung dieses Rechtes liege mithin für die bürgerlichen Mitglieder der Ritterschaft eine Verletzung ihrer Gleichberechtigung mit den adeligen Mitgliedern derselben. Man hoffe daher, die Landesherren würden das Recht aller Mitglieder der Ritterschaft auf die Uniform anerkennen. Eine solche Entschließung würde auf Seite der bürgerlichen Rittergutsbesitzer mit tiefgefühltem Danke aufgenommen werden und die adeligen würden sich dadurch nicht verletzt finden können, zumal die Angelegenheit schon von den Deputirten als eine lediglich zwischen den Landesherren und den Gutsbesitzern bürgerlichen Standes zu verhandelnde anerkannt worden sei.

Auf dem Landtage von 1845 wurde dem Syndicus der Ritterschaft der Auftrag ertheilt, aus den Acten des ständischen Archivs über „die Einführung einer Uniform für die Angesessenen von der mecklenburgischen Ritterschaft" einen „historischen Bericht" abzufassen, der denn auch auf dem Landtage von 1846

Digitized by Google

vorgelegt ward. Derselbe wurde einem Ausschusse von zwei adeligen und zwei bürgerlichen Rittern zur Berichterstattung überwiesen, diese konnten sich aber zu einem gemeinsamen Votum nicht einigen, sondern legten zwei Seperaterachten vor, worauf die Ritterschaft beschloß: „man danke für die Berichterstattung".

Bald darauf verschwand durch gesetzliche Aufhebung der landständischen Corporationen die Ritterschaft sammt ihrer Uniform und den Streitigkeiten über dieselbe vom politischen Schauplatz. Mit der Wiederherstellung der mecklenburgischen Feudalstände auf Grund des Freienwalder Schiedsspruchs lebte aber die Ritterschaft und ihr rother Frack wieder auf und die Frage, ob alle oder nur einige Ritter letzteren tragen dürfen, harrt daher noch immer der Entscheidung.

Der Gebrauch der altadeligen Ritter, der Eröffnung des Landtags im rothen Frack beizuwohnen, ist zwar seit dem Jahre 1843, aus schonender Rücksicht auf die für minderberechtigt erachteten und auf den Gesellschaftsfrack angewiesenen Standesgenossen, in Abgang gekommen. Sonst aber wird die landständische Uniform noch immer bei Hoffestlichkeiten und sonstigen feierlichen Gelegenheiten getragen, und so konnte es geschehen, daß Herr Pietsch noch am 2. October dieses Jahres, am Fuße des Moltkestandbildes in Parchim, welches uns so kräftig an die gewaltigen Thaten unseres Heeres und deren politische Früchte erinnert und mitten in die Gegenwart versetzt, jenes Schauspiel genießen konnte, welches das Costüm der Vertreter der alten Zeit ihm darbot und welches er in seiner barocken Erscheinung mit wenigen Zügen so anmuthig und anschaulich zu schildern wußte.

Der Schwan vom Aetna.

Von Franz Gehring.

Die Italiener sind nicht zufrieden gewesen unter ihren Lieblingscomponisten nur einen Schwan, den von Pesaro, zu haben. Es giebt für sie heute noch einen zweiten, den Schwan vom Aetna. Als die Feierlichkeit der Ausgrabung von Bellinis irdischen Ueberresten auf dem Père Lachaise am 15. September dieses Jahres stattfand, ertheilte der Commendatore Rosario Curro, ein Freund des vor einundvierzig Jahren gestorbenen Componisten, demselben in begeisterter Rede den Beinamen des Schwanes vom Aetna. Dieser poetische Titel kommt etwas spät, noch später als der Entschluß der

Digitized by Google

Catanesen die Asche ihres berühmten Landsmannes aus Paris herüberzuholen. Indessen hat der Enthusiasmus für den historischen Ruhm Bellinis das ersetzt, was der heutigen Generation Italiens an Begeisterung für den bei so frühen Jahren hinweggerafften Künstler fehlte. Prangte doch über der vom Könige Ruggiero im Jahre 1093 erbauten Kathedrale in Catania, als der Leichenzug Bellinis herannahte, eine Inschrift, in welcher es hieß: diese Basilika, in welcher, der Vergessenheit anheim gefallen, die Gebeine so vieler Könige ruhen, ist heute berühmt geworden als Grab Vincenzo Bellinis!

Am ersten November waren gerade fünfundsiebzig Jahre seit der Geburt des Schwanes vom Aetna verflossen und schon seit mehr als sechsundvierzig Jahren ruht er in kühler Erde. Schon als blutjunger Mann überhäufte man ihn mit Ruhm und Lobpreisungen. Das galt aber mehr seiner Inspiration als seinem eigentlichen Können. Seine Werke mußten daher ihren Einfluß fast gänzlich zu seinen Lebzeiten erschöpfen und, da er so unerwartet und frühzeitig starb, war auch die Lebensfähigkeit der meisten seiner Werke von kurzer Dauer. Alle Welt weiß davon zu erzählen, daß seine Landsleute Lablache, Rubini, die Tosi, die Pasta und die Grisi die Schöpfungen Bellinis auf der Bühne idealisirten und so Triumphe auf Triumphe dem jugendlichen Künstler bereiteten. Daß eine echt deutsche Künstlerin, die Schröder-Devrient, kein unbedeutendes Scherflein dazu beigetragen und durch ihre ergreifende Darstellung des Romeo selbst Richard Wagner einigen Respect vor Bellini eingeflößt hat, das dürfte weniger bekannt sein. Auch Johanna Wagner, die Nichte des ersteren, zählte den Romeo zu ihren besten Rollen; doch scheint es, als ob sie die letzte Repräsentantin derselben sein und bleiben solle. Denn nicht nur in Italien, auch in Deutschland, das sonst so zäh an der als wirksam erkannten ausländischen Oper festhält, ist Bellinis Romeo vom Repertoire gänzlich verschwunden, und die Altsängerin durch den süßlichen und sentimentalen tenorsingenden Liebhaber Gounods verdrängt worden.

An Bellini hatte die Natur verschwenderisch die Gabe verliehen durch die Zartheit des Gefühls, durch die innerliche Intensität der Leidenschaft zu wirken. Doch fehlte es ihm an Willenskraft, diesen genialen Zügen eine kräftige und gedrungene Form zu geben. Er selbst stellte sich als höchste Aufgabe, das Ohr seiner Zuhörer zu bezaubern und ihr Herz weich zu stimmen. Kommt man sehr willig Bellinis Musik entgegen, so wird man in der That durch dieselbe gerührt. Hat man jedoch einmal diese Erfahrung gemacht und hofft beim zweitmaligen Hören einen tieferen Eindruck zu empfangen, so ist man bitter enttäuscht. Es bedarf dann der dramatischen Gewalt einer solchen Künstlerin, wie der Schröder-Devrient, um der Musik neues Leben einzuhauchen.

Digitized by Google

Bellini hatte in seiner Jugend nicht viel gelernt: die Abneigung seiner Lehrer gegen den für die technischen Geheimnisse der Musik unempfänglichen Schüler verwandelte sich sofort in Zuneigung und Begeisterung, als er sich im Gebiete der dramatischen Musik versuchte. Von einer Stadt seines Vaterlandes zur anderen zog er als gefeierter Meister, um dann schließlich einem Rufe der italienischen Oper nach Paris zu folgen. Daß bei einem so bewegten Leben und bei so viel Ruhm und Ehren dem jungen Manne weder Zeit noch Lust blieb, die früher verabsäumten energischen Studien nachzuholen, ist erklärlich. Bellinis Beispiel hat sehr nachtheilig auf viele seiner Landsleute gewirkt. Alle jungen Musiker jener Zeit träumten, in sich einen gleichen Melodieenschatz zu besitzen, wie Bellini und glaubten daher sich der strengen Studien entschlagen zu dürfen. Verdi ist der erste der Nachfolger des Sicilianers, der es über sich gewonnen hat, allmählich im Laufe der Jahre sein technisches Können zu vervollkommnen; die Aida und das Requiem für Manzoni geben Zeugniß davon. In einem Puncte jedoch leuchtet Bellini seinen Nachfolgern voran, worin sie ihn aber leider nicht nachgeahmt haben. Seine Gesänge sind einfach und edel, frei von jener Ueberladung an Fiorituren, durch welche die Werke seiner Nachfolger (auch des jugendlichen Verdi) immer mehr zu Singübungen degradirt wurden, denen es an jedem dramatischen Gehalt fehlte. Im Gegentheil war es das Bestreben Bellinis, die Leidenschaft der gesprochenen Rede in Melodie zu übersetzen und hierin läßt sich wohl dasjenige Moment suchen, wodurch sich Richard Wagner durch Bellinis Musik zu Montecchi und Capuletti angezogen fühlte. Das zweite Finale der Norma bietet herrliche Beispiele für das Gelingen dieses Bestrebens, ein Zwischending zwischen üppiger Melodie und trockenem Recitativ zu erfinden. Bellini fühlte wohl heraus, daß hierin gerade seine Stärke lag, indem er durch diese dem Publicum damals vollkommen neuen Versuche gleich von vornherein große Erfolge erzielte. Uebrigens vermied er auch nicht, wenn die Situation es erforderte, in mehrstimmigen Ensemblesätzen, durch geniale Inspiration geleitet, die Grenzen seines technischen Könnens weiter auszudehnen. Wenngleich die Duette und das Finale der Norma beweisen, daß er auch hier nicht ohne Erfolg vorging, so widerstrebte es doch seinem weichen Naturell, hierin mit dauernder Energie fortzuschreiten. Alles in Allem war er ein Künstler, der mit großer Leidenschaft begabt war, durch welche er wohl zu rühren aber nicht zu begeistern verstand.

Heinrich Heine nennt ihn „ein gutes, liebes Kind", das manchmal etwas unartig gewesen sei, man brauchte ihm aber nur mit seinem baldigen Tode zu drohen und er ward dann gleich kleinlaut und bittend. Das Künstlerportrait, welches Heine von ihm entworfen hat, ist eines der interessantesten, die es giebt, und verdient entschiedene Beachtung. Da es an einer Stelle

Digitized by Google

seiner Werke vorkommt, an der man es kaum vermuthen dürfte, so mag es hier mitgetheilt werden.

„Es war eine hochaufgeschossene schlanke Gestalt, die sich zierlich, ich möchte sagen, kokett bewegte. Immer à quatre épingles, ein regelmäßiges Gesicht, länglich, blaßrosig; hellblondes fast goldiges Haar in dünnen Löckchen frisirt; hohe, sehr hohe edle Stirn; gerade Nase; bleiche, blaue Augen; schöngemessenen Mund; rundes Kinn. Seine Züge hatten etwas Vages, Charakterloses, Etwas wie Milch und in diesem Milchgesichte quirlte manchmal süßsäuerlich ein Ausdruck von Schmerz. Dieser Ausdruck von Schmerz ersetzte in Bellinis Gesicht den mangelnden Geist, aber es war ein Schmerz ohne Tiefe, er flimmerte poesielos in den Augen, er zuckte leidenschaftslos um die Lippen des Mannes. Diesen flachen matten Schmerz schien der junge Maestro in seiner ganzen Gestalt veranschaulichen zu wollen. So schwärmerisch, wehmüthig waren seine Haare frisirt, die Kleider saßen ihm so schmachtend an dem zarten Leibe, er trug sein spanisches Röhrchen so idyllisch, daß er mich immer an die jungen Schäfer erinnerte, die wir in unsern Schäferspielen mit bebänderten Stäben und hellfarbigen Jäckchen und Höschen minaudiren sehen ..... Bellinis Gesicht, wie seine ganze Erscheinung hatte jene physische Frische, jene Fleischblüthe, jene Rosenfarbe, die auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, auf mich, der ich vielmehr das Todtenhafte und das Marmorne liebe. Erst späterhin, als ich Bellini längst kannte, empfand ich für ihn einige Neigung. Dieses entstand namentlich, als ich bemerkte, daß sein Charakter durchaus edel und gut war. Seine Seele ist gewiß rein und unbefleckt geblieben von allen häßlichen Berührungen. Auch fehlte ihm nicht die harmlose Gutmüthigkeit, das Kindliche, das wir bei genialen Menschen nie vermissen, wenn sie auch dergleichen nicht für Jedermann zur Schau tragen." Dieses anschauliche von einem intim mit Bellini verkehrenden Deutschen entworfene Bild müßte für uns von Bedeutung sein, selbst wenn dieser Deutsche nicht Heinrich Heine hieße. Zusammengehalten mit Bellinis Werken giebt es uns eine Vorstellung von einem Manne, dessen Melodieen noch jetzt auf dem ganzen Erdkreise verbreitet sind.

Zu den Feierlichkeiten der Beisetzung in Catania waren viele Fremde aus ganz Italien zusammengeströmt. Man führte dabei eine Cantate, die Apotheose Bellinis von Pacini auf, welche vor ungefähr zwölf Jahren bereits componirt war, als man zum ersten Male in Aussicht genommen hatte, Bellinis Ueberreste nach Catania zu bringen. Außer der Stadt Catania feierte noch Palermo die Wiederkehr des Landessohnes, es fand eine große Demonstration zu Ehren desselben vor dem Hause statt, wo er einst gewohnt hatte. Die große Begeisterung, welche für die Angelegenheit auf der ganzen Halb-

Digitized by Google

insel sich kundgab, ist ein Beweis dafür, daß auch heute noch ein Volk sich selbst zu ehren weiß, indem es die Künstler ehrt, die ihm ans Herz gewachsen sind.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Schleswig-Holstein. Die Einweihung des Universitätsgebäudes in Kiel. Der Ausfall der Wahlen. — Die letzte Woche des Octobermonats ist für die Herzogthümer eine außerordentlich bewegte gewesen, denn den Wahlen zum Abgeordnetenhause ging die Einweihung des neuen Universitätsgebäudes in Kiel voraus, eine Feierlichkeit, an welcher die gesammte Bevölkerung den regsten Antheil nahm. In der That hat denn auch die Kieler Universität für unser Land von ihrer Stiftung im Jahre 1665 an, namentlich aber seit dem Anfange unseres Jahrhunderts eine ihre Wirksamkeit als akademische Bildungsstätte bei weitem überragende politische Bedeutung gehabt. Als ein in Folge gesetzlicher Tractate gemeinschaftliches Institut beider Herzogthümer war die Universität diejenige Stätte, von der aus zuerst und am nachhaltigsten die Ideen wachgerufen und rege erhalten wurden, welche der dänischen Vergewaltigung, wie sie zunächst im Herzogthum Schleswig rücksichtslos gegen die deutsche Sprache in Kirche, Schule und Gericht auftrat, um durch die Losreißung Schleswig von seinem Jahrhunderte langen Verbande mit Holstein und damit von Deutschland dem Ganzen die Krone aufzusetzen, am nachdrucksvollsten entgegentraten. Alle Versuche der Dänen, den Schleswigern den Besuch der Kieler Universität dadurch zu verleiden, daß sie durch rasche Beförderung der an der Universität in Kopenhagen Studirenden und Hintansetzung derer, die in Kiel ihre Ausbildung gefunden hatten, die Gewährung materieller Vortheile von einer Aufopferung der politischen Ueberzeugung abhängig machten, konnten wohl in einzelnen Fällen den gewünschten Erfolg haben, ebenso wie die stiefmütterliche Behandlung der deutschen Universität zeitweise ein Herabsinken der Leistungen verursachen mußte. Allein wie der auf der Universität herrschende Geist durch diese Machinationen ungebrochen blieb, ebenso hielt auch die Bevölkerung zur Universität, die in ihr das mächtige geistige Bollwerk gegen den dänischen Uebermuth erkannte und verehrte. Nichts lag daher näher, als daß das schleswig-holsteinische Volk die Wiederkehr des zweihundertjährigen Jahrestages der Gründung der Christiana Albertina im Jahre 1865 zum Anlaß nahm, um den der Universität schuldigen Dank dadurch zu beweisen, daß im Wege freiwilliger Beisteuern für die Beschaffung würdiger Localitäten an Stelle der alten längst als unzureichend erkannten Gebäude gesorgt wurde.

Digitized by Google

Die politischen Verhältnisse im Jahre 1865, in welchem die Herzogthümer im Condominat der beiden deutschen Großmächte der Bethätigung des eigenen Willens in kaum minderem Grade entsagen mußten, als in den früheren Jahren, verhinderte, wie die Begehung der Jubelfeier, so auch die Ausführung der mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Idee eines Neubaues der Universitätsgebäude. Erst nach zehn Jahren, nachdem durch die bekannten Ereignisse die Herzogthümer für immer Deutschland gewonnen waren, fand unter eigener Betheiligung des preußischen Kronprinzen die Grundsteinlegung für die neuen nunmehr vollendeten Gebäude statt, nachdem durch staatliche Beihülfe den von der Provinz aus ihrer eigenen Mitte bereit gestellten Mitteln die nothwendige Ergänzung verschafft worden war.

Der Einweihung dieser nach dem competenten Urtheile aller Sachverständigen ebenso glänzend als zweckentsprechend hergerichteten Gebäude galt die Feier der letzten Woche und wie die Regierung durch die Entsendung ihres höchsten Beamten in der Person des Cultusministers, so hatte die Bevölkerung der Provinz durch eine nach Tausenden zählende Theilnahme von Festgenossen ihr lebhaftes Interesse in unzweideutigster Weise an den Tag gelegt.

Die außerordentlich würdige und erhebende Weise, in welcher der derzeitige Rector der Universität, Dr. theol. Weiß, der in Folge einer Berufung nach Berlin der hiesigen Landesuniversität leider nur noch auf kurze Zeit angehören wird, sich seiner Aufgabe entledigte, wie derselbe in einer zugleich oratorisch und inhaltlich vollendeten Form die Lebens- und Leidensgeschichte der Universität bis auf den heutigen Tag zeichnete, der ihr post tot discrimina rerum eine für alle Zeit gesicherte Existenz verbürgt, wird Allen unvergessen bleiben, die Zeugen dieser auch durch alle äußeren Umstände namentlich auch durch das herrlichste Wetter begünstigten Feier sein durften.

Die Rückkehr von diesem Feste der Weihe warf die Theilnehmer, welche soeben noch in einmüthiger Weise zusammengestanden, in den Strudel der Politik zurück. Es galt der Wahl von Abgeordneten für die zweite Kammer und der Kampf der Parteien war dieses Mal ein besonders lebhafter, weil zum ersten Male neben dem bereits früher vorhandenen Gegensatze der nationalliberalen und Fortschrittspartei, um der für alle Zeiten abgethanen Landespartei (Particularisten) nicht zu gedenken, die neueste parlamentarische Schöpfung, die Agrarier, auf den Plan trat und ihre Probe durch Erringung zweier Mandate von achtzehn, welche in der Provinz überhaupt zur Verfügung stehen, leider bestand. Die durch die Neuwahlen in den Herzogthümern geschaffene parlamentarische Vertretung setzt demnach sich nunmehr aus zwei Dänen, zwei Agrariern, drei Freiconservativen, vier Fortschrittsmännern und sieben Nationalliberalen zusammen, wobei zu bemerken ist, daß die nationalliberale Partei gegen früher geschwächt aus dem Kampfe hervor-

Digitized by Google

gegangen ist. Das Bestreben der Partei Knobloch oder Bismarck sans phrase ein Mandat zu erringen, das einige Landräthe noch in letzter Stunde zu verzweiflungsvollen Anstrengungen anspornte, ist ohne das erhoffte Resultat geblieben, wiewohl in dem einen Falle der Sieg dem landräthlichen Candidaten zugefallen wäre, wenn nicht im letzten Wahlgange die Nationalliberalen, um das Obsiegen der landräthlichen Candidaten zu verhindern, ihre Stimmen auf den Candidaten der Fortschrittspartei vereinigt hätten.

Im Uebrigen ließ die von Berlin aus empfohlene Einigung der Liberalen in unserer Provinz viel zu wünschen übrig und war im Großen und Ganzen die Fehde zwischen der nationalliberalen und der Fortschrittspartei eine äußerst heftige, die auch auf den Ausfall der Wahlen insofern nicht ohne Einfluß geblieben ist, als der Sieg des einen Agrariers mindestens dieser Uneinigkeit zuzuschreiben ist. Ohne im Uebrigen auf diesen beklagenswerthen Zwiespalt hier weiter einzugehen, darf wohl behauptet werden, daß, was auch nationalliberalerseits nachträglich gesündigt sein mag, wie namentlich gegenüber der Candidatur des einen Agrariers, dem zu Gunsten des fortschrittlichen Candidaten der Sieg würde entrissen worden sein, wenn die nationalliberalen Wahlmänner sich hätten entschließen können, ihre Stimmen auf den Candidaten der Fortschrittspartei zu vereinigen, jedenfalls eine Verständigung von vornherein dadurch sehr erschwert war, daß die fortschrittlichen Leiter den zur Parole ausgegebenen Compromiß lediglich im ausschließlichen Parteiinteresse befolgt wissen wollten und unter dem Aushängeschilde eines liberalen Wahlcomités der noch einmal so starken nationalliberalen Partei die unbedingte Heeresfolge gebieten wollten. Die Verstimmung über diese Verkennung der Natur eines Compromisses von Seiten einer numerisch bei weitem schwächeren Partei ließ die durch persönliche Gegensätze geschärfte, ohnehin unter der Asche glimmende Feindseligkeit zu heller Lohe aufflammen und, was am bedauerlichsten ist, am Entscheidungstage die Einigkeit gegenüber dem gemeinsamen Gegner vermissen.

Die bevorstehenden Reichstagswahlen werden in Folge der gemachten Erfahrungen hoffentlich das Bild einer größeren Einigung unter den liberalen Parteien zeigen, die nur unter dieser Voraussetzung dem Ansturme der immer in weitere Kreise vordringenden Socialdemokratie Widerstand zu leisten vermögen.

Aus Stuttgart. Zum Landtagsschluß. — Unser Landtag, der am 9. October zusammentrat, hat sich unerwarteter Weise bis in die Zeit des Reichstags hineinerstreckt und konnte erst am 4. November geschlossen werden, obwohl er sich nur mit einem einzigen Gesetzentwurf zu beschäftigen hatte. Dieses Gesetz ist freilich einem ungeahnten Widerspruch begegnet und drohte

Digitized by Google

eine Zeit lang zwischen den constitutionellen Gewalten einen Conflict heraufzubeschwören, der kaum im Verhältniß zur Wichtigkeit des Gesetzes stand. Es betraf die Organisation der Verwaltungsrechtspflege und war, außer einigen anderen Reformen, dazu bestimmt, einen eigenen Verwaltungsgerichtshof ins Leben zu rufen, der den Einfluß der Verwaltung auf die Rechtspflege beseitigen und die oberste Instanz in Verwaltungsstreitigkeiten dem Geheimen Rath abnehmen sollte. Letzteres war ein Hauptzweck der Gesetzgeber: es sollte dem Geheimen Rath ein weiteres Hauptstück seines Wirkungskreises entzogen und derselbe damit seiner allmählichen Ueberflüssigkeit und seiner Aufhebung entgegengeführt werden. Die zweite Kammer war durchaus einverstanden, denn hier zählt der Geheime Rath, dessen Beseitigung längst zu den stehenden Landeswünschen gehört, keine Anhänger, als etliche romantische Gemüther, die den württembergischen Antiquitäten ein besonderes Interesse bewahren und dem Geheimen Rath noch heute die Verdienste hoch anrechnen, die er in Zeiten, da die Landesfürsten wieder zum katholischen Glauben zurückgefallen waren, um die protestantische Sache sich erworben hat. Von anderer und weit minder unschuldiger Art sind die Sympathien, die der Geheime Rath noch in der Kammer der Standesherren genießt. Hier sieht man denselben als ein taugliches und bewährtes Instrument zur Erschwerung einer reformirenden Gesetzgebung, und insbesondere als wirksame Controle eines allzu stürmisch dem Fortschritt huldigenden Ministeriums an. Aus demselben Grunde, aus dem das Ministerium die lästige Fessel des Geheimen Raths abzuschütteln strebt, wünscht die Erste Kammer denselben zu erhalten. Unsere Standesherren hätten hieran freilich nur ein mäßiges Interesse, allein die politische Führung der Ersten Kammer befindet sich in den Händen einiger ausgedienter Minister, welche eben zu dem Zweck — so scheint es — in das Oberhaus versetzt zu werden pflegen, um von dieser Position aus ihren glücklichen Nachfolgern das Leben möglichst sauer zu machen. Nachdem sie zum Besten des Landes aus ihren Ministerstellen entfernt sind, weist man ihnen einen Posten an, auf dem sie den activen Räthen der Krone eine fortgesetzte Opposition zu machen und deren Gesetzgebungswerke zu durchkreuzen im Stande sind. Diesem Geschäfte nun haben die Herren Exminister Geßler und von Linden mit ganz besonderem Behagen eben bei dem Gesetz über die Verwaltungsrechtspflege sich hingegeben. Mit ausgesuchter Bosheit und freilich mit unleugbarem Geschick wußten sie die Schwächen des Gesetzes an das Licht zu ziehen und dem Ministerium die willkürliche Art, wie es stückweise und an der Spitze zu reformiren versuche, vorzurücken, während vielmehr eine umfassende Umgestaltung der Verwaltung von unten auf zu wünschen sei; eine Kritik, die in der That nicht unberechtigt war und nur im Munde derjenigen erstaunlich klang, die wegen ihrer Unfähigkeit, die Reform anzu-

Digitized by Google

greifen, aus ihren Stellen entfernt werden mußten. Unter Führung dieſer Herren wollte nun die Erſte Kammer den Entwurf der Regierung zwar keineswegs verwerfen, — ſo plump pflegen die Herren nicht dreinzufahren, wohl aber ihm die eigentliche Spitze benehmen. Der Verwaltungsgerichtshof ſollte allerdings gebildet werden, das wurde großmüthig zugeſtanden, aber er ſollte eben aus dem „bewährten Inſtitut“ des Geheimen Raths beſtehen, den das Miniſterium durch wirkliche Richter erſetzen wollte. Das war der offenbare Hohn, und die Entſchiedenheit, mit der dieſe Oppoſition gegen einen Entwurf der Regierung, ja gegen eine Zuſage des Königs auftrat, machte das größte Aufſehen. Bereits kamen Gerüchte von einer Miniſterkriſis in Umlauf. Man beſann ſich darauf, welche Mittel vorhanden ſeien, um eine ſolche Oppoſition zu brechen. Oft hatte man theoretiſch die Annehmlichkeiten des Zweikammerſyſtems erwogen, jetzt war Gelegenheit, ſie praktiſch zu genießen. Man fragte ſich, was die Lage des Landes bei einem ernſthaften Conflicte der verfaſſungsmäßigen Gewalten ſei. Da war nun freilich guter Rath theuer. Man konnte ſich nicht verbergen, daß ſeit der Gründung des deutſchen Reiches, durch welche auch die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der einzelnen Länder eine neue Garantie ihres Beſtandes erhalten haben, die Erſte Kammer, pochend auf dieſe Garantie, zu einer früher nie gekannten Selbſtändigkeit ſich aufgerafft hat. Nicht einmal durch einen Pairsſchub war zu helfen; ſchreibt doch die Verfaſſung vor, daß die Zahl der vom König zu ernennenden Mitglieder ein gewiſſes Verhältniß zu der Zahl der Standesherren nicht überſchreiten darf. Das einzige Mittel, meinten boshafte Rathgeber, würde darin beſtehen, daß der König überhaupt keine Mitglieder mehr ernenne, denn dadurch würde die Kammer der Standesherren ihrer Führer und ihrer geiſtigen Kräfte beraubt. Andere waren der Anſicht, der König könnte, auf den Rath des Staatsminiſteriums geſtützt, das nächſtemal blos die Kammer der Abgeordneten einberufen und es auf einen vor den Reichsorganen auszutragenden Conflict ankommen laſſen, eine verwegene Meinung, die freilich ſofort durch den Hinblick auf Mecklenburg niedergeſchlagen wurde, wo das Reich ſelbſt im Fall eines offenbaren Nothſtandes den Eingriff in die inneren Landesverhältniſſe bis jetzt abgelehnt hat. Und ſo blieb denn zuletzt nichts übrig, als Arm in Arm mit Mecklenburg ſich einer beſſeren Zukunft zu getröſten. Glücklicherweiſe hatte indeſſen Niemand Luſt, den Conflict auf die Spitze zu treiben, am wenigſten das Miniſterium, das, anſtatt den Handſchuh aufzunehmen, gerne die Rechte zu einem Compromiſſe bot, ſelbſt um den Preis, das eigentliche Princip der beabſichtigten Reform aufzuopfern. Der Compromiß, den die zweite Kammer im Einverſtändniß mit dem Miniſterium anbot, beſtand nämlich darin, daß „bis auf Weiteres“ zwei Mitglieder des aus fünf Perſonen zu bildenden Verwaltungsgerichtshofs dem Geheimen Rath zu entnehmen

Digitized by Google

seien; also ein Uebergangszustand: ein eigener Verwaltungsgerichtshof, aber zugleich eine neue Garantie sowohl für die Existenz des Geheimen Raths als für den Einfluß der Verwaltung auf die Verwaltungsrechtspflege. Die Erste Kammer hätte müssen überaus verstockt sein, wenn sie sich mit diesem Zugeständniß nicht begnügt hätte, mit dem sie in der That ihren wesentlichen Zweck erreicht hat. Zu wünschen wäre nur gewesen, sie hätte auch in einem anderen Puncte fest auf ihrer Meinung beharrt, in dem sie sich freisinniger gezeigt hatte, als das andere Haus. Der Regierungsentwurf hatte nämlich unter Anderen die Bestimmung enthalten, daß für Entschädigungsklagen gegen Beamte blos die bürgerlichen Gerichte zuständig, also die Einmischung der vorgesetzten Verwaltungsbehörden ausgeschlossen sein solle; eine freisinnige Bestimmung, die dem Reichsbeamtengesetz entnommen ist und aus dem Princip des Rechtsstaats von selbst sich ergiebt. Die zweite Kammer aber, in der die Beamten der verschiedenen Kategorien ein unverhältnißmäßig zahlreiches Contingent bilden, scheute vor einer Bestimmung zurück, die, wie einige aufgeregte Redner an die Wand malten, nur eine Aufforderung an freche Subjecte wäre, das Beamtenthum zu chicaniren, ja die zu einer völligen Auflösung der Bande der Disciplin in der Staatsdienerschaft führen müßte. Die Erste Kammer beschloß die Wiederherstellung des Entwurfes der Regierung, aber auch bei der nochmaligen Abstimmung siegte in der Wahlkammer die Furcht; vergebens hatte man ihr das beschämende Vorbild des liberalen Adelshauses vorgehalten und schließlich zeigte auch das letztere kein Interesse, dem anderen Haus eine freisinnige Bestimmung zu octroyiren. So hat denn die letzte gesetzgeberische Arbeit dieses Landtages nur gemischte Gefühle hinterlassen können, was um so bedauerlicher ist, als mit dieser Session zugleich die sechsjährige Wahlperiode zu Ende ging, und im Uebrigen das Lob wohlverdient ist, das der König in seiner Thronrede der hingebenden Arbeitsamkeit der Stände gespendet hat. Es war in der That eine arbeitvolle, fruchtbare Periode, und wenn auch die Initiative zu schöpferischen Neubildungen im Inneren des Staatsorganismus zu wünschen übrig ließ, so hat doch die Reichsgesetzgebung, der die Verhältnisse des Landes anzupassen waren, auf allen Puncten zu einer reformirenden Thätigkeit genöthigt. Man empfand es aufs angenehmste, daß vor sechs Jahren, unter dem Eindrucke des großen Krieges, die Häupter unserer Demokratie vom allgemeinen Stimmrecht verworfen wurden und somit an die Stelle eitler Demonstrationslust endlich eine nüchterne, den Geschäften zugewandte Stimmung in unserem Halbmondsaal eingekehrt war. Ob auch die neuzuwählende Kammer der Regierung dieselbe bescheidene und hingebende Unterstützung widmen wird, ist in hohem Grade zweifelhaft, und die Regierung dürfte es noch bereuen, daß sie erst am Ende der letzten Wahlperiode gemächlich den Anfang mit Reformen gemacht hat,

Digitized by Google

deren Durchführung dem wachsenden Widerstand der Adelskammer begegnet, während gleichzeitig der Einzug demokratischer Elemente von der anderen Seite zeitraubende Hindernisse bereiten wird.

Aus Berlin. „Die slavische Sache". Reichstag. — Die Rede des Lord Beaconsfield und des Kaisers Alexander haben die ganze Welt in die größte Aufregung versetzt, namentlich sind diejenigen Kreise, welche die einzelnen Stadien der orientalischen Verwickelung nicht so genau verfolgten, sehr überrascht worden, indem sie des gefährlichen kampfbereiten Gegensatzes zwischen England und Rußland plötzlich gewahr wurden. Wer den orientalischen Dingen von jeher eine eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird diesen Manifestationen gegenüber eine ruhigere Haltung bewahrt haben, da er in ihnen zunächst nur eine Bestätigung der bei ihm schon längst feststehenden Ueberzeugung gefunden haben wird, daß der demnächstige Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und der Türkei fast unvermeidlich geworden ist und daß diese Thatsache natürlich auch die Beziehungen zwischen England und Rußland in sehr gefahrdrohender Weise spannen muß. Ueberraschend bleibt aber immerhin für Jedermann die Unumwundenheit, mit der diese Gefahr auf beiden Seiten von der höchsten Staatsleitung vor ganz Europa proclamirt worden ist und noch dazu in einem Augenblicke, wo eine europäische Conferenz sich anschickt, die widerstreitenden Interessen der Mächte auszugleichen. Die Situation hatte fast schon ein friedliches Aussehen gewonnen. Der Waffenstillstand war abgeschlossen, England hatte auf der Basis der Erhaltung der Integrität der Türkei eine Conferenz vorgeschlagen, die Mächte, Rußland und England mit einbegriffen, hatten, wenn auch nicht in das Programm der Conferenz, so doch in ihren Zusammentritt gewilligt, die Delegirten zu derselben waren schon zum Theil ernannt, da kommt plötzlich die Kunde von Lord Beaconsfield kriegerischer Rede in Guildhall mit ihrem Hinweise auf die reichen Hülfsmittel Englands, welche es für „die gerechte Sache" im äußersten Falle zu verwenden gedenke. Und kaum sind die kampflustigen Worte des englischen Premiers verklungen, so vernimmt Europa von Moskau her eine Ansprache des Kaisers Alexander an seine Stände, die einem Kriegsmanifeste an die Nation gleichkommt. Der Streit, ob man nicht den Worten Disraelis im ersten Augenblicke eine zu scharfe Deutung gegeben habe, ist heute schon müßig, nachdem jene Worte von Seiten des russischen Gegners in ebenso scharfer Weise aufgefaßt und beantwortet worden sind. Hat hier ein Irrthum vorgelegen, so ist er wohl zu bedauern, aber nicht wieder gut zu machen. Aber in keinem Falle hat er allein die energische Sprache des russischen Kaisers veranlaßt, ebensowenig wie man dies im Grunde von der Rede Disraelis überhaupt sagen kann. Die russische Politik war vielmehr wohl

Digitized by Google

ohnehin auf dem Puncte angelangt, wo sie ihr Kriegsprogramm zu publiciren wünschte, und sie benutzte dazu nur die sehr willkommene Gelegenheit, die ihr das Auftreten Disraelis gab, wie sie jeden ähnlichen Anlaß ebenfalls schleunigst zu ihrer Manifestation ergriffen hätte.

Der Kaiser hat nun seiner Nation vor ganz Europa erklärt, daß, nachdem die russischen Freiwilligen erfolglos für „die slavische Sache" eingetreten seien, es ihm gelungen sei, den Waffenstillstand von der Pforte zu erwirken. Er hoffe, daß man sich auf der bevorstehenden Conferenz einigen werde, sollte das aber nicht möglich sein, und sollte man von der Pforte nicht die von den Mächten als unerläßlich bezeichneten Zugeständnisse erlangen können, so werde er selbständig handeln und sei er überzeugt, daß ganz Rußland seinem Rufe Folge leisten werde, um Rußlands „heiligen Beruf" durchzuführen. Das Wichtigste und Bedeutsamste in dieser ganzen Kundgebung ist die Erwähnung der „slavischen Sache" von Seiten des Kaisers. Bisher redete die russische Diplomatie stets nur von dem Loose der Christen in der Türkei. Zwar gedenkt der Kaiser auch ihrer in seiner Rede, aber er spricht in erster Linie von der slavischen Sache, für die die russischen Freiwilligen ihr Blut vergossen, und von dem heiligen Berufe Rußlands, zu dessen Durchführung er das Land aufrufen will. Noch nie sind solche Worte während der ganzen letzten diplomatischen und kriegerischen Campagne in Rußland von amtlicher Seite auch nur angedeutet worden, jetzt werden sie von höchster Stelle unumwunden ausgesprochen. Ferner unterschied man früher sorgfältig zwischen den Tendenzen der panslavistischen Kreise in Rußland und zwischen der Politik des officiellen Rußland. Alle Hoffnungen, die man für die Erhaltung des Friedens hegte, setzte man in den Gegensatz, in dem die friedliebende Haltung des Kaisers Alexander zu dem turbulenten Treiben der panslavistischen Agitation stand. Auch heute noch wird gewiß zwischen beiden ein gewaltiger Unterschied in Bezug auf die Wahl der politischen Mittel bestehen, was aber den Gedanken des Panslavismus anlangt, so scheint er in das officielle Rußland eingezogen zu sein und seine Regionen erfüllt zu haben, ähnlich wie seiner Zeit die nationale deutsche und italienische Idee von unten emporwuchs und schließlich die legitimen Organe der Regierungen erfaßte. Mag man über diese Analogie denken wie man will, unbestreitbar ist, daß der Kaiser von Rußland heute ein national-slavisches Programm proclamirt hat und sicher ist wohl auch, daß ganz Rußland dasselbe acceptiren wird. Schon hört man, daß im ganzen Reiche die kaiserlichen Worte enthusiastische Kundgebungen hervorgerufen haben, daß Land- und Stadtbehörden, Kaufleute und Gewerke und nicht zuletzt die Geistlichkeit aus allen Kräften für die Ehre und die Interessen Rußlands einstehen zu wollen, erklären. Freilich ist das in einem so autokratisch regierten Lande wie Rußland nicht anders zu erwarten, aber man darf sich doch keineswegs darüber täuschen, daß hier sehr viel spontane Begeisterung mit im Spiele ist. Eine solche Bewegung aber, wie sie die kaiserlichen Worte hervorgerufen haben und haben hervorrufen wollen, die außerdem begleitet wird von einer Mobilisirung fast der gesammten Streitkräfte des Reiches, ist schon an sich eine Thatsache, welche die Erhaltung des Friedens für Rußland fortan so gut wie unmöglich macht. Nimmt man hinzu, daß keine europäische Macht bis jetzt außer England die mindeste Neigung hat, zu Gunsten der Türkei Rußland in den Arm zu fallen, so ist es wohl ersichtlich, daß keine Conferenz der Welt, möge ihr Programm sein, wie es wolle, den russisch-türkischen Krieg verhindern wird.

Digitized by Google

Die große Frage ist jetzt nur noch, was wird England machen? Wird es sich auch fernerhin auf Demonstrationen beschränken und statt sich im Kriege mit Rußland zu schwächen, vielmehr seine Kräfte aufsparen, um bei der am Ende eintretenden Liquidation der Türkei seinen Beuteantheil zu reclamiren, oder wird es durch seine indischen und allgemeinen, von seiner Weltstellung bedingten Interessen genöthigt sein, sich dem russischen Vordringen entgegenzustellen? England hat seit dem Krimkriege in allen internen europäischen Fragen jedesmal seine Position aufgegeben und sein Ansehen dadurch schwer geschädigt. Englischerseits erklärte man dieses Zurückweichen dadurch, daß man die engeren europäischen Fragen als für das englische Staatsinteresse gleichgültig bezeichnete. In solchen Dingen könne England ruhig nachgeben. Wenn aber die Stunde kommen sollte, welche Englands Weltstellung in Gefahr brächte, dann werde man sehen, daß Englands kriegerischer Geist erwachen werde. Diese Stunde ist augenscheinlich entweder schon gekommen oder doch schon sehr nahe. Lord Beaconsfields Sprache läßt fast ahnen, daß England erwacht. Ob aber die Ahnung nicht trügt? Die Tories sind gewiß die schneidigsten Führer in den Fragen der auswärtigen Politik, aber auch sie haben niemals einen Krieg begonnen, ohne eine große continentale Macht auf ihrer Seite gehabt zu haben. Wo aber ist diese Macht heute? Frankreich ist sie gewiß nicht und Oesterreich ebensowenig. Sollte also Englands Staatsleitung die Anomalie begehen, sich allein gegen eine große continentale Macht zu engagiren, oder erachten die Engländer vielleicht die militärische Macht der Türkei für ausreichend, um den Krieg zu bestehen? Sicherlich darf man die Streitkräfte der Pforte nicht unterschätzen. Man hört von den Rüstungen der Türkei noch weniger als von denen Rußlands, aber dies Wenige reicht hin, um erkennen zu lassen, daß am Balkan wie in Asien sehr respectable Streitkräfte zusammengezogen sind und daß außerdem die Erregung der muhamedanischen Welt der der slavischen durchaus nichts nachgiebt. Sehr schwer aber, selbst für die Engländer, wird es sein, eine einigermaßen sichere Ueberzeugung zu gewinnen, ob diese Streitkräfte derart sind, daß sie einen abendländischen Bundesgenossen in militärischer Hinsicht ersetzen können. Unzweifelhaft aber ist wohl in jedem Falle, daß die Engländer die Türkei unter der Hand mit Geld und Leuten in dem größten Maßstabe unterstützen und unterstützen werden und daß sie ihre eigenen Rüstungen mit größtem Eifer auf jede Eventualität hin betreiben. Dem englischen Löwen wird dann durch dieses Waffengetöse das Erwachen jedenfalls sehr erleichtert.

In merkwürdigem und erfreulichem Gegensatze zu diesem kriegerischen Treiben unserer Nachbarn steht unsere heimische politische und sonstige öffentliche Thätigkeit. Wir leben in jeder Richtung den Werken des Friedens. Unser Reichstag schickt sich an, die zweite Berathung der großen Justizgesetze zu beginnen, unsere öffentlichen Organe beschäftigen sich mit der Frage der Beschickung der Pariser Weltausstellung, mit den Eisenzöllen und mit den demnächst abzuschließenden neuen Handelsverträgen. Am Donnerstag wird der Reichstag die Justizgesetzdebatten beginnen. In der vergangenen Woche feierte er, um seiner Justizcommission das Feld zu überlassen. Der Debatte im Plenum des Reichstages sind von vorn herein alle Beschlüsse des Bundesrathes nebst denen der Justizcommission vorbehalten, welche politischer Natur sind. Ueber diese hat daher die Justizcommission eine Verständigung mit den Commissionen des Bundesrathes zur Zeit nicht mehr gesucht. Dagegen hat die Commission über alle anderen Differenzpuncte aus dem Gebiete des Gerichtsverfassungs-

Digitized by Google

gesetzes, der Civil- und der Strafproceßordnung commissarische Verhandlungen mit den Vertretern des Bundesrathes gepflogen und sehr gute Resultate erzielt. Zunächst ist es gelungen, über die wesentlichsten Puncte des Gerichtsverfassungsgesetzes mit Ausnahme der Frage der Handelsgerichte eine Einigung herbeizuführen. Sodann hat man sich über die Civilproceßordnung durchgehends verständigt, so daß, falls das Plenum des Bundesrathes seinen Commissionen beitritt, eine en bloc-Annahme des Gesetzes wie bei der Concursordnung durch den Reichstag zu erwarten ist. Auf dem Gebiete der Strafproceßordnung freilich gehen die Meinungen noch vielfach scharf auseinander. Hier wird das Plenum des Reichstages besonders eintreten müssen und direct die Verständigung mit dem Bundesrathe suchen. Gewiß wird es auch regierungsseitig nicht an Entgegenkommen fehlen. In den Kreisen des Reichstages hegt man wenigstens im allgemeinen die beste Zuversicht für das Gelingen des großen wichtigen nationalen Werkes. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Geschichte der florentinischen Republik von Gino Capponi. Uebersetzt von Hans Dütschke. Leipzig, T. O. Weigel. — Zum erstenmal liegt das Geschichtswerk des berühmten Florentiners in deutscher Sprache vor uns. Es ist kein Geschichtswerk im modernen Sinne, dem eine sorgsame kritische Feststellung des Thatsächlichen am Herzen läge oder etwa sonst eine Absicht, sei sie nun wissenschaftlicher oder politischer oder auch nur ethischer Natur. Es ist ein Geschichtswerk im alten Sinne, dem es ausschließlich darauf ankommt, Geschehenes zu erzählen. Tritt doch sogar das rhetorische Element, welches allen großen Historikern der italischen Nation in alten und neuen Zeiten stark anzuhaften pflegt, in den Hintergrund. Durch einfachere Mittel wird der künstlerische Genuß erzeugt, den wir nach Beginn der Lectüre erwarten und von Seite zu Seite mehr empfinden. Bald erinnert die Darstellung, wie zum Beispiel da, wo sie die Ueberschwemmungen des Arno schildert, an die schlichte Naivetät gleichzeitiger Chronikbücher, bald streift sie an die kunstvolle Einfachheit der Alten, wie in der meisterhaften Erzählung der florentinischen Begebenheiten zu Zeiten Savanarolas. Nach einem raschen Ueberblick der älteren Zeit gewinnt sie mit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts mehr und mehr an Fülle bis zu jenem 1. Mai 1532, an dem die Signoria aufhörte und auf Kaiser Karls Befehl Herzog Alessandro de' Medici in den Palast einzog. Nur zuweilen wird der Gang der Erzählung unterbrochen durch die prächtigen Capitel, welche den geistigen Entwickelungsgang der einzelnen städtischen Epochen zusammenfassen, vorzüglich die Entstehung und Ausbildung der toskanischen Sprache. Die Weltbegebenheiten sind kurz und im großen Stile geschildert, die Beziehungen der Stadt zu ihnen ununterbrochen und in richtigen Maßverhältnissen klargelegt, ein Vorzug der Composition, der in neueren historischen Darstellungen so selten ist. Florenz erscheint nicht als der Mittelpunct der Welt, aber seine Geschichte wird durch den weltgeschichtlichen Hintergrund auch nicht in Schatten gestellt. Was der Autor von Guicciardini sagt, daß er seinen reichen Stoff „stets auf die ihm gebührende Stelle gebracht und seine Ursachen und Wirkungen erörtert" habe, kann von ihm selbst gelten. Ist die Gesinnung, die das Buch durchzieht, auch in der Hauptsache republikanisch, freut sich der Verfasser auch ganz besonders den Nachweis führen zu können, daß Florenz in Brunelleschi,

Digitized by Google

Donatello und Ghiberti, in Masaccio und Luca della Robbia schon vor den Medicäern namhafte Künstler gehegt, diesen selbst also nur in beschränkterem Sinne seine Blüthe verdankt, wird er Machiavelli vielleicht nicht ganz gerecht, so ist doch das Streben nach unbefangener Billigkeit überall sichtbar, wie denn z. B. die sprachlichen Verdienste Boccaccios den Verfasser nicht abhalten, sein Leben, seine Grundsätze und den Inhalt seiner Bücher mehr, als man bei uns thun würde, zu verdammen. Die wohlthuende Wärme eines berechtigten localen Patriotismus, der sich von jeder Beschränktheit frei weiß, ruht über dem Ganzen und jener begründete Familienstolz selbst ist nicht ohne Wirkung, mit dem der Verfasser seiner großen Ahnen gedenkt, jener Niccolò, Piero und Neri, vor allem jenes Gino Capponi selbst, der im Jahre 1406 Pisa für die Republik eroberte und nach Florenz den berühmten Pandektenband Justinians brachte, den die Pisaner sich einst im zwölften Jahrhundert aus Amalfi geholt hatten. Capponi stand ein reiches Material zu Gebote, einige wichtige Actenstücke, wie das Memorandum der Cardinäle an Hadrian, waren in seinem eigenen Besitz. Sein Verhalten gegen die älteren Quellen ist sehr conservativ, seine kritische Methode rein subjectiv, wie er denn, obwohl er zu diesen Fragen Stellung nimmt, z. B. in Spinelli weder eine totale noch eine absichtliche Fälschung erkennt. Der Uebersetzer war daher gewiß im Rechte, wenn er die Excurse über Malespini und Dino wegließ. Die Uebersetzung, im Ganzen wohl lesbar, ist im Einzelnen nicht frei von Mängeln, nicht immer klar, nicht immer deutsch.

Rd.

Erklärung.

Von Herrn Geheimrath Professor Dr. Olshausen in Berlin geht uns folgende Zuschrift zu:

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Einige Tage nach dem 18. August d. J. sandte ich an die Redaction der „Grenzboten" mit der Bitte um Aufnahme in deren Blatt nachstehende Erklärung ab:

> „Soeben kommt mir eine Aeußerung in den „Grenzboten" (III. 1876. S. 269) zu Gesichte, welche mich veranlaßt zu erklären, daß ich zu keiner Zeit und gegen Niemanden meinen Antheil an der Verantwortlichkeit für den Ankauf der angeblichen Moabitica verleugnet habe. Allem, was über diesen Gegenstand in Rede und Druck öffentlich verhandelt ist, bin ich durchaus fern geblieben. Ich hatte mich daher auch bei meinem alten Freunde Fleischer, als ich ihn im April d. J. in Leipzig besuchte, wegen keines Punctes zu entschuldigen, der mit jener Sache irgendwie in Zusammenhang steht.
>
> Berlin, den 18. August 1876. J. Olshausen.

Ich habe seitdem diese Zeilen in den „Grenzboten" nicht gefunden; weshalb nicht, ist mir unbekannt. Da ich aber eine Veröffentlichung derselben meiner Ehre schuldig zu sein meine, so erlaube ich mir, an Sie die ganz ergebenste Bitte um Aufnahme dieser meiner Zuschrift in Ihr geschätztes Blatt zu richten.

Berlin, den 10. November 1876.

J. Olshausen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 16. November 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Antonelli.

Von Wilhelm Lang.

Nahezu dreißig Jahre hat der Mann, der am 6. November in den vaticanischen Gemächern seinen Geist aushauchte, die Politik des päpstlichen Hofes geleitet, drei Jahrzehnte, die zu den denkwürdigsten und inhaltvollsten gehören, welche die Annalen des Papstthums aufzuweisen haben. Das allein erhebt Giacomo Antonelli in die Reihe der geschichtlichen Namen unseres Zeitalters. Steht der lange Pontificat Pius IX., der die Jahre des Petrus längst überschritten hat, einzig in der Geschichte, so weiß diese auch nichts von einem Staatssecretär, dessen Gewalt einen ähnlichen Zeitraum ausdauerte; und vergegenwärtigt man sich, daß in diesem Zeitraum eine Reihe von Wandlungen, von umwälzenden Schicksalen und in ihren Folgen unberechenbaren Entschlüssen fällt, so wird man dem Manne, der durch alle diese Klippen und Stürme das Steuerruder festhielt, mindestens das eine Lob nicht vorenthalten können, daß er ein seltenes Herrschertalent gewesen ist. Eine außerordentliche Persönlichkeit, die vielleicht nur deshalb nicht mit charakteristischeren Linien in die Weltgeschichte eingegraben ist, weil das ganze System, dessen Hand er war, mit Absicht die freie Persönlichkeit auslöscht und geheimnißvoll seine Werkstätte hinter der Bühne aufgeschlagen hat, während auf dieser nur die stummen Diener und Handlanger sichtbar sind, die an verborgenen Fäden gelenkt werden.

Die leitenden Personen der päpstlichen Politik haben alle etwas Unfaßbares. Ihr Nimbus bildet einen Theil ihrer Stärke, aber er erschwert die geschichtliche Würdigung. Es sind nicht Charaktere, die der Oeffentlichkeit angehören, deren Handlungen unverhüllt dem allgemeinen Urtheil sich stellen; auch was von ihrer Wirksamkeit der Tagesgeschichte angehört, erhebt den Anspruch, das Glied eines unmeßbaren, überweltlichen Ganzen zu sein und erwartet sein Endurtheil erst von einer späteren Zeit. Das hindert nicht,

Digitized by Google

daß auch ihre Persönlichkeit der Kritik der Zeitgenossen verfällt. Gerade das Geheimniß, das sie umgiebt, fordert desto lauter die geschäftige Fama heraus. Zu allen Zeiten hat der päpstliche Hof, wenn er seine Karten vor der Welt verbarg, dafür der kleinen, schonungslosen Anekdote den dankbarsten Stoff geliefert. Sie hat sich auch des verstorbenen Kardinals in ausgiebiger Weise bemächtigt. In Rom sagte sich Jedermann ins Ohr, der allmächtige Minister sei vom Dämon des Geizes so sehr besessen als vom Dämon des Ehrgeizes, er habe inmitten der finanziellen Bedrängnisse des heiligen Stuhls unermeßliche Schätze zusammengehäuft, er habe seine Stellung dazu mißbraucht, seinen Verwandten zu einträglichen Posten zu verhelfen. Was aber der eigentliche Kern seiner Persönlichkeit gewesen ist, das zu ergründen hat auch denjenigen nicht gelingen können, welche ihn in seinen vier Wänden aufsuchten. Er hat ebensowenig wie sein Herr jene Schaustellungen vermieden, zu denen sich an Audienztagen Neugierige aus allen Ländern der Welt herbeidrängten. Denn auch dies gehört zum hierarchischen System, daß die Träger desselben zuweilen aus ihrer Wolke der profanen Menge sich offenbaren und einen Strahl ihrer Gnade den bewundernden Sterblichen vergönnen. Aber man hat aus den zahlreichen Schilderungen solcher Audienzen und Unterredungen nie etwas anderes entnehmen können, als daß der erste Minister Seiner Heiligkeit ein Mann von ungewöhnlichen, fast schreckhaften Gesichtszügen sei, aber ein Mann von verbindlichen Formen, höflich, glatt, gefällig, ein vollendeter Weltmann, ein Meister der Selbstbeherrschung. Zuletzt blieb immer der Eindruck, daß er der Allmächtige sei, und der Umstand, daß er das Stockwerk im vaticanischen Palast bewohnte, das über der Wohnung des Papstes gelegen ist, hat frühe zu dem Witzwort Veranlassung gegeben, daß Antonelli über dem Papste sei.

Blickt man aber zurück auf die dreißigjährige staatsmännische Laufbahn des Cardinal-Staatssecretärs, so ist vielleicht das bezeichnendste und umfassendste Wort zu seiner Charakteristik dies: daß er ein Italiener vom Wirbel bis zur Zehe gewesen ist. Das Geheimniß seiner Herrschaft über Pius IX., seine Unentbehrlichkeit für die Curie, die Einheit seines Willens inmitten aller äußerlichen Schwankungen, das alles liegt in diesem Worte. Geschmeidig, schlau, so zähe als beweglich, verband er mit diesen Eigenschaften den ungemessenen Stolz des Römers auf die Weltherrschaft, die der Vatican als Erbe der Cäsaren überkommen hat. Wie er als ein italienischer Reformer begann, so endete er damit, daß er die universelle Kirche zu einem Monopol der italienischen Prälatur machte.

Dem Leben Johann Mastais giebt der Conflict zwischen Italien und dem Papstthum, zwischen dem Vaterland und der priesterlichen Würde einen unvergleichlichen dramatischen Reiz; an dieser Spannung und Verwickelung

Digitized by Google

hat auch das Lebenswerk seines Ministers Theil. Aber wahrhaft genial und eines Italieners würdig ist die Art, wie der Bauernsohn von Sonnino seine Rache nahm für das, was das Papstthum in Italien verlor: er rächte sich nicht an den Italienern, sondern an der übrigen Welt, der er zwiefach drückend das römische Joch aufzulegen sich vermaß.

Seine enge Verbindung mit Pius IX. datirt von den ersten Tagen des neuen Pontificats. Pius verlieh dem bereits zu hohen Staatsämtern aufgerückten einundvierzigjährigen Manne unmittelbar nach seiner Thronbesteigung den Cardinalshut. Es war die Zeit der Reformen, der ersten Demonstrationen eines erwachenden, Einheit und Freiheit begehrenden Volkes. Der Fürst und der Cardinal begegneten sich in der Sympathie für diese Bewegung. Neigung und kluge Berechnung vereinigten sich, um eine Zeit lang dem Giobertischen Traumbild nachzujagen: wurde die Befreiung Italiens durch das Papstthum bewerkstelligt, so gestaltete sich die Erfüllung der nationalen Sehnsucht zugleich zu einer neuen Ruhmesstaffel, ja zu einer Machterhöhung der Nachfolger Petri. Das war ein gefährliches, aber ein verlockendes Ziel, und wir sehen Antonelli in dieser ganzen Zeit im Mittelpunct der unsicher tastenden Reformthätigkeit, so aber, daß er auf der gleitenden Bahn stets die Zügel in der Hand behält: als Mitglied des Ministerrathes, als Vorsitzender der Consulta, als Mitglied der Verfassungscommission, zuletzt als Präsident des Laienministeriums. Aber er war nüchtern genug, den Augenblick zu ergreifen, wo das Papstthum mit der Revolution brechen mußte, wenn es nicht von dieser das Bündniß gekündigt sehen wollte. Der heilige Stuhl durfte sich nicht durch Italien in Verwickelungen hineinziehen lassen, in denen er zuletzt von Italien selbst im Stich gelassen und preisgegeben worden wäre. Sobald Antonelli den wahren Charakter der unaufhaltsamen Bewegung erkannte, trat er bei Seite und überließ die Staatsführung anderen Händen, während er fortan der vertraute Rathgeber des Papstes blieb. Von da an war die feindselige Stellung der Curie zu der Revolution entschieden, der Cardinal rieth dem Papst zur Flucht nach Gaëta, er protestirte gegen die provisorische Regierung, er rief die europäische Intervention an, die wider seinen Willen von der französischen Republik allein in die Hand genommen wurde, er führte nach Ueberwältigung der Revolution als Commissär des Papstes die Reaction im Kirchenstaat mit aller Strenge durch, und sobald der Papst aus Gaëta zurückgekehrt war, im April 1850, erhielt er die Ernennung zum Staatssecretär, in welcher Stellung er bis an seinen Tod verblieb. Was die Früchte seiner Politik waren, das sagen die Katastrophen von 1860 und 1870. Italien gegenüber ist dieser ganze Zeitraum eine Kette von Niederlagen und Verlusten. Alle Proteste und Verwünschungen vermochten den Untergang der weltlichen Herrschaft nicht aufzuhalten. Hatte Frankreich durch seinen Einfluß auf

Digitized by Google

Cavour und durch die Wunden von Mentana wenigstens noch das Patrimonium Petri aufrecht gehalten, so fiel mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs vollends der letzte Schutzwall. Der Kirchenstaat hatte aufgehört. Der Sitz des Papstthums wurde, unter den Augen der „Gefangenen" des Vaticans, die Hauptstadt des nationalen Königreichs.

Dieser ganze Verlauf, der den Mitlebenden langsam und zuweilen hoffnungslos dünkte, und der heute schon wunderbar rasch erscheint, ist durch die Politik des non possumus auf das Wirksamste gefördert worden. Die Italiener werden urtheilen, daß in seinem Theile auch der Cardinal Antonelli ein werthvoller Mitarbeiter am Werk ihrer Befreiung und nationalen Wiedergeburt gewesen sei. Indem jeder Versuch einer Transaction im Vatican einem unbeugsamen Nein begegnete, kehrten sich auch die langmüthigsten und friedliebendsten Gemüther von einer Macht ab, die blindlings in ihr Verderben rannte. Einmal aber ist während dieser Zeit doch an Antonelli wieder die Versuchung herangetreten, mit dem neuen Italien sich auszusöhnen und in die dargebotene Hand einzuschlagen. Als nach der Aufrichtung des Königreichs Cavour die dringendsten Aufforderungen zu einem Ausgleich an die Curie richtete, wobei der letzteren zur Entschädigung für den Verzicht auf die weltliche Herrschaft die glänzende Aussicht auf eine bisher nicht gekannte Machtfülle, die Perspective einer glorreichen Erneuerung des Papstthums, mit wesentlich italienischem Charakter, mit Beseitigung der lästigen Protection Frankreichs vorgehalten wurde, da regte sich in Antonelli wieder eine Zeit lang der Italiener. Er lieh den geheimen Abgesandten Cavours sein Ohr, es kam zu Punctationen, welche noch nicht angenommen, aber doch als Grundlage weiterer Verhandlungen auch nicht abgewiesen wurden; er besann sich, er spielte mit dem Project; eines Tages aber brach er plötzlich ab, noch bevor der Tod Cavours die Fäden entzweischnitt. Anstatt der Verständigung mit Italien wurde die aus eigenen Kräften zu unternehmende Restauration der päpstlichen Universalmacht beschlossen. Die Curie fürchtete in Abhängigkeit von Italien zu gerathen und zog diesem Verhältniß die Herrschaft über die Welt vor. Man lehnte den Verzicht auf den weltlichen Besitz ab und fuhr fort zu protestiren, aber man richtete sich inzwischen so ein, daß man jenen Verlust ertragen konnte.

Wie der Vatican dieses Werk durch die Concentration der geistlichen Gewalt vorbereitete, durch die Concordate in den einzelnen Ländern ihm die Wege ebnete, wie er dann den letzten Schlag durch die Verkündigung des jüngsten Dogmas that, in demselben Augenblicke, als der Krieg ausbrach, dessen Frucht das deutsche Kaiserthum sein sollte, wie dann unsere Zeit die Erneuerung des uralten Streites zwischen Kaiser und Papst, zwischen Staat und Kirche wieder erleben sollte, davon ist hier nicht der Ort zu reden.

Digitized by Google

Genug, auch die Seele dieses mit allen Kräften geführten Verzweiflungskampfes ist Antonelli gewesen. Durch seine Hand gingen sämmtliche Schriftstücke des Vaticans, die wichtigen und die unwichtigen; die Bescheinigungen für den Peterspfennig, wie die Correspondenzen mit den fremden Höfen, die Weisungen an die Bischöfe, die Losungsworte an die durch die ganze Welt verstreute Miliz des Papstes. Der merkwürdige Mann hielt die Fäden in der Hand, die von den Gemächern des Vaticans aus nach Frankreich und Spanien, nach England und über den Ocean, nach Holland und der Schweiz, nach Deutschland und Oesterreich, nach Polen und nach Stambul ausliefen. Und was ist nun nach drei Jahrzehnten das Endergebniß einer so weitgreifenden, wie thatkräftigen Politik, die den gesammten Heerbann der römischen Kirche für sich in Bewegung setzte?

Eine ungeheure Umwandlung des Papstthums 'ging unter den Händen dieses Mannes vor sich. Gewaltige Verluste und gewaltige Eroberungen verzeichnete er in das Buch der römischen Curie. Aber die Verluste sind sicher und unwiderbringlich, die Eroberungen eine ungewisse Rechnung auf die Zukunft. Ob die Geschichte Antonelli unter die glorreichen Erneuerer des Papstthums rechnen wird, das wird eine spätere Zeit entscheiden; daß er der Todtengräber der weltlichen Papstherrschaft gewesen ist, das kann die Geschichte heute schon in ihre Tafeln schreiben.

Eine Erziehungsanstalt vor fünfzig Jahren.

Schulerinnerungen.

II.

Die erwähnten Spaziergänge fanden täglich, bei jedem Wetter, bei Hitze und Kälte, im Winter von zwölf bis halb zwei Mittags, und im Sommer von sechs bis acht Uhr Abends statt. Nur wenn es einmal wolkenbruchartig regnete, blieb man zu Hause, und in dem kalten Winter von 1823, wo das Thermometer einmal zu Mittag noch 23 Grad unter Null zeigte, ließ man die Kleinsten zurück. Immer waren wir von einem, manchmal von zwei Lehrern begleitet, die uns aber fast niemals zu dem Lieblingstummelplatz der Berliner, dem Thiergarten führten, sondern zu anderen Thoren hinaus, wo man damals fast überall noch in sehr unerquickliche sandige Wüsteneien gerieth; doch fand sich im Sommer bald vor jedem Thore ein weiter Platz, wo man Ball spielen konnte. Daselbst wurde dann in der Regel Halt ge-

Digitized by Google

macht, die ganze Gesellschaft theilte sich in zwei Parteien, und ein sehr hübsches, halb gymnastisches Spiel mit Ballwerfen, Laufen und Fangen wurde begonnen. Mein Erzfeind R—ak, der ungewöhnliche Körperkräfte besaß, ließ auch diese Gelegenheit nicht unbenutzt, um mich mehr als einmal mit einem kleinen harten Ball so zu treffen, daß ich es noch lange nachher fühlte.

Im Winter trat das Schlittschuhlaufen an die Stelle des Ballspiels, und bald hatten wir, nach den sonst wenig besuchten Richtungen hin, die wir einschlugen, verschiedene Teiche und überschwemmte Wiesen entdeckt, deren spiegelglatte Eisflächen bisher von keinem Eisen gefurcht waren. Namentlich gewährte vor dem Königsthor ein kleines Gewässer, mit dem prosaischen Namen Saupfuhl, eine so herrliche, vollkommen durchsichtige bräunliche Bahn, daß man, darüber hinweggleitend, Fische, Wasserpflanzen und Käfer weit deutlicher und schärfer wahrnehmen konnte, als es sonst im Wasser der Fall ist.

Im Sommer wurde der größte Theil der Knaben fast täglich vor das schlesische Thor zu der sogenannten Pfuelschen Schwimmanstalt geführt; das war ein so weiter Weg, daß mit Hinzurechnung der gesunden Bewegung des Badens dadurch der Spaziergang ersetzt wurde. Ich habe ein paar Sommer hinter einander Unterricht im Schwimmen erhalten, diese edle Kunst aber niemals erlernt, weil ich nicht dahin gebracht werden konnte, langsame, regelmäßige Bewegungen mit Armen und Beinen zu machen. Als es eines Tages gar nicht gehen wollte, sagte mein Schwimmlehrer, der Unterofficier Krug, zu mir: „Du wirst wohl 1840 schwimmen lernen!“ Das sollte so viel heißen, wie zu einer Zeit, die eigentlich niemals eintreten wird. Jetzt sind wir sechsunddreißig Jahre über 1840 hinaus, — aber schwimmen habe ich doch noch nicht gelernt.

Bei Gelegenheit des Schwimmunterrichts konnte man übrigens den ganzen Umfang des Prügelunfugs übersehen, der bei Cauers getrieben wurde; die Rücken von mehr als einem Knaben waren oftmals so braun und blau geschlagen, daß der begleitende Lehrer sich selbst schämte, und die armen Schlachtopfer ihre Schwimmmäntel, bis zu dem Augenblick, wo sie ins Wasser sprangen, nicht abnehmen ließ.

An zwei Abenden in der Woche fanden große Turnübungen unter Leitung des Dr. Eiselen statt, eines der Adjutanten des alten Vater Jahn. In jenem Jahre waren alle öffentlichen Turnübungen bekanntlich von Staatswegen aufs strengste verpönt, weil die dummen Reactionäre à la Kamptz und Consorten dergleichen für staatsgefährlich erklärten. Ob die Anstalt eine besondere Erlaubniß erhalten hatte, im Garten dennoch turnen zu lassen, ist mir nicht bekannt. Den größeren Knaben ertheilte Herr Eiselen auch Fechtstunden, an denen ich aber nicht theilnahm; desto eifriger aber mitturnte, auch bei den

Digitized by Google

Uebungen, die mehr Gewandtheit als Körperkräfte erforderten, nicht ungeschickt war. Am Reck und Barren, auf dem Schwebebalken und dem Sprungseile wurden alle möglichen Kunststücke geübt, auch mit Gerstangen geworfen, wobei für einen kräftigen jungen Engländer, Namens Knight, eine besonders starke, eichne, mit Eisen beschlagene Stange angeschafft werden mußte, weil die gewöhnlichen ihm viel zu leicht waren.

Um nun von diesen verschiedenen Erholungen zu den eigentlichen Unterrichtsstunden zurückzukehren, so wurde neben der Musik auch das Zeichnen mit großem Eifer betrieben. Bald nach meinem Eintritt in die Anstalt mußte, um ein geräumiges Local für die Jünger dieser Kunst zu beschaffen, ein Saal in dem Nebenhause gemiethet werden, welches man von unserem Garten aus zugänglich machte, indem eine Mauer durchbrochen ward. Der neue helle Zeichensaal war ringsum oben an den Wänden mit einem laufenden Gestell umgeben, auf welchem Abgüsse der besten antiken Bildwerke sich befanden. Hier sah man, theils in Originalgröße, theils in verkleinertem Maßstabe den Apoll von Belvedere, den farnesischen Fechter, den Hercules, und viele andere Meisterwerke. Auch an architektonischen Verzierungen zum Nachzeichnen fehlte es nicht, wie denn überhaupt bei Beschaffung der Lehrmittel nicht gespart wurde. Ein vollständiges menschliches Scelett stand in der einen Ecke, und wir überwanden bald das Grauen vor diesem Anblick, wenn wir einzelne Knochentheile nachzeichnen mußten. Ein großes Repositorium enthielt achtundvierzig Schiebfächer, von denen jeder Knabe eins für Papier, Kreide, Bleistifte und Gummi erhielt. Reißbretter waren in großer Zahl vorhanden. Eine Menge kleiner Tische standen für uns bereit, jeder hatte einen solchen für sich allein, und vor demselben ein verschiebbares Gestell für die nachzubildenden Gegenstände. Der Unterricht erfolgte in der von Peter Schmidt angegebenen Art (Anleitung zur Zeichenkunst, Stettin 1809) durchweg nach der Natur. Von dem Würfel, der zuerst in den verschiedensten Stellungen perspectivisch nachgebildet werden mußte, ging man zu andern geradlinig begrenzten Körpern über; später kamen Kugel, Kegel und Walze, getrocknete Blätter, auch Muscheln, und hierauf Gypsvorlagen, zuerst in Umrissen, dann schattirt. Den Geübteren wurde auch zuweilen gestattet, etwas aus Flaxmans Umrissen, oder dem dürerschen Gebetbuche abzuzeichnen, für welches ich vom ersten Augenblicke an dieselbe begeisterte Bewunderung empfand, welches dieses geniale Kunstwerk mir noch heute einflößt. Damals konnte ich freilich auf vieles Bitten nur durchsetzen, daß ich die cranachschen Nachträge zu demselben geschenkt erhielt, jetzt aber ist es mir gelungen, die erste seltenste Ausgabe in wohlerhaltenen Exemplaren zu erwerben. Nicht minder als diese dürerschen Zeichnungen entzückten mich die volpotoschen Kupferstiche nach Raphaels vaticanischen Wandgemälden, die in

Digitized by Google

kostbaren alten Abdrücken, eingerahmt, an der langen Wand des Musiksaales aufgehängt waren. Durch tägliches Anschauen prägten wir uns jede einzelne Gestalt auf denselben ein, so daß sie uns wie persönliche Bekannte erschienen. Eines Tages zeigte uns Herr Cauer diese Blätter in prachtvoll colorirten Exemplaren, die Heiligenscheine u. s. w. mit echter Goldfarbe aufgetragen, — man konnte nichts Herrlicheres sehen! Jene volpotoschen Stiche sind gegenwärtig im Besitze des Sohnes von Herrn Cauer, des jetzigen Schulraths Dr. Eduard Cauer, bekannt durch viele ausgezeichnete historische Aufsätze, und durch seine weitverbreiteten Geschichtstabellen.

Alles, was ich selbst während dieser Zeichenstunden in sechs Jahren von 1820 bis 1826 zu Stande brachte, besitze ich noch wohlgeordnet in einer kleinen Mappe. Da ich mein ganzes Leben lang mit Leidenschaft gezeichnet und gemalt, und durch unabläßige Uebung einige Fertigkeit in dieser Kunst erlangt habe, so bin ich über die Geringfügigkeit des Talents erstaunt, welches sich in jenen Jugendarbeiten kund giebt. Uebrigens fehlte es auch beim Zeichnen nicht an thränenreichen Stunden, da Unsauberkeit und Trägheit strenge Strafen nach sich zogen; dagegen waren es für die Zeichenlustigen hohe Festtage, wenn Eduard Magnus zuweilen, beim Besuche seiner Brüder, sich bewegen ließ, einige flüchtige Skizzen für uns aufs Papier zu werfen; auch gedenke ich noch mit Entzücken verschiedener Kreidezeichnungen von August Wredow, die sogar dem alten Schadow Zeichen bewundernder Anerkennung entlockt hatten.

Ob Herr Cauer selbst zeichnen konnte, weiß ich nicht, — wir bekamen niemals irgend eine derartige Arbeit von ihm zu Gesicht. Die schmidtsche Methode, nach der er unterrichtete, war im allgemeinen gewiß vortrefflich, doch wurde uns die Sache durch mancherlei Pedanterien erschwert, z. B. beim Schattiren von ebenen Flächen durften wir nur gerade Striche machen, was die Mühe vervielfältigte, ohne die Wirkung im Geringsten zu erhöhen.

Im Vergleich mit den Unterrichtsgegenständen, welche ich ausführlich erwähnt habe, waren die übrigen Lehrstunden von geringer Bedeutung. Geschichte und Geographie wurden gar nicht als besondere Wissenschaften vorgetragen, sondern wir empfingen die nöthigen Kenntnisse theils während der Sprachstunden, theils durch gelegentliche Erzählungen der Lehrer. Von neuerer Geschichte erfuhren wir so gut wie gar nichts. Französisch wurde ebensowenig gelehrt wie Tanzen, — beides galt in der Zeit unmittelbar nach den Freiheitskriegen in gewissen Kreisen für undeutsch und unpatriotisch, und wurde von uns Knaben verachtet; ich habe daher niemals in meinem Leben ordentlich tanzen gelernt.

Auf dringenden Wunsch meiner Eltern erhielt ich zuletzt dennoch Unterricht im Französischen bei einem alten Herrn Gauché, welcher mich und ein paar meiner Mitschüler in die Lehre nahm, und uns rasch und gründlich

Digitized by Google

vorwärts brachte. Dieser würdige Greis war eins von den Originalen, die jetzt mehr und mehr aus der Welt verschwinden, weshalb es gestattet sein möge, etwas umständlicher seiner zu gedenken. Schon damals war sein Aussehen so vorweltlich greisenhaft, daß er ebensogut hundert als sechzig Jahre alt sein konnte. Ueber seine Herkunft sprach er niemals. Man hielt ihn seiner feinen Manieren und seiner vielseitigen, ungewöhnlichen Bildung wegen für einen vornehmen Emigranten, und fand es höchst zutreffend, als jemand im Scherze sagte, der alte Gauché müsse Page bei Ludwig XIV. gewesen sein. Da er auch meiner Schwester Unterricht gab, so war er im elterlichen Hause bekannt, und bald ein täglicher Besucher desselben geworden. Es gehörte nämlich zu den Eigenthümlichkeiten des alten Herrn, jeden Tag eine große Anzahl von Visiten abzustatten, und zwar bei Leuten aus den allerverschiedensten gesellschaftlichen Kreisen. Manche von diesen Familien besuchte er fast ohne Ausnahme täglich, und man durfte ihn mit Bestimmtheit noch erwarten, wenn es auch schon neun oder zehn Uhr Abends geworden war. Zu denen, bei welchen er am regelmäßigsten vorsprach, gehörten auch meine Eltern, und wußte ich früher den Kreis seiner Freunde ziemlich vollständig zu nennen; noch jetzt erinnere ich mich, daß der bekannte Schriftsteller Geheimrath Schöll, und die Fürstin Hatzfeld, geborene Schulenburg (dieselbe, welche den berühmten Auftritt mit Napoleon hatte) zu denen gehörte, die er, wenn sie in Berlin waren, täglich besuchte. In der Regel blieb er nur wenige Minuten, weil die weiten Wege, die er alle zu Fuß machte, ihm nicht viel Zeit für jeden Einzelnen ließen. Während des Sommers zumal, wo seine meisten Freunde theils im Thiergarten, theils in Charlottenburg, Landwohnungen bezogen, mußte er sich bald nach Tische auf die Wanderung begeben, um Niemanden zu versäumen. Auch als er immer älter und schwächer wurde, setzte er diese Rundgänge noch fort, und weil er, einige Jahre vor seinem Tode, das Unglück hatte, auf einer finstern Treppe auszugleiten und sich erheblich zu beschädigen, so trug er seitdem beständig ein Stückchen Wachsstock in der Tasche, welches er, sobald er sich empfahl, jedes Mal anzündete, und sich damit zum Hause hinausleuchtete; denn Fluren und Treppen waren damals noch in den meisten Häusern Abends stockfinster.

Die Schüler des alten Herrn verloren sich einer nach dem andern; die jüngeren waren herangewachsen, und neue fanden sich nicht, weil Herr Gauché nur noch sehr undeutlich, und bei seiner leisen Stimme fast unverständlich redete; allerdings ein großes Unglück für einen Sprachmeister. Wovon er nun lebte, wußte Niemand. Er machte oft Anspielungen auf sein Vermögen, und seine Erben, so daß manche ihn für einen alten Geizhals hielten; denn seine Lebensgewohnheiten waren die allerknappsten. Er bewohnte ein großes Zimmer mit einem Schlafcabinet in der französischen Straße, und wer ihn

Digitized by Google

dort besuchte, wurde von dem seltsamsten Anblick überrascht. Alle Wände waren von oben bis unten mit Büchergestellen bedeckt, auf welchen die gesammte ältere französische Literatur sich ausbreitete; nur eine einzige kleine Lücke befand sich in diesen Bücherreihen, dieselbe war mittelst eines verschlossenen grünwollenen Vorhangs wie eine Art Baldachin decorirt, unter welchem das uralte Männchen auf einem ganz kleinen Sopha vor einem Tische saß. Seine Züge waren vollständig ausgetrocknet, die Augen glanzlos, und seine große gebogene Nase hing über den schmalen Mund hinweg auf das vorspringende Kinn herunter. Man erschrack vor der Häßlichkeit des Anblicks, bis man nach einem kurzen Gespräch gar bald die wohlwollende Liebenswürdigkeit des Greises aus seinen Gesichtszügen zu lesen begann. Da er alle Zähne verloren hatte, konnte er keine festen Speisen genießen, und wenn er nicht bei Freunden zu Gaste war, bestand seine Mahlzeit nur aus Rühreiern, die er auf die sparsamste Art für sich zubereitete. Er hatte nämlich auf das Berliner Intelligenzblatt abonnirt, welches täglich für geringes Geld acht bis zehn Bogen Druckpapier liefert; das war sein Kochmaterial. In einem kleinen Kamin bereitete er über den angezündeten Tagesblättern seine Eierspeise.

Es war in den dreißiger Jahren, als wir eines Tages erfuhren, daß der alte Mann plötzlich gestorben sei. Das Geheimniß seiner Herkunft ist niemals aufgeklärt worden; eine Dame, die er zur Erbin eingesetzt hatte, und die irgendwo im südlichen Frankreich leben sollte, war nicht aufzufinden, auch gab man sich deshalb keine weitere Mühe, nachdem der Stand seiner Vermögensverhältnisse klar geworden. Er hatte alles in allem dreitausend Thaler besessen, welche ihm ein befreundeter Kaufmann, aus Wohlwollen für den alten Mann, mit zehn Procent verzinste. Als Herr Gauché nun todt war, und keine Erben sich fanden, rechnete der Kaufmann die zu viel gezahlten Zinsen auf das Capital an, so daß nicht das Geringste übrig blieb, und seine Freunde zusammenschießen mußten, um den räthselhaften alten Franzosen anständig zur Ruhe zu bestatten. Ein nach seiner Leiche gefertigtes Porträt habe ich zum Andenken an den Greis aufbewahrt.

Ihm also verdankte ich die Kenntniß der französischen Sprache in ihren Anfangsgründen. Der Unterricht im Deutschen wurde in der Anstalt von Herrn K—h ertheilt, der zuletzt Director einer höheren Lehranstalt in Berlin geworden ist, und daselbst noch im hohen Greisenalter lebt. Derselbe besaß ein sehr einnehmendes Aeußere. Von großer, edler Gestalt, zeigten seine Züge klare Offenheit und Verstand. Seine Methode als Lehrer war ebenso einfach als zweckmäßig. Ohne uns durch grammatische Regeln zu langweilen, suchte er unsern Stil dadurch zu bilden, daß er uns mehrere Seiten aus einem guten Buche wiederholt vorlas, welche wir bis zur nächsten Stunde aus dem

Digitized by Google

Gedächtniß niederschreiben mußten; wodurch wir so große Uebung erhielten, daß wir das Gehörte bald fast wörtlich wiederzugeben verstanden. Die gewählten Stücke waren zuerst lessingsche Fabeln, dann Abschnitte aus Goethes italienischer Reise und aus dessen Wahrheit und Dichtung. Außerdem las er uns einzelne Scenen aus schillerschen Stücken, fast den ganzen Tell, und viele Balladen desselben Dichters so oft vor, bis wir dieselben auswendig konnten, — von eigentlichem Auswendiglernen war in der Anstalt überhaupt nicht die Rede, das galt für geisttödtend. Warum wir niemals freie Aufsätze zu machen bekamen, wüßte ich nicht zu sagen; doch als wir die Anfangsgründe der mathematischen Geographie lernten, mußten wir das Gehörte zusammenhängend ordentlich und sauber niederschreiben. Der erwähnte kleine Ajax, ein guter, aber sehr dummer Junge, begann sein Heft mit den Worten: „Wenn man den Himmel näher betrachtet, so findet man, daß er blau ist". Man kann sich denken, wie oft er damit gehänselt worden ist. Derselbe Junge hatte auch an den ersten griechischen Stunden, die wir bekamen, Theil nehmen dürfen, doch zeigte sich bald, daß man seine Fähigkeit zu hoch geschätzt hatte. Den Satz: der Elephant ist ein großes Thier, übersetzte er: ἐλεφας ἐστ μεγαλῶς θυγατήρ. Nach dieser Leistung wurde er von der Fortsetzung der hellenischen Studien entbunden. Was dieser Knabe für ein Ende genommen hat, weiß ich nicht. Als er die Anstalt verließ, wurde er nach Potsdam zu einem Kaufmann in die Lehre gebracht; sein Herr schickte ihn mit einem Beutel voll Geld zu einem Geschäftsfreunde. Ajax kam bald zurück, und auf die Frage nach der Quittung, antwortete er: „Der Herr war nicht zu Hause, da habe ich den Beutel vor die Thüre gestellt." Nachdem ich noch die beiden geflügelten Worte: „Eine schneegelbe Weste" und „Wenn ich König wäre, äße ich alle Tage Milchreis" von diesem Schüler verzeichnet habe, sei er hiermit für immer entlassen.

Bei dem deutschen Unterricht muß ich noch nachträglich erwähnen, daß wir auch mit einer großen Anzahl klopstockscher Oden bekannt gemacht wurden, deren Sylbenmaße uns in Entzücken versetzten. Ein Schlachtgesang, in welchem der Dichter ein ganz absonderlich verwickeltes Metrum zur Anwendung gebracht hat, begeisterte mich dermaßen, daß ich beschloß, das Gedicht zum Geburtstage meiner Mutter sauber abzuschreiben. Ich führte diesen Vorsatz aus, und überreichte meinen schönen Bogen nicht ohne einiges Selbstgefühl. Das hatte aber üble Folgen. Mein Vater lachte mit Recht über die seltsame Wahl des Gegenstandes, auf welche die Lehrer mich allerdings hätten aufmerksam machen sollen, einige zur Gratulation anwesende Freunde und Verwandte stimmten in die Verhöhnung mit ein, ich gerieth in Wuth, und die ganze Geburtstagsfreude wurde verdorben.

Unter den Stellen aus Goethes Werken, welche uns vorgelesen wurden,

war auch diejenige, wo er über den Plan zu einem Drama „Iphigenie in Delphi" berichtet. In knabenhaftem Uebermuth beschloß ich nun selbst eine solche Iphigenie zu dichten, und machte eine Menge Verse, zu denen ich mich durch allerlei Hokuspokus, indem ich kleine Wachslichter auf den Rand meines Pultes klebte, und dergleichen zu begeistern suchte. Ich erwähne das darum, weil die Lehrer merkwürdiger Weise dies Treiben nicht nur duldeten, sondern auch dadurch ermuthigten, daß mir gestattet wurde, das Machwerk während der Schreibstunden ins Reine zu bringen. Es ist nichts davon übrig geblieben, und gewiß auch nichts daran verloren gegangen. Zu fernerer Nachahmung regte nicht blos mich, sondern viele von uns das Märchen vom neuen Paris an, wobei das tollste Zeug zu Tage kam; wir lachten herzlich über Achill, welcher in der von ihm verfaßten Erzählung die Genien in Schwimmhosen auftreten ließ.

Der Kreis dessen, was wir aus der deutschen Literatur zu lesen oder zu hören bekamen, war ein sehr beschränkter. Bis zu meinem vierzehnten Jahre hatte ich außer dem, was zum Unterricht gehörte, kaum mehr als zehn Bücher gelesen. Am liebsten und ofteſten lasen wir in der Anstalt Lienhardt und Gertrud von Pestalozzi, und vergeblich war bis jetzt alle meine Mühe mir die erste, dort vorhandene Ausgabe dieses Buches zu verschaffen. Nach einigen Jahren erhielt ich Goethes Iphigenie, dann, von meinen Großältern, doch mit nachheriger Genehmigung der Lehrer, Anacharsis Reisen in Griechenland; später einmal zu Weihnachten Bilder aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, von Funk; das wird so ziemlich Alles gewesen sein. Robinson und die Entdeckung Amerikas von Campe waren alte Bekannte aus der vorcauerschen Zeit. Da wir keine neuen Bücher erhielten, lasen wir die alten immer wieder von vorne, was bei mir zur Gewohnheit wurde, so daß ich bis auf den heutigen Tag Bücher, die mir gefallen, so oft lesen kann, bis ich sie fast auswendig weiß. Uebrigens wurde uns in der Anstalt auch noch an den Sonntagsnachmittagen, wo wir nicht nach Hause gehen durften, von dem aufsichthabenden Lehrer, sehr oft von Herrn S., etwas vorgelesen, entweder aus Reinecke Fuchs, aus Hebels Schatzkästlein, aus dessen allemannischen Gedichten, und nach und nach fast die sämmtlichen Werke des Wandsbecker Boten.

Im Uebrigen vergingen diese Sonntage in der Anstalt eigentlich recht langweilig. Dabei ist denn zunächst zu bemerken, daß von kirchlicher Gesinnung weder bei Lehrern noch Schülern die Rede war; ja, es wurde überhaupt kein Religionsunterricht ertheilt; nur die erwachsenen Knaben schickte man zur Vorbereitung für die Einsegnung wöchentlich zweimal an gewissen Vormittagsstunden zu einem Geistlichen. In der Anstalt herrschte ein rein deistischer Geist, — Sokrates war unser Heiliger. Vom Christenthum wurde zwar überall, wo es die Gelegenheit mit sich brachte, voll Hochachtung gesprochen,

Digitized by Google

aber durchaus nicht in supernaturalistischem Sinne, was schon deshalb nicht geschehen konnte, weil mehrere Lehrer und viele der Schüler Juden waren. Es entsprach das auch ganz und gar dem damals in Berlin herrschenden Geiste der Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge, — unter den Theologen stand der Rationalismus in Blüthe, und die Gegner fingen erst an sich zu regen. Hatten doch sogar die kurzen Gebetesworte, welche beim Beginn und am Ende jeder Mahlzeit gesprochen wurden, keinerlei positiv christliche Farbe Auch war von frommer Andacht der Schüler dabei keine Rede, und besonders des Abends, wenn es Kartoffeln gab, blickten wir während des Betens mit gierigem Auge auf die dampfenden Schüsseln, weil jeder in dem Augenblick, wo Amen gesagt wurde, sich seiner inzwischen beäugelten Lieblingskartoffel zu bemächtigen suchte.

Bei alle dem wäre es ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, es habe in der Anstalt ein frivoler weltlicher Sinn geherrscht; — ganz im Gegentheil! — Das sittliche Princip, welches vorwaltete, und uns durch alle Lehren, Reden und Beispiele eingeprägt wurde, war, wie es sich von Schülern Fichtes nicht anders erwarten läßt, theils dem antiken Geiste verwandt, welcher in der griechischen und römischen Geschichte herrscht, theils entsprach dasselbe dem kantischen kategorischen Imperativ: das Gute um des Guten selbst willen zu wollen und zu thun. Eigennutz, Selbstsucht und alles Banausische wurde uns als hassenswürdig und verächtlich hingestellt. Die Wissenschaft um des Gewinnes willen zu treiben, sagte man uns, zieme nur gemeinen Seelen; Wahrheit und Schönheit wurden als die eigentlichen Lebenselemente des Menschen bezeichnet; und jeder Einzelne habe den Beruf, im Dienste der gesammten Menschheit, zu deren Veredelung zu wirken.

Solche und ähnliche Grundsätze mit Worten zu predigen und anzupreisen, lag allerdings nicht im Geiste der Anstalt, wo alles Scheinwesen und alle Ostentation möglichst unterdrückt werden sollte; aber die Nutzanwendungen, welche bei jeder Gelegenheit aus den Begebenheiten der Geschichte, aus den Dichterworten, und aus den uns als lobenswerth hingestellten Handlungen gezogen wurden, liefen alle auf eine so edle und reine Gesinnung hinaus. Damit hing es denn auch zusammen, daß das Ehrgefühl in gewöhnlichem Sinne, sofern es mit den Begriffen von besonderer Standes- und Berufslehre zusammenhängt, nicht gepflegt wurde, weil hier eben ein gutes Theil Eitelkeit und falscher Eigenliebe mit unterläuft.

Um nun auf die Sonntage zurückzukommen, so konnten wir an denselben so ziemlich machen, was wir wollten. Wir tuschten Bilderbogen aus, oder führten Gebäude mittelst des prachtvollen, mathematisch genau gearbeiteten Baukastens aus, den die Anstalt besaß. Auch an Schach- und Mühlenspielen fehlte es nicht, und bei einigen Knaben, auch bei mir selbst, war ein gewisses

Digitized by Google

Geduldspiel sehr beliebt, welches fast eine Stunde Zeit erforderte, um zwölf elfenbeinerne Ringe von einer Messinggabel herab und wieder hinauf zu bringen. Im Sommer tummelten wir uns im Garten, hielten Wettkämpfe an den Turngeräthen, oder beschäftigten uns mit unsern kleinen Anpflanzungen, oder liefen als Achill und Patroklus phantasierend umher. Nachmittags wurde in der Regel ein größerer Spaziergang gemacht, und Abends etwas vorgelesen; auch standen einige Bilderbücher zur Verfügung, z. B. die acht dicken Bände des Bertuchschen Kupferwerkes, dessen Darstellungen aus allen Gebieten der Kunst und der Natur uns eben so viel Belehrung als Vergnügen verschafften. So vergingen die Sonntage derjenigen Schüler, welche nicht zu ihren Eltern durften. Da jedem überhaupt nur alle vierzehn Tage gestattet war, nach Hause zu gehen, so blieb durchschnittlich ziemlich die Hälfte aller Knaben abwechselnd jeden Sonntag in der Anstalt; auch waren einige von außerhalb nach Berlin geschickt, welche dann einmal im Jahre auf acht oder vierzehn Tage Urlaub erhielten.

Für mich waren die Sonntage, wo ich abgeholt wurde (denn allein durften wir niemals über die Straße gehen) wunderbar aus Freude und Leid, aus Angst und froher Erwartung gemischt. Bis zehn Uhr Vormittags mußten wir in der Anstalt bleiben; mit klopfendem Herzen zählten wir die Minuten, bis der ersehnte Bote erschien. Kam er heute gar nicht? War irgend etwas geschehen, was die Eltern verhindert, uns holen zu lassen? Wir lebten in fieberhafter Aufregung. Endlich hatte die Ungewißheit ein Ende. Ich wurde abgeholt. Jubelnd stürmte ich die Treppen zu unserer Wohnung hinauf, und meiner Mutter in die Arme, die mir jedes Mal schon entgegenkam. Auch mein Vater und meine Schwester freuten sich, den Verbannten wiederzusehen. Alles wurde mir gewährt, meine Schwester durfte mir nichts abschlagen, was sie auch ohnehin nicht gethan hätte. Ich glaubte, in eine andere Welt versetzt zu sein. In unserer behaglichen Wohnstube schien man zu leben, um das Leben zu genießen, nicht um bei Herrn R—ak Stunden zu haben, und Prügel zu bekommen. Mittags wurden meine Leibgerichte aufgetragen, — doch schon während der Mahlzeit überkam mich ein banges Gefühl davon, daß die Hälfte des Tages bereits vorüber sei, und daß der kleine Zeiger der Uhr sich der verhängnißvollen Zahl neun entgegenbewegte, wo ich wieder in der Anstalt sein mußte. Nur ausnahmsweise, wenn die Eltern mich in ein Kinderschauspiel, zu Kunstreitern oder dergleichen führen wollten, wurde ein kurzer Nachurlaub erbeten, und von den Lehrern, aber immer ungern, bewilligt.

Zu einem rechten Genusse kam es aber auch bei solchen Extrafreuden nicht, weil der Gedanke an die Trennung und die Rückkehr in die Pension den Geist wie ein drückender Alp umklammert hielt. Waren aber, was die Regel bildete, die Eltern Abends zu Hause geblieben, so pflegte ich mich dicht

Digitized by Google

an meine Mutter zu drängen, den Kopf an ihre Schulter zu legen, und mich so ihrer unmittelbaren Nähe zu versichern, die ich nun wieder zwei Wochen lang entbehren sollte. Traurig und zögernd erfolgte dann endlich die Trennung, und ich wurde in die Pension zurückgeführt.

Mein Widerwillen gegen dieselbe war, trotz mancher heiteren Stunde, die ich lernend und spielend daselbst verbrachte, gar wohl gerechtfertigt; denn mir war den ganzen Tag über zu Muthe, als müßte ich mich zwischen den engen Maschen eines großen Strafnetzes hindurchwinden. Prügel und Ringe waren nämlich nicht das Einzige, was die Knaben bedrohte; es gab auch noch ein entsetzliches sogenanntes finsteres Loch, welches durch den spitzen Winkel gebildet wurde, den das Haus mit dem nicht in der gleichen Fluchtlinie stehenden Nebenhause machte, so daß beide Brandmauern, die nach dem Hofe zu etwa sechs Fuß weit von einander entfernt waren, vorn an der Straße zusammenliefen. Von den dunklen Räumen, die dadurch in den verschiedenen Stockwerken gebildet wurden, benutzte man das zu ebener Erde gelegene, mit ägyptischer Finsterniß angefüllte Dreieck zum Aufbewahren der Berge schmutziger Wäsche, die in jeder Woche sich aufhäuften, und in welchen ganze Schaaren der kleinen Insectenwelt sich tummelten. In dieses Loch wurde ein Knabe wegen schwerer Verbrechen auf eine Stunde eingesperrt, und zwar, damit er keinen Unfug treibe, mit auf dem Rücken gebundenen Händen in einer förmlichen Zwangsjacke. In dieses Loch bin ich dreimal, und zwar höchst grausamer Weise gesperrt worden; das erste Mal zu Anfang einer griechischen Stunde, für welche ich, wahrscheinlich nicht zum ersten Mal, meine Vorarbeit nicht gemacht hatte. Nach der Stunde ließ man mich heraus. Jämmerlich zerbissen, abwechselnd von Wuth und langer Weile geplagt, hatte ich die sechzig Minuten verbracht. Wieder ans Licht gezogen, war mir zu Muthe wie dem Taucher, der aus dem Bereiche des entsetzlichen Hais und des Hammerfisches wieder an die Oberwelt gekommen. Mit kindischem Leichtsinn vergaß ich bald, was ich ausgestanden, und keiner der Mitschüler sagte mir etwas von den neuen Aufgaben, die wir während meiner Gefangenschaft bekommen; so wurde ich in der nächsten Stunde wieder eingesperrt, und ebenso in der dritten. Nun mochte Herr S... sich wohl von der Erfolglosigkeit der Strafe überzeugt haben, die auch nicht wiederholt wurde. Noch ein viertes Mal, ich weiß nicht mehr, weshalb, sollte ich eingesperrt werden, und zwar auf Befehl des Herrn K—h; da faßte ich mir ein Herz, und sprudelte alles heraus, was ich über eine so schmähliche Behandlung lange im Stillen gedacht. „Sie haben doch gesehen," sagte ich, „daß ich durchaus nicht besser werde, wenn Sie mich einsperren. Sie bereiten mir eine schreckliche, unsaubere Qual, und doch kommt dabei weiter nichts heraus, als daß ich Sie und alle Lehrer eine Stunde lang verfluche; denn meine Wuth ist

Digitized by Google

viel zu groß, als daß ich daran denken könnte, mich zu bessern!" So und in ähnlicher Weise declamirte ich in höchster Erregung wohl eine halbe Stunde lang. Der Lehrer hörte mir verwundert zu, begann dann sich in eine förmliche Disputation mit mir einzulassen, welche damit endete, daß ich nicht eingesperrt wurde. Wahrscheinlich hat er seinen Collegen ausführlich von diesem Vorfalle erzählt, denn ich glaube nicht, daß die Strafe später überhaupt noch zur Anwendung gekommen ist.

Daß ich aus Trägheit oder Zerstreutheit unterlassen hatte, meine Arbeit zu machen, war nichts Ungewöhnliches; obgleich dasjenige, was wir außer den Lehrstunden zu thun hatten, nicht eben bedeutend war. Die Lehrer gingen von der Ansicht aus, daß man wesentlich nur während des eigentlichen Unterrichts lernen sollte, und obgleich darin viel Richtiges liegt, so wurde doch auf diese Art der häusliche Fleiß zu wenig angeregt, und die Knaben gewöhnten sich daran, alles in den Mund gestopft zu bekommen. Der beste Beweis dafür ist, daß wir weder ein Wörterbuch noch eine Grammatik in die Hand bekamen, also von einer Vorbereitung auf die Sprachstunden nicht viel die Rede sein konnte. Auch als ich in den letzten Jahren von Herrn K—er im Lateinischen unterrichtet wurde, bekam ich nur ein kleines fingerdickes etymologisches Wörterbuch von Kröcher, in welchem die Wörter nach den Stammsylben geordnet waren, was dem Anfänger das Aufsuchen der Vocabeln fast unmöglich machte. Das Lateinische wurde uns übrigens durch die griechischen Vorkenntnisse außerordentlich erleichtert, so daß wir sehr bald Cäsar und Livius lesen konnten; doch habe ich niemals große Liebe für die Sprache der Römer empfunden. Wie sollte auch einem Knaben, der den Homer so gut kannte, die lederne Aeneïde gefallen! Nur Horaz hat später meine Zuneigung gewonnen. Herr K—er war auch nicht dazu gemacht, uns warmes Interesse für die Sprache einzuflößen; er war ein trockener und langweiliger Lehrer, dem wir außerdem, nach der unbarmherzigen Kritik, welche Knaben üben, keine große Weisheit zutrauten. Es schien uns lächerlich, daß er sich z. B. beim Livius der großen Drakenborghschen Ausgabe bediente, die auf jeder Seite nur ein paar Zeilen Text hat, während der Rest mit Anmerkungen gefüllt ist; wir glaubten, daß er aus diesen Noten seine ganze Gelehrsamkeit schöpft, um so mehr, als sich Herr S... in seinen Lehrstunden stets der Wolfschen Ausgabe bediente, welche lediglich die Worte des Dichters enthält.

So viel von den Unterrichtsstunden in der Anstalt, wo wir einen Tag um den andern ein durchaus gleichförmiges geregeltes Leben führten. Von äußeren Begebenheiten war in jener, auf die Freiheitskriege folgenden Zeit allgemeiner Erschöpfung wenig die Rede, und wüßte ich nur zu erwähnen, daß eines Tages in unsrer klösterlichen Abgeschlossenheit die Kunde drang: Napoleon sei auf St. Helena gestorben. Mir kam das so wunderbar vor, als hätte

Digitized by Google

man den Tod des großen Kurfürsten oder eines anderen Helden aus grauer Vorzeit gemeldet; denn da ich, 1812 geboren, von dem Kriege und dem, was damit zusammenhing, aus eigener Anschauung nichts wußte, so schien mir auch Napoleon etwas längst Vergangenes und Beseitigtes.

Viel größeres Aufsehen machte unter uns die große Handelskrisis, welche in jenen Tagen in Berlin eintrat, und den Sturz vieler reicher und angesehener Häuser zur Folge hatte, deren Söhne Schüler der Anstalt waren. So hatte z. B. in der Familie des Gutsbesitzers und großen Viehhändlers G. früher Herr R—ak als Hauslehrer fungirt, und bei Gründung der Anstalt vier von den sieben Söhnen seines Principals als Schüler in unsere Pension gebracht. Der alte Herr G. war ein sehr freundlicher alter Mann, der mehrere von uns einlud, ihn auf seinem schönen Gute K. im Oderbruch zu besuchen, wenn seine Söhne im Sommer dorthin Urlaub erhielten. Mein Vater ertheilte mir die Erlaubniß zur Reise, und wir verlebten eine Woche in K., welche unendlich angenehm gewesen wäre, wenn nicht der Herr H...dorf uns begleitet hätte, welcher auch auf dem Lande seine Prügelsucht nicht zähmen konnte, und mir bei jeder Gelegenheit das Leben verbitterte. Die G.sche Herrlichkeit nahm aber ein plötzliches Ende, indem der alte Herr, in jene Handelskrisis mit verwickelt, sein ganzes Vermögen verlor. Von diesem Unglück gänzlich daniedergedrückt, verfiel er in religiöse Schwärmerei, wurde dann durch einen Schlagfluß halb gelähmt, und starb nicht lange darauf. Die Söhne blieben nach wie vor in der Anstalt, ohne daß von ihnen Bezahlung verlangt wurde, oder doch gegen eine ganz geringe Vergütung, wie es überhaupt einen der schönsten Züge des unter unseren Lehrern waltenden Geistes ausmachte, daß ihnen jeder Eigennutz fern lag. Der vierte oder fünfte Theil aller Zöglinge waren so gut wie Freischüler, und wurden von den Wohlhabenden übertragen, was deren Eltern wußten und billigten. Indem ich dieser Freischüler gedenke, und besonders eines derselben, der beständig körperlich leidend war, werde ich darauf geführt, der ärztlichen Pflege zu gedenken, welche uns, so oft wir derselben bedurften, in der besten und liebevollsten Weise zu Theil wurde. Eine der Dachkammern war zur Krankenstube bestimmt, und mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Hausarzt war der berühmte Geheimrath Horn, welcher regelmäßig einmal in der Woche kam, und sich die Knaben vorstellen ließ, die über etwas zu klagen hatten. War jemand ernstlich erkrankt, so erschien er natürlich jeden Tag, oder schickte seinen Assistenzarzt. Da die meisten Beschwerden aus Indigestionen entstanden, so war Horns gewöhnlicher Ausspruch: „Ein Bischen Fasten, ein Bischen Haferschleim!" Das war mir, wenn es mich selbst einmal betraf, ganz recht, weil ich vor Medicineinnehmen großen Abscheu hatte; namentlich war es mir unmöglich, und ist mir auch heute noch geradezu unmöglich, das sogenannte

Digitized by Google

Wiener Tränkchen hinunterzubringen. Als mir nun einst dasselbe zudictirt war, mußte ich mich vor dem Lehrer hinstellen (es war ein Herr v. d. L..., der aber seinen Adel vorläufig abgelegt hatte, und sich nur Herr L. nennen ließ) und mir einen Löffel voll der gräulichen Mixtur in den Mund stecken lassen. Das Zeug hinunterzuschlucken vermochte ich nicht, und stand mit aufgeblasenen Backen und geschlossenen Lippen da, den Höllentrank auf der Zunge. „Wirst du den Augenblick herunterschlucken!" fuhr der Lehrer mich an, — da brach die Krisis los. Wie aus einer Douche sprudelte das braune Zeug heraus, und besprühte den unglücklichen Herrn L.. von oben bis unten. Ich glaube, daß ich in Anbetracht meines Unwohlseins ohne Strafe davon kam.

Von Krankheiten habe ich, außer einigen leichten Anfällen, mein ganzes Leben lang nur wenig zu leiden gehabt; doch befiel mich einst in der Anstalt eine Art Wechselfieber, welches sich jeden Mittag einstellte, und meine Versetzung in die Krankenstube nöthig machte, wo sich zufälliger Weise gerade auch mein Freund M. befand. Wir waren hier von allen Arbeiten entbunden, und verbrachten wörtlich die sämmtlichen Tagesstunden, wo wir nicht aßen und schliefen, mit dem bekannten Glocke und Hammerspiel. Auf die Länge war das denn doch nicht zu ertragen, und wir betrachteten dann zur Abwechselung aus unserem Fenster die gegenüberliegenden Häuser, was sonst nicht gestattet war. Da bemerkte ich denn uns vis à vis am Fenster ein allerliebstes, kleines Mädchen, etwa unseres Alters, mit langen blonden Locken, — ich glaubte niemals etwas so schönes gesehen zu haben. Die kleine Nachbarin betrachtete uns ebenso eifrig wie wir sie betrachteten, und es gelang mir bald, durch Zeichen eine Art von Verkehr mit ihr anzuknüpfen. Ich hielt Bilderbücher gegen die Scheiben, wandte die Blätter eines nach dem andern um, und machte das hübsche Kind auf dieselben aufmerksam. Sie lachte, und war offenbar durch die stumme Huldigung erfreut, denn bald holte auch sie ihre Bilderbücher, um uns unserseits durch den Anblick derselben zu ergötzen. Mit unserer baldigen Genesung endete dies allerliebste Bilderspiel, und ich glaube nicht, daß ich das Mädchen jemals wieder gesehen.

Ich will nun noch einige Vorkommenheiten erwähnen, welche für uns in der Anstalt zu den besonders erfreulichen gehörten. Da ist denn zuerst einer in jedem Sommer wiederkehrenden Ausflucht nach dem lieblichen Tegel, dem Stammgute der Humboldts zu gedenken, dessen Garten gegenwärtig die Gräber der beiden berühmten Brüder Wilhelm und Alexander umschließt.

Schon eine Woche vorher wurde uns der für diese Lustfahrt bestimmte Tag angekündigt, und mit banger Sorge blickten wir nun fortwährend zum Himmel, um zu erforschen, ob das Wetter günstig sein werde; denn mehr als einmal hatte schon an dem ersehnten Morgen der Regen an den Scheiben unserer Schlafkammer geplätschert, wo dann die Wagen wieder abbestellt

Digitized by Google

wurden, und wir wie betrübte Eselein mit gesenkten Ohren, statt ins Freie zu wandeln, an unseren Schreibpulten Platz nehmen und Stunde haben mußten. War das Wetter aber schön, so machte man sich schon früh zwischen fünf und sechs Uhr auf den Weg; die Kleineren auf langen, sogenannten Stuhlwagen, die Größeren aber zu Fuße, wo dann drittehalb Stunden lang durch die damals noch tiefsandigen Wege marschirt werden mußte. Das Hauptvergnügen bestand in der Befreiung von der Arbeit, und darin, daß an diesem Tage alles neu und anders war als gewöhnlich. Schon am Tage vorher war ein Lehrer mit einem der großen Knaben hinausgegangen, um dafür zu sorgen, daß in dem sehr ländlichen Wirthshause des Dorfes alles für eine so große Anzahl von Gästen bereit wäre. Das Fest selbst verlief sehr einfach. Spatziergänge im Schloßgarten, und an den schönen Tegler Seen; Spiele im Freien, Mittagessen im Schatten einer schönen Lindenallee (es gab jedes Mal Milchreis), dann, da fast alle recht ermüdet waren, Lagerung im Grase, wo die Lehrer schlummerten, wir aber uns untereinander am Schlafen hinderten. Endlich Abends die Heimkehr. Dieses einfache ländliche Fest gewährte uns dann noch langdauernde Nachfreuden. Wir hatten in Tegel nach allerlei Naturmerkwürdigkeiten gesucht; der eine brachte eine lebende Eidechse, ein anderer einen seltenen Schmetterling, oder ein mit der Wurzel ausgegrabenes Bäumchen nach Hause, und jeder hatte irgend eine Trophäe, die ihn an den frohen Tag erinnerte. Statt nach Tegel wurde einmal auch nach Potsdam gefahren, wo wir über Nacht blieben, und erst am folgenden Tage zurückkehrten, denn nach Potsdam war damals noch eine förmliche kleine Reise, auf welcher unterwegs die Pferde eine Stunde lang gefüttert wurden. Von dieser Fahrt, die sich auch nach der Pfaueninsel erstreckte, wo ein Riese und ein Zwerg, und die damals ganz neuen Georginen zu sehen waren, ist mir hauptsächlich im Gedächtniß geblieben, daß ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal das Gefühl des wahren wirklichen Hungers kennen gelernt. Wir waren von unserem Wege abgekommen, und hatten viele Stunden lang durch glühenden Sand waten müssen. Viele von uns waren dem Verschmachten nahe. Da erblickten wir endlich den großen Omnibus (damals noch keine übliche Beziehung für solche große Wagen) in der Ferne. Kein Schiffbrüchiger konnte ein am Horizont auftauchendes Segel mit größerer Freude begrüßen! Im Wagen fand sich zu unserer Ueberraschung für jeden Knabe eine Semmel und eine Birne. So hat mir niemals in meinem Leben etwas geschmeckt!

Ein anderes Hauptvergnügen verdankten die Jungen den Ratten, welche in wahrhaft erschreckender Menge sich im Hofe der Anstalt eingenistet hatten. Zufällig entdeckte einer von uns ein einfaches Mittel, diese Thiere zu fangen und zu tödten. Es wurde eines der Rinnsteinbretter aufgehoben, und an das Ende desselben ein Schmetterlingsnetz gehalten; die erschreckten Thiere geriethen

Digitized by Google

fliehend in diesen Beutel, der dann umgeschwungen, und auf das Pflaster geschlagen ward. Diese Jagd war so ergiebig, und für die Reinlichkeit des Hauses so vortheilhaft, daß uns für zwölf Ratten immer ein Pfefferkuchen versprochen wurde. Wir betrieben deshalb das Geschäft in den Freistunden so eifrig, daß wir uns ganz gut dabei standen.

Viel harmloser war das Vergnügen, welches einige andere kleine Thiere uns gewährten. Die Eidechsen nämlich, welche wir aus Tegel mitgebracht hatten, waren in einem großen Kasten voll Erde, mit einem Gazendeckel versehen, im Garten aufgestellt, so daß man ihre schnellen zierlichen Bewegungen beobachten konnte. Als wir nun eines Tages ihrem Spiele zusahen, bemerkten wir, daß dieselben ganz allerliebste kleine Eierchen, orangegelb und nicht größer als eine Erbse, gelegt hatten. Wir hofften aus denselben junge Eidechsen entschlüpfen zu sehen, und beobachteten die Eier deshalb fortwährend; doch ist soviel ich weiß keines ausgekrochen.

Alle diese kleineren und größeren Freuden, die uns in der Anstalt geboten wurden, schrumpften aber vollständig in Nichts zusammen, verglichen mit dem Jubel, der unser zu Weihnachten wartete. Wir hatten alle bisher auch daheim unsere Weihnachtsgabe unter einem schön beleuchteten Tannenbaum empfangen; meine Mitschüler aber versicherten mich, sobald ich in die Anstalt kam, daß die Herrlichkeiten, die man hier zum Christfeste erlebte, alles weit überträfen, was man im elterlichen Hause veranstaltet hätte; sie konnten der Beschreibung ihrer Freuden kein Ende finden, und in der That gaben jene griechischen Rüstungen das beste Zeugniß von der großen Sorgfalt und Mühe, die man angewendet hatte, um solche Gaben herzustellen. Das ganze Jahr hindurch sprachen wir von Weihnachten und zählten die Tage bis dahin mit solcher Sehnsucht, daß wir, wie ich mich erinnere, einmal ausgerechnet hatten, in hundertachtundsechzig Tagen sei Weihnachten.

Die Voranstalten zu der Feier begannen bereits im November, und Lehrer und Schüler geriethen in Bewegung, denn es galt vor allen Dingen, einen riesigen Baum, der vom Fußboden bis zur Decke des Musiksaales reichte, würdig auszuschmücken. Nicht nur mit Nüssen und Aepfeln, vergoldeten und versilberten, mit Pfefferkuchen, Zuckerwerk und dergleichen sollte derselbe behangen werden, sondern den Hauptschmuck bildeten die zierlichsten Zeichnungen und Ausschmückungen aus Papier, zu denen die geschicktesten unter den größeren Knaben, August Wredow und Emil Cauer an der Spitze, ihre Beiträge liefern durften. Täfelchen auf rothem Grunde mit schwarzer Tusche wurden nach Flaxman und Albrecht Dürer aufs sauberste hergestellt; Netze und fliegende Fahnen durften nicht fehlen, und man arbeitete an diesen Dingen so fleißig, daß ganze Körbe voll davon hinaufgetragen wurden. Wochenlang vor dem Feste gingen die Lehrer abwechselnd täglich in die Stadt, um die

Digitized by Google

Geschenke, den Neigungen und Wünschen der Einzelnen entsprechend zu besorgen, denn die Eltern der Knaben mußten zu dem Ende eine ziemlich bedeutende Summe hergeben, wofür dann auch die Unbemittelten ganz gleichmäßig mit den anderen Geschenke erhielten. Mit geheimnißvollen Andeutungen kehrten die Lehrer von ihren Weihnachtsexcursionen zurück.

Aufs höchste spannte sich die Erwartung etwa acht Tage vor dem Feste, wo der Musiksaal und die große Vorhalle zu demselben abgeschlossen wurden; — dann gewahrte man eines Morgens, zum Frühstück gehend, auf dem Hausflur einige Tannennadeln; der Baum war also in der Nacht geheimnißvoll hinaufgeschafft worden. Von da ab litt die Aufmerksamkeit in den Lehrstunden bedeutend; alle unsere Sinne waren darauf gerichtet, etwas von den großen Mysterien zu erlauschen, was aber kaum jemals gelang. Am Vormittage des 24. December hatten wir noch Unterricht wie gewöhnlich; nach Tische aber nahm das Haus schon einen festlichen Charakter an. Es verbreiteten sich süße Düfte von Pfefferkuchen und Aepfeln; dicht eingewickelte Packete wurden hin- und hergetragen, Papiere, die zur Umhüllung seltsam geformter Gegenstände gedient haben mußten, lagen ab und zu auf dem Fußboden; — wir tanzten und sprangen vor Freude in unseren Stuben herum, die besten Freunde umarmten sich vor Entzücken. Um sechs Uhr sollten wir den Festraum betreten, — endlich gab eine Glocke das Zeichen. In wildem Gewühl stürzten wir nun die Treppe hinauf, die Thür des Vorsaales öffnete sich, — geblendet von einem Lichtglanze ohne Gleichen blieben wir einen Augenblick wie festgebannt stehen, dann aber stürmten wir durch die Vorhalle, an allerlei für jetzt nicht beachteten Kisten und Körben vorbei, in den Saal selbst.

An der hinteren Wand prangte im Schmuck von wohl zwei bis dreihundert Wachslichtern der riesige Baum; die goldenen Früchte, die Bilder, das Rauschgold und die Fähnchen bildeten ein ebenso reiches, als geschmackvoll geordnetes Ganze. Rechts und links waren zwei endlose Tafeln aufgestellt. Für jeden Knaben bezeichnete ein Papier den Platz auf dem sauberen Tischtuche, wo dessen Geschenke lagen. Nun erst gewahrten wir, daß auch unsere Eltern und Angehörigen gekommen waren, denn im ersten Augenblicke hatten wir, geblendet von dem Glanze, nichts unterscheiden können. Väter und Mütter nahten sich ihren Söhnen, und halfen ihnen, die richtigen Plätze aufzufinden; dann erscholl ein Jauchzen und Freudengeschrei, von dem man sich keine Vorstellung machen kann, weil in der That ein jeder Knabe fast immer das geschenkt bekam, was er sich am sehnlichsten gewünscht hatte. Nun ging es an ein Bedanken, Vorzeigen, wechselseitiges Bewundern und Beglückwünschen, daß man ganz schwindlich wurde. Vor dem Platze eines jeden der Jungen brannten neben den Geschenken noch zwei Lichter und ein Wachsstock, und

Digitized by Google

längs den Wänden waren Lampen angezündet, so daß all der freudige Lärm inmitten eines wahren Lichtmeeres erschallte. Ich selbst hielt mich an jenem ersten Weihnachtsabend (1820) für einen der Glücklichsten, denn ich hatte die Ilias und Odyssee von Flaxman erhalten. Noch sehe ich das glatte blaue Papier der Deckel vor mir, und unvergessen ist die Wonne, mit der ich über dasselbe mit den Fingern hinstrich. Das köstliche Bilderwerk besitze ich übrigens noch heute ziemlich unversehrt, bis auf einige Flecken, die ich hineinbrachte, als ich mittelst selbstfabricirten Oelpapiers einmal etwas durchzeichnen wollte. Meine Eltern hatten als Nebengabe zu diesem Hauptgeschenke noch eine polnische Mütze von blauem Sammet mit Silber gefügt, die mir auch große Freude machte. Ich war vollkommen selig, besonders auch aus Stolz darüber, daß ich jetzt beide Theile des Flaxman besaß, während die anderen Knaben fast immer nur den ersten oder den zweiten hatten.

Das Jubeln und Springen, das Hin- und Herlaufen von einem Platze zum anderen, bis jeder der fünfzig Knaben die Geschenke seiner Kameraden gesehen und bewundert hatte, brachte uns in solche Aufregung, daß wir zuletzt ganz erschöpft uns in den Vorsaal zurückzogen. Hier erwartete uns eine neue Ueberraschung. Die großen Waschkörbe, an denen wir vorbeigestürmt waren, zeigten sich bis zum Rande gefüllt mit Aepfeln, Nüssen, Haselnüssen und Pfefferkuchen der verschiedensten Art. Von den feinsten Sorten hatte noch überdies jeder Knabe einen Teller voll vor seinem Platze gefunden. Alle diese Herrlichkeiten standen ohne Beschränkung zu unserer Verfügung, doch heute Abend waren wir von Freude und Wonne zu sehr gehoben, um den Eßwaaren besonders zuzusprechen.

Allmählich nahmen die Eltern und die anderen erschienenen Fremden von uns Abschied, wir wurden stiller, es stellte sich Ermüdung ein, der wir vergebens zu widerstehen suchten, und wir schlichen zuletzt, nachdem die Augen durchaus nicht mehr offen zu halten waren, still beseligt in unsere Schlafkammern, während mancher unterwegs noch einmal schnell zurückkehrte, um von seinen geliebten Geschenken für heute den letzten Abschied zu nehmen.

Der erste und zweite Weihnachtstag waren zur Nachfeier bestimmt. Nur wenige verlangten nach Hause zu gehen, oder sie wollten doch wenigstens den ersten Tag noch bei ihren Sachen bleiben, welche erst am zweiten aus dem Saale entfernt werden durften.

Der erste Weihnachtstag kündete sich sofort als ein besonders hohes Fest dadurch an, daß wir, das einzige Mal im ganzen Jahre, bis halb acht Uhr im Bette bleiben durften, und dann Buttersemmeln zum Kaffee bekamen. Nach dem Frühstück durften wir sogleich hinaufgehen, mit unseren Sachen spielen, und aus den herrlichen Körben im Vorsaale nach Belieben so viel essen, wie wir wollten. Dasselbe wiederholte sich am nächsten Tage, doch

Digitized by Google

erinnere ich mich merkwürdiger Weise nicht, daß dabei große Unmäßigkeit gewaltet hätte. Theils mochte die gehobene Feststimmung das bewirken, theils auch schämten wir uns vor den Lehrern, die heute alle als sanfte Männer zwischen uns herumwandelten, und die Fasces nicht in den Händen trugen. Wir waren deshalb nur um so artiger, wie ja auch das Volk sich überall gesitteter zeigt, wenn man bei großen Gelegenheiten durch Zurückziehen der Polizei ihm volles Zutrauen in seine Selbstbeherrschung schenkt. Am sogenannten dritten Feiertage kehrte alles so ziemlich wieder in das alte Geleise zurück, doch tönten einige Nachklänge fort, bis am Sylvesterabend das scheidende Jahr dem neuen Platz gemacht hatte, wo dann wieder die regelmäßige Ordnung zu herrschen begann.

Die Weihnachtsfeste verloren übrigens durch die jährliche Wiederholung nichts von ihrem Zauber; denn jedes Mal wartete unser irgend eine neue Ueberraschung. Einmal besonders gewährte es einen herrlichen Anblick, als man statt des Tannenbaums eine große dreiseitige Pyramide aufgerichtet hatte. Dieselbe war im Ganzen roth und Gold gehalten; die Seitenwände netzartig mit vergoldetem Bindfaden überspannt, und wo die Fäden einander kreuzten, hatte man jedes Mal eine vergoldete Pfeffernuß aufgeklebt. In die vordere Seite der Pyramide war eine Nische gebrochen, mit Tannenreis und nachgebildetem Schnee und Eiszapfen geschmückt. In der Nische stand ein Weihnachtsmann, den Sack voll Spielzeug auf dem Rücken, meisterlich von Emil Cauer in Gyps geformt. Ueber der Nische war ein großer Stern ausgeschnitten, und mit geschliffenen Glassteinen gefüllt, hinter welchem sich, von der Lichtwärme gedreht, ein Cylinder von buntfarbigem Papier bewegte. Vor jeder der drei Kanten der Pyramide stand ein antiker Candelaber mit flammendem Feuerbecken, die Candelaber selbst waren durch schöngeschwungene Goldpapierketten mit einander verbunden. Die Wirkung dieser gesammten Anordnung war über alle Beschreibung prachtvoll und gefällig zugleich.

Außer den Geschenken, die jeder Einzelne erhielt, wurden jedes Mal auch einige zum Gemeingebrauch für Alle bestimmte Sachen beschеert. Z. B. ein kleines Billard, und der schon erwähnte Baukasten, ein Meisterstück des Anstaltstischlers Franke.

Nach allen diesen Mittheilungen wird man sich von dem Wesen der Anstalt, und von dem Treiben in derselben, so ziemlich einen Begriff machen können. Die Idee, aus welcher das Ganze hervorging, war eine durchaus edle, und wenn die Ausführung, wie alles Menschliche, Fehler und Mängel zeigte, so entsprangen dieselben nicht aus bösem Willen oder aus niedrigen Beweggründen, sondern aus Irrthum, oder den Leidenschaften einzelner Lehrer.

Ein Knabe, der von früh an bis zur vollendeten Schulbildung in der Anstalt blieb, konnte als wohl vorbereitet für die Universität gelten; die auf

Digitized by Google

solche Weise Abgehenden hatten noch vor der Staatsprüfungscommission ein Examen abzulegen, welches alle in der Regel mit Ehren bestanden. Es befanden sich unter den Schülern zum Theil so erwachsene junge Leute, daß sie sich zum Eintritt in den Militärdienst als Freiwillige melden mußten. Dazu war wieder ein Examen nothwendig, welches häufig Gegenstände betraf, die in der Anstalt niemals gelehrt wurden. So forderte man bei solcher Gelegenheit einst von einem gewissen A. v. S., er solle die Poststationen zwischen Berlin und Königsberg angeben. v. S. antwortete ganz unbefangen: „Auf diesem Wege bin ich noch niemals gefahren," wobei man sich auch beruhigte.

Sehr bedeutende Männer sind übrigens, außer August Wredow und Gustav Magnus aus der Anstalt nicht hervorgegangen. Vielleicht wäre dies der Fall gewesen, wenn sie länger bestanden hätte, allein bereits 1826 trat ein Ereigniß ein, welches den ganzen Charakter des Instituts umwandelte, und bald nachher das Ende desselben herbeiführte.

In Charlottenburg sah man 1824 oder 1825 am damaligen Anfange der Berliner Straße, die sich jetzt viel weiter der Hauptstadt entgegen erstreckt, ein großes neues Gebäude sich erheben, welches für eine elegante Gastwirthschaft bestimmt war. An das eigentliche Haus schlossen sich zwei weit vorspringende Seitengebäude an, und begrenzten einen großen Rasenplatz, der nach der Straße zu durch ein eisernes Gitter abgesperrt war. Hof und Wirthschaftsgebäude, und ein großer, neu angelegter Garten dehnten sich rückwärts bis an die Spree aus, wodurch treffliche Gelegenheit zu einer Badeanstalt geboten war. Das Ganze gewährte einen höchst stattlichen und soliden Anblick; doch kam es nicht zur Eröffnung der Gastwirthschaft, entweder weil dem Unternehmer die Sache wieder leid geworden war, oder weil ihm die Geldmittel fehlten.

Dieses Charlottenburger Bauwerk mit seinen Zubehörigkeiten erregte bei unseren Lehrern den Gedanken, daß eine Uebersiedelung der Anstalt in dieses frei gelegene Grundstück sehr wünschenswerth sei. Die enge Münzstraße, die Stadtluft, die Unbequemlichkeit, daß man den Zeichensaal in einem Nebengebäude hatte miethen müssen, die mangelhafte Einrichtung der Schlafkammern und mancher Lehrerwohnungen, das alles kam zusammen, um eine Verbesserung dringend zu wünschen. Das Charlottenburger Haus wurde bald verkäuflich, die Lehrer überschlugen ihre Geldmittel, und beschlossen, das Geschäft gemeinsam zu unternehmen.

Als alles bereits fest abgemacht war, trat Herr Cauer, welcher seit seiner Heirath mit einer wohlhabenden Dame sich im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens befand, und deshalb das überwiegend Meiste zu der Kaufsumme beitragen sollte, plötzlich mit der Erklärung hervor, daß er das Geschäft nur dann endgiltig vollziehen werde, wenn er Director der Anstalt

Digitized by Google

würde, und die Lehrer sich von ihm besolden ließen. Das machte einen niederschmetternden Eindruck auf seine bisherigen Collegen. Sie hatten nur zu wählen zwischen der Auflösung der Anstalt, in welche sie nicht nur ihr kleines Besitzthum gesteckt, sondern der sie auch jahrelang die aufopferndste Thätigkeit gewidmet hatten, oder der Unterwerfung unter das Schicksal aller Republiken, die nun einmal in Europa auf die Länge nicht zu gedeihen scheinen, sondern sich früher oder später in Monarchien verwandeln. In der That fügten sich die Lehrer alle bis auf Herrn S ... in das Unvermeidliche. Er war allerdings nicht der Mann, der sich hätte einem Mitarbeiter unterordnen mögen, dem er sich geistig weit überlegen fühlte. Außerdem hatte er, weil er ganz arm war, keinen Vermögensverlust zu befürchten, und bei seiner eminenten Begabung konnte er sicher sein, überall mit Freuden als Lehrer angenommen zu werden. In der That erhielt er sogleich eine sehr gute Anstellung als Oberlehrer und bald hernach als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium. Leider machte ein Brustleiden, welches ihn bereits in der Anstalt befallen hatte, nach wenigen Jahren seinem Leben ein Ende. Mit ihm zugleich verließen auch die beiden Herrn J ., Schwäger des Herrn Cauer, die Anstalt. Ich habe ihrer, sowie noch einiger anderer Lehrer, deshalb nicht gedacht, weil ihr Unterricht auf mich keinen besonderen Einfluß geübt hat.

Mit dem Augenblick, wo Herr S ... uns verließ, stieg mein Widerwillen gegen das Pensionsleben aufs höchste. Ich beschwor meine Eltern, mich nach Hause zu nehmen, — vergebens. Ich fühlte, daß mit dem Ausscheiden des besten und genialsten der Lehrer, des Einzigen, den ich wirklich liebte, mir ein ferneres Verweilen in dieser Prügelmühle geradezu unmöglich sein würde. Außerdem faßte ich eine tiefe Verachtung gegen diejenigen Lehrer, welche sich dazu verstanden, nunmehr gewissermaßen die Untergebenen eines Mannes zu werden, dessen Gleichen sie vormals waren; kurz, ich beschloß, ohne mir das gerade bestimmt klar zu machen, die Sache auf irgend eine Art zu Ende zu bringen. Ich benahm mich so ungeberdig, daß endlich sowohl die Lehrer als meine Eltern einsehen mußten, es gehe auf solche Art nicht weiter. Im Sommer 1826 wurde ich zu meiner großen Freude endlich entlassen; — und dennoch habe ich niemals nachher mit Haß oder Widerwillen an die Anstalt zurückgedacht; vielmehr blieb ich stets dessen eingedenk, daß ich dort viel Gutes gelernt, und eine Weltanschauung gewonnen hatte, welche mich davor bewahrte, Philister zu werden.

Merkwürdigerweise kann ich eine einzelne Unterrichtsstunde als diejenige bezeichnen, welche auf meine ganze Lebensrichtung entscheidend eingewirkt hat. Wir lasen den Gorgias des Plato. Gleich der Anfang des Gesprächs enthält das Socratische Wort: „Es wäre eines freien Mannes unwürdig, keine Zeit zu haben". Herr S ... erläuterte diesen Ausspruch dahin, daß der

Digitized by Google

Mensch sich alle Zeit die volle Freiheit des Handelns bewahren müsse, damit er im Stande sei, in jedem Augenblicke nur solche Interessen zu verfolgen, die er für richtig, und zu seiner Veredlung nothwendig erachtet; — und wenn ich, allerdings nach vielen Irrungen und Abwegen, zuletzt dennoch einem solchen Ziele nahe gekommen bin, so verdanke ich das wesentlich der Erziehung in der cauerschen Anstalt, der deshalb alles, was sie vielleicht an mir gesündigt hat, von Herzen vergeben sein soll.

Ueber die ferneren Schicksale dieser Anstalt weiß ich wenig Genaues zu berichten. Sie hat nur kurze Zeit nach meinem Ausscheiden noch fortbestanden, und verlor sehr bald, in Folge häufigen Lehrerwechsels, ihren ursprünglichen Charakter. Herr Cauer wurde kurze Zeit nach dem Antritt seiner Directorschaft durch einen plötzlichen Tod in den kräftigsten Mannesjahren hinweggerafft. Nach seinem Hinscheiden übernahm der erwähnte Herr v. d. L. die Leitung. Er hatte zum Erstaunen aller seiner Bekannten jene Emilie R—at geheirathet, deren Gesang uns bei den Musikaufführungen so sehr belästigte.

Auch v. d. L's Herrschaft war nicht von langer Dauer. Der Staat kaufte das Grundstück in Charlottenburg und errichtete daselbst ein Progymnasium für die Stadt. Von den genialen Eigenthümlichkeiten der cauerschen Anstalt ist nicht das Geringste übrig geblieben.

Sic transit gloria mundi!

Ein Brief Blüchers aus dem Jahre 1796.

Von Karl Blasendorff.

Das jüngst erschienene Buch des Generals von Colomb, betitelt „Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—15", liefert einen ausgezeichneten Beitrag zur Charakteristik des unvergeßlichen preußischen Feldmarschalls. Der Werth der hier abgedruckten zweiundsiebzig eigenhändigen Schreiben Blüchers an seine zweite Gemahlin Amalie von Colomb ist um so größer, als Varnhagen in seiner Biographie nur den Volkshelden, nicht auch den Gatten und Vater, zu schildern unternimmt und so über dem Soldaten den Menschen vergißt. Es wäre erfreulich, wenn Colomb zu dieser Gabe noch eine zweite fügen könnte, welche Briefe Blüchers an seine Gattin aus früherer Zeit enthielte; sie würden nicht nur für die preußische Geschichte wichtig sein, sondern auch unsere Kenntnisse von den Familienverhältnissen des großen Mannes erweitern und seinen echt deutschen Familiensinn in ein helles Licht stellen.

Digitized by Google

Ich spreche diese Ansicht aus im Hinblick auf nachstehenden Brief, welchen Blücher im ersten Jahre seiner zweiten Ehe an seinen Freund Bonin gerichtet hat. Er lautet:

Muenster d. 4t April 96

Libster theurster Bruder

Zu wehm kan ich den wohll ein gegründeteres vertrauen haben als zu dich mein bester innigster Freund, allso auch gleich zur Sache. Meine ungewißheit ob ich hir bleibe ob ich Marchire u wo hin, dieses alles martert mich, u beßonders, sind meine Sorgen um zwey kinder die ich libe unbegrentzt. Dein Bruder Sagt mich seine Frau würde vileicht zu ihm komen es wehre eine Schöne gelegenheit meine Tochter mit zu krigen, u die kleine Frau ist guht genug meine bitte zu gewehren, es versteht sich von selbst daß ich die hellfte aller Reise kosten trage, wen nun aber die kleine Frau nicht kehme so komst doch du mein liber Freund nach Pyrmont, und bringst mich mein kind mit, sie ist noch klein genug um sie dich zu vertrauen. —

Thue mich die einzige Freundschaft Schicke balldigst ein wagen mit Extra Post auf meine Rechnung nach Schönwallde, und laß meine Tochter zu Dich hohlen, ich habe meinen allten Schwiger Elltern geschriben daß Du Fritze würdest von da holen lassen, u zu mich besorgen, du begreifst wohll liber Bonin daß es nun mehro Zeit ist daß ich vor die Erzihung meine kinder Sorge, sollte der Fall sein, daß nicht Du, nicht deine Schwegerin in diesen bade kehmst, libster bester Freund den bitte ich dich behallte mein kind bey dich bis ich kome oder anderst Disponiren kan, wende an ihrer Erzihung alles, nichts ist mich zu kostbahr, und zu dem Ende lege ich dich vor leuffig eine assignation uf 300 Thlr. bey, ich küsse deine verEhrungs würdige Frau die Hende, u beschwöhre sie bey der asche ihrer Freundin Mutter stelle bei diesen verweisten kinde zu vertreten, ich werde es Euch nuhr danken, gott aber lohnen können, u von beiden könt ihr gewiß sein, ich sage nun weitter nichts, meine wichtigsten angelegenheiten wahren immer in deinen Henden am besten uf bewahrt, die mademoiselle, so ietzst bey mein tochter ist habe ich geschriben, soll mit ihr Jahr gehallt u ein Present von 40 Thlr. Entlassen werden, Gelld ist da zu in Schoenwallde.

Digitized by Google

mein kleiner Sohn komt nach Neustettin ins Gimnasium, u zu gleich in Pension, Major von Breetz*) der mein Freund ist nimt ihm in uf sicht, u so steht auch mein vetter der Lieutenant Bluecher der ein solider Mensch ist da, welcher uf ihm acht haben kann. Generall Lieutenant v Pirch hat an mich geschriben, er ist sehr glücklich in Stargard u libt dich unbeschreiblig, sein Sohn ist hir bey mich, u hat ein libes kleines weib, die in der vollge $^1/_2$ milion bekomt, er Muste sie entführen, ich habe nun den köngl Conses vor ihm bewürkt, u mit die Elltern ist er auch auß geshöhnt. Deine brüder sind beide wohl, und es geht ihnen gut, der Elltste dürffte nun wohl ballde ab beruffen werden, wihr leben ietzst beide sehr guht mit ein ander u ich habe endlig sein zu trauen erworben.

Graff Schlieben**) hat mich sein Major gemeldet u zu gleich Rein wein verlangt, da ich grade welchen in Berlin ligen habe, so habe ich die ordre gestellt, daß so gleich ein Ohm Johannisberger an dich ab geßandt werden soll. Habe die geselligkeit u theille dich solches mit Schlieben. kinder waß gebe ich darum 8 tage in eurer mitte zu leben, mich geht es gut liber Bonin, häüßlig bin ich unbeschreiblig glücklich durch mein weib. meine Financen haben sich durch einen Posten Retablirt, u der könig behandellt mich mit viller Gnade. waß hir zu letzst uß mich wird weis der himmell, bleibe ich noch 3 Monat so stehen, so bin ich geborgen — — den ich habe daß Commissariat zum teuffell geschaft***) u verPläge daß gantze Corps selbst, man spricht hir vihll vom Friden.

Meine Frau Em Pihlt sich, ich küsse deine Frau die hende, u bin Ewig Dein treuer

Bluecher

Am Rande:

Du der Generall Lieutenant v Pirch, u Schlieben erhalltet von Berlin Jeder ein Exemplar von der letzten Campagne, wie ich sie geschrieben†).

Schreib mich ia gleich.

Sollte meine tochter Schon Frisirt sein so bitte um gottes willen laß alles auß kemmen.

---

*) Stand im Blücherschen Husarenregiment.

**) Stand im Pirchschen Regimente zu Stargard.

***) Vielleicht: geschaßt.

†) Es ist das Campagnejournal der Jahre 1793 und 1794 gemeint.

Digitized by Google

Zur Erläuterung des Briefes, den ich als ein wahres Kleinod bezeichnen möchte, füge ich einige Bemerkungen über die Familienverhältnisse Blüchers bei. Sie sind freilich nur lückenhaft, doch hoffe ich, daß ihre Veröffentlichung den künftigen Biographen ihre Mühe erleichtert und weitere Kreise zur Theilnahme an sorgfältiger Nachforschung anregt. Blücher, 1773 aus dem Heere entlassen, verheirathete sich am 21. Juni dieses Jahres mit Caroline Ernestine Amalie von Mehling, der Tochter des Generalpächters der Herrschaft Flatow, Freiherrn von Mehling. Die Trauung fand in dem Dorfe Pottlitz bei Flatow statt und ward durch den protestantischen Geistlichen von Preußisch Friedland vollzogen. Darauf lebte Blücher noch ein Jahr im Hause seines Schwiegervaters und widmete sich der Landwirthschaft; vom 1. Juli 1774 übernahm er dann als Afterpächter auf sechs Jahre die zur Herrschaft Flatow gehörigen Vorwerke Gresonse und Stewnitz. Es scheint so, als wenn er die Bewirthschaftung dieser Güter bis zum Ablauf der Pacht, also bis zum 1. Juli 1780 fortgesetzt und seine Familie in Gresonse gelassen habe, obgleich er bereits 1777 das Gut Groß-Raddow bei Regenwalde kaufte und 1778 übernahm.

Denn von den sechs Söhnen, welche er nach Varnhagens Angabe von seiner Gattin hatte, ist in Raddow keiner geboren. Leider hat es mir nicht gelingen wollen, die Namen und Geburtstage aller dieser sechs Kinder zu ermitteln. Was ich darüber weiß, ist Folgendes: Nach den Acten des Rentamts zu Flatow sind*) dort in Westpreußen geboren 1) Ernst Friedrich August am 30. April 1774, 2) Bernhard Franz Joachim am 10. Februar 1778, 3) George Ludwig am 3. März 1780. Von diesen ist nach Ausweis des Friedländischen Kirchenbuches**) der zweite am 15. Februar 1778 zu Gresonse getauft worden, die beiden anderen sollen von den katholischen Geistlichen aus Zahrzewo und Flatow getauft sein. Von diesen drei sind Ernst und Bernhard in Gresonse gestorben und begraben. Ein Denkmal, von hoher Hand auf dem Begräbnißplatze errichtet, ziert seit dem 17. März 1863 den stillen Ort. Es ist ein Kreuz von Marmor. Auf der dem Eingange des Kirchhofes zugekehrten Seite trägt es die Inschrift:

> Der verewigte Feldmarschall Fürst Leberecht Blücher von Wahlstadt befand sich in den Jahren 1774 bis 1780 als Rittmeister a. D. im Pachtbesitze der Vorwerke Gresonse und Stewnitz.

Auf dem Revers steht:

> Hier ruhen zwei Kinder des Feldmarschalls Fürsten Blücher von Wahlstadt:

*) Zufolge einer freundlichen Mittheilung des dortigen Rentmeisters Herrn Schultz.
**) Daselbst wird der 8. Februar als Geburtstag angegeben.

Digitized by Google

Ernſt Friedrich Auguſt, geb. den 30. April 1774

und

Bernhard Franz Joachim, geb. den 10. Februar 1778.

Dem Andenken ihres heldenmüthigen Vaters errichtete dies Denkmal zum 17. März 1863.

Carl, Prinz von Preußen.*)

Auch Georg, der dritte der oben erwähnten Knaben, erreichte kein hohes Alter, er ſtarb am 14. Juni 1788 zu Rummelsburg im Alter von acht Jahren.

Ueber die Geburt der drei anderen Söhne ſtehen mir genauere Nachrichten nicht zu Gebote, obwohl zu ihnen die beiden gehören, welche den Vater überlebten. Der ältere von dieſen, Franz, iſt nach Varnhagens Angabe, deren Richtigkeit zu bezweifeln kein Grund vorliegt, 1776 — alſo in Greſonſe — geboren; ob aber der jüngere, Gebhard, wirklich, wie in derſelben Quelle zu leſen, 1787 das Licht der Welt erblickt hat, mag dahingeſtellt bleiben, da weder das Kirchenbuch von Raddow, noch das von Rummelsburg, noch das von Schönwalde (dem damaligen Wohnſitze der Großeltern von Mehling) es bezeugt.

In Raddow vermehrte ſich am 4. März 1786 die Familie Blüchers um eine Tochter. Sie erhielt die Namen Friderike Bernhardine.

Im März 1787 ward bekanntlich Blücher wieder in ſeinem alten Regimente angeſtellt und ſiedelte von Raddow nach Rummelsburg über. „Vielleicht ſchon hier, vielleicht noch auf dem Gute, deſſen Verwaltung ihr nun allein oblag" — ſo heißt es wörtlich bei Varnhagen S. 15 — „ſtarb Blüchers Gattin nicht lange nach ſeiner Wiederanſtellung." Es gereicht dem Biographen nicht zur Ehre, daß er es nicht der Mühe werth gehalten hat, ein ſolches Factum, das doch von großer Wichtigkeit für das Leben ſeines Helden geweſen iſt, genau feſtzuſtellen, zumal zu der Zeit, als er ſchrieb, es ſicher ohne große Schwierigkeit möglich war. Aber abgeſehen davon, leidet ſeine Mittheilung trotz ihrer Kürze an mancherlei Unrichtigkeiten. Denn erſtens nahm Blücher ſeine Familie gleich von Raddow nach Rummelsburg mit und zum andern hat weder vor noch nach der Wiederanſtellung die Verwaltung des Gutes in den Händen ſeiner Gattin gelegen, ſondern in denen eines erfahrenen Landwirths, Namens Häſe, des Vaters des in Freytags Bildern und von mir 1873 in dieſer Zeitſchrift erwähnten Regierungsrathes. In Rummelsburg trat Blücher in ein ſehr vertrautes Verhältniß zu der Familie des dortigen

*) Derſelbe iſt Höchſter Nutznießer der königlichen Fideicommißherrſchaften Flatow und Krojanke.

Digitized by Google

Juſtizbürgermeiſters Wittke, der Obhut derſelben vertraute er ſeine kränkelnde Frau an, als er ins Feld zog. Dies iſt nach der Mittheilung einer noch lebenden Tochter jenes Wittke unzweifelhaft. Allein ich wage nicht zu ſagen, ob bei dieſem Ausrücken an das von 1787 zu denken iſt, doch möchte ich es glauben. Jedenfalls lebte damals Frau von Blücher noch, denn in einem am 14. Auguſt 1787 geſchriebenen, an ſeinen obengenannten Gutsverwalter gerichteten Schreiben ſagt ihr Gatte: meine Frau bleibt in Rummelsburg. Ob er ſie bei ſeiner Rückkehr am 1. Februar 1788 noch lebend getroffen, vermag ich nicht anzugeben, da das Kirchenbuch von Rummelsburg von ihrem Tode nichts meldet und das des Blücherſchen Huſarenregiments verloren zu ſein ſcheint. Von den Söhnen trat Franz, vierzehn Jahre alt, als Junker in des Vaters Regiment, der andere Sohn Gebhard und die Tochter werden ohne Zweifel 1792, als das Huſarenregiment an den Rhein rückte, zu den in Schönwalde lebenden Schwiegereltern gebracht und dort erzogen worden ſein. Als nun nach dem Baſeler Frieden 1795 Blücher als Commandeur der die Demarcationslinie deckenden Vorpoſten in Emden ſtand, verlobte er ſich mit Catharina Amalie von Colomb, der jüngſten Tochter des Kammerpräſidenten zu Aurich. Die Trauung fand nach Ausweis des dortigen Kirchenbuchs am 19. Juli 1795 in Sandhorſt, einem mir unbekannten Orte, ſtatt. Um jene Zeit war das Hauptquartier nach Münſter verlegt und von hier iſt der oben gedruckte Brief an Bonin geſchrieben. Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir den Grund zu Blüchers Entſchluſſe, die Tochter ſo ſchleunig als möglich von Schönwalde fortzubringen, in der verkehrten Erziehungsweiſe ſuchen, welche die alten, ſtolzen Großeltern bei dieſem zehnjährigen wilden Kinde anwandten. Der Vater wünſchte für ſeine Kinder und ſpäter auch für ſeine Enkel eine einfache deutſche Erziehung, vom Friſiren mochte er nichts wiſſen und jede Ueberhebung war ihm zuwider. „Man muß die jungens nur nichts weiß machen" — ſo ſchreibt er als Fürſt 1815 an ſeine Gemahlin in Bezug auf ſeine beiden Enkel, welche damals fünfzehn und ſechzehn Jahre alt waren— „ich weiß, daß es ihnen an nichts fehlt, aber der große HErr muß ſie aus dem Kobff." Ohne Zweifel iſt Friderike im Laufe des Sommers nach Münſter gebracht, denn in Bonins Hauſe iſt ſie nicht erzogen worden. Unter der Leitung der Mutter wuchs ſie alſo heran und das ſpätere innige Verhältniß zwiſchen beiden zeugt dafür, daß ſie die mütterliche Liebe ſchätzen gelernt hat. Am 1. Februar 1804 vermählte ſie ſich mit Herrn von der Schulenburg, welches Ereigniß ihr Vater ſeinem Freunde Kutſcher in Stolp mit den bezeichnenden Worten meldete: den 1. Februar magt meine Tochter Hochzeit, daß reiſt mich im gelld beuttel.

Gebhard, der jüngſte Sohn Blüchers, kam wirklich aufs Gymnaſium nach Neuſtettin. Er ward, wie der dortige Director, Dr. Lehmann, mir

gütigst mittheilt, am 2. Januar 1797 in die Quarta aufgenommen und zu Michaelis in die Tertia versetzt. Michaelis 1799 rückte er in die Secunda und Michaelis 1800 in die Prima auf. Ostern 1801 trat er dann in das Regiment seines Vaters ein. Aus demselben schied er 1808 als Rittmeister aus und übernahm die Verwaltung des Gutes Schönwalde, welches sein Vater schon 1802 von seiner Schwiegermutter für ihn gekauft hatte.

Ich schließe diese Mittheilungen mit der dringenden Bitte an die Verehrer des Helden, darüber nachzuforschen, ob vielleicht in Emden oder Münster, wo möglicher Weise 1795 auch das kirchliche Aufgebot stattgefunden hat, ein Kirchenbuch den betreffenden Nachweis mit einer Notiz über den Tod der ersten Gemahlin bringt oder ob daselbst Acten, betreffend die Auseinandersetzung mit den Kindern erster Ehe vorhanden sind. Ich würde diese, sowie andere Mittheilungen über das Leben Blüchers mit dem lebhaftesten Danke entgegennehmen.

Zur Richtigstellung russischer Phrasen.

Auf der Conferenz, sollte es überhaupt noch zu dieser trübseligen Komödie kommen, werden die russischen Diplomaten ihre Collegen durch drei Vorstellungen zu verblüffen suchen. Sie werden von den „Balkanslaven" als einer Volkseinheit, die jedermann kennt und schätzt, reden; sie werden die Bulgarei als einen durchaus klaren, selbstverständlichen Begriff, über dessen Wesen und Grenzen nicht der geringste Zweifel waltet, unaufhörlich im Munde führen und sie werden endlich die Führerrolle Rußlands an der Spitze der slavischen Stämme als einen Vorgang darstellen, welchem Italiens und Deutschlands Beispiel als Muster dient. Die russischen Diplomaten wissen natürlich ganz gut, daß diese Dinge sich in Wirklichkeit ganz anders verhalten, sie rechnen aber darauf, daß die europäischen Staatsmänner auch fernerhin jene Umsicht und Sachkenntniß, jenen Wahrheitsmuth bewahren werden, durch welchen sie sich seit dem Beginn der Wirren ausgezeichnet haben und hoffen auf einen vollständigen Erfolg. Möglich, daß sie ihn erringen. Sie sollen aber nicht glauben, daß auch der einfache Menschenverstand sich so leicht hinter das Licht führen lasse und nicht auf der Stelle merke, was hinter diesen volltönenden Worten steckt, nämlich nichts als eitler Wind.

Die „Balkanslaven" sind erst in den letzten Jahren erfunden worden. Früher sprach man nur von den Rechten der Südslaven. Aber das klang theils zu anspruchsvoll, theils zu unbestimmt. Der neue Namen Balkanslaven besitzt zwei Vorzüge. Er hört sich so bescheiden an, denn er schließt die öster-

Digitized by Google

reichischen Südslaven aus und erscheint so fest bestimmt, da er ja von den sichersten geographischen Grenzen umschrieben wird. Aber alle Geographen der Erde wären nicht im Stande, diese angeblich vom Balkangebirge umschriebenen Linien zu ziehen. Der Balkan ist keine Völkerscheide; diesseits und jenseits des Balkans lebt derselbe Stamm, so daß es vollständig in die Willkür des Auslegers gegeben ist, den Namen bald enger, bald weiter zu deuten. Mit dem Begriffe der Balkanslaven verglichen ist das berüchtigte jusqu'à la mer ein Muster präciser Klarheit. Noch viel schlimmer ist es aber mit dem Begriffe der „Bulgarei" bestellt. Wo fängt dieselbe an, wo hört sie auf? Versteht man darunter alle Landschaften, die von Leuten bulgarischen Stammes bewohnt sind, so umfaßt die Bulgarei einen Theil von Bessarabien und der Moldau, dann aber die größere Masse der europäischen Türkei. Denn die bulgarische Sprachgrenze reicht bis Salonich und Adrianopel, die Herrschaft des bulgarischen Stammes dehnt sich von der Donau bis an das ägäische Meer über ganz Thracien und Macedonien, diesseits und jenseits des Balkans aus. Wenn man will, kann man sogar einzelne Districte in Kleinasien, Griechenland, ja selbst in Oesterreich (Temesvar) zur Bulgarei rechnen. Was hat es aber mit der Herrschaft des bulgarischen Stammes auf diesem weiten Gebiete für ein Bewenden? Eine classische Autorität für alle Slaven, Schaffarik in seiner Slavischen Völkerkunde (Narodopis. dritte Ausg. S. 41) sagt darüber: „Innerhalb des bulgarischen Sprachfeldes wird das Land von Bulgaren gemeinsam mit einem Gemenge der verschiedenartigsten Völkerschaften bewohnt, so insbesondere von Türken, welche alle größeren und festen Städte inne haben, dann von Arnauten, Cincaren, Juden, Walachen. Man kann im Durchschnitt sagen, daß nur in einigen gebirgigen, wenig bekannten Kreisen der bulgarische Stamm ohne fremde Beimischung angetroffen wird." Die Bulgarei ist also erstens kein rein slavisches Land und sie besitzt zweitens keine festen politischen Grenzen. Und wer der Pacification und der Besetzung der Bulgarei das Wort spricht, verlangt entweder unmögliches oder er wählt absichtlich das vieldeutige, im Sinne schwankende Wort, um es gelegentlich mißbrauchen, im Trüben fischen zu können. Was endlich die dritte Phrase anbelangt, daß Rußland an der Spitze der slavischen Völker nur Preußens und Piemonts Beispiele folge und wer für die deutsche und italienische Nationaleinheit sich begeistere, auch dem Panslavismus huldigen müsse, so beruht auch diese Folgerung auf ganz falschen Prämissen, deren Irrthum auch von allen intelligenten Slaven erkannt, nur nicht immer aufgedeckt wird. Das Analogon des Panslavismus ist der Pangermanismus und der Panromanismus. Wenn alle Völker, welche dem germanischen Urstamme angehören, also neben den Deutschen die Holländer, Engländer, Dänen u. s. w. eine politische Einheit anstrebten oder alle Stämme romanischer Zunge von den Walachen bis zu den Portugiesen sich als eine Staatseinheit fühlten, so würden sie mit den Panslavisten einen gleichen Weg einschlagen. Es giebt keine slavische Sprache wie es eine deutsche oder italienische giebt, keine slavische Nationalität, Vergangenheit, Staatswesen, Bildung, wie es wohl eine deutsche und italienische giebt. Das Slaventhum ist eine allgemeine abstracte Potenz wie das Germanenthum und der Panslavismus entweder eine Chimäre oder ein wohl

Digitized by Google

ausgesonnener Vorwand, um dahinter die wirkliche Absicht, die kleineren slavischen bisher selbständigen, meistens in einem ganz anderen Culturkreise lebenden Stämme zu unterdrücken und schließlich zu erdrücken. A. S.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Baden. Zur Lage. — Seit dem Ministerwechsel, über den dieser Blätter so aufsehenerregende Mittheilungen brachten, waren zwei Reden das Ereigniß des Tages, die Rede des neuen Staatsministers in Mannheim und der Trinkspruch des Großherzogs beim Abschiedsempfang der Synodenmitglieder. Der Inhalt dieser beiden Reden, die im besten Sinne des Wortes Programmreden waren, darf als bekannt angenommen werden. Erinnerte Herr Turban in Denk- und Ausdrucksweise an seinen Vorgänger und früheren Vorgesetzten Karl Mathy unvergeßlichen Andenkens, so erinnerten Großherzog Friedrichs Worte zumeist — an ihn selbst. Wie muthet diese fürstliche Beredtsamkeit so anders an als der einstige Redeglanz Friedrich Wilhelms IV.! Sind nicht auch da Fortschritte gemacht worden? Sind wir nicht auch da in Natürlichkeit und Unmittelbarkeit vorwärts gekommen? Die Reden des Großherzogs und seines ersten Rathes konnten über die Gegenwart nur im Tone der Versicherung handeln: Aufgaben, welche die öffentliche Aufmerksamkeit lebhafter beschäftigten, liegen nicht vor. Wohlthuend berührte in des Fürsten Rede vor allem aber der durch sie gehende tiefempfundene deutsche Zug. Wenn schon berichtet ward von einer Sinnesänderung des Großherzogs, so hat der hohe Herr selbst derartige Besorgnisse Lügen gestraft. Die Aeußerungen der gegnerischen Blätter verrathen deutlich, wie man sich in ihrem Lager nicht länger Täuschungen hingiebt. Der Ministerwechsel war und ist ein Personenwechsel, dessen Grund nach Herrn Jollys eigenen Worten „nicht discutirbar" erscheint.

Herrn Jollys lange Amtsführung hat zu mancher Betrachtung Anlaß gegeben und die Art, wie in und außer Baden die Nachricht vom Abtreten des Ministers aufgenommen wurde, legte für seine staatsmännischen Verdienste das ehrendste Zeugniß ab. Es ist nicht an der Zeit, an Herrn Jollys Leistungen den prüfenden Maßstab zu legen: eine Bemerkung läßt sich nicht zurückhalten, weil sie für das Verhalten des neuen Ministeriums nicht bedeutungslos sein dürfte. Es mußte Wunder nehmen, daß Herr Jolly, dessen Name unter den Versailler Verträgen steht und damit der deutschen Geschichte für immer angehört, den Arbeiten des erstandenen Reiches so wenig unmittelbaren Antheil schenkte. Irren wir nicht, so war Herr Jolly während der letzten Jahre überhaupt nicht in Berlin. Die Reichsverfassung weiß von keinem Zwange gegen die Bundesrathsmitglieder. Wer nicht da ist, ist eben nicht da. Dem Wesen des Reiches und dem Geiste der Verfassung entspricht aber die thätigste Mitwirkung bei den Arbeiten des Bundesrathes und wenn die stellvertretenden Bevollmächtigten auf dem Wege des Gewohnheitsrechtes Eingang in die hohe Körperschaft fanden, so geschah es, um die Mitwirkung der Länder zu vervielfältigen, zu vermehren, nicht um sie auf geringere minder werthvolle Arbeitsleistungen herabzudrücken. Den Ländern werden durch diese Art Anforderung des Reiches Opfer angesonnen: tragen sich diese Opfer nicht für die Länder selbst am meisten? Die Theilnahme an der Reichsregierung ist die Theilnahme an der Regierung des eigenen Landes. Die Stellung von

Digitized by Google

Anträgen bekundet diese Theilnahme wohl am lebendigsten, sie ist jedoch selbstredend auf ein gewisses Maß beschränkt und wiegt die regelmäßige stetige Mitwirkung bei den Arbeiten des Bundesrathes nicht auf. Wenn von Seiten der Länder in dieser Richtung noch manches zu vermissen ist, so liegt die Schuld zumeist wohl an den Einrichtungen derselben. Es verträgt sich nicht mit den Gestaltungen des Reiches, wenn derselbe Minister den Pflichten gegen das Land in der alten Weise genügen und dabei die neuen Pflichten gegen das Reich erfüllen soll. Herr von Mittnacht schilderte unlängst in der württembergischen Abgeordnetenkammer mit beredten Worten, wie bewegt zeitweilig die Thätigkeit im Bundesrathe ist, so daß sie den Menschen ganz in Anspruch nehmen muß. Mit Genugthuung ist deshalb hervorzuheben, daß Herr Turban durch Uebertragung der auswärtigen Angelegenheiten an den Staatsminister bereits die Entwickelung des obersten Landesamtes im Sinne größerer Bethätigung bei den Arbeiten des Reiches förderte. Die Vermehrung der Befugnisse in der einen Hand des leitenden Ministers läßt vermuthen, daß von ihnen umfassenderer lebendigerer Gebrauch gemacht werden soll. Seiner Zeit wurden im Reichstage selbst unliebsame Aeußerungen laut, daß Herr Hofmann den Verhandlungen so rege folgte und sogar in sie einzugreifen suchte. Wer wird heute über die frühere Thätigkeit von Herrn Delbrücks Nachfolger nicht anders denken und urtheilen? Den Vertretern der übrigen Länder wird gegen die Vertreter Preußens im Bundesrathe immer eine gewisse Beschränkung auferlegt sein. Diese Beschränkung darf nicht als Grund angesehen werden, um den Arbeiten des Bundesrathes fern zu bleiben.

Der Ministerwechsel wurde auch außerhalb Badens zunächst vom Reichsstandpuncte aufgefaßt und betrachtet. Hier zeigte sich aufs neue, wie sehr das Reich das deutsche Wesen bis in seine Einzeläußerungen erfüllt. Die Liebe zur Heimath ist die gleiche wie sonst, die Thatsache muß sich dem Bewußtsein von Jahr zu Jahr tiefer einprägen, daß das Reich das Leben der Länder bestimmt und diese nur dann die rechte Stellung einnehmen, wenn sie ihren Pflichten gegen das Reich allseitig und umfassend genügen.

Aus Berlin. Deutschland und die Pariser Ausstellung. Reichstag. — Augenblicklich interessirt man sich hier in erster Linie für die Frage der Beschickung der Pariser Weltausstellung, oder vielmehr alle Welt erzählt sich die Thatsache, daß diese Frage aufgehört hat, eine Frage zu sein. Deutschland wird als solches nicht in Paris vertreten sein, die deutsche Regierung hat von einer officiellen Betheiligung an der Ausstellung Abstand genommen. Diese Kunde kommt aus jedem Munde und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie im wesentlichen der wirklichen Lage der Dinge entspricht. Zwar haben weder der Bundesrath noch der Reichstag noch auch das preußische Staatsministerium in dieser Angelegenheit einen förmlichen Beschluß gefaßt, aber aus der Sphäre aller drei Organe liegen ganz sichere Aeußerungen in dem oben ausgesprochenen Sinne vor. Zudem hat auch wohl der Reichskanzler oder das auswärtige Amt des deutschen Reiches diesen Aeußerungen entsprechend den deutschen Botschafter in Paris, Fürsten Hohenlohe, angewiesen, zunächst bei der französischen Regierung eine Vertagung der Ausstellung bis zum Jahre 1880 in Vorschlag zu bringen und nachdem diese Proposition französischer Seits abgelehnt worden war, die Nichtbetheiligung Deutschlands zu erklären.

Die Gründe, welche zu diesem Entschlusse geführt haben, mögen etwa

folgende gewesen sein. Zunächst ist schon zur Zeit der Wiener Weltausstellung, sowohl von der Regierung wie von den Vertretern der Industrie und des Handels darauf hingewiesen worden, daß die Weltausstellungen sich in zu schneller Reihenfolge wiederholten. Als nun die deutsche Regierung und die einzelnen deutschen Staaten in diesem Sommer bei ihren Handelskammern und industriellen Corporationen anfragten, ob dieselben eine Betheiligung an der Pariser Ausstellung als im Interesse der Industrie liegend erachteten, da ergab die überwiegende Mehrzahl der Antworten ein Resultat, das die Regierungen für eine Verneinung ihrer Frage halten mußten, wenn auch eine solche geradezu nicht immer ausgesprochen war. Die meisten Antworten sagten weder ja noch nein, und bemerkten, daß der derzeitige Stand der deutschen Industrie ein sehr ungünstiger sei, daß man aber, wenn es sein müsse, gleichwohl zur Beschickung bereit sein würde, dann aber wurde in der Regel gesagt, und das war die Hauptsache, man könne sich in dieser Frage eigentlich von dem speciellen industriellen Standpuncte aus nicht recht entscheiden, man müsse die Entscheidung der Regierung überlassen, die doch noch andere wichtige Gesichtspuncte dafür oder dawider geltend machen werde. Das hieß doch so viel als, wenn die Regierung nicht ganz besonders wichtige Gründe hat, aus denen sie eine Betheiligung an der Ausstellung wünscht, so möchten wir lieber nicht zu derselben aufgefordert werden. Die deutsche Regierung hat wohl auch die Stimmen der Industrie in diesem Sinne gedeutet und aus ihnen die Ueberzeugung gewonnen, daß die deutsche Industrie um ihrer selbst willen eine Betheiligung an der Ausstellung nicht wünscht. Wo aber sollten nun wohl die sonstigen Gründe liegen, um derentwillen man der Industrie Gewalt anthun sollte? Abgesehen davon, daß ein solcher Versuch wohl keine große Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, sprachen auch alle allgemeinen, nicht speciell handelspolitischen Verhältnisse gegen eine Beschickung der Ausstellung.

In erster Reihe wurde die orientalische Verwickelung und ihre kriegerische Gestaltung zu einem schweren Hinderniß. Wir stehen heute am Vorabende eines großen Krieges und wenn auch nicht der mindeste Grund zu der Besorgniß vorliegt, daß wir selbst in denselben verwickelt werden möchten, so werden doch auch wir die schwere Erschütterung des Welttheils verspüren. Zudem kann diese Convulsion leicht die europäischen Machtverhältnisse gründlich verschieben. Auf jeden Fall befinden wir uns alle vor dem Ungewissen und Unbekannten. Eine solche Zeit ist nicht geeignet zu einem Wettkampfe in den Werken des Friedens, und wenn man dennoch einen solchen jetzt veranstalten sollte, so wird er nicht die heilsamen Wirkungen haben, um derentwillen man ihn hauptsächlich unternimmt. Man betheiligt sich an einer Weltausstellung zumeist doch deshalb, weil man sich von den Vorbereitungen und Arbeiten, welche die Industrie zum Zwecke einer möglichst würdigen Vertretung ausführt, eine Hebung und Förderung der Industrie selbst verspricht. Wie soll sich aber die Industrie bei der heutigen Weltlage wirklich erfolgreich mit der Besserung ihrer Technik und ihrer Leistungen beschäftigen? Dazu fehlt die Sammlung, die Muße, die Nachfrage des Publicums, die Bestellungen der Consumenten, in kurzem eigentlich Alles.

Aber auch andere Gründe, und zwar rein politische, lassen eine Nichtbetheiligung Deutschlands als geboten erscheinen. Man weiß, das Frankreich die Weltausstellung unternommen hat, ohne sich auch nur im geringsten vorher über diese Frage mit den anderen Mächten zu verständigen, oder deren

Digitized by Google

industrielle und sonstigen Verhältnisse zu berücksichtigen. Ohne im mindesten an diese zu denken und ohne irgend welche diplomatische Sondirung des Terrains, proclamirte der Moniteur eines Tages die wohlwollende Absicht des friedliebenden Frankreichs ein Fest des Friedens in Paris zu veranstalten. Die Franzosen fanden diese Art des Vorgehens ganz selbstverständlich und ihren Traditionen ganz entsprechend. Denn wenn Frankreich sich amüsiren will und dazu seine Nachbarn braucht, so ruft es sie und dann kommen sie, das ist eine durchaus hergebrachte Sache. Auch viele Nichtfranzosen schienen so zu denken. Die deutsche Regierung aber dachte jedenfalls nicht so, sondern fand es recht ungehörig, daß man sie über die liebenswürdigen Intentionen Frankreichs zuvor gar nicht unterrichtet und auch keine Rücksicht genommen hatte auf die ungünstige Lage der deutschen Industrie, der es heute sehr schwer fällt, ein festliches Gewand anzulegen. Es traten nun noch verschiedene kleine Unannehmlichkeiten ein, welche unsere Regierung nothwendiger Weise in dem Entschlusse bestärken mußten, sich von der Ausstellung fern zu halten. Man beleidigte in Paris einzelne Deutsche und die französische Presse äußerte sich im ganzen recht beifällig über dieses Treiben. Natürlich mußte diese Erfahrung den Gedanken anregen, welche Behandlung werden unsere Landsleute auf der Ausstellung zu erfahren haben? Wird nicht an jedem Tage dann die Gefahr sehr unangenehmer Verwickelungen und Auftritte drohen? Ist es also nicht klüger und vornehmer zu Hause zu bleiben? Hierzu kam, daß die elsässische Industrie ihre Betheiligung an der Ausstellung versagte und die Franzosen durch diese Entschließung ungemein erfreute. Die Elsässer, sagten sie, wollten in Paris nicht als Deutsche erscheinen. Also hatte man in Frankreich schon jetzt das Vergnügen, eine stille Protestation der Elsässer gegen Deutschland zu genießen. Diese freudige, freilich sehr ungerechtfertigte Stimmung Frankreichs hat sicherlich nicht dem Ausstellungsproject bei uns den Weg geebnet. Jedenfalls ist die ablehnende Erklärung Deutschlands ihr sehr bald gefolgt.

Die öffentliche Meinung in ihrer überwiegenden Repräsentation billigt den Entschluß der Regierung mit sehr großem Nachdruck. Man freut sich sehr darüber, daß die französischen Präponderanzgelüste eine so ruhige und commerciell wie politisch so wohl begründete Zurückweisung erfahren haben. Der Gedanke der Betheiligung Deutschlands an der Pariser Ausstellung widerstrebte überdies doch eigentlich aus einem sehr einfachen Grunde dem allgemeinen Gefühl in Deutschland. Jedermann bei uns weiß und fühlt, daß wir mit den Franzosen schlecht stehen und bei ihren permanenten Revanchegedanken schlecht stehen müssen. Die beiderseitigen Regierungen behandeln sich mit ausgesuchter, aber kalter Höflichkeit und ebenso im allgemeinen die gebildeten Classen beider Nationen, obgleich der französische Chauvinismus zuweilen die gute Form im Verkehr bei Seite zu setzen liebt. Und bei solcher Lage der Dinge sollen wir als Gäste einer Einladung der Franzosen folgen! Das dünkt uns mindestens gerade so, als wenn Jemand einer Einladung folgt, von der er weiß, daß man sie ihm nur zugehen ließ, weil man ihn durchaus nicht umgehen konnte. Wir haben aber wahrhaftig nicht den mindesten Grund, uns den Franzosen aufzudrängen. Außerdem, welch eine Ungereimtheit würden wir begehen! Wir trauen der Friedensliebe der Franzosen nicht, wir wissen, daß sie nichts denken, als die Revanche, wir meinen wohl auch, daß das französische Ausstellungsproject zum guten Theile den Zweck hat, diesen Gedanken vor Europa zu verdecken, und trotzdem sollten

Digitized by Google

wir nach Paris gehen, um selbst den Franzosen zu helfen, Europa über ihre kriegerische Grundstimmung zu täuschen? Das wird wohl Niemand von uns verlangen wollen. Es ist sehr erfreulich, daß die Politik der Regierung selbst von den Industriellen gebilligt wird, welche zufälliger Weise ein besonderes Interesse daran haben, auf der Ausstellung zu erscheinen. Aber auch diese erklären sich für das Fernbleiben, indem sie die allgemeinen und politischen Gründe natürlich schwerer wiegend finden als specielle locale oder sonstige Interessen.

Der Reichstag hat das große Werk der Berathung der Justizgesetze nunmehr begonnen und in zwei überaus bedeutungsvollen Sitzungen bereits werthvolle positive Ergebnisse erzielt. Zunächst wandte er sich den Paragraphen des Gerichtsverfassungsgesetzes zu, welche die Handelsgerichte betreffen. Nach langer, eingehender, sachlich höchst werthvoller Debatte wurden die Vorschläge der Justizcommission angenommen, welche zwischen den Anhängern und Gegnern der Handelsgerichte vermitteln, indem sie die Thätigkeit dieser Gerichte dem System der ordentlichen Gerichtsbarkeit organisch einfügen. In der folgenden Sitzung ging der Reichstag dann zur Berathung der Civilproceßordnung über, welche er in zweiter Lesung en bloc fast einstimmig annahm. Darauf fuhr man in der Berathung der Gerichtsverfassung fort. Eine ebenso glänzende als gründliche Discussion rief der neue Titel hervor, welchen die Commission dem Gesetzentwurfe eingefügt hat. Derselbe handelt bekanntlich vom Richteramte und enthält die Bestimmungen, welche die Unabhängigkeit des Richterstandes garantiren. Den Höhepunct der Debatte bildete die Rede des Professor Gneist, welcher in durchaus überzeugender Weise für die Nothwendigkeit dieser Garantien eintrat. Das Haus nahm den neuen Titel an. Bis jetzt haben sich bei den Verhandlungen des Reichstages noch keine tiefer gehenden Differenzen zwischen den Anschauungen der Regierung und des Hauses gezeigt. Hoffen wir, daß auch später, insbesondere bei der Discussion über die Strafproceßordnung, diese Harmonie möglichst gewahrt bleibe. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Ein kleinstaatlicher Minister des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, Duncker und Humblot. Es ist die Biographie Friedrich Augusts von Hardenberg, der im Jahre 1700 geboren drei Herzogen von Württemberg seine Kräfte widmete und, nachdem er auch in landgräflich hessischen Diensten gewesen war, in hohem Alter als Präsident der Kriegskanzlei in Hannover starb, die uns hier nach Briefen und eigenen Aufzeichnungen von einem Mitgliede der Familie erzählt wird. Das Buch giebt einen seltenen Beitrag zu unserer inneren politischen Geschichte, wie früher schon aus denjenigen Theilen hervorging, die in den Preußischen Jahrbüchern zuerst veröffentlicht waren; was ihm aber noch ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist der Ausblick auf die socialen und sittlichen Zustände der ersten Hälfte des Jahrhunderts, den es uns eröffnet. Hardenberg ist ein kluger und ehrlicher Mann, wie wir deren auch damals nicht eben selten begegnen, eigentliche Theilnahme erwecken ihm erst seine vielgestaltigen Beziehungen, die sein Lebensbild zu einem Zeitbild erhöhen. Von ganz besonderem Interesse sind die beiden leider fragmentarischen Reisejournale, die der Jüngling und der reifere Mann uns hinterlassen haben. Wir werfen einen Blick in den einfachen, aber reichen Haushalt des väterlichen Schlosses in Thüringen,

Digitized by Google

zu dessen strenger Sitte das frivole Treiben der französischen Hauptstadt zur Zeit des Regenten in ergötzlichen Gegensatz tritt. Spiel, Liebschaften und Duelle erscheinen nun an Stelle der rohen, aber moralischen Vergnügungen der Heimath, und der blöde deutsche Junge zeigt sich bald in den Pariser Kreisen, wo chacun avait chacune, recht gelehrig, er schneidet an einem Abend erst der Mutter und dann der Tochter die Cur und sehnt sich in seinen galanten Siegen recht übermüthig nach Widerstand, als die argwöhnische Mama schleunigst zur Abreise nach England commandirt. Die Erziehung des deutschen Adels von damals tritt uns hier in einem lebensvollen Bilde entgegen. Und so ist das ganze Buch ein dankenswerther Beitrag zur Culturgeschichte überhaupt. Aus demselben Verlage liegen uns noch die ersten Bände der etwas breit angelegten Biographie Milton und seine Zeit von Alfred Stern vor. Die sorgsame und gewissenhafte Forschung beruht auf den ausgebreitetsten Studien an Ort und Stelle selbst und durfte sich auch der Unterstützung des englischen Biographen Miltons, David Massons, erfreuen. Sie giebt eine Menge des interessantesten Details, welches späteren Darstellungen der Zeit einmal zu Gute kommen wird, aber die Form des Gebotenen läßt zu wünschen. Leicht hätte das gesammelte Material Stoff zu zwei Büchern geboten, deren jedes durch diese Scheidung gewonnen hätte. Die Darstellung der englischen Zustände, soweit sie namentlich die verwickelten kirchlichen Fragen betrifft, ist an und für sich ganz vortrefflich, auch die Schilderung der literarischen Verhältnisse wird man kaum anders wünschen, allein die Masse des allgemein geschichtlichen Stoffes läßt die Figur Miltons nicht in jener wirkungsvollen Plastik zu Tage treten, wie dies etwa in dem glänzenden Essay Treitschkes der Fall ist. Miltons früheres Leben, das Dasein eines stillen recipirenden Gelehrten, entbehrt des dramatischen Reizes. Der Verfasser mochte das fühlen; indem er den Hintergrund aber zu farbenprächtig, oft mit peinlicher Sorgfalt ausmalte, vergriff er sich im Mittel: er hob seinen Helden nicht, sondern erdrückte ihn. Das ist ein Compositionsfehler, der die künstlerische Wirkung aufhebt, die wissenschaftliche Bedeutung des Buches aber unangetastet läßt.

Der erste Band vom Leben des Prinzen Albert. Von Theodor Martin. Uebersetzt von Emil Lehmann. Gotha Perthes, von dem der zweite Band des englischen Originals in diesen Blättern jüngst besprochen ward, hebt naturgemäß die persönliche Seite des Helden mehr hervor, als es die Fortsetzung thut; der Band schildert die Ereignisse von der Geburt des königlichen Paares bis zum Jahre 1848, er erzählt die stille Jugend der beiden Gatten bis zu ihrer Verbindung, des Prinzen Reise nach dem Continent beim Tode seines Vaters, den Besuch des Kaisers Nicolaus, der „höflich bis zur Beängstigung war" und alle zu gewinnen verstand außer Stockmar, welcher ihn durchschaute, die Fahrt der Königin nach Thüringen, dessen Waldlandschaften sie an die Hochlande von Perth erinnerten, die Aufregung der Kornbebatte und den Sturz des so befreundeten Peel und schließt mit dem Sehnsuchtsruf des Prinzen an Stockmar beim Ausbruch der französischen Revolution. Trägt die Darstellung, die auf Grund des von der Königin selbst gewährten Materials gearbeitet ist, hie und da auch einen panegyrischen Charakter, wie denn Martin den von Stockmar wohl richtig erkannten Hang des Prinzen, „sich physisch und geistig zu schonen" ausführlich ableugnen zu müssen glaubt, so gewährt doch die Schilderung des musterhaften Familienlebens, vor allem die warme Neigung der Königin zu ihrem Gemahl, ein nicht gemeines mensch-

Digitized by Google

liches Interesse. Auch von den Leben und Briefen Lord Macaulays sind in schlichter Uebersetzung von C. Böttger, Jena bei Costenoble, bis jetzt drei Halbbände erschienen, auf die wir hier nur hinzuweisen brauchen, da das Original ebenfalls in dieser Zeitschrift seiner Zeit ausführlich behandelt ward.

Byzantinische Studien. Von Ferdinand Hirsch. Leipzig. Mit Freuden begrüßen wir diesen neuen Vorläufer einer Geschichte Unteritaliens, die von dem scharfsinnigen Verfasser zu erwarten steht. In bahnbrechender Weise ist das bisher so dunkele Quellengebiet der byzantinischen Geschichtsschreiber des neunten und zehnten Jahrhunderts zum erstenmal erleuchtet und der historischen Arbeit auf diesem Gebiete eine sichere Grundlage geboten worden. Das bisher für richtig erkannte Verhältniß der Quellen zu einander wird gründlich verschoben und richtig gestellt, soweit es der noch unvollkommene kritische Apparat zuließ. Und nicht nur methodisch, auch materiell ist der oströmischen Geschichte aus dem schönen Buche viel Gewinn erwachsen.

Aus der Türken- und Jesuitenzeit vor und nach dem Jahre 1600. Von Schuler von Libloy. Berlin, Grieben, giebt ein Notizensammelsurium meist aus den Venetianern in oft wunderlicher Zusammenschweißung. Erst mit den Lebensbildern aus der Geschichte der Bathorys, die durch Mittheilungen handschriftlichen Materials einigen Werth erhalten, gewinnt die Darstellung mehr Ordnung. Noch weniger lesbar ist die grundgelehrte, von ihrem Stoff völlig vergewaltigte Schilderung: die Jesuitengymnasien in Oesterreich von J. Kelle. München, Oldenburg, in welcher beispielsweise auf 264 Seiten sich nicht ein einziger tröstlicher Capitelabschnitt befindet. Auch die Bilder aus der Geschichte der deutschen Landwirthschaft von Theodor Balcke, Leipzig, Voigt halten nicht, was sie versprochen, da sie, obwohl nach guten Quellen gearbeitet, doch durch das heterogenste Material angeschwellt werden, während in den Aufsätzen zur Geschichte des Buchhandels im 16. Jahrhundert von Eduard Frommann, welche zunächst französische Verhältnisse besprechen, ein ebenso anspruchsloses wie anmuthiges Büchlein vorliegt, das die beste Empfehlung verdient.

Ein treffliches literarisches Culturbild giebt Aus vergangenen Tagen. Von G. Jensen. Oldenburg, Schulze. Die literarischen und gesellschaftlichen Zustände Oldenburgs seit seiner Ablösung von der dänischen Herrschaft 1773 bis zu seiner Vereinigung mit dem französischen Kaiserreich 1811 sind hier in ausgezeichneter Weise geschildert. Die socialen Verhältnisse, die ganze äußere und innere Bildung wurzeln in dänischem Einflusse, zwei frühere dänische Beamte, der bekannte Sturz und Christian von Oeder wirken zuerst befruchtend auf das literarische Leben. Sie bilden den Mittelpunct des geistigen Verkehrs, bis sich erst zu ihnen gesellt, um sie dann für die Dauer der Periode abzulösen der merkwürdige Anton von Halem, um den sich dann wieder die Herbart, Woltmann, Oelsner, Cramer, Ungern-Sternberg und die Familie Stolberg gruppiren, Fritz vor allem und seine erste Gemahlin Agnes. Zu dem allen treten die charakteristischen Figuren der ersten Herzöge. Das reichhaltige und gut geschriebene Buch bietet eine Darstellung der Epoche, die weit über ihre Grenzen Bedeutung hat und den Wunsch rege werden läßt, daß auch die Zustände anderer Landschaften in ähnlicher Weise behandelt werden möchten.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 23. November 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Der Staatsstreich und die Orléans.

Das Leben Palmerstons von Ashley Bd. I., Seite 287—89 enthält einen merkwürdigen Beitrag zur Zeitgeschichte der, so viel ich weiß, von unserer Presse noch wenig oder gar nicht beachtet ist. Es ist eine Aufzeichnung Palmerstons über die Thatsachen, aus denen hervorgeht, daß, wenn Louis Napoleon nicht seinen Staatsstreich am Dienstag, den 2. December 1851 gemacht hätte, die Orléans zu Ende derselben Woche ihren Staatsstreich versucht haben würden. Stellen wir die Facta in möglichster Kürze zusammen.

1. Am 3. December hörte Palmerston von Herrn und Frau N. N., die am 28. November (Freitag) in Claremont zu Besuch bei der verwittweten Königin Amélie gewesen waren, daß die „Damen des dortigen Hofes" (also wohl die Damen der Umgebung) der Frau N. N. im Vertrauen mitgetheilt hatten, sie seien mit Packen beschäftigt, da sie erwarteten „zu Ende der nächsten Woche" (also zu Ende der Woche des Staatsstreichs) nach Paris reisen zu müssen.

2. Am Sonntag, dem 7. December, kam Mr. Borthwick, der Herausgeber der „Morning-Post", zu Palmerston, um ihm Folgendes mitzutheilen, worüber ihm kein Stillschweigen auferlegt worden sei. Den Tag zuvor, 6. December, war der zum französischen Hof von Claremont gehörige General Rumigny bei Borthwick gewesen und hatte ihm gesagt: es stünden militärische Operationen im Norden Frankreichs bevor; da er (Borthwick) sich immer höflich und aufmerksam gegen die exkönigliche Familie benommen, so stelle man ihm tägliche Berichte für sein Blatt zur Verfügung, wenn er sie wünsche; Prinz Joinville und der Herzog von Aumale seien nach Lille gegangen, um sich dort gegen den Präsidenten an die Spitze der Truppen zu stellen.

3. Palmerston meinte, hier müsse eine Verwechselung zwischen Nemours und Aumale vorliegen, denn Letzterer sei nach den neuesten Nachrichten in Neapel. Er ließ gleich bei dem in Claremont stationirten Polizeipersonal

Digitized by Google

Erkundigung einziehen, ob Nemours und Joinville an Ort und Stelle seien. Die Antwort lautete, sie seien Beide da; Joinville sei seit mehreren Tagen sehr krank und nur für den Arzt sichtbar. „Also," schloß Palmerston," ist er schon fort," und er will später erfahren haben, Joinville sei nur bis Ostende gekommen und von da wieder umgekehrt, weil inzwischen die Garnison von Lille verändert worden.

4. Wie aber verhielt es sich mit Aumale? Palmerston bekam nach einigen Tagen einen Brief von seinem Bruder Temple, dem englischen Gesandten in Neapel, der die Zweifel aufklärte. Vor Eintreffen der Nachricht des Staatsstreiches vom 2. December in Neapel, hatten daselbst der Herzog und die Herzogin von Aumale, wie sie sagten, beunruhigende Nachrichten über die Gesundheit der alten Königin Amélie erhalten und der Herzog war deswegen plötzlich nach England abgereist. Zwei Tage nachher hörte man, die Herzogin habe bessere Nachrichten empfangen und bedauere, daß ihr Gemahl nicht ein paar Tage gewartet habe, um sich die Reise zu ersparen.

Das heißt also: Aumale hatte Neapel verlassen, um mit seinem Bruder Joinville an einem bestimmten Tag und Ort zusammenzutreffen.

5. Etwa vierzehn Tage oder drei Wochen nachher machte Graf Lavradio, der portugiesische Gesandte in London, der Prinzeß von Joinville in Claremont seine Aufwartung. Er fand sie ganz in Thränen (toute éplorée) über die Wendung der Dinge in Frankreich. Sie sagte, es sei sehr betrübend: „und ich, die am 20. in Paris sein sollte!"

Palmerstons Aufzeichnung schließt mit den Worten: „Alles dies beweist klar, daß, wenn der Präsident nicht zu der Zeit, wo er es that, zugeschlagen hätte, er selbst über den Haufen geworfen worden wäre."

Es ist erlaubt an der Richtigkeit dieser letzteren Annahme zu zweifeln. Schwerlich würden die Orléans eine bedeutende Partei hinter sich gehabt haben und sie würden wahrscheinlich mit ihrem Versuch gescheitert sein. Ihr Plan blieb übrigens nicht ohne Wirkung auf die nächsten Ereignisse in England. Im December wurde Palmerston entlassen, weil er, entgegen einem vom Cabinet gefaßten, von der Königin genehmigten Beschluß, sich beeilt hatte, dem französischen Botschafter, Grafen Walewski, seine Billigung des Staatsstreichs vom 2. December auszusprechen. Er würde sich wohl nicht so übereilt haben, hätte er sich nicht so über die Vereitelung der Projecte der ihm verhaßten Orléans gefreut. Und er hat nachher seine Entlassung zum Theil auf Intriguen dieser zurückführen wollen. S.

Digitized by Google

Unter den Neugriechen.

Von Wilhelm Lang.

I.

Wer zum erſten Mal den griechiſchen Boden betritt, wird unwillkürlich unter der Macht von Eindrücken ſtehen, die er aus Italien mitbringt. Die Meiſten, wenn ſie nicht unmittelbar die griechiſche Reiſe der italieniſchen anknüpfen, haben ſich doch zuvor ſchon mit Italien bekannt gemacht. Wie die erſte Kenntniß des griechiſchen Alterthums uns durch die Römer vermittelt worden iſt, ſo bildet Italien noch heute die Brücke in das entferntere Land der claſſiſchen Welt. Von Jugend an ſind wir gewöhnt, den Schauplatz der alten Geſchichte, Griechen und Römer, als ein zuſammengehöriges Ganzes uns zu denken. Den Alterthümern, der Landſchaft, dem Volk kommt beide Male eine verwandte Stimmung entgegen. Wir ſind geneigt, Maßſtäbe nach dem Kephiſos zu tragen, die wir am Tiber gewonnen haben. Da finden wir denn freilich bald, daß der unwillkürliche Vergleich zu allermeiſt dazu dient, durchgreifende Gegenſätze ins Bewußtſein zu rücken. Auf allen Puncten lockt er die Wahrnehmung hervor, daß wir uns auf einem völlig neuen und eigenthümlichen Boden befinden.

Wir ſchlagen den jetzt bequemſten und nächſten Weg nach dem Morgenlande ein, nämlich über Brindiſi, an der Oſtküſte Italiens hinab. Es iſt noch keine breit getretene Touriſtenſtraße, aber gerade die Abgeſchiedenheit fügt zu den wechſelnden Bildern noch einen eigenthümlichen Reiz. Zur Linken das Meer, deſſen letzte ausklingende Wellen oft bis dicht an den niedrigen Bahndamm heranſchlagen, zur Rechten der ſchneebedeckte Kamm der Apenninen, dazwiſchen ein lachendes Hügelland, mit Burgen, Städten und Dörfern. Die Schnelligkeit der Fahrt giebt den Eindrücken etwas Märchenhaftes. Das Auge hat nicht Zeit, auf dem Einzelnen zu verweilen; eins drängt das andere, wie wenn man ein Bilderbuch umblättert. Sinigaglia mit ſeinen neun Glockenthürmen, die Heimath der Catalani und Pius IX., der Hafen von Ancona mit ſeinen Handels- und Kriegsfahrzeugen, dort auf hohem Hügel der anſpruchsvolle Wallfahrtsort Loreto mit ſeiner glänzenden Kuppel, dann wieder ein Einblick in die waldigen Schluchten der Abruzzen, das überhängende Felſenneſt von Tarmoli, ein Entzücken der Maler, am Strand ein einſamer, verfallender Saracenenthurm, den die Möven umflattern. Die Weltgeſchichte hat die andere Küſte der Halbinſel bevorzugt, aber auch dieſe hat ihre Erinnerungen; ſanftere Erinnerungen, die der Dichtung und der Kunſt angehören. Franceſca von Rimini, die in Dantes Terzinen fortlebt; die Mar-

Digitized by Google

chesa von Pescara, Michelangelos Freundin; Leopardi, der dort zu Recanati im Palast der Väter seine schmerzenvolle Jugend verbrachte; Rossini, dessen Denkmal seine Mitbürger hart an den Bahnhof von Pesaro gesetzt haben damit der vorübereilende Fremde ihre einheimische Glorie nicht vergesse, das sind die Schatten, die sich auf dieser Fahrt herbeidrängen. Und weiterhin kommen die Städte, deren Namen durch Friedrich den Hohenstaufen und Manfred dem Deutschen theuer sind, es folgt das Schlachtfeld von Cannä, damit doch auch die Weltgeschichte nicht leer ausgehe. Je weiter nach Süden, um so üppiger die Vegetation, um so dichter gedrängt die Menschenwelt. Zu den Füßen des Monte Gargano, dessen faltenreiche Abhänge im feinsten Farbenspiele prangen, breitet sich das gesegnete Fruchtland von Apulien aus. Und nun drängt sich auf engem Raume ein volkreiche Stadt an der anderen, Städte von zwanzig und dreißig Tausend Einwohnern und mehr. In den Eisenbahnwagen wimmelt es von Leuten, die ihren Geschäften nachgehen; auf den Bahnhöfen von Foggia, Barletta, Trani, Molfetta, Bari, Monopoli ein erstaunlicher Menschenverkehr, zu dem die Angehörigen fremder Nationen nur ein höchst bescheidenes Contingent stellen. Und der Küstensaum hinter diesen Städten zieht sich wie ein ununterbrochener, wohlgepflegter Garten hin. Aus dem Grün der Feigen- und Olivenwälder heben sich die Mauern blendend weiß hervor. Die geradlinigen Dächer, zuweilen eine Kuppel, zuweilen eine Palme — man denkt bereits an Tausend und eine Nacht. Dazu das tiefblaue Meer mit den silberschäumenden Wellen, in der Ferne ein paar Segel, das Alles macht, wie es in den Farben zusammenstimmt, den Eindruck einer ungetrübt glücklichen Existenz. Man möchte glauben, diese beneidenswerthe Küste sei niemals von einem feindseligen Geschick heimgesucht worden.

Könnte man in einer einzigen Nacht von dieser Küste nach dem Peloponnes gelangen, so wäre dem Landenden zu Muthe, als ob er plötzlich aus einem glücklichen Traum erwachte, von dem eine traurige Wirklichkeit doppelt herbe absticht. Nicht ganz so rasch vollzieht sich die Verwandlung. Noch liegt die Station Corfu dazwischen, die Insel der Phäaken, bei deren ausgesuchten und sorgsam cultivirten Reizen den Reisenden die Täuschung beschleicht, als ob ihn auf griechischem Boden die Fortsetzung, ja die Steigerung des bisher Geschauten erwarte. Aber die Täuschung schwindet, sobald man den Fuß auf das griechische Festland setzt. Wer in einem der kleinen Häfen auf der Westseite des Peloponneses landet, den überkommt mit einem Male in voller Wucht die Empfindung der Schicksale, die über dieses Land hingegangen sind. Schon der verödete Strand läßt ahnen, was ihn im Innern erwartet. Ein paar elende Hütten bilden den Hafenplatz. Die ärmlichen Bewohner laufen gaffend zusammen, um des seltenen Anblicks von Fremdlingen theilhaftig zu werden. Spärlichen Anbau zeigen die Felder, weite Strecken sind

Digitized by Google

ohne Cultur, der Viehweide preisgegeben, selten die Menschenwohnungen, auch die volkreicheren Ortschaften ohne ansehnliche Gebäude. Keine Fahrstraße verbindet die Menschen, keine Brücke erleichtert den Austausch der Waaren. Die alten Hellenen zählten den rossebespannten Wagen zu den frühesten Erfindungen, Prometheus selbst rühmte sich:

Damit ich Sterblichen
Der allzugroßen Bürde Wucht erleichterte,
Schirrt' ich das zügelfrohe Roß dem Wagen vor,
Das stolze Bild der überreichen Ueppigkeit.

Heute ist der Wagen ein unbekanntes Ding, elende Saumpferde vermitteln den Verkehr in dem gebirgigen Lande. Sie führen Berg auf und Berg ab, über Felsen und durch Gestrüpp, an Abgründen hin, über Bäche und Flüsse. Der ausgebrannte Boden trägt eine verkümmerte Vegetation, nur in den Schluchten und auf der Höhe des Gebirgs zeigen sich noch zusammenhängende Waldungen. Stundenlang kann man fortreiten, ohne auf menschliche Wohnungen zu stoßen, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen. Selten, daß eine Trümmerstätte an die verschwundene Welt des Alterthums erinnert. Noch seltener sind die Spuren, welche die späteren Jahrhunderte auf diesem Boden zurückgelassen haben. Berge, Flüsse, Ortschaften tragen fremdartige Namen, die an barbarische Zeiten erinnern. Hier hat eine Kette von feindseligen Jahrhunderten nur zerstört, nichts geschaffen. Städte und Dörfer der heutigen Bewohner haben nichts, was das Auge fesseln könnte, sie sind ohne geschichtlichen Charakter. Kein Palast, der noch aus alten Zeiten aufragt, kein Dom, der in der Zerstörung sich gerettet hat. Diese Wohnungen sind wie von heute und gestern, sie dienen dem gemeinen Bedürfniß, in ihnen haust ein ärmliches Geschlecht, das einem harten Boden seine Existenz abringt. Ein verwüstetes Land und ein kümmerliches Volk, das ist Griechenland.

Es ist nicht anders: in Italien ist die Cultur niemals völlig verschüttet worden, in einer Reihe von Metamorphosen hat sie sich bis zur Gegenwart lebendig erhalten. Aus jedem Zusammensturz hat sich ein neues Leben entwickelt; die Trümmerschicht, die das Alte bedeckte, ist selbst wieder ein ergiebiger Boden für neue Pflanzungen geworden. Die mittleren Zeiten, die Renaissance haben eine Fülle von Denkmälern zurückgelassen, so gut wie das Alterthum. Darum sind die künstlerischen Genüsse in Italien so unvergleichlich reicher und mannichfaltiger als auf griechischem Boden. Denn hier fesseln ausschließlich die Reste des Alterthums. Was darauf folgt, ist eine entsetzliche Leere. Mit dem Einsturz der heidnischen Tempel beginnt in Rom eine neue Geschichte, in Hellas hat gleichzeitig alle Geschichte ein Ende. Es ist ein langsames Absterben ohne Hoffnung des Auferstehens. Zuweilen noch ein erfolgreicher Versuch, das rollende Geschick aufzuhalten, ein Aufleuchten,

das dem Untergange Farbe und Stimmung giebt: Hadrian richtet mitten im Verfalle neue Säulenhallen und Tempelbilder auf, Julian haucht den Festspielen neues Leben ein, und die atheniſchen Philoſophen halten tapfer aus in einer Welt, die ſich nicht mehr verſteht. Aber am Ende iſt die brutale Gewalt es müde, auch nur die Schattenbilder der alten Herrlichkeit beſtehen zu laſſen. In erbarmungsloſen Stößen werden vollends die Reſte des geſchichtlichen Lebens verſchüttet, zugedeckt, wie die Trümmer des Zeustempels zu Olympia durch die unaufhaltſamen Anſchwemmungen des Alpheios. Und ſo gründlich iſt die Zerſtörung, daß ſelbſt jede ſchriftliche Kunde von ihr fehlt. Nirgends iſt uns überliefert, wie Delphi und Olympia, wie und wann Argos und Megalopolis von den Barbaren verbrannt und vernichtet worden ſind, und ſo fehlen uns denn auch jene rührenden Trauerklagen, die, über das Schickſal Roms angeſtimmt, uns faſt aus jedem Jahrhundert erhalten ſind, und die in das Werk des deutſchen Geſchichtſchreibers eingeſtreut wie die Chorgeſänge in einem ergreifenden Trauerſpiele wirken. Nur die Steine reden, und nur aus ihrem Zeugniß und aus den wenigen zerſtreuten Notizen, die ſich in mittelalterlichen Schriften erhalten haben, vermögen wir die Schickſale der griechiſchen Städte zu errathen.

Keine Brücke iſt in Griechenland vom Alterthum in die Gegenwart herüber geſchlagen, die Barbarei der Jahrtauſende hat eine tiefe Kluft dazwiſchen gelegt. Das trägt mit dazu bei, den Ueberreſten, die noch vom griechiſchen Alterthum zeugen, eine feierliche, ſtrenge Hoheit zu verleihen: es iſt um ſie gleichſam ein heiliger Bezirk, der die Vermiſchung mit ſpäteren Bildungsformen abwehrt. In ihrer Nähe vergeſſen wir, was in anderen Zeiten die Menſchheit hervorgebracht hat, wir ſind unmittelbar in die alte Zeit verſetzt, nichts Fremdartiges, keine neue Culturſchicht drängt ſich dazwiſchen. In Rom gehen wir den Denkmälern der Republik und der Kaiſerzeit nach, aber auch den Katakomben, den Baſiliken, den Schöpfungen Rafaels, Michelangelos; in Athen iſt die Zeit des Pheidias Alles in Allem. Unendlich einſamer ſteht der Parthenon in der heutigen Welt, als das Coloſſeum, das Denkmal der Kaiſerzeit, die ihre Fortſetzung in der Herrſchaft der Päpſte gefunden hat. Hier auf der Akropolis wollen wir allein ſein mit den Erinnerungen aus des Perikles Zeit. Und mit Recht iſt, nachdem die Propyläen längſt von den entſtellenden Baſtionen geſäubert ſind, im vorigen Jahre auch der fränkiſche Thurm beſeitigt worden, der, auf den ſüdlichen Flügel der Propyläen aufgeſetzt, bis dahin den Parthenon überragt hatte. Auf dieſer geweihten Höhe ſoll nichts das Auge ſtören, was von ſpäteren Jahrhunderten, was von den Händen der Byzantiner, der Franken, der Türken herrührt. Den antiken Reſten zu Rom ſteht es vortrefflich, wenn ſie belebt ſind von Staffage, von heiteren Scenen des Volkslebens, von Bettlern und Hirten, von ſchwatzenden

Digitized by Google

Wasserträgerinnen. Die griechischen Ruinen sehen wir am liebsten frei von Menschenzuthat, in völliger Einsamkeit, so daß kein Laut gehört wird, aber mit freiem Blick hinaus auf das Meer und die nahen Inseln.

Und dennoch, die Gegenwart läßt sich ihr Recht nicht nehmen, auch nicht auf der Akropolis. Ich vergesse den überraschenden Eindruck nicht, als ich zum ersten Mal glückselig über die Höhe schritt, langsam an den goldbraunen Säulen des Parthenon hin, zur Rechten die freie Aussicht auf das Meer und Aegina und die Küste von Argolis, kein Wölkchen am Himmel, ringsum feierliche Stille — so kam ich bis zur Ostspitze des Felsens, als plötzlich ein verworrenes Getöse von der Tiefe heraufdrang; noch ein Schritt weiter, und die Stadt Athen lag in ihrer ganzen Ausdehnung da, eine moderne große Stadt, die mit ihrem Menschenverkehr und ihrer lärmenden Geschäftigkeit plötzlich den Sinn zur Gegenwart zurückzwang. Um das alte albanesische Viertel das hart zu Füßen des Berges liegt, hat sich weithin ein Netz neuer Straßen ausgebreitet. Bis an den Lykábettos hinüber und weiter hinaus, und zur Linken bis an den heiligen Oelwald dehnen sich die neuen Gevierte. Pentelikon und Hymettos haben ihren lange verschütteten Schooß wieder aufgethan, und derselbe Marmor, der den Prachtbauten des Perikles diente, fügt sich zu einer Reihe von neuen Palästen für das Königthum, für die Regierung, für Schulen, Museen und Universität. Eine Militärmusik kommt die Hermesstraße herab, die modernen griechischen Streiter stecken in französischen Uniformen. Drunten am nahen Markt, um den Uhrthurm, den Lord Elgin zur Entschädigung für die Parthenonsculpturen den Athenern geschenkt hat, herrscht noch die albanesische Fustanella und die Pumphose der Inselgriechen vor, aber in den äußeren Quartieren sind sie verdrängt durch die fränkische Kleidung. Moderne Equipagen, im übrigen Hellas ein unerhörtes Ding, rollen die Straße nach Patissia hinaus, und, o Wunder, dort zur Linken, unterhalb des Theseustempels, steigt ein verdächtiger Rauch auf, es pustet wie aus einer Locomotive, und wahrhaftig, es setzt sich in Bewegung, an den neu aufgedeckten Grabstellen der Hagia Triada vorbei, die Reste der langen Mauer entlang, die Themistokles zum Schutze seiner Vaterstadt aufgerichtet hat, dampft es hinaus und der Bahnzug setzt seine Passagiere im Peiräeus ab, wo sie inmitten der Maste der Handelsschiffe den Dampfer der ἀθμοπλοΐα ἑλληνική besteigen.

Und Griechenland ein Land der Todten? Gilt da noch die Klage Hölderlins:

Attika, die Riesin, ist gefallen;
Wo die alten Göttersöhne ruhn,
Im Ruin gestürzter Marmorhallen
Brütet ew'ge Todesstille nun?

Digitized by Google

Ists nicht vielmehr, als wolle die Zeit sich erfüllen, die derselbe Dichter ahnend sah und prophetisch verkündigte, da in die sonnigen Ebenen das Leben zurückkehrt und die Seele den Menschen aufgeht, jugendlich froh, —

Und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den Kindern
Ueberall, o Natur! und, wie vom Quellengebirg, rinnt
Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.

Von diesem ganzen Städtebild, das jetzt der Blick von der Akropolis umfaßt, hat vor fünfundvierzig Jahren kaum eine Spur existirt. Heute wird die Einwohnerzahl auf 50,000 angegeben. Als Ludwig Roß im Jahre 1832 die Stadt betrat, traf er „einen einzigen ungeheuren Trümmerhaufen, eine gestaltlose, einförmig graubraune Masse von Schutt und Staub und von einem Dutzend Palmen und Cypressen überragt, die der allgemeinen Zerstörung widerstanden haben. Ernst nach und nach wurde man gewahr, daß zwischen den Trümmern schon wieder Erdhütten und selbst Häuser stehen, ja daß in der östlichen Hälfte der Ruinen schon eine kleine Stadt wieder erbaut ist.“ Das war der Zustand, in dem Athen aus dem Freiheitskriege hervorging und seine neue Würde als Hauptstadt des Königreichs antrat. Die Mehrzahl der Einwohner sprach das Schkypetarische als ihre Muttersprache. In den ärmlichen Häusern waren Glasfenster noch ein seltener Luxus. Außer Pferden und Eseln trugen Kameele die Lasten durch den Morast den Peiräeus herauf. Die Frauen gingen verschleiert, die Männer trugen zum Theil noch Turbane und gingen im Kaftan, die Häuptlinge hatten den Kopf glatt bis zum Wirbel geschoren. Man muß sich diese Dinge wieder ins Gedächtniß rufen, um zu ermessen, was auf diesem Boden vorgegangen ist, seitdem das griechische Volk von der Herrschaft der Osmanli befreit und sich selbst wiedergegeben ist.

Man kann, wenn man von den Griechen redet, die berühmte ethnographische Streitfrage nicht ganz vermeiden. Zum Glück haben sich im Laufe der Jahrzehnte die Leidenschaften erheblich abgekühlt, und wenn auch noch keine Uebereinstimmung erzielt ist, sind dem Streite doch längst die schärfsten Spitzen abgebrochen. Man wird keine Aristides und Sokrates mehr auf dem classischen Boden suchen, aber man ist auch von jener Ungeduld zurückgekommen, die schon nach etlichen Jahren, als das neue Staatswesen nicht recht in Gang kommen wollte, feierlich decretirte: Griechenland hat die Hoffnungen Europas betrogen!

Seitdem zum erstenmale von dem großen Fragmentisten das ethnographische Problem gestellt worden ist, hat das Material zu dessen Beurtheilung sich beträchtlich vermehrt, und zwar nach zwei Seiten hin, nach rückwärts und nach vorwärts, einmal durch gründlichere Erhebung des geschichtlichen Thatbestandes, dann aber durch die Beobachtung der Zeitgenossen, sofern näm-

Digitized by Google

lich das griechische Volk seit seiner Befreiung nunmehr auf eine halbhundertjährige Existenz zurückblicken kann. Das letztere ist ein gewichtiges Moment, gleichgültig, ob die modernen Hellenen in directer Linie von Deukalion abstammen oder eines Blutes sind mit den interessanten Völkerschaften an der unteren Donau. Es ist um so gewichtiger, als die geschichtlichen Zeugnisse aus dem Mittelalter auf jeden Fall so lückenhaft sind und voraussichtlich bleiben werden, daß sich schwerlich jemals mehr als ein Wahrscheinlichkeitsbeweis darauf gründen läßt. Die Wissenschaft ist nämlich auch heute noch weit davon entfernt, die Schicksale der Griechen im Mittelalter mit der Leidenschaftslosigkeit aufzeichnen und darstellen zu können, wie man uns etwa ihre Schicksale während der Römerherrschaft erzählt. Vielmehr sehen wir die Gelehrten noch immer in der Rolle von Anwälten für die eine oder die andere Meinung begriffen, für die sie ihre Beweismittel aufzubringen bemüht sind. Man findet die Proceßacten neuestens übersichtlich zusammengestellt in dem verdienstvollen Buche von G. Fr. Hertzberg*), der seinerseits an der Seite von Fallmerayers Gegnern seine Stellung nimmt, aber ohne daß seine letzten Resultate für die Verfechter des reinen Hellenenbluts besonders tröstlich klängen. Es sind zwar jetzt dem Fragmentisten eine Menge Irrthümer und Trugschlüsse sonnenklar nachgewiesen, trotz alledem hat man ihm in der Hauptsache nicht gar viel anhaben können. Er selbst hat nach der ersten Hitze des Kampfes seine Hypothese folgendermaßen eingeschränkt und formulirt: „Die einst zwischen dem makedonischen Olymp und der Südspitze des Peloponneses einsässigen, dorisch, attisch, jonisch und äolisch redenden Hellenen wurden in nachweisbarer Zeit auf gewaltsamen Wegen dem größeren Theile nach vernichtet, die Reste aber mit eingewanderten transdanubischen Slaven und anderen Fremdlingen in einer Weise vermischt, gekreuzt und zersetzt, daß die gegenwärtigen Bewohner jener Districte, wenn sie jetzt auch griechisch reden, doch nicht mehr als ächte Nachkommenschaft der alten Bevölkerung zu betrachten sind." Von diesem Ergebniß ist auch nach den neuesten Bemühungen Hertzbergs kaum etwas abzuziehen. Dagegen ist ein anderes unbestreitbar: die Folgerungen, die Fallmerayer aus seiner allgemeinen These ableitete, haben sich als ganz und gar irrig erwiesen. Er behauptet, die heutigen Hellenen seien ein Mischvolk, zu dem die Slaven das größte Contingent gestellt hätten; darin hat er Recht. Er hat aber, hierauf gestützt, zugleich den Griechen die Fähigkeit eines selbständigen und eigenthümlichen Volksthums abgesprochen, und darin hat er Unrecht gehabt.

Die Thatsachen selbst haben ihn widerlegt. Sprache und Gemeingefühl machen die Griechen zu einem Volke, das sich seines Rechts und seiner Be-

*) G. Fr. Hertzberg, Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. Erster Theil. Gotha, Fr. A. Perthes. 1876.

Digitized by Google

sonderheit in wachsender Tiefe bewußt wird. Man kann sagen, die Nationalität ist noch nicht fertig, sie ist noch in der Bildung begriffen, aber das beweist nur für die Stärke und Energie des volksthümlichen Triebs, der aus den Trübungen, die dem Volke aus den früheren Mischungen anhaften, einen reinen nationalen Typus herauszuarbeiten strebt. In der Sprache ist dies vor allem zu bemerken, aber auch in den Sitten, im Verhältniß zur Kirche, in der Politik. Bekannt ist, daß die neugriechische Sprache in unserem Jahrhundert einen Läuterungsproceß durchgemacht hat, der noch immer fortgesetzt wird. Die slavischen Ausdrücke werden ausgemerzt, eine größere Reinheit der Formen hergestellt, die Rückbildung zur classischen Sprache nach Möglichkeit angestrebt. Das ist eine Tendenz, die von den Gelehrten ausgeht und mit Absicht gepflegt wird, die aber beim Volk allmählichen Eingang findet, in demselben Maße, in dem das gedruckte Wort sich verbreitet. Aehnlich ist es mit den Ortsnamen. Die altgriechischen Benennungen tauchen aus Jahrhunderte langer Vergessenheit wieder auf, zunächst, weil die Regierung und die gebildete Classe diese Wiederherstellung begünstigt, aber das Volk selbst kommt diesen Neuerungen, wenn man sie so nennen darf, willig entgegen. Ich habe niemals Morea nennen hören, durchgängig hat sich der alte ehrwürdige Name der Pelopsinsel wieder eingebürgert. Misithra ist durch Sparta, Sinanu durch Megalopolis verdrängt. So ist es in vielen Fällen. Auch der Name Korinth bleibt gerettet, obwohl die Stadt verschwunden ist. Seit dem letzten Erdbeben vor zwanzig Jahren ist nämlich die Stätte, die wie keine andere in ewigem Wechsel Zerstörung und Wiederaufbau erlebt hat, für immer verödet. Den Namen aber haben die Korinther auf ihre neue Ansiedlung am Meere, an der Stelle des kleinen Hafenplatzes Lutraki, eine Stunde nördlich von der alten Stadt, übertragen.

Die griechische Sprache selbst hat vom ganzen Lande Besitz ergriffen. In der ersten Zeit des Königreichs war in Athen noch ein eigenes Tribunal nöthig, um in der wesentlich aus Albanesen bestehenden Bevölkerung der Stadt auf Schkypetarisch Recht zu sprechen. Heute wird man von keinem Bettler anders als in hellenischen Lauten angesprochen werden; höchstens, daß man noch zuweilen mit der Anrede: „Efendi" (Herr) beehrt wird, was sich noch aus der Türkenzeit erhalten hat. Fallmerayer konnte noch behaupten, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung des Peloponneses der Schkypetarenrasse angehöre und ihre Muttersprache rede; heute wird, wer des Neugriechischen mächtig ist, auch bei umherziehenden Hirten nirgends mehr in Verlegenheit gerathen. Ich weiß nicht, ob in Megara die ältesten Leute unter sich noch das Arnautische reden. Ist dem so, so verstehen ihre Söhne das Griechische daneben, und ihre Enkel verstehen es ausschließlich.

Wie wenig hellenisches Blut nach den Umwälzungen des Mittelalters

auch erhalten blieb, das wenige reichte doch hin, um zu verhindern, daß Griechenland heute ein slavisches Land ist, wie Serbien oder Bosnien. So viel blieb immer übrig, um gegen die eingedrungenen Völkerstämme zu reagiren und, wo nicht sie aufzusaugen, doch ein Element der Mischung zu bleiben, und zwar dasjenige Element, das allein eine nachhaltige geistige Triebkraft besaß, wenn diese auch erst nach Jahrhunderten der Entartung selbstbewußt und wirksam wurde. Zwei Epochen sind übrigens entscheidend gewesen, um das Land für das Griechenthum zu retten. Einmal die Unterwerfung der eingedrungenen Slavenstämme durch das byzantinische Kaiserreich, eine Wendung, die im neunten Jahrhundert erfolgte und die Herrschaft des anatolischen Kirchenthums und mit ihm der griechischen Sprache wiederherstellte. Das war eine gewaltsame Umwandlung, die mit Feuer und Schwert vor sich ging, um die gleiche Zeit, da in unserem Vaterland die heidnischen Sachsen dem Christenthum zugeführt wurden. Langsamer geschah die Verschmelzung dieses byzantinischen Griechenthums mit den im vierzehnten Jahrhundert und später in fortgesetzten Zügen eingewanderten Albanesen. Noch in unserem Jahrhundert sehen wir diese Bestandtheile unvermittelt nebeneinander wohnen. Dennoch hat schon im vorigen Jahrhundert die entscheidende Bewegung begonnen, die in unserem Zeitalter dem Ziele sich nähert, eine geistige Bewegung aus dem innersten Grund der erwachenden Volksseele heraus, aber gefördert durch die Bildungseinflüsse aus dem Abendland und den Anstoß, den die Aufklärung und die französische Revolution bis in die Völkerschaften des Ostens gegeben hat. Immer reiner hat sich aus den im Anfange noch ziellosen humanitären Anläufen die nationale Tendenz herausgestellt. Lange vor der Schilderhebung verkündigten die Wortführer der Hellenen, daß die geistige Erhebung der politischen vorausgehen müsse, doch ohne die letztere sich nicht vollenden könne. Der steigende materielle Wohlstand, die energischen Bildungsversuche, dazu die historischen Erinnerungen, das Alles hat in der Stille den Freiheitskampf vorbereitet. Ja dieser hat in gewissem Sinne die Bewegung grausam unterbrochen, sofern er das eigentliche Hellas, dicht vor dem Ziele, abermals zur Wüste machte, so daß die Arbeit nun wieder von Neuem beginnen mußte. Daher die Armuth des Landes und seine gänzliche Verödung, daher die verhältnißmäßig langsamen Fortschritte, denen aber dafür die Zukunft gesichert ist, seitdem die Osmanli gezwungen wurden, den Boden von Hellas zu verlassen.

Nicht ohne Grund beanspruchen die Griechen, daß diese höheren und geschichtlichen Gesichtspuncte nicht übersehen werden inmitten der diplomatischen Zänkereien, deren Gegenstand und Opfer sie bis heute gewesen sind. Daß ihre Sache mit dem Intriguenspiel der europäischen Diplomatie sich vermischte, hat ihr allerdings schließlich zum Durchbruch verholfen, aber es hat ihr zu-

Digitized by Google

gleich in der öffentlichen Meinung unverdienten Schaden gebracht. In diesem Puncte sind die Ansichten, die der Fragmentist mit so einschmeichelnder Beredtsamkeit vorgetragen hat, vielfach die herrschenden geblieben. Man stößt noch immer auf das Vorurtheil, welches die Theilnahme für die Hellenen achselzuckend als eine schädliche Schwärmerei abweist, da ja dieses lästige Volk nur ein Instrument in der Hand des Moskowiters sei. Dafür beruft man sich anscheinend mit gutem Grund auf die seit zwei Jahrhunderten von Rußland planvoll verfolgte Politik, und es ist wahr, seit der Zeit, da Rußland sich wieder an die Erbschaft erinnerte, die ihm von der letzten paläologischen Prinzessin anfiel, hat es nicht aufgehört, die Raja für seine Zwecke aufzustacheln. Unbestreitbar ist, daß auch die Erhebungen des griechischen Volks immer von dieser Seite unterstützt und aufgemuntert worden sind. Aber nicht minder wahr, daß die Hebung und Befreiung der Völkerschaften in der Türkei das einzige Mittel ist, wenn es überhaupt eines giebt, der Ausdehnung des russischen Reiches über die Balkanhalbinsel entgegenzuwirken. Von diesen Völkern ist aber das griechische weitaus das wichtigste, wegen seiner Anzahl und noch mehr wegen seiner Bildungsfähigkeit und seines politischen Instincts, kurz wegen des geistigen Vorrangs, den es in der Raja einnimmt. Das ist nicht mehr eine Hypothese, sondern eine Thatsache, die sich mit jedem Jahrzehnt immer eindringlicher zu erkennen gegeben hat. In Rußland hatte man übrigens doch schon sehr frühe die Empfindung, was das Königreich Griechenland zu bedeuten habe. Es ist fast symbolisch, daß in den allererſten Tagen des jungen schwachen Königreichs ein russischer Diplomat, im Ueberrock, mit der Mütze und Reitgerte in der Hand, am Hofe von Nauplia eine Ungezogenheit versuchte, die vom König Otto würdevoll abgewehrt wurde.*)

Fallmerayer sah im orthodoxen Glauben und im Haß gegen die Lateiner das einzige Band, welches die griechische Nation zusammenhalte, und da dieses Band die ganze anatolische Kirche umschlingt, war ihm Hellas nur ein Bestandtheil der sarmatischen Völkermassen, zu deren Hort sich Rußland, eben mittelst der Kirche, aufgeworfen hat. Mit Hobhouse war er der Meinung, „Volk" im eigentlichen Sinne könne man die Griechen gar nicht nennen, weil sie weniger ein charakteristisch ausgeprägtes, von eigenthümlichem Geist beseeltes und eine Idee repräsentirendes Weltindividuum, als eine von der herrschenden Staatskirche der Osmanli abweichende religiöse Secte darstellen. „Der Lebensheerd des griechischen Volkes," sagt er ein anderesmal, „ist in den beiden Städten Stambul und Moskau versinnlicht, dort athmet und denkt

*) Der Vorfall ist erzählt von L. Roß in seinen Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland. Berlin 1863. S. 50.

Digitized by Google

der Grieche, dort ist sein Altar und sein Prätorium, dorthin wenden sich die Neigungen aller anatolisch Glaubenden von Morea, vom Nilstrome, vom Jordan, vom Orontes, von der palmyrenischen Wüste, von Cypern und Caramanien; dort laufen alle romäischen Pulse zusammen, und von dort gehen sie aus ... Es ist einmal durch die Weltstellung so angeordnet, daß von Archangel bis Cap Matapan ein Glaube, ein Gesetz, eine Praxis, eine und dieselbe bewegende Kraft gelten soll." Man erstaunt, wenn man heute nach vierzig Jahren diese Sätze des Fragmentisten wieder liest. Entweder waren sie schon damals eine geistreiche Uebertreibung, oder es ist seitdem im Volk eine merkbare Veränderung vor sich gegangen. Kann wirklich die Kirche sich rühmen, das allbeherrschende Centrum für die modernen Griechen zu sein? In solchen Dingen, die das innerste Leben eines Volkes betreffen, ist es freilich schwer ein Urtheil zu fällen. Ich kann hier nur von flüchtigen, äußerlichen Wahrnehmungen reden, und was ich sage, soll auch nicht mehr gelten. Aber es sollte mich wundern, wenn genauere Kenner des heutigen Griechenlands nicht gleichfalls den Eindruck gewinnen würden, daß die Kirche daselbst nicht größeren Einfluß ausübt, als sie dies auch in abendländischen Völkern thut. Es giebt gewiß nichts abstoßenderes, als wenn man Leute aus dem Volk in die halbdunkeln, weihraucherfüllten Kirchen schleichen sieht, wo sie auf die Kniee fallen und ein unter Glas befestigtes Heiligenbild oder eine Reliquie mit Küssen bedecken. Allein auch in Deutschland hat man ja nach neueren Erfahrungen nicht eben Grund, mit vornehmer Ueberlegenheit derlei Götzendienst zu bemitleiden. Nahe der wiederaufgedeckten Gräberstraße von Athen traten wir einmal in eine elende Capelle, in der eben Messe gelesen wurde. Mitten unter der Ceremonie riß plötzlich der eine Geistliche seinem Amtsbruder das Gebetbuch aus der Hand und leierte selber weiter. Die Weiber küßten die Heiligenbildchen und wurden von dem schmutzigen Popen, aus einem marionettenkastenartigen Vorhang hervor, mit einem in Wasser getauchten dünnen Kerzchen im Gesicht und an den Händen betupft, worauf jede mit Geräusch eine Kupfermünze auf dem Tischchen, das den Altar vorstellte, niederlegte. Dann kauften sie an der innerhalb der Capelle befindlichen Bude Kerzen, die sie in Leuchter steckten. Gerne trat man aus dem dumpfen Haus des Christengottes wieder ins Freie heraus, um die edlen Marmorbilder zu betrachten, mit denen die Griechen der Vorzeit die Gräber ihrer Angehörigen ausgeschmückt haben. Aber wer hat nicht in Italien dieselben widerlichen Kirchenscenen mitangesehen, und wer wird daraus den Schluß ziehen wollen, daß das italienische Volk nicht zu einem eigenen politisch-nationalen Leben tauge?

Vergebens wird man heute nach den abergläubischen Gebräuchen sich erkundigen, ohne welche, laut den Berichten früherer Reisender, der griechische

Digitized by Google

Schiffer seinem Boote sich nicht anzuvertrauen pflegte. Aber wie es sich mit dem niederen Volke verhalten mag, unter den Gebildeten herrscht genau dieselbe Stellung zur Kirche, wie bei den anderen Völkern des abendländischen Südens: man beobachtet die nothwendigsten Formen und findet sich dadurch mit einem Institute ab, zu dem man kein Verhältniß mehr hat. Es müßte denn nur dem Umstand Gewicht beigelegt werden, daß Einzelne den lieben langen Tag ihre Finger mit dem Rosenkranz spielen lassen. Aber das ist bekanntlich eine ganz mechanische, gedankenlose Gewohnheit. Der Rosenkranz hat genau so viel zu bedeuten wie die Cigarette, mit deren Anfertigung und Verbrauch in ewig erneutem Wechsel die Meisten vom Morgen bis zum Abend beschäftigt sind.

Wer in Athen die Osterwoche zubringt, wird nicht wenig gespannt sein auf die große Procession am Charfreitag, die von den früheren Reisenden als eine großartige und erhebende nationalkirchliche Feier geschildert, ja von Einigen als ein Nachklang der nächtlichen Züge zu den eleusinischen Mysterien in das ehrwürdige Licht uralter Tradition gestellt wird. Ich gestehe, daß ich erstaunt war über den gewöhnlichen, zum Theil würdelosen Charakter dieser Feier. Aus der Ferne gewährten wohl die Menschenhaufen, welche, die Geistlichen und etliche Standartenträger an der Spitze, mit brennenden Kerzen in der Hand sich aus den Kirchen wälzten, und hier schweigsam einherschritten, dort Gebete oder Gesänge murmelten, zusammt den beleuchteten und geschmückten Straßen und den eingestreuten Feuerwerkskünsten ein phantastisches Ganzes. Doch das einzig Erhebende und wahrhaft Feierliche war die Regimentsmusik, die dem Zug vorausschritt und deren langgezogene Trauertöne, begleitet von gedämpftem Trommelschlag, alles Profane zu verbannen schienen, aber es keineswegs thaten. Denn ich sah, daß Manche im Zuge sich recht unheilige Scherze erlaubten. Hier warf Einer Knallfrösche unter die betende Menge, ein Anderer spielte mit der brennenden Kerze dem Vordermann einen Schabernak. Im Zuge selbst waren nach alter Sitte alle Stände vertreten, Städter und Landleute, Officiere, Dienstboten, Weiber und Kinder, aber vieles Volk trieb sich auch müßig auf den Straßen herum und das Publicum auf den Balconen verrieth keineswegs eine innere Erregung. Man sagte mir, daß die einst so hochberühmte Feier mit jedem Jahre an Würde und Eigenthümlichkeit verliere. Das Erfreulichste war, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit aufrecht erhalten wurden, ohne daß Polizei und Gensdarmerie dazu aufgeboten waren. Obwohl die Processionen aus den verschiedenen Kirchen ausgingen und zum Theil durch dieselben Straßen sich bewegten, fand doch nirgends ein Zusammenstoß oder eine Störung statt. Obwohl die ganze Stadt auf den Beinen und viele Häuser völlig leer waren, fürchtete Niemand für sein Eigenthum.

Das war freilich in Athen, das mehr und mehr eine moderne Stadt,

Digitized by Google

ja eine Großstadt wird, in der die nationalen und die kirchlichen Eigenthümlichkeiten sich mit der Zeit nothwendig abschleifen müssen. Ich will deswegen auch darauf kein Gewicht legen, daß die Verurtheilung von ein paar Bischöfen wegen Simonie, die in dieselbe Zeit fiel, besonderes Vergnügen zu bereiten schien. Aber befremdend war uns eine Erscheinung, die auch außerhalb der Hauptstadt zu bemerken war, nämlich, daß die Geistlichen nirgends vom Volke gegrüßt wurden. Man sieht die Mitglieder dieses zahlreichen Standes überall auf den Straßen in ihrer auffallenden, würdevollen Tracht, Barett und langes schwarzes Gewand, fast durchaus ausdrucksvolle und majestätische Köpfe mit langen Bärten. Diese Erscheinungen sollten, wie man denkt, zwiefach die ehrfurchtsvolle Begrüßung herausfordern. Daß sie dennoch unterbleibt und gleichgültig Alles an ihnen vorübergeht, spricht nicht dafür, daß die Ehrfurcht vor den Dienern der Kirche und vor dieser selbst in Griechenland in höherem Flore steht als in anderen Ländern. Wer freilich einmal im Hause eines ländlichen Popen eingekehrt ist und neben rühmlicher Gutmüthigkeit und Gastlichkeit zugleich die völlige Barbarei dieser Leute kennen gelernt hat, die Bauern sind, wie die anderen Bauern auch, nur daß sie zugleich, oft ohne lesen und schreiben zu können, bei den kirchlichen Ceremonien die vorgeschriebenen Gebetsformeln besorgen, der begreift, daß die Hochachtung vor den Trägern des geistlichen Standes in dem Maße sich vermindern muß, in welchem die Werthschätzung der Anfangsgründe des Unterrichts auch bei der Landbevölkerung Eingang findet. So haben wir auch nirgends vernommen, daß das Volk sich nach den einst so zahlreichen und so wichtigen Mönchen sich zurücksehnt. Die Klöster sind längst aufgehoben, ihre Güter zu Zwecken des Volksunterrichtes verwandt, und man befindet sich wohl dabei. Der Geistlichkeit wird nicht vergessen, was sie zur Befreiung des Vaterlandes gethan hat: das Unabhängigkeitsfest wird im ganzen Königreich an dem Tage (25. April a. St.) begangen, an welchem im Jahre 1821 der Erzbischof Germanos von Patras das Zeichen der Erhebung gegeben hat; die Scene ist vielfach im Bilde verherrlicht, und bei den Häuserdecorationen an diesem Tag spielt das Bildniß dieses ehrwürdigen Prälaten oder die Darstellung seiner Heldenthat überall eine bevorzugte Rolle. Aber die Zeiten sind vorbei, da das Kreuz den Hellenen das gemeinschaftliche Symbol für Glauben und Vaterland war. Das nationale Interesse hat sich abgelöst vom religiösen. Es ist den Windeln des orthodoxen Dogmas entwachsen und weiß sich in seinem eigenen Rechte. Das Vaterland beginnt der Kirche den Rang abzulaufen, — ebenso wie es in Italien der Fall ist.

Digitized by Google

Neue Dorfgeschichten.*)

Von E—e.

Die politische Stimmung in Deutschland hatte sich in den Vierziger Jahren dieses Jahrhunderts in Folge verschiedener Einflüsse aus der Erstarrung, in der sie sich in der zunächst vorhergehenden Zeit befunden hatte, erhoben und war wieder eine erregtere und zugleich nationalere geworden. In weiten Kreisen machte sich die Ueberzeugung geltend, daß es sich für die Gesundung des deutschen Volkslebens vor Allem darum handle, den schlummernden und seiner Kraft sich kaum noch bewußten Geist der Nation zu wecken, ihn sich selbst wieder kennen zu lehren, ihm über die eigentlichen Wurzeln des deutschen Lebensbaumes die Augen zu öffnen. Dieser verdienstlichen Thätigkeit wandten sich in erster Linie die Männer der Wissenschaft zu, aber auch die Poesie, welche man wegen ihrer beständigen Abhängigkeit von allen Schwingungen des Zeitgeistes geradezu als einen Gradmesser derselben bezeichnen kann, vermochte sich ihr nicht zu entziehen; auch sie fühlte sich am meisten durch solche Stoffe angeregt, welche in irgend einer Beziehung zu unserem öffentlichen Leben standen; viele ihrer Schöpfungen waren von tendenziös politischen Ideen erfüllt, andere weniger subjective und tendenziöse suchten in Darstellungen des wirklichen Lebens der Gegenwart dem Volke einen Spiegel vorzuhalten, vermöge dessen es sich wieder auf sich selbst besinnen und sich über seine Fähigkeiten wie seine Aufgaben klar werden sollte. Unter den poetischen Erscheinungen der letzteren Art nahmen Auerbachs „Dorfgeschichten", deren erste Bände 1843 herausgekommen sind, keine verächtliche Stellung ein; für ihren Zusammenhang mit der politisch-nationalen Strömung konnte beinahe schon der Umstand als Beleg gelten, daß sie in dem Verlage von Friedrich Bassermann in Mannheim, also unter den Auspicien dieses bekannten Politikers und seines Freundes und Geschäftsgenossen Mathy erschienen.

Ihre Mitarbeit an dem Werke der Erneuerung der Nation verrichteten aber die „Dorfgeschichten" in der Weise, daß sie ihren Stoff aus dem Leben und Treiben deutscher Bauern nahmen und ein frisches Bild in ihrem innersten Kern gesunder und naturwüchsiger Zustände entrollten, welches gegen den sonst allem Anschein nach überall vorhandenen Verfall in höchst erfreulicher Weise abstach; sie deckten eine ungeahnte, verborgene Fülle von Kraft auf, an der

*) Nach dreißig Jahren. Neue Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. 3 Bde. Stuttgart, Cotta. 1876. Erster Band: Des Lorles Reinhard. Zweiter Band: Der Tolpatsch aus Amerika. Dritter Band: Das Nest an der Bahn.

Digitized by Google

sich das Gemüth des Patrioten erquicken und aus deren Vorhandensein er die Zuversicht schöpfen konnte, daß es da, wo der Grundstock des Volkes noch so gesund sei, auch mit den übrigen Schichten desselben nicht so schlimm bestellt sein könne oder wenigstens eine Regenerirung der ganzen Nation leicht möglich sei. Allerdings mußten die Dorfgeschichten auch manche Mißstände und Schäden ans Licht ziehen und die Heilung oder Sühne, welche die poetische Gerechtigkeit für derartige Krankheitserscheinungen fand, war häufig genug noch weit entfernt, auf eine Verwirklichung in der Praxis Aussicht zu haben, oder gehörte überhaupt nur dem Bereiche einer idealen Lösung an; jedenfalls war auch mit dieser Beleuchtung des Uebels der Nation ein Dienst geleistet. Dabei wiesen aber Auerbachs Erzählungen (man vergleiche die Vorrede zum ersten Bande der ersten Gesammtausgabe, Stuttgart, Cotta 1857) jede tendenziöse Absicht ausdrücklich zurück und wußten diese so nahe liegende Gefahr in der That fernzuhalten. Denn obgleich die ganze Haltung derselben durchaus realistisch war, so verriethen sie doch nichts von einer von außen hineingetragenen Idee, sondern das, was sich als der leitende Grundgedanke jeder einzelnen ergab, war der natürliche Ausfluß des Erzählten, erwies sich als der Dichtung immanent und als aus ihr in einem künstlerisch consequenten Aufbau erwachsen, kurz der Charakter des Kunstwerks war durch kein ihm fremdes Element geschädigt. Den realistischen Zug aber durfte man, von seiner politisch-nationalen Bedeutung abgesehen, auch vom ästhetischen Standpuncte aus dem Dichter nicht zum Vorwurf machen, lag doch in ihm, gegenüber der Phantasterei der Romantiker einerseits und dem eine verfälschte Wirklichkeit wiederspiegelnden Salonroman andererseits, auch auf poetischem Gebiete eine Rückkehr zum Gesunden und Natürlichen, ein Wiedererfassen der ureigensten Aufgabe der Dichtung, das wirkliche Leben und nicht eine willkürlich geschaffene Märchenwelt darzustellen; sobald wenigstens diese Darstellung einer phantastischen Welt zum Selbstzweck wird und nicht einen symbolischen oder allegorischen Charakter bewahrt, entfernt sie sich von echter Poesie gerade so weit als die getreue Abconterfeiung des Thatsächlichen ohne eine nach künstlerischen Gesetzen erfolgte Ausgestaltung. Auerbachs Dorfgeschichten hielten die richtige Mitte; seine Gestalten und ihre Erlebnisse erschienen im Großen und Ganzen als vollkommen naturgetreu, aber die Conflicte, in welche sie geriethen, erfuhren eine künstlerische Lösung; nicht die Wiedergabe jedes einzelnen gewöhnlichen Zuges war zur Hauptsache gemacht, sondern das für die Handlung und ihre Ziele Charakteristische stand fast ausschließlich im Vordergrunde; mit dem feinfühligsten Verständniß für seelische Vorgänge und zugleich in meistens sehr treuer Anlehnung an die socialen Bedingungen, unter denen seine Gestalten lebten, ließ sie der Dichter gegen einander handeln und mit oder durch einander leiden. Und doch hatte er gerade in letzterer Hinsicht

Digitized

eine unendlich schwierige Aufgabe zu bewältigen; nur vielleicht der Umstand, daß er selbst ein Kind des Dorfes war, machte es ihm möglich, das innere Leben einer Volksclasse zu verstehen und zu enthüllen, welche sich sonst dem fremden Beobachter gegenüber so sehr in sich zurückzieht und abschließt. Die hierin liegende Schwierigkeit war es denn wohl auch, welche zu einem eigenthümlichen Zuge seiner Darstellungsweise Anlaß gab, zu jenem reflectirenden Tone nämlich, in dem sich nicht nur die eigene Erzählung des Dichters, sondern auch die Gedankenäußerung seiner Helden und Heldinnen oft bewegte. Doch wurde dieser Ton kaum irgendwo lästig, noch störte er die Klarheit des Gesammteindrucks; wo er, wie das meistens der Fall war, in einer an das Sprüchwort streifenden Fassung auftrat oder sich anderer Formen der bildlichen Rede bediente, konnte man ihn überdies als zum Wesen des nicht blos wortreicheren und freier ausgebenden, sondern auch poetischer angelegten süddeutschen Stammes gehörig betrachten. Endlich hat der Dichter seine Virtuosität auch nicht allein in der Zeichnung bäurischer Charaktere entfaltet; die hin und wieder zwischen jenen auftretenden Personen aus anderen, beziehungsweise höheren Gesellschaftsclassen entwickelten eine nicht geringere Lebensfähigkeit und legten für die Gestaltungskraft ihres Schöpfers ein nicht minder günstiges Zeugniß ab. Die Vereinigung so verschiedenartiger Vorzüge mußte daher ihren Träger als einen bedeutenden Dichter erscheinen lassen, und die Schöpfungen Auerbachs gewannen mit Recht in der Gunst des Publicums denen seiner Vorgänger und Zeitgenossen, so weit sie gleich ihm das Gebiet der Dorfgeschichte pflegten, den Rang ab; hier war mehr geboten, als, um nur zwei andere zu nennen, bei Immermann in der vereinzelt stehenden Figur des Hofschulzen oder bei Bitzius in der mitunter nur allzugetreuen Photographie des alltäglichen Daseins; erst seit Auerbach wurde die Dorfgeschichte als ein selbständiger und berechtigter Zweig unserer erzählenden Dichtung anerkannt und später konnte z. B. auch die glänzende Erscheinung Fritz Reuters mit ihrer derber zugreifenden und humoristischen Art der Beliebtheit des älteren Dichters keinen Abbruch thun.

Dies Alles kann indessen wohl nur von den in den vierziger Jahren erschienenen „Dorfgeschichten", einschließlich des „Diethelm von Buchenberg" und des „Lehnhold", in welchen beiden Erzählungen Auerbach vielleicht den Höhepunct seiner Kunst erreicht hat, gelten. Schon die nächsten umfangreicheren Geschichten („Barfüßele" 1856, „Joseph im Schnee" 1860, „Edelweiß" 1861) stehen in mancher Beziehung den früheren nach und zeigen namentlich die ersten Spuren von einer verstärkten Neigung des Dichters zur Reflexion, in dem Roman „Auf der Höhe" aber tritt alsdann in der Zeichnung der Walpurga und ihrer Angehörigen diese Neigung offen als Manier zu Tage; die Art, in welcher sich hier und in anderen späteren Erzeugnissen

Digitized by Google

Auerbachs die Reflexion in dem Munde der Personen breit macht und überhaupt das Gespräch mitunter fast ganz den ruhigen Fluß der Erzählung verdrängt, hat wenig Angenehmes und die Unruhe, in welche die Darstellung dadurch gerathen ist, hat sich selbst dem Satzbau mitgetheilt; der Organismus des Satzes ist nicht selten in lauter einzelne Stückwerke aufgelöst und die kleinen Partikelchen desselben „treten einander", wie Rudolf Gottschall einmal treffend von den Sätzen im „Landhaus am Rhein" gesagt hat, „fortwährend auf die Hacken". Die Anlage zu dieser ganzen Manier war bei dem Dichter, wie oben bemerkt ist, von Anfang an vorhanden; sein Bestreben, den Leser in das Innere seiner Gestalten hineinblicken und ihn die Entstehung der Handlungen aus der Seele deutlich wahrnehmen zu lassen, sowie überhaupt durch treffende Reden zu charakterisiren, führte ihn dann allmählich weiter und weiter und das Uebermaß entstand, als er Personen aus anderen Gesellschaftskreisen nicht mehr blos gelegentlich und zufällig in die Welt der Bauern eingreifen ließ, sondern in dem zuerst erwähnten Roman die beiden Pole des socialen Lebens, die höfische und die bäurische Sphäre, in unmittelbare Verbindung mit einander brachte, ja sie beinahe als gleichwerthig neben einander stellte. Walpurga kann auf keinem anderen Wege als auf dem der fortwährenden Betrachtung zu einem Verständniß ihrer ungewohnten Umgebung kommen und umgekehrt ist auch der letzteren ein Einblick in das Wesen der Bäuerin und ihrer Anschauungen nicht anders möglich, als indem sie dieselbe beständig zu Aeußerungen comparativen und reflectirenden Inhalts veranlaßt. Ganz ähnlich gestaltet sich das Verhältniß im „Waldfried", ja es hat dort in Folge eines neuen, in seinen Anfängen freilich auch schon in den beiden anderen Romanen vorhandenen Momentes einen noch weiteren Umfang genommen. Die pantheistische Anschauung Auerbachs nämlich, welche ja schon aus seinem „Spinoza" hinlänglich bekannt ist, vermag in den Dorfgeschichten dem ganzen Stoffe derselben nach weniger zum Ausdruck zu kommen oder steht in ihnen noch unter der Zucht des künstlerischen Gesetzes; in den Romanen ist das kaum noch der Fall und zu der sich mehr auf dem Boden des Alltagslebens haltenden Bauernreflexion gesellt sich eine zweite, speculativere der vornehmen Kreise; die also verdoppelte Einwirkung erstreckt sich dann allmählich mit ihrem auflösenden und die Geschlossenheit des Kunstwerks schädigenden Einfluß über den ganzen Raum der Dichtung. In diesem Abfall von dem ästhetischen Grundprincip, daß der erzählende Dichter sein Hauptaugenmerk auf die Handlung zu richten hat und diese durch nichts Anderes überwuchern lassen darf, glaube ich den maßgebendsten inneren Grund sehen zu müssen, warum die späteren Dichtungen Auerbachs einen verhältnißmäßig geringeren Erfolg gehabt haben als die früheren, und mit dieser Anschauung

Digitized by Google

von dem Entwickelungsgange, welchen die Muse des Dichters bis jetzt genommen hat, bin ich an sein jüngstes Werk herangetreten.

Die „neuen Dorfgeschichten" werden vom Publicum sicherlich mit großem Interesse aufgenommen werden. Zwar hat das nationale Pathos augenblicklich kaum das Bedürfniß, gerade nach dieser Richtung hin auch in der Poesie seine Befriedigung zu suchen, und hat vielmehr noch reichlich an dem zu zehren, was ihm Auerbach und seine Genossen und Nachahmer vor und seit „dreißig Jahren" dargebracht haben, aber wohl hat der Name des Verfassers einen zu guten Klang, als daß man nicht trotz aller Bedenken von jeder seiner Leistungen einen künstlerischen Genuß erwarten sollte und auf die Art gespannt sein müßte, wie er seinem Stoffe, möge derselbe hergenommen sein, woher er wolle, gerecht geworden ist. Zudem geben sich diese neuen Dichtungen selbst als Fortsetzungen von drei älteren Erzählungen, versprechen also die Bekanntschaft des Lesers mit alten, ihm lieb und vertraut gewordenen Gestalten zu erneuern. In der That sind sie ohne Kenntniß ihrer Vorgängerinnen kaum recht zu verstehen, wenn auch das zwischen beiden bestehende Band mehr ein äußeres ist und mehr darauf beruht, daß an bestimmte thatsächliche Voraussetzungen angeknüpft wird und der Verfasser sich in gewisser Weise die Exposition gespart hat, als daß genau dieselben psychologischen Fäden weiter gesponnen würden. Denn in letzterer Beziehung bildet doch eine jede der neuen Geschichten ein geschlossenes Ganzes; die Personen sind auch nur zum Theil die alten und ihre Handlungsweise zeigt meistens einen dem zeitlichen Zwischenraum entsprechenden Unterschied von ihrer früheren und wird selbverständlich durch mancherlei neue Umstände beeinflußt. Daß der Dichter überhaupt eine derartige Verbindung hergestellt hat, wird aus seiner berechtigten Vorliebe für seine Erstlingsschöpfungen und seiner ebenso berechtigten Voraussetzung, daß dieselben ein Gemeingut der Nation geworden seien, vollständig erklärlich und selbst, wenn er damit zu einer erneuten oder auch erstmaligen Lectüre der drei früheren Geschichten nöthigt, wird ihm der Leser dafür nur dankbar sein können. Bedenklicher erscheint es schon, wenn in den neuen Erzählungen auch die Bekanntschaft mit mancher anderen der alten Dorfgeschichten vorausgesetzt wird, und geradezu unberechtigt, wenn sich diese Annahme auch auf den „Waldfried" ausdehnt und Oberst Ludwig Waldfried ohne Weiteres als alter Bekannter aufgeführt wird; hier läßt die Bequemlichkeit (oder ist es noch etwas Anderes?) den Dichter geradezu einen Compositionsfehler begehen.

„Des Lorles Reinhard" knüpft, wie der Titel deutlich genug sagt, an „die Frau Professorin" an. Lore Reinhard hat nach ihrer Rückkehr in das Heimatsdorf Weißenbach noch dreißig Jahre daselbst gelebt; in einsamer Beschäftigung mit ihrem milden, aber nie ruhenden Schmerz und ihrer nie vergessenen Liebe hat sie nur wenigen Vertrauten, namentlich dem alten Hohl-

Digitized by Google

müller und Wendelins Tochter Malva, einen Einblick in ihr Herz verstattet, sonst aber einer stillen und segensreichen Thätigkeit zur Hülfe der Bedrängten und Nothleidenden obgelegen; in treuen Gedenken an Reinhard ist sie gestorben. Die Nachricht von ihrem Tode ruft diesen, der während der ganzen Zeit im Auslande gelebt und den deutschen Boden nicht wieder betreten hat, mit gebieterischer Stimme nach Weißenbach zurück; das alte Glück steht mit einem Male wieder in den strahlendsten Farben vor seinen Augen und eine unendliche Sehnsucht treibt ihn aus der Betäubung und aus der Welt des Scheins, in der er sich bis dahin fortwährend bewegt hat, in die Nähe der geliebten Todten, um dort sein elendes Dasein, das ihm trotz alles äußeren Glanzes keine Befriedigung zu gewähren vermocht hat, in stillen Gedanken der Sühne und des Friedens zu beschließen. Aber er findet nicht mehr das alte Dorf; ein neues Leben und neue Gestalten umgeben ihn; jugendfrisch und empfänglich, wie er noch ist, hat er, noch ehe er sichs gesteht, die nagenden Empfindungen des Schmerzes und der Reue überwunden und die Hoffnung auf ein zweites, schöneres Glück erfüllt ihn. Allerdings will er dasselbe an der alten Stätte genießen, allerdings empfängt er die zweite Geliebte gewissermaßen aus der Hand der ersten, allerdings verzichtet er auf eine glänzende Stellung in der Nähe des Fürsten, immerhin ist ihm der erste Schiffbruch nicht zu einer warnenden Mahnung geworden und aufs Neue wiegt er sich in Illusionen, die für ihn und Malva gleich gefahrdrohend sind; nur ein zufälliger Tod bewahrt ihn davor, die verhängnißvolle zweite Fahrt antreten zu müssen.

Ein zufälliger Tod, sage ich; nach der Absicht des Dichters soll er freilich wohl mehr als das sein, soll als die tragische Sühne für die Schuld des Helden erscheinen. Denn er erfolgt durch einen Kampf Reinhards mit Fabian, dem Sohne des Stephan und der Broni, um das bekannte Altarbild, welches das Lorle als Madonna darstellt, und diesem Kampfe ist ein leidenschaftlicher Protest Stephans gegen die zweite Verheirathung unter Berufung auf das Lorle, welches durch sein Bild selber anwesend zu sein scheint, voraufgegangen; sein Name ist das Schlachtgeschrei, mit welchem die Gegner Reinhards wider ihn zu Felde ziehen; mit den Worten „Ich danke dir, Lorle" verscheidet Reinhard. Dieser Ausgang hat unstreitig sehr viel Schönes. In der Absicht, sein früheres Unrecht, so weit es überhaupt noch möglich ist, zu sühnen, kehrt der Maler in das Dorf zurück; bald aber ist er wieder auf dem Wege, einen neuen Frevel zu begehen; die Warnungen, welche der Collaborator ausspricht und welche ihm sonst entgegentönen, überhört er; da ereilt ihn jenes Geschick, das er selbst als einen Segen anerkennen muß. Dennoch ist das Moment des Zufälligen nicht hinwegzuleugnen und gerade Stephan und Fabian, der Eine ein engherziger und berechnender Egoist, der Andere

Digitized by Google

ein armer Blödsinniger, an dessen Blödsinn freilich Reinhard auch schuld sein soll, sind am wenigsten dazu berufen, sich zu Vertretern des Lorle aufzuwerfen und das Urtheil der poetischen Gerechtigkeit zu vollstrecken. Ferner ist das Schuldbewußtsein Reinhards nur sehr schwach angedeutet; die Katastrophe bricht herein, ehe ein Fallen der Handlung sichtbar wird, und man möchte es bedauern, daß dem Collaborator keine activere Rolle zugewiesen ist. Im Uebrigen bewährt Auerbach, was den Aufbau der Handlung, die Zeichnung der Charaktere, die psychologische Herleitung der einzelnen Vorgänge betrifft, auch in dieser Dichtung die alte Meisterschaft und, obgleich wir es nur mit einer Variation eines alten Themas zu thun haben, fühlen wir uns doch, und zwar nicht blos durch die vielen sehr geschickt angebrachten Detailzüge, in einer neuen Welt. Ob es freilich gerathen war, gerade Reinhard wieder mit einer derartigen Rolle zu betrauen, ist eine andere Frage; der Dichter zerstört damit in gewisser Weise die Hoffnung, welche derjenige Leser, der nicht nur auf Reinhards Seite eine Schuld sieht, am Ende der alten Erzählung hegen darf, daß die freiwillige Entfernung des Lorle auch für ihren Gatten nicht allein eine Befreiung von einem unnatürlichen Verhältniß, sondern auch der Anlaß zu einer inneren Läuterung und das Mittel zu einem entsprechenden äußeren Glück sein könne; auch will mir das Bild, welches der Dichter am Eingang der neuen Erzählung von Reinhard entwirft, als zu schwarz gefärbt erscheinen, wenn man anders aus den gegebenen Andeutungen einen bestimmten Schluß ziehen darf, und die Figur der Angela möchte ich am liebsten ganz entfernt wissen. Malva erinnert mit der ihr eigenthümlichen Mischung von Naivetät und Intuition, wie schon von anderer Seite hervorgehoben ist, an die Martella im „Waldfried", doch ist sie ruhiger und zurückhaltender als diese; in ihrem Verhältniß zu Reinhard ist sie der passivere Theil und die ganze Schuld für die Herbeiführung desselben fällt auf den Maler. Am wenigsten aber, glaube ich, können in „des Lorles Reinhard" die Sprechweise und die Gestaltung des Einzelnen gefallen; hier ist überall jene oben charakterisirte Manier und bei der Lectüre selber kommt man in Folge dessen zu keinem rechten Behagen; die Personen haben alle gar zu kluge Gedanken und die tiefsinnigen Erörterungen des Collaborators sind oft für seine Charakterisirung wie für den Fortgang der Handlung gleich zwecklos.

Weniger direct als bei der ersten Erzählung ist bei der zweiten, „Der Tolpatsch aus Amerika", die Anknüpfung an ihre Vorgängerin; hier kommt nicht der Tolpatsch selber aus Amerika zurück, sondern schickt vielmehr seinen Sohn in die alte Heimath, damit er die Geburtsstätte und die Verwandten des Vaters, sowie das ganze deutsche Leben kennen lerne und sich außerdem eine Frau von heimathlicher Abstammung mitbringe. Somit ist hier auch keine Rede von einer tragischen Verwickelung und ein Conflict wird allein

durch die Schwierigkeiten hervorgerufen, welche sich der Wahl einer Braut entgegenstellen. Während der Vater eine Schwiegertochter aus dem Hause des Ivo und der Emmerenz zu haben wünscht und sich ausdrücklich die Wahl einer Tochter seiner untreuen Geliebten, des Marannele, verbittet, hat es das junge Marannele dem jungen Aloys sofort angethan und nur aus Gehorsam wagt er nicht gleich das entscheidende Wort auszusprechen, sondern sieht sich zuvor auch im Hause des Ivo um. Glücklicherweise giebt ihm die verständige Ignazia einen Korb und, als er dann durch die Vermittlung von Ludwig Waldfried einen Brief seines Vaters enthält, worin dieser aus freien Stücken den vorhin erwähnten Widerspruch aufgiebt, kann er sich getrost das geliebte Marannele holen und mit ihm in die neue Heimath jenseits des Oceans zurückkehren. Einigermaßen verschärft wird der Conflict dadurch, daß sich Aloys bereits, ehe er vor Ignazia tritt, durch ein Geständniß seiner Liebe an das Marannele gebunden hat, aber durch das unangenehme Wesen der Mutter und einen anderen, mehr zufälligen Umstand an ihm und seiner Neigung irre geworden ist; so bringt er seine Werbung bei Ignazia mit einem recht getheilten Herzen an und hat auch nach ihrer Zurückweisung seines Antrags noch einen weiteren Kampf mit sich zu bestehen, bis das Gefühl der ersten Neigung wieder siegreich die Oberhand gewinnt und ihn nun auch in den Stand setzt, sich mit einem offenen Bekenntniß an seinen Vater zu wenden; daß dieser ihm mit seiner Einwilligung zuvorkommt, nimmt dem Entschlusse des Sohnes nichts von seinem Werth.

Das ist eine ganz schlichte Fabel, aber sie ist recht hübsch erfunden und recht anmuthig durchgeführt. Die Hauptpersonen sind von allerlei Nebenfiguren umgeben, so daß sie sich durch den Gegensatz deutlicher abheben, wie dies z. B. bei Aloys durch den Ohlreit und bei dem Marannele durch seine Mutter bewirkt ist; mancherlei retardirende Momente erhöhen die Spannung und geben der sonst so einfachen Oekonomie der Handlung eine etwas größere Fülle; im Hintergrunde steht immer das alte ehrliche Gesicht des Tolpatsch und viele Fäden der Erinnerung verbinden die neue Welt mit der alten und die Geschichte vom Sohne mit der vom Vater. Gewisse Zuthaten der Manier muß man freilich auch hier mit in den Kauf nehmen und bei den aus anderen Geschichten entlehnten Gestalten möchte man im Interesse der weniger bewanderten Leser wünschen, daß der Verfasser etwas mehr von ihrer Vorgeschichte erzählt und ihre Charakteristik etwas breiter angelegt hätte. Vollkommen verständlich sind dagegen, und das ist die Hauptsache, die Charaktere des Helden und der beiden Heldinnen; der Amerikaner Aloys unterscheidet sich merklich von den Deutschen, in deren Mitte er tritt, und kann doch die ursprüngliche Abstammung nicht völlig verleugnen; die Mädchen sind grundverschieden und doch beide gleich werth geliebt zu werden.

Digitized by Google

Wieder ganz anderer Art ist die dritte Geschichte, „das Nest an der Bahn". Sie beginnt mit einer Stelle aus dem Schlußcapitel der „Sträflinge" und führt uns dann in das dort erwähnte Bahnwärterhäuschen, in welchem Jacob und Magdalene ihr neues Heim gefunden haben. Hier durchleben wir mit den beiden Gatten und ihren Kindern die ganze Zeit von 1846 bis 1876 und sehen zwei oder drei Generationen an uns vorüberziehen. Diese Form der Erzählung vermag ich um deswillen nicht für glücklich gewählt zu halten, weil der Zeitraum zu lang ist, als daß sich die Ereignisse um eine im Mittelpunct stehende Handlung gruppiren könnten, und die Continuität nur in den beiden Personen liegt, so daß weder eine gewisse Zerfahrenheit noch eine gewisse Einförmigkeit recht zu vermeiden gewesen sind; wir sehen vielerlei Vorgänge, aber die meisten nicht unmittelbar, sondern mit den Augen von Jacob und Magdalene und alle nur unter derselben Beleuchtung. Allerdings hat sich der Dichter doch von einer anderen Seite her als Meister in der Behandlung des Stoffes gezeigt, hat doch eine Art von Mannichfaltigkeit hervorzubringen gewußt. Einmal nämlich wachsen die beiden Gatten in Auffassung und Haltung sichtlich und ihre scheue Zurückhaltung weicht unter dem sanften oder harten Zwange der Verhältnisse immer mehr einem ruhigen und zuversichtlichen Gottvertrauen; sodann hat wenigstens das letzte Drittel der Geschichte, welches für sich allein den kürzeren Zeitraum von etwa 1871 ab umfaßt, dadurch eine engere Einheit bekommen, daß die Herzensgeschichte Albrechts im Vordergrunde steht. Albrecht ist der jüngere Sohn des Bahnwärters; ein älterer, Emil, verkommt, obgleich sich der schon aus den „Sträflingen" bekannte Doctor Heißer, der immer der Schutzgeist der Familie bleibt, in der edelsten Weise seiner annimmt; die älteste Tochter verheirathet sich mit einem Missionär, eine zweite mit dem Eichhofbauer und eine dritte mit dem Substituten und Nachfolger ihres Vaters. Die schwersten Augenblicke haben die beiden Alten jedesmal dann durchzumachen, wenn es sich um die Verheirathung eines der Kinder handelt; denn alsdann müssen sie als ehrliche Menschen und wenn sie nicht fürchten sollen, daß später großes Unheil entstehe, die eigenen Kinder oder doch deren dereinstige Gatten mit ihrer Vorgeschichte bekannt machen, die, so hart und so lange sie auch gebüßt ist, doch stets noch furchtbar schwer und zu solchen Zeiten am schwersten auf ihnen lastet; immer stehen dabei die ungefährdete Existenz ihrer Kinder und ihr eigenes Vertrauensverhältniß zu ihnen auf dem Spiele und immer muß aufs Neue die Frage entschieden werden, ob die ehemaligen Sträflinge auch in den Augen ihrer Mitmenschen als entlastet gelten. Am gespanntesten wird die Situation, als Albrecht, der Techniker geworden ist, die Neigung von Theodora Hornung gewonnen hat und so ein Zusammenstoß mit dem Großvater der Braut, dem ehemaligen Oberamtsrichter, welcher die Unter-

Digitized by Google

suchung gegen Jacob geführt und ihn so grausam behandelt hat, in Aussicht steht; manche günstige Umstände, insbesondere die Entschiedenheit Theodoras, die Einwirkung des mit dem nunmehrigen Staatsrath immer noch befreundeten Heißer und nicht zum geringsten Theile die innerlich edle Gesinnung des Widerstrebenden selbst, bringen indessen die gewünschte Lösung zu Wege und damit sind auch die beiden Sträflinge an einem Ziele angelangt, dessen Erreichung sie früher für unmöglich halten mußten und doch zumeist sich selbst und ihrer ernsten Arbeit an sich und ihren Kindern verdanken. Sie verlassen jetzt das Nest an der Bahn und ziehen auf Heißers Gut, um dort ihr Leben in Ruhe und Sicherheit zu beschließen.

Die Befriedigung, welche der Leser am Ausgang dieser Dichtung empfindet, hat ihren Grund vielleicht weniger in ästhetischen als in ethischen Momenten; denn gegen die künstlerische Seite der Erzählung müssen auch noch manche andere Bedenken als die oben erwähnten erhoben werden. Es sieht doch etwas gesucht und tendenziös aus, daß gerade zwischen den Familien des Staatsraths und des Bahnwärters ein verwandtschaftliches Band geknüpft wird; die Verheirathung der jungen Lena mit dem Missionär geht etwas gar zu hastig vor sich; die Persönlichkeit Albrechts entwickelt sich zwar in den ersten Stadien verständlich vor unseren Augen, nachher aber verlieren wir ziemlich lange Zeit die Fühlung mit ihr. Natürlich hängt das, wie die Charakterzeichnung überhaupt, mit der einmal gewählten Darstellungsform zusammen; nur bei Jacob und Magdalena kann man von mehr als einer Skizzirung sprechen; die übrigen Personen sind nur in ihren Umrissen gezeichnet, zum Theil freilich mit sehr markigen und wirksamen Strichen, so daß wir selbst von solchen Nebenfiguren, wie Emil oder den Frauen Süß und Essig, ein ganz anschauliches Bild bekommen. Das reflectirende Element nimmt wieder einen recht breiten Raum ein, da der Charakter der beiden Gatten stark auf Beschaulichkeit angelegt ist und außerdem ihr Schicksal sie fortwährend zur Selbstbetrachtung und Selbstprüfung auffordert; dadurch, wie durch die lockere Oekonomie des Stoffes, hat auch diese Erzählung etwas recht Unruhiges bekommen. An vielen Stellen kann man jedoch seine rechte Freude haben, sei es, daß sie durch ihre feine Seelenmalerei überhaupt ansprechen, sei es, daß sie den so vortrefflichen Grundgedanken des Dichters von der inneren Befreiung, die sich allmählich an den Sträflingen vollzieht, besonders klar zu Anschauung bringen.

Wie man sieht, sind die drei Geschichten trotz der Gemeinsamkeit des Ausgangspunctes sowohl in Bezug auf ihre Grundidee als auch in Betreff der Ausführung sehr von einander verschieden, eine Eigenschaft, welche in hohem Grade für die ungeminderte Erfindungs- und Gestaltungskraft Auerbachs spricht. Trotzdem ist natürlich der allgemeine Typus derselbe und der Unter-

Digitized by Google

schied, der zwischen einer jeden und ihrer Vorgängerin besteht, der gleiche. In allen dreien machen sich der große zeitliche Zwischenraum und der noch größere Abstand in den Culturverhältnissen bemerkbar. Nicht als ob die Naturanlage der Bauern mit einem Male eine andere geworden wäre, aber sie leben doch unter wesentlich veränderten Bedingungen und durch die ungeheure Umwälzung, welches dieses eine Menschenalter in der Welt und zumal in unserem Vaterlande hervorgebracht hat, ist auch bei ihnen so vieles neu, so vieles besser geworden, daß sie die Welt mit anderen Augen ansehen als ihre Väter. Freilich haben wir in allen drei Erzählungen, denn auch darin stimmen sie überein, nicht mehr, wie in den älteren Dorfgeschichten, vorzugsweise Bauern vor uns oder es tragen wenigstens manche von denen, die sich so nennen, ein vornehmeres Kleid; wie die Kinder eine bessere Bildung erhalten und in die Fremde hinausgeschickt werden, so hat auch das Dorfleben selbst sein ausschließendes und verschlossenes Dasein zum guten Theil aufgegeben. „Das Dorf an der Eisenbahn," sagt Auerbach in der Vorrede zu „des Lorles Reinhard", „könnte ich vorliegende und fernere sich anschließende Erzählungen betiteln" und charakteristischer Weise beginnen auch die beiden ersten Geschichten, wie es sich bei der dritten von selbst versteht, mit einer Scene an der Bahn; dieser eine äußere Umstand ist ein deutlicher Hinweis auf die großen Umgestaltungen, welche auch das bäuerliche Leben erfahren hat, und in ähnlicher Weise läßt der Dichter auch die tiefgreifenden Einflüsse des Jahres 1870 überall herantreten. Unverändert aber ist, obgleich ihr gerade durch die neuen Verhältnisse manche Gefahren drohen und obgleich sie vielfach neue Formen angenommen hat, die Innigkeit des deutschen Gemüthslebens geblieben und in der ungeschwächten Kraft, sie darzustellen, hat sich der Dichter ebenfalls die alte gute Art bewahrt. In Betreff der psychologischen Entwickelung, der liebevollen Versenkung in das individuelle Leben, des Verständnisses der geheimen Regungen der Seele stellen sich die neuen Dorfgeschichten den alten ebenbürtig an die Seite. Anderentheils aber ist in allen dreien von dem, was ich wiederholt als Manier bezeichnet habe, gleichfalls ziemlich viel wahrzunehmen, wenn auch die Sprache vielleicht weniger zerhackt ist und der Ton seltener etwas so geradezu Gespreiztes hat, als in einzelnen der zunächst vorhergegangenen Schöpfungen Auerbachs. Uebrigens hängt das Gefallen oder Mißfallen bei dergleichen Dingen sehr von der individuellen Empfindung des Lesers ab und, was dem Einen oder Anderen den ganzen Genuß verderben kann, mag manchem gegen die vielen Vorzüge als unwesentlich erscheinen. So wird es namentlich mit den zahlreichen reflectirenden Bestandtheilen dieser Dichtungen sein, welche nach meinem Geschmack nicht selten den reinen künstlerischen Eindruck stören. Allerdings wird im Großen und Ganzen so ziemlich alle Welt den vorgetragenen Ansichten zuzustimmen ver-

Digitized by Google

mögen oder sich wenigstens durch dieselben zu keiner erregteren Polemik veranlaßt fühlen. Denn mit dem Namen eines einseitigen Pantheismus darf man die Weltanschauung, welche in den neuen Dorfgeschichten zum Ausdruck gelangt, schwerlich bezeichnen, so stark auch diese Richtung z. B. in den Ergüssen des Collaborators vertreten ist; in dieser Hinsicht kommt einerseits das positiv christliche Element zu gut zu seinem Recht (ich erinnere nur an den Missionär in dem „Nest an der Bahn") und bewegen sich andererseits die Erörterungen zu überwiegend auf den praktischen Gebieten des Lebens, als daß man von einer derartig tendenziösen Betonung eines einzelnen philosophischen Systems reden dürfte. Jedenfalls werden in diesen einfachen Erzählungen, wenn auch meistens nur in der knappen Form des Gesprächs, die mannichfaltigsten und entlegensten Verhältnisse des modernen Lebens berührt; bald finden wir eine philosophische Betrachtung, bald eine politische oder volkswirthschaftliche Erörterung, bald auch einen patriotischen Dank- und Triumphgesang. Immer aber reden, das muß man bei allen ästhetischen Bedenken zugeben, durch die verschiedensten Organe, aber mit gleichem Ernst und mit gleicher Wärme ein reicher und vielseitig gebildeter Geist, ein lebens- und herzenskundiger Verstand, eine warme Empfindung für das Gute, Wahre und Schöne von den Blättern dieser Geschichten zu uns und immer verkündigen sie das Evangelium der Humanität.

Ein Besuch bei Goethe.

Von Julius Wiggers.

Einen Besuch, welchen meine Eltern mit mir und meinem Bruder Moritz am 11. October 1828 auf der Durchreise in Weimar bei Goethe unternahmen, habe ich unter Benutzung eines Reisetagebuchs meiner Mutter und nach eigener Erinnerung in einer kleinen Schrift beschrieben, welche ich dem Andenken meines Vaters, des Oberconsistorialraths und Professors der Theologie zu Rostock Dr. G. F. Wiggers, nach dessen Hinscheiden am 4. Mai 1860 widmete. Diese Schrift — betitelt: Dr. Gustav Friedrich Wiggers. Ein Denkmal. Leipzig, Verlag von Ad. Lehmann. 1861. — war kaum erschienen und erst in wenigen Exemplaren verbreitet, als in Folge der Auflösung des lehmannschen Verlagsgeschäftes der noch auf Lager befindliche Vorrath an Exemplaren spurlos verschwand, so daß ich selbst später ungeachtet aufgewandter Mühe außer dem einen in meinem Besitz befindlichen Exemplar kein zweites mehr habe erlangen können. Dies wird es vielleicht rechtfertigen,

Digitized by Google

wenn ich als wenn auch unbedeutenden, doch noch so gut wie unbekannten und bei dem berechtigten Eifer, mit welchem die Verehrer Goethes auch die kleinen Züge aus dem Leben des großen Dichters aufsuchen und sammeln, der Kenntniß werth erscheinenden Beitrag zu seiner Charakteristik den Bericht über jenen Besuch aus seiner bisherigen Verborgenheit hervorziehe und hier nochmals veröffentliche. Das „Denkmal" ist ohne meinen, im übrigen aus dem Inhalt sich von selbst ergebenden Namen erschienen; daraus erklärt sich, daß dieser, wo er in der kleinen Schrift vorkommt, in der Form der dritten Person auftritt.

Eine Reise, welche G. F. Wiggers mit seiner Gattin und seinen beiden Söhnen, Julius und Moritz, damals siebzehn und zwölf Jahre alt, am 2. September 1828 antrat und deren Zielpunct das auf dem Umwege über Berlin und Dresden aufgesuchte Schulpforta war, wo der ältere der beiden Söhne als Alumnus der Anstalt abgesetzt werden sollte, führte auch nach Weimar, wo die Reisenden am Sonnabend Vormittag, den 11. October, ankamen. „Die Werke Goethes hatten in mancher stillen abendlichen Stunde den Gegenstand der Vorlesung nnd Besprechung im Wiggersschen Familienkreise gebildet, und der Wunsch, den großen Dichter von Angesicht kennen zu lernen, war durch die Verehrung nahe gelegt, von welcher alle Mitglieder der Familie gegen ihn erfüllt waren. Der Versuch ward zur guten Stunde gewagt. Zunächst fragte Wiggers nur für seine Person schriftlich bei Goethe an, ob es erlaubt sei, ihm einen kurzen Besuch abzustatten. Er ward sogleich, zu Mittags zwölf Uhr, angenommen. Es war dabei aber noch auf weiteres abgesehen. Wiggers hatte ein Gedicht seiner Gattin auf den Weg genommen, mittelst dessen auch sie sich um die Gunst bewarb, dem Dichter persönlich ihre Huldigung darzubringen. Es dauerte auch nicht lange, so kehrte Wiggers mit der freudigen Botschaft zu seiner Gattin zurück, daß Goethe ihm aufgetragen habe, sie sogleich zu ihm abzuholen. Als Supernumerarien glaubten die Eltern nun auch die beiden Söhne mitführen zu dürfen. Erwartungsvoll stellte sich die Familie in Goethes Empfangszimmer auf. Wenige Secunden verflossen, da öffnete sich die Thür des anstoßenden Zimmers und die hohe würdevolle Gestalt mit der breiten gewölbten Brust, der erhabenen freien Stirn, dem glänzenden Auge und dem weißen Lockenhaar, in schwarzer, mit einem silbernen Stern verzierter Kleidung, schritt in aufrechter Haltung den sich vor ihm tief Verneigenden mit freundlichem Willkommen entgegen. Dem Anscheine nach durch die Vollzähligkeit, in welcher die Familie bei ihm erschienen war, nicht so sehr überrascht als erheitert, führte er die Frau Wiggers zu einem Sopha, auf welchem er sich neben ihr niederließ, während die Uebrigen vor dem Sopha im Halbkreise sitzend die Gruppe abschließen mußten. Die Unterhaltung kam bald auf den Anlaß der Reise und auf Schulpforta.

Digitized by Google

Mit vieler Theilnahme ließ Goethe sich von den Einrichtungen dieser Schulanstalt erzählen, wobei die Mutter mit dem Ausdruck der Besorgniß wegen der Strenge der klösterlichen Disciplin nicht zurückhielt. Er hörte mit Aufmerksamkeit die Darstellung an und schien die Sorge nicht unberechtigt zu finden. Gütig wandte er sich dann zu ihr mit der Bemerkung: „Hätte ich über Sie zu bestimmen gehabt, so würde ich Ihnen entschieden abgerathen haben, einen Blick in die inneren Einrichtungen der Anstalt zu werfen. Eine Mutter, die in Liebe gewohnt ist, ihr Kind als Ganzes in ihrem Hause zu sehen, wird es nur mit Sorge einer Anstalt übergeben, wo es nur ein unbedeutender Theil des Ganzen ist." Im Uebrigen verhielt er sich in gewohnter Weise mehr fragend als sich mittheilend. Seine Erkundigungen bezogen sich unter anderem auf die Familie des Dichters Kosegarten. Beim Abschied wandte er sich an den ältesten Sohn mit der wohlwollenden Einladung, bei einem etwanigen späteren Ausfluge von Schulpforta nach Weimar seines Hauses zu gedenken, welches ihm stets offen stehen werde. Er geleitete dann die sich Verabschiedenden bis an die Thüre und richtete hier mit den Worten „Wolf, begleite!" an seinen im Zimmer herumlaufenden Enkel Wolfgang die Aufforderung zur Fortsetzung dieses Höflichkeitswerkes. Noch durch die offene Thüre gab der alte Meister den Fremden die Versicherung auf den Weg, daß er sich nach ihnen erkundigen wolle, so oft sich ihm dazu Gelegenheit bieten werde.

„Kaum war die Familie wieder im Gasthof angelangt, als ihnen noch eine Botschaft des Dichters auf dem Fuße folgte. Der kleine Wolfgang von Goethe trat ein und überreichte der freudig überraschten Frau Wiggers im Auftrage seines Großvaters ein Kästchen, eine Medaille von Bronce mit dem Brustbilde Goethes enthaltend, nebst einer Visitenkarte von diesem. Goethe ließ dabei die Bitte aussprechen, sich dabei seiner oftmals zu erinnern."

So lautet mein Bericht in der vor sechzehn Jahren veröffentlichten kleinen Schrift. Beides, die Visitenkarte und die Medaille, bewahre ich noch jetzt als werthe Andenken. Erstere enthält Namen und Titel in lateinischer Cursivschrift: „Großherzoglich Sachsen-Weimarscher wirklicher Geheimrath und Staatsminister von Goethe" und auf der Rückseite, mit Bleistift von Goethes eigener Hand geschrieben, gleichfalls mit lateinischen Buchstaben, die Adresse: „Frau Dr. Wiggers". Die Medaille, vier Centimeter im Durchmesser, trägt auf der Vorderseite den vortrefflich geschnittenen Kopf des Dichters, mit reichem, lockig an der Schläfe und hinten herabwallenden Haarwuchs, seitwärts den Namen Goethe, unterhalb den Namen des Formschneiders A. BOVY F. 1824. Auf der Rückseite sieht man einen fliegenden Adler, der mit den Krallen einen Lorbeerzweig hält.

Digitized by Google

Dinkelsbühl.

Von Friedrich Lampert.

Wie Rotenburg an der Tauber stand auch Dinkelsbühl einst auf der Höhe staatlicher Eigenmacht und Selbständigkeit und auch sie ist längst von dieser herabgestiegen und ein stilles Provinzalstädtchen geworden. Und doch hat sie noch viel Lebenskraft und Lebensberechtigung in sich. Noch blüht das Gewerbe in ihr, noch haben ihre Wollenfabrikate im In- und Ausland denselben guten Klang, wie vor fünfhundert Jahren, da Ludwig der Baier das Privilegium ertheilte, daß die zu Dinkelsbühl gemachten und gemessenen grauen Tücher nirgends nachgemessen werden dürften, und gewiß kann die Stadt den guten Klang ihrer Gegenwart und Vergangenheit auch der Zukunft überliefern, nachdem sie, in allerneuester Zeit freilich erst, auch in das bairische Schienennetz eingezogen ist, welches leider gerade gegen die Verkehrsbedürfnisse solcher Städte, wie Rotenburg, Dinkelsbühl und anderer, die dem Lande sehr viel zugebracht haben, sich lange sehr spröde verhalten hat.

In rothem Felde drei goldene Kornähren auf drei silbernen Hügeln — das ist das Wappen von Dinkelsbühl, ein „redendes Wappen", wie es die Heraldik nennt, denn aus ihm läßt sich in diesem Falle schließen, daß die Stadt es aus dem hier häufig gebauten und gut gerathenden Dinkel und ihrer Lage auf drei Hügeln, „Büheln" abgeleitet hat. Mit dem „Dinkel" läßt sich auch ganz gut der „Dinkelbauer" in Verbindung bringen, welcher in längst verschollenen Tagen alldort einen anständigen Bauernhof besessen, später an denselben eine Capelle und dann gar ein Kloster, das nachherige Karmeliterkloster, angebaut haben soll und so, da sich an seine Siedelung immer mehr andere anschlossen, der Romulus Dinkelsbühls geworden ist, ein Bauer der Gründer einer freien Reichsstadt.

Einen etwas höheren Flug nimmt eine andere Gründungssage, welche so ziemlich gleich zu Anfang die nun bescheiden die Ostmauern bespülende Wörnitz mitten durch die Stadt fließen und diese in zwei gleich große und häuserreiche Quartiere theilen läßt. Wenn wir uns nun die eine dieser mächtigen Stadthälften wegdenken, dann stehen wir ganz sicher auf historischem Gebiet. Zuerst wird die Stadt erwähnt, als Kaiser Heinrich VII. den Beamten von Dinkelsbühl, Rotenburg, Nördlingen und Donauwörth verbot, den Abt des Klosters Ahausen oder einen seiner Geistlichen in einer bürgerlichen oder peinlichen Sache vor ein weltliches Gericht zu laden. Jedes Jahr, welches seitdem von Dinkelsbühl weiterhin Erwähnung thut, bezeichnet fast immer eine neue Phase in seiner immer mehr zunehmenden Entwickelung, bis wir es 1351 von den immer eifersüchtige

Digitized by Google

Händel mit ihm suchenden und es oft als Pfand in Besitz nehmenden Grafen von Oettingen mit 7200 Pfund Heller für alle Zeiten losgekauft und dann zur freien Reichsstadt erhoben sehen. Immer neue kaiserliche Privilegien bestätigen die reichsunmittelbaren Rechte der Stadt, gewähren ihr Befreiung von Reichssteuern und Schatzung und schenken ihr zwei offene und nicht unbedeutende Messen.

Aber wie es nach außen treu an die Kämpfe, Bündnisse und Fehden der anderen Reichsstädte sich anschließt, so macht Dinkelsbühl auch deren innere Geschichte normal oder abnorm durch, wie es eben kommt, und hat namentlich 1387 eine stattliche Revolution durchzukämpfen, indem die Bürger nach dem Beispiel Augsburgs den bisher rein aristokratischen Rath nöthigen, zwölf Personen aus den sechs Zünften und einen Bürgermeister zu den dreißig Patriziern hinzuzunehmen. Die bedeutendsten Streitigkeiten, die oft recht fühlbar die Kraft nach außen und innen lähmten, hat Dinkelsbühl auf confessionellem Gebiet ausgefochten, nachdem es schon 1532 der Reformation zugefallen war. Die einzelnen Wandlungen der daran sich knüpfenden langjährigen, erst 1690 durch den sogenannten öttingischen Rezeß ausgeglichenen Conflicte aufzuweisen, ist hier nicht der Ort. In den Kriegsläuften hat Dinkelsbühl immer schwer gelitten; sonderlich war 1632, da es die Schweden besetzt hielten, und 1634, als es Piccolomini nach harter Beschießung einnahm, die Noth groß. Das Gedächtniß dieser Zeit wird heute noch in einem hochinteressanten Jahrestag, der „Kinderzeche", festgehalten. In altschwedischer und altdeutscher Tracht, zu Roß und zu Fuß, mit Trommeln und Pfeifen ziehen die Kinder aus, altvererbte Weisen singend und Sprüche sagend und so in hoher Freude den Preis damaliger Errettung feiernd.

Auch die Kriege der neueren Zeit zogen den Stadtsäckel in Mitleidenschaft und so war es kein Wunder, daß das Jahr 1749 eine Schuldenlast von 800,000 Gulden aufwies, wie die Stadt 1619—1650 schon eine von 1,653,000 berechnet hatte. Demnach konnte es auch für Dinkelsbühl kein allzuherber Schmerz sein, als es durch den Reichsdeputationsrezeß seine Unmittelbarkeit verlor, zuerst an Kurbaiern, dann an Preußen und endlich durch Frankreich wieder an Baiern kam. Unter der neuen Regierung erstarkte es zusehends und die Gegenwart darf mit viel mehr Recht sich der Sage jener einstigen Größe erinnern, als vielleicht je die unruhige, streitsüchtige ältere Zeit der „freien Reichsstadt" dazu befugt war.

Der äußere Anblick der Stadt ist durchaus ein freundlicher, wenn auch weniger gut gebaute Häuser neben ansehnlichen und stattlichen Gebäuden nicht fehlen. Besonders charakteristische, in Form und Gepräge an das Mittelalter lebendig erinnernde, wie deren Rotenburg so viele hat, finden wir hier weniger. Aber in einem Gebäude rivalisirt Dinkelsbühl kühnlich mit der berühmteren

Digitized by Google

Nachbarstadt, in seiner prächtigen dem heiligen Georg gewidmeten Kirche, welche sich getrost der köstlichen Jacobskirche zu Rotenburg an die Seite stellen kann. Während diese einschiffig ist, hat die Kathedrale von Dinkelsbühl drei gleich hohe Schiffe mit Rundpfeilern, auf denen ein complicirtes Netzrippengewölbe aufsitzt mit abgehackten Stäben, wie sich solches auch in Nördlingen und bei S. Ulrich in Augsburg findet. Colossale Fenster und Streben zeichnen den hochgestreckten Bau aus. Dreiunddreißig Jahre lang haben die Meister Elser aus Alzey und sein Sohn an ihm gearbeitet; ihre Namen sind in der Kirche auf einer Tafel, die von der glücklichen Vollendung ihres Werkes redet, angeschrieben. Bildwerke von Bedeutung finden sich nicht, dagegen der mit Gold und Geschmeide reich bedeckte Körper des heiligen Aurelius, der unter einem Altare ruht. Die Kirche ist wieder dem katholischen Cultus zurückgegeben, wie sie vor der Reformation diesem eigen war; der Thurm aber als städtisches Eigenthum wahrt die volle Parität: unter ihm öffnet sich das Portal des katholisches Domes, aber von seinem Kranze wird am Reformationsfeste das „Eine feste Burg ist unser Gott" herabgeblasen.

Aber ein noch schöneres Zeichen friedvoller Einigung steht auf dem Platze vor der Kirche, ein Monument, zu dem Katholik wie Protestant in gleicher Pietät und dankbarer Erinnerung aufschauen: das des Domherrn Christoph von Schmids, des Erzählers der „Ostereier". Nicht leicht sieht man ein lieblicheres Erzbild, nicht leicht anmuthigere Gestalten, als die beiden Kinder, welche sich an das Knie des ehrwürdigen, heiter blickenden Greises anschmiegen und lächelnd zu ihm aufschauen, während seine Hand segnend auf dem lockigen Haupte des Knaben ruht.

Von dort wandern wir gleich zur Stadt hinaus, an der neuen protestantischen Hauptkirche vorüber, die man aber nach Betrachtung des reinen Stils der katholischen schwer für einen gelungenen Neubau anerkennen kann. Draußen vor dem Thor und beim Gang durch freundliche Anlagen um die Stadt herum bietet sich manch hübscher Blick: dort auf eine, wenn auch nicht auffällig schöne, aber in der Mischung von fruchtbarem Acker- und waldigem Hügelland auch nicht unangenehme Gegend, hier auf die noch mit Mauern, Thürmen und Zinnen wohlverwahrte Stadt. An ihrer Flußseite, wo auch noch kleine Seen der Wörnitz sich zugesellen, oder wo im alten Stadtgraben eine parkähnliche Anlage gegründet ist, hat sie sogar ganz romantische Stellen. Und bist du nun müde geworden oder gar nachdenklich und ernst, weil du die großen und kleinen Geschicke, das Steigen und Fallen, das Blühen und Welken sothaner Reichsstadt sinnend bewegst, oder kommts am Ende wie tiefe Melancholie über dich, worin du auf dem Dinkelsbühler Friedhof zu guter Letzt die Bestätigung findest, nicht nur, daß alles eitel ist, sondern daß man von unserer argen Welt wirklich nichts mehr Gutes erwarten kann, indem du dort schwarz auf weiß, d. h. auf einem Leichenstein die Inschrift lesest: „Hier liegt die Tugend selbst begraben" — dann, rathe ich dir, niederzusteigen in den alten Stadtgraben, wo die deutungsvolle Inschrift: „Eingang zum Schatten" dich den reellen Genüssen der Gegenwart tröstend zuführen wird.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Rheinprovinz. Wahlen und Wunder. — Aus der Aufregung der Wahlen zum Abgeordnetenhaus sind wir herausgetreten,

Digitized by Google

wenigstens nicht schwärzer als vorher, eher eine Nüance besser. Hie und da tragen die der Wahl vorausgehenden Verhandlungen, Kämpfe, Parteibildungen etwas zur Schulung und politischen Erziehung der betreffenden Bevölkerung bei, aber im ganzen bleibt die bewußte politische Thätigkeit auf geringe Theile der Wahlkreise beschränkt, die breite Masse geht den Kaplänen, ihren Leitartikeln und Wahlstichwörtern nach, oder den ihnen entgegengesetzten Führern und deren Phrasen. Oft genug verliert sich sogar die Kenntniß der Unterschiede zwischen fortschrittlich und nationalliberal; daß sich fast Niemand findet, der die conservativen Bezeichnungen (freiconservativ, deutschconservativ, neuconservativ und conservativ schlechthin) zu interpretiren versteht, ist selbstredend; es schadet auch wenig, weil wir genug leisten, wenn wir nur wissen, was ultramontan ist. Wer nun von den Wählereien und Wühlereien in den östlichen Provinzen müde und matt ist, kann vielleicht mit Constantin Rößler hoffen, daß die Organe der Selbstverwaltung der Bezirke und Provinzen einst auch unsere Parlamente bilden und so das elende Wählen auf ein nützliches Minimum reduciren. Wir aber dürfen solche Hoffnungen wenigstens nicht aussprechen. Denn wir haben noch nicht die Reife der anderen Provinzen zur Selbstverwaltung erreicht, wie uns Herr von Sybel ja zu unserer Beschämung vorgehalten hat. Wir werden uns aber bessern und emporarbeiten.

Die Behörden thun auch das Ihrige, um die Cultur zu heben. Die Prüfungen sind strenger geworden, an den Schulen, bei den Einjährigen, bei den Candidaten der Theologie, bei Mittelschul- und Rectorsprüfungen. Das sogenannte „Culturexamen", welches nach der Instruction vom 26. Juli 1873 (in Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur) mit den Theologen angestellt wird, geht jetzt so gründlich vor, daß manche evangelische Theologen, die einst ein gutes Abiturientenexamen gemacht hatten, durchfallen. Da nur evangelische und altkatholische Candidaten das Examen machen, so kann dies Maigesetz die Rechten noch gar nicht treffen, inzwischen wird es doch auch gute Folgen haben. Daß die Theologen ihren Abriß der Philosophie von Schwegler oder Ueberweg auswendig lernen und dann z. B. mit Würde und Geläufigkeit vortragen, was das Büchlein über Spinoza besagt, das wird nun wohl nicht mehr prakticabel sein. Uebrigens geht einem doch durch die Erinnerung, wie auch die Geschichte der Medicin periodenweise verschiedene Heilmittelchen poussirt hat, oder Heilmethoden, die in der folgenden dann wieder mit neuen Recepten vertauscht wurden, welche das Unerhörte leisten sollten. Die beiden Culturrecepte lauten jetzt bei uns auf Philosophie und deutsche Literatur; ein Freund behauptete, daß nächstens einmal die Differenzialrechnung und die Astronomie probirt werden würden. Doch ist das der Bestätigung bedürftig.

Unser Marpingen darf ich nicht unerwähnt lassen. Die Gerichte haben sich endlich der Sache etwas angenommen, unterstützt durch die Beobachtungen des geheimen Polizeibeamten, Freiherrn von M-H, der von Berlin aus den Gnadenort aufgesucht hatte. Zuerst schien eine Vision vorzuliegen. Die achtjährige Kuntz und die anderen Kinder schienen in Folge der religiösen Erregung wirklich etwas ekstatisch geworden zu sein. Von den drei Visionen, der Jungfrau, des Teufels und des heiligen Geistes, wurden die beiden letzteren als künstlich gemacht von den begnadigten Kindern schon bald aufgegeben, aber die Jungfrau Maria wurde zunächst noch hartnäckig festgehalten. Jetzt ist aber von den Kindern auch dieser Kern und Stern des Wunders zurückgenommen. Man hat mit ihnen ein Spiel gespielt, das auf dem besten Wege

Digitized by Google

ist, vom Untersuchungsrichter klargelegt zu werden. Mehrere Hauptacteurs sitzen schon hinter Schloß und Riegel. Die Bestürzung ist bei den besseren katholischen Christen denn doch, freilich etwas spät, eingetreten. Man klagt, daß wieder eine von „dämonischen Kräften" veranlaßte „Heimsuchung" über die Kirche gekommen ist. Es ist wahr, überall kommt der Aberglaube mehr und mehr in die Brüche. Aber die katholische Kirche braucht darum bei uns nicht im Geringsten weniger kühn und selbstbewußt aufzutreten. Mögen die Gerichte Wunder über Wunder entlarven. Die Kirche ist doch das Hauptwunder, und sie wird nicht widerlegt werden können, denn sie ist eine geistige Macht in allen Gemüthern, die zu den Geistigarmen und Gedrückten gehören, für die ja auch nach Ed. von Hartmann die „Illusion" der christlichen Religion bestimmt ist. Ist ein frommer Schwindel entlarvt, so findet sich schon ein anderer. Das ist in der Ordnung, wenigstens bei uns und in den nächsten fünfzig Jahren. Immerhin aber bleibt zu wünschen, daß bei dem nächsten Gnadenwunder sich die Gerichte recht bald die begnadigten Orte und Personen genau ansehen möchten. Etwas könnte auch eine Novelle zur Gewerbeordnung helfen. Denn wenn in unseren Zeiten der Gewerbefreiheit es auch nicht untersagt werden kann, Wunder herzustellen, so sollte doch verlangt werden, daß der jedesmalige Entrepreneur eine polizeiliche Anmeldung vorausgehen ließe. Würde es feststehen, daß ohne eine solche Anmeldung der Ort, wo das Wunder producirt wird, eine angemessene Strafe zu zahlen hätte, so brauchte man ja nachher keine besondere Steuer aufzulegen, wie jetzt in Marpingen geschehen ist. Doch das wird der hohen Gesetzgebung ans Herz zu legen sein.

Aus Berlin. Die Conferenz. Moltkebriefe. Reichstag. — Die Conferenz der Großmächte in Constantinopel steht fast unmittelbar bevor. Unter großen Schwierigkeiten ist sie zu Stande gekommen, man sollte meinen, daß auch große Erwartungen von ihrem Wirken gehegt würden. Und doch sind die Hoffnungen nur sehr bescheiden, die man auf sie setzt. Daß ihr die Erhaltung des Friedens wirklich gelingen werde, glaubt eigentlich Niemand. Höchstens verspricht man sich von ihr den Vortheil, daß sie die Absichten der feindlichen Theile klar legen und den eigentlichen Streitpunkt genau fixiren werde. Es wird dann auch der öffentlichen Meinung leichter werden, sich eine selbständige Anschauung über die in Frage stehenden Interessen und über den Werth und Unwerth der von den einzelnen Mächten verfolgten Politik zu bilden. Bezüglich Deutschlands und dessen Haltung, die uns doch natürlich vor allem interessirt, kann indeß schon jetzt mit voller Bestimmtheit darauf hingewiesen werden, daß auch die neueste kriegerische Wendung, welche die orientalische Frage mit der russischen Mobilmachung genommen hat, nicht im mindesten die kühle und zurückhaltende Politik alterirt hat, welche die deutsche Regierung bisher in so richtiger Würdigung der deutschen Interessen und mit so gutem Erfolge eingehalten hat. Davon dürfte sich auch der Abgesandte Englands, der Marquis von Salisbury, bei seinem Besuche hier überzeugt haben. Damit wird auch zugleich Alles gesagt sein, was man gewissenhafter Weise über den Zweck und die Resultate dieser vielbesprochenen Mission sagen kann, ohne Ohrenzeuge der Unterredung des Marquis mit dem Reichskanzler gewesen zu sein. Gerade im gegenwärtigen Augenblicke wird es überdies der deutschen Regierung nicht allzu schwer geworden sein, etwaige Zärtlichkeiten

Digitized by Google

von englischer oder russischer Seite zurückzuweisen, ohne dadurch zu verletzen. Sie braucht ihre streitenden Nachbarn nur auf die bevorstehende Conferenz zu vertrösten, die sie ja selbst gewünscht haben und von der sie ja angeblich die Abstellung ihrer Beschwerden erwarten. Der Marquis wird diese vortheilhafte Stellung Deutschlands so gut gekannt haben wie wir, und wird sich gehütet haben, sich zu weit vorzuwagen. Im übrigen hat er äußerlich Großbrittanniens Machtstellung hier recht hübsch repräsentirt. Er wohnte mit seiner Gemahlin, seinen Kindern und einem großem Gefolge im Kaiserhofe und war zwei Tage der Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Wenn er darauf Gewicht legt, muß er Berlin sehr befriedigt verlassen haben.

Gleichzeitig mit ihm trat der hiesige türkische Botschafter Edhem Pascha die Reise zur Konstantinopeler Conferenz an. Daß er dort gerade sehr dazu beitragen wird, den Widerstand der Pforte gegen die Forderungen der Mächte zu mäßigen, glaubt man hier nicht. Edhem Pascha ist bekanntlich ein Mitglied der alttürkischen Partei, welche großes Vertrauen zu der Wehrkraft der Türkei und zu der Stärke des muselmännischen Fanatismus hat. Offenbar ist auch die Stimmung der Pforte überhaupt in der letzten Zeit eine selbstbewußtere geworden. Von Seiten derselben wird bereits angedeutet, daß man die von den Großmächten gewünschten Concessionen nicht bewilligen wird. Vom türkischen Standpuncte aus wäre dies ganz natürlich und es erscheint auch durchaus wahrscheinlich, daß die Dinge auf der Conferenz diesen Verlauf nehmen werden. Die Conferenz tritt zusammen auf Grund der Friedensbedingungen, die Graf Derby im September dieses Jahres aufgestellt hat. Obgleich nun dieses englische Programm die Integrität der Türkei betont, so enthält es doch auch in der Garantiefrage Bestimmungen, welche bei der Pforte keine Annahme finden dürften. Außerdem aber wird bekanntlich Rußland seinerseits Vorschläge bezüglich der Garantiefrage machen, welche weit über die englischen Pläne hinausgehen und natürlich einer noch weit stärkeren türkischen Opposition begegnen werden. Beiläufig mag übrigens bemerkt werden, daß ein officielles russisches Conferenzprogramm bis jetzt den Mächten nicht mitgetheilt worden ist, als solches also noch nicht existirt. Natürlich ist dadurch keineswegs ausgeschlossen, daß die bisher bekannt gewordenen Angaben über die russischen Forderungen auf Wahrheit beruhen, vielmehr darf man dies getrost annehmen. Den Hauptwerth legt nun Rußland auf die von der Pforte zu bewilligende Autonomie für Bulgarien und Bosnien, welche es außerdem durch eine Occupation sicher zu stellen wünscht. Es handelt sich hier also um die Abtrennung dieser Landestheile von der Türkei in irgend einer Form. Ein Blick auf die Karte beweist, daß die Pforte in den Verlust dieser Gebiete nur nach Erschöpfung ihrer gesammten materiellen Mittel willigen kann. Denn dort liegen die Festungen und die starken militärischen Positionen, welche von jeher das stärkste Bollwerk der Türkei gebildet haben. Diese Thatsache allein zeigt, daß die Forderungen Rußlands für die Pforte unannehmbar sind. Soll also der Frieden erhalten bleiben, so müssen die Mächte einen Weg ausfindig machen, auf dem man die gewünschten Garantien für die christliche Bevölkerung der insurgirten türkischen Provinzen erhalten kann ohne die Autonomie derselben zu verlangen. Abgesehen davon, daß dies sehr schwierig sein dürfte, wird auch Rußland sich jedenfalls weigern, diesen Weg zu betreten, denn Rußland will die bulgarische Autonomie, weil es die Schwächung der Türkei selbst nicht minder will als die Garantien für die Christen. Rußland wird also auf der Occupation bestehen und der Widerstand der

Türkei gegen dieselbe wird den Krieg dann unvermeidlich herbeiführen. In hiesigen militärischen Kreisen wird die Wehrkraft der Türkei nicht ungünstig beurtheilt, zumal ihre Positionen in Bulgarien, wie schon bemerkt, an sich sehr stark sind. Man meint, daß es der ganzen Kraft Rußlands bedürfen wird, wenn dort eine wirkliche Entscheidung herbeigeführt werden soll. Ueber den Verlauf der russischen Mobilmachung fehlen natürlich zuverlässige Angaben. Im Allgemeinen glaubt man, daß dieselbe einen sehr langsamen und beschwerlichen Fortgang nimmt.

Was die Stellung Rußlands zu England anlangt, so hat sich der Gegensatz beider Mächte in den letzten Wochen weder verschärft noch gemildert. Die Versuche der russischen Diplomatie durch die Publication der zwischen beiden Regierungen gewechselten amtlichen Actenstücke und besonders durch die Veröffentlichung der Aeußerungen des Kaisers Alexander gegenüber dem Lord Loftus das in England gegen Rußland herrschende Mißtrauen zu zerstreuen, sind gründlich gescheitert. Die englische Presse hat die friedlichen Versicherungen des Kaisers in überaus scharfer und ablehnender Weise aufgenommen und beurtheilt und der öffentlichen Meinung eine gesteigerte Aufmerksamkeit gegenüber den Plänen Rußlands empfohlen. Andererseits sucht man sich in England offenbar mit dem Gedanken einer russischen Occupation der aufständischen türkischen Gebiete wenigstens einigermaßen zu befreunden. Natürlich wird dies den Engländern nicht leicht und sie geben sehr deutlich zu verstehen, daß sie für den Fall eines derartigen russischen Vorgehens ihrerseits die Hand auf Constantinopel legen würden. Hier hält man es durchaus nicht für unwahrscheinlich, daß England in dem angegebenen Falle wirklich dieser Andeutung gemäß verfahren wird. Indeß würde, nach der hier herrschenden Ansicht, ein solcher Schritt Englands keineswegs die Absicht darthun, wirklich in einen türkisch-russischen Krieg einzugreifen. Vielmehr würde eine Besetzung Constantinopels durch England wohl nur den Zweck verfolgen, sich ein Unterpfand für gewisse von England begehrte Theile aus der Erbschaft des kranken Mannes zu schaffen. Die Times predigt nach wie vor Frieden um jeden Preis und wenn auch in England stark gerüstet wird, so liegt noch kein Grund zu der Annahme vor, daß diese Rüstungen mehr bezwecken als eine starke Demonstration und eine allgemeine Kriegsbereitschaft.

Von großem Interesse ist es, daß in diesem Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit des ganzen europäischen Publicums auf den Orient gerichtet ist, ein Buch wieder erscheint, das schon einmal gediegenste Kunde über die Verhältnisse in der Türkei verbreitet hat. Die Mittlersche Verlagshandlung hat die bekannten Briefe des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke über „Zustände und Begebenheiten in der Türkei" in neuer Auflage publicirt. Die Briefe stammen aus den Jahren 1835 bis 1839, während derer Moltke in der Türkei weilte und den Feldherrn des Sultans Mahmud, Hafiß Pascha, auf seinem Feldzuge gegen Mehemet Ali begleitete. Der neuen Ausgabe ist das Vorwort Karl Ritters vorgedruckt, mit dem der berühmte Geograph im Jahre 1841 die Briefe des damaligen Hauptmanns von Moltke dem wissenschaftlichen Publicum auf das angelegentlichste empfahl. Gewiß wird auch noch heute jeder Gelehrte wie Laie diese sachlich wie formell meisterhaften Briefe, welche sich über die Natur, Topographie, Alterthümer, Geschichte, Politik und Kriegskunst des Osmanenreiches verbreiten und ein außerordentlich umfangreiches wissenschaftliches Material in der anziehendsten Form darbieten, mit dem größten Genusse studiren, namentlich jetzt, wo die von Moltke

Digitized by Google

geschilderten Zustände und Verhältnisse Gegenstand so vielfältiger Kritik geworden sind.

Der Reichstag hat in dieser Woche eine Reihe höchst wichtiger bedeutungsvoller Debatten geführt, welche insgesammt dem Gerichtsverfassungsgesetze galten, das nunmehr in zweiter Lesung vollkommen durchberathen ist. Während wir vor acht Tagen noch ein fast durchgehendes Einvernehmen zwischen der Regierung und dem Reichstage constatiren konnten, haben sich in den Discussionen der letzten Woche bereits ernste Differenzpuncte zwischen beiden gezeigt. Der erste trat hervor bei dem Votum des Reichstags, wodurch der Commissionsbeschluß über die Competenzconflicte zwischen Gerichten und Verwaltung angenommen wurde. Der Justizminister Leonhardt erklärte zwar, daß er das Wort „unannehmbar" an keine Stelle der zweiten Lesung gebrauchen werde, ließ indeß merken, daß bei der dritten Lesung an diesem Puncte regierungsseitig ein bedeutender Widerstand entwickelt werden würde. Die folgenden Debatten über den Preßparagraphen zeigten dann einen weiteren noch verhängnißvolleren Zwiespalt zwischen den Regierungen und der Volksvertretung. Die von der Commission beantragte Verweisung der wichtigeren Preßvergehen an die Schwurgerichte, stieß auf den entschiedensten Widerstand der Vertreter der Regierungen. Die sich um diese Frage bewegende zweitägige Verhandlung gehört wohl zu den bedeutendsten, die jemals in diesem Reichstage geführt wurden. Die Ausführungen der Regierungscommission wurden besonders lebhaft und glänzend von den baierischen Abgeordneten bestritten, welche energisch für die beantragte Ausdehnung der Schwurgerichtscompetenz eintraten. Dagegen kämpften Gneist und Treitschke in ihren meisterhaften Reden gegen diese Erweiterung. Treitschke bestritt der Presse die Berechtigung, eine derartige Ausnahmestellung zu verlangen und führte sodann aus, daß die gewöhnlichen Richter zur Rechtsprechung in politischen Angelegenheiten und Preßsachen meist geeigneter seien als die Geschworenen. Gneist gelangte an dem Schlusse einer vorzüglichen juristischen Deduction zu der Alternative: entweder ein Schwurgericht als normales Gericht für alle Verbrechen und Vergehen oder gleichmäßige Mittelgerichte für alle Fälle, aber keine Sondergerichte für Preßvergehen. Das Haus nahm den Commissionsantrag trotzdem an. Zwei weitere Differenzpuncte sind zwischen der Regierung und dem Reichstage durch die Annahme des Titels von der Rechtsanwaltschaft und durch den Beschluß, daß die neue Gerichtsverfassung spätestens am 1. October 1879 in Kraft treten soll, geschaffen worden. Die Regierung ihrerseits wünschte, daß der Reichstag seine Entschließung über die Rechtsanwaltschaft bis zu der Berathung über die neue Rechtsanwaltsordnung aussetzen möchte und die Bestimmung des Einführungstermines der Gerichtsverfassung, gedachte sie auf dem Verordnungswege zu treffen. Wie man sieht, ist die Lage ernst genug. Allgemein wird von dem Eingreifen des Fürsten Bismarck in die parlamentarische Action eine Anbahnung zum Ausgleich erhofft und erwartet. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die Politik Oesterreichs in der spanischen Erbfolgefrage. Von Arnold Gädeke. Leipzig, Duncker und Humblot. Was die orientalische Frage unserer Zeit bedeutet, das war einem früheren Geschlechte über zwei Menschenalter hindurch die spanische Erbfolge. Sie ist uns

Digitized by Google

heute politisch deshalb noch wichtig, weil sie uns das vollkommenste Bild einer Cabinetspolitik bietet, historisch, weil in ihr zuerst die modernen Elemente einer mercantilen und volkswirthschaftlichen Politik an Stelle des mittelalterlichen religiösen Momentes, das noch den westphälischen Frieden beherrschte, zum Vorschein kommen. Bedeutete doch auch darin, daß man zuerst allerseits lange vergeblich eine friedliche Lösung anstrebte, die ganze Epoche einen Umschwung der politischen Principien. Und so hat sich ihr die Wissenschaft mit besonderer Gunst zugewandt. Aber wenn auch die Theilungspolitik der Seemächte und Frankreichs durch die Arbeiten Rankes und von Noordens eine hinreichende Aufklärung fand, über die Theilnahme Oesterreichs und Spaniens selbst war man bis jetzt doch noch sehr im Unklaren, eine Lücke, die der Verfasser, dem außer den Wiener Archiven noch die harrachschen Papiere zu Gebote standen, in klarer und knapper Weise auszufüllen wußte. Wir sehen wie die Bemühungen des Grafen Harrach weniger durch die Machinationen Harcourts scheitern, als durch die Maßnahmen Leopolds I. selbst. Wir erfahren, daß eine französische Partei in Spanien gar nicht bestand, daß im Gegensatz zur gewöhnlichen Annahme Harcourt weder die Umgebung des spanischen Königs bestochen noch auch das Testament Karl II. beeinflußt haben kann, daß aber der Kaiser, immer zaudernd und sparsam zur Unzeit, durch diplomatische Winkelzüge jede günstige Gelegenheit versäumte, sich in Spanien festzusetzen, stets in der Annahme, daß „Gott übernatürlich vor das Haus Oesterreich operiret", wie denn auch die Fortsetzung dieser Politik den Utrechter Frieden später nicht so ersprießlich für das Erzhaus machte, als die großen Erfolge der Allianz von 1701 erwarten ließen.

Eine ähnliche Frage behandelt Karl Theodor Heigel in seinem Buche: Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karl VII. Nördlingen, Beck, das sich mit dem fast tragischen Geschicke jenes Wittelsbachers beschäftigt, den nach seinem eigenen Ausspruch das Unglück nicht eher verließ, bis er selbst es verlassen, der den kurzen Genuß des Kaisertitels „mit dem Verlust seiner Hauptstadt und dem Ruin seines Landes erkaufte". Das verhängnißvolle Testament Max Emmanuels: wir müssen die Kaiserkrone an unser Haus bringen, hatte die baierische Politik in ein Verhältniß zu Frankreich gebracht, das enger war, denn je. Heigel hat das Verdienst nachgewiesen zu haben, einmal, daß nicht, wie Baiern annahm, österreichischerseits eine Fälschung des für die Erbansprüche entscheidenden Documentes stattgefunden hat, sodann, daß man baierischerseits nicht, wie Oesterreich glaubte, mala fide vorging, sondern in der That sich auf die auch im Testamente anerkannten Ehepacten Albrechts V. und Annas von Oesterreich stützen zu können vermeinte; er hat dem Nymphenburger Vertrag den Todesstoß versetzen helfen: er hat uns die zweideutige und egoistische Thätigkeit der Fleury und Belleisle klar und übersichtlich geschildert, welche Baiern an einer Kette von sehr bestimmter Länge hielten. Es ist jetzt offenbar, warum Karl Albert seinen Siegeslauf vor den Thoren Wiens hemmte: Belleisle war im Besitz eines Handbillets Ludwigs XIV., welches ihm den Oberbefehl über die französischen Hilfsvölker übertrug, falls der Kurfürst von Baiern seinen Weisungen Widerstand entgegensetzen sollte. Hierin wie in der Untersuchung des politischen Schwankens der Reichsstände scheinen uns die Hauptresultate des Buches zu liegen, das auch in Beziehung auf seine Composition vieles Lob verdient, vor allem wegen der trefflichen, bei uns leider noch so seltenen Beherrschung des archivalischen Rohstoffs. Daß die Darstellung auf der ausgedehntesten Kennt-

Digitized by Google

niß der Zeit aufgebaut ist, verräth jede Seite. Auf frühere Verhältnisse greift das kirchliche Polizeiregiment in Baiern unter Maximilian I. von Felix Stieve, München, Rieger, zurück, welches die Mittel darlegt, mit denen die confessionelle Politik der Gegenreformation nicht nur das Bekenntniß, sondern auch das Leben nach diesem Bekenntniß überwachte, die Schöpfung des „gottseligen Baierlandes" der Jesuitenepoche uns zeichnet.

Der neue Plutarch. Von Gottschall, Vierter Theil, Leipzig, Brockhaus, giebt drei Biographien. Hans Prutz schrieb ein Lebensbild Huttens, Hermann Uhde eine interessante, aber leider sehr breite Skizze über Ekhof und der Herausgeber ein Leben Byrons, in welchem er unter anderm dem Klatsch der Beecher Stowe über des Dichters blutschänderisches Verhältniß zu seiner Halbschwester Auguste Leigh neue Begründung zu geben sucht, wie uns dünkt, nicht ohne eine gewisse Berechtigung. Die culturhistorischen Bilder aus der Mark Brandenburg, von Oscar Schwebel, Berlin, Weile, enthalten warm empfundene, bald zuständliche, bald novellistische Schilderungen der Mark aus der Zeit von den Wendenkriegen bis zum großen Kurfürsten in Anlehnung an die Art theils von Gustav Freytag, theils von Wilibald Alexis. Warum der Verfasser die Liutizen gegen das ausdrückliche Zeugniß der Quellen immer Liutiken nennt, sieht man nicht ein; im übrigen ein lesbares Jugendbuch.

Eine interessante Publication sind die Briefe von Johann Philipp Freiherrn von Wessenberg an den Legationsrath Isfordink-Kostnitz, welche ihr Empfänger in zwei Theilen, Leipzig bei Brockhaus, herausgegeben hat. Wessenberg, der Bruder des bekannteren Kirchenmannes, hatte auf dem Wiener Congreß den Artikel der Bundesacte, welcher jedem Lande eine landständische Verfassung garantirte, durchgesetzt, war unter der Reaction als Antagonist Metternichs aufgetreten und war endlich als Ministerpräsident der Wiener Revolution gewichen, damals schon ein Fünfundsiebziger. Aus seinen zehn letzten Lebensjahren, die er meist im badenschen Freiburg zubrachte, stammen die Briefe an einen vertrauten jüngeren Freund, den Herausgeber. Sie besprechen die Tagesereignisse; was Oesterreich betrifft, so sind die Verfassungsangelegenheit und die Finanzen immer das bewegende Motiv. Der Verfasser gehört zu den Diplomaten der alten Schule, deren ganze Weisheit die Bundestheorie war, er ist vorurtheilsfrei genug in der deutschen Verfassung ein Uebel zu sehen, aber doch zu beschränkt, um nicht ein nothwendiges in ihr zu erkennen. Das innige, bundestreue Zusammengehen der beiden Großmächte war das Ideal seiner deutschen Politik, seinen legitimistischen Gesinnungen, die besonders in der Parteinahme für die Orléans sich lebhaft äußerten, war ein deutsches Kaiserthum, welcher Art es immer sein mochte, ein Ding der Unmöglichkeit. In Bezug auf Oesterreich arbeitete er auf eine auf constitutioneller Grundlage und gesunden wirthschaftlichen Verhältnissen beruhende Centralisation der Macht mit ausgedehnter administrativer Autonomie der Provinzen hin, auf eine Versöhnung Ungarns, eine friedliche Abfindung Italiens. Einer Dame, welche ihn des Gelüstes beschuldigte, die Lombardei abtreten zu wollen, wollte er antworten: „Alors, madame, vous en savez plus que moi", eine Antwort, die nebenbei ganz die alte Schule verräth, mit der dann weiter auch die übliche Bewunderung Englands zusammenhängt als des Musterstaates der alten Staatsphilosophen. „Mäßigung und Versöhnlichkeit" finden wir häufig als politischen Grundsatz ausgesprochen neben der talleyrandschen Maxime, daß le coeur d'un homme d'état doit être dans sa tête. Dies

Digitized by Google

vermittelnde Wesen verschaffte ihm wohl die gleiche Freundschaft zwei so heterogener Männer, wie es Napoleon I. und Friedrich Wilhelm III. waren. Besonders ersterer schätzte ihn sehr, Wessenberg erzählt, daß er zu ihm zwei Tage vor seiner Abdankung das berühmte Wort gesagt habe: qu'il ny a qu'un pas du sublime au ridicule. Er selbst kannte Napoleon sehr wohl, er schrieb resumirend über ihn: das Gefühl der Ueberlegenheit erzeugte bei Napoleon Hochmuth, Verachtung Anderer, Uebermuth und gräßliche Verblendung. Auch das Schicksal seines Neffen sagte er noch vor dem Staatsstreiche voraus. Der alte lebhafte Herr, der den Grundsatz hatte, dormir c'est abréger la vie, steckte voll Erinnerungen und man kann es nur bedauern, daß die Papiere und Memoiren, auf die hie und da hingedeutet ist, noch nicht bekannt geworden sind. Etwas schwazhaft mag er gewesen sein. Er traf mit Alexander von Humboldt in Berlin zusammen. Als die lebhafte Wechselrede beider Alten, der die ganze Gesellschaft verwundert gelauscht hatte, zu Ende war, wandte sich Humboldt an den Herausgeber mit den Worten: „Ein sehr interessanter Herr, aber etwas ermüdend" und Wessenberg sagte zu ebendemselben ein paar Minuten später: „Baron Humboldt hat sich prächtig erhalten, aber man kommt bei ihm nicht zu Worte." An Witzworten im Congreßgeschmack ist kein Mangel; so nannte er die Fürstin Galitzin einmal die Dame aux dents comme des perles et aux perles comme des oeufs. Wessenberg, in vielfachen Beziehungen einer der antiquorum hominum, ist ein Philosoph im Sinne des vorigen Jahrhunderts. Der unverwüstlichen guten Laune des hochbejahrten Mannes, der noch am achtzigsten Geburtstage lustig sein Ergo bibamus singt, kann man nicht gram sein, und die furchtlose Ruhe, die in trüben Familienlagen Kopf und Herz sich immer fest erhält, verfehlt auch auf den Leser ihre Wirkung nicht. Und wenn wir die schönen Worte lesen, die er kurz vor seinem Tode schrieb: „die Zeit der Wahrheit und Gerechtigkeit wird auch kommen, ich werde solche zwar schwerlich erleben, aber der letzte Hauch meines Lebens wird ein Wunsch für ihr Erscheinen sein", so werden wir seine unseren ernsthafteren Zeiten ungewohnte, mehr weltmännische als tiefe Auffassung der politischen Dinge nicht ungerecht in falschem Lichte sehen. Wessenberg starb im sechsundachtzigsten Lebensjahre. Die Schicksale einer Dame, die ihr Leben auf siebenundneunzig Jahre brachte, schildern Caroline Herschels Memoiren und Briefwechsel von A. Scheibe, Berlin, W. Hertz, welche uns das stille und etwas monotone Dasein der gelehrten Schwester des großen Astronomen, die selbst acht Kometen entdeckt hat, vor die Augen führen. In demselben Verlag hat Wilhelm Wattenbach auf Grund von Vorträgen eine Geschichte des römischen Papstthums veröffentlicht, die in ihren ausführlicheren Partien etwa da abschließt, wo Rankes berühmtes Werk anhebt. In übersichtlicher Darstellung wird uns das wechselvolle Geschick des römischen Priesterthums vorgeführt, mehr in Contouren als in Farben. Jedenfalls wird das, wie sich dies bei dem hochgeachteten Namen des Verfassers von selbst versteht, höchst zuverlässige, von jeder zweifelhaften wissenschaftlichen Speculation freie Buch, in nützlichster Weise dazu dienen, die Continuität unserer historischen Erinnerungen erfolgreich zu stützen. Es darf auch den außerwissenschaftlichen Leserkreisen als dankenswerthe Gabe sehr empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 30. November 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Unter den Neugriechen.

Von Wilhelm Lang.

II.

Es geht durch dieses Volk ein entschiedener Zug nach Einheit, im schroffen Gegensatz allerdings gegen die alten Hellenen, aber auch im Gegensatz zu den Slavenstämmen, bei denen die große Idee lediglich ein künstliches Product ist. Aus diesem Zug nach Einheit geht jedenfalls das Eine hervor: daß die heutigen Griechen, wenn sie auch nicht die Nachkommen der alten Athener und Spartaner sind, doch das Bedürfniß haben, sich als eigene Individualität abzusondern von ihren früheren Stammverwandten. Dabei ist es charakteristisch, daß sie keine Freunde sind von denjenigen Mitteln, deren sich die Italiener bedienten, um ihren Wunsch nach nationaler Vereinigung kund zu thun und ihre Unterdrücker zu ärgern. Sie halten nichts auf Demonstrationen, verbotene Abzeichen, heimlich umlaufende Epigramme, Putsche, Verschwörungen. Sie legen überhaupt keinen ungeduldigen Eifer an den Tag, mit dem Königreich vereinigt zu werden. Dazu fehlt ihnen durchaus das sanguinische Temperament. Dagegen ergreifen sie gerne ernsthafte Anlässe, wo es zu helfen und zu spenden gilt, um ihre brüderlichen Gesinnungen zu zeigen. Sie sind, so lange die politische Vereinigung unthunlich ist, dafür bemüht, inzwischen die geistigen Bande fester zu knüpfen: aus der Diaspora eilen die jungen Leute nach der Universität am Ilissos, und umgekehrt gehen von hier Emissäre aus, welche die Keime hellenischer Bildung unter den Volksgenossen im türkischen Reiche ausstreuen. Auch an diesen Bestrebungen nimmt man wahr, wie das Band der Nationalität stärker zu ziehen beginnt als das des Glaubens.

Am meisten aber erkennt man jenen unitarischen Zug an der Raschheit, mit der sich die geographischen und ethnographischen Bestandtheile der Bevölkerung innerhalb des Königreichs verschmelzen. In den ersten Zeiten nach der Revolution spielten die drei τμήματα eine große Rolle: die Peloponnesier, die Rumelioten und die Nisioten stritten sich in der Nationalversammlung

Digitized by Google

um den vorwiegenden Einfluß. Schon dies war immerhin ein Fortschritt gegen die übermäßige Zersplitterung im Alterthum, gegen die Selbständigkeit der sich befehdenden Kantone; allein auch von jenen Unterschieden ist heute kaum mehr etwas zu merken. Mag das politische Getriebe mit seinem raschen Wechsel immerhin an das Alterthum erinnern, merkwürdig ist, wie wenig dabei der landschaftliche Gegensatz ins Spiel kommt. Man fragt bei den Männern, welche in der Oeffentlichkeit auftauchen und um die Gewalt mit einander ringen, wenig danach, ob ihre Wiege in der Maina oder am Parnassos, in einem Dorfe Arkadiens oder in einer der Handelsstädte gestanden ist. Noch weniger fragt man, ob sie ihre Ahnenkette auf eine byzantinische oder gar phanariotische, auf eine albanesische oder bulgarische Familie zurückführen. Diese Unterschiede sind verwischt, die höhere Einheit der Nation hat sie aufgesogen, es sind Hellenen. Fragt man nach den Taufnamen, so sind die byzantinischen, wie Konstantinos, Dimitrios, Georgios, wohl noch immer die häufigsten, aber auch in Gegenden, wo am sichersten im Mittelalter die ursprüngliche Bevölkerung ausgetilgt und durch die eingewanderten Stämme ersetzt worden ist, trifft man bei den Knaben nicht selten auf Namen wie Themistokles und Aristides, und es darf nicht überraschen, wenn sie ihre Schwesterchen: Kalypso und Penelope, oder gar Aspasia und Kleopatra rufen.

Die Nation ist da, aber sie ist sozusagen noch nicht fertig. Das hängt zum Theil mit dem Umstand zusammen, daß der politische Verband nur einen Bruchtheil des Volkes in sich begreift, aber es hat noch einen tieferen Grund, nämlich die unvermeidliche Raschheit, mit der das Volk aus der orientalischen Barbarei zur europäischen Bildung herangezogen wurde, und damit zusammenhängend die Ungleichheit der socialen Verhältnisse. Fragt man heute vergeblich nach den Rassenunterschieden, nach Avaren und Schkypetaren, so bemerkt man doch verschiedene Schichten der Bevölkerung, die sich scharf von einander abheben und noch nicht zu einer rechten Einheit zusammengehen wollen. Das sind einmal die Bewohner der Hafen- und Küstenorte, dann der europäisch gebildete Theil der Bevölkerung, endlich das niedere Volk, wie es noch heute auf dem Lande, zumal im Peloponnes, in einem nahezu ursprünglichen Zustande lebt.

Zu dem ungünstigen Urtheil, das die Griechen überhaupt trifft, hat die erstere Klasse am meisten beigetragen. Sie ist es, mit welcher der Fremde zunächst bekannt wird und die durch den Geschäftsverkehr überhaupt am meisten mit den Europäern in Berührung kommt und somit tonangebend ist. Wer von ihr ohne weiteres auf das ganze Volk zurückschließt, ist zu den abfälligsten Urtheilen über dasselbe geneigt. Geschickte Seefahrer und geschickte Handelsleute stehen die Griechen zugleich im Rufe, listig, verschlagen, gewinnsüchtig, unzuverlässig zu sein. Diese Eigenschaften sind sprichwörtlich geworden.

Digitized by Google

Man kann überall von unseren Landsleuten, die im Osten angesiedelt sind, hören, daß sie viel lieber mit den Türken zu thun haben, als mit den Griechen, da die ersteren, wie versichert wird, ebensosehr durch Ehrlichkeit und Treue in Handel und Wandel sich auszeichnen, als die letzteren durch das Gegentheil. Das gegebene Wort sei dem Türken unverbrüchlich heilig, und wenn er unglücklicherweise in Bankerott gerathe, so können die Gläubiger darauf rechnen, daß, sobald er wieder zu Kräften kommt, sein Erstes sein werde, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen, während einem Griechen gegenüber in solchem Falle dem Gläubiger nichts übrig bleibe, als sich mit Dantes Ueberschrift des Höllenthores zu vertrösten. Andererseits kann den Griechen ein besonderes Talent im Handelswesen, eine besondere Rührigkeit und Anstelligkeit nicht abgesprochen werden, und die großen Häuser, die sie in allen europäischen Großstädten besitzen, hätten sich schwerlich emporgebracht, wenn sie einzig jene Eigenschaften minder solider Art zu entwickeln verstünden. Für die Vermittelung des Verkehrs in dem östlichen Theile des Mittelmeers sind die Griechen geradezu unentbehrlich. Was wäre die träge Masse des türkischen Reichs ohne die geriebene Beweglichkeit, mit der das griechische Element sich überall einzunisten, anzusiedeln, zu arbeiten, zu dienen und zu gewinnen versteht. Setzen sie doch in diesem Stücke recht eigentlich den Beruf der alten Hellenen fort, die auch überall unter den Barbaren ihre Kolonien einzuschieben und, ohne festen politischen Verband, als ein freies, geistig bewegliches Element aus den todten Körpern jener Ländermassen Lebensfunken herauszulocken verstanden. Im Königreich selbst sind dann diese Eigenschaften unmittelbar in den Dienst der nationalen Wohlfahrt gestellt, und mit Vergnügen sieht man, vorausgesetzt, daß man kein Engländer ist, wie die junge Dampfschifffahrt der Griechen sich mit wachsendem Erfolg in Concurrenz mit den Transportflotten des Abendlandes sich begiebt. Was aber die Hafenstädte betrifft, so wird der Fremde finden, daß es damit in Griechenland nicht viel anders, nicht besser und nicht schlimmer, bestellt ist, als in den Hafenstädten überhaupt, die ja überall dem Reisenden eine besonders unerwünschte Bevölkerung hervorkehren. Man ist jedesmal herzlich froh, wenn die Ankunft und die Abfahrt mit allem was dazu gehört, glücklich überstanden ist. Einmal waren wir allerdings Zeugen einer ungewöhnlich drastischen Scene. Es war im Hafen von Argostoli auf Kephalonia. Da gerade der Festtag des ersten Ortsheiligen war, nämlich des heiligen Gerasmo, von dem die peloponnesische Familie der Notaras sich abzustammen rühmt, so hatte unser Dampfer zahlreiche Wallfahrer an Bord, und von der Stadt her setzte sich eine kleine Flottille von Barken in Bewegung, um die frommen Gäste in Empfang zu nehmen. Da entstand nun unter den Bootsleuten, die sich gegenseitig die Fracht mißgönnten und streitig machten, ein höchst erbitterter Kampf ums Dasein. Jeder

Digitized by Google

wollte der nächste am Dampfer sein und stieß die Glücklichen, die sich genähert hatten, wieder bei Seite. Dazu strengten sich ihre Lungen bis zur Heiserkeit an, theils um den Pilgrimen ihre Boote anzupreisen, theils um sich gegenseitig mit Artigkeiten zu überhäufen. Zuletzt wurden etliche handgemein und rauften sich in den schwankenden Booten, die Passagiere des Dampfers genossen den Anblick eines kleinen Seetreffens, und wahrhaft komisch war es, wie am Ende auch ein Pope, der bis dahin vorsichtig gewartet hatte, mit einer Fahne des Heiligen bewaffnet und mit einer Riesenkerze gleich einer Orgelpfeife unter dem Arm, sich zum Einsteigen anschickte und die Bootsleute, sich selber loslassend, nun den Popen anfielen und an dem fliegenden Gewande hin und her zerrten, bis endlich auch er seinen Platz gefunden hatte. Allein wer hat nicht anderswo ähnliches Ungemach schon erlebt oder doch mit angesehen? Und wer wollte nach den liebenswürdigen Gewohnheiten des Hafenpöbels ein ganzes Volk beurtheilen?

Auch die europäisch gebildeten Kreise der Bevölkerung haben im Ganzen noch keine sonderliche Beliebtheit zu erringen vermocht. Ihrer Bildung haften vielfach die Mängel an, die von der raschen, unvermittelten Aufpfropfung derselben auf ein noch unentwickeltes Volksthum unzertrennlich sind. Rohheit, die man unter feinem Schliff zu entdecken glaubt, Symptome der Ueberverfeinerung neben glücklicher und harmloser Uncultur wirken immer doppelt störend, und der Contrast, den zum Beispiel modische, aus den europäischen Hauptstädten eingeführte Herrlichkeiten theils zu den classischen Erinnerungen, theils zu den sonstigen Sitten der Gegenwart bilden, gehört zum Unerfreulichsten, dem man in Athen begegnen kann. Ich ging eines Morgens vom Stadion den Ilissos entlang, ein elendes, steiniges Rinnsal, das fast trocken und nur in Zwischenräumen etwas befeuchtet war.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Ilissos rann —!

Diese Verse, die mir nicht aus dem Sinn wollten, bilden die grausamste Ironie auf die jammervolle Gegenwart. An der Kallirrhoe standen, wie immer, schmutzige Wäscherinnen, die in dem heiligen Quell mit wenig Grazie ihr Wesen trieben. Dann aber kam doch erwünschtes Grün und, wenn auch keine Platanen, doch dichte Gebüsche, ja schattenspendende Bäume, Pappeln, Feigen- und Maulbeerbäume; ein kühles, behagliches Plätzchen, wie es sonst nirgends in der Umgebung Athens aufzufinden ist — als ich plötzlich vor einer mit schreienden Farben bemalten Bude stand. *Θέατρον τῶν νυμφῶν* lautete die Aufschrift des bedenklichen Bauwerks, und der am Eingang aufgeklebte Theaterzettel ließ keinen Zweifel, daß dieser Tempel der Offenbachschen Muse geweiht ist. Desgleichen das unmittelbar anstoßende *Θέατρον Ἀπόλλων.*

Digitized by Google

Hier also gehen die Pariser Travestien der homerischen Welt über die Bretter, nur wenige Schritte von den ehrwürdigen Marmorsitzen des Dionysostheaters, von denen die alten Athener die Gestalten des Aeschylos und des Sophokles über die Bühne wandeln sahen!

Ein Glück, daß der beißende Spott des Fragmentisten die Tempel dieser modernsten Geschmacksrichtung am Ilissos nicht mehr erlebt hat. Schon vor vierzig Jahren hat er mit Schärfe auf die Mißstände hingewiesen, welche die plötzliche Einfuhr einer fertigen, Jahrhunderte hindurch gezeitigten, zum Theil überreifen Cultur auf einem noch jungfräulichen Boden im Gefolge haben muß. Nur ist es ihm auch hier begegnet, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Er warnte davor, die modernen Hellenen in Europäer verwandeln zu wollen, aber der gute Rath war um so vergeblicher, als die Hellenen selbst es waren, die vor Begierde brannten, der europäischen Bildung theilhaftig zu werden. Man kann den Eifer, mit dem sich die Söhne der Klephten und der albanesischen Hirten in die Wissenschaften stürzten, für einen zweifelhaften Gewinn halten, aber es wäre unmöglich gewesen, ihn zu zügeln, und es bleibt nun nichts übrig, als die Wirkungen der Zeit abzuwarten, welche nicht ermangeln wird, die weite Kluft zwischen dem natürlichen Volksleben und den eingeführten abendländischen Culturelementen auszufüllen.

Die höheren Bildungsinstitute in Athen haben alle etwas Ostentatives. Man empfindet, daß sie nicht die organische Blüthe eines natürlich entwickelten Gewächses sind. Das Mißverhältniß dieser Prachtbauten mit dem verkümmerten Zustand, in dem sich weitaus der größte Theil des Landes befindet, wird Jedem peinlich ins Auge fallen. Am meisten ist dies der Fall mit dem glänzenden Akademiegebäude, das, die nahe Universität überstrahlend, soeben durch die Wiener Architekten Hansen und Schaupert am Fuße des Lykábettos aufgeführt worden ist. Der Bau ist ein Vermächtniß des Barons Sina, dem das Königreich so viele hochherzige Spenden zu öffentlichen Zwecken verdankt, und nicht unwürdig steht die aus pentelischem Marmor aufgeführte jonische Halle im Angesicht der Reste des Erechtheions, nach dessen Formen und Maßen sie errichtet ist. Nur sind die zwei hohen, freistehenden Säulen zu anspruchsvoll gerathen und machen die Schauseite unruhig; immerhin wird man den neuen, edlen Schmuck der Hauptstadt gerne gönnen. Aber wozu soll der Bau dienen? Vergebens besinnt man sich darauf, welchen Nutzen diese Akademie, in deren Hallen keine Platone wandeln werden, dem armen Lande schaffen soll. Um wie viel ersprießlicher hätten diese Millionen verwandt werden können! Etwa für eine Schule zur Heranbildung von Wegebaumeistern und Brückeningenieuren, zugleich mit einem Capital, welches dafür Sorge trug, daß die Zöglinge später auch Gelegenheit bekämen, das Gelernte in dem verwahrlosten Lande praktisch anzuwenden.

Digitized by Google

Die Neigung der Jugend, abendländiſche Hochſchulen zu beſuchen, die übrigens ſchon vor dem Unabhängigkeitskrieg ſich zu zeigen anfing, wird man gewiß nicht tadelnswerth finden wollen. Nur wird auf dieſem Wege Manches importirt, was dem Lande von geringem Nutzen iſt. Aus Paris insbeſondere bringen die feurigen Jünglinge noch anderes mit als die Liebe zu den Wiſſenſchaften. Es iſt uns, namentlich in peloponneſiſchen Familien, mehrmals verſichert worden, man ſehe es gerne, daß die jungen Leute neuerdings in größerer Anzahl dem Beſuche deutſcher Hochſchulen ſich zuwenden. Aus Leipzig oder Heidelberg, hieß es, bringen ſie tüchtigere Kenntniſſe mit, als aus Paris, und ſie gerathen zu werthvolleren Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft. Wir empfingen den Eindruck, daß unſere Gaſtfreunde nicht blos beabſichtigten, damit uns Deutſchen etwas angenehmes zu ſagen. Immerhin, es kann nicht anders ſein, als daß die jungen Leute, welche die feinere Atmoſphäre des abendländiſchen Culturlebens genoſſen haben, Anſprüche oder Ideale mitbringen, mit denen ſie in der Heimath nur auf ſchmerzliche Enttäuſchung ſtoßen. In Tripolitza lernte ich einen liebenswürdigen jungen Rechtsanwalt kennen, der in Heidelberg ſtudirt und auch ſonſt in Deutſchland ſich umgeſehen hatte. Wie ging ihm das Herz auf, als er wieder Deutſche ſah! Thränen kamen ihm in die Augen, als wir Heidelberger und Tübinger Erinnerungen austauſchten, als ihm mit einem Male wieder der Gegenſatz zwiſchen Einſt und Jetzt friſch vor die Seele trat, zwiſchen dem anmuthigen, behaglichen Leben am Neckar und der einförmigen, freudloſen Exiſtenz in der arkadiſchen Landſtadt, wo auch der Luxus der beſſeren Häuſer nach unſeren Begriffen Entbehrung und Dürftigkeit iſt. Den Beſten alſo mag leicht etwas wie ſchmerzliche Sehnſucht bleiben, und die Anderen werden ein beſtändiges Element der Unzufriedenheit ſein, für die es auch ſonſt nicht an Nahrung gebricht. Ohne Frage iſt die Gründung der Univerſität Athen ein Segen für das Land, eines der wichtigſten Mittel zur Hebung des Volkes geweſen; nur hat ſie, muß man faſt ſagen, gar zu große Anziehungskraft auf die Jugend des Landes ausgeübt. Im Verhältniß zur Geſammtzahl der Bevölkerung widmen ſich allzu Viele der gelehrten Laufbahn. Alles ſtrömt nach Athen, um ſich hier eine höhere Bildung, aber auch deren Anſprüche anzueignen. Wie es keinen Mittelſtand giebt, ſo fehlt es auch am mittleren Unterricht. Entweder die höhere akademiſche Bildung oder gar keine. Was ſoll dann aus den jungen Leuten werden, die von der Hochſchule kommen? Auf dem Lande hörten wir mehr als einmal den Seufzer: O die vielen Aerzte und Advokaten, mit denen wir geſegnet ſind! Man wird ſich unter dieſen Umſtänden nicht wundern, daß in Athen das Kaffeehaus und die Politik eine ſo große Rolle ſpielen. Hier eröffnet ſich eine Bahn des Ehrgeizes für Alle, ein Feld der Discuſſion, auf dem Jeder ſein Wort mitreden kann.

Diese Leidenschaft für die Politik, die sich um so mehr nach innen zurückwandte, je aussichtsloser die große Politik war, macht das kleine Land zu einem ewigen Tummelplatz für Parteikämpfe und Intriguen. Die Folge ist, daß die Regierungsgewalt sich beständig bedroht, in den Arbeiten für das öffentliche Wohl unterbrochen sieht und selbst in die Intriguen verstrickt wird. Die modernen Formen des Constitutionalismus sind ja überhaupt für jene aus dem Zustand der Halb- und Uncultur sich aufraffenden Länder ein unbestreitbares Uebel, aber, wie hinzugefügt werden muß, ein unvermeidliches. Man hat gut sagen, ein aufgeklärter, durchgreifender Absolutismus wäre für sie die angemessenste Regierungsform: er ist einfach nicht möglich. Man darf nicht vergessen, daß schon die nationale Tendenz einen Hauptimpuls aus den modernen freisinnigen Ideen empfing; erst in dieser Verbindung ist sie unwiderstehlich. In allen neuen Staatengebilden dieser Art will das Volk, wie es zur Erhebung seine Kräfte geliehen, so auch an der Regierung seinen Theil, und es versteht sich, daß mindergebildete Völker noch viel strenger und empfindlicher, als politisch entwickeltere, auf die correcte Form, auf die Etikette des liberalen Systems halten. Das alles absorbirt noch immer eine Menge von nationaler Kraft, die besser auf nützlichere Dinge verwandt würde.

Indessen bleibt das lebhafte wissenschaftliche Treiben, dessen Mittelpunct die Universität ist, nicht ohne schöne Früchte. Insbesondere rühmt man die Leistungen der athenischen Gelehrten auf einem ihnen naheliegenden Felde, auf dem der Philologie und Archäologie. Man braucht blos diese geistige Regsamkeit sich zu vergegenwärtigen, diese Fähigkeit, in den allgemeinen Wettbewerb der Wissenschaft einzutreten, um sich zu überzeugen, daß in den modernen Hellenen doch noch etwas Anderes steckt, als in den slavischen Völkerschaften der unteren Donau. Diese höhere Cultur durchdringt freilich nur eine kleine Schicht der Bevölkerung, und der Abstand zwischen ihr und dem niederen Volke ist durch keine Mittelglieder ausgefüllt, wie dies bei Völkern von älterer Cultur der Fall ist. Aber doch ergänzt sich jene obere Schicht fortwährend aus den unteren und mittelst des Schulunterrichts muß sie allmählich auch auf diese wieder zurückwirken. Es ist also ein Uebelstand, den geduldige Arbeit ohne Zweifel überwinden wird. Dabei ist es wichtig, daß das gesammte Unterrichtswesen bis zur Volksschule hinab außerhalb des Wirkungskreises und Einflusses der Geistlichkeit steht. Die unwissenden Popen müßten meistentheils selbst erst in die Schule geschickt werden, bevor sie ein Wort mitreden könnten. Da nun die Abneigung der anatolischen Geistlichkeit gegen alle weltliche Bildung eine bekannte Sache ist, diese aber gleichwohl einen empfänglichen Boden und eifrige Pflege findet, so ist dies nur ein neuer Beweis dafür, daß der Einfluß der orthodoxen Kirche lange nicht so übermächtig ist, als dem schwarzsichtigen Fragmentisten hat scheinen wollen.

Digitized by Google

Weniger als mit der Wissenschaft will es den Griechen mit der Kunst, dieser Domäne ihrer Vorfahren, glücken. Fallmerayer ist denn auch unermüdlich gewesen, seine boshaften Pfeile auf diesen Punct zu richten, wo die modernen Hellenen am unrühmlichsten den Vergleich mit den Zeitgenossen des Perikles bestehen. Wirklich scheint bei dem gelehrigen Volke gerade dieser Sinn am schwierigsten zu entwickeln, und von den Früchten der Kunstschule zu Athen ist bis zur Stunde noch wenig zu bemerken. Die bedeutenderen Gebäude, die in der Hauptstadt entstehen, sind durchgängig das Werk auswärtiger Künstler. Früher hatte begreiflicher Weise die Münchener Schule, neuerdings die Wiener, das Monopol. Von Malern haben sich in unseren Tagen zwei einheimische Kräfte hervorgethan: Gysi der eine, der andere Lythras; aber beide haben in München studirt, beide sind aus dem Atelier von Piloty hervorgegangen, dessen Schule sie auch durchaus verrathen. Gysi pflegt nicht einmal seine Stoffe aus dem Land seiner Heimath zu holen und hat sich auch dauernd in München angesiedelt. Lythras, der von der Insel Tinos stammt, suchten wir in seinem bescheidenen Atelier zu Athen auf. Der Eingang geschah durch einen mit blühenden Rosen überwachsenen Hof, in die Mauer war ein antikes Relief eingelassen, eine jener rührenden Abschiedsscenen, mit denen die Gräber der alten Hellenen geschmückt waren. Der liebenswürdige Künstler führte uns vor ein fertiges Bild, das er auf der Staffelei hatte: ein griechisches Mädchen näht in einsamer Stube seine Trauerkleider. Tracht und Modell waren von Megara, man sah aber dem Bilde gleich die neue Münchener Schule an und hätte auf Gabriel Max als den Urheber rathen können, so zart waren die Farben gestimmt, so träumerisch versenkt saß das Mädchen mit den niedergeschlagenen Augen da; es war aber kein Zug falscher Sentimentalität in dem ansprechenden Bilde, das im Uebrigen mit der ganzen technischen Fertigkeit der Schule gemalt war. Allein daß für die ausübende Kunst im neuen Hellas noch ein undankbarer Boden sei, war auch den Mittheilungen des Herrn Lythras zu entnehmen. Er hatte vor Kurzem seine Professur an der Kunstschule niedergelegt und war im Begriffe, seinem Landsmann Gysi zu folgen, um vielleicht gleichfalls dauernd in Deutschland sich niederzulassen. Vor vielen Jahren haben die Münchener „Fliegenden Blätter" einmal eine Zeichnung gebracht, welche die griechischen Götter darstellte, wie sie, nach der Isar verpflanzt, aufs jämmerlichste frieren und sehnsüchtig sich abhärmen; mit den schönen Künsten scheint es aber eher umgekehrt bestellt zu sein, sie finden das Klima anderwärts zur Zeit noch behaglicher als unter dem Himmel Griechenlands.

Daß der Kunstsinn der Hellenen noch auf einer untergeordneten Stufe steht, pflegt dem heutigen schönheitsdurstigen Griechenlandfahrer, in Anbetracht der Vergangenheit des Landes, besonders unliebsam in die Augen zu fallen.

Digitized by Google

Und doch wäre es die größte Unbilligkeit, von ihnen zu verlangen, daß sie gerade auf diesem Felde glänzen und mit den Künstlern der Vorzeit wetteifern sollten. Es thut heute ein anderes noth als Bilder zu malen und Tempel auszuschmücken. Die Kunst, man mag über die Ursachen ihrer jeweiligen Blüthe verschiedener Meinung sein, kann sich in jedem Falle nur da zur Blüthe entfalten, wo ein Volk einen längeren Zeitraum stätiger Cultur hinter sich hat. Wie kann man sie also verlangen bei einem Volke, das seine Cultur, ja seine Existenz erst nach Jahrzehnten zählt! Es ist schon genug, daß wenigstens der Sinn für die Erhaltung der alten Denkmäler, nachdem früher auch durch die Griechen schwer gesündigt worden ist, in erfreulicher Weise sich gehoben hat. Die älteren Reisenden hatten in diesem Puncte bitter zu klagen, jetzt hat sich der Stolz auf die ehrwürdigen Reste, welche das Ziel der Reisenden sind, und damit die Werthschätzung derselben bis in die unteren Classen verbreitet. Leider fehlt es dem Staate durchaus an Mitteln, für die Sammlung und würdige Unterbringung der zahlreichen Schätze zu sorgen, obwohl jetzt wenigstens in Athen an der Patissiastraße ein großartiges Museum im Bau begriffen ist und auch die Sculpturreste von der Akropolis, die bisher ohne Dach und Fach auf den Stufen des Parthenon oder unter den Säulen der Propyläen herumlagen, größtentheils in einem eigenen Museum untergebracht sind. Auch die Ausgrabungen werden erst dann in größerem Stil von Seiten des Staates unternommen werden können, wenn er mehr zu Kräften gekommen sein wird. Das sind Aufgaben, die einer besseren Zukunft vorbehalten bleiben müssen.

Die Hauptsache ist, daß diese Zukunft eine sichere Basis besitzt an der Art des Volkes. Es ist ein gesunder, unverdorbener, aber bildungsfähiger Kern vorhanden. Unter den Bestandtheilen der heutigen Bewohner macht den günstigsten Eindruck gerade diejenige Classe, die von der neueren Cultur am allerwenigsten berührt ist. Das Landvolk, wie ich es namentlich im Peloponnes angetroffen habe, besitzt durchaus die Eigenschaften, die es zum beständig sich erneuernden Grundstock eines zu höheren Zuständen emporsteigenden Gemeinwesens machen. Es ist einfach, genügsam, am alten Brauche hängend, aber doch aufmerksam auf das Neue und ebenso fähig als geneigt, vom Beispiel zu lernen. Es ist geduldig und arbeitsam, obwohl der schwerere Theil der Arbeit auf die Frauen gelegt ist. Strenge Sitten sind hier zu Hause, ein lebhafter Familiensinn hält die Nächsten zusammen, aber schon zieht die Schule das jüngere Geschlecht an und erzieht es für höhere Ansprüche. Die Kirche entzogen ist die Schule auf eine durchaus nationale Basis gestellt. Volksschulen sind überall verbreitet, aber auch in kleinen Landstädten ist der höhere Unterricht vielbesucht, der von gut geschulten, vielfach auf fremden Universitäten gebildeten Lehrern geleitet, die Jugend in die Literatur des

Digitized by Google

classischen Alterthums einführt. Mehr als einmal ist es uns begegnet: wenn wir in eine ärmliche Hütte eingetreten waren, näherten sich nach Kurzem die Kinder den Fremden und zeigten ihre Schreibhefte vor; das Auge der Eltern ruhte auf ihnen mit Stolz, sie selber waren des Lesens und Schreibens unkundig, aber sie konnten den Fremden doch zeigen, daß ihre Jugend in diesen erstaunlichen Künsten erfahren sei. In diesen ärmlichen Hütten habe ich noch mehr an die Bildungsfähigkeit des griechischen Volkes glauben lernen, als wenn ich athenische Professoren über die Geschichte der Sprache im Mittelalter und über die verlorenen Formen des Dualis und des Optativs reden hörte.

Ja, das Volk hängt an seinen uralten Bräuchen. Der Fremdling, der sich des Morgens vom Teppich erhebt, der ihm zum Lager angewiesen war, wird von der Frau oder der Tochter des Hauses auf den Altan geführt, wo sie ihm aus erhobenem Kruge das Wasser über die Hände gießt, — die uralte homerische Form der Waschung. Der Lammbraten wird noch heute genau so zubereitet, wie die Freier der Penelope es angriffen: geduldige Hände drehen über dem Feuer den Spieß so lange, bis das Fleisch gar ist. Aber den Fremden muthen die alterthümlichen Sitten nicht blos als Ueberlieferung aus der fernen homerischen Welt an, es kommt ihm täglich bestens zu Statten, daß die Sitte der Gastfreundschaft noch heute sich erhalten hat und als strenge Pflicht geübt wird. Auch wer nicht mit Briefen an Gastfreunde versehen ist, wird bei dem Mangel an Herbergen auf dem Lande häufig in der Lage sein, in besseren Häusern Obdach und Nahrung zu suchen. Ist man aber durch irgend eine Empfehlung eingeführt, so wird die gastliche Pflege und Bewirthung als eine heilige Pflicht betrachtet, der die in Anspruch genommene Familie mit ernstem Eifer nachkommt. Man thut in jedem Haus das Mögliche. Unsere Carawane zählte doch ein halbes Dutzend Köpfe, und zuweilen rückten wir am späten Abend erst in das unvorbereitete, ahnungslose Quartier. Aber überall sind wir auf willige Gesichter und Hände gestoßen, man suchte uns den Aufenthalt so annehmlich zu machen, als in den Kräften des Hauses stand, und war nach Möglichkeit noch zum Weiterkommen behülflich, auch durch Briefe, die uns in andere gastliche Häuser einführten. Einmal, in Argos, als wir ohne solche Empfehlung völlig rathlos waren, wo wir unser Haupt hinlegen sollten, ließ sich ein Herr, der von Ungefähr des Weges kam, es sich nicht nehmen, uns als Gäste in sein Haus mitzunehmen. Es war ein höherer Beamter: er hatte es als eine Art Pflicht empfunden, die Gastfreundschaft seines Landes zu retten.

Ein „im Ganzen ehrenwerther und trefflicher Menschenschlag", so hat schon vor Jahren das Urtheil eines genauen Kenners gelautet, der das Land in allen Richtungen durchstreift hat. In dieses Urtheil wird man ohne Zögern

Digitized by Google

einstimmen: es ist ein Volk, in dessen Mitte man sich gerne bewegt. Auch braucht man keine Sorge zu haben, eines Tages von einer Bande mordlustiger Räuber aufgehoben zu werden. Das Klephtenwesen, das den Reisenden zu Anfang dieses Jahrhunderts so viele Abenteuer schuf und dann noch in den Zeiten des Königreichs lange eine Plage der peloponnesischen Gebirge blieb, ist heute zur Sage geworden. Gerade der Peloponnes, sagte man uns oft, ist vollkommen sicher, so sicher als irgend ein europäisches Land; man lächelte, wenn wir, auf andere Reiseberichte gestützt, von militärischer Bedeckung sprachen. Das Volk hat einsehen gelernt, daß es selbst am schwersten unter dieser Plage litt und unterstützt die Bemühungen der Regierung aus freien Stücken. Etliche Gegenden gelten allerdings noch seit alten Zeit für nicht ganz geheuer, so die Strecke zwischen Argos und Korinth, der Isthmus, die Gegend von Eleusis. An diesen Puncten sind in Zwischenräumen kleine Pikets von Gensdarmeriesoldaten aufgestellt, die eine heilsame Erinnerung für das Landvolk sein mögen. Nur an der türkischen Grenze ist das Bandenwesen schwer auszurotten und es kann allerdings vorkommen, daß von dort her auch die Umgegend von Athen in Unruhe versetzt wird. Zuweilen aber auch ohne allen Grund. Es entsteht nämlich in der Hauptstadt nicht selten eine kleine Panik. Niemand weiß woher. Da oder dort sollen Räuber aufgetaucht sein, aber Niemand hat sie gesehen. Die Gesandtschaften beeilen sich, ihren Landsleuten Warnungen zugehen zu lassen, und die Fremden, die in Athen weilen, verzichten auf den geplanten Ausflug nach Marathon und nehmen nach Eleusis ein paar Gensdarmen mit. Nach etlichen Tagen stellt sich heraus, daß Alles ein blinder Lärm gewesen ist: die Oppositionsparteien hatten sich das Vergnügen gemacht, jenes Gerücht auszusprengen, um das Ministerium in Mißcredit zu bringen! Seit dem unglücklichen Vorkommniß von Marathon, das vor sieben Jahren Europa in Aufregung brachte, ist überhaupt kein Raubanfall auf Fremde mehr erlebt worden, und auch damals soll, wie in Athen versichert wird, das Ungeschick der britischen Gesandtschaft nicht ohne Schuld an dem traurigen Ausgang gewesen sein. Ich selbst bin allein, ohne Begleitung, in der Campagna von Athen herumgestreift, in die Schluchten des Hymettos hinein; ein romantisches Abenteuer mit obligater Brandschatzung wäre mir höchst verdrießlich gewesen, es ist mir aber nichts dergleichen widerfahren, und wer es auf einen Sport dieser Art abgesehen hätte, dem müßte angerathen werden, sich nach anderen Weltgegenden zu bemühen.

Ich wiederhole: nicht ein allgemeines und erschöpfendes Urtheil will ich niederlegen, ich berichte blos von flüchtigen Reiseeindrücken. Eine durchgängige Wahrnehmung aber bleibt mir noch zu erwähnen, nämlich der ernsthafte Zug, welcher der Bevölkerung aufgedrückt ist. Wer sich die modernen Griechen als

Digitized by Google

ein leichtfertiges, hitziges, übermüthiges, heiteres, zum Tanzen und Singen aufgelegtes Völkchen vorstellte, der wäre in schwerem Irrthum befangen. Wenn ältere Reiseschriftsteller, die zu dieser irrigen Meinung Anlaß gaben, recht berichteten, so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß im Laufe unseres Jahrhunderts in der vorwiegenden Stimmung der Griechen eine merkliche Aenderung vorgegangen sei. Denn diese Stimmung ist, wie bemerkt, ernst, um nicht zu sagen gedrückt. Ich habe nie eine eigentliche Lustigkeit wahrgenommen, so ein fröhliches Gelächter aus dem Herzen heraus, wie man es in Italien unter dem Volke finden kann, eine naive, sorglose Freude am Leben und seinen Genüssen. Wenn sie singen, so sind es traurige, schwermüthige Weisen, die mit ihren einförmigen Figuren und Responsorien an Kirchengesänge erinnern. Nichts ermüdenderes als die schleppenden, näselnden Molltöne, mit denen unsere Agogiaten während des Rittes durch den Peloponnes sich die Zeit zu verkürzen suchten. Beim Spiel oder in Schenken — nirgends wird man Zeuge so aufgeregter Scenen sein, wie in anderen südlichen Ländern. Dieselbe dunkle Gluth der Augen; aber hier spielt in ihnen ein verhaltenes Feuer mit. Ueberall die Scheu, aus sich herauszugehen, sich natürlich zu geben und mitzutheilen. Nichts treuherziges, kein unbefangenes Sichhingeben an den Augenblick. Bei aller Herzlichkeit der Gastfreundschaft, wie wir sie an verschiedenen Orten genossen, zugleich eine Feierlichkeit, als gälte es, ein innerstes Heiligthum zu hüten, zu dem der Fremde keinen Zutritt hat. Das begreift sich bei dem weiblichen Geschlecht, das auf dem Lande vielfach noch in halborientalischer Abgeschlossenheit sich hält, wie es ja auch in manchen Gegenden den unteren Theil des Gesichts noch verschleiert trägt. Nirgends saßen die Frauen mit uns zu Tisch, sie standen in ehrerbietiger Ferne und näherten sich nur zu stillschweigenden Dienstleistungen. Aber auch die Männer hielten sich in einem feierlichen Ernst, und am allermeisten, wenn auf politische Dinge die Rede kam.

Es war damals, im März und April dieses Jahres, der serbische Krieg noch nicht angezettelt, aber der herzegowinische Aufstand war seit Monaten im Gange, die Türkei bemühte sich vergebens ihn zu unterdrücken, und im Abendland hatte längst die Speculation über den unvermeidlichen Zusammenbruch des Osmanenreichs begonnen. Ich erstaunte über die Zurückhaltung, die anscheinende Gleichgültigkeit, mit der dieses Vorspiel in Griechenland aufgenommen wurde. Man fand sich mit lakonischen, ablehnenden Bemerkungen ab. Nirgends noch ein Anzeichen, daß die Griechen darin etwas sahen, von dem möglicherweise auch die eigenen Geschicke berührt werden könnten. Dabei muß man freilich auch bedenken, mit welcher Langsamkeit die Kunde von den Weltbegebenheiten im Peloponnes sich verbreitet. Eine Zeitung kam uns höchst selten zu Gesicht, und der reitende Bote, der uns einmal zwischen

Digitized by Google

Argos und Korinth in einem Khan begegnete, wo er Rast hielt, und der die königlich griechische Post (ταχυδρομίον) repräsentirte, machte einen wahrhaft vorsündfluthlichen Eindruck. Es kam wohl vor, daß der greise Arkadier, in dessen Hause zu Andritzena wir beherbergt wurden, und der in seiner Jugend im Unabhängigkeitskriege mitgefochten hatte — Säbel und Flinte hingen noch zur Erinnerung an der Wand — beifällig nickte, als wir ihm erzählten, es ergehe dem Erbfeind übel, aber eine eigentliche Theilnahme lehnte er gleichwohl ab; es schien, als ob ihm das Gesindel, das sich dort in den Bergen schlug, beiderseits zu verächtlich sei, als daß ein Hellene sich darum kümmern könnte. In Athen aber, unter den Gebildeten, trat der tiefere Grund dieser Gleichgültigkeit deutlich zu Tage. Man verhielt sich, um es mit einem Worte zu sagen, kühl, weil man mit einer slavischen Sache nichts zu thun haben wollte. Mit der jüngsten Krisis der Orientfrage ist es vollends ans Licht gekommen, daß die Griechen, mag noch so viel slavisches Blut in ihren Adern sein, zum vollen Bewußtsein erwacht sind, ein selbständiges Volk zu sein. Das Blut allein thuts nicht. Aus der Naturgemeinschaft der slavischen Völker haben sich die Griechen scharf und definitiv abgesondert. Angesichts des türkischen Erbes fühlen sie sich nicht als Theilhaber der Slaven, sondern als deren Todfeinde. Eben im Bewußtsein dieses selbständigen Berufs ergreift sie zwiefach der Kummer über ihre Ohnmacht.

Oftmals kam mir in den Sinn, wie unter ähnlichen Verhältnissen die Italiener eine Leidenschaft, eine Verwegenheit, eine beredte, übersprudelnde Phantasie zeigen würden. Hier nichts von alledem. Kein ruhmrediger Enthusiasmus, keine müßigen Speculationen. Ein nüchterner Ernst, ja mehr noch, eine melancholische Resignation war der Grundton, wenn man sie zum Reden brachte. Anstatt auf der Straße zu lärmen, schien man vielmehr ein Gespräch zu vermeiden. Auf der Seele dieses Volkes liegt es, wie ein niederdrückender Bann, wie ein Schleier, den es sich selber vorgebunden, um nicht seine Schmerzen zu zeigen. Mehr als einmal war mirs, als läse ich in diesen düsteren Augen folgendes Geständniß: „Ja wir sind ein elendes, ein ganz elendes Volk, unser Land ist eine Wüste, wir wissen, daß die Blicke der Fremden voll Mitleids auf uns ruhen, beständig ziehen sie den Vergleich zwischen den Zeiten des Perikles und der Gegenwart, achselzuckend prüfen sie unsere Gesichter darauf, ob sie darin noch eine Spur der Gestalten finden, die dem Pheidias als Modell dienten. Glaubt uns, Niemand empfindet den Abstand zwischen der großen Vergangenheit und dem ärmlichen Heute lebhafter, als wir selber, und daß wir es empfinden, das ist unser Unglück. Uns drückt nieder, wie eine Riesenschuld, das Gedächtniß der Vorzeit, ja es drückt uns schon die Verpflichtung, die wir Europa gegenüber haben, das unseren kleinen Staat aufgerichtet hat. Es ist zum kleinsten Theil unsere Schuld,

Digitized by Google

daß Europa in seinen Erwartungen sich betrogen hat, dennoch fühlen wir den Stachel, den uns das Alles eindrückt. Ihr ahnet nicht, was in der Seele unseres Volkes vor sich geht, wie sie sich dehnt und reckt und ihrer selber bewußt wird. O, wir sind bescheiden geworden, wir wissen, wie langsam und unscheinbar die Schritte sind, die uns einem menschenwürdigen Dasein entgegenführen. Dort der kümmerliche Versuch, an dem steinigen Abhang wieder ein Pflanzenleben hervorzulocken, ein Versuch, der immer wieder an Wind und Sonnenbrand und am Unverstand unserer Hirten zu nichte wird, das ist ein Bild von der mühseligen Arbeit an unserem Volk, von den hoffnungslosen Anläufen, das durch unerhörte Invasionen und Katastrophen verödete Land wieder zu einem Wohnplatz gesitteter Menschen zu machen. Aber nein, die Anläufe sind nicht hoffnungslos. Schon quillt und schwillt es unter der Decke. Schon regen und stoßen sich die Köpfe im engen Raum. Schon ist, während ganze Landschaften noch öde daliegen, ein Ueberfluß geistiger Kräfte vorhanden, der an den Pforten des kleinen Königreiches rüttelt, und der unaufhaltsam zur Vereinigung mit den Brüdern draußen drängt, die mit uns die Sprache von Hellas reden. Die gesittete Welt des Abendlandes kann nicht wollen, daß unser Reich auf die Landschaften dauernd beschränkt bleibe, welche die steinigsten und verwüstetsten sind. Wie wollet Ihr das große Problem im Osten, die Verlegenheit eurer Diplomaten, lösen ohne uns, und wie können wir, an Händen und Füßen gebunden, wider die Uebermacht anrennen ohne Euch? Diese Empfindung der Ohnmacht und wieder das stille Feuer der Hoffnung, das ist es, was Ihr in unseren Augen leset."

Die Resignation, zu der sich das griechische Volk in dem ersten Stadium der gegenwärtigen Krisis bezwang, ist wie eine Besiegelung seines selbständigen nationalen Berufes. Es halfen dazu die niederschlagenden Erfahrungen mit, die das Land während des Krimkrieges und wieder während des kretischen Aufstandes machte. Die letztere Erfahrung war geradezu entscheidend für die Abwendung von der russisch-slavischen Sache. Seitdem war die Parole: stille Sammlung der nationalen Kräfte, Vermeidung hoffnungsloser Erhebungsversuche, Widerstand gegen alle Verlockungen von Seiten der slavischen Unzufriedenen. Je mehr die Nationalität ihrer selbst bewußt wurde, um so instinctiver wurde ihre Abneigung gegen Pläne, die sie in fremde Interessen zu verstricken drohten. Inzwischen waren die Bemühungen in der Stille darauf gerichtet, die Bande mit den Griechen außerhalb des Königreiches fester zu knüpfen. Dadurch vor allem, daß das geistige Niveau der in den türkischen Provinzen wohnenden Griechen gehoben würde. In dieser Beziehung ist namentlich die aufopfernde Thätigkeit eines in Athen bestehenden Comités von Werth, das die Errichtung griechischer Volksschulen in Epirus, in Thessalien, in Makedonien sich zum Zwecke gesetzt hat, eine Thätigkeit, die, wie man

Digitized by Google

hört, vom besten Erfolge gekrönt und durch einen eifrigen Besuch dieser Schulen belohnt ist. Hunderte von Schulen sind in dieser Weise im türkischen Reiche verbreitet worden, eine geistige Aussaat, die der politischen Sammlung des griechischen Volkes die Wege bereitet. Wenige werden wissen, daß auch deutsche Mittel und Kräfte zu diesem Werke mithelfen. Es sind lediglich private Kreise, die sich zu diesem philanthropischen Werke zusammengethan haben. Vielleicht irrt man aber nicht in der Vermuthung, daß auch die deutsche Regierung diese Bemühungen sympathisch ansieht und in ihnen einen wichtigen Factor für die Lösung des orientalischen Problems erblickt.

Jetzt ist freilich auch das griechische Volk in den Strudel hineingerissen worden. Von dem Augenblick, da ein ernsterer Ausgang der gegenwärtigen Verwickelung wahrscheinlich wurde, hat die Resignation einer anderen Stimmung Platz machen müssen. Eindringlich erhebt das griechische Volk seine Stimme, nicht etwa um an dem Aufstand gegen die Türken sich zu betheiligen, sondern damit, wenn die Katastrophe unvermeidlich ist, die Lösung nicht einzig zu Gunsten der Slaven erfolge, sondern Europa sich erinnere, daß hier ein anderes Volk ist, das auf einen Theil der europäischen Provinzen des türkischen Reiches das legitimste Anrecht besitzt. Das den Slaven gewährte Recht soll mit einem Wort nicht zu einem an den Griechen verübten Unrecht werden.

Die besonnenen Männer, welche noch auf Jahrzehnte die stille geistige Arbeit der Nation auf ihre Fahne geschrieben und so viel Verständniß unter ihren Volksgenossen gefunden hatten, mögen von ernsten Besorgnissen erfüllt sein, daß die Ereignisse, die auch das griechische Volk aus seiner Zurückhaltung aufschrecken, viel rascher sich entwickeln, als vom Gesichtspunct seiner inneren Vorbereitung erwünscht ist. Allein gegen die Gewalt der Thatsachen ist nicht anzukämpfen. Auch die Italiener konnten nicht zuwarten, bis das römische Problem in Cavours Sinne „moralisch gereift" war. Eines Tages waren sie genöthigt, einfach zuzugreifen. Sie mußten es thun, obwohl sie wußten, daß sie sich damit eine Fülle von Unbequemlichkeiten aufluden, die sie erst mit der Zeit zu überwinden im Stande sind. Aehnlich mag es jetzt den Griechen ergehen. Daß sie noch Jahre der stillen Sammlung nöthig hätten, kann sie nicht abhalten, den Moment zu ergreifen. Und eine schöne Zeit der Vorbereitung ist ihnen immerhin vergönnt gewesen. Erst jetzt springt es in die Augen, wie sehr es der griechischen Nationalität zu Statten gekommen ist, daß die Grenzen des Königreichs im Anfange so enge gesteckt wurden. Wären jene umfassenden Pläne verwirklicht worden, mit denen Alexander Ypsilanti im Jahre 1821 in den Donaufürstenthümern den Aufstand eröffnete, so wäre voraussichtlich die griechische Sache erdrückt worden in der slavischen, sie wäre nur ein Moment der allgemeinen Erhebung der Bekenner des Kreuzes ge-

Digitized by Google

weſen. Die Erneuerung der griechiſchen Nationalität hätte nicht in ſo folgerichtiger Weiſe und in ſo kurzer Zeit ihrem Ziele entgegengeführt werden können. So aber war Gelegenheit, daß in kleinem Raume ein feſter Kern des griechiſchen Volksthums ſich zuſammenſchloß. Man kann die geiſtigen Motive, welche zur Ausbildung der griechiſchen Nationalität beigetragen haben, gar nicht zu hoch anſchlagen. Im Peloponnes, der ſchon in alten Zeiten als die Akropolis von Hellas betrachtet wurde, und in den Landſchaften ſüdlich vom Oeta, hier wo die Blüthe des althelleniſchen Volkslebens ſich entfaltet hatte, wo jede Oertlichkeit durch die Erinnerung an die Vorzeit geweiht iſt, hier war der abgegrenzte Raum, wo auch die neue griechiſche Volksindividualität ſich ausbilden konnte, im Unterſchied von dem Völkergemiſch, mit dem ſie durch Bande der Verwandtſchaft zuſammenhing. Aber nun der Kern gebildet iſt, regt ſich auch ſeine Anziehungskraft auf die verwandten Elemente; nun die Nationalität vorhanden iſt, bedarf ſie auch des nöthigen Spielraums für ihre Kräfte. Eben jene Landſchaften, welche die Abſonderung der neuhelleniſchen Bildung begünſtigten, ſind nicht ebenſo auch geeignet, zur materiellen Grundlage eines Gemeinweſens zu dienen. Sie tragen die meiſten claſſiſchen Erinnerungen, aber ſie ſind zugleich die ärmſten, ausgebranntеſten, unergiebigſten Landſchaften, die zu den furchtbaren Verwüſtungen der früheren Zeiten noch einmal in unſerem Jahrhundert durch den Unabhängigkeitskrieg zur Wüſte gemacht worden ſind. Unter dieſen Umſtänden waren die blühenden joniſchen Inſeln, die unter der venetianiſchen und ſpäter unter britiſcher Herrſchaft der beſten Pflege ſich erfreuten, ein höchſt willkommener Zuwachs. Aber wer mag es den Griechen verdenken, wenn ſie ihre Blicke auf die übrigen Inſeln, auf die wichtige Stellung von Kreta, auf die fruchtbaren Gefilde Theſſaliens richten zu einer Zeit, wo es nicht mehr ein leeres Spiel der Phantaſie iſt, ſich mit der Zukunft der chriſtlichen Provinzen der Türkei zu beſchäftigen? Oder ſollen ſie beſtraft werden dafür, daß ſie, anſtatt die Waffen zu erheben, mit Selbſtbeherrſchung ihre Zeit abwarten? Doch ihre Zuverſicht iſt ſchließlich die, daß ihre Intereſſen zuſammenfallen mit dem Intereſſe Europas. Denn wenn der Zerfall des türkiſchen Reiches nicht aufzuhalten iſt, andererſeits der Ausbreitung der ruſſiſchen Weltmacht beſtimmte Grenzen gezogen werden ſollen, ſo möchte wohl ſchwerlich ein anderer Ausweg gefunden werden als der, daß man den Völkerindividualitäten in der Türkei, die ſich den Anſpruch auf eine ſelbſtändige Exiſtenz erworben haben, zu ihrem Rechte verhilft. Nicht dadurch wird der Siegerſchritt Rußlands gehemmt, daß man das Unmögliche verſucht und das aus den Fugen gehende Osmanenreich künſtlich zuſammenhält, ſondern dadurch, daß man die Kräfte entfeſſelt, die ſich auf ſeinem Boden lebensfähig und lebenskräftig entwickelt haben.

Die Gründe, aus denen in früheren Zeiten eine Ausdehnung des grie-

Digitized by Google

chiſchen Staates übel angeſehen wurde, waren wohlberechtigt, aber ſie treffen heute nicht mehr zu. Daß der griechiſche Staat nach Rußland gravitire, werden alle Kenner des heutigen Griechenlands beſtreiten. Es war ſo, ſo lange Rußland nur von Ferne als die ſollicitirende Macht unter den chriſtlichen Bevölkerungen der Balkanhalbinſel wirkte. Auch das griechiſche Element iſt durch dieſe Anreizungen geweckt und gekräftigt worden, aber heute iſt es ſo weit erſtarkt, um zu erwarten, daß man die Löſung der Orientfrage nicht einſeitig im Intereſſe der Slaven, ſondern in Berückſichtigung des Volkes der Hellenen unternehme.

Fallmerayer nennt einmal den heiligen Berg Athos mit ſeinen Klöſtern den „Antivatican und das geiſtige Waffenhaus, mit dem man den illyriſchen Continent erſchüttert .... Von Kijew und den Quellen der Wolga, vom Dunkelwald im innerſten Kolchis, vom freien Hellas, aus den Thälern des Hämus, von Illyrien und Czerna-Gora blicken aller Augen mit ſehnſüchtigem Verlangen nach dieſer großen Glaubens- und Bußanſtalt des byzantiniſchen Kirchenthums.“ Und ein anderesmal verſichert er, daß „Neuathen, Neulacedämon und Neuhellas im allgemeinen, mit Inbegriff des großen illyriſchen Länderdreiecks, nicht nur den heiteren Geiſt des helleniſchen Weſens nicht mehr darſtellen, ſondern daß ſie überhaupt gar keinen eigenthümlichen Geiſt, kein lebendiges Princip, keine ſelbſtändige Idee verſinnlichen; daß ſie als Fragment, als Aggregat und gleichſam als verlorener äußerſter Wandelſtern des ſarmatiſchen Solarſyſtems nur von Kijew und ſeinen vergoldeten Kuppeln als gemeinſchaftlichem Centrum ſlaviſcher Weltordnung Licht und Wärme empfangen.“

Heute würde vielleicht auch der ſtreitbare Fragmentiſt ſich überzeugen, daß weder Hagion Oros noch Kijew das Mekka der Hellenen iſt. Wißt Ihr, was ihr geiſtiges Centrum, ihre Sehnſucht, ihr Licht iſt? Ich erfuhr es, als ich eines Morgens wieder die Stufen zur Akropolis hinaufſtieg. Droben, als wir die Propyläen hinter uns hatten, ſahen wir eine griechiſche Familie gelagert, die ſich an eine mitgebrachte Mahlzeit machte. Es war noch früh am Tage, außer uns waren noch keine Beſucher zur Stelle. Der ſtille, klare Morgen hatte eine unbeſchreibliche Weihe über die Ueberreſte der perikleiſchen Zeit ausgegoſſen. Im Schatten des Parthenon ſah man hinaus in den ſpiegelglatten ſaroniſchen Golf, nach Aegina, nach den Bergen von Argolis, nach Akrokorinth. Wir grüßten, und ein Wort gab das andere. „Wir kommen,“ ſagte der Grieche, „aus Smyrna. Lange iſt es unſer Wunſch geweſen, auf dieſer heiligen Höhe zu ſtehen. Geſtern Abend ſind wir angekommen, mit dem Gelübde, keine Speiſe zu berühren, bis wir die Akropolis mit eigenen Augen geſchaut hätten. Jetzt ſind wir da, unſere Sehnſucht iſt erfüllt, das iſt unſer Heiligthum“ — ſo ſchloß er, auf die Säulen des Iktinos deutend.

Der Sitz des Reichsgerichts.

Der Paragraph 97 des Entwurfs eines Gerichtsverfassungsgesetzes lautete: „Der Sitz des Reichsgerichts wird mit Zustimmung des Bundesrathes durch kaiserliche Verordnung bestimmt", die Justizcommission des Reichstages dagegen beseitigte diesen Vorschlag und ersetzte ihn durch den Antrag, zu sagen: „Der Sitz des Reichsgerichts wird durch Gesetz bestimmt".

Dieser Antrag der Commission ist in zweiter Lesung vom Reichstag angenommen worden, dabei wird es auch in dritter Lesung bleiben, um so mehr, als der Bundesrath nicht mehr widersprochen hat.

Unzweifelhaft wird also der Sitz des Reichsgerichts mit Zustimmung des Reichstags bestimmt werden.

Was den Zeitpunct der Entscheidung dieser Frage betrifft, so ergab sich aus den Aeußerungen des preußischen Herrn Justizministers in der Sitzung vom 23. November, daß in der laufenden Session des Reichstags der betreffende Gesetzentwurf nicht mehr vorgelegt werden werde.

Ueber die Sache selbst veranlaßte der Abgeordnete Windthorst in jener Sitzung eine Erörterung, an welcher sich außer ihm die Abgeordneten Lasker, Römer (Württemberg) und Schröder (Lippstadt) sowie der preußische Justizminister betheiligten.

Windthorst sprach sich bestimmt gegen Berlin und für Leipzig als Sitz des Reichsgerichts aus, und er sowie sein Parteigenosse Schröder wünschten, daß sofort jetzt schon, wenigstens negativ, bestimmt werde, daß das Reichsgericht nicht nach Berlin kommen dürfe, ohne aber einen entsprechenden Antrag zu stellen.

Lasker äußerte sich über Berlin gar nicht, sondern beschränkte sich hinsichtlich des Sitzes des Reichsgerichts darauf, hervorzuheben, für Leipzig könne man sich so lange nicht aussprechen, als man nicht sicher sei, daß Sachsen auf Errichtung eines obersten Landesgerichtshofs für die Entscheidung der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten verzichte.

Römer sprach sich gegen Berlin aus, weil das in Berlin sitzende Reichsgericht — ob mit Recht oder Unrecht sei nicht entscheidend — nicht das nöthige öffentliche Vertrauen genießen werde, und gegen Leipzig, so lange Sachsen nicht unumwunden seinen Verzicht auf Errichtung eines obersten Gerichtshofes ausgesprochen habe.

Der preußische Herr Justizminister erklärte, weder im Justizausschuß des Bundesraths, noch im Bundesrath selbst, noch im Schooße der preußischen Regierung sei der Sitz des Reichsgerichts jemals erörtert worden, und wies die gegen Berlin geltend gemachten Gründe ab.

Digitized by Google

Der sächsische Herr Justizminister stellte in Aussicht, daß er über die Errichtung eines eigenen obersten Civilgerichtshofes für Sachsen bei Erörterung des Paragraph 7 des Einführungsgesetzes zum Gesetz über die Gerichtsverfassung eine Erklärung geben werde. Eine solche ist aber ausgeblieben.

Das ist der dermalige Stand der Sache.

Soll ich eine Meinung über die künftige Entscheidung dieser hochwichtigen Angelegenheit äußern, so muß sich dieselbe auf folgendes beschränken.

Wenn die Zusammensetzung des im Januar zu wählenden neuen Reichstags im Wesentlichen dieselbe bleibt, so wird, wenn Sachsen in dem Augenblick, da die Entscheidung fällt, nicht unumwunden auf Errichtung eines eigenen obersten Gerichtshofes verzichtet hat, sicher das Reichsgericht nicht nach Leipzig gesetzt.

Hat Sachsen verzichtet, so ist damit noch lange nicht gewiß, daß Leipzig das Reichsgericht bekommt, um so weniger, als eine angebliche Aeußerung eines jetzt höchstgestellten sächsischen Beamten circulirt: die zum Empfang des Kaisers in Leipzig getroffenen (großartigen) Anstalten seien „nur uns (Sachsen) zum Affront" getroffen worden.

Für Berlin scheint die preußische Regierung und die große Mehrzahl der preußischen Reichstagsabgeordneten zu sein, es könnte aber auch eine Ausgleichung der sich gegenüberstehenden Ansichten leicht dahin erfolgen, daß das Reichsgericht zwar nach Preußen, aber nicht nach Berlin, sondern etwa nach Kassel oder Frankfurt gesetzt würde.

Qui vivra verra! G.

Zum Hülfskassenwesen.

Von J. Rosenstein.

Nach siebenjährigem, mühevollen Kampf und zahlreichen Enttäuschungen ist endlich das Gesetz über das Hülfskassenwesen, das bereits bei Berathung der Gewerbeordnung verheißen war, in der letzten Reichstagssession zu Stande gekommen und am 7. April dieses Jahres publicirt worden. Obwohl dieses Gesetz in vielfacher Beziehung hinter den Anforderungen zurückbleibt, die man an dasselbe stellen müßte, indem es insbesondere hochwichtige Theile des Hülfskassenwesens, wie die Invalidenpensionskassen, außer Acht gelassen hat, so ist es doch nach dem tiefen Mißtrauen, welches unser Staat Jahre lang allen auf Selbsthülfe der Arbeiter beruhenden Organisationen entgegengetragen hat,

Digitized by Google

immerhin ein freudig zu begrüßender Fortſchritt unſerer ſocialen Geſetzgebung, daß ſie endlich dem Hülfskaſſenweſen diejenige Berückſichtigung zu ſchenken wenigſtens angefangen hat, auf die daſſelbe, wenn in ſeiner wahren Bedeutung erfaßt, ſchon lange Anſpruch hatte. Es handelte ſich darum, eine ſociale Organiſation auszuführen, welche von tiefreichendem Einfluß auf die Geſtaltung der Arbeiterverhältniſſe ſein muß. Die Ausſicht auf das Schickſal, welches eines durch Krankheit, Beſchädigung, Alter, erwerbsunfähig gewordenen Arbeiters, oder im Todesfalle ſeiner unmündigen Hinterlaſſenen harrte, mußte die Sorgen, die auf dem Arbeiter ohnedies laſteten, nur noch drückender machen, denn was zur Abhülfe in ſolchen Fällen bisher geſchah, und zwar auf dem Wege polizeilicher oder communaler Armenpflege, war ein unzureichender Nothbehelf mit überdies vielfach entwürdigender Anwendung. Die Art und Weiſe, in welcher das Hülfskaſſenweſen bisher polizeilich geregelt war, ließ für dieſe Verhältniſſe keinen rechten Wandel abſehen, ſo lange nicht die Arbeiter, die Hauptbetheiligten, in die Lage verſetzt wurden, auf die Geſtaltung des Kaſſenweſens innerhalb eines geſetzlich gegebenen breiten Rahmens einen maßgebenden Einfluß auszuüben, indem die Natur und Beſtimmung der Hülfskaſſen als Genoſſenſchaften zur Verſicherung gegen Erwerbsunfähigkeit, ſowie für den Todesfall ins Auge gefaßt wurde, die Kaſſen ſelbſt aber von polizeilicher Bevormundung befreit, nur der Normativgeſetzgebung unterworfen, in Wahrheit freie Kaſſen wurden. Die Herſtellung ſolcher Kaſſen, mit andern Worten die geſetzliche Anerkennung der genoſſenſchaftlichen Hülfskaſſen, ſoweit dieſelben gewiſſen geſetzlichen Normativen ſich unterwarfen, war die Aufgabe, welche unſerer Geſetzgebung in dieſer Richtung zu löſen oblag. Durch das Geſetz vom 7. April dieſes Jahres iſt in dieſer Beziehung wenigſtens ein Anfang gemacht, indem für Kaſſen, welche die gegenſeitige Unterſtützung ihrer Mitglieder für den Fall der Krankheit bezwecken, die Bedingungen feſtgeſetzt ſind, unter denen ſie die Rechte einer eingeſchriebenen Hülfskaſſe erlangen. In dieſem Augenblick nun, wo es ſich darum handelt, an der Hand des neuen Geſetzes dem betreffenden Zweige des Hülfskaſſenweſens eine freiere und umfaſſende Entwickelung zu geben, erſcheint es uns Pflicht, auf das Buch von Dr. Max Hirſch, „die gegenſeitigen Hülfskaſſen und die Geſetzgebung“ nachdrücklich aufmerkſam zu machen. Unſer Verfaſſer hat das Verdienſt, dieſen Gegenſtand in der deutſchen Literatur zum erſten Male umfaſſend und eingehend zu behandeln. Seit einer Reihe von Jahren in ſeiner Stellung an der Spitze der Gewerkvereine theoretiſch wie praktiſch mit den hier einſchlagenden Fragen und Materialien nahe vertraut, war er hierzu in hervorragender Weiſe befähigt, und ſeiner Hingebung für die Sache iſt es in erſter Linie zu danken, daß dieſer wichtige Gegenſtand, deſſen geſetzliche Regelung trotz der allgemein erkannten Dringlichkeit ſich mehr und mehr in die Länge zog, endlich zu einer

Digitized by Google

Erledigung gelangte und an die Stelle einer zerſplitterten und mangelhaften Landesgeſetzgebung ein einheitliches Reichsgeſetz trat. Wir werden den Inhalt des überaus lehrreichen und gründlichen Buches, das überdies den bei deutſchen wiſſenſchaftlichen Büchern noch immer ſeltenen Vorzug hat, vortrefflich geſchrieben zu ſein, in der Kürze hier unſeren Leſern vorführen. Das Buch hat verdienter Weiſe eine faſt allgemeine Anerkennung gefunden und iſt auch in den Blaubüchern des engliſchen Parlaments unter den Berichten über die eingeſchriebenen Hülfskaſſen mit großer Auszeichnung erwähnt.

Die erſte Vorfrage, die an die Spitze der Unterſuchung zu ſtellen war, iſt die über den Kaſſenzwang, d. h. die Verpflichtung, einer Hülfskaſſe überhaupt anzugehören. Unſer Verfaſſer iſt ein principieller Gegner deſſelben. Seine Beweisgründe entnimmt er vorwiegend der Erfahrung, daß gerade in den Ländern Europas, in welchen Kaſſenzwang nicht beſteht, ſich die Betheiligung an den Hülfskaſſen reger entwickelt, als in Deutſchland, wo allein noch Kaſſenzwang vorhanden iſt. Außerdem aber hat ſich gezeigt, daß der Hauptgrund des Kaſſenzwanges, d. h. der Schutz vor Ueberlaſtung des Armenbudgets, nicht erreicht worden iſt. Aus praktiſchen Gründen jedoch und zwar vorwiegend um die bevorſtehende Geſetzgebung nicht noch mehr zu erſchweren, will der Verfaſſer den gegenwärtigen Kaſſenzwang einſtweilen gelten laſſen. Derſelbe gilt augenblicklich faſt nur für Kranken- und Begräbnißkaſſen; erſt in neueſter Zeit hat ſich von Seiten der Fabrikanten auch eine Agitation für einen Beitrittszwang zu Alter- und Invalidenpenſionskaſſen bemerklich gemacht, die einem entſchiedenen Widerſtande in Arbeiterkreiſen begegneten. Und allerdings ſpricht zunächſt, wie der Verfaſſer ausführt, die Unmöglichkeit einer wirkſamen praktiſchen Durchführung bei den augenblicklichen Lohnverhältniſſen dagegen; es iſt eben werthvoller und wichtiger, daß der Arbeiter während ſeiner Erwerbsfähigkeit beſſer geſtellt iſt. Jedenfalls würde die Einführung des Penſionskaſſenzwangs zu bedeutenden Umgeſtaltungen in den Lohnverhältniſſen und zur Steigerung der Productionskoſten führen. Nicht minder große Bedenken werden gegen die Beitragspflicht der Arbeitgeber erhoben; einmal unter Hinweis auf das unvermeidliche, die Selbſtſtändigkeit der Arbeiter gefährdende Uebergewicht der Arbeitgeber, das ſich entwickeln würde, dann aber auf Grund der Theorie vom Arbeitsvertrage, welcher auf der Gleichberechtigung und Selbſtverantwortlichkeit der Arbeiter ruht im Gegenſatz zu dem früheren patriarchaliſchen Arbeitsverhältniß. In Betracht kommt hierbei allerdings, daß für den Fall einer durch den Arbeitgeber oder ſeine Angeſtellten veranlaßten Erwerbsunfähigkeit bereits eine geſetzliche Haftpflicht des Arbeitgebers vorliegt. War ein mäßiger Kaſſenzwang, gewiſſermaßen als ein wirthſchaftliches Erziehungsmittel der arbeitenden Claſſen trotz der dagegen obwaltenden principiellen Bedenken wenigſtens zeitweilig zuzugeſtehen, ſo er-

heben sich gegen die Zwangskassen, d. h. gegen den Beitrittszwang zu einer bestimmten Kasse die schwersten Ausstellungen, die uns der Verfasser vom principiellen und praktischen Standpuncte aus überzeugend nachgewiesen hat; die einzige in Betracht kommende Ausnahme sind die Knappschaftskassen, mit denen sich, trotz ihrer Uebelstände, als einer alt begründeten, mächtigen Einrichtung nicht so ohne Weiteres aufräumen läßt. Nicht minder überzeugend hat der Verfasser die Bedenken beseitigt, welche gegen eine solidarische Zugehörigkeit der Hülfskasse zu Berufsorganisation, in specie zum Gewerkverein, erhoben waren, wobei er davon ausgeht, daß die Gewerkvereine keineswegs wie man fälschlich angenommen, socialpolitische Agitationsvereine sind, sondern in Wirklichkeit nur den Schutz und die Förderung der Rechte und Interessen ihrer Mitglieder bezwecken. Im Gegentheil leuchtet es ein und auch die Entstehungsgeschichte beweist dies, eine entschiedene Verbindung zwischen Hülfskassen und Berufsorganisation erscheint im hohen Grade zulässig und förderlich; nur ist dabei auf scharfe Kassentrennung zu halten, für Gewerkszwecke einerseits und Hülfszwecke andererseits oder mit anderen Worten, die Hülfskasse ist nur als zugehörig zu den Gewerksvereinen zu betrachten.

Nach Erledigung dieser grundlegenden Vorfragen wendet sich der Verfasser zu dem Normativgesetz selbst, indem er davon ausgeht, daß an Stelle des früheren Concessionswesens die Normativgesetzgebung zu treten habe, welche allein das Verhältniß des Staates zu den Vereinigungen, welche corporative Rechte beanspruchen, regeln könne. Ihr Wesen sei es, dasjenige vorzuschreiben, was ein Verein selbst bei voller Einsicht und gutem Willen als Grundzüge seines Statuts feststellen würde. Maßgebend für diese Normative in unserem Fall ist das Wesen der Hülfskassen als Versicherungsgenossenschaften mit dem Zweck der gegenseitigen Tragung der Schäden, welche Besitz oder Person unabsichtlich treffen können; hinzutritt dann noch, daß es sich nur um in Wahrheit gegenseitige Versicherungsgenossenschaften handelt. Die Normative werden sich also in erster Linie mit der Auffindung und Sicherung der bei jeder Versicherung zunächst in Betracht kommenden Rechnungsgrundlage, sowie alsdann mit der angemessenen Organisation zu beschäftigen haben. Zu erstrecken haben sie sich ausschließlich auf solche Vereinigungen, welche die gegenseitige Versicherung gegen Verminderung oder Verlust der persönlichen Erwerbskraft in Folge natürlicher Vorgänge bezwecken und wirkliche Personalgenossenschaften sind. Das Kriterium der Versicherung ist in dem Maße entscheidend, daß nicht jeder Zweig gegenseitiger Hülfsleistung in die Normative hineingezogen werden kann. Außerdem aber waltet maßgebend das Princip der Genossenschaft, welche das Erwerbsgeschäft, wie in der gewöhnlichen Versicherung sonst üblich, ausschließt und stets den Einfluß der Mitglieder sichert, daneben aber auch eine Beschränkung des Versicherungsbetrages festsetzt.

Digitized by Google

Keineswegs erforderlich dagegen ist die Beschränkung auf Gewerbtreibende, vielmehr würde kein Grund vorliegen, irgend einen Erwerbsthätigen auszuschließen, wie denn auch der Einwand, daß bestimmte Versicherungszweige, wie Kranken- und Sterbekassen den Invaliden- und Alterversorgungskassen gegenüber zu bevorzugen seien, keinen stichhaltigen Grund hat. Endlich scheint es nach der Erfahrung, die man mit dem Schulzeschen Genossenschaftsgesetz gemacht hat, keinem Bedenken zu unterliegen, eine bestimmte Verpflichtung zur Unterstellung unter das Normativgesetz nicht aufzustellen; selbstverständlich erlangen Genossenschaften, die das nicht thun, auch nicht die höhere Rechtsfähigkeit. Nur für die Pensionskassen fordert der Verfasser mit gutem Recht die obligatorische Geltung des Normativgesetzes. Durchgehend für alle Versicherungsgenossenschaften muß aber die Verpflichtung sein, der Regierung Kenntniß von ihrer Existenz, ihren Statuten, Abschlüssen und sonstigen statistischen Erhebungen zu geben. Im Uebrigen ist eine directe Genehmigung der Regierung bei der Handhabung des Versicherungswesens vielfach nicht ohne Bedenken. Ueberzeugend thut der Verfasser dar, daß eine Genehmigung der Rechnungsgrundlagen durch die Regierung theils unwirksam zum Guten, theils aber auch geradezu gefährlich zum Mißbrauch ist. Der Staat würde durch die Genehmigung der Rechnungsgrundlagen eine Verantwortlichkeit übernehmen, der er nicht gewachsen ist, da zuverlässige Grundlagen in vielen Versicherungsgebieten noch fehlen und selbst da, wo sie da sind, nur dann nützen, wenn ihnen entsprechend verwaltet wird, was wiederum nicht Sache des Staates ist. Dagegen liegt es diesem ob, durch Normative den Mitgliedern eine bestimmte Sicherheit für ihre langjährigen Beiträge zu gewähren, denn zur Beurtheilung der Lebensfähigkeit einer Versicherungskasse reicht die Bildung der Arbeiter und sonstigen Mitglieder nicht aus und hat sich nicht als ausreichend erwiesen, um den Ruin zahlloser Kassen zu verhindern, wie dies in England der Fall gewesen. Wenn man von gewisser Seite hierfür die in England vorhandene Staatseinwirkung hat verantwortlich machen wollen, so ist das, wie der Verfasser zeigt, eine gänzlich unerwiesene Behauptung; es geht dies namentlich aus der Natur des Gesetzes hervor, das nur ein Minimum von Einwirkung und zwar sehr rationeller Einwirkung kennt, die allerdings nicht weit genug geht. Freilich das Princip der Solidarhaft, das bei den Wirthschaftsgenossen so segensreich gewirkt, würde bei Versicherungsgenossenschaften praktisch undurchführbar sein.

Der Verfasser führt uns nun eine Reihe von Vorschlägen vor, welche bezwecken, die Vorzüge der freien Bewegung und Selbstverwaltung mit der erforderlichen Sicherung der Lebensfähigkeit zu verbinden. Als Ausgangspunct und Grundlage für alles Uebrige erscheint hier die Annahme und Beibehaltung richtiger Rechnungsgrundlagen nach den Lehren der Versicherungs-

genossenschaft, aufgestellt durch staatlich approbirte Sachverständige, sowie eine periodische, etwa alle drei Jahre, erfolgende Abschätzung der finanziellen Lage durch solche Sachverständige, mit anderen Worten die Aufstellung technischer Bilanzen. Es würde überhaupt, ehe die Eintragung einer Kasse, soweit sie nicht blos einfache Kranken- oder Begräbnißunterstützung gewährt, erfolgen kann, die Bescheinigung eines Sachverständigen über ihre Lebensfähigkeit beizubringen sein. Selbstverständlich ist dann ferner, daß die verschiedenen Versicherungszweige getrennt behandelt werden, sowie daß alljährlicher öffentlicher Rechnungsabschluß mit Revision eingeführt werde. Die Anlage des Vermögens muß unter strengem Ausschluß des vorwiegenden Erwerbszwecks, nach den für Mündelgelder und öffentliche Kassen bestehenden Vorschriften erfolgen. Daß endlich der Statistik und deren Veröffentlichung die eingehendste Fürsorge zuzuwenden ist, bedarf keiner besonderen Ausführung. Mit der periodischen Aufstellung der technischen Bilanz hängt es eng zusammen, daß den Resultaten derselben, sofern sie ein Deficit herausstellen — was übrigens der Natur der Versicherung entsprechend, etwas wesentlich Anderes ist, als bei dem Handelsgeschäft — genau Folge gegeben wird, indem das Gesetz die Deckung eines solchen Deficits zur unbedingten Pflicht macht. Die Mittel und Wege hierzu wären von den approbirten Sachverständigen vorzuschlagen und von den Genossenschaftsorganen zu approbiren, wobei im Fall des Dissenses der Appell an die Reichsbehörden offen bleiben müßte. Für die Deckung des Deficits hätten auch die ausgeschiedenen Mitglieder wenigstens noch ein Jahr lang nach Verhältniß ihres Beitrags mitzuhaften, da ja die technische Bilanz es nicht mit einer zukünftigen, sondern jüngst vergangenen Periode zu thun hat. In Betracht kommen endlich noch Normative für Auflösung und Liquidation von Versicherungsgenossenschaften. Maßgebend ist hierbei der Gesichspunct, willkürliche Auflösung zu verhindern, die namentlich bei gutem Vermögensstande leicht verlockend erscheinen kann, denn Auflösung wegen Ablauf der statutenmäßigen Zeit oder wegen erheblichen Herabsinkens der Mitgliederzahl kommt in dieser Beziehung nicht in Betracht. Nur eine überwiegende, etwa fünfsechstel Majorität der Mitglieder kann hierfür den Ausschlag geben und zwar bei einer alle heranziehenden häuslichen Abstimmung, außerdem aber empfiehlt es sich, jedem Mitgliede außer seiner Personalstimme für fünffache Mitgliedschaft noch je eine Stimme zu geben, im Ganzen jedoch nicht über fünf Stimmen. Außerdem aber gehört dazu die Einwilligung oder ausreichende Sicherstellung sämmtlicher bereits zur Unterstützung Berechtigten. Als nicht geeignet zur allgemein gesetzlichen Normirung, weil nach der Natur der Versicherungsgenossenschaft und der Personen allzu großer Verschiedenheit unterworfen, dagegen der Einzelregelung dringend bedürftig hält der Verfasser Festsetzungen über die Minimalzahl der Mitglieder, über Gesundheitsatteste und

Digitized by Google

Carenzzeit, sowie über die Abstufung der Beiträge und der Eintrittsgelder nach dem Alter; jeder Genossenschaft muß es freistehen, die erforderlich scheinenden Bestimmungen hierüber zu treffen und jeder einzige Punct ist wichtig genug, um einer entsprechenden Lichtung zu bedürfen, vor allem gilt dies von der Carenzzeit, welche der wichtigste Schutz gegen Ausbeutung ist.

Nachdem der Verfasser die aus dem Versicherungswesen hervorgehenden Normative besprochen hat, wendet er sich nunmehr zu denjenigen Normativen, welche durch die genossenschaftliche Natur der Hülfskassen bedingt sind. Vielfach werden hier die allgemeinen Genossenschaftsnormative entscheidend sein, doch ist Manches auch den Eigenthümlichkeiten der Hülfskassen anzupassen. Vor allem sind die Bedingungen, unter denen die Berechtigung zu den Benefizien erworben und verloren wird, dergestalt statutenmäßig festzustellen, daß nicht die Willkür eines Vorstandes, Ausschusses oder selbst der Generalversammlung darüber entscheiden kann. Ferner dürfen die Statuten nur unter gewissen Bedingungen und nur von der Generalversammlung respective durch allgemeine Mitgliederabstimmung abgeändert werden. Nicht minder wichtig sind statutarische Bestimmungen über Schlichtung von Streitigkeiten, wobei der gewöhnliche Rechtsweg möglichst auszuschließen wäre und entweder die Entscheidung den eigenen Organen oder einem Schiedsgericht übertragen wird. Aus der Natur der Versicherungssumme als Lebensnothdurft dürfte hervorgehen, daß Cession und Beschlagnahme ausgeschlossen sind. Die Bedingungen der Ausschließung sind, um jede Willkür zu verhindern, genau statutarisch festzustellen. Namentlich ist ausgeschlossenen wie ausscheidenden Mitgliedern ein Ersatz desjenigen Theils der geleisteten Beiträge zu gewähren, welche zur Deckung des künftigen höheren Risicos reservirt würden. Allerdings dürfte hier eine genaue Berechnung der Reserve sehr schwer fallen. Die Gestaltung der Organe, Vorstand und Ausschuß, ergiebt sich im Ganzen von selbst, nur dürfte, da die Befugnisse des Vorstandes weniger nach Außen als vielmehr nach Innen fallen, es sich für ihn wesentlich um Erledigung innerer Geschäfte handelt, der Ausschuß respective Aufsichtsrath mehr in den Vordergrund treten und über die bloße Aufsicht hinausgehen. Besondere Anerkennung und Förderung hat das Gesetz auf Grund der gemachten Erfahrungen den verzweigten und zugehörigen Hülfskassen zu gewähren, da sowohl die Verzweigung und Affiliation der Kassen, das heißt die Ausbreitung über einen möglichst weiten Bezirk, wie die Zugehörigkeit zu anderen Berufsorganisationen recht eigentlich der Natur des Hülfskassenwesens entsprechen; allerdings ist dabei besondere Fürsorge zu treffen gegen die Unbotmäßigkeit und den Abfall von Zweigkassen einerseits wie gegen Uebergriffe der Centralgewalt andererseits; hierfür haben die Statuten zu sorgen. Bei den zugehörigen Kassen bleibt, wie schon erwähnt, strenge Kassentrennung die Hauptsache. Die endlich in Betracht kommende

Digitized by Google

Hauptfrage ist die von der den Behörden zuzugestehenden Einwirkung. Bei der hervorragenden Stellung, welche den approbirten Sachverständigen eingeräumt ist, kann diese Einwirkung ziemlich beschränkter Natur sein. In erster Linie steht die richterliche Eintragung, das heißt die Prüfung, ob der vorliegende einzelne Fall den allgemeinen Normen entspricht und die Bestätigung dieser Thatsache. Gänzlich getrennt hiervon sind die wohlfahrtspolizeilichen Obliegenheiten zu halten, welche der Verwaltungsbehörde zufallen und wesentlich darauf hinauslaufen, die gesetzlich verlangte Einreichung, Prüfung und Zusammenstellung der statistischen Berichte und Tafeln und die darin wurzelnden Entscheidungen zu überwachen und dazu anzuhalten. Endlich aber ist noch eine Centralverwaltungsbehörde festzusetzen, bei der das gesammte Material zusammenfließt und die für das ganze Reich eine einheitliche ist, am zweckmäßigsten, ihrer ganzen Natur nach, mit dem Reichsgesundheitsamte verbunden würde. Dieselbe müßte die Wächterin des Gesetzes gegenüber den Hülfskassen sein und sowohl eine informatorische, Auskunft fordernde und theilende, wie eine regulatorische, controlirende und normirende Wirksamkeit haben. Eine der Anwaltschaft der Wirthschaftsgenossenschaften entsprechende selbständige Organisation dürfte sich bei den Versicherungsgenossenschaften ihrer Natur nach schwerlich entwickeln können. Jene Centralbehörde ist denn auch die letzte Instanz bei Differenzen zwischen den Sachverständigen und Hülfskassen; ihr liegt wesentlich die Entscheidung ob über Berechnung und Deckung eines etwaigen Deficits.

So viel über den Inhalt des Buches, dem zum Schluß noch einige Anhänge, enthaltend die Gesetzentwürfe des Verfassers wie die Vorlagen des Reichskanzleramts, außerdem die nunmehrigen Gesetze vom 7. und 8. April dieses Jahres, sowie statistische Mittheilungen über Gewerkvereinshülfskassen hinzugefügt sind. Eine Vergleichung der Gesetzentwürfe des Verfassers mit den neuen Gesetzen zeigt, wie außerordentlich weit das Erreichte von dem noch zu Erreichenden entfernt ist. Aber es ist doch ein Anfang gemacht und wie hieran das Wirken des Verfassers einen sehr bedeutenden Antheil hat, so wird auch sein Buch ein werthvoller Wegweiser sein für das, was noch zu geschehen hat.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Die Berliner Schwabenschlacht und die deutsche Partei. — Der Siebenschwabenschlacht, die in Sachen der württembergischen Gemeindejustiz im Reichstag aufgeführt wurde, ist hier begreiflicherweise mit Spannung entgegengesehen worden. Als auf

Digitized by Google

die Anregung des Abgeordneten und Oberfinanzraths Schmid der Gegenstand in unserem Landtag verhandelt wurde, verwies Mittnacht den lebhaften Vertheidiger jener Landeseigenthümlichkeit auf den Reichstag. Die Kammer vermochte nur einen Wunsch auszusprechen und zu begründen, die Entscheidung stand bei der höheren Instanz. Jetzt ist sie erfolgt, und der Spruch ist, vorausgesetzt, daß er nicht in der dritten Lesung noch eine Aenderung erleidet, so weise ausgefallen, daß erstaunlichermaßen beide Theile zufriedengestellt sind. Beide triumphiren über den Ausgang: die Einen, weil die Eigenthümlichkeit erhalten bleibt, die Anderen, weil sie werthlos geworden ist. Die Particularisten jubeln, daß ihre Gemeindejurisdiction gerettet ist, diejenigen, welche national und juristisch schärfer denken, trösten sich damit, daß die Gerichtsverhandlung vor den ehrenwerthen Ortsvorstehern zu einem bloßen Sühneversuch herabgesetzt wird. Man kann das Stroh Heu und das Heu Stroh nennen, sagte der Reichstagsabgeordnete für die Stadt Ulm, es bleibt sich gleich, und so kann denn, da die erhitzten Gegner selbst sich befriedigt erklären, auch die übrige Welt über die württembergische Gemeindegerichtsbarkeit zur Tagesordnung übergehen.

Der Vorgang hat aber noch eine ernstere, die Parteiverhältnisse unseres Landes berührende Seite. Er wirft einen bemerkenswerthen Schatten auf unsere Wahlen voraus, von denen die für den Landtag auf den 13. December angesetzt ist. Besieht man sich nämlich die schwäbischen Theilnehmer an jenem für den Reichstag so ergötzlichen Turnier des Näheren, so gehören sie alle, Freund und Gegner, zu der deutschen Partei, die sich vor nunmehr zehn Jahren gebildet und damals den Eintritt Württembergs in den norddeutschen Bund auf seine Fahne geschrieben hat, angefeindet von Regierung, von Volkspartei und Ultramontanen. Angesichts jenes Waffenganges nun wird der Riß, der durch diese Partei geht, nicht mehr zu bemänteln sein. Zwar daß über einer einzelnen Frage Zwiespalt ausgebrochen ist, würde den Bestand der Partei noch nicht bedrohen. Aber doch wurde jener Streit theilweise mit einer Erregung und Leidenschaftlichkeit ausgefochten, daß man daraus nothwendig auf tiefere Dissidien und auf einen Zwiespalt von längerer Dauer schließen mußte. Das sah ganz so aus, als ob sich bei diesem Anlaß entladen wollte, was seit lange in einem feinen Herzen aufbewahrt und aufgesammelt worden war. Und wirklich ist nicht zu leugnen, daß der nächsten Wahl die deutsche Partei nicht mehr in derselben Verfassung entgegengeht wie den bisherigen. Sie hat zwar kürzlich gleichfalls ihre Ansprache an die Wähler veröffentlicht, und die Unterschriften zeigten, daß die alte Garde noch treu zusammenhält; aber dieser Aufruf beschränkte sich darauf, im allgemeinen an die alten Grundsätze der Partei zu erinnern und im übrigen die Nothwendigkeit der gesetzgeberischen Reform für das Land zu betonen. Auf Einzelheiten

Digitized by Google

ließ er sich aber nicht ein, und konnte es nicht, weil in allen erheblicheren Fragen Spaltungen sich gezeigt haben. Der letzte Landtag hat während seiner sechsjährigen Dauer eine ganz allmähliche Auflockerung der Partei zu Stande gebracht. Wie das so kam, ist mit wenigen Worten gesagt.

Im Jahre 1871 waren Manche der Meinung, die deutsche Partei, die eine Vereinigung ad hoc gewesen war, habe nun ihre Existenzberechtigung verloren. Sie könne sich mit Ehren begraben lassen, ihr Ziel sei erreicht, sie müsse anderen Parteibildungen das Feld räumen. Damals überwogen die entgegengesetzten Gründe. Eine geschlossene Reichspartei schien gerade jetzt und gerade in diesem Lande, das durch undeutsche Agitation am meisten durchwühlt war, unerläßlich. Wenn sie nicht schon bestand, hätte sie jetzt gebildet werden müssen. Das deutsche Reich war zur Thatsache geworden, aber nun galt es die öffentliche Meinung des Landes an die neuen Einrichtungen zu gewöhnen, sie ebenso zur Reichstreue zu erziehen, als sie bisher feindselig gewesen war. Diese Aufgabe ist der deutschen Partei in den letzten sechs Jahren wirklich gelungen. Man darf nur an die Einbürgerung des Sedanfestes sich erinnern und an die Aufnahme, welche der deutsche Kronprinz und zuletzt der deutsche Kaiser in Schwaben gefunden hat. Was ihr dabei zustatten kam, war einmal das natürliche Gewicht der Thatsachen, die Eindrücke des Krieges, der ganze Umschwung unserer Geschichte, dazu dann noch im Besonderen der Umstand, daß die Regierung gleichfalls in die nationalen Geleise einlenkte. Es war ja jetzt nicht mehr staatsgefährlich, die deutschen Farben zu zeigen. Die Reihen der deutschen Partei, die bis dahin ein kleines Häuflein gewesen, füllten sich, Alles war mit einemmal national geworden. In der Kammer, die aus den Wahlen im December 1870 hervorging, war der Club der deutschen Partei weitaus der zahlreichste, und in Verbindung mit der ministeriellen Fraction beherrschte er die Kammer.

Dieses entschiedene Uebergewicht der noch fest geschlossenen Partei zeigte sich gleich im Anfang bei Genehmigung der Reichsverträge und bei Zurückweisung der von der kleinen demokratisch-ultramontanen Fraction versuchten Demonstrationen. Allein die letztere, gewitzigt durch den Ausgang, stellte bald das Demonstriren ein, politische Fragen wurden kaum mehr angeregt. Die Gelegenheiten, wo die nationale Partei als solche sich zeigen konnte, wurden seltener, die geschäftliche Seite des Landtags trat in den Vordergrund, und damit begannen auch die Elemente in der deutschen Partei, die durch die großen Ereignisse zusammengehalten waren, allmählich wieder auseinanderzugehen. Auch die Nothwendigkeit, mit dem befreundeten Ministerium zu pactiren, untergrub die Disciplin. Bald erfreute sich das Schlagwort besonderer Beliebtheit, daß man ein guter Deutscher, aber auch ein guter Württemberger sein müsse. Dem Reich, hieß es, sei nun genug gegeben; jetzt

Digitized by Google

gelte es zu bewahren, was dem eigenen Staat verblieben sei. An eines der Reservatrechte hätte man schlechterdings nicht rühren dürfen. Es zeigte sich, daß die Mehrheit im Kammerclub dieser flaueren Richtung sich zuneigte, ja gerade aus dem Schooß der deutschen Partei begannen die heißblütigsten Vertheidiger der altheimischen Institutionen aufzutauchen. Persönliche Umstände kamen dazu, den Zwiespalt zu fördern. Daß Hölder, das Haupt der deutschen Partei, fast einstimmig zum Kammerpräsidenten erwählt wurde, war der einleuchtendste Triumph der nationalen Sache, aber es entfernte den verdienten Führer aus dem Parteikampf und rückte ihn in eine neutralere Sphäre. Auf der anderen Seite that sich mit vielem Glück „der Löwe von Mundeckingen" auf, der Abgeordnete Schmid, der im Jahre 1866 zu den Heißspornen der Partei gehörte, aber jetzt eine Laufbahn als strebsamer Beamter machte und dabei fortfuhr, einen bedeutenden persönlichen Einfluß auf die minder selbständigen Elemente der Kammer auszuüben. Um diesen begabten und ehrgeizigen, leidenschaftlichen, aber geschäftskundigen, mit einer guten natürlichen Beredtsamkeit ausgestatteten Mann sammelte sich jene specifisch württembergische Nüance der nationalen Partei. Wenn er anfing zu donnern und zu poltern, die funkelnden Augen zu rollen und dazwischen die gewichtigen lateinischen Brocken, Ueberreste seiner katholischen Seminarbildung, um sich zu schleudern, war er sicher, seinen Getreuen das ehrfürchtigste Staunen der Bewunderung abzunöthigen, und seine persönliche Haltung zeigte, wie sehr er seines imponirenden Eindruckes sich bewußt war. Da es nun auch auf der streng nationalen Seite nicht an heißblütigen Elementen fehlte, die sich gelegentlich eine Blöße gaben, so erhitzten sich die Geister zusehends, und es wurde zunächst ein unterirdischer Krieg geführt, der nur zuweilen in spitzigen Zeitungsartikeln dem größeren Publicum sich bemerkbar machte. Aber auch in der Kammer konnten die Explosionen schließlich nicht ausbleiben. Je mehr der Einfluß Schmids in der Kammer stieg, um so rücksichtsloser suchte er sie in seine Wege zu bringen, und zwar mit bestem Erfolg. Er war es, der sowohl die Reichseisenbahnfrage als die der Gemeindejustiz in der Kammer zur Besprechung brachte, und beidemal die Pointe demonstrativ gegen das Reich kehrte. Denn nicht, daß die Kammer sich überhaupt der Eigenthümlichkeiten des Landes annahm, war das Bezeichnende, sondern die Gesinnungen, die dabei zum Vorschein und zum drastischen Ausdruck kamen. Jedesmal mußte man die ganze Litanei vom Moloch des Einheitsstaates wieder anhören, und in beiden Fällen begegnete es den Urhebern der Demonstrationen, daß sie zwar vom Minister Mittnacht angeregt waren, doch über das Ziel hinausschießend von ihm zur Ordnung zurückgerufen werden mußten.

Natürlich hatte ein Theil der deutschen Partei nichts mit diesen im Geschmack einer vergangenen Zeit aufgeführten Proteststücken zu thun. Das

hinderte aber nicht, daß sie aus der Mitte der Partei heraus und mit Zustimmung des größeren Theils derselben in Scene gesetzt wurden. Kurz, die deutsche Partei hatte die Rolle übernommen, von Zeit zu Zeit wider die drohende Vergewaltigung durch das Reich einen Schrei zu thun. Nun ist es ohne Zweifel ganz in der Ordnung, wenn die beharrenden Kräfte in den Einzelstaaten zeigen, was sie vermögen. Niemand wird ihnen das verdenken. Nur ist es zweifelhaft, ob es gerade die Aufgabe der nationalen Partei ist, hierbei den Führer zu machen. Einem Theil der Partei wenigstens erscheint das zweifelhaft, und so wird es sich denn über kurz oder lang darum handeln, ob in dieser die einigenden Momente oder die trennenden die Oberhand gewinnen. Die unvermeidliche Auseinandersetzung zwischen der alten deutschen Partei und der „württembergischen Reichspartei", unter welchem Namen die Fraction Schmid sich einführt, wird allerdings erst in der neuzuwählenden Kammer erfolgen. Bis dahin wird, wo nicht persönliche Gründe im Spiel sind, schon durch die lebhaftere Agitation der Ultramontanen und Demokraten auch die deutsche Partei leidlich zusammengehalten.

Aus Portsmouth. Die „arktischen Schiffe". — Die Aussicht einer kriegerischen Verwickelung im Orient ist unleugbar allen Classen der englischen Gesellschaft eine überaus peinliche. Die Stimmen der Tagespresse und ebenso die Aeußerungen, die im persönlichen Verkehr fallen, geben dies unverholen zu erkennen. Die Frage, was im Falle einer solchen Wendung der Dinge Staat und Volk wirklich leisten würden, mag zunächst ganz außer Betrachtung bleiben, jedenfalls aber steht das Verlangen der Nation, die Macht des Reichs in alter Weise vertreten zu finden, in besonders empfindlichem Widerspruch zu dem Wunsche der Einen, Handel und Verkehr nicht gestört, der Anderen, die altgewohnten Sportbelustigungen, welche gerade die winterliche Jahreszeit mit sich bringt, nicht unterbrochen zu sehen. Der Glanz des englischen Namens soll nicht verbleichen, am günstigsten aber wäre es, wenn Geldopfer genügten, ihn leuchtend zu erhalten. Es ist leicht verständlich, wie das Polargeschwader, bei seiner Rückkehr von der mühe- und ehrenvollen, wenn auch nicht erfolgreichen Fahrt, gerade in diesen Tagen einem überaus warmen und begeisterten Empfang in der Heimath begegnen mußte. Die Theilname an solchen Vorgängen ist ja der Natur und dem Volkscharakter gemäß in England eine viel lebhaftere und allgemeinere als bei uns, dennoch wurden in diesem Fall die nordischen Helden mit sichtlicher Vorliebe gefeiert. Erschien doch das Geleistete als ein Beweis der Tüchtigkeit der englischen Flotte. Die Anerkennung gewährte man denn auch mit vollster Bereitwilligkeit, zu einem Zeitpuncte, wo man im Vertrauen auf die Seemacht sich stark fühlen möchte. Von Seiten der Regierung wurden den Heimkehrenden Vergünstigungen und

Digitized by Google

Auszeichnungen reichlich zu Theil und sogar eine eigene Medaille für die Theilnehmer der Expedition gestiftet. Die Schilderungen der Erlebnisse, welche lange Spalten der Zeitungen füllten, verdrängten fast die Nachrichten vom Kriegsschauplatz und boten der Unterhaltung unerschöpflichen Stoff. Die illustrirten Blätter hatten ihre Zeichner den Schiffen schon entgegen geschickt, und überboten sich in schneller Veröffentlichung der erlangten Ausbeute. Der „Graphic" wie die „Illustrated London News" gaben eigene „Arctic numbers" heraus, welche mit gewohnter Meisterschaft die Erlebnisse und Leiden der kühnen Seefahrer in den verschiedensten Zügen schilderten.

Die Speculation der Verkehrsinstitute that ebenso das Ihre, um das Interesse an den Schiffen zu wecken. Zahllose Placate kündigten Extrafahrten nach Portsmouth an, wo die „Alert" und „Discovery" in die Docks der Kriegsmarine gebracht worden waren. Das unscheinbare Aeußere der beiden Schiffe bot natürlich dem Auge nichts Absonderliches. Man hatte geflissentlich kleinere Schraubendampfer von gedrungener Bauart ausgewählt, um sie gegen den Druck des Eises widerstandsfähig zu machen. Der Rumpf der beiden Schiffe und das künstlich neu zusammengesetzte Steuerruder des „Alert" zeigte denn auch vielfache Spuren von den Abschürfungen und Quetschungen, welchen sie ausgesetzt waren. An Bord war alles möglichst in seiner ursprünglichen Verfassung belassen und stand auf dem Fleck, den es während der Fahrt inne gehabt, so die Stützen und Tragebalken des Winterdaches und der umhüllte Mastkorb, welcher dem Auslugposten dort oben einigen Schutz gewähren sollte. Dies letztere Motiv hatte der „Graphic" zu einem recht wirkungsvollen Bilde auf seinem Titelblatt gewählt. Man sah nur den oberen Theil des Mastes und die pelzumhüllte Gestalt des Matrosen, sonst ringsumher unabsehbare Massen treibenden Eises.

An Deck war sonst, außer etwa einer kleinen Kanone zum Abschießen der Harpunen, wenig, was an die nordische Reise erinnerte. Auch die Einrichtung der Wohnräume des Schiffes kennzeichnete sich kaum durch die kleinen eisernen Oefen als eine besondere. Entsprechend der Gestalt der Schiffe waren alle Abmessungen äußerst gering, in den Gängen der „Discovery" konnte man nicht vollkommen aufrecht stehen. Die Räume waren nach Möglichkeit mit Bildern geschmückt und allerhand Geräth und Spielzeug zeugte von dem Bestreben Laune und Frohsinn in der langen Winternacht zu erhalten. Der Ehrenplatz war einem kleinen Pianino eingeräumt, dem man die fleißige Benutzung ansah. Voller Stolz hatte die Mannschaft es mit der Aufschrift: „Zwei Fahrten" geziert und in der That war dieser ehrwürdige Veteran schon zuvor einmal in den Polarländern gewesen. Von der Mannschaft war natürlich kein Theilnehmer mehr an Bord. Nach dem ersten Empfang hatte

Alles den Urlaub angetreten und andere Matrosen waren zur Wache auf die Schiffe gesendet.

Weit anziehender als die letzteren war jedoch ein Museum, das nahe bei denselben in einem Hause geschickt und hübsch hergerichtet war. Mittelst großer Flaggen hatte das Innere das Ansehen eines stattlichen Zeltes gewonnen und in demselben waren ausgestellt die verschiedensten Kleidungsstücke, Geräthe und Ausrüstungsgegenstände, welche für eine Polarreise charakteristisch sind. Da waren vor allem die Schlitten und Zelte, welche den Expeditionen landeinwärts gedient hatten. Der Schlitten, welcher die höchste Breite erreicht hatte, trug stolz die bezügliche Inschrift. Ein kleiner vierrädriger Wagen von besonders leichter Construction schien dagegen nicht zur Verwendung gekommen zu sein, was sehr begreiflich erschien, wenn man dicht daneben die Trümmer eines äußerst fest gearbeiteten Schlittens sah. Die Anzüge, sowie die Schlafsäcke, welche über dem ganzen Körper zusammenschließen, sind aus Abbildungen hinlänglich bekannt geworden. Eigenthümlich indeß waren von Geräthen die Kocheinrichtungen. Dieselben bestanden aus blechernen Cylindern, welche die wärmende Lampe und die Kochgefäße in sich aufnehmen. Das Ganze war dann außen mit einer dicken Filzschicht umgeben. Auch die Nahrungsmittel waren ausgestellt: steinharter Fleischzwieback und nicht minder zusammengepreßtes Rindfleisch in Metallkapseln, der sogenannte „Pemmican". Die Gehörne einiger der erlegten Moschusochsen zierten gleichfalls die breite Tafel, auf der die Gegenstände ausgebreitet lagen. Die Geräthe zur Bearbeitung des Eises schlossen die Runde. Die mächtigen Sägen hingen an ihren Gerüsten, Eisbohrer und Aexte zeugten von der mühevollen Arbeit, welcher sie gedient hatten. Diese letzteren zu veranschaulichen, waren farbige Skizzen, kunstlos aber wirkungsvoll ausgeführt, an den Wänden aufgehängt. Ueberhaupt war die gesammte Sammlung der ausgestellten Gegenstände mit vielem Geschick gewählt und gewährte ein ziemlich vollständiges Bild der Ausrüstung der Expedition. Als eines Curiosum muß noch des Chronometers gedacht werden, welcher mitten auf der Tafel Platz erhalten hatte. Derselbe war von dem amerikanischen Polargeschwader zurückgelassen und jetzt aufgefunden worden. Die nordischen Winter hatten dem Instrument nichts anzuhaben vermocht, denn dasselbe war seither wieder in regelmäßigem Gange.

Eine große Anzahl Besucher durchzog Tag aus Tag ein die Schiffe und die Ausstellung, welche das lebhafteste Interesse erweckte. Stücke Eichenholz von dem zerquetschten Steuerruder der „Alert" wanderten als Reliquien mit in die Heimath und mit sichtlicher Enttäuschung erfuhren einige redselige Frager, daß kein Theilnehmer der Fahrt gegenwärtig sei. Die Schiffe lagen wie erwähnt in den Dockyards der Marine, deren Besuch dem englischen Bürger als solchem freisteht. In allen Werkstätten wurde mächtig gearbeitet

Digitized by Google

und in den Docks befanden sich eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge in Bau oder Ausbesserung. Kriegsfertige Schiffe lagen nur in geringer Zahl im Hafen und die vorhandenen waren angeblich noch nicht recht in Ordnung. Das „break down" — so wird jeder, auch ein geringfügiger, Unfall genannt — schien sprichwörtlich werden zu sollen, wie Mr. Punch vor einigen Wochen in einem ungemein bitteren Gespräch über die Flotte äußerte.

Aus Berlin. Bismarcks after dinner speech. Reichstag. — Die Mittheilungen über die Aeußerungen, welche Fürst Bismarck auf dem jüngsten parlamentarischen Diner über die europäische Lage gethan hat, sind in der ganzen Welt mit dem größten Interesse entgegengenommen worden. Fühlt doch Jedermann die Bedeutung, welche die Haltung Deutschlands für die Entwickelung der orientalischen Dinge hat, verlangte man doch dringend aller Orten schon längst eine authentische Kunde über die Ziele der deutschen Politik. Authentisch sind nun allerdings diese Mittheilungen nicht durchaus. Sie entstammen einem Tischgespräch, und sind nicht allein in der Form nur unvollkommen und ungenau, sondern sie weichen auch hinsichtlich des Inhaltes einige Male nicht unwesentlich von dem wirklich Gesagten ab. Indeß wird doch der veröffentlichte Text der Reden Bismarcks im Großen und Ganzen dem Sinne nach als zutreffend bezeichnet.

In erster Linie tritt in diesen Aeußerungen der unparteiische objective Standpunct hervor, den der Leiter der deutschen Politik der orientalischen Krise gegenüber stets festgehalten hat. Die orientalische Frage an sich ist für unser Verhältniß zu den verschiedenen Mächten in keiner Weise maßgebend gewesen. Nicht minder deutlich ist ferner, daß Deutschland unabläßig bemüht gewesen ist und noch bemüht ist, im Sinne des Friedens zu wirken. Heute, wo sich die Unvermeidlichkeit des russisch-türkischen Krieges mehr und mehr herausstellt, strebt man in Berlin nicht allein die Localisirung des Krieges an, sondern man faßt auch schon den zur künftigen Friedensvermittelung geeigneten Zeitpunct in das Auge. Den gegenwärtigen Moment hält man dazu nicht für geeignet. Man will heute keinen Wink zum Frieden in Petersburg geben, denn man hält es für unklug, in die Action einer Nation einzugreifen, welche diese Nation für eine nationale und nothwendige hält. Man fürchtet dadurch ein Volk zu verletzen und man hält dies mit Recht für mißlicher als die Verstimmung eines Cabinets. Man wird also deutscher Seits sich dem Ausbruche des Krieges nicht widersetzen, aber man wird im Verlaufe desselben eifrig auf die Erfassung der Gelegenheit zur Friedensstiftung bedacht sein. Man rechnet darauf, daß sich Rußland und die Türkei in einer schwierigen Kriegführung gegenseitig nicht unbedeutend erschöpfen und sich dann zum Frieden geneigter zeigen werden. Man sieht diese Haltung Deutschlands

Digitized by Google

Rußland gegenüber ist vollkommen correct. Man weiß Rußland Dank, daß es uns gegenüber im Jahre 1870 eine wohlwollende Neutralität beobachtet hat und man verhält sich deswegen heute zu dem kriegerischen Beginnen Rußlands, das dieses in seinem nationalen Interesse für geboten erachtet, durchaus passiv. Indeß ist in den Worten des Kanzlers bereits angedeutet, daß diese Passivität ihre Grenze erreicht haben wird, sobald Deutschland es zur Förderung seiner Zwecke für geboten hält, aus ihr herauszutreten. Die künftige Friedensmediation Deutschlands ist schon ein solches Heraustreten und daß dieses nicht erfolgen wird, ohne daß man für Deutschland einen Gewinn irgend welcher Art anstreben wird, kann sich jeder sagen, der den gesunden Sinn der deutschen Politik kennt. Auch würde Deutschland in diesem Falle nur dasselbe thun, was Rußland im Jahre 1870 in ähnlicher Lage that. Rußland entschädigte sich damals für seine freundliche Haltung gegen Deutschland dadurch, daß es sich mit Zustimmung Deutschlands von der ihm lästigen sogenannten Schwarzenmeerklausel des Pariser Vertrages lossagte. Wenn heute Deutschland die europäische Verwickelung benützt, um etwa auf handelspolitischem Gebiete von Rußland eine Concession zu erwirken, so würde es sich seine freundnachbarliche Politik in ganz ähnlicher und ganz angemessener Weise bezahlen lassen.

Sehr bemerkenswerth in den Aeußerungen des Fürsten ist die Interpretation, die er der Stelle der jüngsten Thronrede gegeben hat, an der von Deutschlands guten Beziehungen zu den ihm historisch wie nachbarlich näher stehenden Mächten die Rede ist. Indem Bismarck ausdrücklich erklärt, daß England in diese Beziehungen miteinbegriffen sein sollte, zeigt er, wie groß das Gewicht ist, das die Reichsregierung zur Zeit auf ein gutes Verhältniß zu England legt. Deutschland pflegt dasselbe offenbar deswegen, weil es durch seinen Besitz allein in den Stand gesetzt wird, wirksam für die Localisirung des Krieges thätig zu sein. Hätte es das Vertrauen Englands nicht, so würde es ihm unmöglich oder doch sehr schwer werden, die Ausgleichung der englischen und russischen Interessen zu vermitteln. Was die weiteren Aussprüche des Reichskanzlers über England anlangt, so findet sich in den meisten Ueberlieferungen derselben eine Unrichtigkeit. Man liest, der Fürst habe gesagt, England werde gegen Rußland einen officiösen Krieg führen, ähnlich wie bisher Rußland in Serbien. Wie wir hören, ist dieses Wort nicht gefallen. Dagegen hat der Fürst die Meinung ausgesprochen, daß England im Falle des Ausbruches des Krieges zur Besetzung türkischen Gebietes schreiten würde. Welches Gebiet hier gemeint ist, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Eine solche Besetzung Constantinopels durch England würde dann wohl, wie wir stets ausgeführt haben, weniger den Beginn einer kriegerischen Action

Digitized by Google

Englands bedeuten als vielmehr eine Sicherstellung englischer Ansprüche auf andere türkische Territorien bezwecken.

Mit Recht weist man endlich von allen Seiten auf die Bedeutung der sehr warmen Worte hin, die der Fürst Oesterreich gewidmet hat. Zwar ist es wiederum unrichtig, daß der Kanzler der Eventualität gedacht haben soll, daß Deutschland sich veranlaßt sehen könnte, für die Existenz Oesterreichs einzutreten, dagegen ist es aber vollkommen verbürgt, daß er in sehr nachdrücklicher Weise die Vortheile hervorgehoben hat, die der Bestand Oesterreichs für Deutschland hat und daß er sich sehr eindringlich gegen diejenigen gewendet hat, welche glauben, daß die gegenwärtigen Krisen in Oesterreich der Monarchie ernstlich verhängnißvoll werden könnten. Es giebt hier Pessimisten, welche behaupten, diese Worte verfolgten lediglich den Zweck, der hartgeprüften österreichischen Regierung ein Trostwort zuzurufen. Es ist wohl müßig, über diesen Punct in Discussion zu treten. Lassen wir uns lieber an der über allen Zweifel erhabenen Thatsache genügen, daß Deutschland für Oesterreich die freundschaftlichsten Gesinnungen hegt und jeden Falls, so weit seine eigenen Interessen es irgend gestatten, alles aufbieten wird, um der österreichischen Monarchie über die großen Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage hinwegzuhelfen. Mit großer Spannung sieht man der Kundgebung des Reichskanzlers über die europäische Lage im Reichstage entgegen, die er schon für die allernächste Zeit in ganz bestimmter Weise in Aussicht gestellt hat.

Der Zeitpunct der Eröffnung der Conferenz in Konstantinopel rückt immer näher und die Hoffnung auf ein gedeihliches Ende ihrer Arbeiten entweicht gleichzeitig immer mehr. Viele glauben, die Conferenz werde gleich am Tage ihres Erstehens auch schon ihr Ende finden. Die Pforte werde ihre vielbesprochene Constitution dem Conferenzprogramm entgegenhalten und die Discussion über das letztere durch die Vorlegung der ersteren zu vereiteln suchen. Die Conferenz werde auf ein solches Verfahren der Türkei durch einen Protest antworten und ihre Acten schließen müssen. Allein so schnell werden die Dinge wohl kaum verlaufen. Allerdings wird die Pforte die Komödie ihrer neuen Verfassung wohl sehr ernsthaft in Scene setzen, aber wohl kaum in so gewaltthätiger Weise, daß daneben das Conferenzprogramm sich nicht auf der Bühne halten könnte. Und selbst wenn die Türkei sich gleich von vorne herein sehr schwierig zeigen sollte, die Conferenz geht deswegen noch durchaus nicht sofort auseinander. Sie wird in jedem Falle erst die Puncte präcisiren, deren Ausführung die Mächte insgesammt von der Pforte verlangen. Erst wenn hierauf die Ablehnung der Türkei ergangen ist, wird der Appell an die Waffen erfolgen.

Der Reichstag hat in dieser Woche die Berathung der Strafproceßordnung beendigt, die Concursordnung en bloc angenommen und somit die

ganze zweite Lesung der Justizgesetze vollendet. Unter den zahlreichen, tief eingreifenden juristischen Fragen, um die sich die großen Debatten der letzten acht Tage bewegten, sind für die allgemeine Beachtung besonders zwei hervorzuheben. Die eine ist die der Aufhebung des Zeugnißzwanges für den Verleger, die Redacteure, den Drucker und das Hülfspersonal einer periodischen Druckschrift, wenn der verantwortliche Redacteur als Thäter haftet, die andere ist die des Rechtsmittels der Berufung gegen die Urtheile der Schöffengerichte. Beide hochwichtige Fragen wurden im Sinne der Commission vom Reichstage entschieden. Die Aufhebung des Zeugnißzwanges wurde mit 238 gegen 50 Stimmen trotz der wiederholten energischen Einsprache der Regierungscommissare beschlossen. Ebenso wurde die Berufung gegen die Urtheile der Schöffengerichte durch die Abstimmung des Reichstages für zulässig erklärt, ebenfalls im Gegensatze zu der Anschauung des Regierungsentwurfes, welcher von dem Principe ausgeht, daß in dem Enderkenntnisse des Gerichtes die Thatfrage definitiv zur Entscheidung gelangt und daß eine Anfechtung dieser Entscheidung im Wege der Berufung an ein höheres Gericht ausgeschlossen ist. Somit ist die Zahl der Differenzpuncte zwischen der Regierung und dem Reichstage abermals gewachsen. Es wird des größten Entgegenkommens von beiden Seiten bedürfen, um die glückliche Lösung der großen reichsrechtlichen Aufgabe zu ermöglichen. J.

Literatur.

Vom Büchertisch. Die Statistik und die Socialwissenschaften von Emilio Morpurgo. Jena, Costenoble. Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitstheorie auf die socialen Thatsachen hat der Wissenschaft der Statistik erst ihren Werth, ihren Bestrebungen neue Anregung gegeben. Als eine treffliche Frucht dieser Studien erscheint auch das vorliegende Buch. Der Verfasser, Mitglied des italienischen Parlaments, hält die menschliche Freiheit durch die in den großen Zahlen herrschende Gesetzmäßigkeit der Zahl und Art, z. B. der verbrecherischen Handlungen, nicht für gebunden, die Statistik der moralischen Dinge nicht für eine Stütze des Materialismus. Er hofft, daß man auch einmal die Gesetze der Ursachen werde ergründen können, wenn man erst die Gesetze der Thatsachen kennt. Es ist ein geistreiches und zugleich gesundes Buch. Wenn der Autor sich in seinen historischen Anschauungen mit den Principien Buckles einverstanden erklärt, der keineswegs die individuelle Freiheit negirt, sondern nur den Schluß gezogen habe, daß ihr Vorhandensein durchaus nicht das Vorherrschen der Gesetze ausschließe, die die Entwickelung der Menschheit bestimmen und leiten, so ist dies unserer

Digitized by Google

Meinung nach ein Irrthum. Denn, wer nur blos Buckles erstes Capitel kennt, wird nicht in Zweifel sein können, daß dieser eben jene Wechselwirkung von Nothwendigkeit und Freiheit, auf der ja das geschichtliche Leben beruht, geradezu leugnet. Wie warm sich immer der Patriotismus Morpurgos zeigt, so ist er doch fern von allen Täuschungen. Dem Stamme, der die größte Lebenskraft besitzt, räumt er den Vorrang in Europa ein. „Ueberlegen im Gebrauche der Waffen, kühne Urheber religiöser Reformen, Beherrscher der Meere, allen andern in der Entwickelung der Wissenschaften und Gewerbe, letzteres zumal in England, voraus, mit einer gewaltigen Spannkraft begabt, die sich in den beständigen transoceanischen Auswanderungen offenbart, kann man in der That nicht umhin zu behaupten, daß die Oberherrschaft in Europa den Germanen zufallen wird". Seine eigenen Landsleute aber weist er auf die solide Bahn der friedlichen inneren Entwickelung hin. Ein näheres Eingehen auf die nationalökonomischen Principienkämpfe der Gegenwart wird zwar vermieden, doch ist nach den Ausführungen über die Arbeit und ihr Wesen der Standpunct des Verfassers nicht zweifelhaft. Wenn auch nicht frei von dem Trieb der Gesetzfindung, verdient das gutgeschriebene Buch volle Empfehlung. Auf das Handbuch der deutschen Reichsgesetze von M. Brückner, Gotha, Thienemann, welches sämmtliche reichsgesetzliche Vorschriften in siebenundvierzig Hauptabtheilungen mit sämmtlichen Abänderungen und Zusätzen theils vollständig, theils theilweise abdruckt oder auch nur nachweist, soll als auf ein praktisches Nachschlagebuch, das vielfach die Quellen selbst ersetzt, hier nur hingewiesen werden.

Jean Paul und seine Zeitgenossen. Von Paul Nerrlich. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Das umfangreiche Buch bemüht sich eine entschiedene Lücke in unserer literarhistorischen Kenntniß auszufüllen, hätte aber diesem Zwecke vielleicht besser entsprochen, wenn der Autor seinen anerkennenswerthen Fleiß und sein im Einzelnen richtiges Urtheil in anderer Richtung angewandt, wenn er uns eine Lebensbeschreibung des Dichters, eine Genesis und Analyse seiner Werke gegeben hätte, anstatt, wie es in der That geschieht, nur eine sorgfältige Geschichte des Urtheils sowohl über den lebenden, wie über den todten Jean Paul. Und auch den Nachweis ist er uns schuldig geblieben, daß sich der literarische Impuls, den jener gegeben, jetzt noch als lebenskräftig erweise. So nur hätte er uns überführen können, mit ihm einen zukunftbestimmenden Dualismus in Goethe und Jean Paul zu sehen, eine Annahme, die nach dem eigenen, sehr richtigen Schlußurtheil des Verfassers über den Dichter, dessen halt- und formloses Wesen durch die Gewissenhaftigkeit des sammelnden Autors hier noch schroffer hervortritt als irgendwo anders, ganz besonders überrascht. So dankenswerthe Mittheilungen nun im Einzelnen das Buch bringt, so ist doch im Ganzen nicht viel Neues gewonnen. Das

Heidenröslein oder Goethes Sessenheimer Lieder in ihrer Veranlassung und Stimmung. Von Adalbert Baier. Heidelberg, Weiß, präsentirt sich als das in hohem Grade unreife Product eines ziemlich selbstgefälligen Verfassers, dem noch ein paar Jahre ernsten Studiums zu empfehlen wären. Nicht minder wirr und unlesbar erscheint Herder als Vorgänger Darwins. Von Friedrich von Bärenbach. Berlin, Grieben, dem es bei aller hochbeinigen Weisheit an der nothwendigen Voraussetzung allgemeiner Bildung fehlt. Das gleiche Urtheil müssen wir auch über Leitschuhs Gleichmäßigen Entwickelungsgang der griechischen und deutschen Kunst und Literatur. Leipzig, T. O. Weigel, fällen, welcher, ohne nur die geringste Kenntniß alter und neuer Zeiten aus heterogenen Quellen zusammengestoppelt, hinter seinem anspruchsvollen Titel eine Fülle von Trivialität und Unsinn birgt. Im Gegensatz dazu macht die treffliche Abhandlung von Clemens Brockhaus Jeremias Gotthilf, der Volksschriftsteller, Berlin, Springer, einen höchst erfreulichen Eindruck und auch Dungers Skizze über den gelehrten voigtländischen Bauer Nicolaus Schmidt. Plauen, Neupert, die einen jener bäuerlichen Sprachautodidakten schildert, die in Deutschland früher nicht zu selten waren, wird nicht ungern eingesehen werden. Die Hamlettragödie und ihre Kritik. Von Hermann Baumgart, Königsberg, Hartung, richtet sich hauptsächlich gegen Werder, dessen Vorzüge anerkannt, dessen hohle Declamationen verdammt werden, dem nachgewiesen wird, daß er häufig die Grundbedingungen der Tragödie überhaupt als besondere Eigenheiten des shakespearischen Hamlet behandelt hat. Die Abhandlung versucht darzulegen, daß Shakespeare instinctiv den Principien folgte, die Aristoteles aus den Gebilden der griechischen Kunst schöpfte, und gelangt im Grunde zu der Goetheschen Anschauung zurück. Sie findet das Tragische des Stücks darin, daß „aus dem Zusammentreffen von Hamlets Charakter mit seinem Schicksal nothwendig seine Zögerung entspringen mußte und daß aus seinem Zögern und Irren im Verein mit der Action seiner Gegner eine Handlung entsprang, welche in ein und demselben Momente für ihn selbst und für den König die Peripetie ihres Geschickes herbeiführte". Wie alle Tragödie stellt Hamlet einen großen und edlen Charakter dar, der im Kampf mit widrigen Geschicken leidend zu Grunde geht, weshalb das Stück auch die aristotelischen Forderungen in seiner Wirkung erfüllt: die Ehrfurcht vor dem Willen der Vorsehung und das Mitleid mit den Leidensgeschicken, die durch diesen auch über die Besten verhängt werden. Fein ist, was der Verfasser über die „abschwächende Mittelmäßigkeit", mit der Goethes Urtheil den Helden behaftet, sagt, auch ist ganz besonders der Antheil der eigenen Anlage an der Entwickelung des Geschickes im Gegensatz zu „Schuld und Schwäche" klar und natürlich dargestellt.

Vergleichende Culturbilder aus den vier europäischen Millionenstädten. Von Julius Faucher. Hannover, Rümpler. Wie es in Berlin und Wien, in Paris und London aussieht, wie man dort ißt und trinkt, spazieren geht, flucht und betet, das wissen wir heutzutage, dank den zahllosen Publicationen darüber, so gründlich und genau, daß wir wirklich nicht begreifen können, wie uns derlei Dinge, die ja die periodische Presse dankbar entgegennehmen mag, in der doch auf eine gewisse Zukunft berechneten Form des Buches von einem talentvollen und verdienten Autor aufs neue geboten werden konnten. Ganz anders muthen uns da die Bilder aus Elsaß-Lothringen. Stuttgart, Neff, an, allerlei landschaftliche Darstellungen des

Digitized by Google

Malers Asmus aus den Reichslanden, zu denen Karl Stieler in seiner geistreichen Manier stimmungsvolle Schilderungen geliefert hat. Nicht minder wird es der Kenner begrüßen, daß des Malers Leutner alte „Geschichten aus den Bergen" unter dem Titel Geschichten aus Tirol und Oberbaiern, in 2. Auflage herausgegeben von P. K. Rosegger, Magdeburg, Bänsch, aufs neue erschienen sind, jene wirklichen Dorfgeschichten von unzerstörbarer Lebenskraft, die heute ihr Publicum finden werden, wie sie vor einem Vierteljahrhundert schon gern gelesen wurden. Auf ein anderes landschaftliches Gebiet führen die Slesvig Holsteiner Buerngeschichten vun Angelius Beuthien. Lübeck, Seelig, in holsteinischem Dialect die Schicksale Klaas Hinnerks schildernd, und John Brinkmanns Plattdeutsche Erzählungen, Rostock, Werther, welche uns in Kaspar Ohm einen alten Capitän des vorigen Jahrhunderts vorführen, eine ergötzliche Figur, die bald an die prahlerischen Seehelden Marryats, bald an den Entspekter erinnert.

Von Jugendliteratur liegen uns aus dem Verlage von Ferdinand Hirt in Leipzig drei empfehlenswerthe Büchelchen vor: Pompeji und die Pompejaner von H. Wedell, eine lesbare Zusammenstellung des über den Stoff Gewußten, Führungen von Rosalie Koch, kleine Bilder aus Backfischchens Seelenleben, und Vater Carlets Pflegekind von Clementine Helm. Letzteres Buch, nach einem französischen Muster gearbeitet, mit den allerliebsten Holzschnitten der Originalausgabe, überhaupt in prächtiger Ausstattung, verdient ganz besonders die Aufmerksamkeit der Geschenkkäufer. Geographischen und historischen Stoff bringen zur Darstellung die unter dem Titel Deutschland über Alles von Dietlein bei O. Spamer in Leipzig erschienene, ziemlich dürftige Skizzensammlung aus verschiedenen geographischen Autoren und deutsche Geschichten von Franz Otto, ebendaselbst, ein praktisches Buch für die Kinderstube in der alten bewährten campeschen Manier. Höheren Ansprüchen gerecht wird der Waffenschmied von Frankfurt, von R. Volkmar, in gleichem Verlag, eine lebendige und anziehende Schilderung der Zustände in den Marken zu den Zeiten des falschen Waldemar. Nicht nur der Jugend, sondern auch den Erwachsenen willkommen werden zwei ebenfalls bei Spamer erschienene Bücher sein: das Russische Reich in Asien. Von H. von Lankenau und L. von der Oelsnitz und die vor langen Jahren bereits erschienenen Wunder der Sternenwelt von Otto Ule, welche nun Hermann Klein nach dem neuesten Stande der Wissenschaft vermehrt und verbessert herausgegeben hat. Das erste führt in lebendigen Schilderungen, welche durch eine reiche Illustration unterstützt sind, uns den Kaukasus und Ural, Sibirien und die russischen Besitzungen in Innerasien vor, die vielleicht bald wieder ein ganz besonderes Interesse erhalten werden. Die historischen Einleitungen sind besonders willkommen, während die novellistischen Einschaltungen den Reiz der Lectüre erhöhen. Die Uebersicht von Oelsnitz, die doch gar zu mager ist, wäre indeß lieber weggeblieben; jedes geographische Handbuch bietet besseres. Bedeutender ist das zweitgenannte Buch, welches, immer von der sinnlichen Anschauung ausgehend, in der Weise eines fortlaufenden Vortrags den gegenwärtigen Stand der astronomischen Wissenschaft populär darstellt. Schon stofflich an und für sich in hohem Grade interessant, kommt es auch in der Form in einzelnen Partien der Lösung des schwierigen Problems ziemlich nahe, Zahlenarbeit geschmackvoll und verständlich dem Laien näherzubringen.

Der Symbolbegriff in der Aesthetik. Von Joh. Volkelt. Jena, Dufft. Der Verfasser, der es liebt, das dunkle Grenzgebiet zwischen Natur

Digitized by Google

und Geist zu behandeln und, wie er sich selbst ausdrückt, nachzuweisen sucht, „wie erst durch den Begriff des unbewußt Logischen die Einheit der Welt metaphysisch verständlich werde", wie er denn noch vor kurzem durch das Princip der Leibreizträume das Traumleben in einer Durchdringung von Seele und Leiblichkeit begründet fand, wendet sich in seinem neuesten Buche gegen die formale Aesthetik. Die Hauptwaffe für die Gehaltsästhetik erblickt er im Symbolbegriff. Alles Schöne ist ihm symbolisch, was man ihm im Sinne des Goetheschen Satzes: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß" gern zugeben wird. Seine Ausführung gipfelt in dem Satze, daß das Anschauliche, das für uns allein Faßbare, erst durch die Herausfühlung des Innern, dieses Unausdrückbaren und an sich Unfaßbaren, verständlich werde. Soll dieses Buch mehr das Verständniß der Kunstwerke fördern, so dient die aus dem Dänischen von J. Scholz frei übersetzte Anleitung zum Studium der Perspective von Helm, Leipzig, T. O. Weigel, mehr dem Bedürfniß der Künstler und Kunstschüler, indem sie die geometrischen und optischen Gesetze, auf denen die Richtigkeit der malerischen Production beruht, darlegt und, wie für uns Laien aus dem großen Erfolge des Buches hervorgeht, in praktischer Weise Mittel und Wege lehrt zu dem ersten Erforderniß jedes tüchtigen Malerwerkes zu gelangen, zu jener vollkommenen Uebereinstimmung, die zwischen den Formen, Schatten, Farben und Reflexen und dem angenommenen Standpuncte, der gewählten Art der Beleuchtung und der zugehörigen Umgebung herrschen muß.

Ein preußisches Unterrichtsgesetz. Von Karl Walker, Berlin, Grieben, setzt sich das Ziel durch eine militärische Jugenderziehung quantitativ und qualitativ das deutsche Heer zu verstärken, während das Berufsrichterprincip vom Obergerichtsanwalt Noltemeier, Wolfenbüttel, Zwißler, in klarer und präciser Weise für die Ausführbarkeit einer auf Grund eines gleichartig ausgebildeten, gleichartig berechtigten und gleichartig verpflichteten Juristenstandes und auf dem Princip nicht ständiger juristischer Richter beruhenden Gerichtsbarkeit sich ausspricht. Zur orientalischen Frage. Von einem Deutschen in Oesterreich. Zweite Auflage. Berlin, Luckhardt, plädirt für die Losreißung der christlichen Provinzen von der Türkei, die definitive Ordnung des südöstlichen Europa und für Unterstützung Rußlands durch Deutschland. Elsaß-Lothringen, seine Vergangenheit und seine Zukunft. Straßburg, Trübner, beschäftigt sich mit den unfertigen Zuständen des Reichslandes, in dessen Verwaltung der Verfasser vor allem das Einheitliche vermißt, während er den Segen der Wehrpflicht und des gebesserten Jugendunterrichtes gern anerkennt. Er wünscht als unvermeidliches Durchgangsstadium die Entwickelung eines kräftigen Particularismus und schlägt vor, das Reichsland zum Kaiserland zu machen, so zwar, daß sich hier der Kaiser, welcher Namens des Reiches die Staatsgewalt im Lande ausübt und der Landtag von Elsaß-Lothringen unmittelbar gegenüberstehen. Der Kaiser würde somit in dieser Gestalt als Landessouverän abermals unter die Reichsfürsten treten, das Land selbst aber fürder nicht mehr als Object, sondern als Subject der Reichsverwaltung gleichberechtigt unter den deutschen Staaten erscheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 7. December 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Theaterfrage.

Von Ernst Wichert.

Die Theaterfrage ist noch immer weit entfernt zu den „brennenden" Fragen der Zeit gerechnet zu werden; seit etwa einem Jahr scheint sie aber doch etwas näher ans ministerielle Centralfeuer herangezogen zu sein. Man erwärmt sich für sie an der Stelle, die bisher immer vergebens um Betheiligung angerufen war, und bringt dadurch eine Bewegung über die Grenzen des literarischen Gesellschaftskreises hervor, in welchem sie bisher lebhaft aber wirkungslos ventilirt zu werden pflegte. Wollte man alles zusammentragen, was seit einem halben Jahrhundert über das deutsche Theater geschrieben worden, es käme ein sehr stattlicher Haufen Maculatur zusammen. Mag sein, daß sich in der berghohen Spreu theoretischer Expectorationen nur sehr wenige Körnchen praktischer Weisheit hätten finden lassen, aber man suchte nicht einmal darnach, um sie auf ihren Gehalt zu prüfen. Der Staat wollte mit dem Theater als einem gewerblichen Institut möglichst wenig, mit dem Theater als einer Kunstanstalt gar nichts zu thun haben. Wenn in Preußen 1849 der Minister von Ladenberg die Uebertragung der Theaterangelegenheiten auf das Cultusministerium in Anregung brachte, so kam man doch über die einleitenden Verhandlungen nicht hinaus. „Seit dem Tode Friedrich Kuglers, welcher die Seele jener Reformversuche unter Ladenberg gewesen war, scheint im Cultusministerium die Erinnerung an dieselben wie ausgelöscht zu sein." Wie früher die Gewerbeordnung von 1845, so ist jetzt die Gewerbeordnung von 1869 das einzige Gesetz, welches die Beziehungen des Staats zur Bühne regelt, und das Ministerium des Innern die oberste amtliche Stelle, welche es durch die Regierungen und Polizeibehörden in Anwendung zu bringen hat. Es handelt sich dabei lediglich um die Ertheilung der Erlaubniß zum Betriebe des Gewerbes, um die Censur und um die Sittenpolizei. Der einzige gesetz-

liche Unterschied von Früher und Jetzt ist der, daß nach dem Gesetz von 1845 die Concession zum Betriebe des Gewerbes vom Oberpräsidenten der Provinz auf Grund des Nachweises gehöriger Zuverlässigkeit und Bildung nach bestem Ermessen ertheilt, versagt und auch zurückgenommen werden konnte, während seit 1869 die Regierungen die nachgesuchte Erlaubniß zu ertheilen haben, wenn nicht „Thatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Nachsuchenden in Bezug auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb darthun", daß „Beschränkungen auf bestimmte Kategorien theatralischer Darstellungen unzulässig" sind und daß der Zurücknahme der Genehmigung für Schauspielunternehmer die sachliche Prüfung einer collegialischen Behörde vorangehen muß. Wir haben nun „Theaterfreiheit", d. h. die Anwendung des Princips der unbeschränkten Concurrenz auf das Theatergewerbe, und damit schien der Grundsatz, daß der Staat mit dem Theater als einem Kunstinstitut nichts zu schaffen habe, zur Freude und Genugthuung derer, die seinen Verfall allein auf Rechnung der Willkür bei Ertheilung und Versagung der Concessionen und auf das Monopol der großen Hofbühnen zu schreiben geneigt waren, um so sicherer hingestellt.

Nun scheint sich mehr und mehr die Erkenntniß Bahn zu brechen, daß die freie Concurrenz nur auf wirthschaftlichem Gebiete gesunde Früchte tragen kann, daß der Einfluß der Bühne auf das Volksleben um so mehr zu beachten ist, als in Folge dieser Freigebung des Gewerbes das Bestreben der concurrirenden Theaterunternehmer auf Befriedigung der Menge gerichtet, die Neigung des großen Publicums, sich für seinen Geschmack im Theater die leichteste und zugleich doch unverdaulichste Kost zu wählen, begünstigt werden muß, und daß der Staat, wenn ihm das Volkswohl am Herzen liegt, sich nicht nur negirend und abwehrend zu verhalten, sondern in der möglichsten Förderung aller künstlerischen Bestrebungen der Bühne eine positive Aufgabe zu erfüllen hat, deren er sich nur zu seinem eigenen Schaden entschlagen könnte. Mehren sich doch sehr beachtenswerth in letzter Zeit die Stimmen derer, die sogar bei rein wissenschaftlichen Fragen eine Pflicht des Staates darin erkennen, nach der Entfesselung der Kräfte nun auch mitbestimmend zu sein bei der Richtung, in der sie zum Nutzen der Gesellschaft, nicht nur des Einzelnen, thätig zu sein haben. Wie viel mehr muß nicht bei der eigenartigen Verbindung gewerblicher und künstlerischer Interessen, wie sie die moderne Schaubühne zur Nothwendigkeit macht, und bei dem geistigen Einfluß derselben auf ihr Publicum die Einwirkung des Staates auf die Art der Bühnenleitung geboten sein. So war es denn erfreulich, zu bemerken, daß eine Petition der deutschen Shakespearegesellschaft um Errichtung einer Theaterakademie nicht einfach zu den Acten gelegt wurde, sondern endlich in den Ministerien Erwägungen darüber veranlaßte, wie diesem vorher schon tausend-

Digitized by Google

fach ausgesprochenen Wunsche praktisch näher getreten werden könnte. Es verlautet, daß im Auslande Erkundigungen eingezogen werden, wie dergleichen Institute dort eingerichtet sind und welche Stellung überhaupt die Regierungen dort zum Theaterwesen einnehmen; die Einholung von Gutachten hervorragender Sachverständiger aus den Reihen der Bühnenleiter, Künstler und Autoren wird in Aussicht gestellt, die Presse aufgefordert, ihre Meinung zu äußern. Damit ist jedenfalls ein sehr dankenswerther Anstoß gegeben.

Man nimmt also mit Recht an, daß im Zusammenhang mit dieser Bewegung in amtlichen Kreisen, wie sie sich nach und nach deutlicher zu erkennen giebt, eine Broschüre steht, die sich „das deutsche Theater und seine Zukunft" betitelt, und „von einem Staatsbeamten" geschrieben ist (Verlag von Wilhelm Hertz, Berlin 1876). Hatten bisher dramatische Autoren, Dramaturgen, Schauspieler und Journalisten sich über das deutsche Theater ausgesprochen, so hatte es sicher Bedeutung, wenn der Verfasser seine Eigenschaft als Staatsbeamter so auffällig betonte, und es konnte ebenso für nicht zweifelhaft gelten, daß nicht irgend ein beliebiger Staatsbeamter sich hier gemüßigt fühlte, seine Meinung über eine außerhalb seines Ressorts liegende Frage zu verlautbaren, sondern daß gerade einer derjenigen Staatsbeamten sprach, die ihrer amtlichen Stellung nach berufen waren, sich bei der Ueberleitung der Theorie in die Praxis geschäftlich zu betheiligen. Dadurch erhielt diese Schrift die charakteristische Tendenz, zu orientiren, welche Wege man oben zu weisen gedenke und wie weit man im günstigsten Falle auf denselben mitzugehen beabsichtigen könne. Sie ist deshalb von Niemandem zu übersehen, der sich mit der Theaterfrage praktisch zu beschäftigen gedenkt. Scheint sie aus dem Bedürfniß hervorgegangen zu sein, zunächst die Erwartungen auf ein möglichst bescheidenes Maß herabzudrücken, um von Anfang an den Ansturm der idealistischen Reformer abzuwehren, so wird doch auch von letzteren nicht verkannt werden können, daß es die größte Thorheit wäre, nicht vor allem dieses kleine Stück festen Boden, das sich hier bietet, mit den Füßen festzuhalten, sondern den Kopf in die Wolken zu stecken.

Wenn Zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. So weit der Staatsbeamte die Zustände der deutschen Bühne schildert und kritisirt, bringt er nichts Neues vor, und auch seine positiven Vorschläge, wie eine Besserung anzustreben, zeichnen sich nur durch präcisere Formulirung oft vorgebrachter Wünsche aus. Aber daß Jemand von dieser Erkenntniß durchdrungen ist und an die Realisirung dieser Vorschläge glaubt, der für berufen gelten kann, die an competenter Stelle maßgebenden Ansichten auszusprechen und ihnen unter Umständen praktische Folge zu geben, läßt seine Aeußerungen gewichtiger erscheinen, als die Publicationen von eigentlichen Fachgenossen, die unaufgefordert mit sachverständigen Gutachten hervortreten. Es ist daher nicht ohne

Digitized by Google

Interesse, zu ermitteln, was sich der Staatsbeamte von denselben angeeignet hat, um die Grundlage für sein Vorgehen zu gewinnen.

„Der Verfasser will bei seinen Erörterungen und Vorschlägen vor allem den realen Boden der staatlichen Verhältnisse und der sich daraus ergebenden praktischen Möglichkeiten unbedingt festhalten." Daher abstrahirt er denn auch vollständig von der Mitwirkung des Reichs bei der Ordnung des Theaterwesens und beschränkt sich auf die Frage, was in Preußen dafür geschehen könne. Man muß sich, wenn auch widerwillig, überzeugen, daß er hierin durchaus das Richtige trifft. Nach seiner jetzigen Verfassung hat das Reich keine Competenz in Angelegenheiten des Theaters und kein Organ zur amtlichen Regelung und Beaufsichtigung derselben. Hierin erst eine Aenderung anstreben, hieße nach dem jetzigen Stande der Sache unfruchtbare Mühe aufwenden und die Hauptsache aus dem Auge verlieren. Der Staat Preußen ist groß genug, um durch sein Eintreten für die Reform den Betheiligten in weiten Kreisen Hülfe zu schaffen, und mächtig genug, um durch sein Vorgehen die kleineren verbündeten Staaten zur Nachfolge moralisch zu nöthigen. Ist die Theaterfrage erst in den einzelnen deutschen Staaten gesetzlich geregelt, so werden sich leichter die Mittel finden, für die einheitliche Fortentwickelung durch die Reichsgewalt zu sorgen. Aber der Staatsbeamte abstrahirt auch weiter, vorläufig wenigstens, noch von einer Inanspruchnahme der gesetzgebenden Factoren. Er glaubt die Zeit für ein „Theatergesetz" noch nicht gekommen und will sie nur vorbereiten durch eine Organisation, wie sie von den bestehenden Gewalten rein administrativ geschaffen werden kann, eine Centralstelle für Theaterangelegenheiten, zusammengesetzt aus Ministerialbeamten, Bühnenleitern, Schauspielern und dramatischen Autoren, von der dann auch die Einrichtung der Theaterakademie erst berathen werden soll. Das ist allerdings ein Minimum von Wünschen, aber vom praktischen Standpuncte angesehen doch immerhin ein greifbarer Kern statt einer hohlen Nuß. Wer ihn acceptirt, bescheidet sich zwar, ihm sein Wachsthum zu überlassen, baut aber wenigstens nicht Schlösser in die blaue Luft. Man muß nicht nur wissen, was man will, sondern auch, was man kann.

Der Staatsbeamte ist eher ein principieller Gegner, als ein Freund der unbedingten Theaterfreiheit. Er weist den Einfluß der radicalen Aenderung des früheren beschränkten Zustandes durch das Gesetz vom Jahre 1869 als einen im Ganzen unheilvollen nach. Er räumt zwar willig ein, daß „einzelne erfreuliche und sehr beachtungswerthe Ausnahmen eines tüchtigen künstlerischen Strebens", namentlich in Berlin, hervorgetreten sind, zeigt dann aber, daß Concurrenzunternehmungen dieser Art sich nur in den seltensten Fällen haltbar bewiesen haben. „Die leichter geschürzte Muse der Possen und Frivolitäten lockt das habituelle Theaterpublicum viel wirksamer und

Digitized by Google

nachhaltiger an." In den Provinzialstädten war die Wirkung entschieden unheilvoll. „Hier war bei der thatsächlichen Lage der Theaterverhältnisse die Concurrenz auf höheren Gebieten von vorn herein kaum in Aussicht zu nehmen und ist in der That auch nirgends ernstlich versucht worden. Nur die Specialität im niederen Genre, welche von den Tivolitheatern und den erweiterten Cafés chantants schon vorher über Gebühr cultivirt worden war, hat unter der Herrschaft der Theaterfreiheit ein noch unvergleichlich erweitertes Feld gewonnen. Den älteren Stadt- oder Privattheatern und selbst manchem kleineren Hoftheater ist hierdurch die Existenz ungemein erschwert worden, und die Stadttheater haben ihre Rettung vor finanziellem Ruin großentheils keineswegs in der Erhöhung ihrer Leistungen auf den ernsteren und idealen Gebieten, sondern auch ihrerseits in der Pflege von Sensations- und Zugstücken mehr oder minder bedenklicher Art, besten Falls in bloßen Ausstattungs- und Spektakelstücken, viel öfter in frivolen Offenbachiaden und dergleichen gesucht." Die plötzlich eingetretene Vermehrung der Theater hat denn auch die Nachfrage nach Schauspielern stark vermehren müssen. „Mit der Zahl der Schauspieler steigert sich selbstverständlich nicht der Durchschnitt der Qualität derselben"; das schwächere Material konnte nur mangelhaft ausgebildet werden; tüchtigere Kräfte konnten ihre Forderungen so hoch steigern, daß solide Theaterunternehmer sich mit ihnen ruiniren mußten. Trotz dieser und anderer Mißstände hält der Staatsbeamte aber doch dafür, daß man sich auf den gegebenen Boden stellen und nun versuchen müsse, die Theaterfreiheit durch Gegenmaßregeln möglichst unschädlich zu machen. Auch hier soll erst von der Centralstelle aus die Reform angebahnt werden. „Je freier die Reichsgesetzgebung das deutsche Theater gestellt hat, je mehr jede gesetzliche Schranke für dasselbe gefallen ist, desto dringender ist die Pflicht für alle berufenen staatlichen und communalen Kreise und Kräfte geworden, inmitten des wirren Treibens der gewerblichen Theaterconcurrenz gemeinsam dahin zu wirken, daß über der Freiheit nicht das Wesen der dramatischen Kunst zu Grunde gehe, daß vielmehr der Bühne als einer nationalen und moralischen Anstalt die Stätte im neuen Deutschland erhalten bleibe."

Dies ist gleichsam das Programm des Staatsbeamten. Sicher ein gutes Programm! Sehen wir, mit welchen Mitteln es durchgeführt werden soll.

Hier zeigt sich nun sehr bald eine Schwäche, die allen Reformschriften über das Theater anhaftet: auch der Staatsbeamte muß schließlich mit frommen Wünschen rechnen. Der einzige positive Kern bleibt die Schöpfung der Centralstelle. Er will sich nicht mit der bloßen Uebertragung der Schauspielangelegenheiten in das Ressort des Cultusministeriums begnügen. „Es muß künftighin eine Stelle im Organismus des Staates geben, welche den Beruf und die innere Möglichkeit besitzt, dem Theater als Kunstanstalt und nach

seiner Bedeutung für das Culturleben des Volkes nach allen Seiten volle Beachtung zu widmen." Den Anschluß an die Akademie der Künste hält er mit Recht für verfehlt, wünschenswerther ein gesondertes und selbständiges Organ. Er proponirt deshalb eine Centralcommission, zusammengesetzt aus Vertretern erstens der Staatsbehörden (nämlich der Ministerien des Innern, des Cultus, der Finanzen, des königlichen Hauses), zweitens der Bühnenverwaltung (und zwar dem Generalintendanten der königlichen Schauspiele und einem von dem Verein der Bühnenvorstände zu wählenden Mitgliede), drittens der Schauspielkunst und der dramatischen Musik (und zwar dem Director der akademischen Hochschule für Musik, sowie zwei von der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger zu wählender Mitglieder), viertens der dramatischen Literatur und Presse (auf Grund der Wahl Seitens der Genossenschaft dramatischer Autoren), fünftens der großen und mittleren Städte (auf Berufung der beiden Ressortminister). Aus diesem weiteren Rath soll dann ein engeres Verwaltungscomité gewählt werden, welches in regelmäßigen Sitzungen die laufenden, ihm von den Ministern zugewiesenen Geschäfte zu erledigen hätte. Nur für die Bureaugeschäfte würde ein etatsmäßiger Beamter anzustellen sein.

Dieser Commission und diesem Comité sollen nun die Geschäfte gleichsam erst zuwachsen. Ihre erste Aufgabe sollen Erwägungen sein, wie am besten reformirt, der Staat positiv betheiligt, eine Theaterakademie eingerichtet, ein tüchtiges Theatergesetz vorbereitet werden könne. Er hofft auf die Wirksamkeit der Anregungen von dieser Seite. Es muß dafür gesorgt werden, meint er, daß eine gewisse Anzahl wirklicher Kunststätten unter den Theatern bestehen bleibt, mindestens eine im geistigen Mittelpunct jeder Provinz. Dazu sollen zunächst die Communen und theilweise die weiteren Communalverbände helfen, der Staat aber — vorausgesetzt daß sich hier der gute Wille gezeigt und auch thätig bewiesen hat — durch Subventionen (etwa 30,000 Mark jährlich) unterstützend eintreten. Der Staat soll ferner die Pflicht haben, eine Theaterschule zu begründen, deren Organisation von der Centralcommission zu berathen wäre, und ein Mustervolkstheater neben der Hofbühne herzustellen. Wege und Ziele werden hier nur angedeutet.

Wenn nun das Publicum zur Besinnung kommt, was es durch ein gutes Theater gewinnen, durch ein schlechtes verlieren kann; wenn reiche Theaterfreunde zusammentreten, um in ihrem Kreise für die Hebung der Bühne zu wirken; wenn die Magistrate der Provinzialhauptstädte sich der Stadttheater annehmen und die Stadtverordneten das Geld für den Ankauf und die Unterhaltung der Theatergebäude ꝛc. bewilligen; wenn die Provinziallandtage in der richtigen Erkenntniß, daß ein Theater als Kunstanstalt der ganzen Provinz zur Ehre gereiche und auch den vom Lande zureisenden Fremden eine Quelle

Digitized by Google

lohnender Genüsse sei, namhafte Unterstützungen gewähren; wenn dann im Nothfall auch der Staat fördernd und helfend zutritt, und namentlich aus seiner Theaterschule vorgebildete artistische Directoren und Regisseure zur Verfügung stellt — so kann wohl keine Frage sein, daß mit der Zeit die Theaterzustände wesentlich gebessert erscheinen müssen. Diese lange Reihe der „Wenn —" muß nur stutzig machen, ob der moralische Zwang allein die gewünschte Wirkung haben möchte. Man könnte einwenden, daß schon jene erste Vorbedingung: die bessere Einsicht des Publicums, für sich allein unfehlbar ausreichen würde, bessere Bühnenzustände zu erzwingen, daß aber, wenn die Concurrenz frivoler Theaterunternehmungen nicht ausgeschlossen werden könnte und das Publicum wirklich erwiesenermaßen die Neigung haben sollte, mehr ihnen als den guten Bühnen seine Gunst zuzuwenden, die schon durch die materiellen Bedürfnisse ihrer Angehörigen schwerbelasteten Communen Bedenken tragen müßten, in den Geldbeutel zu greifen, um Subventionen zu gewähren, deren richtige Verwendung nicht einmal von ihnen selbst eingehend geprüft werden könne.

Hier stößt man nämlich sofort auf eine Schwierigkeit bei der praktischen Behandlung des einzelnen Subventionsfalles, eine Schwierigkeit, die zu überwinden bisher nur selten und bei einem besonders glücklichen Zusammentreffen aller Umstände gelungen ist, und an der in den meisten Fällen der sonst gute Wille scheitert. Das Theater muß, wenn es in Betrieb kommen soll, einen Unternehmer haben. Dieser Unternehmer ist bei dem Hoftheater der Landesfürst, gleichgültig ob er die Kosten aus seinem Privatvermögen, aus den Einnahmen des Kronfideicommisses oder aus besonderen staatlichen Zuweisungen zu diesem Zweck bestreitet, ob das Theatergebäude sein Privat- oder ob es Staatseigenthum ist. In allen diesen Fällen ist er allein derjenige, der verwaltet, Einnahmen und Ausgaben macht, der das Risico trägt. Er läßt die Verwaltung durch seine Beamten besorgen, die artistische Direction durch seinen Intendanten führen; in seinem Auftrage werden alle Verträge abgeschlossen. Auf seine Munificenz kommt es an, wie hoch er die Zuschüsse bemessen will, um die Wirthschaft mit einem Etat zuzulassen, dessen Einnahme und Ausgabe nur durch sie im Gleichgewicht gehalten werden kann; Ueberschreitungen hat er zu decken. Alle seine Beamten erhalten einen festen Gehalt, sind also bei dem gewerblichen Theil des Instituts selbst gar nicht interessirt. Den Hoftheatern gegenüber stehen die Privattheater. Der Unternehmer ist hier ein Privatmann, und es macht wieder in dieser Hinsicht gar keinen Unterschied, ob er in seinem eigenen Hause spielt, ob er das Theatergebäude von einer Actiengesellschaft, von der Stadtcommune, von den Ständen oder von wem sonst gepachtet, oder ob er in einem beliebigen Saale spielt, ob er selbst Sachverständiger ist oder nicht, ob er die artistische Direction in

Digitized by Google

Person oder durch einen Regisseur führt. Immer ist er derjenige, in dessen Hand das Geschäft ruht, der sein Kapital einbringt, Verträge schließt, Einnahmen und Ausgaben macht, Jahresüberschüsse sich gut schreibt und für jeden Ausfall mit seinem Vermögen haftet. Es versteht sich von selbst, daß jeder Privatunternehmer, weil er als Geschäftsmann ein großes Risico übernimmt, nicht nur ungeschlagen davonkommen, sondern auch einen möglichst großen Gewinn ziehen will. Da seine Ausgaben durch das Eintrittsgeld des Publicums aufgebracht werden müssen, so ist es seine Aufgabe, die Vorstellungen zugkräftig zu machen. Sie erfüllt sich nicht immer auf die gleiche Weise; meist ist eine große Zahl zufälliger Umstände zu beachten: ob sich die Engagements für die Oper oder für das Schauspiel besser bewähren, ob Novitäten dieser oder jener Art zu Gebote stehen, ob sich die Neigung der Zuschauer mehr dem einen oder anderen Genre zuwendet u. s. w. Möglicherweise macht ein Unternehmer in einem Jahre bei geringerem Gagenetat und kleinen Ausstattungskosten ein brillantes Geschäft, während im nächsten die theure Oper nicht einschlägt und alle Aufwendungen vergebens sind. So lange er nun allein Herr seines Geschäfts ist und nur das Publicum sich gegenüber hat, wird ihm Niemand vorschreiben können, wie viel er riskiren will und einen wie hohen Gewinn er machen darf. In dem Augenblick, in dem er eine Subvention annimmt — bestehe sie, worin sie wolle — hat er sich eine Controle gefallen zu lassen, die ihm auf Schritt und Tritt hinderlich ist. Würde das Theatercomité, die Stadtcommune, die ständische Körperschaft selbst verwalten (als Unternehmer eintreten) und einen artistischen Director mit festem Gehalt anstellen, so wäre das Verhältniß ähnlich dem bei den Hoftheatern: eine solche Verwaltung von Körperschaften hat sich aber noch nie bewährt, und es ist nicht entfernt daran zu denken, daß sie von neuem versucht werden wird. Der Director bleibt also selbst Unternehmer und soll andererseits doch Weisungen annehmen, wie er zu verwalten hat, um des Zuschusses versichert zu bleiben. Diese Weisungen können nur erfolgen ohne Rücksicht auf die zufälligen Umstände, nach einem idealen Princip, das Anforderungen stellt, die nicht immer erfüllbar sind oder nur mit ganz unverhältnißmäßigen Opfern erfüllt werden können. Man wird aber sehr eifrig darüber wachen, daß die subventionirte Direction ihren Verpflichtungen nachkommt und daß dies nicht nur äußerlich (etwa durch Aufführung einer bestimmten Zahl classischer Dramen und Opern) geschieht, sondern daß die Leistungen auch gehaltvoll sind. Selten wird hier der Unternehmer nach der Meinung der Subventionirenden genug thun; man wird seinen Gewinn immer überschätzen oder zu hoch finden, seinen Verlust und namentlich sein Risico aber nie gehörig in Anschlag bringen; man wird immer zum Argwohn geneigt sein, daß er mehr als anständig in seine Tasche wirthschafte, und an Engagements, Ausstattungen ꝛc. Anforderungen stellen,

Digitized by Google

die außer Verhältniß zur Höhe der Beihülfe stehen. Bei einem Etat von 2—300,000 Mark kommt eine Subvention von 30,000 Mark noch nicht sehr wesentlich in Frage, so nützlich sie auch unter Umständen sein mag. Erübrigt der Unternehmer für sich am Jahresschluß etwa so viel, als ein gut besoldeter Intendant an Gehalt empfangen würde, so wird man sie ihm, falls man sonst mit seinen Leistungen zufrieden ist, gönnen; macht er ein gutes Geschäft, so wird man glauben, ihn ohne Grund bereichert zu haben. Der Unternehmer selbst, je ehrlicher und kunstliebender er ist, wird sich um so mehr durch die stete Rücksicht auf die Aufsichtsinstanz in seiner geschäftlichen Speculation beengt fühlen, dem Buchstaben seines Vertrages zu genügen trachten und es Niemand zu Dank thun. Empfängt er nun gar von der Commune und vom Staat eine Subvention, steht er also demgemäß auch unter doppelter Controle, so kann seine Stellung leicht unleidlich und der Wunsch sehr berechtigt werden, lieber sich gänzlich überlassen zu bleiben. Es kann und soll allerdings nicht behauptet werden, daß diese Schwierigkeiten unüberwindlich seien. Hat sich ein Director bereits bewährt, so mag ihm hier oder dort einmal volles Vertrauen geschenkt werden. Damit ist aber wenig geholfen. Es fragt sich, ob dem Institut als solchem dauernd eine Zuwendung aus öffentlichen Mitteln mit dem Erfolg gemacht werden kann, daß dieselbe dem Publicum, nicht der Direction zu gut komme.

Diese Frage wäre zu bejahen, wenn sich die Gegenleistung der Direction ganz bestimmt fixiren ließe; hiefür einen Modus zu finden, wäre die lohnende Aufgabe des praktischen Reformers. Vielleicht erkennt man dem folgenden Vorschlage einige Berechtigung zu. Jeder Theaterunternehmer wird bereit sein, für eine bestimmte Zahl von Theaterabenden ein vorgeschriebenes Repertoire zu acceptiren, wenn ihm dafür eine bestimmte Einnahme garantirt wird. Mehr kann er billiger Weise nicht verlangen, als bei der Inscenirung von guten Stücken durchschnittlich für seine Mühewaltung und seinen Aufwand ebenso auskömmlich entschädigt zu werden, als bei der Inscenirung von leichter Waare, die ihr Publicum heranlockt. Andererseits wird ein sehr großer Theil des weniger bemittelten Publicums, das sich daher den für seine Verhältnisse zu theuren Theatergenuß sonst versagt, gern ein gutes Stück sehen, wenn der Eintrittspreis mäßig ist. Würde also ein Abkommen dahin getroffen werden können, daß der Unternehmer eine bestimmte Zahl guter Vorstellungen nach seiner Auswahl aus einer Zusammenstellung des classischen Repertoires zu halben Kassenpreisen zu geben hat und daß ihm dafür eine bestimmte Einnahme garantirt wird, so wäre allen Theilen geholfen. Der Director wäre bei diesen Vorstellungen seines Risikos überhoben, der Schauspieler spielte vor vollen Häusern in Rollen, die wirkliche Kunstleistungen ermöglichen, das kunstliebende Publicum könnte sich ohne erhebliche Geldopfer an den

Digitized by Google

Werken seiner Dichter erfreuen, die Subvention würde sich bei steigendem Interesse für die tüchtigeren Leistungen der Bühne mehr und mehr ermäßigen, jedenfalls aber immer im Verhältniß stehen zu dem Bedürfniß der Kunstanstalt, in ihren künstlerischen Bestrebungen unterstützt zu werden. In dieser Art könnte wohl der Staat bei den Provinzialhauptbühnen, an die der Staatsbeamte denkt, helfend eintreten, ohne auf den Vorgang der Communen zu warten. Auch in der Weise könnte eine Beihülfe gewährt werden, daß die würdige Ausstattung eines bedeutenden (etwa des mit dem Schillerpreise gekrönten) Dramas oder eines älteren classischen Stückes übernommen würde und dann der Bühne verbliebe.

Man wird sich jedoch darüber nicht täuschen dürfen, daß der Staat, wenn er wirklich der Centralcommission zu dergleichen Verwendungen eine Summe zur Verfügung stellt, noch keineswegs diejenige Thätigkeit für die Bühne entfaltet, die man gerade von ihm erwarten muß. Es ist seine Pflicht und sein Interesse, Einrichtungen zu treffen, die dauernd das Bestreben des Privatunternehmers nach einem künstlerischen Betriebe seines Gewerbes stützen und den gewissenlosen Bühnenspeculanten in der Ausbeutung der rohen Schaulust des Publicums beschränken. Dies kann nur geschehen durch eine Revision oder Ergänzung der Gesetzgebung und durch Gründung einer Theaterakademie.

Die Frage scheint noch nicht spruchreif zu sein, ob die Gewerbefreiheit wirklich in so ausgedehntem Maße auf das Theater Anwendung zu finden hat, als dies im Gesetz von 1869 beliebt worden. Die Reichstagsverhandlungen ergeben, wie wenig man darauf vorbereitet war, sie ruhig und ohne vorgefaßte Meinung nach rein praktischen Gesichtspuncten zu erörtern. Der frühere Zustand schien allerdings mit Recht unerträglich. Aber was wars, das ihn so erscheinen ließ? Man kannte nach der Gewerbeordnung von 1845 nur Concessionen in der Form, daß der Oberpräsident der Provinz, also ein einzelner Beamter, die Erlaubniß zum Betriebe des Gewerbes auf vorgängigen Nachweis gehöriger Zuverlässigkeit und Bildung ertheilte — wenn es ihm beliebte, und die Erlaubniß wieder zurücknahm, wenn es ihm beliebte. Er konnte also seine Macht dem Gesetz gemäß ganz willkürlich ausüben; die Begriffe der Zuverlässigkeit und Bildung waren höchst dehnbar und unbestimmt, es fehlte ebenso sehr die Garantie dafür, daß das Maß von Zuverlässigkeit und Bildung, das im besonderen Falle für ausreichend angenommen wurde, auch wirklich zur künstlerischen Leitung einer Bühne genügte, als daß der Oberpräsident, ein so tüchtiger Staatsbeamter er auch sein mochte, das richtige Verständniß für die Prüfung mitbrachte, wie der Leiter einer Bühne beschaffen sein müßte. Man glaubte ferner beobachtet zu haben, daß unter „Zuverlässigkeit" hauptsächlich die Eigenschaft verstanden wurde, politisch nicht unbequem zu werden. Der Unternehmer, der die Zusicherung gab, daß er

Digitized by Google

Stücke aufregenden Charakters und tendenziösen Inhalts von seiner Bühne fern halten und jedes Aergerniß der Regierung vermeiden, sein Theater nur als Vergnügungsanstalt leiten werde, galt für zuverlässig, und unter dieser Vorbedingung genügte denn wohl auch das geringste Maß allgemeiner Bildung. Diese Willkürherrschaft war verhaßt; dramatische Schriftsteller, die deshalb abgewiesen wurden, weil die concessionirten Directoren sich durch die Aufführung ihrer Stücke mißliebig zu machen fürchteten, plaidirten eifrig für die Forträumung dieser Schranken, und das Publicum, soweit es sich überhaupt für diesen Streit interessirte, nahm ebenso wie die Presse ihre Partei. Dazu kam das sehr lästige Monopol der Hofbühne, allein im Besitz des Aufführungsrechtes der großen Oper und des historischen Schauspiels, namentlich des classischen Dramas, sein und jede andere Bühne des Orts von diesen Gattungen ausschließen zu dürfen. Bei der Hofbühne mußten Rücksichten politischer Art in noch viel höherem Grade gelten, als bei den Provinzialstadttheatern; die Selbstcensur wurde rigorose geübt, um nur jeden denkbaren Anstoß zu meiden, und die Folge war, daß fort und fort Novitäten von anerkannt dichterischem Gehalt abgewiesen wurden, wenn sie irgend eine Beziehung zu den Streitfragen der Gegenwart erkennen ließen, während geschickte aber charakterlose Machwerke ohne literarischen Werth das Repertoire beherrschten. Hätten nur wenigstens jene abgewiesenen Dramen eine andere Stätte finden können, wo sie sich dem Publicum zeigen durften, so würde die Unzufriedenheit eine Ableitung gefunden haben. Das Monopol der Hofbühne machte aber den anderen Theatern in den meisten Fällen die Annahme schon aus diesem Grunde unmöglich, selbst wenn die Rücksicht auf die eigene unsichere Concession hätte schweigen können. So schien die allseitige Annahme, daß die dramatische Kunst durch Concession und Monopol geschädigt würde und der Ruf nach Theaterfreiheit nur zu sehr gerechtfertigt.

Niemand wird heute dem Monopol der Hofbühnen (nach dem sie übrigens selbst schwerlich noch verlangen), Niemand der Concession auf Grund Nachweises der Zuverlässigkeit und Bildung des Theaterunternehmers, mag die Prüfung nun von einem einzelnen Beamten oder von einem Beamtencollegium ausgehen, das Wort reden. Die Rückkehr zu diesen früheren Verhältnissen wäre entschieden ein Rückschritt. Darüber aber wäre noch zu discutiren, ob nicht eine rein sachliche Vorentscheidung über das Bedürfniß unter der Bedingung, daß sie der bureaukratischen Willkür möglichst entzogen wäre, für das Bühnenwesen von großem Nutzen sein könnte. Nicht im Gesetz von 1845, wohl aber in den dazu an die Oberpräsidenten gegebenen Instructionen war der richtige Grundsatz aufgestellt, „daß bei Ertheilung der Concession die Frage des vorhandenen Bedürfnisses gebührend erwogen und berücksichtigt, eine den Interessen der Kunst bedenkliche und unbeschränkte Concurrenz da-

Digitized by Google

gegen vermieden werden könne". Wenn man zugiebt, daß die freie gewerbliche Concurrenz nur da an der Stelle ist, wo von Mehreren gleichartige Werthe producirt werden können, die sich durch den Wetteifer der Producirenden für den Consumenten zugleich verbessern und verbilligen, und wo der Consument, welcher die schlechtere Waare kauft, lediglich sein Vermögen beschädigt, daß aber bei Theaterconcurrenzunternehmungen in den seltensten Fällen ein gleichartiges Streben stattfindet, der Concurrent vielmehr meist eine ganz andere Art von Bühne herstellt, das Publicum (immer nur, die größten Städte mit bedeutendstem Fremdenverkehr etwa ausgenommen, das Publicum eines beschränkten Bezirks!) durch unkünstlerische Mittel zu niedrigeren Genüssen anlockt, dadurch dessen Empfänglichkeit für höhere Kunstleistungen schmälert und zugleich den bisher außer Concurrenz arbeitenden Inhaber des Theaters mehr und mehr ebenfalls zu einem die Kunst schädigenden Betriebe nöthigt, daß es endlich auch bei dem unzweifelhaften Einfluß der Bühne auf das Volksleben nicht lediglich dem Einzelnen überlassen werden darf, wie gut oder wie schlecht er sich amüsiren will, eine allgemeine Geschmacksverwilderung vielmehr auch eine allgemeine Sittenverwilderung zur Folge hat und daher im Interesse der Gesellschaft bekämpft werden muß — wenn man dies zugiebt, so wird man schwerlich eine Beschränkung der gewerblichen Freiheit darin erkennen können, daß die Zahl der Theater fixirt und bei neuen Unternehmungen in jedem Falle erst von Sachverständigen geprüft und entschieden wird, ob nach den localen Verhältnissen im Kunstinteresse die Begründung eines neuen Instituts zuzulassen ist oder ob wenigstens die Zulassung nicht das Kunstinteresse zu schädigen droht. Es wird dabei die Größe der Stadt, die Wohlhabenheit seiner Bewohner, der Fremdenverkehr, die mehr oder minder gesicherte Lage des bestehenden Theaters und manches Andere zu berücksichtigen sein, was mit der Person des neuen Theaterunternehmers und seiner Qualification nicht das Mindeste zu thun hat. Nur in Betreff der Zahl der Theater für jeden bestimmten Ort soll eine Beschränkung stattfinden, nicht in Betreff der persönlichen Bewerbung um eine vacante Directionsstelle. Wird diese Beschränkung nicht der Behörde in die Hand gegeben, sondern Prüfung und Entscheidung darüber der aus Sachverständigen und Interessenten zusammengesetzten Centralcommission zugewiesen, welche vorher das Gutachten von ähnlich construirten Provinzialcommissionen einzuholen hätte, so wird die Gefahr eines Machtmißbrauchs sehr gemindert, wenn nicht gänzlich beseitigt, und jedenfalls würde ein Versehen im einzelnen Falle nicht entfernt die schädigende Wirkung haben, als das Gewährenlassen der freien Concurrenz in fast allen Fällen. Bei solcher Sicherung der großen Stadttheater wäre es dann auch viel leichter möglich, dem Unternehmer als Pächter des Hauses

Digitized by Google

Bedingungen für den künstlerischen Betrieb aufzulegen und die Communen der Provinzialstände zu Geldbewilligungen zu veranlassen.

Eine gesetzliche Beschränkung dieser Art kann jedoch noch nicht als ausreichend erachtet werden. Sie schränkt die Concurrenz ein, hebt sie aber nicht auf und darf sie nicht aufheben. Die bestehenden Theaterunternehmungen würden durch sie nicht betroffen werden, und die Neugründung von Theatern wäre durch sie nicht ausgeschlossen. Auch bei den größeren, nun freilich in ihrer Existenzfähigkeit besser gesicherten Bühnen würde bei der freien Concurrenz der Schauspielunternehmer noch immer die Garantie für deren künstlerische Leistungsfähigkeit fehlen. Sie direct zu beschaffen, ist allerdings eine Unmöglichkeit. Der Unternehmer, der mit eigenem Capital und Credit, auf Gewinn und Verlust arbeitet, ist — welche Qualification für sein Kunstgewerbe er auch sonst mitbringen mag — Geschäftsmann und als solcher einem vorgängigen Nachweis genügender literarischer und künstlerischer Bildung nicht zu unterwerfen. Er ist auch bei großen Instituten in den seltensten Fällen der technische Leiter; seine Hauptthätigkeit äußert sich nicht auf der Bühne, sondern im Theaterbureau. Er kann unter Umständen sehr tauglich für seinen Posten sein und doch niemals sich als Autor, Schauspieler oder Dramaturg selbst versucht haben. Der Schwerpunct der künstlerischen Haltung einer Bühne liegt in der Regie: von dem Regisseur muß man alle die Eigenschaften verlangen dürfen, die den Leistungen der Bühne ein geistiges und künstlerisches Maß sichern. Er darf einer gewissen literarischen Bildung nicht entbehren, um zur Prüfung der eingehenden und der Direction in Vorschlag zu bringenden Novitäten fähig zu sein, um bei Einrichtung der Stücke den Autor nicht zu schädigen; er muß eine genaue Kenntniß der geschichtlichen Entwickelung der dramatischen Kunst und des Theaters, sowie der dramatischen Literatur und der Kostümkunde, praktische Fähigkeit zur Inscenirung und ein gewisses Lehrtalent besitzen, damit jüngere Kräfte durch ihn herangebildet werden können; Eigenschaften, die sich ganz abgesehen von der schauspielerischen Befähigung durch Studium und Uebung erwerben oder erweitern lassen. Für ihn gilt auch nicht, was für den Unternehmer galt: er ist unbetheiligt bei dem gewerblichen Theil des Unternehmens, empfängt für seine Dienste ein festes Gehalt, übernimmt kein geschäftliches Risiko. Von ihm wird man also den Nachweis der Vorbildung für sein Amt fordern können, und Sache des Staates ist es, ihm die Möglichkeit dieses Nachweises zu geben und zugleich den Theaterunternehmer zu verpflichten, sich nur solcher Regisseure zu bedienen, die ihn geführt haben. Die Grundbedingung hierfür ist die Errichtung einer Theaterakademie und die Niedersetzung einer Prüfungscommission bei derselben.

Wenn eine Theaterakademie keinen anderen Zweck hätte, als der deutschen Bühne tüchtig vorgebildete und geschulte, kunstsinnige und kenntnißreiche Re-

Digitized by Google

gisseure zu erziehen, so wäre sie schon damit des beträchtlichsten Geldaufwandes Seitens des Staates werth. Man mag darüber streiten können, wie weit die Schule im Stande ist, Schauspieler zu schaffen (obgleich die Skeptiker auch hier viel zu wenig Gewicht auf den lernbaren Theil der Kunst und auf das durch Lehrmittel zu fördernde Durchschnittstalent zu legen, dagegen die Urwüchsigkeit des stets seltenen und überdies in keiner Weise beschränkten Genies zu laut zu betonen scheinen), darüber wird kein Zweifel sein, daß der künftige Regisseur in den Hörsälen einer Theaterakademie und im Uebungstheater derselben für seine Aufgaben sehr viel lernen kann. Schwerlich auch darüber, daß es sehr wohl möglich ist, den Schauspieler, der demnächst ein Amt als Regisseur annehmen will, lediglich darauf hin zu prüfen, ob er demselben vermöge seiner theoretischen und praktischen Vorbildung gewachsen ist. Es soll nicht behauptet werden, daß diese Vorbildung nur durch den mehrjährigen Besuch der Theaterakademie erworben werden könne und allemal auf diese Weise erworben werden solle: wie sie aber auch erworben sei, sie wird bei der akademischen Prüfungscommission nachgewiesen werden können und nachgewiesen werden müssen. Es ist keine Frage, daß die Akademie gern von denen benutzt werden wird, die durch sie die Aussicht erhalten, demnächst eine gesicherte und geachtete Lebensstellung einzunehmen. Denn wenn der Theaterunternehmer seinen Bedarf an Regisseuren nur aus der Zahl derer entnehmen darf, die ein Regisseurexamen bestanden haben, so versteht es sich von selbst, daß er sie auch angemessen ihren Leistungen besolden und vor allem bei der Leitung der Bühne selbständiger stellen muß. Regisseure dieser Art werden sich schwerlich zu Handlangern von Directoren hergeben, die ihr Heil in der brutalen Speculation auf den schlechten Geschmack der Menge suchen; sie werden sich nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Theaterbureau Gehör zu verschaffen wissen, sie werden im Interesse ihrer Stellung und ihres Rufes das künstlerische Gegengewicht gegen den übermächtigen Einfluß des Kassenrapports in die Wagschale werfen. Hier ist der Hebel anzusetzen, wenn der tiefverfahrene Thespiskarren wieder auf festen Weg gehoben werden soll. Das Nähere darüber hat Verfasser in einem Artikel „Motive zu einem Theatergesetz" Nr. 49 d. J. 1872 des Genossenschaftsblattes „Neue Zeit" ausgeführt, und kann hier darauf Bezug genommen werden.

Die Einsetzung einer Centralcommission für Theaterangelegenheiten, die Gründung einer Theaterakademie, die gesetzliche Beschränkung der Concurrenz von Theaterunternehmungen in rein sachlicher Hinsicht, die Einrichtung einer Prüfungscommission für Regisseure bei der Akademie und die gesetzliche Zwangspflicht der Unternehmer, sich nur geprüfter Regisseure bedienen zu dürfen — das alles sind keine Utopien. Die daraus der dramatischen Kunst und dem gesammten Volksleben erwachsenden Vortheile sind so groß, daß der

verhältnißmäßig geringe Kostenaufwand, der eine derartige Neugestaltung der Verhältnisse verursachen würde, dagegen gar nicht in Betracht kommen kann. Der gute Wille scheint gegenwärtig vorhanden zu sein, dem Bedürfniß der Schaubühne Rechnung zu tragen, möge die rettende That nicht zu lange auf sich warten lassen!

Im Münchener Glaspalast.

Von G. Dahlke.

Dem Eingange der Ausstellung gegenüber winkten „Unsrer Väter Werke", zur Rechten und Linken des Springbrunnens die Kunst- und kunstgewerblichen Erzeugnisse der Gegenwart, während auf den Gallerien Schularbeiten und Studien von Kunstbeflissenen der Schaulust Befriedigung verhießen. Von dem verwirrenden Reichthume an Sehenswürdigkeiten war nur der Mittelraum frei geblieben, wo die Ermüdeten dem Plätschern des Wasserstrahles lauschen oder das Spiel der Fische zwischen kunstvollen Nymphäen verfolgen und neue Kräfte zu vergleichender Betrachtung sammeln konnten: jenseit des goldenen Thors mit dem Eisengitter, das früher Chor und Schiff der Augustinerkirche schied, flimmerten und schimmerten die Kleinode mittelalterlicher Kunst. Kirchen-, Haus- und Reisealtäre, Crucifixe, Ciborien, Reliquienschreine, Monstranzen, Kelche, Becher, Bischofsstäbe, Statuen und Statuetten, Antependien, Meßgewänder, Gobelins und Teppiche ließen nicht minder als die Rüstungen, Schwerter, Kronen, Schränke, Pulte, Bettgestelle, Uhren, Spiegel, Tische, Trink- und Schmuckgefäße, der alten Kunsthandwerker Formensinn, Erfindungsgabe und technische Fertigkeit erkennen. Bei den Einen war die figurale, bei den Andern die ornamentale Zier in außerordentlicher Feinheit ausgestaltet, hier Pracht, dort stilvolle Schönheit bewunderungswerth und in den Kästen manche seltene Perle der altdeutschen Kunst versteckt.

So an Holzschnitzarbeiten: Dürers „Pferd", „der Liebesbrunnen" und „das erste Menschenpaar", von denen freilich die Urheberschaft der beiden letzten Werke noch in Frage steht, Brustbilder und Figuren vom Chor des Ulmer Münsters neben Reliefgruppen aus dem Rosenkranz der Nürnberger Lorenzikirche — jene von Jörg Syrlin, diese von Veit Stoß geschnitzt, Tilman Riemenschneiders Apostel und der Heilige Stephanus, die Büste der Margaretha von Parma, und die Grablegung Christi in Relief und Rundfiguren; so unter den minder bedeutsamen, minder reich vertretenen Gemälden: ein Crucifixus, die Ehebrecherin und Friedrich der

Digitized by Google

Weiſe von Sachſen als Herkules mit dem Spinnrocken unter ſeinen Hofdamen von Lukas Kranach, Portraits von Holbein, Fuggers Bruſtbild von A. Dürer, die Kreuzabnahme Rogiers van der Weyden, Bartolomäus Zeitbloms Engelsgruß und Vier Propheten — aber auch nicht minder ſeltene Bücherwerke mit und ohne Bilderſchmuck. Boners Edelſtein, den die Bibliothek zu Wolfenbüttel als Unicum bewahrt, Liber peccatorius mit bunten, goldverzierten Miniaturen und Arabesken aus dem Fuldaer Bücherſchatz, Hartmann Schedels Chronik mit Holzſchnitten von Michael Wohlgemuth, Hefner-Altenecks „Deutſche Kunſt im Dienſte der Heraldik" und Ritter von Mayerfels' ergänzendes Seitenſtück: „Der deutſchen Heraldkunſt Urſprung, Blüthe und Verfall", Ptolemäi Cosmographie von 1486, die erſten Bibeldrucke und zahlreiche Incunabeln, unter denen ein Ablaßbrief aus dem Jahre 1454 als erſter bekannter Letterndruck Beachtung verdient. Allein bei der Unmöglichkeit, auch nur den Umriß des aufgerollten Culturbildes geſchweige denn die tauſendfachen Einzelheiten deſſelben binnen wenigen Stunden zu erfaſſen, galt es, das Auge vor dem Glanz der Koſtbarkeiten wie vor dem Staube der Alterthümer zu verſchließen, um es auf wenigen Gegenſtänden des erſten Saales ruhen zu laſſen, die räumlich nahe beiſammen ſtanden und dem Gebiet der kirchlichen Sculptur auf der Scheide des Mittelalters angehören: — der Schnitzaltar von Oehringen, eine Madonna von Nürnberg und Chriſtus am Kreuz aus Tirol.

Statt des Aufſatzes war über dem Schrein auf hohem Holzgeſtell ein Crucifixus aufgeſtellt, deſſen Technik und Charakteriſtik in den ſeelenvollen Zügen wie in dem organiſchen Gefüge der Muskulatur, in dem Sehnen- und Adernetz wie in der Faltung des Lendentuches an Pachers Meiſterhand erinnert. Ein Blick auf Kopf und Rumpf reicht hin, das Martyrium des überwundenen Leides zu erkennen, für deſſen Schmerz der himmliſche, das Antlitz verklärende Friede die Verſöhnung bringt. Noch iſt der Mund, wie zum letzten Athemzuge, leicht geöffnet, aber das brechende Auge verſchließt ſich ſchon dem Licht und in den bleichen Wangen ſind die Spuren des Todeskampfes zu leſen. Wie von der Stirne, rieſelt aus den Wunden der Hände und Füße das Blut; die krampfhaft zuſammengezogenen Finger bezeugen mit den gewaltſam hervorgetriebenen Sehnen der Oberarme das Maß der erlittenen Pein und das Knochengerüſt der hochgewölbten Bruſt iſt aus gebogenen, gewundenen Rippen aufgebaut, über denen die weichen Muskeln ſich in plaſtiſcher Dehnung heben und ſenken. Aber während der eingezogene Unterleib und die Schenkel mit gleicher Naturtreue ausgeführt ſind, ließ ſich bei der Höhe des Kreuzes nicht unterſcheiden, ob die flachwellige Kräuſelung des Scheitels und die maſſige Derbheit des niederhangenden Haares der läſſigen Hand des Schnitzers oder wiederholtem Farbenauftrag eines Uebermalers zu-

Digitized by Google

zuschreiben ist, denn das Colorit des Gesichts und der übrigen Körpertheile, die lichte Röthe der Blutstropfen aus den verwundeten Knien, wie der feinen Rinnsale auf der Stirne sind frei von jenem grellen Farbenton, mit dem manche Neuerer die Alten zu verbessern glauben. Auch beeinträchtigen diese Eigenheiten nicht den Gesammteindruck des Werkes, das die äußeren Formen durch den Hauch des geistigen Lebens, die schmerzerfüllten, erstarrenden Züge durch die Wärme der inneren Empfindung beseelt und veredelt zeigt.

Auf achtkantiger Platte steht die lebensgroße Figur der Mutter Gottes mit emporgehobenen, vor der Brust ineinander gelegten Händen, hoch aufgerichtet, und schaut unter leichter Biegung des Hauptes auf die rechte Schulter, andachtsvoll zum Himmel! Scheitel und Stirn sind von einem Tuche verhüllt, das auf beiden Seiten, flügelartig gefaltet, über die Schultern niederhängt, indeß ein halbdurchsichtiger Schleier, kaum bemerkbar Hals und Kinn, in knitterigen Brüchen den Hals umschließt. Im Gegensatz zu der Vorderansicht des länglich runden Angesichtes, das mit breitem Kinn und ruhigen, aufwärts gerichteten Augen einen feierlich ernsten Anstrich trägt tritt im Profil der feine Umriß der Wange, die edle Bildung der Nase und der feine Schnitt des Mundes mit vorspringender Ober-, mit reicher voller Unterlippe — und bedeutsamer als diese äußeren Vorzüge die ernste Hoheit der Madonna ins Licht. Wie in den Mienen, ist auch in der Haltung maßvolle Ruhe ausgeprägt, die Gewandung, bei aller Regelmäßigkeit der Mantel- und Kopftuchfaltung, mit feinem Verständniß für das Verhalten der Körperformen angelegt. Man sieht deutlich die Muskeln des Oberarmes unter der Mantelhülle, die sanfte Wölbung der Brust und die Rundung eines Schenkels durch den biegsamen Stoff des Kleides schimmern, das unterhalb des fingerbreiten straffen Gürtels in feinen geraden, der Krümmung des Oberkörpers folgenden, abwärts vertiefteu, Fältchen niederfließt und in breiteren Bogen die Füße so vollständig verdeckt, daß kaum die Spitze des rechten Schuhs zum Vorschein kommt, dagegen prall und faltenlos den rechten Schenkel und das vorgebogene Knie umspannt.

Mit geschickter Hand hat der Schnitzer den Mantel um beide Arme der Figur geschlungen, mit gleicher Kunstfertigkeit die engen Kleiderärmel in feine, weich gebogene, auf dem rechten Vorderarme kantiger geschnittene Querfalten zusammengeschoben und an dem Handgelenk als glatten Aufschlag umgebogen. Wohlgeformte schmale Hände und Finger lassen unter dem groben Ueberzug von Thonfarbe wohl die Knöchel, aber nicht die sorgfältige Nägelbildung erkennen, auch scheint die Charakteristik des seelischen Lebens durch die eintönige Färbung mehr verdunkelt als hervorgehoben, mindestens dürfte zartes Weiß des Kopftuchs und der schleierartigen Binde dem Gesicht einen lebensvolleren Anstrich, tiefere Schattirung der Draperie auch den Gliedern schärferen Um-

Digitized by Google

riß verliehen haben. Dessenungeachtet gewinnt das Werk bei längerer Betrachtung durch den Mangel alles Effect- und Anspruchvollen, jeder äußern, das Auge bestechenden Zier. Wie eine der griechischen Göttinnen steht Maria, nicht als erblühende Jungfrau, nicht als ergraute Matrone, in schlichtem saumlosen Kleide — die Gestalt von anmuthvoller Schönheit umflossen, das sanft erregte Antlitz himmelwärts gewendet — ruhig auf dem Würfelpostament; ungezwungen folgt des Mantels biegsamer Stoff den elastischen Formen, frei von künstlicher Verwirrung schmiegt sich Falte an Falte um den schwellenden Leib. Wessen Messer dem Holze diesen Schein stoffartiger Weichheit, den Zügen jenen Schimmer idealer Verklärung und den Ausdruck schmerzlicher Empfindung einzubilden wußte, die das spannungsvoll aufgeschlagene Auge deutlicher als der Mund und die gefalteten Hände verkündet? — Die Fachgelehrten wissen es nicht, und in dem Katalog steht dem „besten deutschen Kunstwerk des Mittelalters" keine Name beigefügt.

An künstlerischem Werthe bleibt freilich der Altar von Oehringen hinter beiden Holzschnitzstatuen zurück, so charaktervoll auch die Köpfe der Heiligen zu beiden Seiten der Madonna aus dem Rahmen treten und so sehr das spätgothische Ornament durch die Verbindung von architektonischen Formen mit Ranken und Blätterwerk wie durch die Feinheit der Ausführung für die Fertigkeit des Schnitzers spricht. Denn wie der Mutter Gottes, die um des Sockels Höhe die Nebenfiguren überragt und im Gefühl mütterlicher Befriedigung das puppenartige Kind in ihren Armen hält, geistiger Adel und Würde fehlt, so lassen die markigen Gestalten der Apostel und Kirchenfürsten jene Durchbildung und ebenmäßige Gliederung der Formen vermissen, die nicht minder den Schönheitssinn und das Naturstudium des Meisters erweisen würden. Unter dem mehrfach gefalteten Kopftuche, dessen linkes Ende dem Kindlein als Unterlage dient, fällt Marias welliges Haar in langen Ringeln auf Brust und Schulter nieder, ohne die breite, hochgewölbte Stirn zu bedecken; das Oval der Wange verliert dagegen durch die Zuspitzung des langgezogenen Kinns und den scharfen Rücken der geraden Nase über dem vorstehenden Munde an Lieblichkeit. Wohl hebt die Königin des Himmels leicht den Kopf und trägt mit seligem Behagen ihren Liebling auf den Händen, wohl spielt das Kind lächelnd mit dem Tuche und hält die Linke wagrecht vor dem flachen Busen der Mutter ausgestreckt; allein zu dem kugelrunden Kopf mit der mächtigen Stirne tritt der mißgestaltete Körper in entschiedenen Widerspruch und mit der ungezwungenen Haltung der Madonna bildet die schwere Draperie einen zwar nicht auffälligen, doch bemerkbaren Gegensatz. Tiefgeschnittene Mantelfalten, die unter dem linken vorgebogenen Knie scharf gebrochen und an der Seite stumpfer gekantet sind, verhüllen die Glieder, daß

Digitized by Google

keine Spur des rechten Schenkels sichtbar, daß auch die Einbiegung der Hüfte großentheils verborgen bleibt.

Dieselbe Ungleichartigkeit der Behandlung schmälert bei der Betrachtung der Seitenfiguren den Genuß, verkümmert den Eindruck feierlicher Ruhe, welchen man beim ersten Hinblick auf die würdevollen Gestalten der Heiligen empfindet. So ist der Faltenwurf bald von einförmiger Regelmäßigkeit — wie bei Hieronymus zur Linken —, bald — wie bei Paulus — mit der natürlichen Haltung nicht in Einklang zu bringen, St. Kilians linker Unterschenkel unnatürlich verschoben und für Petrus linken Fuß unter der Draperie nicht genügender Raum: knitterige, weich gerundete Längs- und Querfalten erscheinen ohne Rücksicht auf die Natur des Stoffes mit einander verbunden. Aber diese Mängel schwinden vor der trefflichen Durchbildung der Köpfe, die hier vom Feuer der Begeisterung durchglüht, dort von der Ahnung des Uebersinnlichen erfüllt, in markigen Zügen ihre Besonderheit spiegeln. Deutlicher als die dreifache Krone, der Kreuzesstab und das Evangelium mit dem Schlüssel, offenbart der scharfe Blick aus weit geöffnetem, zeit- und raumdurchdringendem Auge Petrus geistige Größe, künden die Runzeln der Stirn und die weicheren Linien des Mundes die Willenskraft und Lehrbegabung des Apostelfürsten, kurzlockiger Bart und lockig geringeltes Haar umgeben das gefurchte, doch nicht greisenhafte Angesicht.

Anders Paulus, der in die Anschauung des göttlichen Kindes versunken, in schwärmerischer Hingebung das Haupt zur Seite neigt, dessen breite, unverhüllte Stirn und mächtiger, langniederwallender Bart zwar auf bedeutsame Eigenschaften deuten, dessen sanfter Mund und milde blickendes Auge jedoch kaum den wirklichen Feuereifer des Glaubenshelden ahnen lassen. Anders Kilian, der das sinnige Auge wie verzückt zum Himmel aufschlägt, in dem göttlichen Licht die Geheimnisse des Uebersinnlichen zu erspähen, und mit dem herabhängenden rechten Arm das Mantelende lässig ausgebreitet hält. Hier entspricht die Haltung der vorgestreckten Linken und die anmuthige Biegung des Kopfes und Oberkörpers der träumerischen Ruhe des Heiligen, dem stillen Sinnen über die Wunder des Himmelreiches so vollkommen, daß man kaum das Ungeschick des Schnitzers oder seines Gehülfen zu begreifen vermag, der durch die Mißbildung des linken, im Kniegelenk scheinbar gebrochenen Schenkels die günstige Wirkung der Statue wieder vernichtet hat. So unbedeutend St. Hieronymus mit dem schmächtigen Löwen an seiner Linken, mit hagerem, spitzen, faltigen, von flachrandigem Hute beschatteten Gesicht in dem steifen, schnittig gefalteten Mantel erscheint, so gelungen sind einige Partien seiner Gewandung, so natürlich schmiegen sich die engen Aermel um die dürren Arme, so deutlich schimmern die Adern und Sehnen der wohl geformten Hände durch die Oberhaut. Wie selbstverloren in der Gedankenwelt steht der

gelehrte Kirchenvater mit abwärts geſenkten, weder dem Himmel noch der Erde zugewendeten Augen, aus denen keine Regung ſinnlicher Luſt, keine Freude an der Schönheit der Erſcheinung leuchtet: der Pulsſchlag des Lebens ſcheint erſtarrt, der Körper allen Zufälligkeiten, allem Streit und Widerſtreit des Daſeins entrückt und die Seele allein, von der Gnade des Heils, von der Macht der göttlichen Liebe durchdrungen, der Ergründung des Ewigen hingegeben.

Rundſtäbe mit abgeſchnittenen Aeſten begrenzen die ſchrägen, durch zwei Wappentafeln der Stifter von Hohenlohe und Würtemberg verzierten Seitenfelder des Schreins und verbinden ſich in halber Höhe mit den Bogenlinien des Ornaments, das durch die Fülle und die zierliche Bildung aller Glieder ein überaus maleriſches Anſehen erhalten hat, obwohl es der Vergoldung wie des Farbenſchmuckes beinahe völlig entbehrt. Flachgeneigte, zugeſpitzte, geſchwungene und gewundene Bogenſtäbe ſind in doppelter und dreifacher Reihe zu einem prachtvollen Ganzen verbunden, das allerdings an Ueberladung ſtreift, von dem Formenſpiel der Spätgothik jedoch ein treues Abbild giebt. Zwiſchen geraden Doppelthürmchen, welche die Mittelniſche von den Seitenfeldern ſcheiden und auf korbartigen Conſolen ruhen, neigen ſich die Wimperge zur Rechten und Linken, biegen ſich die Fialen hüben und drüben auseinander und ſind mit Krabben, Laubwerk, Blumen und Trauben ſo dicht durchflochten, daß ſich das Auge in den krauſen Umriſſen und den ſich durchkreuzenden Bogen faſt verirrt, während ein flaches Bortengewinde von Laubwerk den Kaſten krönt.

Aufſatz, Flügel und Predella fehlen, die Seitenniſchen ſind leer geblieben, die Mittelpfoſten ohne Capitäle und das Maßwerk der Fußleiſte hat ſchon Beſchädigungen erlitten; gleichwohl darf der Schrein als ein werthvolles Erzeugniß jener Kunſtfertigkeit bezeichnet werden, die im Mittelalter noch als bloße Handwerksleiſtung galt und doch den Kunſtgenoſſen der Neuzeit vielfach Muſter und Vorbild giebt. Bei der Vergleichung aller Heiligen iſt eine fortſchreitende Steigerung des Empfindungs- und Seelenlebens von dem ſchon der Welt abgeſtorbenen Eremiten bis zu dem thatkräftigen Begründer der Kirche wahrzunehmen, aus deſſen Zügen die ganze Energie des Willens und der ſtürmiſche Drang zu feſſelloſer Bethätigung aller Kräfte hervorbricht —, und dieſe feine Individualiſirung der Köpfe läßt die groben Fehler in der Körperbildung und die ungeſchickte Anordnung der Draperie überſehen.

Stunden waren verronnen. Farbenprächtige Teppiche mit eingewirkten Heiligenfiguren und genrehaften Scenen aus dem Weltleben, Taſſilos II. berühmter Meßkelch, der in Humpenform mit rohen Figuren und feinerem Band- und Blattornament ein werthvolles Denkmal der angelſächſiſchen Kunſt aus dem achten Jahrhundert bildet, das ſilberne Flügelaltärchen aus dem

Digitized by Google

Schatz St. Peters zu Salzburg, des Fürsten Hohenzollern figurenreiche gothische Monstranz — das Sakramentshäuschen in die Aeste einer Eiche verstrickt, aus deren Laub- und Zweigwerk Edelgesteine und Perlen niederhingen — wollten mit hundert erlesenen Kostbarkeiten des Saales und der Cabinette das Auge gefangen halten, und neben dem prächtigen Thore fesselte noch das uralte Steinbild der Nornen Ainbet, Borbet und Wilbet — deren Köpfe, auf einem Rumpf vereinigt, in der Mauer des Klosters Polling aufgefunden und von Professor Sepp in München erworben wurden — der Neugierigen Blick. Reicht doch das nordische Gegenbild der griechischen Schicksalsgöttinnen in die Vorzeit des Bajuvarenvolkes zurück und ist wohl geeignet, dessen Kunstsinn vor nahezu anderthalb Jahrtausenden, wie dessen Fortschritt auf dem Gebiete der Plastik zu versinnlichen.

Gedämpftes Licht fiel auf die farbenfrischen Gestalten des großen Gemäldes, das v. Werner zum Schmucke des Siegesdenkmals in Berlin entworfen hat, auf die Führer der deutschen Stämme, die den Sieg bei Sedan errangen, auf die Heldenfigur der Germania, die aus den Händen des baierischen Fürsten die Kaiserkrone empfängt; bleichere Schatten umspielten die „Römerin mit dem Kruge" und die Blattgewächse am Brunnen, dessen leises Rauschen dem Lauscher verborgene Mär aus der Vorzeit enthüllen mochte: allein das überreizte Auge verschloß sich, wenn auch zögernd, dieser Herrlichkeit.

Die weiten Räume, in denen deutscher Hände Fleiß und Kunstgeschick von Süd und Nord sich mit einander maßen, stehen öde und leer, aber Tausende haben in der Abtheilung für Alterthümer lichtvolle Einblicke in die Werkstätten altdeutscher Kunst gewonnen, Tausende von den Leistungen der heutigen Kunstindustrie Anregung und Ermuthigung zum beharrlichen Fortschritt in dem Wettstreit aller germanischen Stämme heimgetragen. Wie lückenhaft das Culturgemälde aus der Väter Zeiten dem Auge des Fachgelehrten erscheinen mochte: es reichte hin, die fruchtbare Betheiligung der alten Meister an den Erzeugnissen des Handwerks und die Bedeutung der Kirche für das mittelalterliche Kunstleben zu erweisen. Und wenn die Neuzeit jener fruchtbaren Wechselwirkung und dieses einheitlichen Mittelpunctes entbehrt, so strebt sie dafür nach desto freierer Entfaltung aller Kräfte und hat auf dem Gebiete der Malerei das Sittenbild und das historische Gemälde, die Landschaft, Stillleben, Jagdstück und Porträt, mit gleicher Sorgfalt, wenn auch mit verschiedener Begabung gepflegt.

Unberührt von der ernsten, nüchternen, allem Mystischen abholden Weltanschauung des Protestantismus hatte die kirchliche Kunst mit Vorliebe jene schattenhaften Gebilde des Wunderglaubens verkörpert, welche die wachsende Erkenntniß als Verirrungen des Geistes später verwarf; aber mit der Schei-

Digitized by Google

dung der Glaubenslehren vollzog sich auch jene Wandlung künstlerischer Thätigkeit, die aus der Formenwelt des Alterthums neue Ideale für das Schöne suchte und fand, — und dem Aufschwunge der Wissenschaft folgte die Vertiefung der Kunst.

Von berufenen Federn sind die besondern Stoffgebiete mit Rücksicht auf nationale und individuelle Eigenthümlichkeiten, auf die Unterschiede hervorragender Schulen und Kunstpflegestätten gezeichnet und die Einwirkungen aller Culturmomente nachgewiesen worden, welche Sinn und Sitte, Cultus und gesellige Beziehungen der Bevölkerung ergeben. Neben den Bestrebungen deutscher Fachschulen und den Erfolgen deutscher Gewerbthätigkeit haben die vorzüglichen Erzeugnisse der österreichischen Kunstindustrie ebenso gerechte Würdigung als neidlose Anerkennung gefunden: Lobmeyers formschöne Glasgefäße, deren irisirende Farben jedes Auge blendeten, August Kleins Cassetten, Albums und Lederarbeiten, die Teppiche von Ph. Haas und Söhne, Wiener Bronce-, Silber-, Thon- und Eisenwaaren, Ratzersdorfers Schmucksachen, Seidels Renaissancegeräthe, Ludwigs Intarsiamöbel, Michels Cabinetschrank im Kaisersaal — um nur Einiges zu erwähnen —, sind als stilvolle, glänzende Schöpfungen österreichischer Meister nach Gebühr gepriesen, und die Schattenstriche, welche das Lichtbild deutscher Arbeit hie und da verdunkeln, weder verhüllt, noch für Spiegelungen schönen Scheines ausgegeben worden.

Wie verschieden sich die Welt der Erscheinungen in den Augen der Künstler malt und mit welchen Mitteln die Technik ihren Phantasiegebilden den Anstrich der Naturwahrheit und Originalität zu verleihen weiß, daß hat die Bildersammlung im Glaspalast aufs neue dargethan. Welche Gegensätze in Defreggers „Heimkehr der Sieger" und Makarts „Nilfahrt", Pilotys „Triumphzug des Germanicus" und „Der Wirthin Töchterlein" von Gabriel Max, in Döllingers Porträt, das Lenbach mit scharfen Strichen auf die Leinwand geworfen hat, und Gysis' braunem Aegypterkopfe, der an realistischer Treue des großen Farbenkünstlers verwandtes Motiv übertrifft!

Zum erstenmal stand ich den Werken dieses Meisters gegenüber, der mehr als ein anderer durch den Glanz des Colorits die Lässigkeit der Ausführung zu verdecken liebt, der ebenso herbe Verurtheilung als begeistertes Lob erfahren und sich an der materiellen Werthschätzung seiner „Königin von Cypern" für die Ausstellungen der Kritik getröstet hat; zum erstenmale empfand ich die Wirkung eines Farbenzaubers, der die Gegenstände in dem Flammenschein bengalischer Beleuchtung, nicht in dem klaren Licht des Himmels, erscheinen, die halbbekleideten und nackten, hier von Abendsonnengluth umstrahlten, dort von durchsichtigen Schatten verdunkelten Figuren der Nilfahrer in dem Farbenspiel einer Fata Morgana vor das Auge treten läßt. So plastisch in Defreggers „Letztem Aufgebot" und dessen schönem, von der

Digitized by Google

Berliner Gallerie erworbenen, Gegenstück sich aus dichtgedrängten Gruppen die Gestalten der Krieger und Zuschauer hervorheben, so schwer sind auf dem „Nil" die Einzelheiten der umfangreichen Composition zu entwirren, die das Vergnügen ägyptischer Frauen an Vogeljagd und Fischfang versinnlichen soll.

Auf der blaugrünen, leicht gekräuselten, in mannichfachen Tinten schillernden Flut schwimmen zahlreiche Kähne, unter denen das grünliche Fahrzeug im Vordergrunde die Fischerinnen bei der Arbeit und im Kampfe mit dem Ungethüm des Stromes, am Hintertheil seltsame Vögel, die den Pfeilen der Jägerinnen erlegen sind, in wundervollem Glanze des Gefieders zeigt, während das jenseitige Ufer ein Tempel mit Reliefffiguren und Bilderhieroglyphen an den Wänden theilweise begrenzt. Schwer lastet der Himmel über dem Thal, dampfende Nebel scheinen von dem sonndurchglühten Gestein und von der röthlich angehauchten Pyramide im Hintergrunde aufzusteigen, aber leichtbeschwingte Flamingos und Ibisse schweben über dem Wasserspiegel und bieten den Jägerinnen ein willkommenes Ziel. Zur Linken schiebt sich der Bug eines dunkelbraunen Bootes mit moderfarbigem Widderkopf am Schnabel vor den Felsentempel; die Nubierin darin läßt den rechten Arm auf den Bord der Gondel niederhängen und biegt ihren Kopf über das aufgestützte Knie, um nach dem Krokodil zu schauen, dessen Rachen sich mit dem schuppengepanzerten Rücken gespenstisch aus der Tiefe hebt. Die Tochter der Wüste hat ein grünes Tuch über die schwarzgrauen Schultern, einen blinkenden Metallreif um den rechten Oberarm gelegt und schillernde Kleiderstoffe über den linken Fuß und linken Arm gebreitet, indeß ihr schwarzbraunes, hochaufgebauschtes Haar in losen Strähnen niederhängt und das kaum minder dunkle, jugendlich schöne Angesicht beschattet.

Wenn hier schon die Schleier der Dämmerung wallen, so umstrahlt noch rosiges Sonnenlicht die hochaufgerichteten Gestalten, welche in der großen Barke der Jagdlust fröhnen, bald den Flug der bedrohten Flamingos verfolgen, bald ziellos in die Ferne starren oder in traulichem Kosen, in träumerischem Sinnen und Sehnen die Stunden kürzen. Hinter dem jugendlichen Schützen mit gespanntem Bogen in den ausgestreckten Armen, mit silberblitzendem Bändchen im kurzen, gekräuselten Haar und mit purpurrothen Bändern um Brust und Leib, ein Mädchenpaar, dessen anmuthige Formen sich mit der Wohlgestalt des Jägers messen dürfen: die Eine, statt des Lendenschurzes mit breitem Goldreif bekleidet, hat in naiver Unbefangenheit alle Reize des elastischen, völlig nackten Körpers zur Schau gestellt, die Andere, mit teppichartiger Decke ihre Glieder bis zur Brust verhüllt und mit der rechten Hand die Augen beschattet; während jene ihre Linke auf die Schulter des Schützen legt, um sich behaglicher auf den Wellen zu wiegen, blickt diese mit spannungsvollen Zügen und geöffnetem Munde in die Weite.

Digitized by Google

Als Gegenstück sieht man am andern Ende, mit phantastischem Kopfputz über dem lederfarbenen Angesicht und dem Profil einer Aegypterin, wie es auf alten Denkmälern zu schauen, in weißgrüne Schleier gehüllt, eine Maid, die zu tödtlichem Schusse einen Pfeil in den gespannten Bogen legt. Ringsum sitzen, liegen, hocken, auf und über den Bord des Schiffes gelehnt, braune Kinder des Südens in lichter Flitterkleidung, die manchmal eine prachtvolle Schleife in der Mitte des Leibes zusammenfaßt, hier mit aufgelösten oder zusammengebundenen Flechten, dort mit braunem Kopftuch über dem dunkleren Haar, bald mit gekreuzten Armen, bald mit Pfeil und Bogen, und nehmen, jedes in besonderer Weise, an dem Jagdvergnügen Theil. So lehnt sich an das feuerglühende, von flammenfarbigem Segel überspannte Oberdeck eine hagere, halbbekleidete Maid, die mit übereinander gelegten Armen ihr Köpfchen vor den Sonnenstrahlen schirmt, daß nur ein sichelförmiges Stück des Gesichts beleuchtet bleibt; so lagert, sorglos ausgestreckt, auf dem Himmel der Kajüte, ein aschfahles Mädchen, dessen verschwommene Züge weder seelisches Leben noch feine Gliederung erkennen lassen, und durch die Maschen der Strickleiter gewahrt man, hoch oben, eine broncenfarbige Frauengestalt mit abwärts gestrecktem Arm in Gesellschaft einer schattenhaft gezeichneten Begleiterin.

So phantastisch die Figuren, so bunt der Anstrich, den die Bote tragen — roth, rosa, purpurfarbig, gelb und grün, hier mit den Wellen, dort in die Luft verrinnend —: wer vermöchte in diesem Gefunkel und Geflimmer die hellen Tinten von ihren blasseren Schattirungen genau zu unterscheiden, die Vertheilung der Gruppen in den Barken oder Kähnen herauszufinden und die Beleuchtung der Köpfe und Gewänder in naturgemäßer Weise zu erklären? Dort haben zwei Frauen die Köpfe zusammengesteckt und eine dritte lauscht mit vorgebeugtem Haupt dem Kosen ihrer Nachbarinnen, von denen die vorderste durch gelungene Modellirung und das unschuldvolle, kindliche Gepräge des schönen Kopfes überrascht, aber vergebens fragt man, woher auf das Kopftuch der mittleren lothrechte Sonnenstrahlen fallen, wenn die Draperie der Nebenfigur von der Seite beleuchtet wird, und doch ihr Kopf im Schattendunkel bleibt? Zur Rechten dieser Gruppe sitzt ein Paar in behaglicher Ruhe dem Genuß des Augenblicks hingegeben; die schweigsame Maid mit wundervollem Gesicht und beckenartigem Kopfputz hat reichen Stein- und glänzenden Korallenschmuck um Hals und Brust geschlungen, den Leib in gold- und purpurfarbene Stoffe gehüllt, ihre Begleiterin betrachtet aufmerksamen Blicks das Stäbchen oder den Pfeil in den Händen der Jägerin; zur Linken bietet eine Jungfrau mit wundersamer Kopfbekleidung den Anblick einer Mumie dar, und während in der Nähe eine anmuthige Frauengestalt durch die Faltung ihres weißgrünen Schleiers und das dunkle Auge des schönen Angesichtes,

Digitized by Google

durch kostbare Ohrgehänge, Hals- und Armgeschmeide die Aufmerksamkeit fesselt, steht auf dem grünbehangenen Nebenboote mit braunen Säulenpfosten der Kajüte, halb von graugrüner Gewandung, halb von grünlichen Schatten verhüllt, eine trauernde Maid, die sehnsuchtsvollen Blickes das Land ihrer Seele oder den Geliebten sucht, — und zu ihren Füßen, von demselben blaßgrünen Dämmerlicht umflossen, eine Dienerin.

Indeß kehrt das Auge immer wieder zu den Fischerinnen zurück, die im Vordergrunde, nicht ohne Verrenkung der Arme, das reichgefüllte Netz in den Kahn zu ziehen suchen; ihre lebensgroßen Figuren sind mit blitzenden Steinen, metallischen Verzierungen und glanzvollen Stoffen überladen, die zu dem graubraunen Sammetton der Haut vortrefflich stimmen, und die Gesichter zeigen ebenso verschiedene Schattirungen, als die aschfarbig fahlen, in unbestimmbaren Tinten schimmernden Glieder, als der reizende Schmuck des Kopfes oder Haares. Mit Gleichmuth schauen sie auf das Ungeheuer, das ihre Beute bedroht, furchtlos, ohne Erregung der Mienen, hebt eine Maid den Speer, um das Schreckbild der Tiefe zu verscheuchen, und selbst der schwarze Ruderer scheint an diesem Schauspiel mehr Behagen als Beängstigung zu empfinden.

„Makart liebt die Contraste; er weiß vortrefflich zu modelliren und das Fleisch zu malen, aber er opfert den Licht- und Farbeneffecten die Naturtreue auf und hat kein Bedenken, magisches Halbdunkel mitten in helles Sonnenlicht zu rücken; ich weiß, daß er zur „Nilfahrt" und den ägyptischen Bildern sorgfältige Studien im Pharaonenlande aufgenommen, aber wie er bald die Glieder über das natürliche Maß wachsen, bald Figuren ohne Rücksicht auf Perspective sich durchkreuzen läßt, so componirt er aus Wahrheit und Dichtung eine Farbensymphonie, die ihre künstlerische Gestaltung von der eigenen Laune erhält."

Es war nicht schwer, zu diesen flüchtig hingeworfenen Bemerkungen eines Wieners, der den Künstler persönlich kennt, die Belege in dem Gemälde zu finden, dessen Farbenzauber durch die Vereinigung widerstreitender Gegensätze bisweilen aller Naturgesetze spottet und das neben plastisch abgerundeten, stimmungsvoll charakterisirten Gestalten schattenhafte, unentwirrbar durcheinander geschobene Figuren in die Scenerie verwebt. Zwischen der braunen Maid auf brauner Galeere, deren tiefbeschatteter Kopf sich auf den blauen Abendhimmel zeichnet, und dem schwarzen, von Sonnengold umstrahlten Kinde der nubischen Wüste, die bleiche Fischerin mit leichenhaftem Angesicht — die Eine schwermuthvoll, die Andere traumhaft sinnend — und ringsum auf kostbar ausgestatteter Barke der Bogenschützen und der Fischermädchen schlanke Gestalten, von denen hier und da ein Paar sich das Geheimniß ihrer Liebe vertraut: wer wollte nicht willig an die Wunder des Wüstenlandes glauben,

das Makarts ſonnenhelles Auge im Dämmerlicht des Sonnenunterganges auf dem Spiegel des heiligen Stromes geſchaut?

Zwei kleinere Bilder derſelben Hand — zur Rechten in gefängnißartigem, durch einen Mauerausſchnitt ſpärlich beleuchteten Gemache der einſame Araberfürſt, zur Linken Waſſerträgerinnen am Brunnen — dienten nicht blos zur harmoniſchen Seitenumrahmung der großen Tafel, ſondern erregten auch durch Inhalt und Ausführung ſelbſtändiges Intereſſe. Dem Häuptling fehlt nicht die Wehr des freien Mannes, das blinkende Schwert in reichverzierter Scheide, nicht der bunte ſchillernde Mantel, deſſen ſchwerer Stoff wie holzartige Maſſe über der linken Schulter ſich bricht; und das rothe kunſtlos verſchlungene Tuch des Turbans wirft einen matten Reflex auf die glatte Stirn und das ſchwärzliche Antlitz, um deſſen geſchloſſene Augen und bleiche, aufgeworfene Lippen, ein Zug ſtiller Trauer oder verhaltenen Grolles ſpielt. Faſt geſpenſtiſch ſpreizen ſich die langen ſchwarzen Finger der niederhangenden Rechten über den röthlich gelben Mantel, feſter drückt der linke Oberam des Schwertes Scheide an die Hüfte, eine Corallenſchnur gleitet leiſe durch die linke Hand. Was die Seele des Mannes bewegt, der das Auge auf ein Paar durch Stab oder Kette verbundene Eiſenkugeln in der Ecke gerichtet, doch vor dem Symbol des Martyriums die Lider geſchloſſen hält: — ob er ſelber Gefangener, dem man die Waffen gelaſſen, ob er freier Gebieter, der an den Zeichen ſeiner Strafgewalt das Auge weiden wollte und den nun die Erinnerung an ſchauervolle Ereigniſſe an dieſer Stätte im Banne hält?

Geheimnißvoll, wie des Beduinen Gedankenwelt umwebt das ſchräg einfallende Licht mit dämmerigem, da und dort von lichteren Streifen durchzogenen Schattendunkel die ernſte Geſtalt, Wand und Säule des Gemachs, das Holzgetäfel und der Purpurſammt des Teppichs, auf dem der rechte Fuß des Häuptlings mit zierlicher Sandale ruht; doch um ſo offener ſtellt ſich Thun und Treiben der Fellahweiber am Brunnen auf der anderen Seite dar.

Das braune Weib mit dem Säugling an der linken Schulter hat ſchon den gefüllten Waſſerkrug auf den Kopf geſtellt und hält mit dem rechten Arme das Gefäß im Gleichgewicht, mit der ſchmalen Linken das rundköpfige, in weiches Linnen gehüllte Kindlein an den Buſen gedrückt. Allein ſie zögert zu gehen: iſt doch der Nachbarin liebliche Tochter zum Brunnen gekommen und ſie mag es ſich nicht verſagen, mit der Freundin einige Worte zu tauſchen. Während dieſe ſich bückt, um ihren Thonkrug zu füllen, und inne hält, dem Geplauder der Freundin zu lauſchen, ſteht jene kerzengerade, die breiten Füße auf das Steingequader geſtemmt, den bloßen Arm wie einen Tannenſchaft emporgehoben, in ärmlicher Hülle, und beklagt in tonloſer Rede ihr Mißgeſchick. Aus dem umflorten Auge bricht kein Freudenſtrahl, aus den geiſtloſen

Digitized by Google

Zügen leuchtet nicht der Schönheit Zauber — der Arbeit Last, der Sorge Gram haben früh die Reize der Jugend verwischt.

Ein schwarzblaugrünes, auf die Brust niederreichendes Kopftuch dient dem gelben Henkelkrug als Unterlage, ein dunkler, halbdurchsichtiger Stoff bildet das ärmellose Kleid, unter dem die Bastsandalen der breiten Füße und die Unterschenkel bis zur halben Wade sichtbar werden. Lederfarben der Arm, um dessen Handgelenk ein Reif von Steinen blitzt, lederfarben das Gesicht; um die Stirn schlingt sich ein weißes Band und auf den Busen fällt eine glänzende Metallschnur — vielleicht das Geschenk des Mannes, der einst um ihre Liebe geworben — neben dem Kopfe des Säuglings herab, der verlegen — den Daumen im Munde — das blöde Auge senkt.

Anmuthvoller, schöneren Wuchses und geschmeidiger erscheint die erblühende Maid, in deren reizendem Profil nur die wulstige Oberlippe den sinnigen Ausdruck des braunen, fragend aufschauenden Auges stört. Schleierartig verhüllt das weiße Kopftuch Stirn und Scheitel und legt sich in weichgerundetem Bogen über den Rücken; die braunen Sammtärmel des faltenreichen Kleides sind zur Hälfte aufgestreift, und dem wohlgeformten, feingegliederten Händen entspricht der reizende, von einem Ringe umschlossene Fuß, dessen lange Zehen über den Rand des Beckens in den krystallklaren Wasserspiegel gleiten. Von dem leeren Kruge wird der linke Arm sanft hinabgezogen, von der Rechten kaum zurückgehalten: wo die Finger Henkel und Bord der Kanne umspannen, da hat die Modellirung der Hand ein Ende, so daß man umsonst nach den Umrissen der einzelnen Theile späht. Wie die Färbung der Wangen, ist auch die Gewandung der Wasserträgerinnen verschieden — hier armseliger, dort reicher, mit glänzenderen Stoffen bedacht — und das Gesicht der holdseligen Maid von lichterem Ton und feinerem Schnitt, durch den Ausdruck weicher Innigkeit, treuherziger Gesinnung, verklärt; aber beiden Gestalten dient die altersgraue Stein- und Holzarchitektur des Hofes oder Häuser zum wirkungsvollen Hintergrunde.

Von dem wundersamen Farbenschiller der Bilder aus dem Pharaonenlande wandte sich der Blick nach der anderen Seite, wo Pilotys „Triumphzug des Germanicus" die Heldengröße der Cheruskerfürstin Thusnelda vor dem Thron des übermüthigen Cäsaren feiert. In diesem großen, des deutschen Meisters wie seiner Nation in gleichem Grade würdigen Gemälde erscheint die gefangene Gattin Armins nicht blos in den Mittelpunct der Scenerie gerückt, sondern auch zur Trägerin jener geistigen Eigenschaften erhoben, aus denen allgemach des deutschen Reiches Herrlichkeit erwachsen ist. Großartiger als aller Pomp des lorbeerbekränzten Kaisers, der sein Auge an der kostbaren Beute des Krieges weiden will, und als der Triumph des Siegers, vor dessen thurmartigem, von vier milchweißen Rossen gezogenen Wagen die gefesselten

Digitized by Google

Barbaren, von Hund und Bär begleitet, durch die via sacra schreiten, wirkt doch Thusneldas sittliche Würde und ernster, trauervoller Sinn.

Ungebeugt von der Niederlage ihres Stammes und der eigenen Schmach, senkt sie wohl den Blick, aber nicht das stolze Haupt, verleugnet weder in der Haltung noch in den umschatteten Zügen Selbstgefühl und Seelenadel und zwingt die gaffenden, mit Gold und Edelsteinen, Flitter und kostbarem Geschmeide gezierten Römerinnen zur Bewunderung. Denn beim Anblick der fremdartigen Gestalten, welche aus den Urwäldern des germanischen Nordens die Mauern der weltbeherrschenden Roma füllen — greisenhafte Barden, breitschulterige Krieger und Edelfrauen, jene in Thierfellen, diese mit Eichenlaub und blinkendem Reif im aufgelösten blonden Haar —, mußte dem entarteten Geschlecht wohl eine Ahnung von deutscher Kraft und deutscher Sinnesweise aufgehen, die in die Siegesfreude das unfreiwillige Gefühl der Achtung für die rohen Barbaren mischt.

Was der abtrünnige Segest — in der römischen Toga und dem germanischen Kleide auf den Stufen des kaiserlichen Thrones — beim Hinblick auf die gefesselte Tochter und deren lieblichen Knaben empfindet, ob Reue, ob Befriedigung eines Gemüthes, das dem Ehrgeiz die Heimathliebe und die Vaterpflicht geopfert hatte ... ist aus dem beschatteten Auge kaum herauszulesen. Doch alle Pracht der Kaiserstadt und die Ueppigkeit ihrer vornehmen Frauen, der Festzug des Germanicus und des Volkes Jubel, das mit Blumen und Palmenzweigen den glücklichen Eroberer begrüßt — selbst der Waffenglanz des siegreichen Heeres vermag nicht die hehre Frauengestalt zu verdunkeln, deren hochherziger, heldenhafter Sinn dem deutschen Volke fort und fort als Ideal germanischer Tugend, germanischen Stolzes gilt.

Wehmuthvollere Stimmung weckte „der Wirthin Töchterlein", das Gabriel Max in freier Umdichtung des uhlandschen Liedes auf die letzte Ruhestätte gebettet hat. Tiefer Friede erfüllt das liebliche, farb- und leblose Gesicht und die marmorbleiche Stirn der Entschlafenen; lange, lose, von schwarzem Flor umhüllte Flechten dunkelblonden Haares hängen über den Rand des Katafalkes herab, auf den zarte Hände der Liebe wenige Blumen — eine Rose, ein Veilchen, vielleicht auch ein Vergißmeinnicht — gestreut. Durch die offene Halle oder Thüre sind drei Bursche eingetreten, deren jeder das Bild der Maid im Herzen getragen, und über dem Duft und Dunst des Horizontes sieht man die Sichel des Mondes schweben, der mit geisterhaftem Licht die Gestalten der Jünglinge vor dem Sarge der Geliebten umstrahlt. Mit abgewendetem Haupte blickt die trauernde Mutter in den Abendhimmel und auf den blauen See, in dessen stiller Fluth sich die Felswand des Gebirges und die Silberscheibe des Nachtgestirnes spiegelt, während der vorderste Bursch seine Hand über die erstarrten Finger der Verblichenen legt, das schwarzlockige

Digitized by Google

Haupt in namenlosem Schmerz auf ihre weiße Hülle neigt und mit der Linken sanft die kalte Wange streichelt, als wolle er ihr noch im Tode die Treue seiner wandellosen Liebe verbürgen. Wie sich die heilige Empfindung des Herzens in seine Züge geprägt, das läßt nur die Haltung des Kopfes und der Hände ahnen, wie sich das blühende Leben von der Farbe des Todes unterscheidet, ergiebt ein Blick auf den rothen Sammt, das schwarze Haar und die gebräunten Finger des Burschen, auf das Leichengewand und das lichtumstrahlte, fahle Todtenangesicht.

An die Brüstung der Thüre gelehnt, das trauervolle Haupt zur Seite geneigt, schaut der zweite Student mit thränenerfüllten Augen über den Kopf seines Freundes hinweg auf die Jungfrau, um deren regungslose, wunderbar verklärte Züge ein Abglanz überirdischen Lichts zu spielen scheint. Schmucklos der architektonische Rahmen, stimmungsvoll die Rufe der Natur; Luft und Himmel, Berg und See, in dessen geheimnißvoller Tiefe das geisterhafte Gegenbild der Außenwelt zittert, erhöhen mit dem braunen Holzgetäfel der stillen Todtenkammer die Wirkung des Bildes, das in seinen gedämpften Farbentönen und Lichtreflexen die Melodie der schönen Todtenklage leise, ganz leise verklingen läßt.

Unwillkürlich drängte sich von der anderen Seite „Wallensteins Tod" — ein älteres Werk Pilotys — zur Vergleichung mit dieser Farbendichtung auf. Dort liegt im Prunkgemach, das nur der röthliche Schein einer verglimmenden Kerze matt erhellt, des mächtigen Gebieters Leiche von seidner Decke und Teppichen halb verhüllt auf dem Boden — ringsum der Glanz und die Fülle fürstlicher Pracht —; hier ruht im weißen Linnengewande ein blasses Kind auf kunstlos gezimmertem Holzgestell und die ewige Ampel des Himmelsdoms sendet in den engen Gaden ihren Silberschein. Im violetten Mantel, den Hut mit beiden Händen krampfhaft umspannend, steht keines Wortes, keiner Regung fähig, vor dem Fürsten die unheimliche Gestalt des Astrologen, stumm und starr in den Anblick der grauenvollen Missethat versunken —; über die irdische Hülle der Entschlafenen beugt sich, leise klagend, des Liebenden Haupt: wer fühlte nicht die bleiche Rosenknospe im Sarge dem Herzen näher gerückt, als des gefürchteten Söldnerführers wettergebräuntes Gesicht, als Wallensteins düsteres, noch im Tode Unheil kündendes Haupt?

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Bismarcks Rede im Reichstage. — Noch immer ist die große Rede des Fürsten Bismarck bei der Interpellation im Reichstage über die russischen Grenzzölle das Ereigniß des Tages. Die Presse aller

Länder ist von ihr erfüllt und beleuchtet und kritisirt sie von allen Seiten. Kundgebungen des Fürsten Bismarck finden zwar immer die allgemeinste und eingehendste Beachtung, diesmal aber scheint die öffentliche Theilnahme das sonstige an sich schon sehr bedeutende Maß noch zu übersteigen, wohl weil die europäische Lage eine so kritische ist und weil der Leiter der deutschen Politik zum guten Theile die Geschicke Europas in Händen hat. Die Welt sieht jetzt ganz klar über die Tendenzen der deutschen Regierung. Mit der größten Bestimmtheit hat der Fürst erklärt, daß es in erster Linie das Bestreben Deutschlands sei, sich den Frieden und die Freundschaft mit seinen bisherigen Freunden zu bewahren. In zweiter Linie trachte Deutschland dahin, den Frieden unter den europäischen Mächten zu erhalten, das heißt, den Krieg, falls er ausbrechen sollte, nach Möglichkeit zu localisiren. Nach diesen Gesichtspuncten hat Deutschland bisher verfahren, und nach ihnen wird es auch fernerhin handeln, wofern nicht etwa ein ausbrechender allgemeiner Krieg die ganze Lage ändert. Deutschland hat seine der Erhaltung des Friedens gewidmete Thätigkeit, wie jetzt durch die Aeußerungen Bismarcks gleichsam urkundlich dargethan wird, in einer zwiefachen Richtung entfaltet. Es hat sich erstens auf den Boden des Dreikaiserbündnisses gestellt und von ihm aus zwischen Oesterreich und Rußland vermittelt, und zwar mit großem Erfolge, denn es kann nach den ganz positiven Aeußerungen des Reichskanzlers nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Beziehungen Oesterreichs zu Rußland in diesem verhängnißvollen Augenblicke die allerbesten sind. Sodann hat Deutschland sich anscheinend nicht minder erfolgreich bemüht, Englands gegensätzliche Stellung zu Rußland in ein freundlicheres Verhältniß zu verwandeln. Man darf, wie gesagt, annehmen, daß dies gelungen ist. England denkt nicht mehr an eine bewaffnete Unterstützung der Türkei, sondern bereitet sich vor, sich mit Rußland über das Schicksal der Türkei zu verständigen. Vermöge der unparteiischen uninteressanten Haltung der deutschen Politik sind die Beziehungen Deutschlands zu seinen Nachbarn die allerbesten. Deutschlands Stimme wird überall gerne gehört und man darf in Folge dessen annehmen, daß, wenn sich diese Stimme nach dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges für die Wahrung des europäischen Friedens erhebt, sie nicht wirkungslos bleiben wird.

Von ganz besonderem Interesse sind natürlich die Aufklärungen, die der Reichskanzler über die Stellung Deutschlands zu Rußland und über das eigentliche Wesen der gegenwärtigen russischen Action gegeben hat. Zunächst betonte der Fürst auf das Bestimmteste, daß Rußland keine Eroberungen zu machen beabsichtige. Rußland interessire sich für die Verbesserung des Loses der Christen in der Türkei und wolle diese Verbesserung, wenn es angeht, auf friedlichem, wenn es nicht angeht, auf kriegerischem Wege durchsetzen. Ruß-

Digitized by Google

land begehre von uns nichts als unsere Mitwirkung zu dem friedlichen Werke der Conferenz. Darüber hinaus sei kein Ansuchen an uns gestellt worden. Unser Kaiser billige den civilisatorischen Zweck der russischen Politik durchaus. Der Kaiser Alexander sei uns stets ein wohlwollender Freund und Nachbar gewesen, Niemand habe ein Recht den Versicherungen dieses Monarchen entgegenzutreten und den Verdacht auszusprechen, daß es sich für Rußland um die Erwerbung neuer Provinzen handele, bei der wir eine gewisse Connivenz leisteten. Für die Beurtheilung unseres Verhältnisses zu Rußland scheint dann endlich die Aeußerung des Fürsten von großer Wichtigkeit: „Ich gebe Ihnen die positive Versicherung, so lange wir auf diesem Flecke stehen, wird es Ihnen nie gelingen, unser gutes und solides Verhältniß zu Rußland irgendwie zu alteriren und in die erprobte hundertjährige Freundschaft einen Riß zu machen." Diese Worte bedürfen keines Commentars. Nicht minder deutlich tritt ferner die Thatsache hervor, daß sich die deutsche Regierung gegenüber der russischen Action sympathisch verhält, daß aber über diese Sympathie hinaus nichts von Rußland gefordert oder von Deutschland geleistet wird.

Was nun insbesondere unsere Stellung zu der russischen Grenzzollfrage anlangt, so ist durch die Rede Bismarcks auf das Neue documentirt worden, daß die deutsche Regierung ein unumwundener Gegner des russischen Zollsystems ist, daß sie aber bisher nicht im Stande war, eine Aenderung desselben herbeizuführen. Gegenwärtig hat die deutsche Regierung Verhandlungen hierüber mit Rußland angeknüpft, welche nach der Ansicht des Fürsten Bismarck und nach der allgemeinen Meinung durch die richtersche Interpellation schwerlich eine Förderung erfahren haben werden. Denn ganz natürlicher Weise muß diese öffentliche Discussion der Angelegenheit die russische Regierung in für uns ungünstiger Weise beeinflussen. Zwar glauben wir sehr gern, daß man in Petersburg die sympathischen Aeußerungen Bismarcks sehr erfreulich gefunden haben wird und daß dort die allgemeinen Dispositionen dadurch womöglich noch günstiger geworden sind. Gleichwohl ist es jetzt der russischen Regierung sehr schwer gemacht worden, in der Zollfrage unseren Wünschen nachzugeben, denn sie setzt sich dadurch immer dem Verdachte aus, einem Drucke gewichen zu sein. Diesen Schein wird sie aber ihrem Volke gegenüber ungern auf sich nehmen. Sie würde aber jedenfalls nicht demselben ausgesetzt worden sein, wenn die parlamentarische Erörterung des ganzen Gegenstandes unterblieben wäre.

Was die Ausführung des Fürsten Bismarck über die Unmöglichkeit anlangt, wirthschaftliche und politische Dinge gemeinschaftlich zu behandeln, so kann dieser Satz offenbar nicht so verstanden werden, als ob es überhaupt unmöglich sei, wirthschaftliche Zwecke durch politische Mittel zu fördern. Dies kann nicht gemeint sein, denn damit wäre zugleich jeder Zusammenhang

Digitized by Google

zwischen Nationalökonomie und Politik, zwischen wirthschaftlichen und politischen Factoren und Machtmitteln in Abrede gestellt. Das wirthschaftliche Gebiet würde dann in einer keineswegs begreiflichen Isolirtheit liegen müssen und würde das wundersame Privileg genießen, sich unabhängig von dem politischen Leben der Nation zu gestalten. Daran ist natürlich bei jenen Worten nicht zu denken. Vielmehr wird wohl Fürst Bismarck besser als irgend ein Anderer wissen, einen wie gewaltigen Einfluß die politischen Mittel auf die Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse ausüben. Und es ist gewiß aus diesem Grunde auch mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß unser gegenwärtiges politisches Verhältniß zu Rußland zu einer Besserung unserer gegenseitigen handelspolitischen Beziehungen führen wird. Ein Anzeichen davon ist schon die Thatsache, daß doch die deutsche Regierung den Augenblick für geeignet befunden hat, um hierüber Verhandlungen mit Rußland anzuknüpfen. Insofern liegt allerdings eine gemeinschaftliche Behandlung wirthschaftlicher und politischer Dinge vor. Die Verwahrungen des Kanzlers in dieser Hinsicht richten sich aber gegen die Vermengung beider Materien bei der geschäftlichen Handhabung in der practischen Politik. Schlagend wies er nach, wie unzweckmäßig es sein würde, im einzelnen Falle und ausgesprochener Maßen einen politischen Druck zur Förderung eines wirthschaftlichen Zweckes auszuüben. Ein solcher Druck ist ganz etwas anderes und wirkt ganz anders als die natürlich stets mitthätige still wirkende Kraft der politischen Machtstellung an sich.

Die richtersche Interpellation hat, vermöge der peinlichen Niederlage des Interpellanten, zu der sie führte, auch für unsere internen politischen Verhältnisse und deren zukünftige Entwickelung eine große Bedeutung erlangt. Der Eindruck dieser Niederlage war ein sehr überwältigender in allen parlamentarischen Kreisen. Selbst Herr Windthorst wagte nicht seinem Freunde beizuspringen. Richter selbst wurde trotz der Proteste Hänels mit dem Vorwurfe belastet, der von ihm angeblich vertretenen Sache geschadet zu haben. Auch wurde ihm sehr deutlich bemerkt, man glaube, er habe der Regierung Verlegenheiten bereiten wollen. Die allgemeine Meinung ist dieser Ansicht beigetreten. Es kann nicht ausbleiben, daß der Ausgang eines solchen Feldzuges gegen die Regierungspolitik auf die Stellung der Fortschrittspartei, der der Interpellant angehört, sehr empfindlich zurückwirkt. Mindestens wird man sich aber wohl von Seiten der Opposition in Zukunft zu der Rücksicht bequemen, wie es in anderen Ländern Brauch ist, sich bei einer beabsichtigten Interpellation über Dinge der auswärtigen Politik vor Einbringung derselben über deren Zweckmäßigkeit zu vergewissern. J.

Digitized by Google

Literatur.

Zwei Prachtwerke. Artistischen Unternehmungen, welche von Wien ausgehen, bringen wir in der Regel ein gutes Vorurtheil entgegen. Durch das Zusammentreffen von günstigen Umständen ist Wien seit einem Jahrzehnt zu einem Vororte deutschen Kunstlebens emporgestiegen. Großartige Aufgaben, nur durch gemeinsames Wirken lösbar, weckten zahlreiche Kräfte und ließen jede einzelne Kraft, mit den anderen wetteifernd das Höchste anstreben. Dazu kommt, angeregt durch die herrliche Natur, das buntfarbige Völkergewirr, die angeerbte heitere Sinnlichkeit und das leichtlebige Wesen, eine frische Empfänglichkeit für Kunstgenüsse und eine opfermuthige Freude am Kunstbesitz. Nach den Wurzeln der letzteren wollen wir nicht allzugenau forschen. Genug, daß sie besteht und eine hoffentlich andauernde Kunstblüthe hervorgerufen hat. Namentlich dürfen sich die vervielfältigenden Künste einer großen Beliebtheit ihrer Schöpfungen rühmen. Im Auftrage und im Interesse der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst sind tüchtige Holzschneider und Kupferstecher thätig. Wir danken ihr die köstlichen Publicationen von Führichs verlorenem Sohne, Rethels Hannibalzug und harren mit der größten Spannung auf Jacobys Stich nach Rafaels Schule von Athen. Den jüngeren, im siebzehnten Jahrhundert so prächtig aufblühenden Bruder der Grabstichelkunst, die Radirung hat mit dem größten Erfolge William Unger in Wien eingebürgert. Im Angesicht der staunenswerthen Fruchtbarkeit dieses Künstlers konnte vielleicht das eine oder andere Mal die leise Sorge sich regen, ob nicht die Hand zu früh erlahmen werde. Wir dürfen heute sagen, daß die Kraft Ungers dieser Befürchtung als thöricht spottet und sein neuestes Werk ihn auf der Höhe seiner Kunst, tüchtiger und frischer als jemals offenbart. Vor uns liegt der Anfang eines großartigen Werkes, welches der bekannte Kunsthändler H. O. Miethke in Wien mit anerkennenswerthem Muthe übernommen hat: Die kaiserlich königliche Gemäldegallerie in Wien in Radirungen von William Unger, mit erläuterndem Text von Karl von Lützow. Die Zahl der Radirungen soll einhundert betragen, das Werk in fünfundzwanzig Lieferungen ausgegeben werden. Die erste Lieferung enthält vier Blätter, ein Frauenbildniß vom jüngeren Holbein, eine Landschaft von Ruysdael, die Ausstellung Christi (Ecce homo) von Tizian und das Selbstporträt Rembrandts aus seinen späteren Jahren. Man sieht, daß es an Mannichfachheit der Meister und Darstellungen nicht fehlt. Sollte eine Probe von der allseitigen Künstlerschaft Ungers, von seiner vollkommenen Beherrschung der verschiedenen Stilarten gegeben werden, so ist dieselbe glänzend gelöst worden. Der Holbeinsche Frauenkopf mit dem feinen Schmelz

Digitized by Google

des Fleischtones, dem ruhig milden Ausdrucke, der scharf gezeichneten Gewandung erscheint ebenso glücklich wiedergegeben, wie das energisch erfaßte, im Charakter fast herbe, im Licht wunderbar abgestufte und doch in der Gesammtfarbe ganz abgeschlossene Selbstporträt des großen Holländers. Eine ganz andere Stimmung verlangt die Landschaft Ruysdaels. Das Geheimniß des alten Meisters, selbst einfachen Naturscenen die höchste Wirkung abzulauschen, ist auf Ungers Reproduction übergegangen. Mit der Aufzählung der Gegenstände in dieser Waldlandschaft ist man bald fertig. Ein Eichenhag, am Rande desselben ein Fahrweg, im Vordergrund, der vom Bach durchschnitten wird, sandiger, dürftig mit Gras bepflanzter Boden, und dennoch, wie wohlig athmet es sich in diesem schattigen Walde, mit welcher Kunst ist die Luft, sind die Wolken und das Wasser behandelt. Das vierte Blatt endlich, Tizians Eccehomo, besitzt an dem bekannten Hollarschen Stiche einen gefährlichen Nebenbuhler. Doch hält es den Vergleich ganz ehrenvoll aus. Bei allen Vorzügen des alten Meisters blieb es doch dem jüngeren Künstler vorbehalten, die feinere malerische Wirkung, die dem Original eigen ist, zu erzielen. So enthüllen sich die vier Blätter Ungers als hervorragende Leistungen moderner Kunst, und erscheinen wahrhaft geeignet, dem Bilderfreunde hohen Genuß zu bereiten. Ueber denselben soll aber der Text, welcher die Publication begleitet, nicht völlig vergessen bleiben. Seine Gediegenheit verbürgt der Name des Verfassers. Lützow bewährt sich auch hier als der feinsinnige, lichte, liebenswürdige Schriftsteller, den die Freunde seit Jahren hochachten. Da ist eigentlich jedes Lob überflüssig. Erwähnung verdient aber auch die überaus glänzende Ausstattung, der künstlerische Schmuck, womit der Textband ausgestattet wird. Auf den ersten Bogen sind fünf Vignetten eingedruckt, unter welchen gleich die erste, Kaiser Rudolf II., der Hauptgründer der Wiener Gallerie, als ein wahres Meisterstück der Radirnadel gepriesen werden muß. Einmal vollendet wird das Werk gewiß den stolzesten Leistungen unserer reproducirenden Kunst beigezählt und als eine würdige Vertretung der altberühmten kaiserlichen Sammlung bewundert werden.

Das andere Prachtwerk, welches durch diese Zeilen den Kunstfreunden angelegentlichst empfohlen werden soll, stammt aus Berlin. Lange genug wurde begründete Klage darüber geführt, daß die von Cornelius für das Campo santo geschaffenen Bilder ungebührlich vernachlässigt würden, überhaupt nichts oder wenig geschehe, das Verständniß dieses größten und eigenthümlichsten Meisters unserer Zeit weiteren Kreisen zu erschließen. Diese Klagen haben endlich ihre Berechtigung verloren. Cornelius' Cartons zu den projectirten Fresken in der königlichen Friedhofshalle haben in der Nationalgallerie eine glänzende Heimat gefunden, das Andenken an den Meister wird durch ein gelungenes Standbild in den fernsten Geschlechtern lebendig erhalten.

Digitized by Google

Ein nicht minder lebendiges Denkmal wurde ihm durch die Herausgabe der Cartons in photographischer Reproduction gestiftet. Die Berliner photographische Gesellschaft hat sich diese große Aufgabe gestellt und in vollendeter Weise gelöst. Siebzehn Riesenblätter bringen uns die berühmten Compositionen Cornelius': sieben Hauptbilder, unter welchen die apokalyptischen Reiter und der Untergang Babels wohl die mächtigste Wirkung unmittelbar ausüben dürften, außerdem aber auch die Sockel- und Lünettenbilder, sowie zwei Nischengruppen zur Anschauung. Ueber die hohe Bedeutung der Originale soll kein Wort weiter verloren werden. Die Erkenntniß ist gottlob endlich allgemein, daß die moderne deutsche Kunst in Cornelius gipfelte und wenn es den Wettstreit unter den Kunstvölkern der Gegenwart gilt, wir Cornelius als das sicherste Pfand des Sieges einsetzen dürfen. Auch die tadellose Ausführung der Photographien erscheint eigentlich selbstverständlich. Die Berliner photographische Gesellschaft hat längst gezeigt, daß sie jeder technischen Aufgabe vollkommen gewachsen ist. Die Preise endlich sind verhältnißmäßig sehr billig gestellt — 45 Mark für die Hauptblätter, 36 Mark für die Nebenblätter. So wären also eigentlich alle Bedingungen vorhanden, den Erfolg des Unternehmens zu sichern, wenn nicht in einzelnen Kreisen noch das Vorurtheil waltete: Cornelius' Compositionen sind zu schwer; es gehört eine besondere Vorbereitung und Vorbildung dazu, um sie zu verstehen und vollends gar zu genießen. Nichts leichter als dieses Vorurtheil zu überwinden. Man nehme doch die Seligkeiten oder einzelne Sockelbilder zuerst zur Hand und man wird sich alsbald überzeugen, daß Cornelius nicht nur gewaltig, sondern auch schön zu charakterisiren, nicht blos durch gewaltige Gestalten zu ergreifen, sondern auch durch anmuthige Gruppen zu fesseln versteht. Auch diesem Werke wünschen wir die weiteste Verbreitung. An dem Erfolg desselben wird man erproben, ob wir für unsere großen Männer blos Lob bereit halten, oder ob wir uns auch ehrlich bemühen, in ihr Wirken verständnißvoll einzudringen. Anton Springer.

Vom Büchertisch. Zehn Jahre österreichischer Politik. 1801 bis 1810. Von Adolf Beer. Leipzig, Brockhaus. Ein ganz besonders reges Leben zeigt die historische Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Kriege gegen den ersten Napoleon. Fast jede Woche bringt uns jetzt neue Enthüllungen aus den Archiven und ganz besonders die Liberalität, mit der die österreichischen Schätze dargeboten werden, verdient volle Anerkennung. Auf ihnen beruht fast ausschließlich das beersche Buch, welches zum erstenmal die fruchtlosen Versuche Oesterreichs, dem Imperator in die Arme zu fallen, auf Grund der Wiener Papiere knapp und übersichtlich zusammenstellt: die Dinge nach dem Lüneviller Frieden bis zum Abgang Philipp Stadions, der nach diesen

Quellen mehr noch als Erzherzog Karl als der Hebel des zweiten Krieges erscheint, wenn auch nach Beers Darstellung die irrige Depesche Metternichs über die Lage der napoleontischen Streitkräfte den eigentlichen Ausschlag gab. Es ist fürder kein Zweifel, daß Stadion in sanguinischer Unterschätzung der französischen Macht einmal die Vorbereitungen zum Kriege überhastete, sodann auch unklugerweise der preußischen oder russischen Coalition schließlich entrathen zu können glaubte, so sehr sich Steigentesch, von dem ein interessanter Bericht über seine Königsberger Mission vorliegt, übrigens um die erstere bemüht hatte. So erfüllten sich die düsteren Ahnungen Erzherzog Karls, gedemüthigt ging Oesterreich aus dem Kampfe hervor, wenn man auch den Erfolg nicht unterschätzen wird, der darin lag, daß es seine Kräfte kennen lernte, wie darin, daß es neben Spanien den Wahn der Unbesiegbarkeit des Corsen zerstören half. Ganz besonders im Einzelnen giebt das interessante Buch eine Fülle neuer Thatsachen. Jugenderinnerungen von Friedrich Heinrich Ranke, Stuttgart, Steinkopf. Diese Selbstbiographie schildert das innere und äußere Leben des in diesem Jahre zu München verstorbenen Oberconsistorialraths Ranke, der zu dem frommen, erwecklichen und erbaulichen Kreise der Schubert, Schelling und Raumer gehörte. Wir würden so des Buches nicht weiter gedacht haben, wenn es nicht einige interessante Notizen über den berühmten Bruder des Verfassers, unsern ersten Geschichtsschreiber, enthielte, den wir gleich als fleißigen Lerner und Leser in der Bibliothek des väterlichen Gutes zu Wiehe antreffen, als den Stolz des Vaters, das Ideal der Brüder. Wir begleiten ihn auf die Schule nach Donndorf, die er bald verläßt, weil sie ihm nichts mehr bietet, sehen ihn in Pforta unter dem alten Ilgen, wo er drei Stücke des Sophokles metrisch übersetzt und eine Abhandlung schreibt, die ihn nach dem Urtheil der Lehrer des Doctorgrades würdig machte, und ziehen mit ihm nach Leipzig. Früh schon tritt in ihm das religiöse Moment hervor, das in seiner Geschichtsauffassung eine so hervorragende Rolle spielt, es ergreift ihn der Drang, in der Heimath einmal zu predigen und schon als Student arbeitet er an einem Buche über Luther. In Berlin nannte er einst Fichte unter den anregenden Idealen seiner Jugend, es läßt sich vermuthen, daß diese Erinnerung bis auf die Zeit in Pforta zurückgeht, wo der Name Fichtes damals ganz besonders geehrt war. Dann treffen wir Leopold Ranke in Frankfurt, wo er neben den Studien noch Zeit gewinnt, die literarischen Erscheinungen des Tages zu beachten; immer erscheint er als guter Bruder, als trefflicher Sohn. In einem anderen Geiste abgefaßt ist die Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald, 2. Aufl. Augsburg, Lampart. Es ist kein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß dieses Buch, das, ganz abgesehen von seiner rohen Auffassung der menschlichen Dinge, bei aller Belesenheit des

Digitized by Google

fleißigen Verfassers auf den oberflächlichsten Excerpten aus halbverstandenen Werken beruht, eine zweite Auflage erlebt hat. Diese Erscheinung rechtfertigt nachträglich die anscheinend überflüssige Ehre, welche geachtete Blätter der leichtfertigen Zusammenstellung durch gründliche Widerlegungen angethan haben. Das Machwerk giebt sich den Anschein ein philosophisches Buch zu sein.

Was die eigentliche philosophische Production selbst anlangt, so kann auch diese flüchtige Bücherschau, die ja nur den bescheidenen Zweck hat, dem Leser rasch die literarischen Erscheinungen des Tages vorzuführen, nicht umhin, zweierlei zu constatiren, einmal, daß dieselbe in letzterer Zeit ganz bedeutend an Umfang gewonnen hat, sodann, daß sich gegen die destructiven Tendenzen ein erfreulicher Rückschlag kundgiebt, welcher in der Kritik, Ausbildung und Erweiterung der Lehren Kants sein nächstes Ziel findet. So gelangt Harms Philosophie seit Kant, Berlin, Grieben, auf historischem Wege zu dem Resultate, daß wir uns noch mitten in der von Kant angeregten Reform befinden, daß man dessen Bedeutung nicht so sehr, wie es bisher der Fall gewesen sei, in den kritischen und negativen Elementen zu suchen habe, als vielmehr in dem Versuch, eine ethische Weltansicht zu begründen, wie ihn „der große Ethiker Fichte" weiter geführt habe, daß die moderne atheistische und anthropologische Ansicht, die den Menschen zum Mittelpunct der Natur macht, nur als Nebenerscheinung gelten könne, gegen welche die hauptsächlich von Lotze angestrebte und durchgeführte Versöhnung der mechanischen und ethischen Weltansicht ein wirksames Gegengewicht biete. Wilhelm Göring, Raum und Stoff, Berlin, Franz Duncker, erblickt das Mittel, zu einer einheitlichen Weltanschauung zu gelangen, ebenfalls in dem Geiste der kantischen Philosophie, nur daß er im Gegensatz zu Harms ihre kritische Seite betont. Er findet das Problem darin, die Gesetze des Einflusses der denkenden Wesen auf einander zu untersuchen und ebenso die Gesetze ihrer gegenseitigen Mißverständnisse und Irrungen. Auch die Ideen, die ganze Völker beherrschen, führen ein organisches Leben, da es sicher ist, daß von einem Jeden von uns die Reden und Handlungen anderer immer nur nach seinem eigenen inneren Leben beurtheilt werden. Noch weiter gehend sucht A. Krause in: die Gesetze des menschlichen Herzens, Lahr, Schauenburg, eine Logik des reinen Gefühls zu begründen. Aristoteles, meint er, hat uns gelehrt, daß Erkenntniß überhaupt möglich sei, Kant, daß es eine Erkenntniß von Gegenständen geben, ich, Krause, daß es eine Erkenntniß des Verhältnisses des einzelnen Gegenstandes zu jedem Subject gebe; es existiren nur zwei Wissenschaften, eine Wissenschaft von der Erfahrung und eine Wissenschaft von den Bedingungen der Erfahrung. Das Gefühl erkennt selbständig. „Es giebt eine zwiefache Wahrheit aus einer Wurzel: die Wahrheit des Gemüthes und die des Verstandes, ersetzen können sie einander nicht, und umstoßen noch

weniger, aber controliren kann der Verstand, was das Gefühl selbstthätig als Wahrheit erkannt. Dieses eilt ihm voraus und leitet uns". Diesen stark an den Mysticismus anstreifenden Theoremen gegenüber versucht Rudolf Medem in den Grundzügen einer exacten Philosophie, Leipzig, Koschny, nachzuweisen, daß unsere Empfindungen meßbar sind und wie die Licht- und Schallreize, die sie erzeugen, auf realer Grundlage beruhen, unser Denken und Wollen auf die Undulationstheorie zu begründen, wobei es denn freilich, wie gestanden wird, noch an den physiologischen Grundlagen gebricht. Von dem Grundsatze, den Zeller einmal als das Ziel der neuen Philosophie bezeichnet, daß sie eine Wendung zum Realismus nehmen, mit den Erfahrungswissenschaften in näheren Contact treten müssen, geht auch G. v. Gizycki in seiner Philosophie Shaftesburys, Leipzig, Winter, aus, welches Buch indeß, ganz abgesehen von seiner Tendenz, auch auf uns philosophische Laien den Eindruck der Unfertigkeit macht. Hier fehlt doch manches, was zur Lösung der Aufgabe nöthig war: Spinoza z. B. scheint der Verfasser, wie aus einzelnen Sätzen und Citaten hervorgeht, nur vom Hörensagen zu kennen.

Fragmente aus dem Orient. Von Jacob Philipp Fallmerayer. 2. Aufl. Durchgesehen von M. Thomas, Stuttgart, Cottasche Buchhandlung. Es war ein glücklicher und zeitgemäßer Gedanke das berühmte Buch aufs neue den Lesern darzubieten und es verstand sich von selbst, daß nicht daran geändert wurde. Hat ihm doch seine Form für alle Zeiten Dauer verliehen. Denn nur noch in den Werken unserer ersten Classiker tritt uns die deutsche Sprache in solcher Macht, in solchem Glanze entgegen wie hier, etwa an der Stelle, wo der Fragmentist uns den Ritt im Mondlicht durch den immergrünen mingrelischen Buschwald über Karydia nach dem steilgelegenen Höhlenkloster von Sumelas schildert, oder den Hinabblick von den Höhen des Athos. Das gehört zu dem Schönsten, was überhaupt in deutschen Lettern geschrieben ist. Welche Fülle von Geist und Gelehrsamkeit, von Witz und Laune, wird hier an dem seltsamen Manne offenbar, der hinausgezogen war, nicht zu forschen, sondern, wie er selbst einmal sagte, „zu empfinden, Gefühle zu wechseln, zu entbehren, zu schwelgen, zu fürchten und zu hoffen"! So jung bleibt das Buch, daß es den Kenner immer wieder fesselt, wie eine neue Erscheinung. Man kann nur wünschen, daß die in der „Allgemeinen Zeitung" hie und da noch verstreuten kleinen Abhandlungen des genialen Mannes dereinst noch einmal gesammelt herausgegeben werden; auch diese neue Auflage bringt wenigstens einen neuen Beitrag, ein Gutachten vom Jahre 1844 über die gegenwärtigen Zustände der Türkei und des freien Königreichs Griechenland, auf Anregung des Kronprinzen Max geschrieben, das ganz besonders jetzt noch von Werth ist. „Wie die Osmanli einst, so wollen die Russen jetzt die Gesammtmasse des alten oströmischen Reichs in sich aufnehmen und als Oppo-

Digitized by Google

sition, als eine große und festgeschlossene feindliche politische Einheit dem Abendland entgegenstellen pour balancer les choses humaines. Dieser großen Idee ist alle neuere Politik unterthan. Diese furchtbare Combination vor ihrer Reife noch zu stören und zu sprengen, macht der Selbsterhaltungstrieb zur bleibenden Aufgabe des Occidents. Macht die Türkei stark und widerstandsfähig, oder schaffet, wenn dies nicht mehr möglich ist, eine neue politische Kraft aus den bisher gebundenen und verschütteten Keimen des illyrischen Continents. Eines von beiden muß geschehen, wenn Europa nicht einst vor den Russen wie weiland vor den Türken zittern soll." Und er wußte wohl, daß nur das zweite Auskunftsmittel noch geblieben war. Mit diesen Worten des großen Russenhassers sei das alte schöne Buch aufs neue bestens empfohlen.

Theodor Storms gesammelte Schriften. Bd. 7—10. Braunschweig, G. Westermann. Storm gehört ohne Zweifel zu unsern ersten Novellisten. Irren wir nicht, so liegt das Geheimniß seiner Wirkung in der fragmentarischen Art seines Vortrags, die mehr andeutet als ausführt, mehr anregt als befriedigt, in dem pikanten Gegensatz sorgsam ausgeführten Details zu der skizzenhaften Anlage des Ganzen, vielleicht auch in einem sentimentalen Grundzuge, der die Erzählung immer in sanften, nicht selten traurigen Accorden ausklingen läßt, in jener gedämpften Färbung, die um so mehr auffällt, je seltener sie ist in unseren nüchternen Tagen. Stimmung zu erzeugen und festzuhalten, darin liegt die Stärke dieser Novellen, denen auch derjenige Feinheit und geschmackvolle Eleganz nicht absprechen wird, den nach kräftigerer Kost gelüstet. Eigenartige und vielleicht auch etwas wunderliche Charaktere pflegen dem Dichter am besten zu gelingen, wie es etwa die beiden Kuchenesser, der gelehrte Vetter Christian, der stille Musikant und vor allem Pole Poppenspäler sind oder die brave selbstlose Lena Wies, während andere Figuren, wie die unheimlichen Gestalten des Heidedorfes, wie Psyche, wie Ines in der feinsinnigen Erzählung Viola tricolor zu schattenhaft, oder auch, wie Madame Jansen, fast zu hoffmannisch grell erscheinen. Jedenfalls ist unsere belletristische Literatur nicht allzureich an hervorragenden Erscheinungen, so daß wir diese sinnigen Gebilde unsern Lesern freundlichst empfehlen möchten. Lobende Erwähnung verdienen auch die im Verlage von Frobeen in Bern erschienenen Neuen Schweizerbilder von Jacob Frey, dem jüngst verstorbenen Verfasser des bekannten Buches „Zwischen Jura und Alpen". Von den vier Erzählungen, die uns neben der Lebensskizze des Verfassers geboten werden, darf „Der Verbrecher in Gedanken" als eine ganz vortreffliche Dorfgeschichte bezeichnet werden. Weniger lesenswerth sind die in demselben Verlage erschienenen Satiren von Reymond: Der Culturkampf in der Bronze und Das neue Laienbrevier des Häckelismus, denen bei

allen Späßen doch das Körnchen aristophanischen Salzes mangelt, ohne welches derlei Gelegenheitsscherze doch nur ein begrenztes Publicum haben. Gerhard von Amyntor, dessen „Hypochondrischer Plaudereien" wir früher gedachten, hat Randglossen zum Buche des Lebens, Elberfeld, Lukas, herausgegeben, welche stellenweise geistreich sind, aber allzusehr Manier verrathen, um dauernd festzuhalten. Die Sucht immer nur Mottos zu schreiben, schützt keineswegs vor Trivialitäten. Wie uns dünkt, strebte der Autor, wahrscheinlich ein höherer Officier, darnach den antithesenreichen Stil Börnes mit Jeanpaulischer Gemüthsamkeit zu verbinden, wenn das Wort erlaubt ist. Bald an Jean Paul, an Hamann, an Abraham a Sta. Clara, bald an Angelus Silesius erinnernd, bald fein, bald geschmacklos, oft spitzfündelnd und geistreichelnd, hin und wieder auch tief und wahr erscheinen die poetischen und prosaischen Aphorismen aus den Papieren des Heidelberger Orientalisten Hanno, die Fortlage unter dem Titel Liebe und Weisheit, Jena, Dufft, herausgegeben hat. Der Beachtung werth dürfte auch der entfesselte Prometheus sein, eine Dichtung in fünf Gesängen von Siegfried Lipiner, Leipzig, Breitkopf und Härtel, deren Ziel, wenn wir es recht erkannt haben, dies war: darzustellen die Umbildung des Weltschmerzes zur Weltfreude auf dem Wege der Erkenntniß. Wir bekennen freilich, daß wir uns für die Richtigkeit dieser Lösung nicht verbürgen möchten, da das Gedicht oft haarscharf an der feinen Grenzlinie hinläuft, welche das Uebermaß poetischer Trunkenheit vom poetischen Wahnsinne scheidet. Wie dem auch sei, bei allem Schwulst und aller Phrase, bei aller Wiederholung zeigt doch das Werk wiederum von einer gewissen Kraft und einzelne Stellen, wie das schöne stimmungsvolle Gebet: „Ich bin dein, mein Gott empfange" u. s. w., werden auch denen gewiß gefallen, die sich sonst erschreckt vom furor des Poeten abwenden. Nicht über das gewöhnliche Niveau der landläufigen Wald-, Feld- und Wiesendichtung erhebt sich das Gedicht Zlatorog von R. Baumbach, Leipzig, Liebeskind, welches uns zu den Slovenen des Isonzothales führt. Freilich wird hier die ungebührlich prächtige Ausstattung ganz besonders die Kritik herausfordern. Von Uebersetzungen nennen wir noch eine neue recht lesbare Wiedergabe des tegnérischen Axel von Max Vogel, Leipzig, Schmidt und Günther.

Berichtigung.

Von Herrn Stadtschulrath Dr. Eduard Cauer in Berlin gehen der Redaction, den Aufsatz in Nr. 48 d. Z.: „Eine Erziehungsanstalt vor fünfzig Jahren II.", betreffend, folgende Berichtigungen zu: 1. Der innere Organismus der Schule hat bei der Verlegung nach Charlottenburg keinerlei Veränderung erfahren; die Conferenz blieb nach wie vor souverän in allen Schulangelegenheiten. Die Stellung meines Vaters blieb ganz die alte, soweit es sich um Schulangelegenheiten handelte. 2. Die bei dieser Gelegenheit eingetretene Veränderung in der finanziellen Organisation ging nicht aus der Initiative meines Vaters hervor. 3. Das Ausscheiden des Lehrers S. hatte nicht in einem Zwiespalt mit meinem Vater seinen Grund, der ihm im Gegentheil ferner noch nützlich war, wie er denn überhaupt mit den Genossen im besten Einvernehmen stand.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 14. December 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Friedrich Ritschl.

Von Paul Schuster.

In den ersten Morgenstunden des 9. November ist Friedrich Ritschl durch den Tod von langjährigen Leiden erlöst worden. Seine Leiche wurde am 11. von zahlreichen Freunden und Schülern, dem Rector und anderen Lehrern der Universität, sowie den Vertretern der Studentenschaft zur letzten Ruhe geleitet.

Der Verlust eines Mannes wie Friedrich Ritschl trifft nicht allein die Universität Leipzig. Zwar ist es bekannt, daß er zu denen zählte, welche dieselbe in den letzten Jahren zur ersten Hochschule Deutschlands erhoben haben, daß sein Name vor allem jährlich Hunderte von Philologen nach Leipzig führte, daß seine Schule derjenigen Gottfried Hermanns, seines großen Vorgängers, gleichkam, ja an Zahl sie übertraf. Allein die Bedeutung Ritschls geht über die einer Universitätscelebrität hinaus. Er verdient es, daß ganz Deutschland ihn als einen seiner verdientesten Philologen anerkenne und ehre. In einer Zeit, wo unsere Siege uns so viele Neider und Verkleinerer geschaffen haben, wo auf manchen Gebieten in der That eine Inferiorität dem Ausland gegenüber zu Tage tritt, ist es eine Genugthuung, sagen zu können, daß wir außer unsern Feldherren und Soldaten auch noch Forscher und Gelehrte haben, die beweisen, daß Frankreich und England von uns lernen können.

Friedrich Ritschl war ein Thüringer. Er stammte aus dem Pfarrhaus von Großvargula bei Erfurt, wo er am 6. April 1806 das Licht der Welt erblickte. Seine Vorbildung erhielt er von 1818—1825 auf den Gymnasien zu Erfurt und zu Wittenberg, welches letztere unter Spitzners Leitung stand. 1825 bezog er die Universität Leipzig, wo er Gottfried Hermann hörte. Seit 1826 setzte er seine Studien unter Reisig in Halle fort, und dort habilitirte er sich auch 1829, wurde 1832 zum außerordentlichen Professor befördert, aber bereits im folgenden Jahre, zugleich als Director des Seminars, nach

Digitized by Google

Breslau berufen. Im Jahre 1834 rückte er ebenda in die Reihe der ordentlichen Professoren ein. Seine Fahrt nach Italien unternahm er 1837–38. Kaum nach Breslau zurückgekehrt, erhielt er 1839 den Ruf als ordentlicher Professor der classischen Philologie und der Beredtsamkeit und Director des philologischen Seminars nach Bonn. Seit 1854 auch in der Stellung eines Oberbibliothekars und eines Directors des akademischen Kunst- und des rheinischen Alterthumsmuseums, seit 1856 geheimer Regierungsrath, entfaltete er hier über ein Vierteljahrhundert als Lehrer und Gelehrter eine bewundernswerthe und viel bewunderte Thätigkeit. Erst 1865 nahm Ritschl in Folge des bekannten Conflicts seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst und folgte nun, fast ein Sechziger, einem Rufe nach Leipzig, den der um die Herbeiziehung bedeutender Lehrer so hochverdiente sächsische Cultusminister von Falkenstein ungesäumt an ihn gelangen ließ. Die letzten elf Jahre seines Lebens hat Ritschl so der Hochschule gewidmet, die ihn just vierzig Jahre vorher zum studiosus philologiae geweiht hatte. Auch in Leipzig hat Ritschls Schriftstellerei nicht gefeiert. Abgesehen von den eigenen Arbeiten, die er hier veröffentlichte, bilden die auf seine Anregung und unter seiner fördernden und thatkräftigen Mitwirkung entstandenen Schriften hiesiger Schüler, die er in den Acta societatis philologae Lipsiensis herausgab, ein bleibendes Denkmal seiner Lehrerwirksamkeit. Aber seine schriftstellerische Hauptthätigkeit fällt naturgemäß in und vor die Bonner Zeit. Vor allen die umfassenden Arbeiten über Plautus und über römische Inschriften, welche in ihrer innigen Wechselwirkung eine neue Epoche für das Studium der lateinischen Sprache, Metrik und Literatur herbeiführten. Daneben aber behandelte er diese und andere philologischen Fragen in einer Unzahl kleinerer Aufsätze und Bemerkungen, wie er denn allein etwa achtzig Programme in jener Zeit geschrieben hat. Mit den zwei starken Bänden seiner „kleinen philologischen Schriften", welche bereits erschienen sind, ist noch nicht die Hälfte des Materials erschöpft. Und unter allen diesen zahlreichen, deutsch und lateinisch verfaßten Arbeiten wird man nicht leicht eine finden, die nicht in ihrer Art ein vollendetes kleines Meisterstück durch scharfe Fragestellung, neues Material, überraschende Combination, Kürze und Prägnanz der Beweisführung, Sauberkeit und Eleganz der Form wäre. Ritschls Schriften hatten manche Leser, die sie studirten, obgleich ihnen der Gegenstand gänzlich fern lag: nur aus Freude an der feinen, schönen Arbeit und weil sie daraus Methode lernen wollten.

Es giebt in der That keinen andern Weg, um das Geheimniß der „ritschlschen Methode" zu ergründen. Denn sie bestand nicht aus Regeln und Kunstgriffen, die man formuliren und auswendig lernen kann, um sie dann mit Bequemlichkeit überall in gleicher Weise zur Anwendung zu bringen. Scharfsinn und Gewissenhaftigkeit — mit diesen beiden Worten ließe sich viel-

Digitized by Google

leicht am besten das ganze Geheimniß beschreiben. Jeder Gegenstand, äußert er einmal, hat seinen Zwang in sich. Wer also das feine Tastgefühl und die Luchsaugen besitzt, um die eigenthümliche Structur desselben gehörig begreifen und erspähen zu können, der wird zuletzt auch gewahren, wo der Schaden sitzt und danach eine angemessene Frage stellen. Hat er dann auch die Geduld, oder vielmehr, hat er die Willenskraft Geduld zu haben, um gewissenhaft alle bereits vorhandenen Specialarbeiten zu benutzen, Collectaneen anzulegen für die gelegentlich gefallenen Aeußerungen, das Wichtige herauszusichten, hiervon dann nichts halb und unerledigt zu lassen, nichts zu verachten, Alles mit dem Stäubchen auszuschöpfen, wenn es darauf ankommt wegen der Gestalt des I auf einer Inschrift weitläufig zu correspondiren, und dann schließlich doch nur die Resultate knapp und blank, ohne den Schweiß und Schmutz der Werkstatt, in die Welt hinauszugeben, so hat er eben — ritschlsche Methode. Diese Art zu forschen ist keine Pedanterie. Das wirklich Geringe fand an Ritschl keinen Freund. Er kannte nicht blos den Spruch: minima non curat praetor, sondern citirte ihn auch gern. Aber bei seinen Streifereien durch das große Trümmerfeld des Alterthums hatte er zu oft an sehr verachteten und geringen Stücken den Anhalt zu weitreichenden Entdeckungen gefunden, um ohne einen Blick darauf die sich bietende Kleinigkeit mit dem Fuße fortzustoßen. Eben diese Erfahrungen verliehen ihm seine Zuversicht. „Wenn man sich Mühe giebt, kann man Alles finden," lautete ein anderer Spruch von ihm.

Häufig fand er dann bei seinem Suchen neben dem Gesuchten auch noch vielerlei Anderes, was wieder zu neuen Arbeiten Stoff und Anregung gab. Als er 1837 in Rom war, um sämmtliche dort befindlichen Handschriften des Plautus durchzumustern, fiel ihm in einem Pergamentcodex des Plautus ein Scholion auf, dessen Anfang bereits veröffentlicht war, das aber weiterhin noch merkwürdige Nachrichten über die Schicksale des Homertextes und über die alexandrinischen Bibliotheken bot. Es war die Zeit, wo sich die Rom besuchenden Philologen manchmal ein Blatt Papier an der inneren Rockseite befestigt haben sollen, um darauf heimlich einige Notizen mit dem Bleistift zu kritzeln, wenn der Aufsicht führende Beamte eben wegsah. Der in Rede stehende Codex befand sich in der Bibliothek des den Jesuiten gehörigen Collegio Romano und Ritschl hatte mit Mühe durch den Beistand eines wohlwollenderen Paters gegen den Willen der Oberen Gelegenheit gefunden, ihn flüchtig einzusehen — unter der Bedingung, nichts zu notiren! Er notirte aber doch ein wenig, und heimgekehrt nach Breslau benutzte er das Plautusscholion, um darüber eine Abhandlung „über die alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus" zu schreiben. Der in dem Scholion berichtete Umfang der

Digitized by Google

Bibliotheken gab zu Zweifeln Anlaß, die sich nur heben ließen, wenn man sich über den Umfang antiker Schriftwerke, ihrer Theile und Abschnitte genauer unterrichtete. Da nun der Umfang von den Alten durch die Zahl der Zeilen — Stichen — bezeichnet wurde, ergab sich eine neue Arbeit „über die Stichometrie der Alten". Der Byzantiner Tzetzes, aus dessen Commentar zum Aristophanes das Scholion geschöpft war, hatte auch einen Heliodor in mißliebiger Weise erwähnt: es war also eine Untersuchung „über den Grammatiker Heliodorus" nöthig. Inzwischen giebt Cramer aus einer Pariser Handschrift ein griechisches Seitenstück zu jenem lateinischen Scholion heraus. Welches Verhältniß besteht nun zwischen beiden? Ein ausführliches „Corollarium disputationis de bibliothecis Alexandrinis deque Pisistrati curis Homericis" giebt Antwort hierauf und faßt aufs neue die hierher gehörigen Resultate vertheidigend zusammen. Ein supplementum folgt ebenso zur Abhandlung über die Stichometrie und Heliodor. Und da die Angaben über Bücherumfang sich am zahlreichsten in des Laertius Diogenes' Lebensbeschreibungen der Philosophen finden, fügt sich noch ein Aufsatz „Stichometrisches bei Diogenes Laertius" an. Endlich findet Keil das Original des Tzetzes selbst wieder in Mailand auf und giebt es von seinen Bemerkungen begleitet heraus. Obgleich dieselben mehrfach von Ritschls Ansichten abweichen, so bittet dieser doch den befreundeten Verfasser um Ueberlassung derselben zum Wiederabdruck in seinen Opuscula und schließt sie der Kette seiner eigenen Untersuchungen ein. Dies ist ein Beispiel. Aber ähnlich sieht man überall in der Reihe der ritschlschen Schriften die Keime der Erkenntniß aus einander herauswachsen, sich entwickeln, blühen und zur Reife kommen, und während man mit Vergnügen dies verfolgt, kommt es kaum zum Bewußtsein, daß man dabei zugleich mit eingeweiht wird in den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, besser als zehn Literaturgeschichten es bewirken können.

Zu dieser Methode kommt dann freilich noch, um den großen Schriftsteller und Philologen zu vollenden, auch die Kunst der Darstellung: eine einfache, kurze, schlagfertige, der Dialektik des Gedankens einen scharfen Ausdruck gebende Sprache, ein vorzügliches Latein und ein vortreffliches gesundes Deutsch. Was aber der Hauptvorzug ist, der ihn zum Muster erhebt und ihn für die Mehrzahl der Nachahmer und Nacheiferer unerreichbar macht, ist sein großes Compositionstalent. Alles wirkt in einer ritschlschen Schrift zusammen, um schließlich das eine Ziel zu erreichen, das sich im Anfang bereits hie und da verräth, dann hinter Schwierigkeiten verschwindet, doch wieder zum Vorschein kommt und endlich zur vollen Genugthuung und Befriedigung des gespannten Lesers erreicht wird. Es sind die saubersten Kunstwerke, nicht blos philologische Elaborate, die Ritschl zu drechseln verstanden hat. Man hat dies anerkannt, aber gerade in dieser meisterhaft berechneten Führung der

Digitized by Google

Untersuchung eine Gefahr erblickt, und für die Naivetät mag sie nicht abzuleugnen sein. Aber für Naive sind diese Schriften auch nicht geschrieben, und diejenigen, die für die Kunstform ein Verständniß besitzen, werden hoffentlich auch sonst so viel Verstand haben, um sich ungestraft darüber freuen zu können.

Daß ein Mann, der auf vielen und verschiedenen Einzelgebieten und für eine Reihe der hervorragendsten classischen Schriftsteller die Erscheinungen der Literatur zu verfolgen hatte, fortwährend für den Druck schrieb, eine ausgebreitete Correspondenz unterhielt, Zeitschriften herausgab und dabei aufs Gewissenhafteste seinen Pflichten gegen die Universität in der Facultät, im Colleg und im Seminar nachkam, daß ein solcher Mann keine Zeit überflüssig hatte und als ächter Philolog auch sonst auf Kürze und Bestimmtheit im Umgang hielt, ist begreiflich. Aber wer sein Vertrauen einmal gewonnen hatte, konnte sich keinen treueren, unermüdlicheren, aufrichtigeren, gemüthvolleren und schließlich auch gemüthlicheren Berather und Freund wünschen. Seine Liberalität wird nicht leicht Jemand umsonst in Anspruch genommen haben. Von anderen zu geschweigen waren seine Grundsätze in Bezug auf die Bücher, das Handwerkszeug der Gelehrsamkeit, frei von jeder Aengstlichkeit: „Bücher sind da zum Lesen, nicht daß man den Einband schont", kraft dieser Maxime lieh er gern aus seiner Bibliothek, und wie er hier im Kleinen, im Privatverkehr ein musterhafter Bibliothekar war, so entwickelt er als Oberbibliothekar in Bonn eine in dieser Hinsicht epochemachende Thätigkeit, epochemachend nicht für die dortige Universität allein, sondern für diesen Verwaltungszweig überhaupt. Dies zu erweisen genügt es die Thatsache anzuführen, daß die Universitätsbibliotheken von Jena, Heidelberg, Göttingen, Breslau und Münster unter der Leitung von Männern stehen, die sich mit Stolz auch nach dieser Richtung Ritschls Schüler nennen können.

Weit bekannter und natürlich auch weit zahlreicher als diese seine Schule von Bibliothekaren, ja, wie schon oben bemerkt, nach Zahl und Bedeutung einzig groß ist die ritschlsche Philologenschule. Fast jede deutsche Universität zählt unter ihren Docenten in diesem Fach einen solchen, der in Ritschls Seminar gebildet ist, und die Zahl derjenigen Schüler, welche als Directoren und Lehrer an Gymnasien wirken, steht in dem entsprechenden Verhältniß. Welchen Einfluß Ritschl damit auf unsere höhere nationale Bildung gewonnen hat, liegt auf der Hand. Mit den Eigenschaften eines Gelehrten ersten Ranges verband er die tiefere, weil unmittelbar dem Gemüth entspringende Gabe junge Leute an sich zu ziehen und zu wissenschaftlicher Thätigkeit zu begeistern. Sein mündlicher Vortrag, seine Leitung von wissenschaftlichen Uebungen und sein persönlicher Umgang wirkten noch ungleich mächtiger als seine Schriften. Mit der strengen Methode, die seine gelehrten Arbeiten stempelte, wußte er auch seiner Schüler Geist zu durchdringen und sie zu

Digitized by Google

Herren derſelben zu machen. Er hat es verſtanden, ſie zu ſelbſtändiger Forſchung aufzuziehen und ſie auf diejenigen Bahnen hinzulenken, welche eines Jeden Begabung und Neigung am meiſten entſprachen. Es iſt beſonders hervorzuheben, daß ſeine Anregung ſich nicht auf ein einziges Gebiet beſchränkte: Archäologen, Hiſtoriker und antiquariſche Forſcher fanden bei Ritſchl ſo gut ihre Rechnung, als diejenigen, welche gleich ihm ſelbſt mehr der Kritik und und Erklärung, ſowie der Sprache und Geſchichte der claſſiſchen Literatur ſich zuwandten. Eine Folge ſo vielſeitiger und gründlicher Anregung und Bildung war, daß ſeine Schüler, anſtatt in der gleichmäßigen Routine des Lehramtes abgeſtumpft zu werden, in lebendigem Zuſammenhang mit der ſtets fortſchreitenden Wiſſenſchaft zu bleiben ſuchten und dadurch hinwiederum befähigt wurden, in ihren Schülern ein wahres und friſches Intereſſe zu erwecken für die Studien, welche die Grundlage ſind unſerer höheren, humanen Bildung.

Als jüngſt die Univerſität Leipzig bei dem Beſuch unſeres Kaiſers die Namen ihrer größten Lehrer an ihrer Front zeigte, hatte ſie nicht ohne Bedeutung meiſt Humaniſten und Philologen ausgewählt. Der letzte Name war: Gottfried Hermann. Bei einer nächſten Gelegenheit wird an ſeiner Seite der Name Friedrich Ritſchls glänzen müſſen als des letzten nunmehr heimgegangenen princeps philologorum Germaniae.

Die Münzprägungsfrage im Reichstage.

Bei Gelegenheit der Etatsberathung iſt im Reichstage eine kleine Wechſelrede zwiſchen Dr. Bamberger und Geheimrath Michaelis vorgekommen, die ſich zuerſt auf den Bedarf an gewiſſen Münzſorten bezog.

Bekanntlich iſt ſowohl der Münzbedarf im Ganzen, als auch der an den einzelnen Sorten ſchwer feſtzuſtellen. Jedes Volk hat ſeine Gewohnheiten und auch dieſe ändern ſich mit der Zeit; jedes Volk hat insbeſondere einen beſtimmten Grad von Fähigkeit, ſtatt des Münzgeldes ſich mit Papier durchzuhelfen. Wie groß iſt in dieſer Beziehung der Unterſchied zwiſchen Engländern und Deutſchen, namentlich in Bezug auf die Anwendung von Checks! Denn hier iſt nicht von Staaten die Rede, wie Italien und Oeſterreich, in denen die Noth mit Papier umzugehen zwingt, ſondern von freiwilliger und geſchäftlicher Beſchränkung des baaren Geldumſatzes.

Am leichteſten iſt es noch, die Ungleichheiten in der Vertheilung der kleinen Münzen zu beſeitigen. Denn auch dies giebt oft zu erheblichen Klagen

Digitized by Google

in der Bevölkerung Anlaß, daß in der einen Gegend man sich vor Nickel nicht retten kann, während anderswo die kleine Münze fehlt. Das Gesetz bietet die Mittel der Abhülfe. Die Münzabtheilungen der großen Banken und die öffentlichen Cassen pflegen gern den Transport zu übernehmen, um die localen Bedürfnisse auszugleichen.

Da man seit einigen Wochen bei uns die Goldprägung fast ganz eingestellt hat, so ist doch auf diesen schwierigsten Punct hinzuweisen, eben auf die Frage nach dem Bedürfnisse an Goldmünzen. Wir haben darin selbst bei uns keine Erfahrung machen können. Auch die Erlaubniß, daß Private Gold prägen lassen dürfen, gegen eine sehr mäßige Gebühr, giebt augenblicklich keinen Anhaltspunct dafür, ob wir schon genug Goldmünzen haben oder nicht. Denn die Geschäftsstille bei uns und bei einigen unserer Nachbarn ist nicht das normale Verhältniß, und wenn erst der Verkehr wieder anzieht ist es zu spät, das Gold zur Münze zu bringen.

Wir müssen uns daher nach den Umlaufszahlen bei unsern Nachbarn umsehen, und da Frankreich nicht in Betracht kommt, dessen Münzzustände augenblicklich in Unordnung sind, sowohl wegen der suspendirten Baarzahlung seitens der Bank, als auch wegen der fast gänzlichen Suspendirung der Silberprägung, so müssen wir das Land der altbegründeten Goldwährung zur Vergleichung benutzen, England.

Aber auch dies kann uns nicht unbedingt sagen, bis zu welchem Puncte wir unsre Goldprägungen ausdehnen müssen. Es liegen zu viele Ungleichheiten vor. Bei Englands Weltstellung — denn es ist für den großen Verkehr ja der Weltmarkt — bei seiner großen Handelsentwickelung im In- und Auslande würde die Goldmünzenmenge in England (auf den Kopf) das Dreifache sein müssen dessen, was wir für jetzt nöthig haben. Das wäre eine reinliche Proportion, aber sie wird wieder unrichtig und ungewiß durch die schon erwähnte größere Fähigkeit der Engländer — und dieselbe ist noch am Zunehmen — durch Checks, durch Ausgleichungsbörsen (clearing-houses) ꝛc. an baarem Gelde zu sparen. Auch weiß Jedermann, wie dort sogar der begüterte Privatmann die löbliche Gewohnheit hat, womöglich kein baares Geld nutzlos im Hause zu behalten, sondern es zu deponiren. Wie fern liegt das noch bei uns, wo selbst die Bankiers noch wenig von dem Giroverkehr der Reichsbank Gebrauch machen. Und wie märchenhaft klingt es uns, wenn wir hören, daß in London täglich im Durchschnitt 300 Millionen Mark durch sechsundzwanzig Firmen im Clearing-House verrechnet und beglichen werden, ohne daß ein Goldstück oder eine Banknote zum Vorschein kommt. Man darf also den Geldvorrath Englands nur mit Vorsicht zum Maßstab für uns machen. Es scheint, daß trotz der Größe und Schnelligkeit des englischen Verkehrs, trotz der um zehn Millionen größeren Bevölkerungszahl von Deutsch-

Digitized by Google

land, wir, bei der überlegenen Verkehrserleichterung der Engländer, mit einer gleichen Menge von Goldmünzen uns beruhigen können. Daraus ergäbe sich denn, daß wir 2100—2300 Millionen Mark in Gold nöthig haben, denn soviel Gold läuft nach den neuesten Angaben von Jevons und Seyd in England um neben 550 Millionen (Bank von England) und 135 Millionen (Provinzialbanken) in Banknoten. Wir sind also mit unserem Goldmünzenvorrath, der jetzt 1434 Millionen Mark beträgt, noch lange nicht am Ziele, um so weniger, als eine wenn auch nicht große Zahl von Millionen ins Ausland abgeflossen ist, und 120 Millionen im Kriegsschatz der Circulation entzogen sind. Wie weit wir vom Ziele sind, wird sich besonders deutlich zeigen, wenn einmal die Thaler schneller eingezogen und zur Scheidemünze herabgesetzt werden, und wenn dann ein neues Leben in unsere Industrie bringt und das Geldbedürfniß wieder auf die normale Höhe bringt.

Die Silbermünzen, welche viel mehr als die Goldmünzen den elementaren Bedürfnissen dienen, sind auch in ihrem Bedarf bei weitem mehr von der Kopfzahl abhängig. Wir können daher hierin viel sicherer unsere Verhältnißzahlen aufstellen. England hat nach Jevons 300 Millionen Mark an Silbermünzen im Umlauf und an Kupfer-(Bronce-)münzen 22 Millionen Mark. Das würde für das stärker bevölkerte Deutschland einen Bedarf von 405 Millionen Mark in Silber und 29½ Millionen Mark in Nickel- und Kupfermünzen ergeben. Wir haben aber augenblicklich an Nickelmünzen 35⅙ Millionen, an Kupfermünzen 9⅓ Millionen, also zusammen 44½ Millionen Mark. Dr. Bamberger hatte also ganz Recht, wenn er im Reichstag darauf drang, mit der Prägung dieser kleinen Münzen aufzuhören.

An neuen Silbermünzen sind 365½ Millionen Mark geprägt. Es würden also noch 39½ Millionen fehlen, die nach dem bisherigen Tempo der Prägung in zehn bis elf Wochen fertig gestellt werden könnten. Da aber noch sehr viele Thaler und Sechstelthaler circuliren, die aus mehreren Gründen nicht in zehn Wochen beseitigt werden können, so eilt die Silberprägung gar nicht. Wohl aber die Silbereinziehung und der Ankauf von Gold, das mit allem Eifer in allen drei Goldmünzen, vorzugsweise aber in Zehnmarkstücken auszuprägen ist. Möglich ist es ja, daß der Silberpreis wieder in einiger Zeit für unsere Verkäufer sich vortheilhafter gestaltet; aber wir dürfen nicht darauf rechnen und wir dürfen jetzt gerade bei den letzten Schritten unserer Münzreform nicht den Ausländern als Zaudernde und Zweifelnde erscheinen. Es ist dies ja ohnehin unsre nationale Schwäche, die sogar unseren Credit benachtheiligt. Im Gegentheile müssen wir einsehen und aussprechen, daß unsere Münzzustände jetzt schon besser sind, als die des ganzen lateinischen Münzbundes, der die ehemals so gepriesene Doppelwährung jetzt aus Noth thatsächlich abschafft, ohne zu wissen, wohin er mit dem vielen Silber soll.

Digitized by Google

Was Dr. Bamberger über die äſthetiſche Seite unſerer Münzen ſagte, war zwar übertrieben; aber es wäre allerdings zu wünſchen, daß unſere Techniker ſich an der Schönheit der neuen ungariſchen Goldmünzen und einiger andern zu neuen Anſtrengungen aufrafften. Wichtiger iſt aber, was Dr. Weibezahn in Köln ſchon vor Jahren gefordert hat, daß die Gold-, Silber- und Kupfermünzen, jede der drei Metallgattungen ihre beſondere Ausſtattung der Vorderſeite haben muß. Wozu dient der Reichsadler auf allen Münzen, als daß gelegentlich Betrug und Verwechslung ſtattfindet? Es würde nicht über eine mäßige Erfindungskraft hinausgehen, für die Silbermünzen ein neues Symbol und für die Kupfermünzen wieder ein anderes zu erfinden, ſo daß man die drei Gattungen ſchon durch das Gefühl bequem unterſcheiden könnte. Wie leicht bietet ſich die Reichsflagge für die Silbermünzen, oder das eiſerne Kreuz für die Kupfermünzen dar! Doch das ſind ſpätere Sorgen. Wir dürfen das Vertrauen haben, daß unſere Goldmünzen künftig eben ſo geachtet und anerkannt werden, wie unſere Silberthaler aus den vierziger Jahren es überall waren. H.

Vom alten und neuen Wien.

Wenn man ſich die öſterreichiſche Hauptſtadt vergegenwärtigt, wie ſie vor etwa einem Menſchenalter war, wie unbequem erſchien doch gleich der erſte Eintritt. Man mochte von Mariahilf thalwärts herabkommen oder von dem einzigen Bahnhof, den Wien damals beſaß, dem Rothenthurmthor zuſteuern, hier wie dort gerieth man bald in einen dicht dahinfluthenden Menſchenſtrom, der ſich vor dem engen, von Soldaten und Polizeimännern bewachten Thore bald ſtaute. Um den Paß freilich wurde man in dieſen engen Durchläſſen nicht mehr befragt, den hatte der Fremde ſchon an der ſogenannten Linie dem behelmten Polizeicorporal einhändigen müſſen. Es war damals eben noch die Zeit, wo in Oeſterreich ohne Wiſſen der Polizei kein Menſch einen Poſt- oder Eiſenbahnwagen beſteigen, kein Thor paſſiren durfte. Das „Paß her" des mit einer rieſigen Briefta ſche ausgerüſteten Polizeicorporals ſcheuchte einem den Schlaf aus den Augen, ſobald man, von Wien kommend, Stockerau oder Gänſerndorf erreichte, und näherte man ſich der Reſidenz von Prag oder Brünn her bei Nacht, ſo leuchtete einem der Polizeimann ſchon zwei Meilen vor Wien mit der Laterne in die Augen, das Signalement des Paſſes mit ernſthafter Miene mit der Phyſiognomie vergleichend, wobei man nicht überſehen darf, daß der Reiſende ſchon vor Prag,

Digitized by

vor Kolin, vor Olmütz (damals ging die Bahn aus strategischen Gründen über Olmütz) und vor Brünn demselben Beleuchtungs- und Vergleichungsprocesse unterzogen worden war. Das Recepisse, welches dem Reisenden bei Abnahme des Passes von dem Polizeisoldaten in die Hand gedrückt wurde, mußte der Fremde am folgenden Tage persönlich im Gebäude der Polizeidirection gegen den mit dem Polizeivisum versehenen Paß wieder austauschen — eine zeitraubende Manipulation, die überdies einige Silberzwanziger kostete. Wer in einem der großen Hôtels logirte, die gleichsam eine besondere Vertrauenswürdigkeit besaßen, konnte sich zur Erlangung seines Passes des Lohndieners bedienen, nur mußte er dann zu den Silberzwanzigern, die das Visum kostete, noch einige andere für den Vermittler hinzulegen. Das Paßvisum gab erst dem Reisenden ein Recht zum Aufenthalte in der österreichischen Metropole, der übrigens bezüglich der Dauer genau umschrieben war. War die Zeit, für welche man sich die Erlaubniß erwirkt hatte, in Wien weilen zu dürfen, abgelaufen, so mußte man entweder eine Verlängerung des Termines erwirken, oder sich ein neues Visum zur Abreise holen, wobei man genau den Ort angeben mußte, auf welchen man es in nächster Linie abgesehen hatte.

Mit dem wiedererlangten, sinnig abgestempelten Passe hatte also der Fremde gleichsam das vorübergehende Bürgerrecht der großen Stadt erlangt und konnte in das bewegte Straßenleben derselben untertauchen. Vergegenwärtigen wir uns den Wiener Verkehr von damals, so huldigte er dem Motto: mitten durch, während im neuen Wien die Parole lautet: rund herum. Wer aus einer Vorstadt kam und einer auf der entgegengesetzten Seite gelegenen zustrebte, mußte auf seinem Marsche nothwendig die innere Stadt passiren. Zu einem Thore hinein, zum anderen wieder heraus: das war die Zwangsroute, die man vor sich hatte, während der Verkehr in Neuwien dem Cirkel huldigt, und sich an die Wien in geschlossenem Kreise umschlingenden Ringstraßen heftet. Wie belebt war vor dreißig Jahren die das Glacis durchschneidende Straße von Casapiccola bis zum Burgthor — heute kann man die Leute, die da verkehren, zählen, die Pferdebahn wälzt den Menschenstrom aus Mariahilf en gros der Ringstraße zu, wo er sich partienweise bei den einzelnen Einbruchsstationen decimirt.

Drängte sich auf diese Art das Leben weit stärker und stürmischer, als dies heute der Fall ist, in den engen Straßen der inneren Stadt zusammen, so hatten die Wien umgebenden Glacis eine Bedeutung für das Wiener Leben, von welcher der Wiener von heute keine Ahnung mehr hat. Hatten sie im Allgemeinen den seither nahezu ganz verloren gegangenen Charakter von Durchhäusern — sofern es sich um die Vermittelung des Verkehrs zwischen der inneren und der äußeren Stadt handelte und sofern sich der Aus-

Digitized by Google

druck Durchhaus im tropiſchen Sinne auf eine offene, winddurchfegte Landſchaft anwenden läßt —, ſo repräſentirten ſie auch ſozuſagen das Ende der Civiliſation. In den Vorſtädten war alles ſo primitiv, daß man ſich in eine Landſtadt verſetzt glaubte. Höchſtens daß Leopoldſtadt, Wieden und Mariahilf eine Ausnahme machten. In den übrigen Vorſtädten war es ſchwer, eine anſtändige Taſſe Kaffee zu bekommen. In den Seitenſtraßen reihte ſich ein einſtöckiges Haus an das andere. Dazwiſchen gab es große Gärten — mitunter waren es auch Holzgärten, wie in der Roßau. In der Joſefsſtadt gab es ſo primitive Gegenden, daß der unlängſt verſtorbene General Marſaux den Schauplatz jeder ſeiner Novellen, welche Wiener Kleinleben ſchilderten, auf den Strozziſchen Grund — die heutige Strozzigaſſe der Joſefsſtadt — zu verlegen pflegte.

Einzelne Theile des Glacis hatten für den Wiener wie für den Fremden noch eine ganz beſondere Bedeutung. Militäriſche Schauſtellungen pflegten ſich auf dem Joſefſtädter Glacis abzuſpielen, welches daher auch den Namen Paradeplatz bekam. Da der Wiener von jeher mit einer großen Vorliebe für Paraden behaftet iſt, ſo fand dieſes Straßentheater immer großen Zulauf. Hatte aber das Militär den rieſigen Platz geräumt, ſo verfiel er wieder in ſein altes Stillleben und war ſeiner Beſtimmung, Wiens großer, „wilder" Kindergarten zu ſein, wiedergegeben. Hunderte von Kindermädchen mit ihrem Anhange, den Babys und den Liebhabern, pflegten ſich auf dem Paradeplatz in den Nachmittagsſtunden ein Rendezvous zu geben. Zu derſelben Zeit verſammelte ſich das feine, ſalonfähige Wien auf einem anderen Theile des Glacis, auf dem ſogenannten Waſſerglacis in der Gegend des Stubenthores. Das Waſſerglacis ſpielte vor dreißig Jahren die Rolle, die heute dem Stadtpark zugefallen iſt. Ein kleiner Pavillon barg eine Kaffeereſtauration, vor welcher Strauß ſeine fröhlichen Weiſen an ſchönen Sommernachmittagen erklingen ließ, während Tauſende geputzter Spaziergänger auf der kurzen Strecke vor dem Orcheſter auf- und niederflutheten.

Strauß und Lanner, Scholz und Neſtroy waren die populärſten Namen in Wien — höchſtens daß ſich noch Bäuerle und Saphir mit ihnen meſſen konnten. Es waren das eben Namen, die Jedermann geläufig waren, er mochte in der Stadt oder weit draußen im letzten Vorwerke wohnen. In Hundsthurm draußen oder in Margarethen kümmerte ſich Niemand um die Wiener in der Burg, weder um diejenigen, welche auf den weltbedeutenden Brettern, noch auch um jene, welche im Ernſt auf dem Welt- und Staatstheater regierten. Höchſtens daß man hie und da im Stillen Metternich verwünſchte. Den Neſtroy und den Scholz aber kannte Jeder, ob er drinnen in der Stadt Stammgaſt eines eleganten Kaffees oder draußen in Mariahilf bei Gabeſam zu Hauſe war, ob er ſeine Abende bei der blauen Flaſche in Lerchenfeld oder

in der Stadt beim Strobelkopf, Kühfuß und Blumenstöckel todtschlug. Jeder Wiener wallfahrtete einigemal im Jahre nach dem alten Comödienhaus in der Leopoldstadt, welches erst im Jahre 1847 einem eleganten Neubau (dem heutigen Carltheater) wich, und das Häuflein derer, die Scholz und Nestroy nicht im „Lumpaci" oder im „Eulenspiegel" gesehen, wäre in Altwien wohl ohne Schwierigkeit abzuzählen gewesen. Und vom alten Walzerfürsten Lanner sang ja die Vorstadt: „sowie der Lauer kann's kauer". Was Bäuerle und Saphir anlangt, so lag des ersteren „Theaterzeitung" und des letzteren „Humorist" in den entlegensten „Surrogatkaffeeschenken" der Vorstadt auf. Ganz besonders galt dies von der mit „colorirten" Bildern, zumeist Costüm- und Theaterbildern ausgestatteten Theaterzeitung, deren Redacteur der Erfinder der Pränumeration auf mehrere Jahre hinaus war. Heute sind die Tagesblätter froh, wenn der Abonnent für ein Quartal vorausbezahlt — Bäuerle eröffnete Abonnements auf zwei, drei, fünf und zehn Jahre, und es scheint wirklich in Wien reiche und noble Leute genug gegeben zu haben, die Hunderte auf einmal hinlegten, um sich ein Blatt, dessen Existenz doch problematisch war, auf Jahre hinaus zu sichern. Freilich waren die Prämien, die Bäuerle den ersten Abnehmern, die sich für mehrere Jahre unter Vorausbezahlung fanden, in Aussicht stellte, gar verlockend. Auf je mehr Jahre man abonnirte, desto schönere „Kupferstiche" erhielt man. Die übrigen Blätter Wiens fand man nur in den Localen der inneren Stadt. Sie waren auch bald gezählt: da war die k. k. „Wiener Zeitung", der „officiöse Beobachter", der „Sammler", der „Wanderer" und Ebersbergs „Zuschauer". Das war die ganze Wiener Presse.

Nichts unterbrach das Wiener Stillleben von Anno dazumal. Der Hof vegetirte ruhig in der Burg oder in Schönbrunn — das fieberhafte Umherreisen gekrönter Häupter in der ganzen Welt war damals noch nicht Sitte und Kaiser Ferdinand speciell liebte das Reisen schon gar nicht. Seit er die Krönungs- und Huldigungsreisen hinter sich hatte, gönnte er sich Ruhe. Höchstens daß er im Sommer nach Ischl ging. Die böhmischen Bäder hatte er im ersten Jahre seiner Regierung besucht, seither nicht mehr, wie es denn überhaupt eine auffällige Erscheinung ist, daß der österreichische Hof den weltberühmten böhmischen Bädern consequent aus dem Wege zu gehen pflegt. Fremde Monarchen kamen oft nach Teplitz und Karlsbad, vom Wiener Hof war nie Jemand dort zu sehen.

Von Zeit zu Zeit unterbrach ein Besuch des preußischen Königs das Stillleben bei Hofe. Dann pflegte Kaiser Ferdinand seinen königlichen Gast in das Burgtheater zu begleiten. Dort saß er in einer Ecke zusammengekauert, während Friedrich Wilhelm IV. es liebte, während der Vorstellung stehenden Fußes, die Lorgnette vor dem Auge, der Action auf der Bühne zu lauschen. Was die Vorliebe für Nestroy und Scholz anlangt, so war Fer-

Digitized by Google

dinand auch in dieser Beziehung ein echter Wiener. Wenn er keinem königlichen Collegen die Honneurs zu machen hatte, fuhr er lieber in die Leopoldstadt hinaus, um sich bei den Schwänken der Komiker krank zu lachen. Still und regelmäßig wie der Hof lebte auch das übrige Wien. Politische Emotionen waren ihm fremd — es mußte ein Feldmarschall begraben, ein berüchtigter Raubmörder gehängt werden, wenn es auf die Beine kommen sollte. Höchstens daß noch Stuwer, wenn er ein Feuerwerk abbrannte, oder der kirchlich-militärische Pomp des Frohnleichnamsfestes eine massenhafte Betheiligung erzielte. Der Sonntag gehörte dem Prater oder dem Schönbrunner Garten, der Landpartie weitestes Ziel war Dornbach mit seiner backhuhngesegneten Bieglerhütte. Die reizenden Ausflugspuncte, welche die Bahn seither so nahe gelegt hat, waren damals für eine Sonntagspromenade noch nicht zugänglich. Noch ging es nicht an, was heute eine Kleinigkeit ist, sich Mittags am Familientische zu sättigen und den Nachmittagskaffee in Purkersdorf, Reckawinkel, Weidling am Bach oder in Baden einzunehmen. An den Abenden winterlicher Sonntage pflegte sich Vollblutwien im Sperl oder unterirdisch im Elysium zu versammeln, so weit es nicht zum Nestroy oder zum Moser lief, welcher in jenen Tagen Wiens beliebtester Volkssänger war. Der Volksgesang war damals noch vom Geiste der Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit getragen, obwohl er nur von Männern cultivirt wurde. Heute ist in Wien die Frau auf diesem Gebiete tonangebend, und seltsam, seit sie auf dem Podium dominirt, hat die grelle Zote auf demselben ihren Einzug gehalten. Der alte Moser würde vor Scham erröthen, wenn er die Mannsfeld gehört hätte, wenn er heute die Ulke hörte und ihre Gesten sähe.

Nun wollen wir aus dem unansehnlichen Dorfe, wie man das alte Wien füglich hätte nennen können, heraustreten und uns in den Strudel des neuen Wien stürzen, welches auf dem besten Wege ist, Paris zu überflügeln. Lassen wir erst jenen Theil des Glacis, der heute noch aus Baustellen besteht, in seiner ganzen Herrlichkeit dastehen, denken wir uns die Museen, das Hofschauspielhaus, das Parlament, die Universität, das Rathhaus ausgebaut und die Burg durch Modernisirung der neuen Zeit näher gerückt: wo wird es eine Stadt geben, die so viele großartig angelegte Monumentalbauten in guter Vertheilung und von Gärten durchsprenkelt auf einem Puncte concentrirt beisammen hätte? So schön heute schon Ringstraßenwien sich präsentirt, es ist doch nur noch ein prächtiger Torso — fünf, sechs Jahre noch, und es wird vollendet in unvergleichlicher Pracht dastehen. Auch kein interessanteres Nebeneinander wird man sich dann denken können, als die nur sehr oberflächlich vom Geiste der Modernisirung angehauchte alte Stadt neben der ausgebauten neuen: drinnen die engen, düsteren, von thurmhohen, gegiebelten Häusern alten, unfreundlichen, aber kernigen Schlages eingefaßten Straßen

Digitized

mit ihrem ewig nebelfeuchten Pflaster, dem nur selten ein Sonnenstrahl zu gut kommt, draußen die weitgezogenen offenen, sonnenbeschienenen Linien mit ihren in ansprechendem Stil gehaltenen Palästen, von vielen Gärten durchbrochen, von einem ewig sich ergänzenden Menschenstrom durchfluthet, der sich mitunter im wohlthuenden dolce far niente gehen läßt und lange nicht so unruhig und unermüdlich dahinhastet, wie die ameisenartig dahinkrabbelnde, einander rücksichtslos stoßende Menge, welche die Straßen der inneren Stadt füllt; drinnen die alten Kirchen, von deren Thürmen uns halbe Jahrtausende grüßen, die kahlen Amtsgebäude, in deren kasernenartigen Gemächern nach wie vor Zopf und Perrücke floriren, wenngleich sich die Rococcofiguren, welche beide tragen, mit beiden zusammengewachsen sind, pfiffig die Miene zu geben suchen, als ob sie moderne Gewächse wären, draußen die modernen Filigrankirchen und die öffentlichen Gebäude, welche wirklich der neuen Zeit dienen sollen, wie sie Kinder dieser neuen Zeit sind, ob nun in ihnen dem freien Wort eine Stätte gegründet werden soll, wie beim Bau des Zukunftsparlaments, oder ob der Wissenschaft in ihnen ein Asyl erstehen soll, wie bei den Musealpalästen und der Universität.

Wie so ganz verschieden ist das sociale Leben Neuwiens von jenem der alten Stadt. Es ist nicht anders, als ob die Erweiterung des politischen Horizonts auch eine Erweiterung des gesammten öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens zur Folge gehabt hätte. Mit der Betheiligung am politischen Leben kam die breite Straße, als ob es plötzlich geheißen hätte: Raum für das Volk. Und die Erbreiterung der Straße hatte wieder die Erbreiterung der öffentlichen Locale im Gefolge. Das Volk, das sich nicht mehr in den Straßen zu drängen brauchte, wollte es sich auch an den Vergnügungsorten bequem machen. So entstanden jene prächtigen Theater, jene comfortablen Kaffees, jene grandiosen Bierhallen, welche eine Specialität Neuwiens sind und die man nun auch nach anderen Städten zu importiren bemüht ist. Schon imitirt die neue Kaiserstadt an der Spree die alte an der Donau im Punct der Kaffees und der Restaurationen, wohingegen Wien wieder, was den Biercultus anlangt, sich in den letzten Jahren ganz auf deutschem Fuße eingerichtet hat. Vor dreißig Jahren war der Biertrinker in Wien noch ein exotisches Gewächs. Aber seine Acclimatisirung an der Donau vollzog sich so schnell, daß Wien jetzt ebenso gut eine biertrinkende Stadt ist wie München. Und wurde der Wein in elenden Kellerspelunken credenzt, wie sich eine solche noch bis zum heutigen Tag in dem vorsündfluthlichen Esterhazykeller erhalten hat, so huldigt man in Neuwien dem Bier in Räumlichkeiten, die, was Größe und elegante Ausstattung anlangt, ganz gut mit Tanzsälen rivalisiren könnten.

Und seltsam — so lange in Wien die Menschen in den öffentlichen Localen dicht bei einander saßen, mußten sie auf jedes Wort, das sie sprachen,

Digitized by Google

ängstlich Achtung geben, denn überall schwebte ein unsichtbares Ohr in der Luft, bereit, alles Gesprochene aufzufangen und weiterzutragen. Selbst wo nur zwei beisammen saßen, waren sie nicht sicher — überall gab es „Spitzeln". Langsam nur streifte das in der Spitzelfurcht großgezogene Wien sein Gêne in dieser Beziehung ab und doch konnte man in Wien schon längst Alles gefahrlos an öffentlichen Orten besprechen, während die Provinz noch sehr übel daran war. Dieselbe litt lange unter dem demoralisirenden Institute, welches sich Neuösterreich unter dem Schlagworte Gensdarmerie beigelegt hatte. Die neue Institution war ganz vom altösterreichischen Geist durchweht — im Gensdarm verpflanzte sich der Spitzel, der bis dahin nur eine Plage der Großstädte gewesen war, auf das flache Land und wurde der Quäler, der Tyrann der harmlosen Landbevölkerung. In den Jahren der Reaction war der Gensdarm auf dem Lande ein vom ehrlichen Manne gefürchteter und gehaßter Mann. Er hatte sein Ohr überall und statt der öffentlichen Sicherheit in die Hände zu arbeiten, sah er seine Hauptaufgabe darin, zu denunciren. Die Zahl der Processe, welche Majestätsbeleidigungen zum Gegenstande hatten, war in jenen Tagen Legion. In den letzten zehn Jahren hat sich das gründlich geändert. Die Gensdarmerie lernte ihre Aufgabe besser begreifen und wurde zum Segen der Bevölkerung, während sie in den ersten Jahren ihrer Wirksamkeit der Schrecken derselben gewesen. Leider ist die Majestätsbeleidigung aber noch nicht aus dem Codex des österreichischen Strafrechts gestrichen. Noch immer zieht ein unbedacht gesprochenes Wort die strengste criminelle Ahndung nach sich. Es wäre ein hochherziges, echt josefinisches Wort, wenn der Kaiser, ein für alle mal diesen peinlichen Processen ein Ende machend, sagte: man kann mich nicht beleidigen. Die moralische Wirkung dieses Wortes wäre unberechenbar. Es würde den gemeinen Mann — und dieser ist es allein noch, der sich im Zorn zu Aeußerungen hinreißen läßt, welche das Strafgesetz zu Majestätsbeleidigungen stempelt — entwaffnen, beschämen, bestimmen, seine Reden besser zu überwachen; es würde die Gerichte im Puncte der Arbeit entlasten und auch die Privaten veranlassen, die Gerichte nicht in dem bisherigen Grade mit Ehrenbeleidigungsklagen zu behelligen. Diese Ehrenbeleidigungsklagen sind in den Städten, die eine entwickelte Presse haben, der Schrecken und die Plage der Schwurgerichte, Dank der gesetzlichen Bestimmung, daß jede durch die Presse begangene Gesetzesübertretung der Aburtheilung durch die Geschworenen unterliegt. Da der Staat nur in den seltensten Fällen eine subjective Proceßklage erhebt, vielmehr durch das sogenannte objective Verfahren bei Seite schiebt, was ihm in dieser Beziehung unangenehm ist, so kommen nur Privathändel vor die Jury. Von fünfzehn bis zwanzig Processen, die beispielsweise während jeder der sechs jährlichen Schwurgerichtsperioden in Prag zur Verhandlung kommen, betreffen regel-

mäßig fünf bis sechs Ehrenbeleidigungen, oft der kleinlichsten Art. In Wien, wo die Jury permanent ist, so daß, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, jeder Tag seine schwurgerichtliche Verhandlung hat, entfallen von den fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig monatlichen Sitzungstagen auch ungefähr fünf auf Ehrenbeleidigungssachen.

Nichts hat wohl in Wien seit der Entfesselung des öffentlichen Lebens einen großartigeren Aufschwung genommen als das Zeitungswesen, und es lohnt sich wohl, auf dasselbe einen orientirenden Blick zu werfen.

Von den vormärzlichen Blättern führten wohl „Theaterzeitung" und „Humorist" noch eine Zeit lang nach dem Jahre 1848 ein Scheinleben, das jedoch keine Bedeutung hatte. Der „Wanderer" verwandelte sich aus einem belletristischen in ein politisches Blatt und erhielt sich als solches bis gegen das Ende der sechziger Jahre. Er hatte in seinen guten Tagen eine starke Verbreitung in Ungarn und Galizien, büßte aber jene in erstgenanntem Lande zum guten Theil ein, als er stark ins Slavische zu schillern anfing und namentlich für die Tschechen ein Ablagerungsort von Schmerzensschreien wurde. Der sehr begabte, leider aber verbitterte Brosch, ein Prager, war jahrelang die Seele des Blattes. Auch Gußmann, der sich die ersten Sporen im Jahre 1848 beim Wiener „Studentencourier" verdient, arbeitete nach seiner Rückkehr aus Italien im Bureau des „Wanderer". Beim Feuilleton war Parthe betheiligt, gleichfalls ein Prager Kind, der Sohn jenes Weinhändlers, der den Mozartkeller in der Gegend des Koppmannschen Gartens gepachtet hatte, in welchem sich Mozart während seines langen Aufenthaltes in Prag mit Vorliebe aufzuhalten pflegte. Parthe redigirte die erste illustrirte Zeitung, welche in Wien (im Verlage von Waldheim) erschien. Der Versuch mißglückte, die nach mehrjährigem Bestande eingegangene Zeitung erwies sich aber doch als Bahnbrecher für ein späteres ähnliches Unternehmen, welches unter Johannes Nordmanns, des Präsidenten der Wiener Concordia, Leitung prosperirt. Das Kriegsjahr 1866 raffte Parthe in jungen Jahren dahin: er hatte, während die Preußen sich Wien näherten, Bild und Wort für die „Illustrirte" zu beschaffen, und lief sich die Lungensucht an den Hals.

Knapp vor Anbruch des Jahres 1848 begann Gustav Heine, Heinrich Heines speculativer, seither baronisirter Bruder, das Fremdenblatt in Wien herauszugeben, welches sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es wurde von jeher bei Hof und in der Aristokratie mit Vorliebe gelesen, man sagte sogar, daß es des Kaisers einzige Lectüre sei. Es steht der Regierung in Cisleithanien und auch dem Minister des Auswärtigen sehr nahe. Heine ist heute wieder die Seele des Blattes, von welchem er sich einige Zeit zurückgezogen hatte, als das Blatt im Jahre 1872 in den Besitz einer Actiengesellschaft, welche große Papierfabriksetablissements in der Gegend von

Digitized by Google

Arnau besitzt (einst den Brüdern Lorenz gehörig), übergegangen war. Im Sommer 1875 war Heine mit den Matadoren des Verwaltungsrathes der Actiengesellschaft, die er selbst gegründet, so zerfallen, daß er durch einen gewissen Wallenstein, einen Prager Juden, der beim Fremdenblatt jahrelang den Theaterklatsch besorgt hatte, eine Art Gegenfremdenblatt gründen ließ, welches unter der Firma „Die Wahrheit" nur wenige Wochen existirte. Eine viel längere Dauer hatte das „Neue Fremdenblatt", welches aus den Rippen des alten geschnitten worden war. Heller und Wiener, zwei Mitarbeiter des Fremdenblattes — der erstere beim politischen Theil, der letztere beim Feuilleton in hervorragender Weise thätig —, zerfielen im Jahre 1863 mit ihrem Principal Heine, dem man ein sehr selbstbewußtes Wesen nachsagt, traten aus ihren Stellungen aus und gründeten ein eigenes Blatt, welches sich als „Neues Fremdenblatt" zwölf Jahre lang erhielt, nachdem es in den letzten Jahren ganz in Wieners Hände übergegangen und streng officiös geworden war. Winternitz, auch ein Sohn des Prager Ghettos, war die Seele des politischen Theiles, Wiener, dessen Abstammung eine ähnliche, belebte mit seiner pikanten Feder — er ist einer der beliebtesten Plauderer Wiens — das Feuilleton. In seiner Jugend war er Officier gewesen, jetzt ist er Mitarbeiter der Presse, Gemeinderath von Wien und Ritter der eisernen Krone. Eine Zeit lang war er vor Nordmann Präsident der Concordia gewesen, für die er sehr viel gethan hat. Er begrüßte in seiner Eigenschaft als Präsident die Wiener Geldgrößen und haranguirte sie zu Capitalsspenden, die angesichts der guten Zeiten (man schrieb 1872 und die Börse war im glänzendsten Fahrwasser und in der üppigsten Wechselbeziehung zur Presse) sehr ergiebig ausfielen. Ihm hat es die Concordia zum guten Theil zu verdanken, wenn sie heute ein Vermögen von mehreren hunderttausend Gulden und einen Pensionsfond besitzt, der schon mancher Wittwe, manchem hinterlassenen Kinde eines Schriftstellers zugute kommt. Es dürfte wohl keine Schriftstellerverbindung in Deutschland und dem stammverwandten Oesterreich so gut situirt sein wie die Wiener Concordia. Sie hat in diesem Augenblick auch so manchen Genossen zu unterstützen, dem es recht schlecht geht. Ueber die Wiener Journalistik sind magere Jahre gekommen und gar mancher, der noch vor vier Jahren hoch zu Roß saß, ist heute durch die Brust geschossen und nagt am Hungertuch. Da, wo noch im Jahre 1873 Drei saßen und sich auf wohldotirte Grandseigneurs hinausspielten, sitzt jetzt Einer, der bei kargerem Lohn die Arbeit der drei verrichten muß. Jedes Blatt hat sein Ausgabebudget herabgesetzt, weil ihm selbst der Brotkorb höher gehängt wurde. Die Betheiligungen und Subventionen haben aufgehört, die Journale sind auf die Pränumerationsgelder und die in Folge der Geschäftslosigkeit spärlich genug fließenden Inserate angewiesen. Nicht alle können wagen, was die „Neue

Digitized by Google

freie Presse" kürzlich gewagt hat, als sie den Pränumerationsbetrag um vier Gulden erhöhte. Da nun im Laufe der drei, vier fetten Jahre (1870 bis 1873) eine massenhafte Einwanderung von Journalisten nach Wien stattfand, so mußte der Rückschlag für zahlreiche Existenzen ein recht empfindlicher sein. Da ist nun die Concordia da pour corriger la fortune. Sie hilft dem auf den Sand Gesetzten über die schlimmsten Tage hinweg und nährt ihn, bis er wieder irgendwo in einen sicheren Hafen eingelaufen ist. Das stärkste Contingent zu der Wiener Journalistenarmada lieferte übrigens von jeher Böhmen. La Bohême ist tonangebend in den Wiener Redactionsbureaus, ein gutes Drittel der Wiener Journalisten ist dem Ghetto von Prag entstammt. Viele Kinder dieses letzteren haben ihr Glück gleich in Wien gesucht und auch zum großen Theil gefunden — andere sind erst durch die Prager Schule gegangen. Und diese ist eine gute — Prag ist in dieser Beziehung Kleinleipzig und bildet seine Leute. Die Prager Redactionsbureaus haben eine große Aehnlichkeit mit dem Prager Theater: wie dieses für den strebsamen Künstler, so ist das Bureau der Prager Bohemia oder des Tagesboten aus Böhmen für den strebsamen Journalisten eine seine Gesammtbildung fördernde Durchgangsstation. Die Sonntag, die Lucca, die Dustmann-Mayer, die Niemann, die Bayer-Bürk, die Sänger Nachbaur und Steger, die Schauspieler Löwe und Hase und viele Andere haben ihre Laufbahn in Prag begonnen — die Zahl der Journalisten, welche von Prag ausgegangen sind, um später eine Rolle in Wien zu spielen, ist Legion. Einige haben wir bereits erwähnt, Anderer wollen wir noch bei der flüchtigen Umschau über jene Blätter gedenken, die sich dieselben annectirt haben.

Auch Martini, der Redacteur des „Wiener Fremdenblattes", ist in der Prager Schule aufgewachsen. Er war Mitarbeiter des im April 1848 begründeten „Constitutionellen Blattes" aus Böhmen, für welches er eine Serie von Bildern aus dem Honvedleben schrieb. In den fünfziger Jahren wandelte er auf officiellen Geleisen, indem er Redacteur der amtlichen „Prager Landeszeitung" wurde. Von da kam er zum Fremdenblatt.

War das „Fremdenblatt" noch seinem Ursprunge nach ein vormärzliches Gewächs, so sah das Jahr 1848 eine Unzahl von Journalen erwachsen, von welcher sich jedoch nur eines bis auf den heutigen Tag erhalten hat: die „Presse". Wohl hielt lange Jahre eine Achtundvierziger Collegin gleichen Schritt mit ihr, die „Ostdeutsche Post" — in der Mitte der sechziger Jahre ging ihr der Athem aus. Das Gros der 1848 begründeten Journale brachte es nicht über dieses Jahr hinaus. Häfers „Constitution", Mahlers „Freimüthiger", Bechers „demokratisches Journal", Friedmanns „Gradaus", Buchheims „Studentencourier" — sie alle gingen am Belagerungszustand für immer zu Grunde. Auch keine Auferstehung gab es mehr für sie. Der fröhliche

Digitized by Google

Tag einer solchen leuchtete nur der „Presse" und der „Ostdeutschen Post". Die erstere hatte der große Faiseur Zang, der einmal in Paris Bäcker gewesen war, die letztere Kuranda begründet, der bis dahin in Leipzig die Grenzboten redigirt hatte. Auch Kurandas Wiege stand in der Prager Judenstadt. Ein anderes Kind dieser letzteren, Michael Klapp, war Kurandas Adlatus beim Feuilleton der „Ostdeutschen Post". Klapp ist in Komperts Fußstapfen getreten und hat wie dieser das Prager Ghetto treffend geschildert. Nur sind Komperts Ghettogeschichten viel brillanter geschrieben als die Erzählungen Klapps aus der „Gasse", obwohl letzterem, sind sie auch nicht so tief angelegt, so nobel gehalten wie Komperts Geschichten, ein sehr drastischer Zug eigen ist. Heute giebt Klapp die officiöse „Montagsrevue" in Wien heraus, die sich durch die sogenannten „Intimen Briefe", die sie durch vier Jahre allwöchentlich brachte, ein gewisses Renommée erworben hat. In diesen intimen Briefen lagerte ein Anonymus alle Scandalgeschichten ab, die ihm über Koryphäen aus dem alttschechischen Lager zu Ohren kamen. In das Innerste des Familienlebens drang der Briefschreiber ein, und es gab keine Schandthat im öffentlichen und Privatleben, deren sich die alttschechischen Matadore nicht schuldig gemacht hätten — wenn man dem Intimus hätte glauben sollen. Die Alttschechen setzten Alles daran, den letzteren kennen zu lernen, und schließlich soll es ihnen auch gelungen sein, dem Geheimniß auf den Grund zu kommen. Sie behaupten, ein Jurist, der vor Jahren mit der Strafjustiz einen sehr zu seinem Nachtheil ausgefallenen Conflict gehabt, sei der Autor der berüchtigten Briefe gewesen. Ein Aufsatz Klapps war es — „Gödöllö" überschrieben —, der im Frühling 1876 das Verbot der Gartenlaube in Cis- und Transleithanien zur Folge hatte.

Kompert, der in dem böhmischen Städtchen Münchengrätz das Licht der Welt erblickt, ist heute ein reicher und angesehener Mann, wenn er auch nicht im Wiener Reichsrath sitzt, wie Kuranda, der die „Ostdeutsche Post" mit der ihm innewohnenden „staatsmännischen" Schlauheit an den Klippen der Reactionszeit vorbeisteuerte, zuletzt aber in einen diplomatisch trockenen Ton verfiel, daß Wien keinen rechten Geschmack mehr an dem Blatte fand.

Die „Presse" ist die einzige journalistische Schöpfung des Jahres 1848, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Aber welche Wandlungen hat sie in dieser Zeit durchgemacht! In den Tagen des Belagerungszustandes mußte sie von Wien nach Brünn übersiedeln. Nach Wien zurückgekehrt, war sie lange Jahre hindurch das tonangebende und zugleich verbreitetste Blatt Wiens. Da erfolgte im Sommer 1864 der Abfall Friedländers und Etiennes und die Gründung der „Neuen freien Presse" durch die ebengenannten zwei Hauptmitarbeiter der „Presse". Es war ein Kampf auf Tod und Leben, welchen die rivalisirenden Blätter, das alte und das junge, eine Zeit lang führten —

Digitized by Google

ein Kampf, der zum Nachtheil des älteren Blattes ausfiel. Die Bedeutung der „Presse" nahm nun von Jahr zu Jahr ab, die Zahl der einst so massenhaften Abonnenten (man schätzte sie in den besten Tagen der „Presse" auf weit über zwanzigtausend) schmolz wie der Schnee im Frühlingssonnenschein. Heute ist die „Presse" ein officiöses Blatt von mäßiger Verbreitung und gilt als Organ Lassers, des Ministers des Inneren. Es herrscht ein sehr solider, nur mitunter zu trockener, doctrinärer Ton in dem Blatte, welches ganz ausgezeichnete Kräfte zu Mitarbeitern zählt. Die Hälfte kommt wieder auf das Prager Conto. Der unermüdliche Kohler, dessen Artikel ebenso sachkundig wie elegant geschrieben sind, der Aesthetiker Bayer, der Feuilletonist Wiener: sie sind insgesammt Prager Kinder. Auch Hofmann, der administrative Leiter des Blattes, ist ein Böhme. Er war seines Zeichens kaiserlich königlicher Finanzrath, plauderte als solcher ein Amtsgeheimniß an die „Presse" aus, wurde pensionirt und fand bei dem Blatte eine gute Pfründe. Dasselbe hat noch immer Mittel, seine Leute gut zu bezahlen. Lecher, der nominelle Redacteur, bezieht einen Gehalt von achttausend Gulden. Zu dem großen Stab des Blattes gehören auch noch Schelle, der gediegene Musikkritiker, Grasberger, der Kunstreferent, und Singer.

In den fünfziger Jahren wurden in Wien noch drei große Blätter gegründet, welche insgesammt eine Zeit lang eine gewisse Rolle spielten, sich jedoch auf die Länge nicht zu erhalten vermochten. Am längsten lebte noch der „Wiener Lloyd", der später in die „Oesterreichische Zeitung" umgetauft wurde. Warrens schrieb seine schneidigen, brillant bezahlten Artikel für dieses Blatt. Man sagt, daß er hundert Gulden für den Leitartikel bekommen habe. Kompert redigirte das Feuilleton der „Oesterreichischen Zeitung" mit Geschick und Geschmack. Die von Schwarzen herausgegebene „Donau" trat in ungewöhnlich glänzender Ausstattung auf, vermochte sich jedoch nicht lange auf dem ursprünglichen Niveau zu behaupten. Die dritte Nummer in der Trias jener Journale, die bald nach ihrer Gründung wieder vom Schauplatze verschwanden, ohne eine Spur zurückzulassen, war die „Debatte". Sie fand ein noch ungünstigeres Terrain vor als die „Donau", welche wenigstens unter der Patronanz einer bedeutenden Persönlichkeit das Licht der Welt erblickte. Hatte doch Schwarzen im Jahr 1848 eine Rolle gespielt, wenn er sich auch als Minister der öffentlichen Arbeiten nicht lange zu behaupten vermochte und nach der Affaire vom 25. August 1848, bei welcher die Nationalgarde auf die Arbeiter Feuer gab, sein Portefeuille niederlegte.

Wir kommen jetzt zu den zwei großen journalistischen Schöpfungen der letzten zwölf Jahre, welche Glück hatten. Der Gründung der „Neuen freien Presse" haben wir schon gedacht, als wir von der „Presse" sprachen. In den zwölf Jahren ihres Bestandes hat sich die „Neue freie" zu dem einfluß-

Digitized by Google

reichſten und verbreitetſten Journal Oeſterreichs aufgeſchwungen. Sie iſt die Times Oeſterreichs, und wie die Times hat ſie auch viele Sünden auf dem Gewiſſen. Man denke nur an ihre Haltung im Ofenheimproceß. Dagegen iſt ſie ungleich conſequenter als die engliſche Collegin. Im ſerbiſch-türkiſchen Kriege war ſie das beſtbediente Blatt. Im Departement des Innern iſt die „Neue freie" das Organ der öſterreichiſchen Verfaſſungspartei par excellence, und da letztere, ſofern ſie nicht im reinen Miniſterialismus aufgeht, in Herbſt ihren bewährten Führer erblickt, kann man die „freie Preſſe" als Herbſts Organ anſehen. Im Departement des Aeußeren vertritt ſie mit Zähigkeit der großen Frage gegenüber, welche gegenwärtig die Welt bewegt, den Standpunct, daß die Türkei ſchon darum erhalten und von Oeſterreich nicht fallen gelaſſen werden dürfe, weil der nächſte kranke Mann, der dann an die Reihe käme — Oeſterreich wäre. Der conſequenten und zugleich energiſchen Haltung nach Innen und nach Außen hin hat es die „Neue freie Preſſe" zu verdanken, daß ſie das beſtgehaßte Blatt iſt, ſoweit die ſlaviſche Zunge erklingt. Sie klopft die Tſchechen und die Ruſſen. Auch unter den Mitarbeitern der „Neuen freien" befindet ſich ſo mancher, deſſen Wiege am Ufer der Moldau geſtanden. Da iſt vor allem der Muſikkritiker Hanslik, der Wagner gegenüber ungefähr denſelben Standpunct einnimmt, welchen die „Neue freie Preſſe" ſelbſt den Tſchechen gegenüber einhält. Hanslik iſt der Sohn eines Prager Bibliotheksbeamten, dem ein namhafter Lotteriegewinn geſtattete, der Beamtenlaufbahn Valet zu ſagen. Auch Friedrich Schütz, der den Miniſtern und Parlamentsleuten ſo gut auf den Zahn zu fühlen verſteht, iſt ein Prager Kind. Schütz war ſchon in Prag der Ueberall und Nirgends. Er ſchrieb über Politik und Theater, dichtete am Tage Luſtſpiele und las am Abend ſeinem Gönner Herbſt die Zeitungen im deutſchen Caſino vor. Als Chotek unter Hohenwart Statthalter von Böhmen war, hätte er gern die Aufführung des politiſchen Luſtſpiels „Kabale" von Schütz verhindert, weil daſſelbe eine Perſiflage des Miniſteriums Hohenwart involvirte. Doch mochte er das Stück nicht direct verbieten, welches den Fall jenes engliſchen Miniſteriums zum Sujet hatte, deſſen Mitglieder in den Initialen ihrer Namen, ſtellte man dieſe nebeneinander, das Wort Kabal wiedergaben. Der Statthalter ließ den damaligen Theaterdirector Wirſing kommen und ſagte zu ihm: wählen Sie zwiſchen mir und Herrn Schütz. Der ſchlaue Wirſing — ſchlau hat er ſich immer auch da gezeigt, wo er die Schwenkung zum tſchechiſchen Theater ausführte, deſſen Director er heute iſt — verſtand den gräflichen Wink und verſchob die Aufführung des Luſtſpiels um einige Tage. Mittlerweile gingen die Fundamentartikel in die Brüche, Chotek reſignirte auf die Statthalterſchaft, „Kabale" wurde anſtandslos gegeben, wenn es nun auch ſchon einen überwundenen Standpunct repräſentirte. Hat Hanslik's Vater ein Terno in der

Lotterie gemacht, so machte Schütz selbst ein solches im wirklichen Leben. Er heirathete die Wiener Hofopernsängerin Dilner und hat es heute „Gott sei Dank" eigentlich nicht nöthig Journalist zu sein. Schütz ist ein ungemein begabter Autodidakt.

Eine Specialität auf dem Gebiete der Kritik ist Speidl, der bei der „freien Presse" das Burgtheater „besorgt". Speidl hat mit Hanslik und seinem Collegen Bayer von der alten Presse das gemein, daß er einen eleganten, fein zugeschliffenen Stil und dabei doch auch sehr verständlich schreibt. Das sind bei Kritikern selten vorkommende Tugenden, allerdings doppelt hoch anzuschlagen bei Musikkritikern, die in der Regel an einem verwickelten Periodenbau laboriren und so unklar und unverständlich schreiben, wie die meisten Sänger singen. Der auch von Prag ins Wiener Leben übersetzte Musikschriftsteller Ambros, der für die „Wiener Abendpost" das Musikreferat besorgte, war ein abschreckendes Beispiel in dieser Richtung. Schwülstig und weitschweifig bis zum Exceß begann er von der Flöte der Egypter zu sprechen, wenn er ein Musikdrama der Gegenwart zu beurtheilen hatte. Hanslik ist da sein gerader Gegenfüßler, und Speidl ist eine Art Hanslik auf außermusikalischem Kunstrichtergebiet. Vor dem sanften, gutmüthigen Bayer hat er die Schneidigkeit und Schärfe voraus, dagegen übertrumpft ihn Bayer, der während seines Prager Aufenthaltes ein recht bequemer Geselle gewesen, an Fleiß, seit er in Wien ist. Die Wiener Phäakenluft, die sonst auf die Arbeitslust ertödtend oder doch lähmend zu wirken pflegt, hat auf Bayer entgegengesetzte Wirkung ausgeübt. Während Bayers Verleger in Prag, der wackere Marcy, zu klagen pflegte, daß Bayers kunstgeschichtliche Werke keinen rechten Erfolg haben konnten, weil der Verfasser das Erscheinen der einzelnen Abtheilungen immer verzögerte, entwickelt der einst so sorglose Schriftsteller, seit er in Wien ist, eine geradezu staunenswerthe Thätigkeit. Er schüttelt die kritischen und literaturgeschichtlichen Feuilletons aus dem Aermel und ist so das contradiktorische Gegentheil seines Collegen Speidl, der förmlich gezwungen werden muß, über eine dramatische Novität zu schreiben.

Die „Neue freie Presse" hat bei ihrer Gründung den Anfang damit gemacht, den Roman in den Spalten des Feuilletons in großartiger, bis dahin in Wien nicht üblicher Weise zu cultiviren. Man war in dieser Beziehung in Wien nur zu sehr gewohnt, mit Wasser zu kochen und sich mit Uebersetzungen aus dem Französischen oder Englischen fortzufristen oder besseren Falles an den Localroman zu appelliren, der in der Regel auch ein Criminalroman war. Huldigen doch bis zum gegenwärtigen Augenblick große Blätter, wie z. B. das „Fremdenblatt", weiser Sparsamkeit, sich mit Uebersetzungen aus dem Französischen begnügend. Die „Neue freie Presse" schoß in dieses System Bresche, indem sie einen Roman von Auerbach: „Auf der Höhe" er-

Digitized by Google

warb und für ihn ein Honorar von viertausend Thalern zahlte. Sie zwang die „Presse" es ihr nachzumachen, und es entspann sich zwischen beiden Blättern ein Wettkampf in Romanen. Die „Freie Presse" requirirte „Hammer und Ambos" von Spielhagen, die Rivalin nahm den von der anderen Seite wie eine ausgequetschte Citrone fallen gelassenen Auerbach auf und brachte dessen „Landhaus am Rhein". So ging es im Wiener Romankriege mit Grazie weiter, und in die Taschen der Romanschreiber flossen ganz hübsche Sümmchen.. Die anderen Blätter wurden gezwungen, in ähnlicher Weise vorzugehen, bis der Krach der Hetzjagd ein Ende machte. Knapp vor diesem erhielten noch Alfred Meißner für den Roman „Die Kinder Roms" von der „Presse" fünftausend, Lucian Herbert für den Roman „Casanova" vom „Neuen Fremdenblatt" dreitausend, für den Roman „Testament Peters des Großen" von der „Neuen freien Presse" achtzehnhundert Gulden. Der Krach führte da eine gewaltige Aenderung herbei, die „Freie Presse" konnte es bei ihrer festfußenden Verbreitung riskiren, den Roman ganz über Bord zu werfen, die übrigen Blätter, die genöthigt waren, ihn beizubehalten, reducirten die Honorare.

Die zweite glückliche Schöpfung des letzten Decenniums auf journalistischem Gebiete war das „Wiener Tagblatt", welches Szeps im Jahre 1867 herauszugeben begann. Das „Tagblatt" ist in Wien das verbreitetste Blatt und namentlich in den Vorstädten zu Hause. Im localen Theil des Blattes wie im Feuilleton herrscht eine große Regsamkeit und sind namentlich an letzterem ganz ausgezeichnete Kräfte betheiligt. Schlesinger ist ein geistreicher Plauderer, Schlögl ein Beobachter Wiener Lebens, der nicht seines Gleichen hat. Der Jungtscheche Schambeer, der unermüdliche Wolff, der Schrecken der Minister, die er interviewt — der gewandte Giskra selbst war ihm gegenüber wehrlos wie ein Kind — gehören zum Stabe des Blattes. Die Romane des „Tageblattes" sind meistens dem Wiener Localleben entnommen, und auch seine zahllosen Inserate lesen sich wie ein Roman aus dem Wiener Leben. Während des serbisch-türkischen Krieges war das Blatt nicht frei von russischen Sympathien. Das Organ der Demokratie, wie sich das „Tagblatt" nennt, stand so gewissermaßen auf gleichem Niveau, wie die gleichfalls mit den Serben und Russen liebäugelnde „Presse", wenngleich beide Blätter natürlich von ganz anderen Prämissen ausgingen. Und manches Sensationstelegramm des „Tagblattes" ging in die Zeitungen der Provinz über, dem Publicum dieser letzteren eine kleine Emotion bereitend. Es gehört nämlich zu den Nebenverdiensten der Wiener Journalisten, mit den Zeitungen in den „Kronländern" Verbindungen anzuknüpfen und diesen das Wichtigste aus dem Inhalte der Blätter, bei denen sie arbeiten, telegraphisch mitzutheilen. Die Provinzblätter werden

Digitized by Google

hiedurch in die Lage versetzt, die betreffenden Nachrichten gleichzeitig mit dem Wiener Blatte zu bringen, welchem sie eigentlich zugegangen sind. Durch diese Manipulation fließen den Provinzjournalen oft interessantere Mittheilungen zu, als welche ihnen das officiöse Correspondenzbureau, das sich nicht durch eine besonders rasche Expedition auszeichnet, zukommen läßt. Natürlich wird dem Eigenthumsrecht des Wiener Blattes auf die betreffende Nachricht insofern Rechnung getragen, als das Telegramm des Provinzblattes die Fassung erhält: das Wiener Blatt X oder Y bringt die Nachricht u. s. w.

Fast ebenso sehr wie heute das „Tagblatt" war vor einigen Jahren die „Morgenpost" in Wien verbreitet. Landsteiner, der sie jahrelang leitete, war eben ein so geriebener Faiseur wie Szeps, der das „Tagblatt" in den fetten Jahren an die Actiengesellschaft Steyrermühl verkaufte, sich Leitung und Einfluß vorbehaltend. Auch die „Constitutionelle Vorstadtzeitung", von dem Buchhändler Hügel herausgegeben, hatte einst großen Einfluß und eine namhafte Verbreitung in Volkskreisen. „Morgenpost" und „Vorstadtzeitung" sind aber lange nicht mehr das was sie waren, wenn sie auch noch immer ihr Publicum haben.

Zu einer gewissen Bedeutung hat es in den letzten Jahren die „Deutsche Zeitung" gebracht, das jüngste unter den großen Tagesblättern Wiens. Es sind von deutschen Männern, zumeist Abgeordneten, große Summen gezeichnet worden, sie ins Leben zu rufen, aber die Fonds zerstoben wie Spreu im Winde, so ungeschickt wurde mit ihnen operirt, so kostspielig und dabei doch verfehlt war die Anlage des Ganzen. Die Deutschen Oesterreichs und vor allen die Jungdeutschen sollten die „Deutsche Zeitung" als ihr Leibblatt betrachten, und es wurde daher die Organisation des Unternehmens und dessen ganze Leitung einem jungdeutschen Matador in die Hände gegeben. Dieser (Pickert) zeigte sich aber seiner Aufgabe nicht gewachsen, mußte nach zwei Jahren abtreten, und es trat eine Krise ein, der erst die Berufung Reschauers zum Redacteur ein Ende machte. Reschauer war früher Mitarbeiter des Wiener „Tagblattes" und Verfasser mehrerer volksthümlichen Werke, unter welchen die Geschichte der Wiener Revolution vom Jahre 1848 einen hervorragenden Platz einnimmt. Der neue Redacteur hob das Blatt rasch und heute hat es namentlich in Deutschböhmen eine hübsche Verbreitung. Das Blatt hat Haare auf den Zähnen und es geht ein frischer, streitbarer Ton durch dasselbe. Mit der „Neuen freien Presse" lebt es auf gespanntem Fuße und geht überhaupt, auch die officiösen Blätter über die Achsel ansehend, seine eigenen Wege. Auch von seinen Mitarbeitern sind viele ursprünglich in Prager Redactionsstuben gesessen, so der jüngst verstorbene Horsky, Seligmann, Heller und März. Horsky und März begannen ihre Laufbahn beim „Tagesboten" aus Böhmen und hatte namentlich der erstere ein bewegtes

Digitized by Google

Vorleben. Er war zuerst Mönch, wurde dann liberaler Schriftsteller, der sich die Schilderung des Klosterlebens zur Domäne auserwählte, ging dann wieder ins klericale Lager über, als er im Jahr 1868 in Prag die von Pfaffen begründete Wochenschrift „Zeit" redigirte und wurde dann wieder freisinnig. Heller war lange Theaterreferent der „Bohemia" in Prag und ist Verfasser eines dickleibigen und schwer verdaulichen „Ahasver".

Der Vollständigkeit wegen wollen wir noch jene „Tagesblätter" nennen, von welchen sich eben nur die Thatsache constatiren läßt, daß sie existiren. Die „Tagespresse", das „Vaterland", der „Volksfreund" gehören in diese Kathegorie. Verhältnißmäßig wird noch das erstgenannte Blatt am meisten gelesen und zwar zumeist in militärischen und überhaupt in solchen Kreisen, welche sich auf das specifische Oesterreicherthum hinausspielen. Was das „Vaterland", das „Junkerblatt" und der „Volksfreund", das Organ der Klericalen, schreibt, hat in Wien den Charakter eines öffentlichen Geheimnisses, so wenig verbreitet sind diese beiden Blätter. Für Soldatenkreise ist auch noch die „Wehrzeitung" da, ein Blatt, das ab und zu durch seine Ausfälle gegen den Reichsrath von sich reden macht.

Bis zum Krach war Wien überdies mit volkswirthschaftlichen Wochenblättern förmlich gepflastert. Die Mehrzahl derselben führte den Revolver im Schild und wandelte das Zeitwort: ich nehme, du nimmst, er nimmt, in allen Formen ab. Nach dem Mai 1873 gingen diese Wochenblätter zu Hunderten ein. Aehnlich ging es mit den sogenannten Witzblättern, von welchen es auch viele nur auf Ausbeutung abgesehen hatten. Das älteste und gediegenste Witzblatt in Wien ist der „Figaro". Figaro ist für Wien das, was „Kladderadatsch" für Berlin ist. Er befleißigt sich bei aller Schlagfertigkeit eines leidlichen Tones, während seine nachgeborenen Collegen „Floh", „Humoristische Blätter" und „Bombe" mehr ins Derbe schillern. „Floh" hat viel verloren, seit sich Klitsch von ihm losgesagt und die „Humoristischen Blätter" gegründet hat. Die glänzendsten Bilder hat die „Bombe", deren Zeichner ein außerordentliches Talent ist. Schade, daß das Blatt im übrigen so sehr der Reclame dienstbar ist.

Indem wir in Vorstehendem eine übersichtliche Skizze der Wiener Journalistik von heute zu geben versucht haben, sind wir uns recht wohl bewußt, daß diese Skizze auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann. Wir hatten aber auch nur die Absicht, zu zeigen, welchen enormen Aufschwung die Journalistik in Neuwien in Vergleich mit den vormärzlichen Verhältnissen auf demselben Gebiet genommen hat — und zwar trotz aller Daumschrauben, die man der periodischen Presse auch in Neuösterreich anzulegen bemüht war. Dieser Schrauben aber gab es eine stattliche Reihe. Zuerst herrschte jahrelang der Belagerungszustand in Wien, dann kamen Jahre schwerer Reaction,

Digitized by Google

wo die octroyirte Verfassung vom 4. März 1849 in Verstoß gerieth und die Preßfreiheit mit sich fortriß. Wohl blieb das Preßgesetz bestehen, aber es war nur eine Fiction. Nominell war die Censur aufgehoben, in Wahrheit mußte bis zum Jahre 1860 jede Journalnummer in Wien dem Censor vorgelegt werden. Und nicht genug daran — es wurde auch die Inseraten- und Stempelsteuer eingeführt und so die Einschnürung der Presse vollendet. Jedes Inserat mußte eine Gebühr von dreißig Kreuzern, jede Journalnummer einen Stempel von einem Kreuzer Conventionsmünze bezahlen. Daß unter solchen Umständen die Einschnürung der periodischen Presse nicht zu vollständiger Erwürgung führte, war ein wahres Wunder. Nach einigen Jahren wurde wohl der Journalstempel von einem Kreuzer Conventionsmünze auf einen Kreuzer österreichischer Währung, also etwa um zwei Fünftel reducirt. Aber kaum hatte man die Presse materiell entlastet, so rückte man ihr wieder mit dem objectiven Verfahren auf den Leib. Und sie behauptet sich doch.

Die Verfasserin von „Eritis sicut deus".

Von C. Mezger.

In den Blättern für literarische Unterhaltung, 1875, Nr. 36, S. 567 war, aus Anlaß eines Aufsatzes von Rosenkranz in seinen gesammelten kleineren Schriften, zu lesen: „Der Roman „Eritis sicut deus", welcher die Extreme des Neuhegelthums schilderte, hat, wie sich später herausstellte, Marie Schwab, Schwester des bekannten Dichters, zur Verfasserin, die ganz ernsthaft versicherte, daß ihr Roman göttliche Offenbarung sei." Diese Behauptung wurde zwar in einer späteren Nummer mit aller Bestimmtheit widerrufen. Auch könnte in unseren Tagen, die Wichtigeres zu verhandeln haben, von diesem Buch, wenn von irgend einem, nicht ohne einige Berechtigung gesagt werden: Laßt die Todten ihre Todten begraben. Dennoch werden die nachfolgenden Zeilen beweisen, daß gute Gründe vorliegen, auf dasselbe zurück zu kommen.

Diese Gründe sind zunächst persönlicher Art. Natürlich nicht insofern, als sollte etwa zu Ehren G. Schwabs gegen jenen, in der That eben so unbegründeten als unbegreiflichen Bezicht nochmals Protest eingelegt werden. Denn wer mit Schwabs Denkungsart und Charakter, noch mehr, wer mit dessen Familienverhältnissen halbwegs bekannt ist, mußte von vornherein die Unterstellung, eine Schwester des Dichters sei die Verfasserin des Buches, für eine völlig verunglückte Verirrung des Scharfsinns halten. Wohl aber ist man hier zu Land, und ist insbesondere der Berichterstatter in der Lage, über

Digitized by Google

die Autorschaft des Romans und die Persönlichkeit seiner Verfasserin einige genaue Aufklärungen bieten zu können, die bei dem Dunkel, das in manchen literarischen Kreisen noch darüber zu schweben scheint, an sich schon auf lebhafte Theilnahme rechnen dürfen. Könnte ja sonst besagtes Märchen von Schwabs Schwester leichtlich in manchen Köpfen fortspuken und einen unserer Tagschreiber reizen, es in einer Literaturgeschichte wieder aufzutischen.

Hierzu kommt aber ein noch zwingenderer Grund von allgemeiner, die kirchlichen Interessen der Gegenwart empfindlich berührender Bedeutung. Jener Sensationsroman in voller Bedeutung des Wortes ist eine höchst bezeichnende Signatur seines Jahrzehnts, der bedauerlichen Reactionszeit in politischen und wissenschaftlichen Dingen. Wären wir ganz fertig mit dieser Reaction, so könnte derselbe immerhin ad acta gelegt und höchstens in der Geschichte des Schriftthums jener Periode fürderhin genannt und gekennzeichnet werden. Das ist aber leider nun gar nicht der Fall. Im Gegentheil lebt der Geist, dem das fragliche Buch entsprungen ist, noch immer fort. Es ist diejenige Geistesrichtung der evangelischen Kirche, welche gewohnt, die Religion als Parteisache zu betrachten, sich berufen und berechtigt glaubt, jeder freieren Regung der Wissenschaft entgegen zu treten, und sich nicht scheut, sie selbst mit höchst zweideutigen Mitteln zu verdächtigen und zu verunglimpfen. Weit entfernt, in unseren Tagen ausgestorben zu sein, ist dieser Geist vielmehr da und dort eine Macht geworden, die es gerathen erscheinen läßt, allen Freunden eines gesunden Christenthums den Ruf der Warnung zuzurufen. Denn er ist es, der fort und fort das Wachsthum einer unbefangenen Bibelwissenschaft stört, unsere Kirche in der ihren Principien entsprechenden Selbstentwickelung aufhält und sie dadurch verhindert, mit geschlossener Phalanx den ultramontanen Anmaßungen und Angriffen entgegen zu treten, ja der theilweise sogar mit Rom liebäugelt. Diese Richtung geht in Nord- und Mitteldeutschland meist Hand in Hand mit einer starren, symbolgläubigen Orthodoxie, in Württemberg aber ist sie ein stehendes Anhängsel des sogenannten Pietismus. Hier wie dort ist sie augenscheinlich seit einigen Decennien in Zunahme begriffen und hat dadurch, daß sie die für segensreiches Wirken gesetzten Schranken merklich überschreitet, ein wie für die Wissenschaft, so auch für das sociale und staatliche Leben bedenkliches Uebergewicht erhalten. Gleichwohl muß wenigstens unserem Pietismus zugestanden werden, daß er neben den mancherlei Schattenseiten auch seine verdienstlichen Lichtseiten hat, welche beiden Seiten gerade in der Persönlichkeit und Wirksamkeit der Verfasserin unseres Romanes sich gewissermaßen verkörpert haben.

In Schwabenland ist man längst im Stande, nicht blos dem und jenem das Zeugniß auszustellen, daß er das in der Aufschrift genannte Buch nicht geschrieben habe, sondern auch mit voller Entschiedenheit sagen zu können, so-

Digitized by Google

wohl wer die Verfasserin ist, als auch, daß sie selbst eben jene ernsthafte Versicherung in einem Schriftchen ausgesprochen hat: ihr Roman sei eine göttliche Offenbarung, sofern ihr einmal Christus in leibhaftiger Gestalt erschienen sei, mit der Weisung, das von ihr Jahre lang zurückbehaltene Manuscript drucken zu lassen. Es ist ein Fräulein, zwar vielleicht dem schwäbischen Volksstamm, aber darum nicht just der Familie G. Schwabs angehörig und unseres Wissens aus Baden gebürtig. Des Weiteren weiß man, daß dieselbe Persönlichkeit seit etwa zehn Jahren mit bestem Erfolg eine von ihr mittelst wohlthätiger Gaben ins Leben gerufene und unterstützte Anstalt zur Heranbildung von Lehrerinnen für Kleinkinderschulen leitet. Ihr Wohn- und Berufsort ist nur wenige Meilen von unserer Hauptstadt entfernt und mit der Eisenbahn in einer Stunde zu erreichen. Wer Lust hat, kann hier jederzeit ihr jetziges Wirken mit eigenen Augen kennen lernen.

Einer, der sich dies eines Tages zu Nutz gemacht und dem der geneigte Leser bis daher Gehör geschenkt hat, darf deshalb wohl auf noch weitere Theilnahme rechnen, wenn er zur Ergänzung dieser kurzen Angaben das Einzelne seines Besuches und was daran hängt, und somit ein Stück aus dem eigenen Leben, des Näheren erzählt

Der besagte Roman erregte natürlich bei seinem erstmaligen Erscheinen in unsern schwäbischen Kreisen allermeist den lebhaftesten Antheil. Bildeten ja nicht allein die von unseren Baur, D. F. Strauß*), Fr. Vischer u. A. vertretenen Anschauungen die Hauptzielpuncte seiner Angriffe, sondern selbst die Localitäten und gerade diese Persönlichkeiten waren darin so kenntlich gezeichnet, daß man's mit Händen greifen konnte, von wem, wann oder wo, dies und jenes gedacht, geredet, gethan worden sein sollte.

Die dadurch hervorgerufene Aufregung in dem ruhigen Schwabenlande war nicht gering. Die Einen begrüßten diese spannende und pikante Darstellung einer ihnen verhaßten Richtung und das über dieselbe gehaltene Gericht mit Begeisterung und Beifall. Die Andern erklärten das Buch für ein durch und durch verwerfliches Machwerk, das, als hämisches Zerrbild wissenschaftlicher Bestrebungen und fast mit Namen genannter Ehrenmänner, einer verbrecherischen Denunciation gleichzuachten sei. Mir selbst war durch Berufsarbeit und anderweitige Studien die Zeit, durch den Widerwillen aber gegen einen so ausgesprochenen Tendenzroman auch die Lust benommen, von dem Buch anders als an der Hand von Berichten aus dem einen wie aus dem anderen Lager Notiz zu nehmen.

---

*) Wann hört man einmal auf, von einem David Strauß zu reden und zu schreiben? Er war doch immer seiner Mutter Fritz und die muß doch den Namen besser gewußt haben als die Zeitungsschreiber.

Digitized by Google

Indeß verlautete nach Ablauf mehrerer Jahre: die mittlerweile bei uns bekannt gewordene Verfasserin habe nicht allein sich zu ihren Roman bekannt, sondern auch in einem besonderen Schriftstück jene Eröffnung gemacht, daß sie nämlich erst in Folge einer persönlichen Erscheinung und Aufforderung des Herrn Christus den schon vor geraumer Zeit geschriebenen Roman, zu dessen Abfassung sie die Mittheilungen ihres Bruders, eines früheren Zuhörers von Baur und Strauß, benützt, der Oeffentlichkeit zu übergeben sich entschlossen habe.

Eine Ferienreise führte mich ganz in die Nähe ihres Wohnorts, und zu dem war mir der Pfarrer des Dorfes befreundet. Jetzt mochte ich der Gelegenheit nicht mehr ausweichen, über die vielbesprochene Schriftstellerin, deren Buch ich indeß immer noch nicht gelesen hatte, deren jetziges Wirken in ihrer Anstalt aber von unbefangenen Leuten sehr gerühmt wurde, Näheres zu erfahren, nach Umständen auch ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Beides gelang ganz nach Wunsch. Als ich dem Pfarrer meinen Besuch machte, bestätigte er mir unverholen die Kunde von der Urheberschaft des Buches sowie auch des zur Rechtfertigung desselben neuestens erschienenen Schriftstücks, zugleich aber gab er der damals neu begründeten Anstalt wie ihrer Schöpferin und Leiterin das beste Zeugniß. Auch mein Verlangen, diese selbst kennen zu lernen, kam ihm erwünscht. Er habe vor kurzem auf eine von ihm höheren Orts eingereichte Bittschrift um Staatsbeitrag zum Behuf einer größeren Ausdehnung ihrer Anstalt eine abschlägige Antwort erhalten; diese hätte er ihr ohnehin in diesen Tagen mitzutheilen gehabt; und so wolle er das in meiner Begleitung thun, ich könne dann auch sehen, wie sie's aufnehme.

In der Erwartung, in dem Fräulein eine mindestens schwärmerisch aufgeregte, mit einer Dosis von Mißtrauen, Zurückhaltung oder auch Schärfe und Selbstgefühl ausgestattete Persönlichkeit zu finden, sah ich mich in erfreulicher Weise getäuscht. Mit größter Seelenruhe nahm sie die Mittheilung des Pfarrers auf, obgleich dadurch die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches vereitelt war. „So habe ich also mein Werk, wie bisher, im Kleinen und blos mit Hülfe guter Leute fortzuführen“, lautete ihre Antwort, ohne alle Gereiztheit und auch ganz ohne irgend welche Salbung des Tones. Desgleichen machten ihre äußere Erscheinung und ihre Mittheilungen über die Anstalt und ihr eigenes Thun den Eindruck eines durchaus schlichten, einfachen, bescheidenen und sehr verständigen Wesens. Und auch, was man seit einer Reihe von Jahren über diese Schule hört, läßt nicht anders denken, als daß unser Heimathland auch an diesem, wie an so vielem ähnlichen, mit aufopfernder Uneigennützigkeit und demüthig frommer Menschenliebe gepflegten Wirken ein schätzenswerthes Förderungsmittel ächter Volkswohlfahrt besitzt.

Einige Wochen später kam bei einem Nachbarschaftsbesuch, den ich einer älteren Freundin meines Hauses machte, auch auf diese Reisebegegnung und -erfahrung nach ihrer erfreulichen Seite die Rede. „Das Fräulein ist eine nahe Verwandte von mir,“ sagte diese Frau, „ich besitze den Roman von ihr, wenn Sie ihn gerne lesen, steht er mit Vergnügen zu Diensten; es wäre mir zudem erwünscht, Ihr Urtheil darüber zu erfahren.“

Jetzt bekam ich das Werk zum erstenmal in die Hand. Ich las es mit ebenso großer Spannung als Verwunderung und Entrüstung in raschem Zuge durch. Mein Urtheil faßte ich in einem eingehenden Antwortschreiben etwa in folgende Worte zusammen: „Meine Erwartung von dem Buche wurde in doppelter Hinsicht übertroffen. Erfindungsgabe, Gestaltungskraft, Talent zur Darstellung auch schwierigen Gedankenstoffes besitzt die Verfasserin in überraschendem Maße. Sie hat einen packenden und fesselnden Roman geschrieben. Auch die Triebfeder und Absicht bei Abfassung desselben mag vielleicht eine gute gewesen sein. Ob sie ihren Zweck erreicht, ist mir sehr zweifelhaft. Gar nicht zweifelhaft, sondern vielmehr ganz gewiß ist mir dagegen, daß die Mittel, womit sie ihrem Zweck zu dienen bemüht ist, entschieden verwerflich sind. Dies hauptsächlich deshalb, weil sie ehrenwerthen, ihr nur durch einseitige Berichte und kaum aus ihren Schriften bekannte, und dennoch zugleich von ihr erkennbar gezeichneten Persönlichkeiten die häßlichsten Motive, Gesinnungs- und Handlungsweisen andichtet. Meine Tochter dieses zum Theil höchst anstößige Schriftwerk lesen zu lassen, könnte ich nicht über mich gewinnen, geradezu unerträglich aber wäre mir der Gedanke, daß dieselbe, und vollends als Mädchen, es geschrieben haben könnte.“

Was sagen wir nun zu diesem Fräulein von ehemals und von jetzt, die vor zwanzig oder dreißig Jahren jenen Roman schrieb und jetzt in dieser Weise wirkt.

Fragen wir, wie solches denkbar und möglich sei, so ergiebt sich als Lösung des Räthsels die längst bekannte, aber hier in einem besonders grellen Licht hervortretende Erfahrung, daß es einen Fanatismus der Frömmigkeit gebe, durch den auch der klarste Verstand verblendet, zu sophistischen Ausschreitungen verführt, vornehmlich aber in seinem sittlichen Urtheil und Verfahren irre geleitet werden kann.

Digitized by Google

Schliemanns Funde auf Hissarlik.

Von Friedrich Schlie.

Die jüngsten Erfolge Schliemanns auf argolischem Boden haben seinen Bestrebungen ein erneutes Interesse gegeben, sodaß ein Rückblick auf seine früheren Funde nicht unzeitgemäß erscheint.

Ueberblicken wir das Resultat seiner ersten Ausgrabungen, zu deren Discussion die namhaftesten Archäologen und Philologen, den ehemaligen englischen Premier Gladstone nicht ausgenommen, ihre Beiträge geliefert haben, so dürfen wohl die folgenden Bemerkungen als der in Kürze aus den bisherigen Erörterungen zu gewinnende Niederschlag bezeichnet werden. Wie Conze*) schon bemerkt hat, handelt es sich dabei vor der Hand freilich mehr um Probleme und ungelöste Fragen als um fertige Ergebnisse.

Die Schliemannschen Funde sind in zwei Hauptgruppen, eine kleinere und eine größere, zu theilen.

Die Funde der oberen Schichten, deren Tiefe nicht auf zwei Meter zu begränzen ist, sondern die stellenweise viel weiter nach unten reichen, stammen von dem jüngeren Ilion her, das, einst von Aeoliern zur Zeit des Kroisos als Colonie gegründet, seinen Namen von dem homerischen Ilion empfing, seitdem als die Stätte des letzteren galt, deshalb z. B. von Xerxes und später von Alexander dem Großen besucht und geehrt wurde, nachher in der Diadochenzeit eine ansehnliche Stadt darstellte, sich als solche bis in die spätesten Zeiten der Römer erhielt und, wie die zahlreich dort gefundenen Münzen der Constantine beweisen, erst nach der Periode dieser letzteren, also erst im Mittelalter verlassen sein kann. Als Julianus, damals noch kaiserlicher Prinz, im Jahre 354 oder 355 die Stadt besuchte, war dieselbe ein aufs Trefflichste erhaltener Wallfahrtsort, in dem eine gewerbsmäßige Periegese bestand. Eine Reihe werthvoller Inschriften, interessante Marmorüberreste griechischer und griechisch-römischer Architectur, Terracottafiguren, Reliefs aller Art, unter diesen eine schön stylisirte, den Helios mit seinem Viergespann darstellende Metope, Schleudersteine mit griechischen Stempeln u. a. m. sind unter diesen Funden in erster Reihe zu nennen. Nur können die Architecturstücke nicht ohne Weiteres den Bauten des Lysimachos zugerechnet werden, sondern es muß dabei auch an die Zeiten des Julius Cäsar und Augustus gedacht werden, die beide als Erneuerer und Wohlthäter der Stadt gefeiert worden sind. Gerade im Interesse der Funde dieser Art ist gewünscht worden, daß die

*) Preuß. Jahrb. Bd. 34 (1874), p. 398 ff.

Ausgrabungen, sei es unter Schliemann, sei es später irgend einmal, auf die benachbarten Felder als den eigentlichen Bereich der griechisch-römischen Stadt ausgedehnt würden (vgl. Tafel 213 des Atlas).

Die Funde der mittleren und unteren Schichten bis auf den nach sechszehn Meter Tiefe erreichten Urboden werden von Schliemann aus verschiedenen, vor der Hand aber nicht zwingend genug erscheinenden Gründen in vier, nach Schliemann ebensoviele Culturperioden repräsentirende übereinander liegende Gruppen gebracht. Dem aber ist schon auf Grund der Tafeln des Atlas trojanischer Alterthümer widersprochen worden, und Conze wie auch Andere haben nach Besichtigung der Funde selbst diesen Widerspruch aufrecht erhalten. Läßt man aber auch die Repräsentation von vier Culturperioden fallen, so bleibt nach Schliemanns Darstellung immer noch die Möglichkeit einer mehrfachen Zerstörung der Ansiedlung und einer dadurch bewirkten Verschiedenheit der Schichtung. Um hierüber bestimmter urtheilen zu können, dürfte Schliemann bei der Wiederaufnahme seiner Ausgrabungen gut thun, langsamer als die beiden ersten Male in die Tiefe zu gehen, das oben Liegende hier und da stehen zu lassen, dasjenige aber, was, um tiefer zu kommen, durchaus zerstört werden muß, vorher erst ganz genau bis auf das kleinste Detail zu buchen, d. h. zeichnen zu lassen und zu beschreiben. Zahlreiche, zum größten Theile ohne Hülfe des Töpferrades blos aus der Hand gefertigte Töpfe, Schüsseln, Teller und Vasen aus Terracotta, darunter viele ganz vorzügliche sogenannte Gesichtsurnen, ferner auch solche Gefäße, welche die Gestalt von Thieren wiederzugeben versuchen, und solche, welche eigenthümliche, von Einigen für altkyprische Schriftzüge erklärte Zeichen enthalten; Tausende von Spinnwirteln aus demselben Material, deren Ornamentik nicht gemalt, sondern eingeritzt und mit weißem Thon gefüllt ist, und die zum Theil nicht ohne Schönheit sind; eine eben so große Menge steinerner wie auch bronzener Waffen und Geräthe, Messer aus Silex, schön geschliffene Hämmer, Aexte und Beile von Diorit, Handmühlensteine aus Trachyt, Gewichte von Marmor, Kalkstein und Granit, sehr vorzügliche Formsteine von Micaschiefer in Gestalt von Parallelepipeden, deren jede ihrer sechs Seiten mit Formen zum Gießen der verschiedenartigsten Waffen versehen sind, Schleudern von Magneteisenstein, ferner Streitäxte, Dolche, gerade und krumme Messer, Pfeile und Nadeln u. a. von Bronze; kostbare, wenngleich einfach gearbeitete und wohl größtentheils mit dem Hammer getriebene Vasen, Becher, Diademe in der Form von Gehängen, Armbänder, Ohrringe, Fingerringe, Nadeln u. a. von Gold, Silber und Elektron; endlich allerlei Werkzeuge von Elfenbein und Knochen, und viele den Gesichtsurnen zum Theil nicht unverwandte, die Nachbildung eines Menschenantlitzes versuchende, flach gebildete Idole aus verschiedenem Stein und von Knochen; zwischen allen diesen Dingen endlich

Digitized by Google

Urnen mit Seelcten, Meermuschelhaufen und selbst Rückgratwirbel von Haifischen: das sind die in den eben genannten vier Schichten vorkommenden prähistorischen Alterthümer, deren Hauptinteresse in der durch sie gebotenen, noch oft zu wiederholenden Vergleichung mit andern ähnlichen Funden liegt. Die Waffen und Werkzeuge von Stein und Bronze kehren in allen Museen prähistorischer Alterthümer wieder; die von Knochen und Elfenbein haben zahlreiche Analogien in den Funden aus den Schweizer Pfahlbauten. Die Spinnwirtel von Terracotta gleichen denen aus den Terramaren in Italien und anderswoher*); besonders sollen einige Exemplare des Museums in Modena den troischen sehr ähnlich sein. Ein ganz gleicher, mit eingeritzter und weiß ausgefüllter Ornamentik versehener Wirtel fand sich unter den mehrere tausend Jahre alten und selbst jenseits der mythischen Zeit der Griechen liegenden Alterthümern, die auf der Insel Santorin (Thera) unter einer dreißig bis vierzig Meter dicken Schicht von Bimstein zum Vorschein gekommen sind. Auch unter den Santoriner Terracottagefäßen finden sich Formen, besonders Schnabelgefäße mit Henkeln, die den troischen ganz gleich sind (vergl. Tafel 44, Nr. 1054), obwohl letztere, wie auch die Reste der entsprechenden menschlichen Wohnungen, wieder aussehen sollen, als ob sie im Vergleich zu jenen noch älter sein müßten. Einzelne mit Röhren zum Aufhängen an den Seiten versehene Vasen der untersten troischen Schicht sollen prähistorischen Gefäßen aus den Abruzzen im Museum zu Neapel und aus der Bretagne im Museum zu Vannes ganz gleich sein. Auch die in jüngster Zeit viel besprochene, von der Insel Kypros stammende, Sammlung Cesnola enthält solche Stücke, wie denn die einfache Linearornamentik der Schliemannschen Terracotten in ganz gleicher Weise besonders auf den kyprischen Alterthümern wiederkehrt. Bezüglich der schon erwähnten, mit kyprischen Buchstaben verglichenen Zeichen einiger Gefäße ist darauf aufmerksam gemacht worden, welcher Gewinn es sein würde, wenn bei den ferneren Ausgrabungen ein weiteres Material für diese Frage gewonnen würde. Im Museum von St. Germain-en-Laie und dem von Boulogne s/M. sollen sich Analogien zu einzelnen Gefäßen aus der dritten Schicht finden, welche Schliemann für das eigentliche Troja nahm. In der Sammlung assyrischer Alterthümer des Brittischen Museums fand Schliemann zwei mit eingeschnittenen Verzierungen und Röhrchen zum Aufhängen versehene Vasen von Nimrud, die den troischen sehr ähnlich sehen; ferner bronzene Streitäxte und Schleudern von Magneteisenstein, ganz wie die trojanischen Streitäxte und Schleudern. Die im Museum zu Pesth aufbewahrten Alterthümer des Szihalomer Grabfeldes

*) Der von Schliemann behaupteten Aehnlichkeit solcher mit Spinnwirteln aus Peru ist andererseits widersprochen worden, s. N. Jahrb. f. Philol. u. Pädag. Bd. 111 (1875) p. 259.

Digitized by Google

sollen zum Theil sowohl hinsichtlich ihrer Form und Farbe als auch ihrer eingeschnittenen, mit weißem Thon gefüllten Verzierungen den von Schliemann schon gleich unter der ersten hellenischen Schicht gefundenen Terracotten außerordentlich ähnlich sein. Die Gesichtsurnen erinnern an die pommerellischen, rheinischen und römischen Gefäße dieser Art; zwar hat Schliemann zwischen diesen und den troischen manche beachtenswerthe Unterschiede gefunden, allein das Princip, eine Gefäßform durch das menschliche Antlitz wiederzugeben, bleibt bei allen dasselbe. Gefäße in Thierformen finden sich ebenfalls vielfach, so z. B. auf der Insel Kypros und in den Sammlungen von Konstantinopel und Smyrna. Zu den erwähnten flachen Idolen von Stein und Knochen giebt es Analogien von den griechischen Inseln, besonders wieder von Kypros, ferner aber auch aus der Gegend von Plataiai und Mykene. Die kostbaren Goldgehänge erinnern an asiatischen, besonders phrygischen Priesterschmuck. Schliemann selbst vergleicht damit auch ein im brittischen Museum befindliches Diadem aus Abyssinien.

Was alle diese Gegenstände fernerhin interessant macht, das ist weniger der Stoff, aus dem sie bestehen, als die Form und die Art ihrer Verzierung. Die eingeritzte und an den Terracotten durch Füllung mit weißem Thon kenntlich gemachte Ornamentik dieser prähistorischen Alterthümer im Hügel Hissarlik, eine primitive Linearornamentik, deren Entstehung mit der ersten Technik des Flechtens, Webens, Stickens, Schnitzens und Treibens von Metallblechen in Zusammenhang gebracht ist, wird bei allen ältesten Völkerschaften von Kypros und Rhodos über die griechischen Inseln, das griechische Festland und Italien hinweg bis nach Jütland und dem höchsten skandinavischen Norden wie nach dem brittannischen Westen und Irland hin gefunden. Als ein bis in die indogermanische Urzeit hineinreichender und schon vor der weiteren Trennung der Völker dieses Stammes vorhandener Schatz einfachster Zierformen (d. h. Linearornamente mit Ausschluß der Pflanzenornamente, ferner ganz ornamental, nur in Strichen dargestellte Thierformen mit Ausschluß des asiatischen Panthers und Löwen, zuletzt auch eben so behandelte menschliche Figuren) muß diese Weise Jahrtausende unverändert in Vorderasien und ganz Europa geherrscht haben, bis die Griechen die ersten waren, die dieselbe verfeinerten und dann in der innigeren Berührung mit dem weiter nach Osten gelegenen und früher vorgeschrittenen Volk der Assyrier eine Kunstentwickelung ohne Gleichen erzeugten, in der das schon ihrer früheren Periode angehörende schöne Mäandermotiv alle Zeiten überdauert hat. Bei den übrigen alteuropäischen Völkerschaften aber herrschte die alte Linearornamentik unverändert fort. Sie wurde auch dann niemals völlig überwunden, als diese Völkerschaften, mit den gleichfalls frühe in die Berührung mit dem Orient hineingezogenen Etruskern, den Griechen in Südfrankreich und vielleicht

Digitized by Google

auch mit den Phöniziern von Spanien her in Verbindung und somit in den mittelmeerländischen Culturkreis eintraten. Wie die alte Ornamentik, besonders die Zickzackfigur, noch in den normannischen und romanischen Stil hineinragt und oft (so z. B. an dem Denkmal des Theodorich von Ravenna) in wunderlichster Weise mit der Antike verzwickt ist, dasist zur Genüge bekannt.

Die Ornamentik weist somit die Schliemannschen Funde in eine weit vor den Anfängen der eigentlich griechischen Kunstentwickelung liegende Periode, und der bloße Vergleich mit den Alterthümern von Santorin zeigt, daß dabei nach Jahrtausenden gerechnet werden darf. Aus diesem Grunde aber muß von vorn herein jeder Gedanke an irgend welche Identificirung des einen oder anderen der Schliemannschen Funde mit den homerischen Realien zurücktreten, ganz abgesehen davon, daß auch poetische Gründe solchen Identificirungen im Wege sind. Ueberdies verrathen die homerischen Kunstschilderungen, trotzdem in ihnen schon etwas von dem Geiste des späteren Hellenenthums pulsirt, einen Culturzustand, der, wie bekannt, nur aus der längst vorher geschehenen Berührung der Griechen mit der damals weit entwickelteren Cultur und Kunst der assyrischen Völkerschaften zu erklären ist, und also nicht das Mindeste mit denjenigen Zeiten, welchen die Schliemannschen Funde angehören, gemein haben kann.

Die Frage aber, ob nicht dennoch in den Schichten des Hügels Hissarlik jenes alte Troja verborgen liege, an das sich schon in urälteſter Zeit der Kern der homerischen Sagen ansetzte, ist bis jetzt weder mit irgend welchen Gründen zu verneinen, noch aber auch bestimmt zu bejahen gewesen. Daß aus den homerischen Gedichten selber, wenngleich bei der Erwägung von Für und Gegen unter allen Möglichkeiten der Hügel Hissarlik am besten wegkommt, kein fester unverrückbarer Punct für die Lage des alten Troja zu gewinnen ist, das kann jetzt als ausgemachte Thatsache gelten, sei es, daß dieselbe aus der F. A. Wolfschen Hypothese von verschiedenen Dichtern der Ilias, durch welche topographische, später bei der letzten Redaction nicht mehr auszugleichende Unebenheiten entstanden wären, erklärt werden müsse*), sei es, daß die dichterische Genügsamkeit Homers die Schuld trage, indem ihm gleich seinen Landsleuten, den Joniern, nichts daran lag, eine ihnen zugeführte locale Sage an der Quelle zu studiren, sondern beide, der Dichter wie die nächsten Zuhörer, keine andere topographische Weisheit forderten „als jene localen Stichwörter, mit denen schon die Sage ihre Einbildungskraft in mäßige Bewegung gesetzt hatte“**). Die unveränderte Aufnahme des Namens Skamander

*) Christ, die Topographie der troischen Ebene. Ber. d. K. B. Akad. d. W. 1874, II. Phil.-hist. Cl. 2, p. 212.

**) Hercher, über die Homerische Ebene von Troja. Aus d. Abh. d. K. Akad. zu Berlin, Phil. hist Cl. 1875 Nr. 4, p. 102.

Digitized by Google

in den epischen Vers, obwohl er in diesen nicht ohne eine derbe poetische Licenz eingeführt werden kann, ist neben dem Festhalten an der Ebene zwischen Ida und Hellespont ein ausreichender Erweis dessen, daß die Dichter der Ilias sich wie schicklich in den Hauptzügen von dem alten Local der Sage nicht zu entfernen wagten. Im Uebrigen aber hat die Herchersche Untersuchung klar dargethan, daß es den homerischen Dichtern nicht in den Sinn gekommen ist, irgend welche eingehende topographische Studien der Ebene zu machen, sondern daß sie sich mit der eben bezeichneten geographischen Basis der Sage auf Grund ihrer sonstigen landschaftlichen Erfahrungen abfanden und das Detail derselben ganz nach ihren poetischen Bedürfnissen gestalteten.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Reichstag. — Die Thätigkeit des Reichstages hat in dieser Woche fast ausschließlich das allgemeine Interesse in Anspruch genommen. Die orientalische Frage trat trotz ihrer drohenden Gestaltung vollständig zurück vor den Debatten über die Retorsionsbill um die Eisenzölle und vor den Verhandlungen über den Compromiß in den Justizgesetzen. Die Retorsionsbill, wie man das von dem Bundesrathe vorgelegte Gesetz über die Erhebung von Ausgleichungsabgaben gewöhnlich nennt, hat gleich vom Tage ihres Erscheinens an eine lebhafte Controverse hervorgerufen, die eine mehr und mehr ungünstige Wendung für das Gesetz nahm. Dasselbe verfolgt bekanntlich den Zweck, die deutsche Industrie gegen die Benachtheiligung zu schützen, die sie durch die Ausfuhrprämien erfährt, mit denen benachbarte Länder den Export ihrer Landesproducte befördern. In der Hauptsache richtet sich die deutsche Retorsionsbill gegen das Verfahren der französischen Regierung, welche durch die Gewährung von sogenannten titres d'acquits à caution eine Prämie auf die Ausfuhr der französischen Eisenwaaren setzt und die deutsche Eisenindustrie dadurch schwer schädigt. Die deutsche Regierung, indem sie es nun unternahm, unsere Eisenindustrie gegen das Vorgehen Frankreichs, welches durch künstliche Mittel die Grundlage der gleichberechtigten Concurrenz beider Länder verändert hat, zu schützen, stieß innerhalb und außerhalb des Parlamentes auf einen doppelten Widerstand. Erstens fürchtete man vielfach, das von dem Bundesrathe vorgelegte Gesetz möchte in seiner Wirkung einer Maßregel im Sinne des Schutzzolles gleichkommen und sodann hatte man constitutionelle Bedenken, der Regierung die Vollmacht zu ertheilen, nach ihrem Ermessen die Retorsionszölle herzustellen. Regierungsseitig wurde das Gesetz im Reichstage von den beiden Ministern Achenbach und Camphausen auf das nachdrücklichste vertreten. Der erste führte insbesondere aus, daß die Absichten

Digitized by Google

der Regierung keineswegs dahin gingen, schutzzöllnerischen Tendenzen Vorschub zu leisten. Es lägen keine Gründe vor, die Aufhebung der Eisenzölle wieder rückgängig zu machen. Andererseits aber habe die Regierung die Pflicht, die deutsche Industrie gegen Benachtheiligungen zu schützen, welche durch ein unbilliges Verfahren des Auslandes herbeigeführt würden. Die von der Regierung hierbei eingeschlagene Politik entspreche vollständig den bisher von ihr vertretenen Grundsätzen, welche sie auch in Zukunft festhalten werde. Camphausen hob in seiner Rede das politische Moment der Frage besonders scharf hervor. Er theilte mit, daß Deutschland mit Frankreich über die Angelegenheit der titres d'acquits à caution schon seit längerer Zeit Verhandlungen pflege, daß aber der Ausgang derselben noch sehr zweifelhaft sei. Es würde, bemerkte der Minister, nicht im Interesse der Macht und der Würde Deutschlands liegen, wenn es das ihm von Frankreich auf wirthschaftlichem Gebiete zugefügte Unrecht nicht zurückweisen wollte. Jedenfalls würde in Zukunft in der Handelspolitik der deutschen Regierung die nationale Seite stärker betont werden als vorher.

Von Seiten des Hauses wurde die Debatte vornehmlich durch die Abgeordneten Braun und Bamberger geführt und zwar in einem Sinne, der dem Schicksal des Gesetzes verhängnißvoll zu werden droht. Beide waren zwar durchaus mit dem Ziele der Regierung einverstanden, ungebührliche Benachtheiligungen von der heimischen Industrie abzuwenden, beide aber führten gegen das Gesetz an, daß es nicht die richtigen Puncte träfe, an denen diese Hülfe geleistet werden müsse, und beide hoben endlich die staatsrechtlichen Bedenken hervor, welche sich der Ermächtigung des Bundesraths zur Ausübung gesetzgeberischer Befugnisse entgegenstellten, deren Grenzen der Reichstag nicht übersehen könne. Die Discussion endete mit der Verweisung des Gesetzes an eine Commission. Bei der Kürze der Zeit, welche dem Reichstage noch zugemessen ist, wird dieses Ergebniß der Debatte allgemein als eine Ablehnung der Vorlage angesehen. Thatsächlich wenigstens dürfte sie einer solchen gleichkommen, da es dem Hause wohl an Zeit gebrechen wird, um sich noch einmal mit dem Gegenstande zu beschäftigen.

Des Antheiles, den Fürst Bismarck an der Debatte nahm, gedenken wir erst jetzt, nachdem wir über ihren Ausgang berichtet, weil die bedeutsamste Stelle der Rede des Reichskanzlers diesmal nicht der zur Verhandlung stehenden Sache selbst galt, sondern einer anderen Frage, auf die Fürst Bismarck bei der ihm vom Abgeordneten von Schorlemer gebotenen Gelegenheit übersprang. Der genannte Abgeordnete erging sich nämlich sehr beredt über die Nöthe der Eisenindustrie, erklärte, daß diese Uebelstände zum guten Theile durch die wirthschaftliche Politik der Regierung hervorgerufen seien und machte den Kanzler für diese Politik verantwortlich. Fürst Bismarck benutzte diesen

Digitized by Google

Anlaß, um seine Ansicht über seine staatsrechtliche Stellung als Reichskanzler und preußisches Mitglied des Bundesrathes auszusprechen. Man wird gut thun, diese Aeußerung genau zu erwägen, da sie, so oft künftig die Frage der Reichsministerien wieder angeregt werden wird, bei den Verhandlungen über diese Angelegenheit schwer in das Gewicht fallen wird. Fürst Bismarck lehnte die Verantwortung für die wirthschaftliche Politik der Regierung ab, da er nicht für den Gesammtumfang der Regierungspolitik verantwortlich sei. Diese Beschränkung liege eben in der Stellung eines Kanzlers, der Kanzler sei nach der Verfassung der verantwortliche Beamte der Executivgewalt, er trage aber nicht die Verantwortung für jede genommene oder unterbliebene Initiative auf dem Gebiete der Gesetzgebung. Diese liege bei dem Reichstage und bei den einzelnen Regierungen. Leider machten die Regierungen von dem Rechte der Initiative nur einen spärlichen Gebrauch, daher komme es, daß dem Reichskanzler gesetzgeberische Aufgaben in größerer Menge zugeschoben würden, als das Reichskanzleramt zu leisten im Stande wäre. Das sei nicht die ursprüngliche Absicht bei der Schöpfung der Verfassung gewesen, es sei sogar zweifelhaft, ob der Reichskanzler überhaupt die Competenz habe, Vorlagen im Reichstage einzubringen. Jedenfalls spreche er, der Reichskanzler, zum Reichstage nicht als solcher, sondern als preußisches Bundesrathsmitglied, und wenn Jemandem im Reichstage die wirthschaftliche Politik der Regierung mißfalle, so möge er sich an alle diejenigen halten, welche eine eigene Initiative zur Gesetzgebung haben, nicht aber an den Reichskanzler. Diese Definition der Stellung des höchsten Executivbeamten des Reiches, von ihrem Träger selbst gegeben, wird jedenfalls eine Klärung der Anschauungen in dieser schwierigen staatsrechtlichen Materie herbeiführen.

Der vom Abgeordneten Windthorst eingebrachte Antrag auf zweijährige Verlängerung der Eisenzölle führte am Mittwoch zu einer Debatte, die sich sachlich fast durchweg an die über die Retorsionsbill anschloß, sich aber hinsichtlich ihres Ausganges erheblich von ihr durch die Entschiedenheit ihres Ergebnisses unterschied. Der Antrag fiel mit 213 gegen 105 Stimmen. Dieses Verhältniß zeigt ohne weiteres, wie aussichtslos alle Bestrebungen sind, welche von Seiten der Schutzzöllner gemacht werden, um durch die Factoren der Reichsgesetzgebung eine Förderung ihrer Sonderinteressen zu erwirken.

Die letzten Tage der Woche bewegte sich fast jedes öffentliche oder private Gespräch um die Frage des Schicksals der Justizgesetze. Achtzehn Reichstagsbeschlüsse hatten die verbündeten Regierungen als unannehmbar bezeichnet. Fast die gesammte Presse gab in Folge dessen und in Folge der gegensätzlichen Haltung vieler parlamentarischer Kreise das Zustandekommen der Gesetze schon verloren. Inzwischen dauerten aber die vertraulichen Besprechungen des Reichskanzlers mit den Vertrauensmännern der nationalliberalen Partei,

Digitized by Google

den Abgeordneten von Bennigsen, Lasker und Miquel fort. Am Sonnabend erfolgte zwischen ihnen der Compromiß und noch an demselben Tage wurde derselbe von der nationalliberalen Partei mit allen gegen vier Stimmen angenommen. Damit ist das Zustandekommen der Gesetze gesichert. Die Kraft des nationalen Gedankens hat alle entgegenstehenden Bedenken siegreich überwunden. Der Ausgleich ist im wesentlichen herbeigeführt durch die Concession, welche man den Regierungen dadurch machte, daß man alle zum Zwecke der Verbesserung der rechtlichen Stellung der Presse gefaßten Beschlüsse des Reichstages fallen ließ. Weitere Opfer sind in materieller Hinsicht von Seiten des Reichstages nicht zu bringen, vielmehr ist bei der Ausgleichung der übrigen Differenzpuncte der principielle Standpunct des Reichstages gewahrt geblieben.

J.

Literatur.

Das Leben Felders. Von H. Sander. Innsbruck. — Die schon in zweiter Auflage vorliegende Biographie des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzer Walde, der namentlich mit seinen „Sonderlingen" sich rasch in die Gunst eines großen Publicums setzte, hätte ohne Zweifel durch Weglassung mancher Einzelheit und eine etwas gedrängtere Fassung nur gewinnen können. Indessen auch so ist sie willkommen zu heißen als die Erneuerung des wohlverdienten biographischen Denkmals für einen originellen und in seiner Art bedeutenden Mann, der freilich als Dichter von gewisser Seite wohl etwas überschätzt worden ist. Im Nachwort zu dieser neuen Auflage hat der Herausgeber die Geschichte des Monumentes beigefügt, welches Felder in seiner Heimath errichtet worden ist; ein interessanter Beitrag zur Culturgeschichte des Vorarlberger Landes, und wohl geeignet, demjenigen, der aus solchen Verhältnissen sich emporarbeiten mußte, neue Sympathien zu erwerben.

Dantes göttliche Komödie, übersetzt von K. Bartsch. Leipzig, Vogel. — Eine neue Uebersetzung der „divina comedia" war nicht eigentlich ein literarisches Bedüfniß. Wir hatten die Uebersetzungen von Kannegießer, Streckfuß, Witte, Rotter, Philalethes, Blanc und hätten damit auskommen können; um so mehr als wer sich ernstlicher mit Dante beschäftigen will von der Unvollkommenheit aller Uebersetzungen sehr bald überzeugt werden und dem Studium des Originaltextes sich zuwenden wird. Indessen ist es ganz richtig, was Bartsch im Vorwort bemerkt, daß, will man einmal zu einer wirklich guten Uebersetzung gelangen, immer neue Versuche gemacht werden müssen und zwar mit redlicher Benutzung alles früher Geleisteten: von diesem Standpunct aus kann man auch der vorliegenden neuen Uebertragung ihre Berech-

tigung nicht versagen. Während Blanc, Philalethes und andere auf eine Uebersetzung in Reimen glaubten Verzicht thun zu müssen, hat Bartsch sich diese Fessel wieder auferlegt, wenn er auch an die Wiedergabe der meist weiblichen Reime des Originals sich nicht glaubte binden zu müssen. Es ist klar, daß hierdurch sehr oft, eben um des Reimes willen, in die Uebersetzung kam, was nicht im Originale steht, und nicht immer ist die Abweichung der Uebersetzung eine nur unbedeutende, wie beispielsweise in den berühmten Anfangsstrophen des dritten Gesanges der Hölle, wo Bartsch die Worte: „fecemi la divina potestate, la somma sapienza e'l primo amore" übersetzt hat: „Es schuf Allweisheit, sich zu offenbaren, Allmacht und erste Liebe meine Mauer". Von der „Offenbarung" und von der „Mauer" steht nichts bei Dante (dessen Worte an dieser Stelle übrigens Streckfuß am besten wiedergegeben haben dürfte), beide hat nur die Rücksicht auf den Reim hervorgebracht. Auch in anderer Beziehung ist an der vorliegenden Uebersetzung mancherlei auszusetzen. Es fehlt nicht an recht prosaischen Wendungen, an etwas gewaltsamen Wortstellungen und dergleichen, aber freilich in welcher anderen Uebersetzung fände sich solches nicht ebenfalls? Nimmt man Alles in Allem, so kann die vorliegende Uebersetzung immerhin eine gute genannt werden; einen großen Vorzug vor den schon früher vorhandenen vermögen wir ihr freilich nicht einzuräumen. Uebrigens geht der Uebersetzung eine kurze Einleitung voraus und begleiten den Text erläuternde Anmerkungen. Durch beides wird der Leser in genügender und passender Weise eingeführt in die Lebens- und Bildungsverhältnisse des Dichters und seiner Zeit und über die Hauptschwierigkeiten des Verständnisses der Dichtung hinweggebracht, welche unstreitig die schönste ist von allen Dichtungen „del bel paese là dove il i suona". —i—

Notiz.

Aufruf zur Beschickung der Wiener historischen Kunstausstellung von 1877. — Bekanntlich wird die Wiener Akademie der bildenden Künste das Fest ihrer Uebersiedlung in das neue, durch kaiserliche Huld ihr angewiesene Gebäude durch eine sämmtliche Fächer der bildenden und zeichnenden Künste umfassende historische Kunstausstellung begehen, welche vom 15. März bis 15. Mai 1877 dauern und ein Gesammtbild von dem künstlerischen Wirken der Akademie und der Wiener Kunst von der Zeit der Gründung jener Anstalt unter Kaiser Leopold I. bis auf die Gegenwart darbieten soll.

Zahlreiche Anmeldungen eröffnen jetzt schon die freudige Aussicht, in dieser Ausstellung eine Fülle ebenso interessanter als schöner Kunstwerke vereint zu finden.

Angesichts des mit 31. December dieses Jahres schließenden Anmeldungstermines, welcher von Einzelnen übersehen sein könnte, glaubt die Ausstellungscommission nochmals an alle Künstler und Kunstfreunde die dringende Einladung richten zu sollen, sich an der Ausstellung zu betheiligen, um derselben jene Vollständigkeit zu sichern, welche im Interesse dieses eminent vaterländischen Unternehmens liegt, das zum ersten Male die Gelegenheit bieten wird, einen geschichtlichen Ueberblick über die so reichen Kunstbestrebungen Oesterreichs während unseres und des vorigen Jahrhunderts zu gewinnen.

Wien, December 1876.

Für die Ausstellungscommission
Der Rector:
Friedrich Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 21. December 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

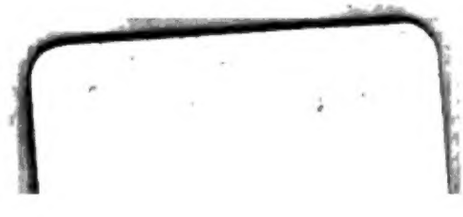
Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419



Digitized by Google